Digitized by Google

4° Per. 5 (1805

Digitized by Google

<36606294530010

<36606294530010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Aurora,

eine

Zeitschrift

aus dem südlichen Deutschland.

Mit Kupfer.

1805.

München,
in der Scherer'schen Buchhandlung.

Mit Hübschmann'schen Schriften.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

1805. Nr. 1.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 2. Januar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

An die Leser und Leserinnen, zum neuen Jahre.

Ein gütiger Vater,
Gab der Allmächtige
Drei Engel dem Menschen
Auf seiner Reise.

Daß er nicht zweifle —
Wenn er dem Glück im
Schoße das Laster,
Zu seinen Füßen
Den Frommen findet —
Dennoch nicht zweifle,
An dem, was die Stimme
Im Busen ihm sagt:
Dafür wahrt ihn
Der Glaube, der feste.

Daß ihm nicht sinke
Der Muth, wenn ringsum
Feurige Wetter
Herniederprasseln,
Und ihm die goldene
Ernte zerschlagen:
Dazu stärkt ihn
Die Hoffnung, die treu'ste
Aller Gefährten.

Daß er nicht einsam
Dasteht am kalten
Morgen, in schwüler
Mittagshitze, im
Freundlichen Abendroth;
Sondern sich freue
Des geprüften Freundes,
Der zarten Geliebten,
Der guten Kinder:
Das verdankt er
Dem Engel der Liebe.

Mögen die drei euch
Treu geleiten
Zum späten Grabe!

Digitized by Google

Glauben und Wiſſen *).

Die Pforten des Lebens ſchlagen aus einander, und aus dem Dunkel, das ſtill und heimlich hinter ihnen liegt, heben unſichtbare Geiſterarme das ſchlafende Kind herauf, und legen ſanft es in den Eingang nieder. Da küßt der erſte Sonnenſtrahl das Antlitz des Neugebornen, und lächelnd grüßt die Welt den jungen Ankömmling; aber durch die offene Pforte flattern freundliche Genien herbei; die Mutterliebe hat aus den Tiefen der Ewigkeit beſchwörend ſie hervor gerufen, und in ſchöner Geſchäftigkeit regen ſie ſich um des holden Säuglings Wiege, jegliche Gefahr wehren ſie von ihm, und weben zarte Träume, in die ſie Vergangenheit und Zukunft, die Anſichten des Lebens, ſeine Poeſie und ſeine Anſchauungen wie weiche Roſenknoſpen flechten, und weben den Kranz, in milde harmoniſche Laute aufgelöſt, dem jugendlichen Gemüthe zu, daß ſein Entzücken ſich in dem ſanften Lächeln mahlt, das auf des Säuglings Wangen ſpielt, und um ſeine Lippen ſchwebend ihn verklärt. Durch das ganze frohe Kindesalter flattern die freundlichen Geſpielen dem zarten Weſen liebkoſend zur Seite; in kindiſchem Geſchwätze erklären ſie ihm die ſtumm verſchwiegenen Hieroglyphen des Lebens, die Bilderſprache, in der die Natur mit ihm ſich unterhält; alle kleine Kinderfreuden laden ſie zuſammen, und laſſen ſie um den Liebling gaukeln; alle glimmenden Gefühle fachen ſie in ſeiner jugendlichen Seele an; alle ſchlummernden Empfindungen wecken ſie mit ſanften Worten auf, und wenn ſie dann erwachen, ſehen ſie ſich von einer phantaſtiſchen Zauberwelt umfangen: überall nicken ihnen liebliche Blumen freundlich zu, und aus den Blumen ſtrecken überall dem Kinde kleine Engelgeſtalten einladend die Arme hin und wollen es umarmen, und alles glüht brennend in ſchönen hellen Farben mit Gold beſäumt, von reitzenden Tönen durchklungen. Aber da, wo ſich die Zeiten ſcheiden, wo das Kind zum Jüngling wird, da müſſen auch die lieben Jugendgefährten ſcheiden; weinend klammern ſie ſich an den Liebling feſt, der ſie nicht laſſen will; ſie gehen und kehren wieder; aber der Vater, in ihm die Wahrheit, winkt ſtreng und feſt, und ſie müſſen trauernd von einander laſſen, und die Himmliſchen wieder zurück zur Heimath kehren. Eine zweite Schaar ernſterer Genien geſellt ſich dem Verlaſſenen, Einſamen zu; über Höhen führt der Pfad, aus der Dämmerung der Gefühle in den lichten Aether der Erkenntniß hinauf, in die Fernen des Alls dringt der Blick unaufgehalten vor; die Unermeßlichkeit ſchlägt ihren Sternenmantel aus einander, entlegene Welten thauen in Lichttropfen hernieder auf das Auge, und die Tiefen des Geiſtes durchblitzen andere höhere Sonnen, entlegene geiſtige Welten dämmern dort in matten Lichtnebeln trüb und dunkel auf. Und unten um den Fuß der Alpe liegt das Leben ausgebreitet, und in ſeinen Schoß führt hinab der Weg; da weckt der Ruhm, da ringt die Kraft, da toſt der Krieg, die Stärke herrſcht, die Energie gebietet, hinunter zieht es den Jüngling in den Sturm. Aber noch blickt er ſehnend nach dem fernen Morgenlande zurück; da ſieht er die lieben Geſpielen ſeiner Jugend die Monumente der Vergangenheit umſchweben, unter den Blumen ſind ſie zurück geblieben die freundlichen Flügelkinder, am Himmel ſtehen wie goldene Wölkchen die zarten Träume, die ſie webten, und ſchwermüthig bewegt horcht er den verklungenen Lauten, die wie ferne Echo's von dort her zu ihm herüber tönen. Und die geflügelten Kinder ſtehen von ferne, und reichen winkend die Arme zu ihm hinüber, und ſchweben flatternd näher, und die Echo's werden kürzer; da fällt blitzend eine Flamme vom inneren Himmel herunter, und ſchlägt in den äußeren hinein, und verwandelt iſt die Umgebung: die Blumen des Frühlinges ſchließen ſich von neuem auf, und duften ſtärker, die ernſten Genien ſpielen die Spiele der Jugend, und die Genien der Jugend tändelnd ernſthaft geſchäftig mit Maßſtab und Cirkel, und der lieblichſte, der freundlichſte umarmt zart umfangen den trunkenen Jüngling in der Geſtalt der Geliebten, und wie ſie ſich umfaſſen, iſt die Vergangenheit mit der Gegenwart eines geworden, und die Wahrheit mit der Schönheit, und die Anmuth mit der Kraft in Liebe. Und gemeinſchaftlich ſteigen die Verbundenen nun hinab ins wilde Leben, und kämpfen ſeine Kämpfe mit, und ringen mit nach dem großen Ziele, das der Menſchheit aufgegeben iſt, und bewegen ſich mit um das ferne Ideal; aber in dem kleinen Kreiſe, in dem ſie ſich um ſich ſelbſt bewegen, iſt nicht Hader, Zwiſt und Krieg: ein neues, junges, friſches Leben ſproßt freudig in ihm auf, und die Unſchuld feſſelt in ihrem Schoße das Loſungswort des Krieges, und aller Zwieſpalt ruht, ſo lange ſie das Wort bewahrt.

Das iſt das Menſchenleben, und das im Einzelnen die Geſchichte der Menſchengattung! Da, als unſere Zeit begann, da wurden die göttlichen Myſterien zum erſten Mahle gefeiert, da ſtanden die Geſchlechter auf in Gott, und aus ihm ging die Welt und alles, was in

*) Ein neueres Werk des Herrn Profeſſor Görres, welches in Zeit von vierzehn Tagen im Verlage der Schererſchen Buchhandlung erſcheinen wird, und wovon dieſe Einleitung als eine Probe der darin herrſchenden warmen und kräftigen Schreibart, dem Leſer willkommen ſeyn dürfte.

Digitized by Google

ihr begriffen ist, die Substanzen und die Geister allzumahl hervor, und traten in die Zeitlichkeit. Da ward auch die jungfräuliche Erde vom Geiste zum ersten Mahle befruchtet; Funken des Geistigen fuhren nieder in die irdische Substanz, die selbst vom Sonnen-Principe schon durchdrungen war, und unter dem brausenden Gähren, das den Schöpfungs-Act umglühte, öffnete sich der Schoß der schwangeren Erde, und die organisirte Natur trat, eine Zwillingsgeburt, an's Licht hervor. Die stille, liebliche Pflanzenwelt stieg zuerst aus dem gebährenden Schoße herauf, und ließ nicht von der Mutter; die Thiere kamen zunächst hervor, und zwar die dem Pflanzengeschlechte verwandten zuerst, dann später und später jene, die des Geistigen mehr in sich tragen; die Urkraft war gezählt, und jedem sein Theil vertraut; die letzte und kräftigste Zusammenziehung aber brachte den Menschen herauf, ungezählt ward dem die Kraft zugetheilt, in seinem Leben lebte alles Leben, ihm ward der Sinn verliehen für das Ueberirdische, eine Blume einer höheren Natur, die ihren Kelch der ewigen Sonne, der Gottheit, öffnet, und ihre Strahlen trinkt. Und in der Mutter pulsirte froh das warme Herz, das höher schlug, und an ihrem Busen lag der Liebling, und schwelgte in den Schätzen, die sie für ihn heraufgetrieben hatte, und zart und sorgsam pflegte sie seine Jugend, und brachte Nahrung, Spiel und Freude ihm, und glattete ihn mit Gesundheit aus, daß er froh und kräftig sproßte und wuchs; und alle Götter freueten sich, wie sie, eine göttliche Madonna mit dem geliebten Kinde, schwebte. Und wie der Vater das junge Geschlecht wachsen und gedeihen sah, da sandte er ihm höhere Wesen, Sonnengeborne, als Gespielen zu; die pflegten sorgsam die höheren Kräfte, sie lehrten ihm die Sprache, damit es seine Gedanken in sie kleiden möge, sie wandelten mit ihm durch Blumen, und es lernte die Geheimnisse der Natur in ihnen lesen, die gebrochenen Laute der Elemente vernahm es horchend unter ihrer Leitung, und die Weise lernte es verstehen, wie aus Liebe und Haß das All geworden ist, in die Geheimnisse der Götter war der unbefangenen Unschuld noch der Blick vergönnt. Aber als das jugendliche Geschlecht erwachsen war, und in seiner Kraft sich fühlte, da regte sich der wilde Freiheitsdrang, die gewaltigen Triebe wachten, und auf die zerstöhrenden Leidenschaften und mit ihnen kam der Krieg in diese Welt. Da mußten die Kinder der Sonne scheiden, die Erde zog sich in sich selbst zurück, und nur in der hohen Mythe lebten die Göttlichen fort und wandelten unter den Sterblichen; in ihr ward das Andenken des goldenen Jugendalters aufbewahrt, und was die Himmlischen den Erdgebornen lehrend mitgetheilt, die Wahrheit, war in ihre Allegorien eingehüllt, und der ganze offene Himmel in ihr abgespiegelt. Und mit der edeln Mitgabe, die ihm die Götter gönnten, warf das freigeborne Geschlecht sich in die Strudel des Lebens hin, von wilden, empörten Kräften aufgeregt, taumelt es durch die Geschichte durch, nach Jahrtausenden fluthet und wogt die Menschheit, noch ein stürmisch bewegtes Meer, aus dem immer noch die göttliche Aphrodite nicht steigen will. Denn noch dauert der wilde Zwist, noch hebt das Geschlecht nicht das Haupt in höhere Regionen, in der Tiefe reibt es sich selbst in grausamer Verworrenheit, wie von Fieberwahn geblendet, auf; wenige nur mögen ihr Inneres dem milden Strahle des Göttlichen erschließen, wenige nur mögen mit dem Irrthume ringen, und der Götter-Fabel die Wahrheit abgewinnen. Und wie ein erhabenes großes Meteor steht die Mythe fern am Morgenhimmel, durch das Lichtgewölke bricht die Sonne der Ewigkeit hervor, aber mit der Sonne kämpft der Nebel, der auf der Erde liegt, und trüb und dumpf die Menschen umhüllt, daß sie nicht den reinen Aether mit seinen Sternen schauen, und tastend das Gröbste nur begreifen; und noch ist dieser Nebel nicht bezwungen, stellenweise zerreißt ihn die Nacht des überirdischen Lichtes nur, und in wessen Seele dann die Klarheit scheint, dem ruft sie aus der Nacht eine wundersame Zauberwelt herauf, und die Glanzwelt erscheint ihm als sein Jugendland, und tiefe Rührungen ergreifen ihn, und verhüllte Erinnerungen ziehen am Gemüthe vorüber, und es kann sich nimmer auf das Wort besinnen, bei dem es die Ziehenden beschwören möchte. Aber schnell verschwindet der Zauber wieder, und die Menschen glauben die Geschichte nicht, sie alle treibt ein unerklärbares Sehnen nach dem Höheren hin; aber die innere Stimme mißverstehend, beten sie die Wolken an, die durch ihren Dunstkreis ziehen, und die Schätze, die die Erdgeister ihnen bieten. Denn noch ist die Zeit der hohen Liebe nicht gekommen, noch sind die Nebel nicht gefallen, noch sind die großen Räthsel nicht gelöst, der Irrthum hält die Wahrheit immer noch gefangen, die Kräfte sind noch nicht zum Ebenmaß gebracht, fruchtlos sieht das unwürdige Geschlecht nach Morgen hin, von wo die göttliche Geliebte ihm kommen soll, die Erde bleibt immer in sich selbst verschlossen; verborgen, fern von dieser Zeit sind die Wunder der Vergangenheit, und die göttlichen Gestalten, die in der Jugendwelt unter den Sterblichen wandelten.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Die Wallachen.

(Aus den Briefen eines Reisenden.)

— — cum frigida parvas
praeberet spelunca domus, ignemque laremque,
et pecus et dominos communi clauderet umbra *).

Gerade so, wie in den Tagen des Königs Saturnus, auf welche sich diese Stelle aus dem Juvenal bezieht — sieht es jetzt noch hier zu Lande aus. Die kleine, finstere, schwarz geräucherte Hütte des Wallachen ist zu gleicher Zeit sein Wohn- und Schlafzimmer, sein Speise- und Gesellschaftssaal, und was noch mehr ist, Küche, Stall und Rumpelkammer. Wer aber daraus, wie dort, auf ein goldenes Seculum schließen wollte, der möchte sich gewaltig irren; denn, wenn das damahlige Leben ein ewiger Fasching und Kirchweihtag war, so ist dieses hier eine immerwährende Char- und Passionswoche. Die Ursache dieser Differenz liegt weder in der physischen Beschaffenheit des Erdreiches, noch in den verschiedenen Natur-Anlagen der Bewohner desselben; sondern in der undegreiflichen Art, wie dieses Land von seinen großen und kleinen Despoten — von jenen freilich mehr negativ — beherrscht wird. Mehr als ein Mahl mußte ich mich ernstlich daran erinnern, daß ich nicht auf dem Cap oder einer anderen unserer außer-europäischen Besitzungen sey, sondern in Europa selbst — denn eben diese Schandbilder menschlicher Herabwürdigung hatten einst meinem Geiste vorgeschwebt, da ich aus den Berichten der Reisenden das elende Schicksal der Hottentotten und anderer Blutopfer der speculativen Industrie kennen lernte. Wie kann es auch anders seyn? Den Hospodaren wird diese Provinz immer nur auf drei Jahre gleichsam verpachtet. Sie müssen die Ernennung zu diesem Posten mit großen Summen öffentlich und heimlich erkaufen, und eben so große nachzahlen, um nicht in Ungnade vor der Zeit abberufen zu werden. Indessen müssen sie nicht nur mit der ihnen eigenen Pracht Hof halten, sondern sich auch einen Nothpfennig für die Zukunft zusammensparen. Man kann denken, daß die Einschnitte, die man sich zu machen genöthigt sieht, um diesen Lebensbalsam, dieses aqua d'or zu erhalten, oft, statt in die bloße Rinde, bis ins Mark gehen, und durch solche unkluge Operationen ganze Zweige verdorren.

Auch die geographische Lage dieses Landes war von jeher eine Ursache mehr zu seinem Ruin. Vermöge dieser ist in allen zwischen den drei Kaiserhöfen entstehenden Streithändeln die Wallachei immer der Schauplatz des Krieges und seines ganzen verwüstenden Gefolges. Bleibt dieser aber einige Jahre aus, so wird sie dafür — um ja jeder Opportunität zu einer pestilenzischen Krankheit schon von weitem vorzubeugen — zuweilen von Heuschrecken besucht, welche die Aecker und Fluren, oder auch von einer Art Fliegen — muſske reu — die das Vieh zu Grunde richten. Die ersteren sind nun zwar eine Schickung Gottes, gegen die man nicht viel Einwendung machen darf; wegen dem letzten Unheil aber wäre der heilige Georg aus dem Interdicte: de via publica et si quid zu belangen; denn Er hat, wie ich mir erzählen ließ, den abgehauenen Kopf des Lindwurmes hierher, in die kolumbazer Höhle geworfen, und daraus ein wahres morticinium gemacht, welches nun der Eierstock und die Pepinière dieser sechsfüßigen Landplage ist.

Dennoch ist dieses die nähmliche Provinz, aus welcher die römischen Armeen, die gegen die Scythen und Sarmaten fochten, ihren meisten Unterhalt zogen. Nach dem, was ich im Durchfluge beobachtete, würden heut zu Tage keine großen Heere aus ihrem Mittel unterhalten werden können. So wie der Feldbau, ist auch der Weinbau nicht sehr beträchtlich. Die Bienenzucht ist mehr ausgebreitet. Zwetschenbäume sieht man in großer Anzahl, und auch eine nicht geringe Menge Hanf wird hier producirt. Die Männer bauen und die Weiber verarbeiten ihn. Weiter gehn meine eigenen Bemerkungen nicht, und um etwas bestimmteres zu erfragen, verstanden ich und meine Begleiter die Sache zu wenig.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Juv. Sat. VI. init.

Reflexionen *).

Je größer der Kreis ist, in dessen Umfang unsere nützliche Thätigkeit fällt, desto leichter fallen wir selbst aus diesem Kreise.

Der guten Grundsätze schämt man sich, wie der Unschuld, um des guten Tones willen.

Bei weitem der größere Theil der vorgeblich gebildeten Menschen, sind — um in der Stallmeisterſprache zu reden — gebrochene Menschen, das heißt, den vollkommen zugerittenen Pferden gleich, die gar keinen Willen haben außer dem Willen ihres Reuters.

Kräftige Naturen lassen sich, wie Diamanten, nur mit ihrem eigenen Pulver schleifen.

*) Aus den Novellen und Reflexionen des Herausgebers der Gesch. des Gr. Donamar.

Digitized by Google

1805. Nr. 2.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 4. Januar.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Die Wallachen.

(Aus den Briefen eines Reiſenden.)

(Fortſetzung.)

Um Dir aber die Fortſchritte der Baukunſt durch eine Paraphraſe der oben angeführten Worte des Dichters etwas anſchaulicher zu machen; müſſen wir auf einen Augenblick zurück kehren unter die Dächer der Landesbewohner. Ich bediene mich des Ausdruckes Dächer, indem ich das Object nach ſeinem größten und in die Augen fallendſten Beſtandtheile benenne. Daß man bei der Conſtruction derſelben die drei Hauptbegriffe der Feſtigkeit, Bequemlichkeit und Schönheit nicht ſonderlich vor Augen hat, läßt ſich daraus ſchließen, daß der Wallache, ſo gut wie Biber und Ameiſe, ſein Neſt ſelbſt bauet. Er braucht weder Maurer noch Zimmermann dazu — höchſtens ein Paar Nachbarn oder Verwandte. Dieſe gehen zuſammen hinaus in den Wald, fällen vier große und eine Anzahl kleinerer Bäume, und führen ſie auf dem Wagen nach Hauſe. Oft geſchieht es, daß es an dieſem fehlt, und alsdann wird er, als questio praeliminaris, auch erſt im Walde zu Stande gebracht. Jene vier Bäume ſind nun die Grund- und Eckpfeiler, zwiſchen welchen die Queerbalken, einer über den anderen, mit der Rinde, wie ſie abgehauen worden, eingeſchlagen werden. Wo man ein Fenſter oder eigentlicher ein Guckloch anbringen will, ſchneidet man einen von den Queerbalken etwa drei viertel Schuhe weit ein, und verklebt die Oeffnung im Winter mit einem Stücke in Oel getränktem Papiere. Die Ritzen und Spalten zwiſchen dieſer Art Wand werden mit Erde und getrocknetem Kühmiſte ausgefüllt. Wenn auf dieſe Weiſe noch ein breiter Herd, ein Rauchfang aus einem hohlen Baumſtrunke oder von geflechtenen Binſen, und ein regendichtes Strohdach angebracht ſind; ſo begreift der Architect nicht, was man noch an ſeinem Machwerke entbehren könne, und lebt in dieſer, kaum ſieben Schuh ins Geviert haltenden Spelunke mit ſeiner ganzen zwei- und vierbeinigen Familie in beneidenswerther Eintracht und Genügſamkeit beiſammen. Wahrlich, noch nie habe ich ſo eine deutliche Vorſtellung von dem Leben und Weben in der Arche Noah gehabt, als die erſte Nacht, in welcher mich das Regenwetter nöthigte, in einem dieſer encyclopädiſchen Behälter zuzubringen. Nur die Grandes und Magnaten dieſes Volkes beſitzen deren zwei oder drei neben einander.

Bei aller der Rohheit, die eine ſolche Lebensart vorausſetzt, ſcheinen die Wallachen im Grunde kein böſes Volk zu ſeyn. Ihre Weiber und Töchter beſonders ſind freundliche, gutmüthige Geſchöpfe, und auch viel hübſcher und reinlicher, als ihre etwas unſauberen und trotzigen

Väter und reſpective Ehehälften. Ihr Wuchs iſt faſt durchaus gefällig und leicht — in den Städten ausgenommen, wo ihnen eine ununterbrochene Ruhe die zu ihren drei und dreißig Schönheits-Requiſiten erforderlichen pausbackigen Geſichter und den fingerdicken Speck huldreichſt angedeihen läßt. Ihre Kleidung iſt ebenfalls nichts weniger als häßlich oder zurückſchreckend. Ein ſchneeweißes, am Halskragen und den kurzen Ermeln mit farbiger Seide oder falſchem Golde ausgenähtes Hemd — ein nicht ſehr langes, auf beiden Seiten von oben bis unten offenes Jupon von dunkelbraunem wollenem Zeuge, ſtatt der Franzen mit einem Regenbogen von vielfarbigen Wollenfäden behangen, und unter den Brüſten mit einem ſchmalen Gürtel feſtgehalten — iſt alles, was ein Weib von der bemittelten Claſſe um und an hat. Ihre aufgeflochtenen, caſtanienfarbigen Haare und das weiße mit Münzen und Glasperlen geſchmückte Tuch, nach Koſacken-Art um den Kopf gebunden, kleidet ihre kleinen, braunen, ovalen Geſichterchen allerliebſt. Zu Hauſe gehn ſie meiſtens barfuß — das war nun, was mir am wenigſten gefiel, obſchon ſich in dieſem Falle der Blick nicht lange bei den unangenehmen, unterſten Verhältniſſen aufhält. — Sobald ſie hingegen in die Stadt oder Kirche gehen, tragen ſie kurze Stiefel von rothem oder gelbem Leder, die ſie aber bei zufällig einfallendem Kothwetter ſogleich ausziehen, und, um ſie nicht zu beſchmutzen, in der Hand tragen. Eitel ſind ſie — wie anders? Doch ſchadet dieſes dem vorüberziehenden Gaſte eben nicht; denn wenn er nun ſeiner kleinen Hausfrau in ſeinem fremden Accente — der, wie ich überall bemerkt habe, für die Weiber viel mehr Reiz hat, als der reinſte einheimiſche — ſagt, daß ſie ißarte frumóasse — recht hübſch — iſt, und ihrem ſechsjährigen Jungen, der noch in puris naturalibus herum läuft, ein Paar Stückchen Zucker ſchenkt, ſo iſt er dann auch ſicher, alles von ihr zu bekommen, was ſie geben darf und — nicht darf.

Ihre Männer ſind dagegen wahre Bärenhäuter, und, im nähmlichen Grade mürriſch, als ihre Frauen artig ſind. — Sie machen mit ihnen, in Kraft des Sacramentes, zwar einen moraliſchen Körper aus, der aber zwei entgegenſetzte Pole hat. — Auch ihr Fleiß und ihre Thätigkeit ſtehn in umgekehrtem Verhältniſſe. Mehr als ein Mahl ſahen wir die jungen Bäuerinnen auf dem Wege ins Feld, ihr Kind mit der Wiege auf dem Rücken, das Ackergeräth auf dem Kopfe, und den Rocken, an dem ſie ſpinnen, in dem Bande, das ihr Hemde und Fürtuch zuſammen hält. Es verſteht ſich, daß dieſe Wiegen keine der unſerigen ſind — ſonſt müßten ſie Schultern wie Karyatiden haben — ſondern bloße Schachteln von Baumrinde mit Heu gefüttert. Die Herren aber trafen wir gewöhnlich in einer der Reſſourcen, welche die Zigeuner auf den Landſtraßen etablirt haben, im traulichen Bruderkreiſe, von Fuſel-Nectar und Knellerdampf zu lautem Zank und Streite begeiſtert, oder in gefühllos hinbrütende Unthätigkeit verſunken.

Auch ſie, die Männer, ſind wohl gebaut, von mittlerer Größe und wenigem Embonpoint. Ihre Haare tragen ſie lang ohne Zopf; der Bart wird nicht abgemäht*). Ihr kurzes Hemd — Kemésche — ziehen ſie über die langen, hanfenen Beinkleider an. Beide werden durch einen ledernen Aequator, deſſen Schönheit die größere Anzahl meſſingener Knöpfe beſtimmt, zuſammengehalten, und an dieſem hängt ihr ganzes nécessaire von Meſſer, Stahl, Pulver- Taback- und Geldbeutel. Im Regenwetter gehn ſie in einem Biſamenmantel einher, durch den kein Waſſer dringt, und der beinahe die Geſtalt von dem Pallium der Neu-Seeländer hat. Statt der Strümpfe wickeln ſie die Füße in dicke, wollene Fetzen, und ihre Schuhe ſind propria manu aus einem Stück roben Leder gemacht, das auf den Seiten durchſtochen und mit ſchmalen Riemen feſtgehalten wird; der Kopf aber ſteckt in einem Futterale von ſchlechtem Filze oder ſchwarzem Lämmerfell. In dieſem Coſtüme ſehen ſie natürlich bei weitem nicht ſo appetitlich aus, als ihre Schupaneaja's.

(Der Beſchluß folgt.)

Glauben und Wiſſen.

(Beſchluß.)

Und kennt ihr das Land, wo die jugendliche Menſchheit die frohen Kinderjahre lebte, wo die Feuerſäule ſtand, in der die Götter zu ihren Lieblingen herniederſtiegen, und ſich in ihre munteren Spiele miſchten? Kennt ihr das Land, wo die junge Phantaſie zuerſt in den Blüthenduften ſich berauſchte, und in dem ſüßen Rauſche der ganze Himmel in zauberiſche Viſionen ſich ergoß?

*) Wenn ſich der Leſer gefallen läßt, daß der engliſche Dichter Gay mit dem ernſthafteſten Geſichte von der Wieſe die grünen Wieſen raſirt und abſcheert:

„The lab'rer, with the blending scythe, is seen
Shaving the surface of the waving green."

Gay inv. Sp. p. 6. l. 39.

ſo muß er ſich auch gefallen laſſen, daß ein anderer das jus talionis oder inversionis gebraucht, und den Bart abmäht.

Kennt ihr das Land, wo die ſchönen Bilder lebten und wandelten, die tief in unſerer Seele wie ferne Schatten ſchweben, und in ihrer Ferne noch uns mit unendlichem Reize an ſich ziehen, und als Ideale über allem unſeren Thun und Bilden ſtehen, und ein unnennbares Sehnen wie nach der fernen Liebe in uns wecken? Nach dem Morgenlande, an die Ufer des Ganges und des Indus hin, da fühlt unſer Gemüth von einem geheimen Zuge ſich hingezogen, dahin deuten alle die dunkeln Ahndungen, die in ſeinen Tiefen liegen, und dahin gelangen wir, wenn wir dem ſtillen Strome, der in Sagen und heiligen Geſängen durch die Zeiten fließt, bis zur Quelle folgen. Im Morgenlande, da ergoß der Himmel in die Erde ſich, da zündete das junge Leben ſich am hohen Götterfunken an, und glühte warm und blendend auf; da ſchlug am nächſten das Herz im Buſen der Natur, und da lag das junge Geſchlecht ſaugend an der Mutter Bruſt; da fielen die Strahlen der höheren Sonne ſenkrecht auf, und entlockten dem warmen Gemüthe die geiſtigen Gewürze; dahin, wo die Götter unter den Ambra-Blüthen wandelten, dahin möchten wir wieder ziehen, wenn ein tiefes Sehnen und ein unendliches Gefühl uns in ſeine Aether-Tiefen lockt. Schlafend hatte die Gottheit im All ſich offenbart, da offenbarten nachſchaffend die Götter ſich in der heiligen Mythe; Indiens reiche, kräftige Natur ſchwellt in dieſer Mythe üppig uns entgegen, zarte, wunderſchöne Blüthen; ſeltſame Blumen, die aus fremden Augen uns anſehen, und in fremden Sprachen zu uns ſprechen, winden mit einem ſaftreichen, lebensvollen Laube ſich zuſammen; die heilige Lotus, die ihren Buſen dem Kuſſe des Mondes öffnet, ſteht bei ſtolzen Palmen, die ihre Wipfel in die lauen Lüfte tragen, und auf den Zweigen wiegen ſich wunderbare Vögel, deren Gefieder in brennenden Farben glüht; unten ſchreitet der verſtändige Elephant daher, und erhabene und weiche, erſchütternde und zarte Laute ziehen durch die Zweige wie fallende Blüthen einer anderen Welt, die nicht im Raume iſt; und dieſe ganze Titanen-Natur, wie das Unterirdiſche in Stein-Mumien ſie uns bewahrt, hat ſich in der Mythe abgeprägt, und in dem Worte hat das Göttliche in ſeiner ganzen Vollkommenheit ſich eingewohnt. Und der Unſchuld des jugendlichen Geſchlechtes ward das göttliche Gedicht anvertraut; dem offenen, empfänglichen Gemüthe ward es von den erhabenen Lehrern eingeprägt, daß der unbefangene Sinn es wie ein Heiligthum bewahre, und ein frommer Kinderglaube, der das Geſchlecht durch alle ſeine Drangſale nie verließ, hat dieß Vermächtniß der höheren Naturen von dem Untergange gerettet. Wie ein heiliges Feuer trugen es die Völker auf ihren Wanderungen herum; nur matter und matter glühte die Flamme auf, wie ſie weiter von der Heimath ſich entfernten; wie die hohe Palme in die ernſte, dunkle Tanne übergeht, ſo die ſüdliche Mythe in nördliche. Aber ſelbſt in der Edda tief im Eiſe des ſtarren Poles iſt die heilige Gluth noch nicht erſtickt, ſie glüht im Innern fort, wie Islands Feuerberge. Ehrwürdig ſey daher auch uns dieſe Mythe, das Geheimniß des Alls, die Räthſel der Schöpfung ſind in ihr beſchloſſen: in ihr wird die Menſchheit ihre Liebe finden, wenn es dem Genius gelungen iſt, die gefeſſelten Ideale zu befreien. Wie die Grundfeſten der Erde auf den gewaltigen Urgebirgen ruhen, ſo ruht unſer Wiſſen auf den einfach großen Ueberlieferungen, die wie Gebirge aus der alten, grauen Urwelt zu uns herüber ziehen. Dieſe Welt, in den Tiefen der Vergangenheit liegt ſie begraben, unter den Trümmern der Jahrhunderte liegt ſie verſchüttet, die Zeit hat ihre Fluthen über ſie gewälzt, die Geſchichte hat ihre Leichen an ſie angeſchwemmt, daß ein Knochengebirge ſich wie eine Conchilien-Bank über ſie legt, und an der Oberfläche hat die Gegenwart mit ihrer lachenden Draperie von Blüthen und Kräutern ſie umzogen. Aber unter dem aufgewälzten Drucke regt ſich von Zeit zu Zeit der Rieſengeiſt, daß die Kerkerwände zittern, und die alten feſten Gebirge beben, und das Werk von Jahrtauſenden in ſeinen Veſten wankt und in den Fugen aus einander weicht, und durch die geborſtenen Schlünde die verhaltenen Flammen gewaltſam drängend ſich ergießen, und die Nationen zagen und zittern, daß der alte Rieſe ſich erraffe, und das hochmüthige Geſchlecht zertrete. Aber aus den Tiefen der Crater donnert eine gewaltige Stimme herauf: beruhigt euch, die ihr da drauſſen in der Sonne ſpielt; der alte Rieſe geht nicht hervor, eine höhere Macht hält ihn gefeſſelt; ehe ihr wart, hat mit den Elementen er gerungen, die gewaltigen Götter haben mit ihm verkehrt, eine große Zeit hat er gelebt, eure kleinen Jahrhunderte kann er nicht begreifen, die wilden Elemente ſind bekämpft, die Unſterblichen haben in den Himmel ſich gezogen, auch er hat ſich zu den Füßen ſeiner Gebieterinn, die eure Mutter iſt; hingelegt; wenn auch in euch die wilden Elemente gebändigt ſind, und euch die Mutter wiederkehrt, dann werdet ihr ihn wieder ſehen, und er wird unter euch von neuem wandeln. Die Stimme ſchweigt, die glühenden Ströme gerinnen wieder, die Schlünde ſchließen ſich, der alte Rieſe geht wieder zur Ruhe, und die Menſchen kehren zu ihrem Tagewerk zurück und nehmen ihre kleinen Geſchäfte wieder vor.

Erfüllt euch mit Ehrfurcht und mit Schauder dieſe Stimme, die aus den gewaltſamen Natur-Erſcheinungen euch anſpricht! wohl im Schoße der Cordilleras, wo die Erde ein bewegtes Meer um euch wogt, wo die geſtandenen Wellen die Berge gleichſam von neuem in Sturm zerfließen, und wiegend auf und nieder ſteigen, während Flammen das feindſelige Element durchbrechen, und in Dampf das feſte Geſtein zerreißen, und das gediegene Metall in Qualm auflöſen, da im wilden Aufruhre der Elemente, da wo euer Leben ſich im wilden Leben der Natur verliert, da mögt ihr die alte Zeit begreifen; zu dieſem Vorgrunde wird ſie die Phantaſie im Hintergrunde euch mahlen, und da mögt ihr ahnden, was die Mythe war; wie dem Geſchlechte, das aus dem Drange dieſer Kräfte ſich entwand, auch die Unſterblichen näher ſtanden, als den ſpäteren Abkömmlingen, die nach feſten, beſtimmten Geſetzen ſich im Schoße der Mutter bildeten, wie jene im Schoße der Ewigkeit; und wie die Götter, die dem Einen in der Gegenwart waren, für die Anderen ſich in die Erinnerung flüchteten. In den primitiven Bildungen dieſer Welt muß die Urkraft noch ungetheilt erſcheinen, in gleicher Homogenität muß in ihnen alles das enthalten ſeyn, was ſich ſpäter in die mancherlei Lager trennt; was im Wiſſen und der Kunſt in der Folgezeit ſich tauſendfach entzweit, das iſt in der Urzeit in derſelben Einheit noch begriffen, in einfachen aber großen Zügen iſt die ganze Zukunft in der Mythe aufbewahrt, in wenigen Lettern hat das Unendliche ſich ausgeſprochen, aber verborgen iſt der Sinn, den dieſe geheimnißvollen Worte bergen, und nicht leicht zu enträthſeln die dunkle Sprache, die die Götter ſprechen. Möge es uns vergönnt ſeyn, im Folgenden den Schleier, der über dieſen Myſterien hängt, ſo weit es die Mißgunſt der Zeit erlaubt, zu heben; ganz ihn wegzuziehen, iſt dem Jahrhunderte nicht gegeben, und uns, die wir in ihm befangen ſind.

Piccini's buona filiuola.

Im Jahre 1760 gab der berühmte Piccini ſeine Oper la cechina, oder la buona filiuola. Dieſes Meiſterſtück erregte zu Rom eine Bewunderung, die bis zur Schwärmerei ſtieg. Nie hatte eine Oper glänzenderen Beifall errungen. Auf allen italieniſchen Theatern wollte man die Cechina ſehen. Allenthalben regte ſie den nähmlichen Enthuſiasmus auf. Zu Rom kannte man gar keine andere Muſik mehr hören; alle Volks-Claſſen wollten ſie genießen. Man gab ſie ſelbſt auf den kleinſten Theatern, ſelbſt auf dem der Marionetten, und die elegante Welt ſtrömte dahin. Alle römiſche Köpfe träumten nur von der Cechina, allen Moden gab ſie den Nahmen. Entſtand ein neuer Gaſthof, eine Schenke, ſo nahm ſie, um Ruf zu erlangen, die Cechina in den Schild. Selbſt eine Gattung Wein ward mit dieſem Nahmen getauft.

Das Haus Lepri ließ damahls nahe bei Rom eine Villa bauen, und gab ihr den Nahmen la cechina. Mehrere Jahre hindurch wurden am Peters-Tage in dem Feuerwerke, welches bei Gelegenheit der bekannten neapolitaniſchen Zelter-Ueberreichung abgebrannt zu werden pflegte, Scenen aus der Cechina eingewebt, und das Orcheſter ſpielte die Ouvertüre dieſer Oper. Im Jahre 1778 kamen die aus China vertriebenen Jeſuiten nach Italien zurück. Einer von ihnen, der Pater Amoretti, langte zu Genua an; er machte dort bekannt: einige italieniſche Jeſuiten hätten unter anderen europäiſchen Kunſt-Producten die Partitur der Cechina nach Peking gebracht, und vor dem Kaiſer von China aufführen laſſen; der Fürſt ſey davon ſo entzückt geweſen, daß er eine Truppe von Muſikern einzig zu dem Zwecke errichtet habe, um die Muſik dieſer Oper zu executiren, daß er von geſchickten Baumeiſtern eine Art von Theater habe bauen, und an die Wände alle Scenen der Cechina habe mahlen laſſen, um ſie zugleich zu ſehen und zu hören.

Dreißig bis vierzig Jahre ſpäter, wo iſt der Glanz, der Ruhm der Cechina, wo wird ſie noch dargeſtellt? O Salomo! Salomo!

C.....e.

Franzöſiſche Theater-Einnahme.

Als bekanntlich jüngſt die franzöſiſchen Schauſpieler zu Aachen vor der Kaiſerinn Joſephine ſpielten, enthielt das Journal de Paris unter andern folgende Bemerkung: So oft Picard — der bekannte Comiker — zu Aachen ſpielt, iſt das Schauſpielhaus voll. Aber unglücklicher Weiſe iſt die ſtärkſte Einnahme nur zwölf hundert Franken (ungefähr fünfzig Carolins).

Welches deutſche Theater würde wohl dieſe Einnahme unglücklich nennen?

C....e.

1805. Nr. 3.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 7. Januar.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Die Wallachen.

(Aus den Briefen eines Reiſenden.)

(Beſchluß.)

Und nun noch, eh' ich die dürren Steppenfelder der Linguiſtik betrete, ein paar Zeilen Supplement zu dem verſprochenen de moribus Wallachorum.

Leute, ſollte man glauben, denen wie dieſen, ſolche Bleigewichter von Abgaben, Frohndienſten und Dongratuits an die Füße gehängt werden, müßten verdammt wenig Luſt zum Tanzen haben. Und dennoch iſt es nicht ſo. Allein, in Betracht der eben erwähnten Sperrketten, und der abenteuerlichen Sprünge die ſie dabei machen, ſchien mir dieſes Tanzen mehr eine Art convulſiviſcher, krampfhafter Bewegung — ein Zuſtand, der auf ein paar Augenblicke beinahe übernatürliche Kraftäußerungen, dann aber auch eine deſto größere Abſpannung hervorbringt. Dabei ſind ſie jedoch beſcheidener als manche unſrer neuern Grotesken und Balletmeiſter, und bezeichnen dieſe ihre Kunſt mit dem Worte: salt (saltare, ſpringen) wie es denn auch kein anderes verdient.

So heidniſch aber ihr Geſchmack in dieſem Punkte iſt, ſo ſehr behaupten ſie in zwei andern den Character der rechtgläubigſten Chriſten. Sie faſten nämlich trotz ihren griechiſchen und moskowitiſchen Glaubensgenoſſen; und im Fluchen und Schwören laſſen ſie Szekler-Huſaren und Lazaronis weit hinter ſich zurück. Nicht zufrieden damit, in ihrer böſen Laune über die Stunde und den Tag ihrer Geburt in Verwünſchungen auszubrechen, ſteigen ſie frevelhaft bis zum Leuchter hinauf, deſſen Kerze zum Vermählungsfeſte ihrer Eltern geleuchtet hat. Wenn ſie übrigens weniger ſündigen, ſo unterlaſſen ſie es nicht ſowohl aus Achtung vor dem categoriſchen Imperativ der reinen Vernunft, als aus Furcht vor dem aſſertoriſchen Ablativ des Popen, der ſie pro rata ihrer Sündenlaſt taxirt — und wenn ſie den Tod fürchten, ſo iſt es aus keiner andern Urſache, als weil ſie den guten Raki und Kukuruz*) dieſes Lebens verlaſſen müſſen.

Daß dieſe Halbwilden nun die Nachkommen jener dreitauſend Römer ſind, die Kaiſer Trajan unter Anführung des Flaccus — von dem die ganze Provinz den Nahmen Flaccia**) erhalten haben ſoll — hierher ſchickte, würde bei ihrem Anblick durchaus Niemand einfallen, der es nicht aus der Geſchichte wüßte. Ihre Sprache allein iſt es, die ſie verräth, und ihr Name; denn ſie nennen ganz zuverſichtlich — ſich ſelbſt „roman", und jene „lem-

*) Brandwein und Weitzenbrey.

**) Der Uebergang aus Flaccia in Vlaccia, Valachia iſt nicht groß.

ba romaneaske". Eine Tochter der römischen ist sie; das hört man ihr beim ersten Worte an, aber eine sehr ausgeartete. Mit allen ihren Nachbarn hat sie Unzucht getrieben, mit keinen aber mehr als mit den Slaven. Von den Griechen hat sie lange nicht so viel, von den Deutschen und Türken nur wenige Bastarde aufzuzeigen. Da aber der Aehnlichkeit ihrer mit den mütterlichen Gesichtszügen so oft Erwähnung geschieht, so mögen ein paar Bemerkungen hierüber nicht ganz am unrechten Orte stehen.

Die Schriftzüge derselben sind der Anzahl nach beinahe noch einmahl so viel, nähmlich drei und vierzig. Ihre Gestalt ist die illirische, und ihre Benennung sowohl als Bedeutung von denen der russischen wenig unterschieden.

Die bestimmten Geschlechtswörter werden dem Hauptworte nicht vor-, sondern nachgesetzt.

Ihre Zahlwörter sind ganz lateinischen Ursprungs: un, doi, trei, patru, tschintschi, schease, scheapie, opt, noao etc.

Eben so die Hilfszeitwörter avea haben, fi seyn. Dabey ist merkwürdig, daß sie das Praeterit. Perfect. composit. weder nach Art der Lateiner noch der Italiener, sondern durch die gegenwärtige Zeit von „haben" und das Supinum von „seyn" bildet; eu am fosst gleichsam ho stato, ich bin gewesen.

Viele Sätze, nicht Wörter nur, versteht man ohne Mühe; die folgenden z. B. demi paene, gieb mir Brod; zine lumina, halte das Licht; me dóare Kapul, der Kopf thut mir weh; nul pótschu suferì, ich kanns nicht leiden; ai fecut bine, du hast wohl gethan; fe lok, mache Platz; aste primevare au fosst multe ploal, dieses Frühjahr war viel Regenwetter ꝛc. So auch die Tage der Woche: dumineke, lùni, marzi, miekuri, schói, vineri, sambete.

Selbst zusammengesetztere sind nicht schwer zu errathen. Die ganze folgende Phrasis besteht, ein einziges ursprünglich griechisches Wort ausgenommen, aus lauter römischen: Dureáre jasste umbra enikòana trajul omeneschti, ja enalze ensusch luminarea, der Schmerz ist der Schatten des menschlichen Lebens, er erhöhet das Licht. Nur glaube man deswegen nicht, daß sich alles so prima vista verstehen läßt, denn viele der gebräuchlichsten Sachbenennungen sind slavischer oder griechischer Herkunft. So geschwind es auch ein Italiener weg hat, daß bune Seara guten Abend heißt, so wird er doch nie darauf kommen, daß Sluge prea kutschernike, ergebenster Diener, oder jubite prietine, lieber Freund bedeutet. Diese Worter sind durchaus slavisch, so wie in drumul jaste fokrte réu, der Weg ist sehr schlecht — das erste griechisch, die zwei mittleren lateinisch, und das letzte slavisch ist.

Die wenigste Veränderung haben diese und die griechischen erlitten. Denn gewiß ist es weniger schwer Sugraf von Σῶγραφος, trantafir von Τρένταφυλλον, dasskal von διδασκαλος herzuleiten, als aschtept von expectare, feritschirea von felicitas, schtiu von scio ꝛc.

Ich schließe diese meine grammaticalischen Mémoires erstens mit der wichtigen etymologischen Frage: ob nicht das wallachische Wort busa, welches „Lippen" bedeutet, auf die Herkunft der von den Oesterreichern, Engländern und Persern dem Kusse zugetheilten Benennung „buss" einiges Licht zu verbreiten im Stande sey? — Zweitens mit dem Geständnisse, daß trotz diesem anscheinenden rothwelsch die lemba romaneaske meinen Ohren ganz angenehm klingt, und das trauliche moi — du mein! — womit sich die gemeinen Leute anreden, und das patsche schi senetate — Friede und Gesundheit! — womit sie einen begrüßen, mir recht herzlich wohlgefällt.

Ich weiß am Ende dieses Abschnittes auf keine bessere Art von Dir Abschied zu nehmen, als mit dem nähmlichen Wunsche, der, däucht mir, viel wünschenswerthes in sich faßt.

Theater in München.

In dem Jahre vom 1. Jäner bis zum 30. December 1804 sind auf dem churfürstlichen Hof- und National-Theater in München die nachstehenden Vorstellungen zum ersten Mahle, und so oft, als die dabei befindliche Ziffer anzeigt, gegeben worden.

* Regulus, Tragödie (3). — Der Schwätzer, Lustsp. (2). — Der Wirrwarr, Lustsp. (4). — Eduard in Schottland, Schausp. (5). — * Die Piccolomini, Schausp. (3). — Wallensteins Tod, Trag. (3). — Das Porträt des Cervantes, Lusp. (2). — Die Liebe in Spanien, Lustsp. (1). — Der Marschall von Sachsen, Schausp. (3). — Octavia, Trag. (2). — Die drei Gefangenen, Lustsp. (2).

Das Liebhaber-Theater, Lustsp. (1). — Der Vater von ungefähr, Lustsp. (3). — Wallensteins Lager (1). — Das war dein Glück! Lustsp. (3). — Der Anstand, Lustsp. (2). — Die tiefe Trauer, Lustsp. (2). — Der Schauspieler wider Willen, Lustsp. (2). — Die ungeladenen Gäste, Lustsp. (1). — Die Sparbüchse, Lustspiel (2).

Gänzlich mißfallen haben: die Liebe in Spanien; das Liebhaber-Theater; Wallenſteins Lager und die ungeladenen Gäſte.

Opern: Der türkiſche Arzt (1). — * Sargines (4). — Griſelda (1).

Intermezzi: der italieniſche Schuſter (2). — Der Capellmeiſter (3).

Ballets: Die Nebenbuhler (3). — Die Liebe unter Handwerksleuten (4). — Die Räuberhöhle (1). — * Eine Pantomime: Arlequin und Columbine in türkiſcher Gefangenſchaft (4).

Unter den benannten Schauſpielen und Opern waren zwölf bei ihrer erſten Vorſtellung noch ungedruckt, und die mit * bezeichneten waren ganz neu coſtumirt, und größten Theils auch neu decorirt.

Dieſes Jahr hatte hundert ein und ſechzig Schauſpieltage, an welchen drei und neunzig Stücke von drei bis fünf Acten; ſieben und dreißig von ein und zwei Acten; acht und zwanzig große und zehn kleine Opern; fünf Intermezzi und ſechs und vierzig Ballets und Divertiſſements vorgeſtellt worden ſind.

Da verſchiedener Hinderniſſe wegen die der Oper zugehörige Anzahl von neuen und wiederhohlten Vorſtellungen nicht Statt finden konnte, ſo blieb auch das recitirende Schauſpiel im Einſtudiren neuer Stücke gegen die zunächſt vorhergegangenen Jahre etwas zurück, weil es an mehreren Tagen, als ſonſt gewöhnlich, die ganze Abendvorſtellung allein leiſten mußte. Doch ſind noch immer auch in dieſem Jahre mehr, als die vier und zwanzig herkömmlichen neuen Vorſtellungen gegeben worden.

Um den Vorwurf von Einſeitigkeit und theatraliſchem Alleinhandel zu vermeiden, den Kunſtfreunden einen intereſſanten, practiſchen Vergleichungsmaßſtab zu verſchaffen, und von fremden Talenten Kenntniß zu erlangen, wurden in dieſem Jahre mit einem Aufwande von drei tauſend Gulden folgende ſechs und zwanzig Gaſt- und Debut-Rollen bewilligt:

Herr Koch, als Stephanow im Graf Benjowsky. — Herr Reinhardt der jüngere, als St. George im Schwätzer. — Herr Gaddo, Baß-Sänger in einer Scene von Anfoſſi. — Herr Reinhard der jüngere, als James in den Verläumdern; als Van der Huſen in Armuth und Edelſinn. — Herr Leo, als Albrecht in Agnes Bernauer. — Herr Ellmenreich, im italieniſchen Schuſter, im Capellmeiſter, als Michelt im Waſſerträger, als Bartolo im Barbier von Sevillien. — Madame Willmann, als Conſtanze in der Entführung aus dem Serail; als Pamina in der Zauberflöte; als Sextus im Titus. — Madame Eliſe Müller, als Orſina in Emilia Galotti; als Elvira in Rolla's Tode; als Maria Stuart; als Johanna von Montfaucon. — Demoiſelle Auguſta Schmalz, königlich preußiſche Cammer-Sängerinn, als Marie von Montalban; als Sextus im Titus; als Briſeis im Achilles. — Herrr Hanmüller, churfürſtlicher Cammer-Sänger, als Herzog in Camilla. — Herrr Croßek, als Paſtor Seebach in den Jägern; als alter Mann in den Mündeln. — Madame Croßek, als Oberförſterinn in den Jägern; als Frau Drave in den Mündeln; als Oberhofmeiſterinn in Eliſe Valberg.

Abgang: Madame Caroline Heigel ſtarb am 25. Februar. — Demoiſelle Antonie Schack verließ das Theater mit Ende November.

Zugang: Herr Gräner von Weimar. — Madame Eliſe Müller von Frankfurt am Main.

Lord Mansfield.

Dieſer ehrwürdige Veteran der Juſtiz, der noch in ſeinem ſechs und achtzigſten Jahre als Oberrichter dem Tribunal der königlichen Bank — Kings-bench — vorſitzt, iſt durch ſeinen Scharfſinn eben ſo, wie durch ſeine unbeſtechliche Redlichkeit und ſeine großen Einſichten berühmt.

Einſt ward ein catholiſcher Prieſter bei dem Gerichtshofe angeklagt, eine Meſſe geleſen zu haben; nach den brittiſchen Geſetzen ein ſchweres Verbrechen.

Lord Mansfield fragte den Denuncianten und zugleich erſten Zeugen: „Ihr ſeyd alſo ganz gewiß, daß dieſer Menſch ein papiſtiſcher Prieſter iſt, und daß er eine Meſſe geleſen hat?“

Ja, erwiederte der Zeuge.

„Ihr wißt alſo — verſetzte der Richter — was eine Meſſe iſt?

Der Zeuge ſtockte und ſchwieg endlich.

Nun wendete ſich Lord Mansfield zu den Geſchworenen: „um das Schuldig! über dieſen Menſchen auszuſprechen, müßt ihr vollkommen gewiß ſeyn, daß er eine Meſſe geleſen hat, und daß es eine war, die er las, als die Zeugen ihn gottesdienſtliche Handlungen verrichten ſahen, die ſie für eine Meſſe hielten. Prüft nun, ob ihr hierüber vollſtändige Gewißheit beſitzt!“

Die Geſchwornen befragten die Zeugen und ſich ſelbſt: welches denn die weſentlichen Ceremonien einer Meſſe ſeyen; ſie erhielten keine befriedigende Antwort und erklärten alſo, daß das corpus delicti nicht hergeſtellt ſey, und ſprachen über den Angeklagten das Nicht ſchuldig aus.

So entkräftete die Weisheit des edlen Richters ein unweiſes und unmenſchliches Geſetz.

Einſt machte er, nach brittiſcher Sitte, ſeine Gerichtsreiſe in den Grafſchaften. Man lud ein altes Weib vor; ſie ward der Hexerei angeklagt. Die Einwohner des Ortes waren ſehr gegen ſie erbittert. Zeugen bekräftigten: ſie hätten ſie auf dem Kopfe in der Luft gehen ſehen.

Lord Mansfield hörte die Anklage und die Zeugen ruhig an; er ſah die Volksſtimmung, die man nicht aufregen durfte, und ſagte zu der Verſammlung:

„Ich zweifle gar nicht, daß dieſe Frau mit dem Kopfe zu unterſt und den Füßen in die Höhe durch die Luft gefahren iſt; denn die Zeugen haben es ja geſehen. Aber ſie hat die Ehre, eine Brittinn zu ſeyn, wie ihr und ich; ſie kann alſo nur nach den Geſetzen des Landes gerichtet, nur dann beſtraft werden, wenn ſie dieſe verletzt hat. Nun kenne ich kein brittiſches Geſetz, welches verbietet, in der Luft zu fahren, oder auf dem Kopfe zu gehen. Jeder von uns kann das nähmliche ganz ungeſtraft thun. Alſo ſehe ich keinen Grund, die Angeklagte zu verurtheilen, und ſie kann alſo ruhig nach Hauſe gehen.“

Dieſer weiſe, dem brittiſchen National-Character ſo rein zuſagende Ausſpruch erfüllte ſeinen Zweck vollkommen; er beruhigte alle Gemüther, und die Alte verließ ungeſtört den Saal.

E....e.

Die alte Burg Zwingenberg am Neckar, Langhanſens Gefängniß.

Einer der merkwürdigſten Orte im Odenwalde iſt Zwingenberg, ein altes, noch ziemlich erhaltenes Bergſchloß auf der rechten Seite des Neckars, drei Stunden unterhalb der fürſtlich Leiningiſchen Stadt Mosbach. Es liegt in einer ſehr romantiſchen Gegend des Odenwaldes auf einem Felſen, von dem man die Ausſicht auf den unten vorbeiſtrömenden Neckar hat. Jenſeits dieſes Fluſſes iſt ſie durch ein dunkles Waldgebirge begränzt. In den grauen Zeiten des Alterthumes hatte dieſe ſtattliche Burg die Edeln von Twingenberg zu Herren. Dietrich und Weiprecht von Twingenberg verbanden ſich ſchon in in dem Jahre 1338 gegen die Pfalz, ihr mit ſolcher Veſte ir Lehnz zu gewarten. Der Erzbiſchof Gerlach von Mainz nahm hierauf im Jahre 1357 die von Zwingenberg ſammt ihrem Hauſe in Schutz und Schirm. Genannter Erzbiſchof und Pfalzgraf Ruprecht vertrugen ſich 1364 mit einander, den Burgſtadel Zwingenberg zu bauen und Burgfrieden zu halten, kauften daher von Conrad Rüdt einen Theil an Zwingenberg für dreihundert fünfzig Gulden. Die Herren von Hirſchhorn beſaßen auch einen Theil dieſer Burg; den ihnen der Pfalzgraf aber entzog. Im Jahre 1403 verlieh der Pfalzgraf Ruprecht denen von Hirſchhorn den verbrochenen Burgſtadel Zwingenberg, und erlaubte ihnen, die Burg wieder zu erbauen; auch der Erzbiſchof von Mainz überließ eben denſelben ſeinen Theil an Zwingenberg zu Mannlehen. Herzog Otto II. von Mosbach erkaufte nun 1474 dieſe Burg; nach Erlöſchung der pfalzgräflichen Linie von Mosbach fiel Zwingenberg an die Chur zurück. Churfürſt Philipp verkaufte ſolches 1504 an Hans von Hirſchhorn um zwölf tauſend ein hundert rheiniſche Gulden als Erblehen. Das Geſchlecht von Hirſchhorn erloſch 1632 im Mannsſtamme gänzlich. Die pfälziſche Regierung nahm, mit großem Widerſpruche der Freiherren Göler von Ravensburg, dieſe Burg nun in Beſitz. Churfürſt Johann Wilhelm belehnte 1693 ſeinen Hof-Canzler, Franz Melchior Freiherrn von Wieſer, damit. Endlich wurden die Herren von Göler nach langen Streitigkeiten im Jahre 1728 in den Beſitz dieſer Burg geſetzt; allein nun verkauften 1746 die Göleriſche Geſammterben die ganze Herrſchaft Zwingenberg dem pfälziſchen Churhauſe um vier Mahl hundert tauſend Gulden, nebſt tauſend Ducaten Schlüſſelgeldes. Churfürſt Carl Theodor aber übertrug die ganze Herrſchaft in dem Jahre 1779 dem damahligen Reichsgrafen Carl Auguſt von Bretzenheim zum Erblehen, bei welchem nun fürſtlichen Hauſe dieſe Burg ſammt der ganzen Herrſchaft bis auf die gegenwärtigen Zeiten verblieben iſt.

Noch jetzt iſt ein beträchtlicher Theil dieſes ſchönen Bergſchloſſes bewohnbar, und der Beamte der Herſchaft, welcher in demſelben ſeinen Sitz hat, genießet aus ſeiner Wohnung eine reitzende Ausſicht. Noch heben einige Thürme daſelbſt ihre Häupter empor, und die tiefen unterirdiſchen Gefängniſſe, welche jetzt noch übrig ſind, geben einen grauſenvollen Begriff von der ſtrengen Juſtiz der alten Ritter der Vorzeiten.

(Der Beſchluß folgt.)

1805. Nr. 4.

Aurora,

(Mittwoch) — eine — (den 9. Januar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Die alte Burg Zwingenberg am Neckar, Langhansens Gefängniß.

(Beschluß.)

Nach den Erzählungen der ältesten Bewohner dieser Gegend, soll ehemals in dieser Burg auch eine so genannte spanische Jungfrau vorhanden gewesen seyn; welches, wie bekannt ist, eine der fürchterlichsten Mord-Maschinen war, die in alten Zeiten gebraucht ward. Sie bestand nähmlich in einer Fallthüre, auf welche das Opfer der Justiz, oder der schrecklichsten Privat-Rache geführt ward, und sobald nun die Person unvermuthet hinabstürzte, ward sie von einer Menge kleiner Messer in tausend Stücke zerschnitten; doch sieht man jetzt kein Ueberbleibsel von dieser schrecklichen Maschine mehr. Hier wohnte ehemahls ein Beamter Nahmens Clemm, welcher sich eben so sehr durch seine Redlichkeit und Diensteifer, als durch seine lange Dienstzeit auszeichnete, und der von dem Jahre 1727 bis 1781 unter drei verschiedenen Herrschaften, den Freiherrn von Gölern, Kurfürsten von der Pfalz, und Fürsten von Brezenheim, sein Amt 55 Jahre hindurch, mit der größten Zufriedenheit seiner Herren und Untergebenen verrichtete.

In einem der Thürme des Schlosses zeigt man noch jetzt das Gefängniß des Langhansens, eines in der pfälzischen Geschichte sehr merkwürdigen Mannes, dessen Schicksal ein Beweis von der Wankelmuth des Glückes ist, und das interessant genug ist, um hier umständlicher erzählt zu werden. Langhans war der Sohn eines Predigers von Meissenheim in dem ehemaligen Herzogthume Zweibrücken, den 30. Mai 1637 gebohren. Zu Heidelberg, wo er die Theologie studirte, zeichnete er sich als Jüngling bald so sehr aus, daß er von da als Prediger der deutschen Kaufleute nach Genf berufen ward. Da er nun auch dort im Rufe einer vorzüglichen Geschicklichkeit und eines untadelhaften Wandels stand, so ward derselbe 1664, den 28. October, von Kurfürst Karl Ludwig zum Prediger bei der Festungskirche in Mannheim, und 1668, den 13. Juni, zum Hofprediger nach Heidelberg berufen. Karl Ludwigs Sohn und Nachfolger, Kurfürst Karl, erhob ihn bald nach seines Vaters Tode zum Kirchenrathe, und endlich sogar zum geheimen Rathe und Minister. Nun suchte Langhans den kurfürstlichen Leibarzt Winkler und einige Hofleute ganz in sein Interesse zu ziehen, und erhielt bald das Vertrauen seines Herren in einem so hohen Grade, daß ihm derselbe die Regierungsgeschäfte größtentheils überließ, und dieser geistliche Minister nun die volle Direction des geheimen Rathes erlangte.

Als aber Kurfürst Karl den 16. Mai 1685 in der schönsten Blüte seines Lebens starb, und Philipp Wilhelm

zur Regierung gelangte, ward Langhans sogleich auf dringende Vorstellungen des damahls in Heidelberg wohnenden königl. dänischen Ministers arretirt, seine Verbrechen aufs schärfste untersucht, und demselben aus dessen eigenhändigen Briefen an den Kurfürsten, zur Last gelegt: daß er des Kurfürsten Frau Mutter schnöde und verächtlich begegnet, die Kurfürstinn selbst bei ihrem Gemahl herabgesetzt und zu einer Ehetrennung gerathen, auf des Landes Unkosten sich bereichert, und in mancherlei Fällen sogar landesverrätherisch gehandelt habe; auch ein Testament zu seinem und seiner Freunde Vortheil dem sterbenden Kurfürsten zur Unterschrift vorgelegt, und dasselbe zu erschleichen gesucht habe. Die reformirten Theologen der Universität zu Heidelberg mußten auf kurfürstlichen Befehl ein Bedenken über Langhansens Betragen ausfertigen; denselben wurden neun Briefe sammt einem Gedichte von der Hand des Verbrechers vorgelegt, mit dem Auftrage, ihr Gutachten hierüber zu stellen: „ob nicht gedachter Langhans in seinen Briefen wider sein eigen Gewissen und die bisher bekannte Religion geschrieben, und daher pro impio et blasphemo zu halten, auch tanquam putridum ecclesiae membrum davon abzusondern seye?" Das theologische Bedenken fiel gegen Langhans sehr nachtheilig aus. Nun ward derselbe mit gewaffneter Hand öffentlich auf das Rathhaus zu Heidelberg geführt, und daselbst in das Armesünderstübchen gesetzt, ihm auch durch den Stadtknecht die Kleider und Taschen visitirt, und ihm das bei sich habende Messer, 10 Ducaten an Golde, und 15 Gulden an Silbergelde abgenommen. Die Inquisition ward nun ein halbes Jahr lang gegen ihn fortgesetzt, und endlich am 2. März 1686 folgende Strafe an demselben vollzogen: der Scharfrichter nebst seinen Knechten führten ihn von dem Rathhause, wo dessen Urtheil von dem Stadtrathe publicirt ward, zu einem auf dem Markte stehenden Pranger, woselbst eine Bühne errichtet war. Hier mußte er sich auf einen Stuhl setzen, das Halseisen ward ihm um den Hals gelegt, und eine große Ruthe in die Hand gegeben. So war derselbe über eine Stunde lang der Gegenstand des Spottes vieler Tausende. Nun führten ihn die Henkersknechte wieder herab, setzten, oder warfen ihn vielmehr, auf den Karren des Schinders, und brachten ihn in den sogenannten Hexen- oder Diebsthurm. Jetzt sollte derselbe zwanzig Jahre auf einer Festung bei Wasser und geringer Speise zubringen. Er ward zuerst auf die Bergfestung Dielsberg gebracht, hier aber nicht lange gelassen, sondern auf das Schloß Zwingenberg gesetzt, wo er nur noch zwei und ein halbes Jahr zubrachte; denn als in dem Jahre 1688 der französische General de Montclar nach Zwingenberg kam, sandte derselbe diesen Gefangenen nach Frankenthal zum Dauphin, von welchem er gnädig aufgenommen, aber bald darauf nach Strasburg geschickt ward. Von da begab sich derselbe nach Basel, und wohnte mit seinem Weibe daselbst im Sterche. In diesem Hause starb er im Jahre 1691, und ward am 27. Jun. auf dem Kirchhofe bei St. Peter begraben.

Das Zimmer zu Zwingenberg, in welchem ehemals dieser Langhans gefangen saß, soll nach der Sage des Volkes jener Gegend sehr unsicher seyn, denn es spukt in dem selben auf mancherlei Weise. Vor der Thür desselben hört man öfters ganz deutlich Nüsse aufknacken, ohne Jemand zu bemerken; ein Hase läuft schnell durchs Zimmer, und ein Mann trägt nicht selten sogar in demselben seinen Kopf unter dem Arme und dennoch bläst er den Furchtsamen das Licht aus.

Die Gegend um dieses Bergschloß ist sehr waldig und zur Jagd sehr bequem, daher einst Karl Theodor in seinen frühern Jahren in derselben verschiedene große Jagden gegeben, und der humane und menschenfreundliche Fürst von Brezenheim, Besitzer dieser Burg und Herrschaft, sich nicht minder in den ansehnlichen Forsten dieses Amtes belustiget hat.

Zwey Stunden von Zwingenberg erhebt sich ein großer Berg, nahe am Dorfe Katzenbach, welcher der Winter- oder Katzenbuckel, und die ganze umliegende Gegend davon Winterhauch genannt wird. Von diesem Berge genießt man eine sehr große Aussicht in die rauhen Gegenden des Odenwaldes. Auf der Spitze desselben findet man noch Spuren eines alten Gebäudes, welches ein Wachtthurm gewesen seyn soll. Man sieht von da in einen schrecklichen Abgrund hinab, und das Thal wird daher nicht ganz mit Unrecht der Höllgrund genannt; ein klares Bächlein, von Forellen und Krebsen bewohnt, schlängelt sich durch das tiefe Thal, das Bächlein nennt man die Höllbach.

Vermächtniß einer fürstlichen Günstlinginn an ihre Tochter.

Leider! eine wahre Begebenheit.

Theure Marie! fasse tief in dein Herz, was du jetzt lesen wirst. Es ist das Kostbarste, was deine verblendete Mutter dir hinterlassen kann. Weihe ihr eine mitleidige Thräne, indem dir die Geschichte ihrer Verirrungen und Leiden enthüllt wird.

— — — — — — —

Die ſeligen Jahre der Kindheit verlebte ich in einer Penſion. Als ich ins väterliche Haus zurück trat, traf ich meine Mutter in einer unglücklichen zweiten Ehe, die auch mich in unnennbares Elend verwickelte. Mein Stiefvater fand täglich mehr Vergnügen darin, meine muſicaliſchen Fähigkeiten auszubilden. Unter ſeiner Leitung machte ich im Singen und Cither-Spielen ſo ſchnelle Fortſchritte, daß die ganze Stadt mit Verwunderung davon ſprach. Unglückliches Talent! daß mir zwar manche Götterſtunde gewährte, aber mich dagegen auf ein Mahl von der Höhe meines Ideales hinabſtürzte.

Lange Zeit konnte ich mir das ängſtliche Betragen, von welchem die Zärtlichkeiten meines Stiefvaters begleitet waren, nicht enträthſeln. Mein argloſes Herz kannte noch keine andere Liebe, als die kindliche. Eine nur zu deutliche Erklärung meines Vaters, an die ich noch jetzt mit Schrecken zurück denke, riß mir auf ein Mahl die Binde von den Augen. Ich verwarf ſeinen Antrag mit Entſetzen. Die Folgen meiner Weigerung waren Anfangs verdoppelte Nachſtellungen, zuletzt aber der wüthendſte Zorn und Haß.

Wie oft wünſchte ich mich in meine Penſion zurück, wie oft machte ich in der Angſt meines Herzens Plane zur Flucht. Umſonſt! ein eiſernes Schickſal ſchien mich feſtzuhalten, und trieb dadurch meinen Wunſch nach einer Veränderung meiner Lage beinahe bis zur Raſerei.

In dieſem Zeitpuncte kam ein angeſehener Fürſt — der Biſchof von N. — in meinem Wohnorte an, in welchem er ſich alle Jahre einige Monate in Geſchäften aufhalten mußte. Mein Bruder Albert war in ſeinem Gefolge. Mehrere Jahre hatte ich den geliebten Bruder nicht geſehen. Mein Herz flog ihm entgegen, und in der erſten Stunde des Wiederſehens war er ſchon im Beſitze meines Geheimniſſes. Sein Troſt goß Linderung in meine ſtürmende Bruſt.

Der Fürſt war ein großer Freund der Tonkunſt. Bald hatte er erfahren, daß ich im Singen und Cither-Schlagen, ja ſelbſt im Orgel-Spielen und Componiren nicht gemeine Fertigkeiten beſäße. Er veranſtaltete ein Concert, zu welchem ich eingeladen ward.

Ausgezeichnet war die Aufmerkſamkeit, mit welcher er mich empfing. Sein ehrwürdiges Alter und die Züge von Gutmüthigkeit, die ſein Geſicht umſtrahlten, flößten mir Zutrauen ein. Ich ſang und ſpielte mit einer Innigkeit, die durch das Gefühl meiner unglücklichen Lage noch vermehrt ward. Alle Anweſende überhäuften mich mit Lobſprüchen. Der Fürſt bezeigte ebenfalls ſeine Zufriedenheit, fügte aber hinzu, meine Methode bedürfe noch einiger Verbeſſerung, und er nehme es auf ſich, mir dieſe zu verſchaffen.

Am anderen Morgen brachte Albert meinen Eltern und mir einige fürſtliche Geſchenke, die er nur als die Vorläufer von noch größeren angab, die bald folgen würden. Zugleich hatte er den Auftrag, mich zum Fürſten zu bringen, welcher ſich über muſicaliſche Gegenſtände mit mir unterhalten wollte.

Verſchiedene Anſpielungen, die mein, am Hofe eben nicht beſſer gewordener Bruder unterweges fallen ließ, glitten vor meinem unbefangenen Herzen ohne Eindruck vorüber. Aber das Flüſtern, das in der Antichambre bei meinem Eintritte begann, ſetzte mich in Unruhe und Verlegenheit.

Albert führte mich in das Zimmer des Fürſten, und entfernte ſich bald unter irgend einem Vorwande. Der Fürſt hieß mich näher kommen, betrachtete mich mit unverwandten Blicken, und legte mir verſchiedene Fragen vor, die ich mit der ſchuldloſen Offenheit eines fünfzehnjährigen Mädchens beantwortete.

Er verſprach, mich beſſer unterrichten zu laſſen, und mir die ſchönſten Kleider und Koſtbarkeiten anzuſchaffen. Dafür verlangte er nichts, als daß ich ihm gut ſeyn ſollte. Ich verſtand nicht ganz, was er damit ſagen wollte. Er dagegen glaubte nicht, daß ich noch ſo unerfahren wäre, und ſtellte mich durch mancherlei Fragen auf die Probe. Alles dieſes brachte ihn ſeinem Zwecke nicht näher, er mußte daher deutlicher ſprechen. Um ſich einiger Maßen aus der Verlegenheit zu ziehen, gab er mir ein geſchriebenes Liedchen, in welchem die zärtlichſte Erklärung enthalten war, und bat mich, es ihm zu componiren.

Ich verſprach ihm das, ohne das Lied anzuſehen. Bald darauf kam mein Bruder wieder, und führte mich fort. Das Flüſtern in der Antichambre war dieß Mahl lauter, als zuvor. Einige lachten dabei, andere ſchienen mich ſogar zu bedauern; die meiſten machten mir und meinem Bruder tiefe Verbeugungen.

Albert half mir vollends aus dem Traume, da er mir die Abſichten des Fürſten erklärte. Ich ſchauderte zurück, aber er verlachte mich, und ſchalt mich eine Thörinn. Da er zuletzt ſah, daß ſein Spott mich nur noch mehr empörte, gab er der Sache eine andere Wendung. Liebe Lilly, ſagte er, du mußt nicht alles gleich im ſchwärzeſten Lichte betrachten. Die Abſichten des Fürſten ſind redlich. Er will dir einen Dienſt und einen Mann verſchaffen, wenn du ihm nur ein bischen freundlich biſt.

Ich ſtehe dir gut, deine Tugend ſoll unerſchüttert bleiben. Würde ich dir ſonſt dazu rathen können? — Nicht wahr, Goldſchwätzerchen! du componirſt ihm das Lied? Was iſt es denn auch für eine Sünde, einem alten Grankopfe, dem man Dankbarkeit und Ehrfurcht ſchuldig iſt, weiß zu machen, daß man ihm ein bischen gut ſey. Ueberwinde dich ein klein wenig, und wenn du es ihm nicht zu Gefallen thun willſt, ſo thue es für mich, denn unter uns geſagt, mich drücken einige Schulden; der Fürſt bezahlt ſie, und ſchenkt mir noch Geld obendrein, wenn du ihm nur ein wenig artig biſt.

Noch immer widerſtrebte mein Gefühl. Ein Mann von den Jahren, von dem Range, und was den meiſten Eindruck auf mich machte, von dem Stande, wie der Fürſt, konnte ſich ſo weit vergeſſen! — Dieſer Mann, den Millionen für den würdigſten Diener der Religion hielten, konnte ſich den Augen eines fünfzehnjährigen Mädchens in der häßlichen Geſtalt als Wollüſtling und Heuchler bloßſtellen!

Dieß waren meine erſten Betrachtungen. Aber bald lenkten ſie ſich auf meine unglücklichen häuslichen Verhältniſſe, die ſich ſeit der Ankunft des Fürſten eher verſchlimmert als verbeſſert hatten, und auf die Ausſichten in eine ſorgenloſe Zukunft. So dachte ich ſie mir damahls. Ich wußte nicht, daß man ſie nie durch Vergehungen erwerben kann.

Sobald mein Bruder zu bemerken glaubte, daß ich wanke, drang er noch lebhafter auf mich ein, und ſchilderte mir meine Tage und ſein unvermeidliches Unglück, dem nur ich abhelfen konnte, mit ſo grellen Farben, daß ich endlich einwilligte, das Lied zu componiren, und es ſelbſt zum Fürſten zu bringen.

(Der Beſchluß folgt.)

Volksfeſte der badenſchen Pfalzgrafſchaft.

Wer erinnert ſich nicht mit froher Nachempfindung jener Tage, an denen Religion oder Volksſitte die Menſchen freundlich verſammelte, wo die Sorgen jedes Einzelnen in dem allgemeinen Jubel verſtummten, wo die großen, menſchenfeindlichen Speculationen welchen mußten der kindlichen Einfalt, in der die unnennbare Sehnſucht in uns mehr Ruhe und Befriedigung fand, und unter einer und der nähmlichen Fahne der gefälligen Täuſchung die feindlichen Gemüther ſich verſammelten. Mit unwiderſtehlicher Macht ergreift uns die Stimmung, von der wir eine große Maſſe durchdrungen ſehen, und gibt unſeren Gefühlen, wo nicht den nähmlichen, doch einen höheren Schwung. Es gilt dieſes hauptſächlich von den Feierlichkeiten gottesdienſtlicher Verehrung. Auch der Ungläubige wird nicht ohne Rührung den Tempel verlaſſen, in dem das Gebet und der Dank von Tauſenden zum Himmel emporſteigt.

Aehnliche wohlthätige, wenn auch nicht ſo erhabene und tiefe Empfindungen weckten Volksfeſte und alte Volksgebräuche. Der Sinn, der ihnen zum Grunde liegt, iſt gewöhnlich ein frommer, unſchuldiger, voll freundlicher Deutung. Als ein Zeichen des immer weiter um ſich greifenden Vernünftelns mag es wohl dienen, daß der Sinn für dieſe Dinge von Tag zu Tage mehr erſtickt wird und hinſtirbt, aber nicht als ein Beweis unſerer verbeſſerten bürgerlichen Lage.

Am meiſten haben ſich noch dieſe Gebräuche und Volksfeſte, trotz den ihnen mißgünſtigen Ereigniſſen des letzten Jahrzehends, in den Gegenden des Oberrheins erhalten, deſſen Bewohner unter dem Einfluſſe eines milden Himmelſtriches einer heiterern Anſicht des Lebens genießen, als ihre öſtlicheren Landsleute. Ich will hier einen Verſuch machen, diejenigen beſonderen Gebräuche kurz zu ſchildern, welche jetzt noch in einer dieſer Gegenden, in der badenſchen Pfalzgrafſchaft, herrſchend ſind.

Erſtens: Das Neujahrſchießen. Mit dem Glockenſchlage zwölf, in dem Augenblicke, wo das neue Jahr das alte verdrängt, begrüßt der Jüngling ſeine ſchlummernde Geliebte, der luſtige Bruder ſeinen zechenden Freund mit dem lauten Donner des Feuergewehres ꝛc. Er achtet nicht die Gefahr, von den Scharwächtern ergriffen zu werden, oder ſich ſelbſt durch die, den Taumel der Mitternachtsſtunde begleitenden Unvorſichtigkeit zu beſchädigen. Der Herold eines frohen, vielverſprechenden Jahres durchfliegt er die Straßen, und ſtreut oft hinter ſeinen Tritten die verrätheriſchen Feuerkugeln, die dann ſeinen Verfolgern, den Faughunden der Gerechtigkeit, oft unter den Füßen zerplatzen. Weder die oft wiederhohlten Verbote, noch die daraus entſtandenen Verdrüßlichkeiten konnten bisher dieſer alten Sitte ſteuern.

(Der Beſchluß folgt.)

Der gehobene Zweifel.

A. Sage, wie ſchreib' ich nur dem Philiſter? gehorſamſter, geht nicht.

B. Auch nicht ergebenſter? — A. Nein. — B. Schreiben Sie ſchuldigſter hin.

1805. Nr. 5.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 11. Januar.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Vermächtniß einer fürſtlichen Günſtlinginn an ihre Tochter.

Leider! eine wahre Begebenheit.

(Beſchluß.)

Dieſes Mahl ward ich zu einer geheimen Thüre eingelaſſen, und entging den Martern der Vorhölle. Der Fürſt war über meinen Beſuch ſo aufrichtig erfreut, daß ich beinahe mit mir ſelbſt zufrieden ward, dem von ſo vielen Regierungsſorgen niedergebeugten Greiſe eine Erheiterung gewährt zu haben. Er faßte mich bei der Hand, und ſagte zu mir: Liebes Mädchen! ich faſſe Zutrauen zu Dir, und will Dir Deine Freundſchaft lohnen. Du erhältſt den Dienſt eines meiner Beamten, der vor kurzem geſtorben iſt, und kannſt dir ſelbſt einen Mann ausſuchen. Meine Freigebigkeit wird deine Lage angenehm machen, und in meinem Teſtamente vermache ich dir eine Summe, die hinreichen kann, deinen Mann für das zu entſchädigen, was ich ihm entziehe — deine erſte Liebe.

Wir Prieſter — fuhr er fort — ſind nicht von den Schwächen der Menſchen befreiet. Wir haben ſogar auch das Recht, ihnen auf eine geſetzmäßige Art nachzugeben. Hier ſiehſt du die Erlaubniß des Oberhauptes der Kirche. — Er zeigte mir bei dieſen Worten ein beſiegeltes Pergament. — Aber nicht alle unſere Untergebene dürfen das wiſſen; nur die Reinen, Unſchuldigen ſind dazu auserwählt.

Nach dieſen Worten ging er zu einem Altar, der im Zimmer ſtand, und betete, indem er mir befahl, daſſelbe zu thun.

Ich kniete beinahe bewußtlos nieder, und war gar nicht fähig, eine zuſammenhängende Gedankenreihe zu faſſen.

Der Fürſt näherte ſich mir, und ich mußte ihm ein Bekenntniß meiner Sünden ablegen, worauf er mir das Abendmahl reichte.

Schwöre mir bei der Heiligkeit dieſer Handlung, ſagte er mit zitternder Stimme, alles was vorgefallen iſt, als ein ewiges Geheimniß in deiner Bruſt zu bewahren.

Ich ſchwöre, ſtammelte ich. — Meine Betäubung hatte den höchſten Grad erreicht. Taumelnd wankte ich nach Hauſe.

Ein hitziges Fieber befiel mich nach einigen Tagen. Lange war meine Geneſung zweifelhaft. Als ich vom Krankenbette aufſtand, erhielt ich ein fürſtliches Decret. Ein junger Mann überreichte es mir, empfahl ſich mir als Gatte, und noch den nähmlichen Tag ließ ich mich

mit ihm trauen, um am folgenden an den Ort ſeiner Beſtimmung abzureiſen.

So ward ich Mutter und Frau, beinahe ohne es zu wiſſen. Mein Mann, war er ſchon nicht meinem Ideale gleich, behandelte mich gut, und nichts kränkte meine Ehe, als das immer an mir nagende Bewußtſeyn meiner Schuld.

Oft wollte ich meinem Manne alles entdecken; der fürchterliche Eid hielt mich immer zurück.

Endlich ſtarb der Fürſt. Ich hielt meinen Eid für gelöſt, und entdeckte reumüthig meinem Manne alles, was vorgefallen war. Er nahm es weniger hoch, als ich gefürchtet hatte, und dieß beruhigte mich einiger Maßen.

Wir ſahen nun täglich dem verſprochenen Vermächtniſſe entgegen; wie ward ich aber überraſcht, als man mich überzeugte, daß meiner im Teſtamente mit keiner Silbe gedacht war.

Nicht für mich trauerte ich darüber. Aber theils der moraliſche Schmerz über den Verrath des Fürſten, theils die Betrachtung, daß mein Mann nun doppelt hintergangen war, verſetzte meiner ohnehin wankenden Geſundheit die letzte Wunde.

Die Nachricht, die ich, wie du weißt, vor kurzem erhielt, daß mein verwahrloſter Bruder nach dem Tode des Fürſten immer tiefer ſank, und — ich ſchaudere indem ich es ſchreibe — den Gerichten überliefert ward, konnte mich nicht noch tiefer beugen, da ich ſchon den Keim des Todes in mir trug, als ich ſie erfuhr.

Nur noch wenige Tage, und ich bin am Ziele eines Lebens, das für viele Menſchen wohlthätig hätte werden können, wenn nicht durch ein unglückliches Zuſammenwirken verderbender Verhältniſſe mein Glaube an Tugend ſchon früh geſchwunden wäre.

Nur dieſen erhalte dir in deinem Herzen, theure Marie! und du wirſt in der Mitte des Sturmes unerſchüttert ſtehen.

Volksfeſte der badenſchen Pfalzgrafſchaft.

(Beſchluß.)

Zweitens. Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern. An dieſem Tage begeben ſich kleinere, zuweilen auch größere Knaben des Ortes zuſammen, ziehen truppenweiſe in weiſſen und rothen Gewändern oder anderer willkührlicher, abenteuerlicher Kleidung herum, und recitiren unter gehöriger Begleitung der Hände und Füße ein paar Dutzend Knittelverſe, die mit hohem Pathos und Kraftſprüchen beginnen, ſich endlich aber in ein de- und wehmüthiges Ziehen um ein Allmoſen endigen. Der hölzerne Stern, mit farbigem oder Goldpapier überklebt, wird während des Singens und Declamirens immer herumgedrehet, und der, welcher den Mohren vorſtellt, iſt im Geſicht ſchwarz gefärbt, und hat ein breites hölzernes Schwert an der Seite, womit er ſeine Herren Collegen manchmahl hernimmt. Einige dieſer Buben, die einen aufgeweckten Kopf und etwas Praxis haben, machen oft ſolche Geſpräche in Knittelverſen aus dem Stegreife, und unterhalten ihr Bierhaus-Publicum für ſeine paar Kreutzer zur Genüge.

Drittens. Das Faſnachtbegraben. Am frühen Aſchermittwoch Morgen, nach geendigter ſo genannter Tollnacht, ziehen die Handwerksburſchen, mit Gläſern und Krügen in den Händen, in einem großen Haufen, ſingend und lärmend durch die Straßen. Auf einer Bahre, die ſie mit Gepränge herumtragen, liegt einer ihrer Kameraden weißgekleidet, der die Faßnacht vorſtellt, und ſo mit allerhand lächerlichen Ceremonien begraben wird. — Das Aergerliche und Unſittliche, welches nicht in der Sache ſelbſt, ſondern in der nach und nach eingeriſſenen Art der Aufführung lag, war Schuld daran, daß dieſer Gebrauch, ſo wie der vorhergehende, ſchon ſeit einigen Jahren unterbleiben mußte. Die Studenten auf den Gymnaſien und Univerſitäten nahmen von dieſer Sitte oft Anlaß, ihren Witz und ihre gute oder böſe Laune in allegoriſchen Darſtellungen ſpielen zu laſſen, die ſie freilich nachher meiſtens mit Geld und Carcer büßen mußten.

Viertens. Der Sommertag. Mit dem Anfange des Frühlinges erhalten die Kinder von ihren Eltern und Freunden ein Bäumchen von Tannen- oder Förenholz zum Geſchenk, woran gefärbte Eyer, vergoldete Nüſſe, Brezeln und bunte Bänder hängen. Die ärmern tragen dieſelben vor den Häuſern herum, ſingen Lieder dazu und erhalten dafür eine kleine Gabe. In einigen Dörfern des ehemaligen Unteramtes Dilsberg trugen die größeren Schulkinder einen ſolchen großen Baum auf ähnliche Weiſe verziert, vor allen Wohnungen herum und ſangen dabei geiſtliche und weltliche Lieder, ſammelten hierauf von den großmüthigen Zuhörern Mehl, Eier, Butter und Schmalz und hielten dann nach geendigtem Umgange eine große Abendmahlzeit.

Fünftens. Das Eierleſen. Auch dieſes iſt eine ſehr alte, in einigen Dörfern der Stüber Zent herrſchende Volksſitte. An dem Nachmittage des zweiten Oſtertages gehen die erwachſenen Jünglinge im Dorfe umher und

ſammlen einen groſſen Korb voll Eier, Sobald ſie damit fertig ſind, begeben ſie ſich, von der Menge begleitet, auf eine dazu ausgewählte Wieſe und legen die Eier in groſſer Entfernung in eine Reihe hin. Hierauf theilen ſich die Jünglinge in zwey Partien. Die eine wählt aus ihrer Mitte den Eierleſer, die andere den Läufer. Der Eierleſer muß nun jedes Ei einzeln in den am Ende der Reihe hingeſtellten Korb tragen, während welcher Zeit der Laufer aus dem Hauſe eines benachbarten, etwa eine halbe Stunde Weges entfernten Dorfe einen dahin gelegten Löffel herbei holen muß. Hat nun der Eierleſer alle ſeine Eier in dem Korbe, ehe der Löffel vom Laufer gebracht und in denſelben geworfen worden iſt, ſo hat ſeine Partie gewonnen. Iſt aber der Laufer früher da, als der Leſer die Eier geſammelt hat, ſo iſt deſſen Partie die ſiegende.

Hierauf ziehen ſämmtliche junge Leute von der Wieſe zurück ins Dorf, laſſen Eierkuchen backen, und der beſiegte Theil zahlt den Wein und die Zeche.

Sechstens. Das Maienſtecken. Ein, dem am ſchönen Morgen ſich öffnenden Auge, dem gern froh und heiter geſtimmten Gemüthe, nicht aber den Forſten und Waldungen, willkommner Gebrauch. In der Nacht des erſten Maitages nähmlich ſtecken die ledigen Burſche des Dorfes ihrem Pfarrer und Schultheiſſen, und an manchen Orten, wo keine Schildgerechtigkeiten ſind, auch den Wirthen einen groſſen abgeſchälten Förenbaum vor das Haus. In vielen Orten wird vor jedes Haus wo eine ſchöne Geliebte oder Anverwandte wohnt, ein junger Maibaum gepflanzt. Der Schultheis bezahlt die Höflichkeit mit einigen Maaß Bier und Wein, die Schöne mit einem derben Kuſſe.

Siebentens. Das Johannis-Feuer. Sogar in die Städte war dieſe Gewohnheit gewandert. Groſſe und kleine Kinder trugen am Vorabend Johannis des Täufers Holz und Geſträuche zuſammen, errichteten eine Art Scheiterhaufen mitten in den Straßen oder neben dem Wege, und zündeten ſie, ſobald die Nacht angebrochen war, zu lichter Flamme an. Freundlich loderten dann die funkenſprühenden Reiſer durch die ſchwarze Finſterniß, und kühn und muthig ſetzten jung und alt über den feurigen Holzſtoß. Die furchtſameren oder ſchwächeren Kinder, Mädchen und Frauen wurden von zwei ihrer männlichen Bekannten in die Mitte genommen, in vollem Laufe auf den Scheiterhaufen losgeführt und dann im kritiſchen Augenblicke unter den Armen in die Höhe gelupft. Ein verbrannter Unterrock war nicht ſelten die Folge dieſes luſtigen Sprunges.

Achtens. Die Erntegans. Wenn es je für den Landmann einen Anlaß gibt, froh und wohlgemuth zu ſeyn, ſo iſt es nach vollbrachter Ernte; denn den Schweis und den Lohn eines ganzen Jahres ſieht er vor ſich. Auch gibt es, die tobenderen aber weniger herzlichen Feſte und Schwänke der Weinbauern ausgenommen, keines wo mehr Frohſinn und Freude herrſcht. Der letzte Wagen Frucht, den der fleißige Ackersmann in ſeine gefüllte Scheune führt, wird gewöhnlich mit einem Bäumchen geziert, das mit allerlei farbigen Bändern behangen iſt. Jubelnd folgen ihm die Schnitter mit den Knechten und Mägden. Jetzt wird das Ernteſeſt feierlich begangen, und gebackene Kuchen und eine fette Gans aufgetragen, welche die Erntegans heißt. — Vorzüglich ſchön und geſchmackvoll war der Ernteaufzug, den einige reiche Güterbeſitzer in der Ernte 1804 in Mannheim veranſtalteten. Ein gezierter Pflug, mit ſchönen Pferden beſpannt, machte bei demſelben den Vortrab, darauf kam der prächtig geſchmückte Wagen mit Früchten beladen, demſelben folgten einige Wagen mit feſtlich gekleideten Schnitterinnen und Schnittern, und mit Schmaus und Tanz ward am ſpäten Abend das fröhliche Feſt endlich beſchloſſen.

Neuntens. Der Holzäpfeltanz. Dieſes alte Volksſpiel wird jährlich auf den Sonntag nach Mariä Himmelfahrt zu Doſſenheim, einem an der reizenden Bergſtraſſe gelegenen Dorfe, begangen. Die beſondere Sitte dieſes Dorfes, deſſen Urſprung ſich in die älteſten Zeiten verliert, ziehet ſehr viele Fremde aus den umliegenden Gegenden an, und der dabei eingeführte Markt wird ſehr häufig beſucht.

Die jungen Burſche tanzen da mit ihren Mädchen auf einem freien Platze an dem Rathhauſe, unter einer groſſen Linde, und ringen nach einem dazu ausgeſetzten Preiſe. Als einige Bewohner des Dorfes vor einigen Jahren dieſes Volksfeſt abgeſtellt wiſſen wollten, eiferten andere enthuſiaſtiſch für deſſen Erhaltung.

Zehntens. Die Pfeffer- oder Knöpfleins-Nacht. Am Nicolaus-Abend ſchleichen die Freunde ganz ſtille an die Wohnungen ihrer Verwandten, werfen eine Hand voll Erbſen an die Fenſter, dringen dann, zum Theil verkleidet, in die Zimmer, ſchlagen ihre lachenden Bekannten mit Wacholderreis, und bringen den Kindern Geſchenke. Dieſe Sitte herrſcht in einigen Orten des ehemaligen Oberamtes Bretten, ſo wie an vielen Orten in Schwaben. An andern Orten ſchreckt und erfreuet der ſo genannte Pelznickel, ein verkappter Menſch,

die Kinder mit der Ruthe und allerlei kleinen Geschenken; doch kömmt dieser Pelznickel nicht überall hin, wo das Christ-Kindchen seine Gaben austheilet.

Anecdoten.

Die späte Entdeckung.

Racine nahm den la Fontaine einmahl mit in die Vesper; er merkte aber bald, daß ihm die Zeit lang ward. Um ihn nun zu beschäftigen, gab er ihm einen Band von der Bibel, worin die kleinen Propheten standen. Von ungefähr fiel dem la Fontaine das Gebet der Juden im Baruch Cap. 3. in die Augen. Er las es mit Verwunderung, und ganz entzückt von dem erhabenen Feuer, mit dem es geschrieben ist, sagte er zu Racine: Das ist ein großes Genie, der Baruch. Wer war er denn? Den ganzen Tag und lange nachher fragte er jeden Bekannten der ihm begegnete gleich nach dem ersten Complimente: Haben Sie Baruch gelesen? Wahrhaftig, das war ein vortreffliches Genie, den müssen Sie lesen.

Als Hassan, der Sohn des Ali, einst bei der Tafel saß, begoß ihm ein Sclave die Füße mit einer Schüssel siedend heißer Brühe. Der Sclave fiel sogleich auf seine Knie und sagte die Worte des Korans: Das Paradies ist denen zubereitet, die ihren Zorn zähmen. Ich bin nicht zornig, antwortete Hassan. Der Sclave fuhr fort: und für diejenigen, die den Menschen vergeben. Ich vergebe dir, antwortete Hassan. Dessen ungeachtet sagte der Sclave den Vers des Koran ganz aus, und fügte hinzu: denn Gott liebet die Wohlthätigen. Da dem also ist — versetzte Hassan — so schenke ich dir deine Freiheit und vier hundert Silberlinge.

Der eingebildete Beruf.

Ein Edelmann aus Bretagne, Nahmens Eon de l'Etoile, befand sich, wie Dupin in seiner Kirchen-Historie im XII. Jahrhunderte erzählt, einmahl in der Kirche, und hörte die Worte aus dem Glauben singen: Per eum qui judicaturus est vivos et mortuos, und bildete sich ein, daß das Wort Eum, welches wie Eon ausgesprochen ward, ihn bedeute, und daß er derjenige sey, welcher die Lebendigen und Todten richten solle. Von dieser Idee bethört, fing er an zu predigen, daß er die Welt richten würde, und machte sich einen starken Anhang von Leuten, wovon viele sich lieber verbrennen ließen, als daß sie dem Richter Eon entsagt hätten.

Ursprung des Betens beim Betteln.

Die in vielen Ländern herrschende Gewohnheit, daß die Bettler das Vater unser, den Glauben, die zehn Gebote, den englischen Gruß und dergleichen mehr, herbeten, ist wohl daher entstanden, weil vermöge der im Jahre 1496 für das constanciſche Bisthum festgesetzten Synodal-Constitutionen, dergleichen vermuthlich auch in anderen Sprengeln angeordnet waren, nur demjenigen erlaubt ward, zu betteln, welcher die genannten Stücke auswendig hersagen konnte. Sie mußten zu dem Ende auf Tafeln geschrieben, an die Kirchenthüren gehängt und dem Volke von Wort zu Wort in der Muttersprache erklärt werden.

Sonnett.

Zuversicht.

Mag doch das leichte Leben leicht zertrümmern,
Und alles Irdische den Tod bestehen!
Mich lehrt das Herze, muthig zu verschmähen
Gemeiner Sinne Noth und ängstlich Wimmern.

Warum soll mich so strenger Rathschluß kümmern?
Was endlich, wird ihm nimmer widerstehen;
Der Geist erkennt ein fröhlich Auferstehen,
Dort, wo der Sonne goldne Strahlen schimmern.

Schon hier ist uns das Ew'ge aufgeschlossen.
Wem sich der Liebe fromme Gluth ergossen,
Mag, selbst ein Gott, die alten Götter schauen:

Doch, wer in tief- unredlichem Beginnen
Nur Labung suchte seinen trüben Sinnen,
Dem spricht die Zukunft an mit bleichem Grauen.

A.

1805. Nr. 6.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 14. Januar.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Nachrichten von neu erſchienenen Werken.

Juan de Mariana, oder die Entwickelungsgeſchichte eines Jeſuiten. Berlin bei Unger. 1804.

Dieſes Werk, aus der Claſſe der hiſtoriſchen Romane, erſcheint in einem Zeitpuncte, in welchem die Unterſuchungen über die Schädlichkeit des Jeſuiten-Ordens einen neuen Werth gewinnen. Obwohl es den, aus der Gelehrtengeſchichte bekannten Schickſalen des Jeſuiten Johann Mariana, nicht geradezu widerſpricht, ſcheint es doch nur den doppelten Zweck gehabt zu haben, einige Collectaneen des Verfaſſers über die ſpaniſche Geſchichte an Mann zu bringen, und ſeine früheren Aeußerungen über geiſtliche und weltliche Herrſchaft in einem glänzenden Lichte darzuſtellen. Von dieſen beiden Bruchſtücken iſt die ganze Lebensgeſchichte Mariana's eingeſchloſſen und durchwebt, die, von allen fremdartigen Zuſätzen abgeſondert, kaum den vierten Theil des Buches ausmachen würde. Viele der wichtigſten Begebenheiten, die in das Zeitalter Mariana's fallen, werden zwar umſtändlich erzählt, aber mehr als ſynchroniſtiſch, denn als durch ihn veranlaßt, oder als mit ſeiner Beiwirkung vollbracht. So hätten ſie gleichwohl dargeſtellt, oder es hätte der Antheil des Jeſuiten-Ordens an denſelben auf einleuchtende Art dargethan werden müſſen, wenn der Verfaſſer auf ſeine Leſer eine erſchütternde Wirkung hervorbringen wollte. Statt deſſen erhalten wir vor jeder Kataſtrophe die dogmatiſche Abhandlung, und dann ohne weiters die Erzählung der Kataſtrophe ſelbſt nach bekannten Geſchichtſchreibern. Verirrt ſich der Verfaſſer vollends in das Fach der Literatur-Geſchichte, ſo wird er ein Opfer ſeiner geringen Bekanntſchaft mit derſelben, wie er an mehreren Stellen zeigt, beſonders aber S. 178, wo er von der Lebensgeſchichte der beiden Heiligen (!) Lipomanns und Surius ſpricht.

Der Lieblingsſatz des Verfaſſers iſt dieſer, daß die geiſtliche Regierung auf metaphyſiſche, die weltliche Regierung auf phyſiſche Kraft ſich gründe. Jene nennt er Theocratie, dieſe (gegen allen griechiſchen Sprachgebrauch) Cosmocratie. Letztere bedient ſich, wie er ſagt, reeller Zwangsmittel, und vernachläßigt die idealen. Erſtere muß hingegen ideale Zwangsmittel gebrauchen, weil es ihr an realen fehlt.

Dieſer Behauptung, ſo glänzend ſie auch ſeyn mag, fehlt es gänzlich an Grund, da wir aus der Geſchichte wiſſen, daß die theocratiſchen Regierungen ſich eben ſo ſehr der realen Zwangsmittel bedient haben, als im

Gegensatze die cosmocratischen (nach des Verfassers Ausdrucke) der idealen. Man erinnere sich nur an Moses und die Päpste, oder an die spanische Inquisition und andere ähnliche Institute weltlicher Fürsten.

Mit der obigen Behauptung des Verfassers zerfällt auch seine daraus gezogene Schlußfolge, daß seit der Erfindung des Schießpulvers, welche der weltlichen Macht das Uebergewicht gegeben habe, die Theocratie im Fallen sey. Ein aufmerksames und minder befangenes Studium der Geschichte hätte den Verfasser unstreitig zu anderen Resultaten gebracht, und noch überdieß seine Augen auf eine andere Erfindung geleitet, welche mehr als das Schießpulver zu jenem — als gänzlich entschieden behaupteten Verfalle der Theocratie beigetragen haben dürfte.

Ungeachtet dieser Ausstellungen, die mancher Andere vielleicht nicht dafür anerkennen wird, empfehlen wir den dogmatischen Theil des vorliegenden Buches allen Staatsmännern, da derselbe theils selbst reichhaltig an neuen und wichtigen Ansichten, theils ganz dazu gemacht ist, dem Nachdenken über das Verhältniß der Kirche zum Staate, und insbesondere über das Wesen der geistlichen Orden eine bestimmte, den Staatsgeschäften wohlthätige Richtung zu geben.

A.

Eine Meinung über Weiber, Liebe und Freundschaft.

— Was ich von den Weibern denke. Sie sind für den gebildeten Menschen das höchste Gut des sinnlichen Lebens. Doch wie alle andere Güter dieser Welt, werden sie so oft in bewußtlosem Rausche oder nach Verhältnissen der Convenienz erlangt. Hier kommt selten nur eine Art Würdigkeit in Anschlag. Der weibliche Himmel ist der Himmel der Gnade, wo vor allen der Schächer aufgenommen wird; und wie selten weiß der den wahren Genuß dieses Glückes zu schätzen, der ihn hat. Die Weiber sollten den naiven, kindlichen, spielenden Sinn hegen und bewahren, der das Heiligthum ist und der unsichtbare Kern der Schöpfung. Sie sollten rein und keusch, gleich den Mädchen der Vesta, das göttliche Feuer der Liebe bewachen, welche das Daseyn belebt. Aber diese Hohenpriesterinnen sind herabgesunken von ihrer kindlichen Würde. Ihre Gunst ist wandelbar, feil für Schmeicheleien, galante Thorheiten für die Schätze des Plutus. Eine Seele sein nennen, klingt schön in Romanen. Aber es ist kein Ruhm mehr, dieses Glück zu erringen, das so vielen nur gerade darum, weil sie auch wohl zuweilen Laffen seyn konnten, zu Theil ward. Es ist nur ein guter Zug in der Lotterie Fortunens, der oft großes Loos und Niete zugleich ist. Die Schuld liegt nicht an den guten Kindern. Sie liegt an uns. Wie eine schlechte Erziehung nicht der armen Jugend zur Last gelegt werden kann, wenn sie gleich von einer schlechten Generation zeugt; so ist es auch hier. Wir haben die Weiber verzogen. Unsere Unmännlichkeit und kleinliche Eitelkeit, unsere egoistische, prahlende, eifersüchtige Eroberungssucht, unsere Aufmerksamkeit, die sich bloß auf Wollust oder äußere Vorzüge richtet, hat den Weibern von ihrem Werthe einen falschen, bald zu übertriebenen, bald zu niedrigen Begriff gegeben. Sie spielen mit sich selber, müssen daher auch meinen, mit uns spielen zu können, wie mit ihren Puppen, und rächen sich, als das schwächere Geschlecht, wegen ihrer anscheinenden Unterdrückung durch Verstellung, durch kleine Ränke aller Art. Es ist gerade wie mit der Gunst der Muse: da buhlt um dieselbe der das Gedränge der neidischen Schriftsteller; jeder deutet dem anderen ein Actäons-Geweih in Chansons, Vaudevillen und Epigrammen. Die Muse wird darüber falsch, lockt alle an, narrt sie alle, und erhört am Ende eigentlich keinen einzigen.

Aber doch ist es noch in beiden Geschlechtern Seelen, welche sich nach einer voraus bestimmten Harmonie finden müssen, in deren Vereinigung Ewigkeit liegt. Wunderbar müssen die Gestirne des Aethers gestanden haben bei ihrer Geburt, und auf sie herab gelächelt mit himmlischer Freundlichkeit. Laß das Mädchen im Süden geboren seyn, den Jüngling in Norden. Beide Gemüther sind bestimmt, auf einander zu wirken, und zu werden, im Wechseltausche ihrer Leben, ein schönes Sinnbild von den göttlichen Ideen. Laß sie glücklich zusammen seyn, oder unglücklich. Laß sie sich einander verstehn, oder nicht verstehn. Der unsichtbare Bund, mit dem sie die Natur vermählt, werde jemahls vor einer bürgerlichen Welt anerkannt, oder nicht. Dennoch wird er still gefeiert im Kreise höherer Mächte, im Heiligthume der Schöpfung.

Keinen Hymnus mehr auf die Liebe. Die gelehrten Schwätzer haben ja alles Heilige hinweg geschwatzt, und dem Menschen nichts mehr als Worte gelassen. Doch der Mensch ist der Worte müde. Wollt ihr allenfalls einen Panegyricus schreiben, und Worte machen über Dinge, von denen sich reden läßt, so lobt die Freundschaft. Freundschaft ist für das ernste Handeln, sie muß felsenfest auf ihren Grundsätzen ruhen, sie ist ein Begriff, der bestimmt werden kann, eben so, wie Gewissen und

Rechtſchaffenheit. Freundſchaft und Rechtſchaffenheit ſind ein freiwilliges Joch, das der edle Menſch gern anerkennt. Dennoch ſind und bleiben ſie Knechtſchaft. Aber Liebe, welche der Pſalm des erwachenden Frühlings, das ewige Leben des Daſeyns, die Religions-Phantaſie des Weltalls iſt, dieſe entfeſſelt jede Neigung von ihrer Knechtſchaft, weil ſie dieſelbe veredelt und zu ſeliger Genügſamkeit erhöht. Die Liebe iſt das Unnennbare, und wehe der Zunge, die dieſes Geheimniß durch Geſchwätz entheiligen kann.

Gibt es eine geiſtige, oder nur eine ſinnliche Liebe? fragen die modernen durch und durch waſſerklaren Köpfe, und der Weltmenſch läßt es ihnen nach, weil er bei einer Philoſophie ſeine Rechnung findet, welche allem Guten die ſchuldige Anbetung entzieht. Ich aber ſage: es gibt überhaupt in allem nur eine Liebe, durch deren Schönheit die Sinnlichkeit geadelt, vergeiſtert, und das Todtengerippe, Geiſt genannt, zur freundlichen Erſcheinung wird.

Richtet ſich dieſe Liebe, als eine höhere Stimmung des Willens, auf die geheimnißvolle ewig nur geahndete Harmonie im großen Ganzen der Welt und der menſchlichen Natur, in welcher ſich die göttlichen Gedanken darſtellen ſollen, ſo iſt ſie Religion. Dieſe Genialität iſt nur das Eigenthum einiger weniger hohen Seelen auf Erden, welche auch niemahls lange im Kerker hier unter uns Gewürmen aushalten. Sie ſind wie ſeltene Blumen, die nur alle Jahrhunderte ein Mahl, nur eine Nacht, nur wenige Stunden blühn.

Ueber das Werk, worin dieſe Stelle vorkommt, die den Leſer wohl neugierig machen kann, ſeinen Mann kennen zu lernen, und das in dieſem Jahre herauskam, unter dem Titel: Fedor, der Menſch unter Bürgern, wird nächſtens eine ausführliche Beurtheilung erſcheinen.

Leſueurs Barden.

Auch die deutſchen Zeitſchriften haben viel von Leſueurs berühmter und, bekannter Maßen, kaiſerlich belohnter Oper: die Barden, geſprochen; aber keiner hat meines Wiſſens eine Darſtellung ihres Inhaltes geliefert. Sie dürfte alſo hier wohl eine Stelle verdienen.

Im erſten Acte zeigt ſich ein Gebäude von wilder, erhabener Architectur; etwas ferner, Fingals Grotte. Barden begrüßen, in Begleitung der Harfe, in einem majeſtätiſchen Chore die ſo eben erſcheinende Sonne. Hydala, ihr Haupt, unterbricht den gottesdienſtlichen Geſang, und bejammert Caledonia's Unglück. Duntalmo hat an der Spitze der Scandinavier das Vaterland der Barden erobert. Rosmar, ihr berühmteſter Anführer, hat ſich den tyranniſchen Siegern durch die Flucht entzogen; doch ſeine Tochter Rosmala, die Braut Oſſians, des Sohnes Fingal, iſt in ihre Hände gefallen, und Duntalmo beſtimmt ſie ſeinem Sohne Mernal. Duntalmo erſcheint und verkündet den Barden ſelbſt dieſe unglückliche Bothſchaft, er hört, daß bewaffnete Fremdlinge am Ufer erſchienen ſind, und daß Oſſian an ihrer Spitze iſt. Er macht ſich auf, dieſe Verwegenen zu beſtrafen, und genehmigt, daß, dem alten Gebrauche der Barden gemäß, die Krieger durch Feſte und Spiele zum Kampfe ermuntert werden; er ladet Oſſian zur Theilnahme ein. Rosmala, die Duntalmo Hydala's Hut übergab, hat Oſſian geſehen, ſich von neuem ſeiner Liebe verſichert, und ihr Abſcheu gegen Mernal hat ſich erhöht. Die zwei Nebenbuhler begegnen ſich und fordern ſich zum Kampfe, Duntalmo zügelt ihre Wuth, er ladet Oſſian zu den Feſten ein; aber feſt entſchloſſen, ihn ſeiner Rache zu opfern.

Um vor den Caledoniern den Schein der Gerechtigkeit beizubehalten, läßt er die, Hydala's Hut anvertraute Rosmala in geheim entführen, damit dieſer anſcheinende Verrath ihm Vorwand gebe, den dem Oſſian verliehenen Schutz zu verletzen. Rosmala, in einer einſamen Wildniß ſich ſelbſt überlaſſen, findet dort einen alten Barden, der ſich verborgen hielt. An Kriegsübungen gewöhnt, und beſorgt vor feindlichem Ueberfall rüſtet ſie ſich zum Kampfe — doch ſie findet in ihm ihren Vater, und flieht mit ihm.

Die Scene wandelt und zeigt ein weites Amphitheater von Hügeln, durch tiefe Schluchten geſondert. Man bauet eine Brücke, um dieſe Abgründe zu vereinigen. Hier jagen Duntalmo und Oſſian; aber kaum iſt dieſer über die Brücke, die ihn von den ſeinigen trennt, ſo ſtürzt ſie zuſammen, und er iſt nun in Duntalmo's Gewalt. Vergebens klagen ihn die Barden dieſer ſchändlichen Treuloſigkeit an, er hat geſchworen, ſeinen Feind auf Odins Altare zu opfern, und läßt alles zu dieſem blutigen Opfer zurüſten.

Im vierten Acte ſieht man Oſſian in einer finſteren Höhle, dem Tempel der Scandinavier, eingeſchloſſen. Er entſchläft, und freundliche Träume zeigen ihm ſeine Vorfahren. Die Wolken theilen ſich, er ſieht die Töchter der Heroen in erleuchteten Paläſten, in Tänzen nach der Harfe der Barden, ſich ſchlingen. Die Stimme ſeiner Geliebten miſcht ſich zu dieſen Harmonien, er will ſich

ihnen nahen, ſie umfaſſen, er erwacht, alles iſt entflo-hen und er findet ſich wieder in der düſtern Höhle.

Hydala beſucht ihn hier, er verlangt daß Oſſian das Gewand mit ihm tauſche, und unter ſeinem Nahmen entfliehe. Oſſian weigert ſich, er will den Tod erwarten. Auch Rosmor und Rosmala ſind gefangen. Man hat Rosmala auf ihrer Flucht verfolgt, man hat ſie ergriffen; ſie ſoll, da ſie Mornals Hand verweigert, mit Oſſian ſterben.

So eben ſollen ſie fallen, als man plötzlich dem Duntalmo verkündet, daß ein Haufe Caledonier die Scandinavier angreift. Die Scene wandelt; in der Ferne ſieht man einen wüthenden Kampf in den Felſenklüften. Die Caledonier, an ihrer Spitze Hydala, ſiegen; Oſſian und ſeine Geliebte werden befreiet und vermählt.

Man ſieht leicht, daß die Fabel des Stückes durch Originalität und Neuheit ſich nicht auszeichnet. Der Expoſition werfen die franzöſiſchen Journaliſten Dunkelheit und Unwahrſcheinlichkeit vor, doch an **dieſe** iſt man in der Oper ſchon gewohnt! Dagegen biethet das Süjet der Muſik und Decorations-Mahlerei einen glänzenden Spielraum. In der Compoſition ward vorzüglich der erſte Chor der Barden beim Sonnenaufgang, der erſchütternde Chor der Scandinavier, als ſie auf Odins Altare ihren Feinden Tod ſchwuren, Oſſians und Rosmalas Duett im zweiten Act, und der Chor am Ende des dritten, als die Scandinavier ihrem Odin Oſſian zum Opfer geloben, und die Barden ihm ihre wilde Grauſamkeit vorwerfen, und im vierten das Duett der beiden Freunde und der Chor der **Schatten** bewundert.

Die kühne Idee von Oſſians **Traum** wurde auf eine entzückende Weiſe ausgeführt. Die leuchtenden Paläſte, in Wolken hangend, dieſe Kette von Barden und Mädchen von Strahlen umgeben, von den fernſten Geſtirnen bis zu Oſſians Blick nach den geheimnißvollen Tönen der Harfen tanzend — bildeten ein bezauberndes magiſches Tableau.

Die Ballete der vier erſten Acte waren von dem berühmten **Gardel**. Der Verfaſſer der Worte, dem aber Oſſians Geiſt fehlen ſoll, hat ſich nicht genannt.

S — u.

Anecdoten.

Friedrich Wilhelm I. erzählte einmahl in ſeiner Abendgeſellſchaft, daß er nie ſo gerne Stockprügel gegeben hätte, wie heute: „aber — ſetzte er hinzu — es galt einem Prieſter; das Volk würde mich geſehen und daran Aerger genommen haben. Ich ging — ſagte er — mit einem General auf dem Damme ſpatzieren (einem damahls ziemlich einſamen Spatziergange an der Spree, Mon-Bijou, dem Luſtſchloſſe der Königinn gegen über.) Feſt mitten in der Allee ſehe ich einen Prieſter vor uns, der ſich an eine von den dicken Weiden ſtellte, um mich vorbei zu laſſen. Wart, ſage ich zu meinem Begleiter, jetzt ſollſt du ſehen, wie ich den Pfaffen confus machen will. So wie er mir ſeinen tiefen Bückling macht, gehe ich gerade auf ihn zu, und ſage zu ihm, indem ich ihn ſtarr anſehe: **Haſt du den Tartüffe von Moliere geleſen?** und der Kerl iſt ſo unverſchämt, mir im ſcheinheiligen Tone zu antworten: **Ja, Ihre Majeſtät! und den Geiſtigen** dazu. Meine erſte Bewegung war, daß ich den Stock aufhob, aber ich ſah um mich her, und bemerkte mehrere gemeine Leute, und da habe ich an mich gehalten. Das war ein infamer Kerl.“ — Es war Beauſobre, der Sohn des berühmten Schriftſtellers dieſes Nahmens.

Als der ruſſiſche Großherzog Paul nach Potsdam kam, ließ **Friedrich** II. ihm zu Ehren und in ſeiner Gegenwart mehrere Manoeuvres halten, welche ſehr gut abliefen. Der Feld-Marſchall Romanzow, der Begleiter des Großherzoges, welcher, wie man wünſchte, ſie beſonders verfolgen und beobachten ſollte, ſchien darüber ganz erſtaunt. Voll Verwunderung wandte er ſich an einen preußiſchen General: „Die Manoeuvres ſind vortrefflich; aber mir ſcheint es, als wären ſie eine Nachahmung irgend einer berühmten Schlacht des Alterthumes. Sagen Sie mir doch gefälligſt, ob es nicht etwas vom Alexander, vom Hannibal oder Cäſar iſt?“ Der Preuße war ſehr in Verlegenheit, darauf zu antworten, da er nicht wußte, wie er ihm, ohne ihn zu kränken, zu verſtehen geben ſollte, daß die Manoeuvres eine Nachahmung der beiden großen Schlachten wären, welche er ſelbſt, Romanzow, den Türken geliefert hatte, die dadurch in dem letzteren Kriege gänzlich geſchlagen worden waren. Dieſe Nachahmung Friedrichs war eine eben ſo ſchmeichelhafte als feine Ehrenbezeugung, und der Irrthum des ruſſiſchen Generals gab, wie man leicht denken kann, dem preußiſchen Militaire Stoff genug, ſich darüber luſtig zu machen.

1805. Nr. 7.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 16. Januar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Kunstnachrichten.

Ariadne auf dem Panther.

Vom Hofbildhauer Prof. Dannecker.

Wir sind diesem Meisterwerke um so mehr eine Beschreibung schuldig, da jetzt so manche Mode-Zeitung mit panegyrischen Schilderungen mittelmäßiger Kunst-Producte angefüllt ist, und da alle Kenner übereinstimmen, daß der rühmlich bekannte Künstler durch diese Ariadne alle seine früheren Werke übertroffen habe. Es ist ein alter Charakter-Zug des Schwaben, daß er viel thut und wenig spricht, — während manche seiner deutschen Landsleute sich in dem umgekehrten Falle befinden.

Mit wahrem Vergnügen erfüllen wir daher die angenehme Pflicht, dem auswärtigen Publicum von diesem Werke Nachricht zu geben.

Eine über sechs Fuß hohe, ganz nackte Figur sitzt mit der linken Lende, den linken Fuß zurückgebogen, auf des Panthers Rücken, daß hinten der niedliche Vorderfuß bis zum Knöchel hervorschaut; der rechte, voll und nachlässig herabhangend fast bis zum Boden. Der etwas angestrengte rechte Arm ist eingestemmt unter dem linken, rundlichen, durch die Biegung etwas geblähten Knie; der linke Arm auf des Panthers Kopf gestützt, die Hand nachlässig herabgesenkt, und mit Daumen und Mittelfingern das Gewand haltend. — Der ganze auf den Arm gestützte Körper, vorwärts strebend, als wollte sie das Thier antreiben zu ihrem Bacchus. Das edle Haupt emporgerichtet; das Auge hingeheftet auf den nahen harrenden Geliebten. Das üppige Haar ist hinten in einen Knoten gebunden, und mit Rebenlaub durchschlungen; ein Haarband hängt auf die Schulter herab, und macht die Bindungslinie zwischen Haupt und Arm. — Vorn das linke Knie und hinten der linke Ellenbogen machen das Gleichgewicht der halbschwebenden Gestalt.

Der Panther streckt den Kopf rechts hinaus; der grimmige Rachen ist halb geöffnet, der Hals mit einer Halfter umschlungen — zum Zeichen der Bändigung. Die beiden linken Füße des Thieres gehen nach Katzenart vorwärts; die rechten tragen; den energischen Schweif schleppt es auf dem Boden nach. Es schlägt zahm die Ohren zurück, als witterte es die Schönheit, die es trägt, und die Bruderthiere des Weingottes; auch verräth die Oeffnung des Rachens mehr Wollust als Wildheit. Das Gewand hängt von der haltenden Hand rechts an dem Panther herab, und zieht sich in täuschenden Falten bis auf den Boden; oben schlingt es sich über den Rücken des Thieres, worauf Ariadne sitzt, und fällt auf der andern Seite wieder los auf die Erde. Es ist mit vieler

Sorgfalt und Leichtigkeit gearbeitet, verbindet die Figur mit dem Thiere, und trägt ungemein viel zur Haltung und zum angenehmen Eindrucke des Ganzen bey. — Die ganze Gruppe ist fünf Fuß drei Zoll lang, und fünf Fuß sechs Zoll hoch.

Die Idee des Künstlers, die sich prima vista ausspricht, war: Bezähmung der Wildheit durch Schönheit. Ariadne ist in der Fülle des Lebens, als Jungfrau von vier — bis fünf und zwanzig Jahren dargestellt — nicht Nymphe, nicht Muse, nicht Mänade, sondern die Geliebte des fülleliebenden Bacchus; das Gesicht idealisch schön, und doch sehr characteristisch; groß, und doch zur Liebe einladend; der Hals weich, voll elastischen Lebens, von Gesundheit und Jugendgeist strotzend der üppige Busen. Das reizende Muskel-Spiel unter dem Busen und an beiden Hüften hinab; der schöne Bau, und das muthwillig spielende Leben des so schwer zu behandelnden Unterleibes; die tadellos und zierlich vollendete Form des hangenden Fußes, der an die Homerische Thetis erinnert; die zarte Ausführung und Behandlung der Hände und Vorfüße, wo der Meisel des Bildners durch jede Muskel, jedes Gelenkchen der reizendsten Natur folgte; die Harmonie und der Einklang aller Glieder — die nicht bloß, wie man es bei den meisten weiblichen Figuren sieht, nervenlose Walzen sind, sondern wo man bei wiederholtem Anschauen stets neue Nüançen, neue Wellenlinien und Uebergänge gewahr wird — dieß alles kommt zusammen, das Auge des Schauers zu fesseln, und diesem Kunstwerke ein nicht leicht zu erschöpfendes Interesse zu geben.

Mit nicht minderer Liebe und verweilendem Fleiße ist die ganze Rückseite der Figur vollendet. Das durch die Drehung des Körpers sichtbar werdende, leicht contuirte Schulterblatt, die schöne Falte des fleischigen gewandten Halses; die fließende Linie in der Mitte des schwellenden Rückgrades; unten die sanfte Vertiefung, durch das Aufsitzen bewirkt; das feste, elastisch gewölbte Fleisch; die Schönheit und Richtigkeit des wellenförmigen Conturs der Hüften, wodurch die Gestalt Schlankheit gewinnt; endlich die vielen kleineren Nüançen und Brechungen, die man erst beim Umdrehen der Figur, besonders bei Fackelbeleuchtung, gewahr wird, — geben auch der Kehrseite derselben Leben, Wahrheit, Anmuth und Interesse. Nichts fällt gleich beim ersten Anblicke so neu auf, als der kecke nahgebrachte Contrast zwischen Ariadne's reizendem Busen, und dem wilden Kopfe des knirschenden Thieres: es ist wie lieblicher Sonnenschein hart neben der Wetterwolke.

Man hat, wie gewöhnlich, verschiedene Einwendungen gegen dieses Kunstwerk gemacht, die wir, damit man uns nicht für einen bloßen Panegyristen halte, hier nicht übergehen wollen. Z. B. daß die Figur beim zweiten Schritte des Panthers falle; daß das Thier nicht Natur sey; daß die Gestalt da und dort zu fleischig, und im Ganzen mehr junge Matrone als Mädchen sey; daß die Gruppe eben durch diese partielle Ueberladung, etwas von dem Character der Leichtigkeit verlohren habe, die in der Skizze so sehr gefiel, und was man sonst noch über eine richtigere Vertheilung des Fleisches, und über das Ebenmaß kleiner Detail-Partien raisonnirte und deraisonnirte.

Die meisten dieser Einwendungen sind schon durch das oben Gesagte beantwortet. — Ariadne kann nicht fallen, da sie bald schwebt und bald sitzt, und durch Knie, Ellenbogen und den eingestemmten Fuß gleich sehr im Gleichgewichte erhalten wird. Wer die Figur von hinten, und vom Kopfe des Thieres aus betrachtet, der sieht sogleich, daß sie im berechnetsten Gleichgewichte sitzt, und daß ein tieferes Hineinsetzen auf den Rücken des Panthers, offenbar den alles tragenden Schwerpunct verfehlt haben würde. — Das Thier ist nach Antiquen und einer Zeichnung in Büffon's Naturgeschichte entworfen, und der Kopf voll Tiegerkraft und lebendigen Ausdruckes. — Ueber die Fülle der Gestalt haben wir uns schon erklärt: sie ist ein integrirendes Ganzes nach dem Antik-Kopfe der Ariadne, und wäre noch ungleich derber und colossalischer ausgefallen, wenn sich der Künstler genau nach der Antique hätte richten wollen.

Eine feingliedrige, nymphenhafte Ariadne wäre, auch noch so brav ausgeführt, ein Fehler gegen das von den Alten gegebene Characteristische, und gegen das Künstler-Ideal des Bacchus selbst gewesen. — Der Character der schwebenden Leichtigkeit endlich, der gleich die erste Erfindung so sehr bezeichnete, ist seit Vollendung des Ganzen, besonders mittelst Gewand und Piedestal, völlig wieder hergestellt. Ariadne wiegt sich wieder auf dem Thiere; ihre Attitüde ist nachlässig, muthwillig, schäferhaft, üppig, zur Wollust einladend, — doch nicht gesucht; der Eindruck des Ganzen — überraschend durch Schönheit und Vollendung; berauschend durch weibliche Reize; hinreißend durch eine alle Zauber der Weiblichkeit verrathende Stellung; doch — wie jedes Ideal wirken soll — mehr im Anschauen absolvirt, als die Sinnlichkeit des Kunstfreundes herausfordernd. Man kann sie wieder und wieder sehen, und entdeckt stets neue Reize,

neue Nüancen und Feinheiten, neue Meistergriffe in die Geheimnisse der Schönheit. Reisende Kunstkenner bewunderten das Werk, wenn gleich mit den artistischen Schätzen in Rom und Paris vertraut, und gestanden, daß es selbst an jenen Plätzen, den Sammelpuncten der Kunst, eine Ehrenstelle einnehmen würde.

Ansicht von Pera, der Vorstadt von Constantinopel.

(Aus den Fragmenten einer Reise in den Orient.)

Es war erst sechs Uhr des Morgens, da wir, die donnerumringte Spitze des Serai vorüber, in den Hafen einliefen; aber das rege Gewimmel, das unverständliche Tosen und Summen der Menge, die sich hier zu Land und Wasser herumtrieb, war jenes des hohen, lebendigen Mittages. Wir warfen ganz nahe vor Ufer Anker, und fuhren mit der Schaluppe auf die nächste Scala zu, wo wir ausstiegen. Sie liegt am Fuße von Tophana, und heißt daher Tophana-Iskeleſſi.

Ich trat in das erste Caffee-Haus dicht am Meeresgestade, denn ich wollte des herrlichen Anblickes noch eine Weile genießen. Mehr als zwanzig Türken saßen da, ernst und stille, und machten Keif.

Du fragst mich, was das wieder ist? — Wenn der gute Muſulman im kühlen Schatten des Baumes, neben der leise murmelnden Quelle, oder auf dem sanft widerstrebenden Diwan, voll unbegränzter Resignation auf die göttliche Vorsehung, da sitzt, sich eine frische Pfeife anzündet, und von Zeit zu Zeit mit tiefer Zerknirschung und Ehrfurcht den Nahmen Allah ausspricht — dann ist er in seinem Keif, und dünkt sich der Glücklichste aller Sterblichen.

Die Stille, die über der ganzen, doch ziemlich zahlreichen Versammlung lag — ich wünschte sie euch in eure Parterre und Concerte. Hätte man nicht den Tobacks-Qualm aus den Rauchfängen ihrer Mäuler und Nasen aufsteigen sehen, man hätte sie eine Zeitlang für eben so viele Wachs-Figuren halten können. Und doch waren es, wie mir mein Begleiter sagte, nichts anderes, als Seeleute und Soldaten, so ernst und bescheiden, als ich sie bisher noch nicht gesehen hatte.

Ein Fremder ist in diesen Caffee-Häusern der Unannehmlichkeiten nicht ausgesetzt, von naseweisen Marqueurs beschnüffelt zu werden, oder ungeschickten Billard-Spielern zum zufälligen Spiele ihrer Stöße zu dienen. Letztere Unterhaltung kennen die Türken nicht, und die Aufwärter sind gemeiniglich gesittete, wohlgezogene junge Leute. Was man aber umsonst hier sucht und ungern vermißt, sind Zeitungen. Daran ist wohl der gänzliche Mangel an Druckereien und ihre eigenthümliche Denkungsart Schuld, die sich wenig um das bekümmert, was außer dem kleinen Cirkel vorgeht, den ihre Eingeschränktheit und ihr Pflegma um sie beschreibt.

Meubles sah ich im Zimmer keine anderen, als: Teppiche und Binsenmatten auf dem Fußboden, einen rings umlaufenden Sofa, kleine hölzerne Schemel, auf die man sich nicht sowohl niedersetzt als vielmehr anlehnt, in der Mitte des Zimmers ein kleines Bassin mit einem springenden Brunnen, und an den getäfelten Wänden herum etliche Abbildungen von Kriegsschiffen, das Tughra — den verzogenen Nahmen des Großherren — und ein Paar schwarze Tafeln mit darauf gemahlten Sentenzen. Diese letzteren, die man beinahe aller Orten, besonders aber an öffentlichen Versammlungsplätzen antrifft, gefallen mir übrigens weit besser, als die Fratzen und Lips-Tulliane, mit denen man bei uns die Mauern beklext. Ich rede hier nicht von den Sprüchen selbst, und ihrem Gehalte, sondern von dem Formellen der Sitte. Sie sind demnach meistens aus dem Koran oder einem anderen arabischen oder persischen Dichter, breiten, moralischen Inhaltes über die Unbeständigkeit dieses Lebens, über das Glück der Zufriedenheit und des Vertrauens auf Gott ꝛc. Schon unterweges in Rustitschuk und Adrianopel ließ ich mir einige davon übersetzen, von denen ich Dir drei, die mir noch am besten gefielen, mittheile.

Wohl dem Genügsamen; denn, gesetzt er wäre auch der Aermſte,
Er iſt König, indeß der auf dem Thron' nur ſo heißt.

hieß der eine, der andere:

Laß die Hand von dem Brot' der Wittwen und Waisen; es wird zur
Glühenden Kohle, die bald Magen und Herz dir verzehrt.

Der dritte:

Vergib, o Herr! daß ich mich deinem Thron' nicht scheue
Zu nah'n mit leerer Hand, denn was ich hab', iſt dein.
Und brächt' ich außer dem etwas, was könnt' es ſeyn,
Als meine Nichtigkeit, und Sündenschuld und Reue.

Ich glaube mich nicht zu täuſchen, wenn ich dafür halte, daß ſo ein Justum et tenacem etc. oder ſonſt ein goldener Spruch aus dem Horaz, von Göthe, Schiller, oder aus dem Geſetze und den Propheten, manchen Funken eines guten Willens zur hellen Flamme des feſten Vorſatzes aufglimmen, und die unvermuthete Erſcheinung eines ſolchen ſtummen Predigers, gleich dem Mane Tekel Fares des Königes Belſazer, einen edleren und und nützlicheren Eindruck machen würde, als alle die Jagd- und Bataillen- und geheime Cabinets-Stücke, und alle die läppiſchen Porträte, mit denen wir unſere Armſeligkeit verewigen wollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auszug eines Briefes aus Stuttgart.

.... Im verwichenen November ließ ſich hier ein junger Clavier-Spieler, Hr. Kalkbrenner, von Wien kommend, in einem großen, glänzenden, beſetzten Concerte hören, und bezauberte Kenner, Liebhaber und Layen gleich ſehr durch die Magie ſeines Spieles. Er gab Mozart's berühmtes Krönungs-Concert, und führte am Ende, ohne Begleitung, ein paar bekannte Thema's in immer ſchwerern Variationen durch alle Töne aus. Mozart's für ſich ſchon ſo ſchweres Conzert, machte er ſich durch eingewebte Paſſagen noch ungleich ſchwerer, und brachte es ohne den geringſten Anſtoß, mit zauberiſcher Leichtigkeit heraus. Seine Körperhaltung iſt auffallend ruhig und ziemlich vom Inſtrument entfernt; die Arme etwas lang, Hände und Finger zart gebaut, lang, dünn, ganz für das Spiel organiſirt. Seine Läufe mit beiden Händen durch alle Octaven und Halbtöne, rollen ganz wie die Töne einer Flötenuhr ab, oder als ſtreiche man ſie bloß mit Einem Finger. Auch zeigt Hr. Kalkbrenner in ſeinen Phantaſien und Variationen ſchon eine ſeltene Stärke in Modulationen und ſchweren Uebergängen. Seine Fauſt iſt rund und ſchön, und wie vom Blitz geſtügelt; ſein Anſtand edel und ſich gleich — ſelbſt dann, wenn er die ſchwerſten Paſſagen durchfliegt; ſein Vortrag raſch, feurig, und bei allen Schwierigkeiten doch deutlich und präcis. Nur fehlt ihm noch Ausdruck, deutſche Kraft und tiefes Herzgefühl; daher wirkt er zur Zeit noch mehr auf Ohr als auf Herz, mehr auf Bewunderung als Empfindung. Doch darf man bei ſeinem Alter (von ein und zwanzig Jahren) erwarten, daß er in den großen Schulen von Paris, London, Wien, Petersburg bald ganz zur Mannesreife gelangen, und ſich zu einem der größten Clavier-Spieler unſerer Zeit erheben werde.

Hr. Kalkbrenner, von einem muſikaliſchen Vater von ſeinen erſten Jahren zum Clavier angehalten, empfahl ſich durch ſein ausgezeichnetes Talent dem Conſervatorium in Paris; ward in daſſelbe aufgenommen, und bildete ſich da zum Virtuoſen. Von Paris begab er ſich auf einige Jahre nach Wien, um unter Vater Haydn die Compoſition zu ſtudiren, und die dortigen großen Clavier-Spieler zu benützen. Jetzt iſt er auf der Rückreiſe nach Paris begriffen, und wird dem franzöſiſchen Kaiſer ſeine Dienſte widmen.

Zur Ehre für den hieſigen Platz traten neben ihm auf: der beliebte Tenoriſt Krebs, und Hr. Graff, ein ſehr ausgezeichneter Violoncelliſt, in einem von ihm ſelbſt geſetzten Concerte, das er mit Ausdruck, mit treffender Fertigkeit, mit männlicher Kraft und feinem Gefühle vortrug. Dieſer geſchickte Spieler, welcher noch immer in ſeiner Kunſt merkbare Fortſchritte macht, wird ſich nächſtens nach Paris begeben, und zwölf von ihm geſetzte Violoncell-Concerte, nachdem er ſolche zuvor durch ſeinen eigenen Vortrag debütirt haben wird, daſelbſt ſtechen laſſen.

Ein ganz neues Factum.

Ein baieriſcher Unterthan aus der Grafſchaft Werdenfels nächſt dem Tirol, will ſeiner verſtorbenen Frau Schweſtertochter heirathen. Man ſchreibt nach Rom, und die Antwort erfolgt, ja, unter zwei Bedingungen:

Erſtens: Daß Supplicant das Zeugniß der Armuth — testimonium paupertatis — beibringe, und zwar von ſeinem Biſchofe; und

Zweitens: daß er vierhundert Gulden für die Diſpenſation an die Datarie in Rom bezahle.

Doch beträgt die Summe in Scudis nicht ganz vierhundert Gulden.

Anecdote.

Die Stadt Würzburg, ehemahls in immerwährendem Streite mit ihren Biſchöfen, ſuchte unter dem römiſchen Könige Wenzel jede Abhängigkeit von dem Biſchofe abzuſchütteln und ſich unmittelbar zu machen. Handel und Gewerbe blühten in ihr damahls ſo ſehr, daß ſie Nürnberg den Vorzug ſtreitig machen konnte. Der Preis, um welchen ſie die Unmittelbarkeit erhandelte, war — eine jährliche Lieferung von zwölf Fuder Wein an den königlichen Hof. Allein dieſe Unabhängigkeit, von den Biſchöfen ohnehin beſtritten, dauerte nicht lange, weil ſie nach einigen Jahren ſich von dieſer Abgabe befreien wollte, und ihr der deutſche König um dieſer Urſache willen gegen den Biſchof, der ſie angriff, nicht beiſtand.

1805. Nr. 8.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 18. Januar)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Kunſtnachrichten.

(Fortſetzung.)

Abſchied des Regulus von ſeiner Familie.

Vom Galerie-Director Hetſch.

Regulus, ein edler Greis zwiſchen ſechzig und ſiebenzig, thut einen großen entſchloſſenen Schritt vorwärts, um von Vaterland und Freunden zu ſcheiden, und ſich ſelbſt den Carthagern wieder auszuliefern. Mit dem nervigen halb entblößten rechten Arme hält er ſeinen erwachſenen Sohn, den Tribun Metellus, zurück, der ihn mit flehendem Auge und ſprechenden Geberden zu bleiben bittet; mit der Linken weißt er ſanft ſeine vor ihm hingeworfene gramverſunkene Gattinn zurück, die ihn mit Mienen der Verzweiflung bei den Seinen zu bleiben fleht. Vor ihm kniet ein holdſeliges Mädchen, — mit aufgerichtetem Haupte ſein Vaterauge ſuchend, und mit allen Zaubern der Unſchuld, der Schönheit und der Kindesliebe flehend, daß er ſie nicht verlaſſe; und ſein Knabe — ſtehend mitbittend, beide Arme zu ihm aufwärts haltend. — Der Vater ſenkt ſein Auge voll Rührung auf die Kinder herab — und geht dennoch. Ein großer Mantel umfließt ihn wie ein Gewölk, und ſchwimmt in herrlichen Falten an ſeinem noch immer kraftvollen, vorwärts ſtrebenden Körper herab. Eben ſo meiſterhaft geworfen iſt das Gewand der liegenden Gattinn. Die Scene geht in einer Vorhalle ſeines Hauſes vor, von großer einfacher Architectur, mit dem Embleme Rom's verziert. Außer den fünf bezeichneten iſt ſonſt keine Figur ſichtbar.

Der Kopf des Regulus iſt idealiſch groß, und ſpricht Römergeiſt, heroiſche Entſchloſſenheit, und doch Vatergefühl; nur fürchten wir, es zeichnet ſich die Figur unter dem Mantel nicht genug, und präſentirt ſich, mit dem kraftvollen Arme verglichen, etwas zu hager. Die kniende Attilia iſt gut und ſtark gezeichnet, aber ihr Geſicht mehr Verzerrung als edles Frauenantlitz. Um den Schmerz auszudrücken darf ſich der Künſtler nie der Verzerrung auch nur nähern. — Das liegende Mädchen hat himmliſchen Ausdruck im Geſichte, und man kann ſich in ihrem Anſchaun kaum erſättigen. Auch bei ihr iſt die Drapperie ausgezeichnet ſchön. Der ſtehende Knabe, ein derber Römer-Embryo, ſcheint uns denn doch etwas zu plump, und in den Extremitäten überladen. Das Geſicht und die ganze Haltung des ſeitwärts ſtehenden Tribun's iſt wieder voll Kraft, voll Wahrheit und ſeelenergreifenden Ausdruckes.

Die Compoſition im Ganzen ſcheint uns fein und im Sinne der Alten gedacht. Der thatenvolle eiſerne Römer fühlt — und ſtrebt dennoch vorwärts; die Weiblichkeit beugt ſich vor ihm; ſeine verwandtern Söhne ſtehen,

und bitten mit Hand und mit Mienen. Der zweite Schritt des scheidenden Vaters wird weniger groß seyn, aber doch vorwärts gehen. — Da Regulus von Rom und seiner Familie zugleich Abschied nimmt, so hätte vielleicht noch ein abgeordneter Römer, als Repräsentant seines Volkes, mit Wirkung angebracht werden können.

Das Colorit dieses Meisters, welches sonst schon berühmt und beliebt ist, hat sich auch hier in Fleisch und Gewändern mit Vortheil gezeigt; und in den Köpfen des Regulus, Metellus, und des knieenden Mädchens herrscht erschütternder Ausdruck und tiefes Gefühl.

Ein würdiges Seitenstück zum Oedipus bleibt dieser Regulus immer, und er mag selbst mit gleicher Empfindung gedacht seyn; doch erreicht er ihn nicht an idealischer Schönheit und Größe, und erinnert in einzelnen Partien, wiewohl nur wenigen merkbar, an Individualität.

Ansicht von Pera, der Vorstadt von Constantinopel.

(Aus den Fragmenten einer Reise in den Orient.)

(Fortsetzung.)

Ich mochte nicht länger in der Stube bleiben, und setzte mich heraus auf den Vorsprung des Hauses, von wo ich den größten Theil des Hafens, die Ostseite des Serai und einen Theil der asiatischen Küste zugleich übersehen konnte. Noch oft werde ich hierher zurück kehren, denn hier glaubte ich das Herz des Weltkörpers schlagen zu hören, so laut und lebendig war das kraftvolle Regen und Bewegen um mich her. Das größte Volksgewimmel unserer europäischen Hauptstädte läßt sich damit nicht vergleichen. Man sieht es ihm an, daß nur ein momentaner Impuls diese einförmigen Rotten zusammen getrieben hat; aber hier — die breite, wogende Meeresfläche, die sich mächtig um die gewaltsam auseinander gesprengten Umrisse zweier Continente herandrängt — ihre stolzen schwimmenden Wasserschlösser mit den glänzenden Masten und in die Lüfte flatternden Wimpeln — die Wolkenheere, die in vollem Fluge über Asiens Gebirge herab ziehen — die lauten, gebieterischen Stimmen der Seebewohner, kühn und trotzig wie das Element, dem sie in stetem Kampfe ihr Leben abringen — dort die hellstrahlenden Spitzen der Tempel und Lustschlösser, und tiefer unter ihnen die voll schmachtender Sehnsucht aus ihren Kerkermauern herüber nickenden Cypressen des kaiserlichen Palastes — hier das helle Farbenspiel der bunten Gewänder der Volksmenge, die blinkenden Waffen, das Glockengetön der entladenen Kameele, das dumpfe Summen der entfernten Haufen, und mitten drein der Donner der Kanonen, mit dem die kommenden und gehenden Schiffe sich begrüßen — — bis zur Betäubung wird das nimmersatte Aug' und Ohr mit Lust erfüllt.

Willst Du Dich näher umsehen — so blicke hier zur Rechten hin. Ein weiter Marktplatz öffnet sich Dir mit einer langen Reihe von Caffee-Häusern, eines dicht am anderen. Diesen gegenüber erhebt sich die Moschee des Kilidsch Ali Pascha, und im Hintergrunde Tophana oder das Gebäude der Stückgießerei, von dem das ganze Quartier seinen Nahmen hat. Die Mitte des von Menschen wimmelnden Marktes ziert eine der schönsten Fontainen, an der Marmor und Gold und Azur mit gefälliger Hand verschwendet sind. Ich konnte mich nicht genug freuen über die Menge herrlicher Früchte aller Art, die hier in der schönsten Ordnung und Reinlichkeit aufgeschichtet liegen, und von welchen die Absegelnden große Vorräthe mitnehmen. Gleich linksan ist auch der Marktplatz der Pferdeverleiher. Die Hunde fehlen hier ebenfalls nicht, und sind eben so bös auf die Fraulen zu sprechen, wie aller Orten.

Die ganze diesseitige Gegend der Stadt kommt in den alten Beschreibungen von Constantinopel als die dreizehnte Region unter dem Nahmen Specna vor. In späteren Zeiten hieß sie Pera oder vielmehr Perâa, aus dem nähmlichen Grunde, aus dem Strabo die Gegend über dem Euphrat so nennt, weil sie nähmlich denen auf der einen Seite wohnenden jenseits zu liegen kam. Damahls scheint es, als ob man zwischen den Benennungen Pera und Galata wenig Unterschied gemacht habe. Heut zu Tage hingegen ist man hierin bestimmter, und nur jener Theil, welcher den Fuß und Abhang des Hügels nebst den zur Seite liegenden beiden Thälern deckt, wird zu Galata gerechnet, und soll zu jener Zeit diesen Nahmen erhalten haben, als die Gallier oder Galater, wie sie bei den Griechen hießen, unter der Anführung des Brennus hier übersetzten. Unter Pera aber begreift man jetzt den erhabensten Theil des Hügels, und den in einer Ausdehnung von ungefähr dritthalbtausend Schritten von Mittag nach Norden sich hinziehenden Rücken desselben. Ringsum ist keine Lage so schön als diese. Von den Tschardaks *), der Hauptstraße hat man die Aussicht auf den Hafen, einen Theil des Bosphorus und Propontis, die sieben

*) Kleine offene oder gedeckte Belvederes über den Dächern der Häuser.

Hügel der Stadt, und weit nach Bithynien hinein, bis zum fernen Olymp.

Wir waren jetzt die ſchmale, ziemlich jähe Straße hinauf geſtiegen, die nach Pera führt, und ſiehe da! in einem Nu war die ganze Staffirung anders. Statt der düſteren, bärtigen Phyſiognomien, die mit träg verſchränkten Beinen ein paar hundert Schritte weiter unten ſo ſteif und ehrbar hinter den offenen Läden ihrer Boutiquen hockten — ſtatt der zwei oder drei an den Mauern der Häuſer hinwackelnden weiblichen Figuren, die von Kopf bis zu Fuß eingemummt, den Lamien und Empuſen ähnlicher ſehen, als jemand anderem — erblickten wir hier unſere lieben Landsmänninnen, die zierlichen Töchter der Mode in den Buden, und die Straßen auf und ab ſchwirrten Puderbeutel und Badine, Chapeau-bas und Kapuze. Mit welcher innigen Freude man, nach einer, wenn auch nur zweimonatlichen, Trennung ſein theures transdanubiſches Vaterland mit allen ſeinen Liebenswürdigkeiten und Thorheiten ſo in einem beiſammen findet? Bei jeder Marchande, wo wir vorbei gingen, hätte ich etwas einkaufen mögen, von jedem freundlich geſchäftigen Friſeur mir die Haare zerzauſen laſſen, mit jedem ſchwarzen Hute Landsmannſchaft trinken können. Genug, mit einem Mahle iſt man wieder in der lieben Chriſtenheit. In welchem Theile derſelben, läßt ſich nicht ſo leicht beſtimmen, denn Pera iſt der Zuſammenfluß von allen ihren Secten und Nationen. Am nähmlichen Tiſche treffen ſich hier der Schwede und der Corſe, der Neuſpanier und der Moſcowite, und wenn man in ein fränkiſches Caffee-Haus eintritt, und die zwanzigerlei Sprachen alle hört, ſo glaubt man unter den Maurern und Zimmerleuten des babyloniſchen Thurmes zu ſeyn.

Alle dieſe verſchiedenen Völkerſchaften machen hier, den Türken gegenüber, eine einzige aus, die weſtliche, und man bemerkt hier weniger als ſonſt wo, den Einfluß der National-Vorurtheile. Das Vaterland der Römer, jenes der Bewohner der Themſe oder Spree, heißt nicht mehr Rom, Preußen, England, ſondern Firenkiſtan, das iſt, Frankenland, und unter dieſer gemeinſchaftlichen Benennung werden ſie alle täglich von den Eingebornen des Landes begriffen. Wo an anderen Orten Briefe und Präſentationen und eine Menge Ceremonien nothwendig wären, braucht es hier nicht viel mehr als eines Zopfes oder Hutes, um auf der Stelle eine Bekanntſchaft anzuknüpfen. Es verſteht ſich, daß man deßwegen nicht ſo zu jedermann hinlaufen kann, ſondern, um in den erſten Häuſern gut aufgenommen zu werden, guter Empfehlungen oder beſonderer hervorſtechender Talente bedarf.

Nur der politiſche Glaube hat, ſo wie auf dem ganzen übrigen Erdenrunde, auch in dieſem Pelew-Eilande der fröhlichen Geſelligkeit die Fackel der Zwietracht geſchüttelt. Noch vor kurzem war ganz Pera in zwei Haupt-Parteien getheilt, die Otus-bir (oder Ein und dreißiger) und die Kala-tahy (oder Königlichgeſinnten). Den Nahmen Otus-bir führten die franzöſiſchen Democraten aus der Urſache, weil ſich viele von ihnen, um der damit verbundenen Vorrechte und Privilegien zu genießen, in das Corps der Janitſcharen, und zwar in die ein und dreißigſte Oda oder Kammer hatten einſchreiben laſſen. Freilich herrſcht dieſe Uneinigkeit, die ſehr ſelten perſönlich wird, meiſtens nur zwiſchen den fremden Miniſtern und ihrem Geſandtſchafts-Perſonale; aber alle, die ihrer Protection genießen, müſſen ſich nach ihnen richten, und dem Umgange ihrer Gegen-Partei, wären ſie auch perſönlich Freunde oder derſelben Meinung, entſagen. Natürlicher Weiſe gewinnt die Geſellſchaft, die ohnedieß keine überflüßigen Reſſourcen hat, hierbei nicht, und ein Kriegs-Manifeſt wird gewiß nirgends mehr verwünſcht, als hier, beſonders von den ſchönen Perotten, die ſo ein Wiſch immer um eine Menge Pikniks und Bälle bringt.

Von dem herrſchenden Tone kann ich Dir bis jetzt noch nicht viel ſagen. Es ſcheint mir, als ſuche man ſeine kleinen National-Vergnügungen und Bequemlichkeiten ſo viel möglich auch in dieſes Clima zu verſetzen. An Concerten, Vauxhalls, Jagd-Partien, Aſſembleen, Pharo-Tiſchen fehlt es hier nicht, und ſogar Schauſpiele und Opern werden auf Liebhaber-Theatern gegeben. Jeder Fremde, welcher ſeinem Geſandten empfohlen iſt, und deſſen Haus beſucht, findet überall die freundſchaftlichſte Aufnahme und gute Geſellſchaft. Was dazu ſehr viel beiträgt, iſt der natürliche liebenswürdige Character der meiſten auswärtigen Miniſter ſowohl, als das Bedürfniß des Landes, in welchem ſie auf den Umgang mit ſehr wenigen ihres gleichen eingeſchränkt ſind. Deßwegen wird hier der Abſtand, der ſie an anderen Orten mehr von den Kaſten der Kaufleute und Gelehrten trennt, hier minder merklich, und beiden Theilen viel Langeweile erſpart.

Die allgemein herrſchende Sprache der gebildeten Cirkel iſt die franzöſiſche. Auf den Straßen und in den Gaſthäuſern hört man mehr die italieniſche. Die meiſten Griechen, beſonders die von den Inſeln, reden es ſchlecht genug, aber ziemlich fertig. Angenehmeres aber habe ich nichts gehört, als das Venetianiſche im Sirenen-Munde der Griechinnen. Pera iſt eine wahre hohe Schule der Linguiſtik, und man hat gewiß hier die ſchönſte Gelegenheit, ſich Sprachkenntniſſe aller Art zu erwerben; auch

trifft man wenige hier geborne Kinder an, die nicht drei bis vier Sprachen reden, die sie, ohne daran zu denken, von ihren Eltern, Ammen, oder von anderen Dienstboten lernen.

Außer den auswärtigen Ministern und ihren Angehörigen wohnen hier viele europäische Kaufleute, Aerzte, Artisten und Handwerker — alles unter einander. Neben dem böhmischen Glashändler findet man den lyoner Uhrmacher, neben diesem den englischen Banquier, und zu seiner Seite den Apotheker aus Livorno. Der übrige Theil der Einwohner besteht aus etlichen armenischen, sehr wenigen türkischen, meistens aber aus griechischen Häusern. Die vornehmsten Familien des letzteren Volkes hingegen, die sich noch von alten Geschlechtern herschreiben, und aus denen gewöhnlich die Hospodare der Moldau und Wallachei genommen werden, wohnen in einem anderen Quartiere, welches zur eigentlichen Stadt gehört, also jenseits des Hafens liegt und Fanar heißt. Den Sommer aber bringen sie auf ihren Landhäusern am Canal, zu Therapia, Kuru-Tschesme, Arnaut Köi zu. Diese pflegen auch mit den in Pera wohnenden wenig Umgang, und halten sie für eine unächte Race, eine Art von Tercerons und Quarterons, weil sie sich mit italienischen und anderen fränkischen Familien vermischt haben.

(Der Beschluß nächstens.)

Diderot in Rußland.

Man erinnert sich, daß Diderot eine Reise nach Rußland machte, allein viele nähere Umstände davon sind nicht bekannt. Man erzählt, er, und nicht die Kaiserinn, habe das erste Verlangen darüber geäußert; und er habe seinen Freund, den russischen Gesandten zu Paris, Fürst Gallitzin, bewogen, dieser Monarchinn zu sagen, daß er eilen würde, ihr die Beweise seiner Bewunderung, Dankbarkeit und Ergebenheit zu Füßen zu legen. Sie antwortete darauf bloß, daß, wenn Hr. Diderot die Reise nach St. Petersburg machte, sie ihn gern sehen würde. Hierauf reiste er mit einem anderen russischen Fürsten ab, der die Reisekosten besorgte. So wie Diderot ankam, ward er von der Kaiserinn wohl aufgenommen und in allem frei gehalten; seine fruchtbare und glühende Einbildungskraft, der Reichthum, und die Sonderbarkeit seiner Gedanken, der Eifer, die Kühnheit und Beredsamkeit, mit der er öffentlich den Atheismus predigte, gewährten ihr viel Unterhaltung. Einige alte, erfahrne, und also ängstlichere Hofleute machten dessen ungeachtet der Selbstherrscherinn Vorstellungen, und wußten ihr es einzureden, daß dergleichen Predigten üble Folgen, besonders am Hofe, haben könnten, wo die vielen jungen Leute, die einmahl die ersten Stellen im Reiche bekleiden sollten, solche Lehren begierig, und ohne sie zu prüfen auffaßten. Die Kaiserinn wünschte nun, daß man Diderot über dieses Capitel Stillschweigen auferlegen könnte, doch so, daß sie keinen Theil daran zu haben scheine, und nicht befehlweise. Eines Abends ward also dem französischen Philosophen angezeigt, daß ein russischer Philosoph, ein großer Mathematiker und berühmtes Mitglied der Academie sich erböte, ihm in voller Hofversammlung das Daseyn Gottes durch eine algebraische Gleichung zu beweisen. Diderot glaubte dieß freilich nicht, doch äußerte er sein Verlangen, den Beweis zu hören, und es ward daher der Tag und die Stunde dazu festgesetzt. Als nun der ganze Hof, nähmlich die Herren, worunter meistens junge Leute, versammelt war, nahete sich ihm der russische Philosoph ganz gravitätisch, und sagte zu ihm mit dem Tone der festen Ueberzeugung: Mein Herr! $\frac{a+b^n}{z} = x$; folglich gibt es einen Gott. Was haben Sie dagegen einzuwenden? Diderot wollte die Ungültigkeit und das Abgeschmackte dieses vorgegebenen Beweises darthun, aber er fühlte unwillkührlich jene Verwirrung, in der man sich immer befindet, wenn man merkt, daß die anderen die Absicht haben, sich über uns lustig zu machen; und so konnte er den Neckereien nicht entgehen, mit denen man sogleich gegen ihn loszog. Dieser Vorfall ließ ihm andere ähnliche fürchten, und er bezeigte daher bald darauf das Verlangen, nach Frankreich zurück zu kehren. Die Kaiserinn machte sich nun anheischig, die Reisekosten zu bezahlen; er empfing von ihr fünfzig tausend Franken, und reiste ab; unterweges, unweit Riga, brach sein Wagen, und der Gouverneur von dieser Stadt ersetzte ihm auch die Kosten für die Wiederherstellung desselben. Die Wahrheit von allem diesen verbürge ich nicht; ich sage bloß, daß man damahls im Norden es für wahr nahm und gab.

Diderot hatte auf seiner Hin- und Herreise vermieden über Berlin zu gehen; der König hielt dieß für Affectation, und glaubte, ganz Europa würde darin nichts anderes erkennen, als den Vorsatz, ihn nicht sehen zu wollen; was ihn in aller Rücksicht beleidigen mußte. Diderot erinnerte sich vielleicht, wie sehr dieser Monarch eine Stelle in der ersten Edition der Encyclopädie gemißbilligt hatte, wo der französische Philosoph zuerst den Salomon des Nordens lobt als König, als Held, als Philosoph und als Dichter, und endlich hinzusetzt, daß es sehr Schade sey, daß das Mundloch dieser schönen Flöte durch die brandenburgischen Sandkörner verdorben wäre. Diese Anspielung mußte sowohl in Rücksicht auf die Talente des Königs, als in Rücksicht auf den guten oder schlechten Boden der preußischen Staaten mißfallen.

Thiébaut's Souvenirs de Berlin.

1805. Nr. 9.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 21. Januar)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Etwas über Prämien zur Belohnung edler Handlungen.

In vielen deutschen Staaten haben die Regierungen auf die Rettung verunglückter Menschen Prämien gesetzt, und diese Prämien sind gewöhnlich so unbedeutend, daß sie mit der Lebensgefahr, der sich der Rettende fast immer, mehr oder weniger, Preis gibt, in gar keinem Verhältnisse stehen. — Ich kann es nicht sagen, mit welchem unangenehmen Gefühle ich jederzeit von einer solchen bezahlten, und noch obendrein so armselig bezahlten Handlung der Pflicht und der Menschlichkeit höre. Mit diesem Gefühle las ich neulich in einer deutschen Zeitung, daß ein gewisser Fürst, „gewohnt, jede edle Handlung reichlich zu belohnen, einem braven Manne, der mit Gefahr seines eigenen Lebens ein Kind aus einem Flusse gezogen hatte, zur Belohnung und zur Aufmunterung für andere aus seiner Privat-Casse — elf Gulden auszahlen zu lassen gnädigst geruhet habe.“

Wahrlich! man muß einen verächtlichen Begriff vom Menschen haben, wenn man solche Belohnungen schöner Thaten für nöthig und — für wirksam halten kann.

Der Staat mag immerhin Prämien zur Aufmunterung der Industrie, des Gewerbfleißes, des Handels ꝛc. aussetzen: es mag gut seyn, der Trägheit und der Apathie eines Volkes durch solche Reizmittel des Eigennutzes oder des Ehrgeizes zu Hilfe zu kommen; aber Preise auf Handlungen gesetzt, zu denen der Gott im Menschen so mächtig auffordert, sind moralische Giftmischereien, ein wahrer Hochverrath an der Menschheit.

Unzweckmäßigere und noch überdieß unsittlichere Mittel zur Beförderung heroischer Tugenden kann es wohl nicht geben, als Prämien. Unzweckmäßig, weil sie ihrer Unbedeutenheit wegen selten oder nie Antrieb zu einer That werden können, mit welcher Gefahr verbunden ist; und unmoralisch, weil sie, wenn sie je Antrieb werden könnten, gerade die edelsten Gefühle im Menschen zerstören, und die Ausübung der Pflicht in ein schändliches Gewerbe des Eigennutzes verwandeln müßten. — Jeder halbweg gute Mensch thut in dem Augenblicke, wo ihn fremde Noth zur Rettung aufruft, was ihm sein Herz gebietet, ohne nur von ferne an einen Lohn zu denken; und den, der in solchen Augenblicken an die Prämie denken, und um etlicher Gulden willen sein Leben an ein anderes wagen könnte, das er ohne diese Lockspeise ruhig zu Grunde gehen ließe, den würde ich mehr verabscheuen als einen Mörder — statt der Prämie verdiente er eine Schandsäule.

Welche Begriffe von Pflicht und Menschenliebe können unter einem Volke verbreitet werden, das man an

Belehnungen von Handlungen gewöhnt, welche Natur und Religion gleich ſtark gebieten, und die ihren einzigen Lohn in ſich ſelbſt haben müſſen! Und wie können Regierungen hoffen, je über gute und geſittete Menſchen zu herrſchen, wenn ſie ſolche Mittel wählen, und die Moralität in ihren ſchönſten Aeußerungen vergiften?

Gibt es denn keinen anderen Weg den Edlen zu belohnen und aufzumuntern? Daß man doch immer zum Schlechteſten, was man dem Menſchen bieten kann, zum Golde greift! daß man doch immer glaubt, alles bezahlen zu müſſen, und bezahlen zu können — ſelbſt das Leben und die göttliche Tugend! Man zeichne den Edlen aus — man ehre ihn — Bezahlung wird er für Entehrung halten! Ein Wort des Dankes, ein Lob aus dem Munde ſeines Fürſten oder deſſen Stellvertreter wird ihm mehr werth ſeyn als Goldſtücke. Eine rühmliche Erwähnung ſeiner That wird ihm lohnender ſeyn als Geſchenke. Und wenn man denn zu ähnlichen Handlungen durch Auszeichnung aufmuntern will, ſo iſt es doch immer noch räthlicher, die Ehrliebe zu wecken, als den Eigennutz. Um den Menſchen beſſer zu machen, muß man ihn achten und — ihn ſich ſelbſt achten lehren! Es iſt eine blutige Kränkung für den braven Mann, der dem Tode ſich muthig entgegen ſtürzte, um ihm ſein Opfer zu entreißen, und der nun im ſüßen Bewußtſeyn einer ſchönen That verloren, ſich ſo glücklich fühlt, daß ſie ihm gelang — es iſt eine blutige Kränkung für ihn, wenn man ihn mit dem Klange einiger Thaler aus ſeinem ſchönen Traume weckt, und ihm zuruft: „So hoch ſchlägt das Vaterland dein Leben und deine Tugend an!“

Und gewiß, unter hunderten, die einer ſolchen edlen That fähig ſind — wären ſie auch aus den niedrigſten Volks-Claſſen — unter hunderten fühlen neun und neunzig dieſe Kränkung ſchmerzlich, und der Mann, der ſein Leben wagen kann, um ein anderes zu retten, iſt auch in der Regel hochherzig genug, um mit Bürger's braven Manne zu ſprechen:

„Mein Leben iſt für Gold nicht feil.“

Die Braut von Meſſina.

Aus Stuttgardt.

Den ſiebenten December ward hier zum erſten Mahle Schiller's Braut von Meſſina aufgeführt. Die Verſammlung im neuen Schauſpielhauſe war glänzend, und ſo zahlreich als man ſie je geſehen.

Das ſchöne Coſtüm und einige Decorationen wurden ganz neu zu dieſem Stücke verfertigt. Es begann mit des Pariſer Vogel's berühmter Ouvertüre, und ſchloß mit Jomelli's göttlichem Requiem. Auch hatte man viele Proben davon veranſtaltet, und die Schauſpieler und Schauſpielerinnen thaten was ſie vermochten. — Deſſen ungeachtet wirkte das Stück weit nicht, was ich erwartet hatte, und ſchwerlich wird man es öfters ſo ſehen wollen.

Freilich waren einige Rollen, z. B. die Braut ſelbſt und ein Chorführer, falſch beſetzt, und es fehlte an zwei vorzüglichen Schauſpielern — wie denn überhaupt jetzt das Frauenzimmerfach auf der hieſigen Bühne weit beſſer beſtellt iſt, als das männliche. — Durch den leidigen Tod des unvergeßlichen Vohs litt die Rolle des Don Manuel, durch Glep's Entfernung die des Don Ceſar, oder einer Choragen; denn wenn die beiden Brüder und beiden Chor-Führer nicht vorzüglich gut beſetzt werden können, ſo ſollte man dieſes, wo ſo alles auf Declamation beruht, lieber ganz liegen laſſen.

Der ganze Chor ſprach bisweilen zuſammen, und dieß machte, wie anderwärts, einen mehr komiſchen als tragiſchen Effect; daher man mit Recht auf anderen Theatern immer nur einen, und bei dem ganzen Chor blos zwei reden läßt. Sollte bei dem Zuſammenreden etwas herauskommen, ſo müßte es eine Art recitativiſchen Geſanges ſeyn, wozu Operiſten gehörten.

Man hat die Chöre, ſo wie einzelne Scenen und Reden beträchtlich abgekürzt, ſo daß die Tragödie nicht über drei und eine halbe Stunde ſpielte. Es mag ſeyn, daß ſie bei meiſterhafter Declamation weit mehr Wirkung hervorbringt, als wir hier empfanden, und daß man ſich alsdann von Ahndungen der alten tragiſchen Kunſt der Griechen durchdrungen fühlt. Auch bleibt dieſer Verſuch unſeres erſten Tragikers, den Chor herzuſtellen, immer ſehr merkwürdig und achtungswerth; indeſſen fehlt es der ganzen Tragödie zu ſehr an Erfindung, Abwechslung, Bewegung und Handlung, als daß ſie ein großes, gemiſchtes Publicum hinlänglich intereſſiren könnte. Man war es auf deutſchen Bühnen nie gewohnt, (und der deutſche National-Character wird ſich nie daran gewöhnen) ſeine Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf ſchöne Reden, glänzende Tiraden, poetiſche Beſchreibungen u. ſ. w. zu heften, und ſich damit, wie der Franke, für den Mangel an Handlung und Abwechslung zu entſchädigen. Der Deutſche will, wie ſein Bruder der Britte, raſche Bewegung, kurzen nervigen Dialog, Fülle, Abwechslung und

kecke Uebergänge, — und nicht Declamation und griechiſche Todtenklagen auf ſeiner Bühne haben, und dieſer National-Zug iſt ihm ſo tief eingeprägt, daß ihn ſelbſt ſeine erſten Genies nicht davon abbringen konnten.

An Fülle der Poeſie, Idealität, intenſiver Kraft, und dem Ausdrucke der Begeiſterung und Leidenſchaft übertrifft dieſe Tragödie alle übrigen dieſes Dichters, und iſt ſchon in dieſer Hinſicht als ein koſtbares Kleinod unſerer Literatur zu betrachten; doch wirkt ſie im Leſen weit mehr als auf der Bühne, wo ihr ſelbſt die meiſterhafteſte Declamation eine gewiſſe Monotonie nicht abnehmen wird.

Die Miſchung der chriſtlichen Mythologie mit der griechiſchen, des Gnadenbildes zu Loretto und des Ablaſſes mit den Eumeniden und dem Fatum, welche ſchon anderen großen Dichtern mit Recht vorgeworfen ward, iſt zwar in der Vorrede entſchuldigt, aber darum nicht weniger anſtößig und widerlich auffallend.

Im Ganzen war die Fürſtinn durch Madame Aſchenbrenner am beſten beſetzt. Die Eröffnung des Hintergrundes zu Ende des Stückes, der Blick in die mit Candelabern erleuchtete Fürſtengruft, und auf die liegende Leiche des Manuels, und Jomelli's himmelanhebendes Requiem, machten einen ſchauderhaften Effect.

Ueber Schönheit.

Darüber iſt gewiß ſchon ſo viel geſchrieben worden, als über jeden anderen Gegenſtand, der unſerer Aufmerkſamkeit wichtig ſcheint. In wie fern der Begriff davon unwiderſprechlich feſtgeſetzt iſt, weiß ich nicht. Das mag nun ſeyn wie es will, ſo glaube ich doch, daß einige meiner Ideen, da ſie zuverſichtlich Folgen meiner individuellen Denkungsart und Erfahrung ſind, wären ſie auch etwas zu fragmentariſch, nichts deſto weniger einiges Treffende enthalten können.

Mein Beruf hat mich mehr aufgefordert, dem Objectiv- als dem Subjectiv-Schönen nachzuſpähen.

Allgemein angenommen iſt es, daß der Mann von ausgebreiteteren Erfahrungen, von nicht beſchränkter, durch Bedürfniß an das niedere und nothwendige Geſchäftsleben gezwungenen Wirkſamkeit, eher und mehr Schönheiten im Reiche der Natur und der Kunſt ſieht und empfindet, als jener, der mehr einſeitig, mehr mechaniſch ausgebildet, und folglich mehr mit thieriſcher Anſtrengung ein Knecht im untergeordneten Thun und Machen iſt. Der erſte weiter Ausgebildete lernt mehr den Menſchen nach ſeinen, ſeiner Gattung allein zukommenden Anlagen, und ſogar auch mehr nach ſeinen bloß phyſiſchen Eigenſchaften kennen, als der phyſiſch und moraliſch weniger Gebildete. Wenn nun der mehr und höher Gebildete den Trieb der Allgemeinliebe mehr nährt und ſtärkt, und auf dieſem Wege mit mehr Theilnahme andere beobachtet, ſo iſt es gewiß, daß die auf dieſe Art beſchäftigten Augen von der inneren, edleren Seelenthätigkeit mehr und mehr angetrieben werden, derſelben neue Empfindungsnahrung zuzuführen.

Die Geübtheit des Empfindens geht weit ſchneller, als die des Denkens, weil die erſtere ihren Stoff außer ſich ſchon vorbereitet findet, die letztere aber die Vorbereitung im Denken ſelbſt erſt veranſtalten muß.

Wenn jemand bei Aufſuchung und Beobachtung äußerer Gegenſtände mehr das Verhältniß und den Bezug auf ſie unter ſich als auf ſich ſelbſt zum Ziele hat, ſo iſt dieß ein Beweis von Allgemeinliebe. Die Beobachtung befördert ſie, und umgekehrt die Allgemeinliebe befördert und ſchärft die Beobachtung. Je mehr alſo der Menſch auf dieſem Wege der Empfindungsthätigkeit Erfahrungen macht, je mehr lernt er den Character des wohlthätigen Einwirkens des einen auf den anderen, des Einen auf das Ganze, und des Mehreren auf das Eine kennen. In dieſem Zuſtande iſt der Menſch im Beſitze des Rechtes, je deutlicher er dieſen Character ſichtbar ausgedrückt ſieht und erkennt, demſelben nach Maß ſeines Beifalles den gehörigen Grad von Schönheit zuzuſprechen.

Wenn aber einer ſeine, im nähmlichen Grade thätige Empfindung nur in Bezug auf ſich ſelbſt beſchäftigt, ſo heißt ſein Beifall nichts mehr, als: Dieß iſt mir gut, mir nützlich. Da aber ein einzelner Menſch nur ein Ding iſt, und das Ding außer ihm, nur mit ihm, als nur einem Dinge in Verhältniß erkannt wird, ſo erhebt des ſelbſtliebigen Menſchen Beifall das äußere Ding nicht zur Würde von Schönheit.

Theilen wir die ganze Thätigkeitsmaſſe aller Menſchen in zwei Theile, in einen edleren und in einen gemeineren, ſo findet ſich, daß der erſtere am beſten und allgemein nützlichſten jene Menſchen in ſich begreift, die von der Natur die höheren Eigenſchaften ihrer Gattung erhalten haben, und die als Folge davon für den empfindſam geübten Beobachter dieſes Gepräge an ſich tragen; die letzteren hingegen, die minder edlen, die beſtimmt ſcheinen, ſich zur Befriedigung phyſiſcher und gemeiner Bedürfniſſe, und zu mechaniſcher Ausführung von anderer Willen zu bewegen. Zuverſichtlich wird dieſer gemeinere, mechaniſch, und mehr mit Anſtrengung ſeiner phyſiſchen

Kräfte, nach Willkühr anderer beschäftigte Mensch, nicht so viel Reiz, nicht so viel Zeit, und nicht so viel Raum haben, die Gegenstände außer sich zu schauen, zu beobachten und zu vergleichen. Wenn aber im Laufe der noch verwirrten Menschenverhältnisse, ein Mann von höherer Gattungskraft, an die zweite Abtheilung von Thätigkeit gefesselt ist, so genügt er seinem Schönheitsgefühle damit, daß er es an Materialien und Instrumenten übt, die mehr als gewöhnlich das Gepräge der Idealität im Kreise seiner Berufsthätigkeit an sich tragen, gleichsam als Schaustücke aufzubewahren und zu verehren. Sein Gefühl, nicht sein Verstand, sagt: Dieß Ideal will ich als Muster künftiger Thätigkeit hinterlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die falschen Jungfrauen von Orleans.

Die Zeit der falschen Demetriusse und Sebastiane ist vorüber. Das letzte Schauspiel dieser Art gab im letzten Decennio der falsche Dauphin.

Die Annalen Frankreichs sprechen auch von falschen Jungfrauen von Orleans: denn obgleich die rachsüchtigen Engländer die tapfere und unglückliche Jeanne d'Arc bei hellem Tage auf einem ungewöhnlich hohen Scheiterhaufen zu Rouen hatten verbrennen lassen, so erschienen doch bald darauf mehrere andere. Die erste trat zu Metz auf, und wußte die Brüder der Jeanne d'Arc so zu täuschen, daß sie dieselbe für ihre Schwester erkannten; es gelang ihr, einen Herrn von Armoises so zu fesseln, daß er sie heirathete; auch nahm sie die Ehrenbezeugungen an, welche die Stadt Orleans ihr, als ihrer Befreierinn erwies. Eine andere machte sich ebenfalls die Dankbarkeit der Einwohner von Orleans zu Nutze, ward aber zu Paris als Betrügerinn erkannt, und als solche vor dem Palais zur Schau gestellt. Die dritte ließ sich dem Könige vorstellen, der sie mit diesen Worten anredete: „Jungfrau, meine Liebe, seyd mir recht sehr willkommen im Nahmen Gottes, der das Geheimniß weiß, das ich mit euch habe." So wie sie von einem Geheimniß hörte, von dem sie nichts wußte, fiel sie dem Könige zu Füßen und gestand ihm den Betrug. Carl VII. verzieh ihr, ließ aber jene seinen Zorn fühlen, welche dieses Mädchen vermocht hatten, wegen ihrer Aehnlichkeit mit Jeanne d'Arc die Rolle derselben zu spielen.

Sonnett.

An den Morgen.

Wie Du mich anlachst, holde Morgenröthe!
Wie gold'nen Glanzes Deine Wangen glühen!
Vielsüße Lust will durch mein Inn'res ziehen.
Daß sie die nächtlichen Gedanken tödte.

Was sich auch Höheres den Blicken böte,
Soll ich mich wohl, es zu erringen, mühen?
Da, selig grüßend, Worte niederstehen:
„Von zarter Liebe Strahl ich so erröthe."

O holde Wundergabe, süße Liebe!
Gebenedeite Du! Du reizumfüllte,
Worin der Tag sein schönstes Bild enthüllte.

Wann wird auch mich dein holdes Licht umwehen?
Wann wird des Lebens zartster Tag erstehen,
Daß meinem Geist ein ew'ger Morgen bliebe?

F. A.

Sinngedichte

Der Arzt und der Pfarrer.

Die Mittel gleichen so ziemlich sich,
Die unser Arzt und unser Pfarrer geben;
Sie sind den Sinnen widerlich
Und helfen zum ewigen Leben.

K.

An einen jungen Geizhals.

Du lobst den alten Graubart,
Weil er so wohl sein Geld bewahrt.
Vergiß doch nicht zu bedenken,
Den Ruhm theilt er mit Kisten und Schränken.

K.

1805. Nr. 10.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 23. Januar.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Virgil und Milton im neueſten franzöſiſchen Gewande.

(Fortſetzung.)

Wir haben die Mißgriffe geſehen, die Herrn Delille in der Ueberſetzung Virgils zu Schulden kommen. Konnte er das eben in der franzöſiſchen Sprache am wenigſten ſchwere Problem nicht löſen, einen zierlichen und fein fühlenden Dichter nachzubilden, um wie viel mehr mußte er hinter einem Urbilde zurück bleiben, bei deſſen Uebertragung er für die meiſten Ausdrücke weder in ſeinem Gefühle, noch in ſeinem Idiom einen Anklang fand?

Milton hat eine neue Bahn in der Poeſie eröffnet. Sein Gedicht verſetzt uns in eine überſinnliche Welt, und was man ſonſt im Epos das Wunderbare nennt, das iſt hier der natürliche Lauf der Dinge. Seine Engel und Teufel ſind nicht die Maſchinen, ſondern die Hauptperſonen, und wenn man auch dem verlornen Paradieſe den Nahmen einer Epopöe verſagen will, ſo kann man ihm doch den Vorzug der größten Erhabenheit nicht ſtreitig machen. Die Schilderung der Unſchuld, Reinheit und Liebenswürdigkeit der erſten Menſchen, und die rührende Darſtellung der lieblichen Scenen im Eden bilden mit den kriegeriſchen Auftritten zwiſchen den Engeln und Teufeln einen glücklichen Contraſt, der das ganze Gedicht beherrſcht. Nur in wenigen Stellen macht uns der Dichter auf die Sandbänke der Myſtik und Theologie ſtoßen, zum Beweiſe, daß ſelbſt die größten Männer ſich nie ganz über ihr Zeitalter hinausſchwingen können.

Wie hätte nun Herr Delille ſein Original behandeln ſollen? Mir däucht, er mußte über die letzt genannten Stellen leicht wegſchlüpfen, und ſeine volle Kraft auf die erhabenen und anziehenden Schilderungen des engliſchen Dichters verwenden, vor allen aber die gereimten Alexandriner vermeiden. In dieſem regelmäßig und bis zur Ermüdung einförmig dahin ſich wälzenden Fluſſe werden die kräftigſten Producte dichteriſcher Phantaſie erſäuft, da hingegen die Verſe des Originals bald ſanft und fließend, bald rauh und mit ſcheinbaren Mißlauten vermiſcht, durch die Abwechſelung ihres Silbenfalles ganz der Freiheit des Epos entſprechen.

Herr Delille hatte nicht Stärke genug, das Joch der alten Form abzuſchütteln, und ſich aus den vier Pfählen der Schule ins Freie zu retten. Daher finden wir dieſelbe unerträgliche Weitſchweifigkeit in ſeinem Milton wieder, die uns in ſeinem Virgil anekelte; daher ſind aus ungefähr zehn tauſend fünf hundert Verſen des Originals über ſechs tauſend Reime in der Nachbildung entſtanden. Wenn uns etwa hier die Vergleichung mit dem franzöſiſchen Virgil darüber in Verwunderung ſetzen ſollte,

daß wir im Milton ſo wohlfeilen Kaufes durchkommen, ſo müſſen wir, um wieder von unſerem Erſtaunen zurück zu kommen, die große Menge von Stellen in Anſchlag bringen, die Herr Delille gar nicht zu überſetzen für gut gefunden hat, und deren Abweſenheit jedem kundigen Leſer ſich von ſelbſt aufdringt.

Bei den myſtiſchen Labyrinthen Miltons verweilt Herr Delille recht con amore, und bringt als ächter franzöſiſcher Abbé ſogar in ſolche Stellen Myſticismus, in welchen das Original ſich deſſelben ſorgfältig enthalten hat. Das geſchieht ſchon im Eingange des Gedichtes, der doch am beſten behandelt zu werden verdient hätte, und welchen ich hier zugleich als Beiſpiel über einige meiner bisherigen Bemerkungen einſchalten will, und am beſten durch Gegenüberſtellung des Originals zu characteriſiren glaube.

Of Man's first disobedience, and the fruit
Of that forbidden tree, whose mortal taste
Brought death into the world, and all our woe,
With loſs of Eden, 'till one greater Man
Restore us, and regain the bliſsful seat,
Sing heav'nly Muse, that on the secret top
Of Oreb, or of Sinai, didst inspire
That shepherd, who first taught the chosen seed,
In the beginning how the Heav'ns and Earth
Rose out of Chaos: Or if Sion hill
Delight thee more, and Siloa's brook that flow'd
Fast by the oracle of God; I thence
Invoke thy aid to my advent'rous song,
That with no middle flight intends to soar
Above th' Aonian mount, while it pursues
Things unattempted yet in prose or rhime.
And chiefly Thou, O Spir't, that dost prefer
Before all temples th' upright heart and pure,
Instruct me, for Thou knowest; Thou from the first
Wast present, and with mighty wings outspread
Dove-like sat'st brooding on the vast abyſs,
And mad'st it pregnant: what in me is dark
Illumin, what is low raise and support;
That to the highth of this great argument
I may assert eternal Providence
And justify the ways of God to Men.

Delilleſche Ueberſetzung.

Je chante l'homme en proie aux pièges tentateurs
Et le fatal péché de nos premiers auteurs,
Qui, par le fruit mortel privés de l'innocence,
Nous leguèrent le mal, le crime et la souffrance,
Jusqu' au jour où, calmant le courroux paternel,
L'homme-dieu nous rouvrit les demeures du ciel:
Sujet vaste et sacré, dont jamais le génie
N'enchanta les bosquets des nymphes d'Aonie.
Toi donc qui, célébrant les merveilles des cieux,
Prends loin de l'Hélicon un vol audacieux:
Soit que, te retenant sous ses palmiers antiques,
Sion avec plaisir répète tes cantiques,
Soit que, cherchant d'Horeb la tranquille hauteur,
Tu rapelles ce jour où la voix d'un pasteur
Des Hebreux attentifs ravissant les oreilles,
De la création leur contoit les merveilles:
Soit que, chantant le jour où Dieu donna sa loi,
Le Sina sous tes pieds tressaille encore d'effroi:
Soit que, près du saint lieu d'où partent ses oracles,
Les flots du Siloé te disent ses miracles:
Muse sainte, soutiens mon vol présomptueux,
Jamais sujet plus grand et plus majestueux
Des poëtes divins n'échauffa le délire:
Viens, sous l'archet sacré déjà frémit ma lyre.
Et toi, toi qui, planant sur le sombre chaos,
Où dormoient confondus l'air, la terre et les flots,
Couvois par la chaleur de ton aile féconde
La vie encore informe et les germes du monde,
Esprit saint, remplis-moi de ton souffle puissant:
Et si ton plus beau temple est un coeur innocent,
Viens épurer le mien, viens aider ma foiblesse:
Fais que de mon sujet j'égale la noblesse,
Et que mon vers brûlant animé de ton feu,
Venge aux yeux des mortels la justice de Dieu.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber Schönheit.

(Beſchluß.)

In den edlern Thätigkeitskreis des aufs allgemeine Wohl einwirkenden Menſchen gehören als Mittel die Menſchen ſelbſt, mit allen ihren höheren Fähigkeiten. Iſt es nicht klar, daß er, mit natürlichem und geübterem Scharfſinne, durch Vertraulichkeit mit ſeinen Mitteln nach dem Maße ſeiner erfahrneren und ſchärferen Gefühle ſich ein Ideal des Menſchen in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen denken muß. Er kennt die höheren und niederen Beſchäftigungen deſſelben. Die höchſten ſind: wenn man im vorzüglichſten Grade durch des Geiſtes und der Empfindung Macht, mehr durch Ausführung ſeines eigenen, als durch Ausführung anderer Willen, zum allgemeinen Wohle beiträgt. Das höchſte Ideal des Mannes für die Augen iſt: wenn die Verhältniſſe und der ganze Ausdruck ſeines Baues Behendigkeit und Kraft, (nicht vorzügliche Stärke, dieſe ſteht ihm bei andern zu Gebote) ausdrückt; wenn ſein ganzes Seyn ſagt: Ich eile nie; ich zögere nie; ich kann alles was ich will; ich will nur was ich kann; ich bin geübt und gewöhnt nur nach freiem, aber richtigem Willen mich zu bewegen. Wenn dieß alles ſo eintrifft, ſo ſagt der Ausdruck des Ganzen: ich liebe alles Edle und Gute, ich verachte alles Niedere und Schlechte. So iſt der pythiſche Apoll.

Es iſt ein großer, die Menſchheit entehrender Irrthum, wenn man glaubt, der griechiſche Künſtler ſey bei Erſchaffung ſeines Apollos mit ſeinem hohen Geiſte über die Grenzen der Menſchheit hinaus geſchritten. Was kennt denn der Menſch höheres, als was ſeine eigene Gattung ihm kund thut? Was deutlich und herrlich ſeiner Seele mit liebendem Vertrauen ſich hingebendes kennt er, das nicht eine menſchliche Geſtalt habe, was den Menſchen erhebendes und veredelndes, das nicht vom Menſchen herkommt?

Nur der Urſprung alles ſinnlich wahrnehmbaren Stoffes, und die eben ſo vielfach verſchiedenen Seelenanlagen, als es einzelne Menſchen gegeben, gibt und geben wird, bleiben uns dießeits ein Geheimniß. Aber aller ſinnlich wahrnehmbarer Stoff, und alle unſere Seelenanlagen ſind unſerer wechſelſeitigen Liebe, für unſer aller Wohl und uns zur Bearbeitung und Veredlung ganz allein überlaſſen. Alſo wehe dem! der aus dieſem von uns gebildeten All nur für ſich heraus nehmen und nichts hinein legen will. Für den gibt es keine Schönheit, für den gibt es keine Freude! Dieß iſt ſein Fluch.

So wie ich hier das Erſchaffen und das Erkennen des vom Menſchen ſelbſt, durch Liebe für ihn erzeugten Schönen mir denke, folgt von ſelbſt, daß es mit allem anderen ſichtbaren die nähmliche Bewandtniß habe.

Die Beſtimmung des ſchönen Geſchlechtes beſteht hauptſächlich darin, der künftigen Generation im Zuſtande der Bewußtloſigkeit Daſeyn und Nahrung zu geben; mit der Sanftheit ihrer Bewegungen und Stimme, durch ſüße Wartung und wohlthuendes Liebkoſen dem Säuglinge ſchon vor dem Bewußtſeyn, das, die Menſchen am meiſten beglückende Gefühl der Dankbarkeit einzulegen, und ſo den werdenden Menſchen dem Glücke ſeiner Mit- und Nachwelt zu weihen.

Wenn man dieſe Beſtimmung kennt, bedenkt und ehrt, ſo wird man gewiß immer mehr und mehr lernen, welche Geſtalten zu dieſem Zwecke die eigentlichſten ſind.

So glaube ich, daß, je deutlicher wir den Zweck eines Natur-Erzeugniſſes durch den Verſtand erkennen, und durch Geübtheit unſerer Sinne empfinden, um ſo beſtimmter erheben wir ihn nach dem Maße der Idealität, die wir an ihm wahrnehmen, zum Range der Schönheit.

Mit den Kunſtwerken und allen Erzeugniſſen des menſchlichen Geiſtes und Fleißes iſt es das nähmliche. Zuvörderſt muß man die Beſtimmung oder Bedeutung jeder dieſer Dinge kennen, um zu wiſſen, wie nahe ſie dem Ideale kommen.

Glaubt man, daß man eine Sache ſchön finden könne, ohne beſtimmt zu wiſſen warum, und deßwegen die Erklärung des Schönen verwirft, ſo glaube ich, die Urſache liegt darin, daß die Erfahrung unſerer Augen die Empfindung zum Wohlgefallen auffordert. Gewiß ſehen wir zu viel Gegenſtände, als daß alles vom Verſtande ganz kann durchgearbeitet werden.

Jeder ſich beobachtende Menſch wird wahrgenommen haben, daß, wenn er beim Anfange des ordentlichen Denkens und conſequenten Handelns ſich gewiſſe Grundſätze zur Norm und zum Geſetze vorgeſchrieben hat, er in der Folge bei unzähligen Handlungen nicht mehr wörtlich an ſeine Geſetze gedacht hat, ſondern aus Gewohnheit des Wiederhohlens ſind ſeine Grundſätze zu Gefühlen gediehen, und auf dieſe Art iſt er zum immer ſchnell richtig handelnden Menſchen geworden.

So kann ich über ein ſichtbares Merkmahl der Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes ſchon ein Mahl mit Bewußtſeyn abgeurtheilt haben, aber wegen der Menge von Gegenſtänden, Merkmaalen und Urtheilen ſind ſie aus dem Bewußtſeyn verdrängt worden, und liegen nur noch in der Empfindung.

M. K.

Coruſcationen.

Ein Seeleg behauptete jüngſt ſeltſam genug, die Schweiz ſey ein ehemahliger Mond, der herabgeſtürzt ſey auf die Erde, und im Fallen zerſchellt in die gewaltigen Alpen, die ſich in dieſem Lande thürmen. Schiller's Wilhelm Tell ſcheint aus der Zeit dieſer Cataſtrophe zu ſeyn, ſeine Schweizer glaubt man, ſeyen mit vom Himmel gefallen; ſo eigen, ſo ehrlich, ſtreitbar und gediegen ſind dieſe Menſchen; zwar eben keine Sonnenbürger, wie das höhere Epos ſie hat, aber auch keine gewöhnliche Erdbewohner, wie ſie jetzt in dieſen Thälern hauſen, wohl noch keck und ſtreitbar, aber arg in's Fleiſch übergeſchlagen, und eben etwas dumpf und trüb.

Viel Colorit und viel Staffirung iſt in dem Gedichte; nicht das Tragiſche der dortigen Natur, das Grandioſe, Ungeheuere ſpricht aus ihm, aber wohl das Romantiſche in ſeinem vollen Reitze, und das Wirthliche, Ernſte, Heitere in dem Geiſte der Menſchen, die zutraulich neben den großen Naturgewalten wohnen; die kräftigen Alpengewächſe, das Rhododendren und die Andern drappiren mit ſchön geworfenem Gewande die wild geſtürzten Geſchiebe, und auf den Matten wohnt das ruhige Volk, in deſſen Gemüthe auch alles Tiefe und Gewaltſame von der ſtillen Einförmigkeit des Hirtenlebens umfangen wird. Aber in den Tiefen des Gedichtes verbirgt ſich ein großer poetiſcher Geiſt; aus ſeinen Tiefen quillt der Strom herauf, der ſich in mannigfaltigen Wirkungen durch das Stück ergießt; von Bäumen und Gebüſchen bald verſteckt, bald durch Felſen brauſend, unter der Erde rinnend, dann aber wieder an die Oberfläche tretend, und den weiten Spiegel aus einander breitend. Partien der Art, in denen der klare Spiegel der höheren poetiſchen Himmel widerſtrahlt, und die des Dichters Meiſterſchaft bekunden, ſind z. B. die Scene, wo Tell dem Kinde den Apfel wegſchießt, und jene, wo das Weib dem Landvogt in den Zügel fällt, und Alles da herum bis zu ſeinem Tode hin. Da tritt der Meiſter mit beſonnenem Ernſte in ſeiner ganzen Kraft hervor, während er anderwärts untergeordnete Kräfte, aus freier Willkühr gleichſam ſeine Schüler, ungebunden wirken läßt, und von ferne an ihrem freien Spiele ſich ſelbſt ergötzt. Dieſe Stellen ſtehen im Stücke wie die trefflich ſchöne weibliche Figur und der nackte Jüngling im Vordergrunde von Raphael's incendio del Borgo. Am fernſten ſcheint meinem Gefühle der Dichter im fünften Acte, in der Scene zwiſchen Johann Parricida und Wilhelm Tell, wo der Letzte die Hände zum Himmel hebt, und Gott dankt, daß er nicht iſt, wie Einer von Dieſen.

Man tadelt allgemein den fünften Act als überflüßig: ſchon des Geſchreies wegen möchte ich der entgegen geſetzten Meinung ſeyn, wenn auch weniger triftige Gründe für ſie ſprächen. Die Handlung des Stückes iſt die Befreiung der Schweiz; Tell's That iſt ein Haupt-Element und der Mittelpunct davon; aber mit ihr iſt die Handlung nicht vollbracht, die anderen Elemente müſſen ſich auch noch erſt anfügen, ehe alles vollendet iſt, und das geſchieht im fünften Acte. Und warum ſoll eine Tragödie, und noch vielmehr ein Schauſpiel, bis zum höchſten Gipfel der Handlung gelangt, mit einem ſteilen, jähen Abſchuſſe, wie ein Mondgebirge enden, und nicht eben ſo in einen ſanften Abhang ſich verlieren, wie es allmählig aufſteigend ſich gebildet hat. Shakespeare hat ſich an jene Regel nicht gebunden; in ſeinem Julius Cäſar, ohne Zweifel einem ſeiner correcteſten Stücke, wird Cäſar im dritten Acte ermordet, und das Stück ſpielt noch zwei Aufzüge hindurch, bis zum Tode des Brutus und dem völligen Siege des Triumvirats.

Die illuminirten Bilderchen, die der Verleger beigefügt hat, ehren ſchlecht das Werk; wenn die darſtellende Kunſt die Poeſie geleiten will, dann muß ſie wenigſtens auch mit geziemendem Anſtande erſcheinen, und nicht wie ein Kleiderjude mit buntem Trödel hinter ihr ziehen. Das hat noch keiner ſeinem Dichter gethan, was Perthes in Hamburg dem Aeſchylos mit ſeinen Flaxmanniſchen Umriſſen bei ſo billigem Preiſe gethan hat.

Die Inſchrift.

„Der Ruhe," las ich jüngſt an Ai's Gartenhaus.
Ruht er vielleicht dort von der Ruhe aus?

K.

1805. Nr. 11.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 25. Januar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Virgil und Milton im neueſten franzöſiſchen Gewande.

(Beſchluß.)

Sehen wir die Delilleſche Ueberſetzung dieſer ſechs und zwanzig Verſe nur flüchtig durch.

Daß der Franzoſe den Dichter ſogleich ſein werthes Ich produciren läßt, dafür kann er nichts, ſondern ſeine Sprache. Aber der homme en proie bedeutet doch gewiß hier den erſten Menſchen, und der kommt gleich im zweiten Verſe wieder vor als premier auteur. Auch haben wir, was Milton wohl mit Bedacht nicht ſo ſagen wollte, einen Gottmenſchen bekommen, der den zornigen Vater beſänftigt, und einige Boskete voll heidniſcher Nymphen, die das Unglück haben, noch von keinem chriſtlichen Sujet enchantirt worden zu ſeyn. Jetzt wird die Muſe angerufen, die loin de l'Hélicon fliegt. Das weiß Gott. Die ſeichten Ufer der Seine ſind freilich fern vom Helicon, wo auch das vier Mahl zum Ekel wiederhohlte proſaiſche Soit que nicht zu Hauſe iſt. Dieſe ganze Stelle gibt das Original unrichtig, ſchlecht und matt wieder.

Im zehnten Verſe flog die Muſe ihren vol audacieux, im ein und zwanzigſten fliegt der Abbé ſelbſt ſeinen vol présomptueux. Wenn er je ein Beiwort gut gewählt hat, ſo iſt es dieſes.

Im zwei und zwanzigſten hören wir zum zweiten Mahle, daß das Sujet, welches er beſingen will, ſehr groß und erhaben iſt; das ging nun an, er ſchreit auch ein paar Mahl um Hilfe; aber der drei und zwanzigſte und vier und zwanzigſte Vers ſind — zu arg.

Den esprit saint endlich bittet er, ihn mit ſeinem Hauche anzufüllen. Das ſchöne: what in me is dark illumin heißt bei ihm: viens épurer mon coeur. — Sehr treu!

Fais que de mon sujet — —

Wer erkennt in dem allem den Ueberſetzer der herrlichen ſapphiſchen Ode: Heureux celui qui près de toi soupire?

Die Reime ſind ebenfalls nicht die ausgeſuchteſten — lyre und delire, cieux und audacieux, noblesse und foiblesse, auteurs und tentateurs, bei welchem erſten Verſe einem ſogleich unwillkürlich das le rix tenta le rat einfällt.

Die ſechs und zwanzig fünffüßigen Verſe des engliſchen Originals ſind in der Ueberſetzung zu vier und dreißig ſechsfüßigen ausgeſponnen; dafür haben wir aber manche ſchöne neue Sachen von Delille's eigenem poetiſchem Delirio, als da ſind: der Sinai, der noch vor Entſetzen bebt; die Muſe, die den Berg Horeb ſucht, und uns dadurch an den Tag erinnert, wo ſie die aufmerkſamen Ohren der Hebräer entzückte; ferner das avec plaisir

pſalmirende Sion ꝛc. Ich denke, wir hätten genug zur Probe.

Da ich die Bürdeſche Ueberſetzung nicht bei der Hand habe, ſo habe ich mich in der Eile ſelbſt an das engliſche Original gewagt, um den Leſer, der dieſer Sprache unkundig iſt, in den Stand zu ſetzen, etwas näher einzuſehen, was Delille nicht geleiſtet hat.

Den erſten Fall des Menſchen durch des Baum's
Verbot'ne Frucht, die, tödtlich ihm, den Tod
Auch in die Welt gebracht, und alles Weh,
Und den Verluſt der ſel'gen Heimath, die
Ein Edlerer uns endlich wiedergab —
Sing' ihn, o Muſe, Himmelstochter! du,
Von der, der Hirt auf Horeb's Höh'n, begeiſtert
Zuerſt ſein Volk gelehrt, das auserwählte,
Wie aus dem Nichts Gott Erd' und Himmel rief.
Nach Sion's Hügel und zur Wunderquelle
Des Siloa — wenn Heil'ge du! vielleicht
Dort lieber weil'ſt — ſchick' ich die fromme Bitte:
Gib Kräfte mir und Muth zum kühnen Flug',
Denn hoch will ich mich über Pindus Gipfel
Aufſchwingen, ſingend was noch keiner ſang.
Du aber, ew'ger Geiſt! dem aller Tempel
Gefälligſter ein Herz iſt, fromm und rein,
Belehre mich, o Wiſſender! denn du
Warſt da von Anbeginn, und, einer Taube
Gleich, ſchwebteſt du befruchtend auf der Tiefe
Des Abgrunds hin, des unermeßlichen.
Erleuchte, was noch dunkel iſt in mir,
Und richt' empor den erdverwandten Sinn,
Daß bei den Sterblichen ich, würdig auch,
Rechtfertige der ew'gen Vorſicht Wege.

Fragmente aus einer Vorleſung über die Gall'ſche Theorie, in dem Muſeum zu München gehalten von Hrn. Medizinalrath und Profeſſor Walther aus Landshut *).

Die Gall'ſche Theorie iſt eine Reihe von anatomiſchen und phyſiologiſchen Unterſuchungen über den Gehirn- und Schedelbau, aus welchen als endliches, aber ſehr zufälliges Reſultat der Parallelismus zwiſchen der Gehirn- und äußern Schedeloberfläche, und ſomit die Möglichkeit hervorgeht, in den Schedelformen die Formen und Umriſſe einzelner Gehirntheile ſelbſt zu ſtudiren. In einem Zeitpuncte, in welchem das fruchtbare Beſtreben herrſchend iſt, in den Beziehungen einzelner naturwiſſenſchaftlicher Doctrinen auf einander Leitungsbegriffe zur Ausbildung neuer, erhellender Anſichten zu finden, wo beſonders in der Phyſik der organiſchen Natur Phyſiologie, Pathologie und Pſychologie ſich lebendig durchdringen, und auf comparative Anatomie geſtützt, in dem Organe ſelbſt die Function als fixirt, und das erſte nur als das Gerüſte der letzten darſtellen; — in einem Zeitpuncte, wo die Natur-Wiſſenſchaft den alten Schulformen entwachſen iſt, und die Mythe nur noch als die höhere Potenz ihrer ſelbſt, und ſich ſelbſt darin als vergeiſtigt erkennt, — wo die pſychiſchen Anſichten kaum noch an einem Orte als unzugängig vor aller Critik und Speculation verwahrt werden; kurz, in unſerem Jahrhunderte, das unter dem Einfluſſe milderer Geſetzgebungen und milderer Sitten viel Schönes und Großes gebahr, — gelang es auch dem ſcharfſinnigen Doctor Gall, das Pſychiſche, was bisher in der Anatomie, Phyſiologie, und anderen naturwiſſenſchaftlichen Doctrinen zerſtreuet war, geſondert von den Paralogiſmen einer rationellen Pſychologie, aufzugreifen, und mit dem anatomiſchen Meſſer bis in das Innere des Gehirns ſelbſt, und in die Bildung der darin an einander gelegten Organe einzudringen.

Sehr früh ward ſeine Lehre der Gegenſtand der öffentlichen Neugierde und der geſellſchaftlichen Converſation. Die letztere, bloß dem Populär-Verſtande ſich ergebend, zieht alles, auch das Heilige der Kunſt und Wiſſenſchaft, in ihren Kreis. Gierig griff ſie die Gall'ſchen Anſichten auf, und zwar von der Seite, wo ſie zunächſt den ſpielenden Witz mimiren, der ſich in der Verſpottung des Eigenthümlichen und der auffallenden Character-Unterſchiede gefällt. Die Taſtatur der Köpfe, und das Diagnoſticiren der jedem Einzelnen einwohnenden Anlagen und Neigungen, ward nun die Neuigkeit des Tages. Selbſt auf dem Toiletten-Tiſche der Damen will man Schedel, auf welchen nach der Gall'ſchen Theorie die Gehirn-Organe verzeichnet waren, bemerkt haben. Früher

*) Dieſe Vorleſung diente zur Erläuterung der zwei Schriften des Herrn Profeſſor Walther über die Gall'ſche Theorie:

1. Critiſche Darſtellung der Gall'ſchen anatomiſch-phyſiologiſchen Unterſuchungen des Gehirn- und Schedelbaues von W . . . r. Zürch, bei Ziegler. 1802.

2. Neue Darſtellungen ꝛc., von Walther, Medicinalrath ꝛc. München, in der Schrerr'ſchen Buchhandlung 1804.

ſchloß ſich das Innere dieſer Lehre den bildenden Künſtlern auf, bei denen überhaupt das Studium von Formen, und die Hinwendung des Gemüthes auf die Intuition ſchöner Geſtalten das anſchauliche Talent mehr geweckt und ausgebildet hat. Sie ſtudirten die von Gall angegebenen Unterſchiede in den Schedelformen, und fanden ſie übereinſtimmend mit den Eigenthümlichkeiten, welche die alte Kunſt in der beſſeren Periode bei der Nachbildung einzelner Geſichts- und Schedeltheile aufgegriffen und ſcharf bezeichnet hat; wie dieſes in alten Porträt-Gemählden, in antiquen Köpfen, kurz in allen Erzeugniſſen der Kunſt aus beſſeren Schulen nicht zu verkennen iſt. Naturforſcher und Aerzte waren es endlich, welche die Gall'ſche Theorie in ihrem ganzen Umfange zu würdigen verſtanden; ihre naturwiſſenſchaftliche Dignität als eines Zweiges der Anatomie und Phyſiologie des Gehirnes beſtimmten, und durch ſie die ſchwierigſten und verworrenſten Aufgaben aus dem therapeutiſchen Theile der Medicin, unter anderen das Gebiet der Gemüthskrankheiten, mit dem wohlthätigſten Erfolge aufzuhellen bemühet waren. Unterdeſſen wurden auch Verfolgungen dem ſcharfſinnigen Entdecker zu Theile; und noch jetzt konnte ein Gouvernement vergeſſen, daß es keinen bürgerlichen Gerichtshof für Meinungen gibt, und daß keine Polizei-Anſtalt hinreichend iſt, um die Verbreitung rein-ſcientifiſcher Anſichten im In- oder Auslande zu hemmen.

Wenn bei der Löſung einer naturwiſſenſchaftlichen Aufgabe von dem Gemüthe, von Gemüthsanlagen, Neigungen, kurz von inneren pſychiſchen Vorgängen die Rede iſt; ſo kann das Gemüth des Menſchen bloß in ſo ferne verſtanden werden, als es überhaupt der phyſiologiſchen Conſtruction unterliegt, und als Function in dem Typus eines beſtimmten Organes nachgewieſen werden kann. Der intelligible Character des Menſchen verläuft in einer unendlichen Reihe, welche durch Freiheit angefangen, und nie vollendet wird. Das Unendliche in ihr aufzugreifen, und abſolut als ſolches darzuſtellen, iſt die Aufgabe der philoſophiſchen Speculation, und der höheren Mythe. So gewiß es iſt, daß das Endliche — die Natur, und das Unendliche — die Intelligenz, urſprünglich und in der letzten Potenz des Wiſſens ſich wieder ergreifen, und wechſelſeitig durchdringen, ſo nothwendig iſt es da, wo beide bereits in einen ſtetig ſich widerhohlenden Gegenſatz zerfallen ſind, bei naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen beide ſtets aus einander zu halten, und das natürliche Princip in allen Dingen zu erkennen, ohne irgendwo eine Beziehung auf das Göttliche zu geſtatten. Die Naturwiſſenſchaft kann daher auch nicht in ihren Steigerungen bis zur höchſten Potenz, auf welcher die einzelnen Gemüthsvermögen den Character des Univerſellen annehmen, und ſich vergeiſtigen, durch Conſtruction gelangen. Es konnte daher bei Gall nie von der Vernunft, von dem Willen die Rede ſeyn. Beide ſprechen ſchon den Character der Freiheit aus, und unterliegen nicht mehr den empiriſchen Beſtimmungen durch natürliche Principien. Es kann in der Potenz des Organiſchen keine Bildung aufgefunden werden, welche ihnen entſpräche, und die ganze Pſychologie wird nun durch Gall's Unterſuchungen zur Phyſiologie des Gehirnes. Hierin ſelbſt aber liegt der größte Purismus von jeder materialiſtiſchen Einmiſchung; vielmehr iſt die Philoſophie unſerer Zeit durch ſtrenge Enthaltſamkeit von jeder materialiſtiſchen Anſicht characteriſirt: und wie könnte auch auf einem Standpuncte, wo die Materie und Form nicht mehr getrennt, und ihr Gegenſatz gar nicht vorhanden iſt, von Materie die Rede ſeyn? Mit großem Unrechte beſchuldigte man alſo den Dr. Gall, daß ſeine Lehre zum Materialismus und Fatalismus führe. Der letzte, wenn er als das Syſtem der abſoluten Natur-Nothwendigkeit gedacht wird, hebt nur die Anwendung, die man von dem Principe der Freyheit in dem Reiche der Naturwiſſenſchaft machen wollte, nicht das Princip ſelbſt auf; und wer hat je geläugnet, daß jede Handlung des Gemüthes, wenn ſie in die Erſcheinungswelt übergehet, einen empiriſchen Character annehme, und ſomit, wenn ſie phyſiologiſch conſtruirt werden ſoll, als organiſche Function erkannt werden müſſe? Mit dem Begriffe der Function aber in der organiſchen Sphäre iſt deren Anſchaulichkeit unter dem Schema eines Organes ſelbſt wieder geſetzt. Es muß alſo nothwendig von beſtimmten Organen einzelner Gemüthsverrichtungen die Rede ſeyn, ſobald dieſe als Vorgänge im Organismus erkannt werden ſollen. Man hat es nie für anſtößig gefunden, zu behaupten: das Gehirn ſei das Organ des inneren Sinnes, das Seelen-Organ, das Organ des empiriſchen Gemüthes. Aber ſchon der Nahme Gehirn zeigt, ſo wie Gebirg ꝛc. eine collective Einheit, eine Vielheit von Gebilden an: und wer das Gemüth als eine Syntheſe von Gemüthsverrichtungen ausgeſprochen hat, muß auch das Gehirn als eine Syntheſe von Gehirn-Organen erkennen. Gall's Lehre führt alſo nicht mehr und nicht weniger zum Materialismus und Fatalismus, als jede andere naturwiſſenſchaftliche Unterſuchung, als die bisher allgemein recipirten Anſichten über Gemüth und Gehirn. Materialismus und Fatalismus, als zwei ſehr untergeordnete Anſichten, wo bloß den natürlichen Principien die abſolute Uebermacht über das Göttliche eingeräumt wird, werden in den An-

forderungen der höheren philoſophiſchen Speculation genügen; aber da wo beide in der höheren Potenz ſich zum Spinezismus geſtalten, und das göttliche Princip der Dinge mit dem natürlichen in einem abſoluten Pantheismus ſich vereiniget, da mögte es wohl der ängſtlichen Critik keines Zeitalters gelingen, die ihr entſprechende höhere philoſophiſche Cultur zu hemmen.

Es iſt ſehr ſchwer einen paſſenden, gemeinſamen Ausdruck zu finden, unter welchen ſich die Gall'ſchen Anſichten bringen ließen. Anfangs, als dieſe Unterſuchungen ſich noch bloß theils auf trockene Schedelknochen, theils auf die Taſtatur der Köpfe, und deren phyſiognomiſche Diagnoſtik beſchränkte, mogte wohl der Nahme von Schedellehre, Cranioſcopie, der paſſende ſeyn. Die Gall'ſche Lehre entſtand ſo wie alle andere naturwiſſenſchaftliche Doctrinen, vom gemeinen, leichteſt-wahrnehmbaren, nähmlich von der Taſtatur der Köpfe ſolcher Menſchen, welche durch irgend eine Geiſtes- oder Gemüthseigenſchaft ausgezeichnet waren. Vom Köpfebefühlen ging Herr Gall nun einen Schritt weiter; ſeine Unterſuchungen gewannen einen höheren Standpunct, und bildeten ſich nun zur anatomiſchen Contemplation des Menſchen- und Thierſchedels. Aber noch immer klebte die Reflexion, um mich ſo auszudrücken, an der Schale; noch war größten Theils das knöcherne Verhältniß des Gehirnes, nicht das Gehirn ſelbſt, der Gegenſtand der Unterſuchung. Wie wir in Gipsausgüſſen und Abdrücken die Kunſtwerke fremder Gegenden bewundern, ſo ſtudirte Gall die Formen einzelner Gehirntheile aus ihren Abdrücken in ihren knöchernen Umgebungen. Zuletzt drang er auf dem durch das anatomiſche Meſſer gebahnten Wege, um mich ſo auszudrücken, in das Gehirn ſelbſt ein, ſtudirte deſſen Form-Verhältniſſe, zerlegte die einzelnen Theile, Lappen und Windungen deſſelben, und nun beſchäftigt ſich ſeine Lehre mehr mit dem Gehirne ſelbſt als mit dem Schedel. Die phyſiognomiſchen Beziehungen dieſer Lehre ſind ein endliches, aber ſehr entferntes Reſultat ſeiner Unterſuchungen, und bei weitem der wenigſt wichtige Theil derſelben. Da nun die Gall'ſche Theorie in ſo viele naturwiſſenſchaftliche Fächer eingreift, und auf der einen Seite bis in das kleinſte Detail der Thiergeſchichte, auf der anderen in ihren Anwendungen bis in die therapeutiſche Lehre von den Gemüthskrankheiten ſich erſtreckt; ſo iſt es ſchwer bei dieſer Vielſeitigkeit ihrer Anſichten, einen allen gemeinſamen Nahmen zu finden, und Cranioſcopie, Encephalognomik, Cerebralphyſiognomik bezeichnet jedes Mahl nur einen Theil des Ganzen. Es iſt daher am zweckmäßigſten, dieſe Lehre noch jetzt nach ihrem Urheber zu benennen, bis ſie ſelbſt ein Mahl den Anatomen, Phyſiologen, Aerzten und Wundärzten genauer bekannt ſeyn wird, und alſo ihre einzelnen Sparten den naturwiſſenſchaftlichen Fächern, welchen ſie zunächſt angehören, zugetheilt werden können. So wird zum Beiſpiele hinführo in anatomiſchen Vorleſungen das Gehirn und der Schedel nach Gall'ſchen Anſichten beſchrieben, in der Phyſiologie die Functionen einzelner Gehirntheile nach demſelben angegeben, in der Lehre von den Gemüthskrankheiten wird nach Gall's Lehre vorgetragen, und ſelbſt die pittoreſque Anatomie für Künſtler auf dieſe Art behandelt werden.

Die pſychologiſchen Anſichten des Herrn Doctor Gall dürften allerdings eine nähere philoſophiſche Berichtigung nöthig haben. Da er der philoſophiſchen Cultur unſeres Jahrhundertes entbehrt, und von dieſer ſeinen Geiſt ganz abgewendet hat, ſo war er auch weniger glücklich in der Beſtimmung und Aufgreifung der einzelnen, ſelbſtſtändigen Thatſachen, welche in dem menſchlichen Gemüthe unterſcheidbar ſind. Er hat daher noch manche Geiſtes-Function als ſelbſtſtändig angenommen, welche doch, nach richtigeren pſychologiſchen Thatſachen, anderen höheren Functionen untergeordnet, oder in dieſen ſelbſt ſynthetiſch enthalten iſt. Ob es daher ein eigentliches Organ des Diebsſinnes, der Mordluſt ꝛc. gebe, möchte mit einigem Grunde bezweifelt werden können. Auf der anderen Seite iſt dieß aber auch eine der ſchwierigſten Aufgaben in der ganzen Natur-Wiſſenſchaft, und da das menſchliche Gemüth keinem Experimente unterliegt, und ſich auch nur zu ſehr complicirten Beobachtungen als Object darſtellt, da die Wahrnehmungen durch den inneren Sinn ſo wenig fixirt und in einem beſtändigen Zeitablaufe begriffen ſind; ſo iſt es ſehr ſchwierig, im Gemüthe das Bleibende von dem Wandelbaren, das Nothwendige von dem Zufälligen und ſomit die Function von der Aeußerung derſelben zu unterſcheiden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sentenzen.

Erſt wenn ſie ſchwindet, iſt am Ziel die Republik.
Ihr gibt der Mächtige, der ſie vernichtet, Flügel.
Zum Gipfel ſteigt Athen's Geſchick,
Ergreift ein Pericles die Zügel.

Athenor.

1805. Nr. 12.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 28. Januar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Coruscationen.

Der Süden ist das Sonnenreich der Erde, da geht die Natur im Purpur-Gewande, reich mit Gold und Perlen und Edelgesteinen verziert, und die innere Gluth treibt die ganze reiche Fülle, die das mütterliche Wesen in seinem Schoße birgt, an das Licht hervor, und von dem mächtigen Triebe ergriffen rankt sie in die gewaltige Vegetation hinaus, und staunend sehen wir, wie die Lebensströme durch die schlanken Palmen wie Springwasserstrahlen an den Himmel steigen, und durch die Blätterschirme zurückfallend sich vertheilen, und wie die Treppen, in die sie oben auf dem Gipfel zerstäubend aus einander fahren, wenn die Sonne in ihren Spiegeln wiederscheint, als Blüten in tausend Farben brennen, und wie glühende Funken sich im Aether wiegen; indessen unten an der Erde das Leben wie ein wogendes Meer zwischen den Bergen und den Bäumen steht, und von der inneren Kraft gehoben, immerfort in Wellen schlägt, und die geschlagenen Wellen auch in Blättern rauschen, und auch in glühende Treppen sich zerstäuben, daß die Sonne, wie sie hinunter blickt auf die reich geschmückte Erde, gleichsam einen Regenbogen mit aller Gluth und Farbenpracht zwischen den Treppen um sie zieht und schlingt, während im Norden nur kalte, klare Nordlichter stehen, die oben aus ihrem Scheitel brechen, und über ihre Schneefelder sich ergießen. Eng befreundet mit der Blumenwelt aber ist die Phantasie, sie selber gleichsam der Blumen Blume; jene Region ist daher ihre Heimath, in jenem Flammenbogen möchten die Gemüther untertauchen; da, wo die Erde den Blütengürtel des Reitzes und der Grazie um sich gewunden hat, da ist auch das Heiligthum der Poesie, da sprossen brennend und prächtig und glühend die Gefühle in dem durchwärmten Gemüthe auf, und die Gemüther der Blumenvölker die da außen prangen, ihre Düfte, schweben da innen gleichsam in lieblich geistiger Gestalt, und nehmen durch den Zauber der Dichtkunst wieder äußere Hüllen an. Daher muß dem Geschlechte, das die Zeiten so weit nach Norden hinauf verschlagen haben, die Nahrung des Gemüthes aus dem Ueberflusse des Südens nachgeführt werden; in diesem Garten muß es Blumen pflücken, und die Keime nehmen, die es der rauheren Erde anvertraut, damit unter sorgsamer Pflege wächst, was da unten vor dem milden Himmel von selbst und ungepflegt gedeiht, und die Poesie den kahlen Grund mit ihrer Drapperie umhüllt. Und Dank müssen wir denen wissen, die nach dem Süden ziehen, und uns von dort her Blumen bringen, und Samen, mit dem sich unsere Erde schmücken kann: mag die Industrie den Brotfruchtbaum, und Zimmet und Nellen in die entlegensten Regionen hin verpflanzen, und sich freuen, wenn es ihr

gelegt, sie fern von ihrem Geburtsorte gedeihen zu sehen; alle poetische Gemüther werden sich ergötzen, wenn ihnen neue südliche aclimatisirte Dichtungen entgegen duften, und der Zauberreiz des Südens in der nordischen Sprache weht.

Das gilt überhaupt von allen Bemühungen der neueren Zeit, die südliche Poesie bei uns einzuführen, zunächst aber von A. W. Schlegels Blumensträußen italienischer, spanischer und portugiesischer Dichter. Nicht in dem Zauberlande, wo die Sacontala heimisch ist, sind die Originale dieser Dichtungen aufgesproßt, nicht jene Flammenblumen, die der Gott der Liebe Kami um die Pfeile windet, prunken in jenem Kranze; der nordische Süden hat sie getragen; aber wie sie sind, sind sie die holden Kinder einer schönen Liebe, ein zarter Farbenstaub ist ihnen aufgehaucht, ein lebendiges Leben glüht in ihnen, und wie ein Heiligenschein umgibt sie ein süßer verborgener Duft, ein liebliches Geschenk der näheren Sonne, der angenehm den Sinn berauscht. Vor allen drängt sich die herrliche Canzone Dante's hervor, ein Werk aus Himmelsluft zusammen geronnen, eine schwüle Wärme spannt weich und lau das tiefe, unergründliche Gemüth, ein mildes Schmachten ist in ihm zerflossen, mit den Wolken der Trauer ist sein Himmel unterlaufen, wie flammende Blitze zucken die Schmerzen über ihn hin, und tief nieder wie die düsterste Wolke hängt der große Schmerz das Gesicht der todten Geliebten, und wie ein milder Sommerregen fallen die Thränen, und erfrischen das erstorbene Herz; und wie die Tropfen stürzen, erleichtert sich die gepreßte Luft, und der Himmel klärt sich wieder, und die Heiterkeit der Poesie spannt sich über dem Gemüthe aus, und im Sonnenstrahle pranzt die schöne Feuer-Lilie, die wie der Nostoch dem Gewitter, so dem inneren Feuerregen sich entwand. Ich würde ihr vor allen den Preis zuerkennen, wenn die lieblichen Kinder Petrarca's, die Sonette, mich nicht dauerten; diese zarten, holden Mädchen — denn Mädchen sind sie bis auf wenige fast alle — wie sie schmeichelnd sich dem Sinne anschmiegen, und lind und anmuthsvoll an ihm vorüber schweben, und wie ein zartes Säuseln in das horchende Gemüth einweben: sie würden traurig werden, die lieblich zarten Mädchen, und die kecken, geistvolleren Knaben, die Tasso hier um sich her versammelt hat, wenn man sie ob der erhabenen, trauernden Schwester versäumen wollte. Auch zürnen würde sie, die Spanierinn, Montemayor's Diana; ein banger Harm, ein einziges, tiefes in sich Weinen ist der Abschied Sireno's von ihr; der Wehmuth und des Schmerzes Fluthen schlagen hoch über ihrem Haupte zusammen, und mühevoll arbeiten sie sich durch, daß das Weh ihnen den Athem nicht versetze. Ein schönes, schmelzendes Cantabile ist dieser Abschied. Und was sonst noch diese Sammlung schmückt, und kraftvollen Wuchses in ihr treibt und blüht, es ist anderer und erfreulicherer Natur, als das Unkraut, was unsere Felder überwuchert, und seine innere Kärglichkeit hinter einer officinellen oder oeconomischen Brauchbarkeit versteckt.

Und die Nachbildung dieser Herrlichkeiten in unserer Sprache! — Feinere Verkünstler mögen aus einander setzen, was allenfalls an der Uebertragung des Pastor Fido, des Camoens, des Ariosto und des Cervantes auszusetzen seyn könnte, aber die Sonette Petrarca's, sie scheinen meinem Gefühle weit vom Originale entfernt. Diese reine, sanfte Silberstimme, wie sie in jenen reitzenden Dichtungen singt; dieser zarte Flötenton, der aus ihnen klagt, sie haben sich gar sehr in nordische Heiserkeit verloren; der zarte Schmelz, der auf diesen Blüthen liegt, hat sich verwischt, und die lebendige Frische, die an ihnen glänzt, ist hier gleichsam aufgetrocknet, und wird schmerzlich von dem Sinne nun vermißt. Jene künstliche Verschränktheit, wie sie als herrschender Grund-Character die deutschen Gedichte bezeichnet, sie ist fern von dem Urbilde, dessen Character fromme, hingegebene Andacht, unaussprechlich süße Lieblichkeit, anspruchslose Einfalt, und jenes schmeichelnde Gemüthlichkeit ist. Das meiste muß freilich der Sprache aufgerechnet werden. Die italienische Sprache ist wie die gleichnahmige Musik ganz Melodie, der Reichthum an tönenden Vocalen legt in sie Wohllaut und Gesang, so daß sie sich von selbst dem Tonkünstler fügt, und gleichsam ohne sein Zuthun in die Melodie zerfließt. Die deutsche Sprache hingegen ist ihrem Wesen nach mehr Harmonie, das Vorherrschen der stumpfen Vocale und vorzüglich der Consonanten, die gleichsam die in der Mundhöhle gebrochenen und durch Reflexion und Refraction getrübten Vocale sind, wie in die verschiedenen Instrumente gleichfalls sich die Menschenstimme spaltet, sie geben der Sprache jene Mannigfaltigkeit und jenen Umfang, der sie vorzüglich für die Künstlichkeit der Harmonie tauglich macht, die denn auch die deutsche Musik characterisirt. Petrarca's Dichtungen sind, dem Genius der Sprache zusprechend, ganz Melodie, sie müßen in demselben Maße dem der Deutschen widerstreben; ihr Gesang erstirbt in dem tonlosen Medium, und die ganze Kunst der Instrumental-Begleitung vermag ihn nicht zurück zu rufen. Klopstock's Oden ins Italienische übertragen möchten etwa eine ähnliche nur ganz entgegen gesetzte Wirkung hervor bringen, wie diese Sonette in die

deutſche Muſik überſetzt. Wenn es überhaupt möglich iſt, Petrarca's Lieblichkeit in unſere Sprache hinein zu legen, dann mag wohl der treffliche, glückliche Ueberſetzer des kecken, genialiſch wilden, männlich rauhen Shakespeare nicht dazu berufen ſeyn; nur einem weiblich dichtenden Gemüthe mag es wohl gelingen, was in einem weiblichen Gemüthe empfangen ward, auch in einem gleichen Medium wieder zu gebähren, damit die Fülle der bildenden Natur erſetze, was der Sprache fehlt, den zarten Liebreiz, der um jene Dichtungen ſchwebt. Möchte es der Dichterinn der Wunderbilder gefallen, ihre Kunſt an dieſem Gegenſtande zu üben, und den zarteſten Dichter, der die Liebe und die Weiblichkeit noch je ihrer würdig beſungen hat, in unſeren Norden an ihrer Hand einführen, und durch den Zauber ihrer Kunſt ein zartes Echo wecken, das ſeine Geſänge widertönt. Tieck's Zeichnungen in dieſer Sammlung ſind auch mit Geiſt gedichtet, und haben nichts gemein mit den Jammergeſtalten, die in dieſer Kunſt gegenwärtig auf allen Wegen wie Vagabunden ziehen, und den Vorübergehenden um das liebe Brot anbetteln.

Fragmente aus einer Vorleſung über die Gall'ſche Theorie, in dem Muſeum zu München gehalten von Hrn. Medicinal-Rath und Profeſſor Walther aus Landshut.

(Fortſetzung.)

Es iſt in geſchichtlicher Rückſicht beſonders merkwürdig, daß die Künſtler von jeher, wenn ſie beſondere Charactere ausdrücken und darſtellen wollten, auch jedes Mahl gerade die dieſem Character nach der Gall'ſchen Theorie entſprechende Schedel-Form zur intuitiven Darſtellung wählten. So haben immer alle Maler den Chriſtus-Köpfen ein hochaufgewölbtes Schedeldach gegeben. Es zieht ſich über die Stirne ſchon vom verticalen Theile des Stirnbeines her ein länglicher Wulſt, welche von der Aufwallung des Organes der populären Beredſamkeit anfängt, ſich in den Organen der Gutmüthigkeit fortſetzt, und in jenem der Theoſophie endet. Dabei fallen die Haare zu beiden Seiten geſcheitelt hinab.

Unter den Apoſteln hat Petrus jedes Mahl einen ſehr breiten Hinterkopf in den Umriſſen des Schedels, welche den Organen der freundſchaftlichen Anhänglichkeit entſprechen. Man denke dagegen an die Redner-Talente des gelehrten Paulus, und zugleich an die hochaufgewölbte Stirn, und das Organ der Darſtellung, welches ſich auf dem in der Münchner Gallerie befindlichen Bilde von Albrecht Dürer in ſeinem Kopfe ausdrückt. An den Köpfen der Martyrer iſt jedes Mahl das Organ der Beharrlichkeit energiſch entwickelt. In Portrait-Gemälden, zum Beiſpiel Van Dyks, fehlt nie der Ausdruck des individuellen Characters, ſo wie er den hiſtoriſchen Schildereien entſpricht. Alle Madonnen-Köpfe von Raphael tragen das Gepräge des reinſten Ausdruckes der vollendeten weiblichen Schedelbildungen an ſich. Es iſt die einfache Jungfrau, welche gläubig bloß mütterlichen Gefühlen ſich überläßt. Joſeph erſcheint aber immer als vorſichtiger Greis, mit beſonderer Entwickelung der Organe der Circumſpection. Die berühmte Raphael'ſche Cäcilia trägt in hoher Vollendung das Organ des Tonſinnes; aber nicht in niederer Aufwallung iſt dieß wulſtig am obern Augenhöhlenbogen ausgebreitet, ſondern es ſtrebt ganz auf gegen die höhere Stirngegend, dem Organe der Theoſophie und der höheren poetiſchen Darſtellung entgegen. In den Portraiten Van Dyks, von ihm ſelbſt gemahlt, iſt das Organ des Perſon- und Farbenſinnes beſonders hervorſtechend. Es iſt auch nicht zu vermuthen, daß Künſtler, welche ſich ganz dem Studium von Formen hingegeben, und ihr anſchauliches Talent vor anderen entwickelt haben, wenn ſie die Falten eines Kleides mit minutiöſer Sorgfalt ſtudiren, und in dem Geſichte auch nicht die unbedeutendſten Falten oder Farbenunterſchiede überſehen, die Formen der Schedeloberfläche gar nicht berückſichtigt, oder für weniger bedeutend gehalten haben ſollten. Beſonders aber iſt der reinſte Ausdruck ſcharf abgeſchnittener Formen der antiquen Kunſt gelungen. Dieſe, welche in ihren Bildungen das Ideale ſelbſt im Realen erreicht zu haben ſcheint, bezeichnete characteriſtiſch jeden einzelnen Schedeltheil. An den Antiquen des Muſeums Napoleon in Paris demonſtrirte ich öfters die Gall'ſche Theorie. An jeder Einzelnen der Muſen ſtellt ſich das ihr entſprechende Kunſt-Talent dar. Melpomene iſt der reinſte Ausdruck des Tonſinnes, deſſen Bildung die Bildung aller übrigen Schedeltheile entſpricht. Die Muſe der Zeichenkunſt hat die größte Breite des Vorderkopfes nach den Organen des Kunſtſinnes verlaufend. Die Muſe der Aſtronomie hat ganz das hohe, durch Theoſophie und Contemplation beſtimmte Schedeldach, welches in der Schedelbildung Lalande's ſo auffallend iſt. An den Hypocrates-Köpfen ſind die Organe des Beobachtungsgeiſtes und philoſophiſchen Scharfſinnes auffallend; und der Alexander-Kopf, den unlängſt der Pabſt dem Kaiſer Napoleon, und dieſer dem Muſeum zum Geſchenke machte, der einzige

ächt antique Alexander-Kopf, den man bisher gefunden hat, stellt das Feldherrn-Talent, den kühnen Muth, aber ohne Circumspection, mit der größten, festesten Entschlossenheit dar. Man hat ein Portrait-Gemälde der Jungfrau von Orleans gefunden, von welchem Archäologen behaupten, daß es entweder zu ihren Lebzeiten oder kurz nachher gemahlt sey. In diesem ist keine hehe Schwärmerei, wie sie sich Schiller gedacht haben mag, sondern einzig die stille Mädcheneinfalt in einer reinen weiblichen Schedelbildung dargestellt. Ich habe in Paris in dem Museum der französischen alten Monumente den Schedel der Heloise, und einige Reliquien von dem Schedel Abelard's gesehen, die Bildung von beiden entspricht ganz den Beziehungen, unter welchen wir sie historisch aus ihren Briefen kennen. Die antiquen Köpfe der römischen Kaiser sind höchst treffend characterisirt. Nero erscheint immer mit seiner an der Stelle des Organes der Gutmüthigkeit ausgefurchten Stirne; Cäsar Augustus mit dem herrschsüchtigen, aber für Wissenschaft und Kunst gleich gut gebildeten Kopfe. In der Gruppe des Laokoon's ist Laokoon selbst der ungläubige Priester.

So trug die alte fabelhafte Welt das in seelenvolle Anschauung, was in der neueren Zeit nur die mühsamste Natur-Forschung aus den zerstückten Einzelnheiten, welche uns umgeben, wieder herzustellen vermochte. Wie in jenen Heroen der Kunst, deren vielleicht mindest bedeutende Arbeiten uns die karge Zeit aufgespart hat, die innere Anschauung sich ein eigenes, bei uns nur wenig cultivirtes, Organ angebildet hatte, so reflectirte dieß auch in den kleinsten und leisesten Zügen in bewußtloser Production den ungetrübten Strahl der äußeren Welt; — und der Character war dort im Bewußtseyn eben so nothwendig mit der Form verknüpft, als diese überhaupt Ausdruck aller individueller Bildung ist. Herr von Humboldt brachte nach Paris acht Schedel aus amerikanischen Völkerstämmen. Diese bilden eine graduirte Reihe in der Veredlungsgeschichte der Menschheit, in welcher kein Zwischenglied fehlt. Aber in allen ist die excentrische Evolution der Natur durch Ausbildung des Gehirnes in die Breite und Höhe, sehr beschränkt, und alle Production gleichsam in den Kern zurückgegangen, so daß die Median-Linie durch das Hervortreten der ihr entsprechenden mittlern Organe, wie durch eine nach der Median-Linie verlaufende Gebirgskette, in einen fortgezogenen Wulst hervorragt. Der nur wenig verticale Theil des Stirnbeines verläuft in einer schiefen Fläche nach hinten, und die Seitenwände des Schedels haben eine sehr geringe Wölbung. Alle Organe, welche bei uns in die Breite gehen, verlaufen bei den West-Indiern mehr nach der Länge.

So kommen der Naturforschung, da wo sie durch genialische Ansichten geführt, und durch höhere Ideen geregelt wird, die alte und neue Geschichte, die heimische Natur, und der entlegenste Erdtheil entgegen, und zeugen für die Wahrheit einer naturgemäßen Darstellung, in welcher das Höchste der Natur und Kunst sich gefunden, und eine Einheit ausgedrückt haben, die eben darum, weil sie die oberste, auch die ursprüngliche ist.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Anecdote.

Marmontel traf eines Tages den Herzog von Aumont mit la Ferté, dem Intendanten der Menüs-Plaisirs des Königs, wie sie auf einem Tische den Plan zu einem Feuerwerke durchgingen. So wie der Herzog den Marmontel ins Zimmer treten sah, entließ er den la Ferté, und führte diesen, dem er lange vorher sehr Unrecht gethan hatte, mit einer Lebhaftigkeit, unter der er seine Verwirrung verbarg, in sein Zimmer. Hier rückte er mit zitternder Hand einen Stuhl vor, und nöthigte ihn zum Sitzen. Die Herzoginn von Villeroi hatte zu der Mademoiselle Clairon gesagt, daß ihr Vater wegen der Feste bei Hofe in Verlegenheit sey. Marmontel hatte dieß von der Clairon wieder erfahren, und sagte daher, um die Unterhaltung anzuknüpfen: Sie sind also in Verlegenheit, Herr Duc — — Bei diesen Worten ward der Duc wirklich blaß; aber zum Glück setzte Marmontel hinzu: wegen ihrer Belustigungen bei Hofe; worauf er sich von der Bestürzung erhohlte, in die ihn diese Zweideutigkeit gesetzt hatte. „Ja — sagte er sehr verlegen — und ich würde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie mir helfen wollten, mich aus derselben zu ziehen". Nun schwatzte er sehr viel über die Schwierigkeit bei so einer Commission, und sie durchsahen mit einander die Verzeichnisse. Endlich fragte er Marmontel, ob er in seinem Pulte nicht etwa selbst eine neue Arbeit liegen hätte? Er hatte von Zemire und Azor reden hören, und bat ihn, dieses Stück ihm vorzulesen; Marmontel war zufrieden damit, aber es sollte nur unter vier Augen geschehen. Dieß gab Veranlassung zu einem zweiten Tête-à-Tête; da aber des Duc's Gelehrsamkeit sich bis auf die Feen-Mährchen erstreckte, und da er in diesem Stücke die Schöne und das Thier erkannte, so sagte er: „Es ist mir unmöglich, dieses Stück bei der Vermählung des Dauphin, (nachherigen König Ludwig XVI., mit der Prinzessinn Antoinette von Oesterreich) zu geben; man würde es für ein Epigramm halten". Das hatte er nun freilich selbst gemacht, und Marmontel machte es erst in seinen Memoires bekannt.

1805. Nr. 13.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 30. Januar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Huber.

Wenigen mit der schöneren neuen Litteratur bekannten Lesern der Aurora wird der Nahme eines Mannes fremd seyn, den sie vor kurzem verlor, und dem von allen seinen Bekannten das schönste Grabeslied mit dem Ausrufe gesungen wird — Er war ein edler Mensch!

Ludwig Ferdinand Huber ward im September 1764 in Paris geboren. Sein Vater, Michael Huber, ein Baier aus der Gegend von Straubing, kam durch Umstände, die seinem Sohne selbst nicht bekannt, aber wahrscheinlich nichts anderes als unbedeutende Jugendstreiche waren, im siebenzehnten Jahre nach Paris; er ward dort homme de lettres und Gesellschafter der besten Köpfe jener Zeit; Frankreich schätzte seine Talente, und noch jetzt gehören seine Uebersetzungen von Geßners Idyllen und Winkelmann's Schriften unter die dort allgemein bewunderten Werke.

Unser Huber war zwei Jahr alt, als sein Vater sich entschloß, Paris zu verlassen. Seltsam contrastirte dem alten Huber der Umgang mit den damahligen leipziger Gelehrten gegen die französischen; er hatte von einem Deutschen — seinem Aeußeren nach — wenig oder nichts behalten, und seine Frau, eine ächte pariser Bürgerinn, konnte sich schlechterdings nicht an die deutsche Lebensweise gewöhnen, weßhalb auch in dem elterlichen Hause unseres Huber sich Lectüre, Sprache und Haushalt, überhaupt alles, im pariser Zuschnitte erhielt. Daher wahrscheinlich die fremde Mischung in Bildung und Blut, welche im Sohne durch so manche kleine Züge sich offenbarten.

In der Zeit, wo sich gewöhnlich der Körper des Knaben entwickelt, nöthigte ein unglücklicher Zufall den Verewigten, alle jugendliche Uebungen aufzugeben, wodurch denn wahrscheinlich zuerst der Mangel an Gleichgewicht zwischen der innigen Lebhaftigkeit seines Geistes und Gefühles und der Thätigkeit seines Körpers entstand. Er las unaufhörlich. Gerade in dieser Epoche traten die Schöpfer unserer Literatur zuerst hervor — Huber hatte den Vortheil, zwei Sprachen vollkommen zu besitzen. Im fünfzehnten Jahre übersetzte er einen französischen Helden-Roman, „Telephus," ins Deutsche; er ward gedruckt, und ihm folgte bald ein anderes, sehr nützliches Erziehungsbuch, „Emiliens Unterredungen," ebenfalls aus dem Französischen übersetzt.

Der damahlige Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Dresden, Herr von Stutterheim, würdigte den alten Huber seiner Freundschaft, und versprach ihm für die Laufbahn des Sohnes zu sorgen. Wirklich ließ er ihn im Jahre 1784 zu sich kommen, und erlaubte ihm den täglichen Zutritt in sein Haus. Im Jahre 1787 ward

er als Legations-Secretair bei der churſächſiſchen Geſandtſchaft zu Mainz angeſtellt, deren Chef der Graf von Bünau war. Die damahlige politiſche Lage Deutſchlands machte Mainz für die Diplomatie ſehr intereſſant, und Hubers früh entwickelte Anlagen verſtatteten es ihm, dieſe Umſtände zu ſeiner Vervollkommnung auf alle Weiſe zu benutzen. Sein entſchiedener Character — eine ſonderbar richtige Anſicht der Dinge, verbunden mit einer großen Urbanität der Sitten, machten ſeine Amtsgeſchäfte für ihn zu einer Schule der Geiſtesbildung. Als der Graf von Bünau abgereiſt war, führte Huber die Geſchäfte allein fort, bis ihn der Einfall der neufränkiſchen Heere in Deutſchland nöthigte, Mainz mit dem übrigen corps diplomatique zu verlaſſen.

Sein Schickſal hatte ihn inzwiſchen ſo ſonderbar geführt, daß er ſich mit einer Familie innig verbunden hatte, deren damahlige Lage zu dem Verhältniſſe eines deutſchen fürſtlichen Dieners nicht paßte. Mit Dankbarkeit gegen ſeinen Fürſten, und mit dem Bewußtſeyn, die gerechten Erwartungen ſeiner Vorgeſetzten befriedigt zu haben, forderte er im Frühjahre 1793 ſeinen Abſchied. Der nunmehrige Miniſter ſeines Departements, Graf von Loos, ertheilte ihm denſelben, aber erſt nach einer Zögerung, die für die Dienſtleiſtungen des Verſtorbenen zeugte, und ſchmeichelhaft war durch die Art, wie ſie gegeben ward, und deren der Verewigte in ſpäteren Zeiten noch oft mit Rührung erwähnte.

Huber ging nun nach Neufchatel in der Schweiz, und trat dort zuerſt als politiſcher Schriftſteller auf. Er ward Herausgeber der Friedens-Präliminarien, und nach Schließung dieſer Zeitſchrift Theilnehmer der Clio. Unabhängig von allen Verhältniſſen, entblößt von allen äußeren Hilfsmitteln ward er hier der Schöpfer eines reinen Glückes, deſſen er im Umgange mit den Edelſten und Beſten des Landes genoß, die jetzt um ſeinen frühen Tod weinen.

Cotta's Antrag im Jahre 1797, die Redaction der allgemeinen Zeitung zu übernehmen, entriß Huber ſeinem geliebten ſchweizer Dorfe, und bewog ihn, dieſes mit Tübingen, und bald darauf mit Stuttgard zu vertauſchen, an welchem letzteren Orte er ſechs eben ſo glückliche Jahre verlebte, deren erſte und beſte Würze der häusliche Friede und die herzliche Freundſchaft aller ausmachte, die ihm nahten. Die Zeit, welche das große Inſtitut der allgemeinen Zeitung ihm übrig ließ, verwendete Huber zur Herausgabe mehrerer kleiner Romane, die ihn mit dem gebildeten Theile Deutſchlands in ein ſchöngeiſtiges Verkehr ſetzten. Von ſeinem Schreibtiſche aus zu ſo manchem Herzen zu reden, flicht Blumen in den Kranz jedes Autors! — ich berufe mich auf alle, die Hubers Schriften kennen, wie viele ſolcher Blumen dieſer geſammelt hat? — Meine Feder vermag es nicht zu erzählen, wie er lebte, und was er war — aber fragen ſoll jeder ſeiner ihn nicht kennenden Leſer nach ihm, und jedes Bekannten Stimme wird ihm antworten — unſer Freund litt das Unglück als Mann, er genoß das Leben als Kind, er liebte ſeine Freunde mit vertrauender Hingebung, und ſelbſt die ihn nicht liebten, konnten ſeine Feinde nicht ſeyn.

Der Hof von Stuttgard ſchien eine Anſtalt wie die allgemeine Zeitung, nicht nach ihrem eigentlichen Werthe zu würdigen, die edle Freimüthigkeit ward demnach genöthigt, einen höheren Zufluchtsort zu ſuchen — ſie fand ihn in Baiern! Unter dem Schutze der liberalſten Regierung Deutſchlands durfte Huber ſein Werk ungeſtört fortſetzen. Dieſe wahrhaft große Regierung that für Huber noch mehr; ſie gab dem geſchätzten Gelehrten bürgerliche Anſtellung, Wohlſtand, und ſeinem zärtlichen Vaterherzen die frohe Ausſicht, ſeiner Familie ein Vaterland errungen zu haben.

Huber ward im Jahre 1804 als Landes-Directions-Rath der baieriſchen Provinz in Schwaben, und zwar in der Section des Schulweſens angeſtellt. Mit reinem Selbſtbewußtſeyn verſprach er ſich, ſeiner edeln Vorgeſetzten würdig zu ſeyn. Schon hatte er auf der neuen Laufbahn zu wandeln angefangen, als ihn der Tod am 24. December vorigen Jahres ſeiner Familie und ſeinen Freunden im ein und vierzigſten Jahre ſeines Lebens entriß.

Er hinterläßt zwei Pflegekinder — Töchter eines Weibes, vollkommen ſeiner werth, deren erſter Mann, Georg Forſter, der Weltumſegler, im Jahre 1795 in Paris ſtarb, und außer dieſen noch zwei eigene Kinder. — Ihr größtes Erbtheil iſt ein geehrter Nahme und die Thränen der Liebe und Freundſchaft aller, die ihm angehörten und die ihn kannten.

D.

Coruſcationen.

Die Gründer neuer Schulen in der Kunſt und Wiſſenſchaft ſind einer Natur mit den Ordensſtiftern, und haben einerlei Schickſale mit ihnen. Beide ſind genialiſche Männer, von hoher, brennender Andacht, von inniger Ueberzeugung, von glühendem Enthuſiasm, und Hingebung an den hohen Geiſt, von dem ſie beſeſſen werden,

bis zur Selbſtvernichtung. Aber die Welt mit ihrem verwirrten Thun und Treiben lärmt ihnen in ihre Betrachtungen hinüber, und die geregelten Bahnen ihrer Ideen werden zerriſſen und geſtört von den Nichtswürdigkeiten, die ſich in ihr geſetzlos und wild umtreiben, und die zarte Stimme der inneren Eingebung dreht zu verhallen in dem wüſten Toſen; mit Verachtung ſchauen ſie daher in dieſe Wirbel hinein, ein brennender Haß entzündet ſich in ihnen gegen das verruchte Weſen, das gegen alles Gute ſich ſetzt, und das Höhere nimmer aufkommen läßt. Und ſie ziehen ſich zurück von den Argen und fern von dem Getümmel, und ſammeln eine Welt um ſich her nach ihrer Idee und der Regel ihrer beſſern Natur, und ziehen die gleichartigen Geiſter an, die den Enthuſiasm mit ihnen theilen, aber in mehr paſſiver Natur das Ideal ihrer Begeiſterung, nicht wie ſie ſelbſt in ſich, in ihrer eigenen Perſönlichkeit, ſondern in der des Meiſters finden, und um ihn her, wie die Planeten um die Sonne nach ſeinem Richtmaße ſich bewegen, und von ihm beſchienen und gezogen, ſein inneres Wirken und Bilden im Aeußern ausprägen, und in ihren Bahnen das Geſetz ſeines gewaltigen Geiſtes befolgen. Und das Syſtem ſteht da in ſeiner Abgeſchiedenheit auf ſich ſelbſt gegründet, in ſich ſelber harmoniſch und vollendet, und herrlich und ruhig dahinſchwebend im Aether. Da läuft bald die Sage von der neu gebildeten Welt unter den Andern herum, und ſie ſehen auf, und freuen ſich der bunten Lichter, und der Ruhe und der Ordnung, und der abgemeſſenen Harmonie in dem Werke, und ſie wollen auch hinein in das Land des Wohllebens und der Stille, und ſie hängen ſich an, und drängen ſich mit Gewalt in eine Bahn, und ſtolpern eilig und ungeſchickt, wie ſie es eben den Andern abgemerkt haben, um die wärmende Sonne her. Aber die Sonne mag ſie nicht, denn ihr Herz hängt nach der Tiefe; aber plump wie ſie ſind, ſaugen ſie ſich immer an ſie an, und klammern ſich feſt, und weil ihrer viele ſind, ziehen ſie ſie herab unter ihrem Gewichte, und ſaugen ihr den Glanz weg, daß ſie ausgebrannt ihres Gleichen wird. So ſind die Gottbegeiſterten zu Mönchen geworden, ſie haben noch den äußern Schein des Göttlichen, aber fern von der Leiche iſt der Geiſt gewichen; in die Höhe ſchauen ſie nimmer, mit dem Bettelſack wandern ſie an der Erde umher, und ſammeln irdiſche Güter, und wenn ſie an den Himmel blicken, dann iſt's, um Almoſen auf die Zukunft von ihm herabzuflehen. Gründe daher nimmer einer einen geſchloſſenen Orden; läßt er das Volk nicht gutwillig zu, dann ſchöpft es ſchnell Verdacht, und kommt mit bewaffneter Hand heran, und ſchlägt und wüthet blind um ſich her, und beteitet ihm das Loos des pythagoräiſchen Bundes. Alle beſſere Menſchen gehören einer Kirche an; es bedarf keiner Regel, keines Bandes, keiner Dogmen, um ſie zu vereinen; denn das Höhere was über ihnen iſt, hält unſichtbar ſie zuſammen; keine Feſſel der Schule! die Weihe der inneren Heiligung iſt das Erſte und das Höchſte; die äußere Geſtaltung bleibe frei, damit die Zahl der Erwählten nicht ohne Noth noch vermindert werde. Das nur ſey das gemeinſchaftliche Beſtreben, den Funken des Höheren zu wecken, wo er ſchläft, und ihn zu erhalten, wo er erlöſchen will: wenn die Macht des geſtaltenden Princip's die des Chaotiſchen überwiegt, dann wird die organiſche Formation von ſelbſt beginnen, und dauerhafte Bildungen werden an die Stelle jener vergänglichen treten, die nothwendig ein Opfer den dunkeln Mächten fallen müſſen.

Voltaire.

In den neulich zu Paris erſchienenen Memoiren des Marmontel befinden ſich nebſt vielen anderen mehrere intereſſante Aufſchlüſſe über Voltaire, Rouſſeau, Diderot und die übrigen Gelehrten ſeiner Zeit und ſeines Umganges. Einige der unbekannteren, die mehr als gewöhnlich Licht — man könnte freilich auch manches Mahl Schatten ſagen — auf den Character dieſer berühmten Männer werfen, mögen hier Platz nehmen.

Den lebhafteſten Schmerz des Augenblickes — erzählt Marmontel T. I. p. 360. — empfand Voltaire bei dem Tode ſeiner Freundinn, der Marquiſe Duchatelet. Aber ich muß unverhohlen ſagen — fährt er fort — daß ſich auch bei dieſer Gelegenheit wie bei anderen die Beweglichkeit ſeines Gemüthes nicht verkennen ließ. Ich kam nähmlich zu ihm, um ihm meine Theilnahme an ſeiner Betrübniß zu bezeigen: „Kommen Sie, kommen Sie — rief er mir entgegen — und theilen Sie meinen Schmerz. Ich habe meine erhabene Freundinn verloren; ich bin in der Verzweiflung, ich bin untröſtlich.“ Da er mir oft geſagt hatte, das Weib ſey hinter ihm her, wie eine Furie, und da ich wußte, daß ſie ſich oft auf Mord und Tod gezankt hatten, ſo ließ ich ihn weinen, und ſchien mich mit ihm zu betrüben. Und um ihn von der Urſache ſelbſt ihres Todes auf einen Troſtgrund zu führen, fragte ich ihn, woran ſie denn geſtorben ſey. „Woran! wiſſen Sie das nicht? Ach, mein Freund! er hat ſie mir umgebracht, der Unmenſch; ſie hat ein Kind von ihm bekommen.“ Er meinte ſeinen Nebenbuhler Saint-Lambert.

Und nun fing er an, in Lobeserhebungen auszubrechen über diese unvergleichliche Frau, und weinte und schluchzte immer stärker. In dem nähmlichen Augenblicke tritt der Intendant Chauvelin herein, erzählt ihm, ich weiß nicht was für einen lustigen Schwank, und Voltaire bricht mit ihm in das lauteste Gelächter aus.

Seite 362. Es war Voltaire'n nicht genug, für den berühmtesten Gelehrten zu gelten, er wollte auch Hofmann seyn. Seit seiner frühesten Jugend hatte es ihm geschmeichelt, mit Großen umzugehen. Gleich anfangs waren die Marschälle de Villars, der Groß-Prior von Vendome, und nachher der Herzog von Richelieu, der Herzog de la Valière, die Boufflers und Montmorency seine Bekanntschaften gewesen. Er soupirte gewöhnlich mit ihnen, und man weiß, wie sehr er es verstand, mit ehrfurchtsvoller Vertraulichkeit an sie zu schreiben, und mit ihnen zu sprechen. Wegen seiner fein und zart schmeichelnden Verse, und einer nicht weniger einnehmenden Unterhaltung ward er von diesem Adel wirklich geliebt und geehrt; dieser Adel nun hatte Zutritt bei den Soupe's des Königs; warum er nicht auch? dieß war einer seiner heißen Wünsche. Er erinnerte sich der Aufnahme, die Boileau und Racine bei Ludwig XIV. gefunden hatten; er sagte sich: Horaz und Virgil hätten gleichfalls die Ehre gehabt, sich dem August zu nahen, und die Aeneide sey in dem Zimmer der Livia gelesen worden. Waren Addisen und Prior mehr werth als er? Waren sie nicht in ihrem Vaterlande angestellt gewesen, der eine im Ministerium, und der andere als Gesandter? Die Stelle eines Historiographen war schon an sich ein Zeichen des Zutrauens, und wer hatte diese wohl vor ihm mit so vielem Glanze bekleidet? Er hatte ferner die Stelle eines Gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi gekauft, und wenn auch diese Stelle gewöhnlich nichts zu thun gibt, so gab sie ihm doch das Recht, mit kleinen Aufträgen an regierende Fürsten gesendet zu werden, und er hatte sich geschmeichelt, daß sich solche Aufträge für einen Mann wie er, nicht auf leere Glückwünsche und Beileidsbezeugungen einschränken würden. Er wollte, wie man zu sagen pflegt, seinen Weg bei Hofe machen; und wenn er einmahl einen Vorsatz im Kopfe hatte, so blieb er hartnäckig dabei: eine seiner Maximen waren die Worte des Evangeliums: Das Himmelreich will Gewalt leiden — er wendete also alle erdenkliche Mittel an, sich bei dem Könige einzuführen.

(Der Beschluß folgt.)

Die platonische Liebe.

Herr Lucet, ein Geistlicher der Zeit, hat in seinem so eben erschienenen Werke — l'enseignement de l'église catholique sur le dogme et sur la morale, recueilli de tous les ouvrages de M. Bossuet — von einer gleichfalls neuerlich erschienenen neuen Auflage der bekannten Souvenirs de Mad. de Caylus Veranlassung genommen, eine Anecdote, die diese von Ludwig XIV. und seiner Geliebten, der Mad. de Montespan erzählt, auf eine wahrhaft erbaulich-drollige Weise zu berichtigen.

Frau von Caylus erzählt nähmlich: nachdem Frau von Montespan — die Nachfolgerinn der liebenswürdigen Vallière — fünf Kinder von dem Könige geboren hatte, war eine Zeitlang Stillstand. In diesen Zwischenraum fällt die berühmte Trennung und Versöhnung, die Bossuet's Werk war.

Diese zwei Liebende trennten sich nähmlich aus Gewissenhaftigkeit. Sie erhielten vollkommnen Ablaß. Dann fragte sichs: ob Frau von Montespan wieder bei Hofe erscheinen könne? „Warum nicht? — sagten selbst ihre sittliche Verwandte und Freunde — sie kann ja dort so christlich und züchtig als anderwärts leben.“

Der König besuchte Frau von Montespan; aber um die Verläumder zu beschweigen, ward festgesetzt, daß die ernstesten und ehrbarsten Damen vom Hofe dabei stets gegenwärtig seyn sollten. — Aber ach! unmerklich zog sie der König in ein Fenster, man flüsterte lange leise, man weinte — man versöhnte sich, das liebende Paar machte den ehr- und tugendsamen Matronen seinen Reverenz — schlüpfte in ein anderes Zimmer, und — die Herzoginn von Orleans erschien, und kam der Graf von Toulouse.“

So weit Frau von Caylus! — Nun versichert der fromme Berichtiger Herr Lucet: der König habe den heiligen Bossuet befragt, ob er denn nicht die Frau von Montespan als Freundinn sehen könne; Bossuet habe versichert, dieß sey unmöglich; es sey gegen die Kirchengesetze, sich in solche Gefahr zu begeben; der Beichtvater und ein Erzbischof seyen gegentheiliger Meinung gewesen, und — die Herzoginn von Orleans sey doch erschienen.

Das Resultat ist also, daß Bossuet an die platonische Liebe nicht geglaubt habe.

Interessant ist aber die Anecdote, daß die königliche Geliebte dem zelotischen Prediger ihre Entfernung vom Hofe nicht entgelten ließ, sondern, da ihre rastlose Forschungen, einen Flecken in seinen Wandel zu finden, vergebens gewesen waren, nach ihrer Rückkehr in die königliche Gunst, ihm freundlich und mit Achtung begegnete.

C—u.

1805. Nr. 14.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 1. Februar.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Gli animali parlanti.

Den Freunden der italieniſchen Litteratur, ſo wie den Leſern litterariſcher Zeitſchriften iſt dieſe, vor zwei Jahren herausgekommene, große Thier-Fabel des Abbate Caſti nicht unbekannt. Zu ihrer guten Aufnahme mag die Epoche, in der ſie erſchien, und der leichte, fließende Styl, in welchem ſie geſchrieben iſt, viel beigetragen haben. Die der Sprache Unkundigen, werden ſchwerlich dazu kommen, ſie zu leſen, indem eine gute Ueberſetzung derſelben vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt, und es auch dieſer, Strophe für Strophe durchgeführt, vielleicht nicht lohnen würde. Aber ſtatt ſechs und zwanzig in acht oder neun Geſänge zuſammen gezogen, mit den Schönheiten des Dichters ſo viel möglich ins Deutſche übertragen, und mit Laune und Geſchmack bearbeitet, würde ſie wahrſcheinlich auch unſeren mehr als ihre Nachbarn verwöhnten Landsleuten gefallen.

Hier folgen die Skizzen einiger Geſänge auf dieſe Art ausgeführt. Sie werden etwas mehr als nackte Proſa von der Manier des Verfaſſers zeugen. Was die Freiheit des Silbenmaßes betrifft, ſo liegt der hinreichende Grund davon ſowohl in der Natur der Sache, als in meiner beſchränkten Zeit, die mir keine andere, weniger regelloſe Form verſtattete.

Erſter Geſang.

1.

Der Thiere Bräuch' und Sitten will ich ſingen,
Und ihren Hader und blutigen Streit,
Der Tauſende geſtürzt in Todes Schlingen,
Und was noch ſonſt geſchah in jener Zeit,
Da ſie Vernunft und Sprache hatten:
Das alles lag bisher verhüllt in tiefem Schatten.

2.

Dich, der die Sonne lenkt in ihrer Bahn,
Der du zu Sternen machſt am Firmamente
Das liebe Vieh, dich ruf' ich an,
O Thierkreis, himmliſcher! ach ſende
Mir einen milden Strahl von deinem Feuer,
Daß hell und ſtark ertöne meine Leier.

3.

Es hatten ſich die Grande's und Magnaten
Der Völker, die auf Vieren geh'n,
Vereint im Mittelpunct von ihren Staaten,
Um ſorgetragend für des Volkes Wohlergeh'n,
Einander auf die wichtigſte der Fragen
Die Meinung frei heraus zu ſagen.

4.

Und dieſe Frage, wozu man allen Thierverſtand
Aufbieten wollte, war: zu wiſſen, wie
Am beſten ſich regieren laſſe das Land.
„Laßt eine feſte Norm uns ſetzen" — ſprachen ſie —
„Nach andrer klugen Leute Sitte,
„Damit die Anarchie nicht alles noch zerrütte."

5.

„Wohl wahr — rief Einer — denn von allen böſen Dingen
Iſt Sie die Mutter; aus ihr kann Gutes nicht entſteh'n.
Was iſt, um nur ein Beiſpiel vorzubringen,
Der Wahnſinn? Anarchie in den Ideen —
Auch der Kolik und ſelbſt der Stürme Urſach finde
Ich in der Anarchie — der Säfte und der Winde."

6.

Zum Vorſchlag kam zuerſt die Democratie —
Die ward die Mutter jedoch der Anarchie geſcholten.
Hierauf, als andre die Macht den Beſſern geben wollten,
Schrie'n jene, das führe zur Oligarchie,
Und ob wohl aus der Haut von tauſend braven Leuten
Für drei und vier man dürfe Riemen ſchneiden.

7.

Von jenem Miſchmaſch auch war nun die Rede,
Den man in allerlei Geſtalten hält,
Von jener ſtaatswirthſchaftlichen Paſtete,
Mit ſüß und ſaurer Speiſe gefüllt,
Die die Extreme will vereinen in einer Sauce,
Und ſo den Keim der Fäulniß trägt im Schoße.

8.

Wie billig, drang am Ende der Debatten
Die Meinung durch, es ſey die Monarchie das Beſte.
Man lebe, hieß es, gut und froh in ihrem Schatten,
Und nirgends ſonſt gäb's ſo viel Braten und Feſte:
Auch ſtreite man ſelten um Mein und Dein,
Und was einer habe, das ſey doch ſein.

9.

So iſt es auch. Kommt Hagel, Donnerwetter,
Geldmangel. — Wißt ihr's nur recht anzufaſſen,
So ſterbt ihr ſicher nicht den Hungertod.
Vielartig öffnen ſich Schatull' und Landes-Caſſen.
Auch gelten die Fürſten ihr Theil im Himmel droben,
Und was ſie reden, thun und denken, kommt von oben.

10.

Nimm — einen Block, und ſetz' ihn auf den Thron,
Stracks regnet der Verſtand auf ihn herunter.
Ein auserwählt Gefäß, der Weisheit erſter Sohn,
Trägt er die Laſt des Staates froh und munter,
Und was er, auch im Schlafe, ſpricht,
Iſt ein Bonmot, ein Sinngedicht.

11.

Was wollt ihr mehr? Es fällt ihm ein, ſogleich
Mich zum Miniſter zu ereiren —
Und wär' ich die dümmſte Beſtie im Reich',
Ich würde dennoch wie Lykurg regieren,
Als ob ein andrer Geiſt mich nun umſchwebe,
Und ganz ein neu Gepräg' ſein „Werde" mir gäbe.

12.

Er ſpricht, ſey was es will, man horcht, als ſpräche
Der heil'ge Geiſt, und folgt in tiefer Stille.
Weh' dem, der gegen ihn zu athmen ſich entbräche,
Denn ihm gilt kein Geſetz, als nur ſein Wille.
Es ſcheint, als theile mit ſeinem geſalbten Knechte,
Gott Vater ſelbſt die Hoheitsrechte.

13.

Ein Freiſtaat iſt ein Schreiſtaat, ſo zu ſagen,
In dem die Kehle ſtets mehr als der Schedel gilt,
Nie wird den Sieg davon der Weiſe tragen,
Auch tauget nichts getrennte Gewalt.
Schwach trifft das electriſche Feu'r, in weite Flächen zertheilet,
Doch furchtbar, wenn vereint im Blitz herunter es eilet.

14.

Aus dieſen Gründen und anderen viel
Beſchloß der hohe Thier-Convent,
Nur Einem zu vertrau'n das Regiment.
Doch, um der Willkühr zu ſetzen ein Ziel,
Soll, hieß es, ſich die große Nation
Verwahren durch eine Conſtitution.

15.

Nur eines noch blieb zu berathen:
Soll Erbreich — ſoll es Wahlreich ſeyn?
Die verbin ſich den Democraten
Entgegenſetzten, ſchrie'n auch jetzo: Erbreich — Nein.
Es waren, das verſteht ſich am Rand',
Gerade die Mächtigſten im Land'.

16.

Die wähnten, wenn auch dieß Mahl ſchon
Vorbei man ungerecht ſie ginge,
Bei einſt veränderter Lage der Dinge
Zu ſteigen auf den Herrſcherthron.
Auch wollten ſie, daß man zwei Cammern creire,
Der edeln und gemeinen Thiere.

17.

Vom Volk' jedoch, das unter'm Meſſer
Der Knechtſchaft lag, ward Widerſtand geboten;
Das meinte, ein Tyrann in Folio ſey beſſer
Als hundert Duodez-Deſpoten;
Der müſſe, um ſo recht zu ſchalten und zu walten,
Es mit dem Volke mehr als mit den Großen halten.

18.

An ſeiner Spitze ſtand ein alter Hund,
Rothängig, zottig, arrogant, doch eben
Kein Held, ein Kläffer nur, bereit zu jeder Stund,
Herumzubellen ſich auf Tod und Leben.
Drum hieß er auch der größte Redner im Land,
Und war als Autor des „Erzpolitikus" bekannt.

19.

Und, ſeinem Syſteme getreu, ſucht er die Karten zu miſchen,
Und nährte, wo es ging, der Zwietracht Glut.
Im Trüben, denkt er, läßt es ſich am beſten fiſchen,
Ein kluger Kopf weiß was er thut.
Es machen zum Könige mich doch nicht die dummen Philiſter,
Drum herrſche man als ſein Premier-Miniſter.

20.

In dieſer Abſicht ward er Chef der Democraten;
Ein zweiter Gracchus ſchritt er kühn einher;
Wie jenen haßten ihn des Reichs Magnaten,
Doch galt er beim Plebejer deſto mehr;
Und wie er vortritt, horch! da tönt's aus aller Mund:
Bravo, bravo, merkt auf! Wie ſpricht der Hund?

21.

„Wie lange noch, ihr hoh'n und weiſen Beſtien —
So hub er an — beſinnt ihr euch die Kreuz und Quer?
Ihr wollt doch einen König, nicht wahr, der
Euch aller Sorgen und Moleſtien
Entledige; der, ſeines Reiches Stütze,
Vor Unbild und Gewalt die Unterthanen ſchütze?

22.

Dazu gehört die unumſchränkteſte Macht
In Einem vereint. Laßt ja die Hoffnung ſchwinden,
Des Herrſchers Hand durch Verträge zu binden.
Wer daran denkt, wird ausgelacht.
Drauf geb' ich euch, ihr edlen Herrn! mein Wort
Als Philoſoph, und fahre fort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Voltaire.

(Beſchluß.)

Als Madame d'Etioles, nachherige Marquiſe von Pompadour, die erklärte Maitreſſe des Königs ward, und noch ehe ſie dafür declarirt war, beiferte ſich Voltaire, ihr den Hof zu machen. Es ward ihm nicht ſchwer, ihr zu gefallen; und zu derſelben Zeit, als er die Siege des Königs beſang, ſchmeichelte er ſeiner Maitreſſe, und machte Verſe auf ſie. Er zweifelte nun gar nicht mehr, daß er bald die hohe Gunſt erlangen werde, zu den Soupers in den kleinen Cabinetten zugelaſſen zu werden, und ich bin überzeugt, daß die Pompadour es ſelbſt wünſchte. Da dieſe an den Hof kam, war ſie über den Character und den Geſchmack des Königs ziemlich ſchlecht unterrichtet, ſonſt hätte ſie nicht anfangs gehofft, ihn durch ihre Talente zu vergnügen. Sie ſpielte ihm auf einem Privat-Theater kleine Opern vor, von denen einige für ſie gemacht worden waren, und in denen ihr Spiel, ihre Stimme, ihr Geſang mit Recht allen Beifall fanden. Voltaire, der jetzt bei ihr in Gunſt ſtand, ließ ſich einfallen, dieſes Theater dirigiren zu wollen; darüber entſtand Lärmen in dem Lager der Kammerjunker und der Intendanten der Menüs-Plaiſirs. Sie hielten das für einen Eingriff in ihre Rechte, und es ward unter ihnen ein Bündniß geſchloſſen, einen Mann von da zu entfernen, der über alle Herr geworden wäre, wenn er dem Könige ſo wohl gefallen hätte, wie ſeiner Maitreſſe. Aber man wußte, daß dieſer ihn nicht mochte, und daß ſein Bemühen, ſich zu produciren, die vorgefaßte Meinung gegen ihn noch vermehre. Die Lobeserhebungen, die Voltaire ihm in ſeinem Panegyricus machte, rührten ihn nicht ſehr, und er ſah in ihm nur einen gottloſen Philoſophen und einen ehrſüchtigen Schmeichler. Mit vieler Mühe hatte er endlich in ſeine Aufnahme in die Academie gewilligt. Ohne die Freunde der Religion zu zählen, die nicht Voltaire's Freunde waren, hatte er in der Nähe des Königs mißgünſtige Neider, die ihm das

Glück nicht gönnten, um das ſie ihn ſich bewerben ſahen, und dieſe ließen nichts unbekrittelt von allem was er that, um zu gefallen. Wenn man ſie hörte, ſo war das Gedicht von Fontenoy nichts als ein kaltes Zeitungsblatt; der Panegyricus des Königs war ohne Leben, ohne Colorit und Beredſamkeit; die Verſe an Madame de Pompadour wurden für ungeziemend und unbeſcheiden erklärt, und beſonders in den Zeilen

Soyez tous deux sans ennemis,
Et gardez tous deux vos conquêtes.

ließ man dem Könige fühlen, daß es unſchicklich ſey, ihn ſeiner Maitreſſe gleich zu ſtellen.

Bei der Vermählung des Dauphin mit der Infantinn von Spanien war es leicht, das Unpaſſende und Lächerliche davon hervor zu heben, daß er vor der Infantinn jene Prinzeſſinn von Navarra hatte aufführen laſſen, die wirklich nicht gemacht war, zu gefallen. Dieſes Urtheil erſtreckt ſich jedoch nicht auf die Oper: „der Tempel des Ruhmes;" die Idee dazu war groß, der Gegenſtand gut aufgefaßt und mit Würde ausgeführt. Der dritte Act, deſſen Held Trajan war, enthielt eine ſchmeichelhafte Anſpielung auf den König; es war ein gerechter, menſchenfreundlicher, großmüthiger, friedfertiger Heros, der der Liebe der Welt werth, und für den der Tempel des Ruhmes geöffnet war. Voltaire hatte nicht gezweifelt, daß ſich der König in dieſer Lobeserhebung erkennen würde. Nach geendigtem Stücke hatte er ſich dahin geſtellt, wo der König vorbei kam, und da er ſah, daß dieſer vorüber ging, ohne ihm etwas zu ſagen, ſo nahm er ſich die Freiheit, ihn zu fragen: Iſt Trajan zufrieden? Trajan, erſtaunt und unzufrieden, daß man ſich unterſtand, ihn zu fragen, antwortete durch ein kaltes Schweigen, und der ganze Hof nahm es ſehr übel, daß Voltaire ſich unterſtanden hatte, den König auszufragen. Man brachte ihn nachher auch um die Gnade der Pompadour, und das Mittel, deſſen man ſich dazu bediente, war der alte Crebillon.

T. II. p. 230. Nichts war ſonderbarer und originaller als die Aufnahme, die wir bei Voltaire fanden. Wie wir eintraten, lag er im Bette; er ſtreckte uns die Arme entgegen, und weinte vor Freuden, als er mich umarmte; eben ſo umarmte er den Sohn ſeines alten Freundes Gaillard. „Sie finden mich mit dem Tode ringend — ſagte er zu uns — kommen Sie, um mir das Leben wieder zu geben, oder wollen Sie mich verſcheiden ſehen?" — Mein Begleiter erſchrack über dieſe Anrede, aber ich gab ihm einen Wink, ſich zu beruhigen, da ich ſchon hundert mahl Voltaire'n hatte ſagen hören, daß er im Begriffe ſey zu ſterben. Er ließ uns nun bei ſeinem Bette niederſitzen, und ſagte zu mir: „Mein Freund, wie freuet es mich, Sie zu ſehen, beſonders gerade jetzt, wo ich einen Mann hier habe, den Sie mit Entzücken hören werden. Es iſt Herr l'Ecluſe, der Zahnarzt des ſeligen Königs von Polen, der jetzt Herr von einem Gute bei Montargis iſt, und mir die Gefälligkeit erwieſen hat, zu mir zu kommen, um die unwiederherſtellbaren Zähne der Madame Denis wieder herzuſtellen; es iſt ein allerliebſter Mann. Aber kennen Sie ihn denn nicht?" — Der einzige l'Ecluſe, den ich kenne — antwortete ich — iſt ein Schauſpieler bei der ehemahligen Opera-comique — „Das iſt der nähmliche, mein Freund. Wenn Sie ihn kennen, ſo haben Sie das Lied vom Scheerenſchleifer von ihm gehört, das er ſo vortrefflich ſpielt und ſingt." Und mit einem Mahle fängt unſer Voltaire an, den l'Ecluſe zu agiren, und mit ſeinen nackten Armen und ſeiner Grabesſtimme den Scheerenſchleifer zu machen, und das Lied zu ſingen:

Je ne sais où la mettre
Ma jeune fillette;
Je ne sais où la mettre,
Car on me la che.....

Wir lachten laut auf, aber er blieb immer ernſthaft, und ſagte: „Ich mache es ihm ſchlecht nach; den Herrn l'Ecluſe ſelbſt müſſen Sie hören, und ſein Lied von der Spinnerinn und das vom Poſtillon ꝛc. Sie meinen, Sie ſehen das alles mit Augen. Gewiß wird das Ihnen viel Vergnügen machen. Beſuchen Sie indeſſen die Madame Denis. Ich will, ſo krank ich auch bin, doch aufſtehen, um mit Ihnen zu ſpeiſen. Wir eſſen einen ſchwarzen Reiter mit einander, und hören dann den Herrn l'Ecluſe. Sehen Sie, über dem Vergnügen, Sie zu ſehen, haben meine Schmerzen aufgehört, und ich fühle mich ſchon viel beſſer." — —

Nachtrag zu Leſueurs Barden.

Die berühmte Grotte Fingals auf der Inſel Staffa, einer der Hebriden, war in England nicht bekannt, bis Banks ſie — im Jahre 1772 — beſuchte, und zeichnen ließ.

Faujas de St. Foud lieferte noch eine umſtändliche Beſchreibung in ſeiner im Jahre 1797 erſchienenen Reiſe nach den Hebriden. Für ſein Cabinet hat der Mahler Knip zwei ſehr geſchätzte Gemälde gearbeitet, wovon das eine Fingal's Höhle und das andere die Anſicht der ganzen Inſel Staffa darſtellte. Nach dem erſten dieſer Gemälde ward die Decoration in Leſueurs Oper copirt. Piquenot — Mitglied der Academie zu Neuen — hat kürzlich beide Mahlereien in Kupfer geſtochen.

S—n.

1805. Nr. 15.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 4. Februar.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Ueber den Natur-Dichter Hiller.

Wien den 26. Januar.

Es iſt bereits in vielen Journalen von dem Natur-Dichter Hiller die Rede geweſen; Herr Merkel kündigte ihn als einen jungen Mann an, deſſen große, aber noch rohe Anlagen ein Mahl der Poeſie etwas Vortreffliches verſprächen, und zum Beweiſe dieſer Behauptung ſetzte er einige Gedichte bey, die ſie vielmehr gänzlich zu widerlegen ſchienen. Andere meinten, Hiller ſey nichts weniger, als ein ausgezeichneter Menſch, und verdanke ſeinen vorübergehenden Ruf bloß dem franzöſirenden Enthuſiasmus des berliner Publicums, das durch ein Fünkchen leicht in helle Flammen zu ſetzen ſey. So ſehr ich nun durch Hillers Verſe überzeugt war, daß er zur Poeſie nicht das geringſte Talent beſitze, ſo war ich doch begierig ihn kennen zu lernen. Er befindet ſich jetzt in Wien, mein Wunſch iſt gewährt worden, und zu meinem größten Vergnügen habe ich mich überzeugt, daß er wirklich ein ſehr ausgezeichneter Menſch, eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung iſt.

Von der Vortrefflichkeit ſeines Verſtandes iſt es unſtreitig der ſicherſte Beweis, daß er ihn in der letzten Zeit ſeines Lebens nicht gänzlich verlor. Man denke ſich einen Bauer, in drückender Armuth auf ſeinem Dorfe erwachſen, und nicht nur von ſeinen Landsleuten nicht ausgezeichnet, ſondern ſogar für blödſinnig gehalten, der nun ſeiner Dunkelheit, ſeinen beſchränkten Verhältniſſen entriſſen, und plötzlich in eine glänzende Reſidenz verſetzt wird, wo der Monarch und ſeine bezaubernde Gemahlinn ihn mit Auszeichnung behandeln, wo die Erſten der Stadt und des Hofes ſich um ihn reißen, und ihn als ein Wunder anſtaunen, wo der mittlere Stand des Vergnügens, ihn ſelbſt zu ſehen, nicht theilhaftig werden kann, und ſich alſo mit ſeiner Abbildung in Wachs begnügen muß, die für Geld zu ſehen iſt und häufig beſucht wird. — Man denke ſich dieß alles, und man wird eingeſtehen, daß ein gewöhnlicher Menſch, wenn nicht verrückt, doch wenigſtens zum aufgeblaſenſten, unerträglichſten Gecken geworden ſeyn würde. Nicht ſo Hiller! — Er ſah in allem dieſem nur einen, durch das eigenſinnige Schickſal herbeigeführten, günſtigen Moment, den man ſo gut als möglich benutzen müſſe; er bekam dadurch keine Eitelkeit, ſondern nur eine billige Schätzung ſeiner Kräfte, und die Ueberzeugung, daß ſie der ſorgfältigſten Ausbildung werth ſeyen und bedürften. Er kannte die menſchliche Natur, die im Bauer und im Könige dieſelbe iſt, hinreichend, um einzuſehen, daß der Reiz der Neuheit, dem er ſein Glück verdankt, verfliegen würde, und hielt ſich daher in keiner Stadt länger auf, als es zur Erreichung ſeines Zweckes nöthig war. Er reiſt jetzt, um

Pränumeranten auf ſeine Biographie und Gedichte zu ſammeln, und hat deren bereits mehr als drei tauſend gefunden. Möge dieſe Zahl ſich verdoppeln und verdreifachen. Er verdient die Unterſtützung des Publicums, dem er in Zukunft wichtige Dienſte zu leiſten im Stande iſt. Nur ſo viel wünſcht er zu erwerben, als nöthig iſt, ſich ein Bauerngut im Vaterlande zu kaufen, und dort ſeine Nebenſtunden ſorglos den Wiſſenſchaften widmen zu können.

Aber in welchem Fache wird Hiller etwas leiſten? In der Poeſie? — Ich glaube nicht! Bei einem vollkommen erwachſenen, jeder Leidenſchaft fähigen Menſchen — er war mehr als zwanzig Jahr alt, als er anfing Verſe zu machen — würde ſich das Erwachen des Genius ganz anders äußern. Der Blitzſtrahl, der ihn aus dem Schlummer erweckte, würde in allen ſeinen Werken leuchten. Die Regeln, die Sprache, alles, was nicht unmittelbare Poeſie der Seele iſt, vergeſſend, würde er mit ſeiner vollen, ungezügelten Kraft das Tiefſte der Natur ergreifen; ſeine Producte würden nicht ſchön, aber voll hoher Originalität ſeyn. Gleich einem Kinde, unverwirrt durch die Entwickelung fremden Geiſtes, würde er auf ſeine Umgebungen blicken, und mit dieſem kindlichen Blicke ſchnell und ſicher die Poeſie des Lebens finden. Nach und nach würde durch den Gebrauch die Kraft ſich läutern, und aus den geſtillten Kämpfen des innern Menſchen mit dem Leben das Schöne hervorgehen. Hillers Gedichte entſtanden ganz anders. Ohne jenes unendliche Streben nach etwas Großem und Hohem in der Außenwelt, gewöhnte er ſich von Jugend auf, über das, was er ſah, nachzudenken. Sein Gefühl für Ordnung und Wohllaut, durch einige poetiſche Lectüre erregt, machte, daß er Reim und Rythmus wählte, um ſeine Reflexionen in Bild und Sprache auszuſprechen. So entſtanden ſeine Gedichte, die meiſtens Gelegenheitsgedichte ſind, und manche recht gute Ideen, manche artige Wendung und oft eine ſchöne Diction, aber auch keinen Funken wahrer Poeſie haben. Wahrſcheinlich wird er bei höherer Ausbildung einer Kunſt gänzlich entſagen, zu der die Natur ihn nicht beſtimmte, und welcher ſich zu weihen, ihn nur ein gutmüthiger Enthuſiasmus eine Zeit lang veranlaſſen konnte.

Das, was Hillern auszeichnet, und ihn wirklich den vorzüglicheren Köpfen der Nation anſchließt, iſt von anderer Art. Ein ſchneller und richtiger Blick in die Verhältniſſe und die Natur der Menſchen, um ſo ſicherer, da er mit einem leidenſchaftloſen, kräftigen, in ſich ſelbſt einigen Gemüthe verbunden iſt, ein lebendiges Gefühl für das Große und Wahre, eine vorzügliche Gabe der Combination, ein tiefes Nachdenken, die Fähigkeit, ſeine Ideen klar, kurz und beſtimmt zu äußern, und ein ganz außerordentliches Gedächtniß — dieß ſind die Kräfte, die in Hillern liegen, und die ſchon jetzt bis zu einem nicht unbedeutenden Grade entwickelt ſind. Vielleicht daß wir einſt in ihm einen deutſchen Gibbon verehren, wenn ſeine Lage es ihm möglich macht, ſich auf das Studium der Geſchichte zu verlegen. Er verſicherte jüngſt mit ſeiner gewöhnlichen Natürlichkeit einer großen Geſellſchaft, daß die hamburger Zeitung weit mehr Reiz für ihn habe, als das ſchönſte Gedicht von Schiller und Göthe; und mir ſcheint es, daß ſich in dieſer Aeußerung zugleich ſeine Neigung und Fähigkeit ausſpreche.

Hiller iſt in Wien, wie er verdient, mit Auszeichnung, aber nicht mit jenem berliner Enthuſiasmus aufgenommen worden, den man hier, wie billig, nur für das Höchſte und Schönſte aufhebt. Deſſen ungeachtet wird er ſich der Unterſtützung, die er ſucht, in vollem Maße zu erfreuen haben. Möge dieſer Aufſatz etwas dazu beitragen, ſie ihm auch auswärts zu verſchaffen.

Gleich nach ſeiner Ankunft ging Hiller zu unſerem berühmten Gall, und ließ, ohne ſich zu nennen, ſeinen Kopf unterſuchen. Gall fand in ihm einen Mathematiker, einen Aſtronomen, einen Tonkünſtler und einen Satiriker. Von Poeſie war auf ſeinem Schedel nichts zu verſpüren.

Pf.

Gli animali parlanti.

(Fortſetzung.)

23.

Hier räuſperte der Sprecher ſich und drehte
Die rothen Augen im Kreiſe herum,
Zu ſeh'n die Wirkung, welche ſeine Rede
Gemacht auf's Auditorium.
Denn wenigen nur hat er ſich vertraut,
Weil, meint er, nur ein Thor auf andrer Treue baut.

24.

Was ihm zu Statten kam, die einen waren
Zu faul, der Sache nachzudenken;
Die andern, arm an Geiſt und unerfahren,
Die ließen ſich, wohin man wollte, lenken,
Und viele, worunter jedoch der Fuchs nicht war,
Gähnten — einige ſchliefen ſogar.

25.

Da ſtand das Pferd vom Boden auf und ſprach:
„Heißt das, o Hund! verbeſſern unſer Loos?
Noch wußten wir nichts von der Knechtſchaft Schmach,
Und lebten munter in der Freiheit Schoß,
Und nun ſoll Einer gar mit Willkühr uns befehlen —
Dazu verſtehn ſich nur gemeine Seelen.“

26.

Hierauf erwiederte der Hund,
Das ehrenvolle Mitglied ſey zu ſehen:
Es wittre Gefahr, wo keine ſey,
Und ſehe Geiſter zur Mittagsſtund'.
„Nicht, fuhr er fort, mein Freund! mit Schlüſſen a priori,
Ich ſchlage dich a posteriori.

27.

Vom Menſchen, dem zweibeinigen, entlehne
Ich den Beweis; denn ſo viel ſeht ihr doch,
Daß dieſer ſtolzeſte der Erdenſöhne,
Nicht trüge, wie ihr's nennt, das Joch
Der Herrſchaft, ſchützte es nicht vor tauſend andern
Plagen —
Und daß er dumm iſt, kann man gerade auch nicht ſagen.

28.

Bedenkt nur, wie er ſich zerhaut, zerſchießt, zerfetzet,
Damit ſich mehre der Könige Macht —
Wie er ſich edel, groß und glücklich ſchätzet
Mit ſeinem Kreuz, und eines jeden lacht,
Der anders ſich zu denken unterſtünde:
So was thut man nicht ohne gute Gründe.“

29.

Doch jetzt, entrüſtet ob dem hündiſchen Schranzen,
Steht auf ein alter Bär; der hatte des Böſen und Guten,
Und Länder und Völker viel geſeh'n, und einſt auch tanzen
Gelernt bei einem polniſchen Juden,
Dem er am Ende davon gelaufen —
Er konnte längſt vor innerm Zorn kaum ſchnaufen.

30.

„Wie kannſt du Hund, ſo brummt er, wie
In ſolche Ungereimtheit nur verfallen;
Du hältſt den Menſchen für ein edles, kluges Vieh,
Es iſt das abgeſchmackteſte von allen.
Willſt du daher uns durch ein Beiſpiel lehren,
So rath ich dir, laß uns was beſſers hören.“

31.

Worauf der Hund: „Das ſpricht aus dir der Groll,
Du haſt ja ſelbſt bei ihm in Dienſten einſt geſtanden.“
Darauf der Bär: „Wohl gar, daß ich den loben ſoll,
Der höhnend mich geführt in ſchmählichen Banden.“
Und alle applaudirten dem Bären,
Doch ließ der Redner Hund ſich im Concept nicht ſtören.

32.

„Ich wiederhohle, ſprach er, lieber kein
Als ſo ein Kartenkönig. Wer vermag
Zu herrſchen wie er ſoll, iſt die Gewalt nicht ſein?
Und iſt ſie ſein, ſo hilft auch kein Vertrag.
Der bindet nur den Sclaven und den Schwachen;
Dem Starken gibt er Stoff, es immer bunter zu machen.

33.

Und vor den Kriegen, die die Wahl entzünden kann,
Wird ſolch ein König nur, ein erblicher, uns retten.
Laßt doch die eitle Furcht, er werde ein Tyrann;
Kein Volk trug länger noch, als ſelbſt es wollte, Ketten.“
Jetzt ſcholl es mächtig aus der Demeerten Mund:
Bravo, bravo! Es lebe der große Hund!

34.

Das alles kränkte bitterlich
Die Großen; doch ſie ſchnitten nur Geſichter,
Und fraßen all den Zorn in ſich,
Den ihnen machte der Hund und ſein Gelichter,
Und ziſchelten indeſſen als Repreſaille
Einander in's Ohr: Verfluchte Hunde-Canaille.

35.

Sie konnten zwar, es mochte falſch oder wahr
Seyn was er redete, ihm förmlich widerſprechen,
Doch wollten ſie mit ihm und mit der großen Schaar,
Die an ihm hing, jetzt noch nicht brechen;
Denn jeder ſchmeichelte ſich, es werde die Nation
Vor allen ihn berufen auf den Thron.

36.

Drum thaten ſie Verzicht auf Streit und Fehde,
Und affectirten die größte Seelenruh'.
Und als der Hund geendet ſeine Rede,
Nickt der, und lächelt jener ihm Beifall zu,
So daß er glaubt, es habe ihm daß geglückt,
Und aller Herzen ſeyen entzückt.

(Der Beſchluß folgt.)

Zu unſerer Sittengeſchichte.

In den Gegenbemerkungen zur Critik mehrerer Stellen ſeines Spazierganges nach Syracus — im Freimüthigen Nr. 142. v. J. — erzählt ein neuerer Reiſender als einen erhöheten Beweis des behaupteten Sittenverderbniſſes Unter-Italiens und Siciliens, daß er faſt in allen Städten, beſonders in Neapel und Syracus, von Knaben auf der Straße Hetären-Einladungen oft genug erhalten habe, und fügt, als gewiß nicht minder auffallend, hinzu, daß ihm etwas ähnliches weder in Berlin, noch Warſchau, noch in Wien und Paris vorgekommen ſey. — Ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn, in wiefern für den Sittenſtand der letzteren Städte hieraus etwas vortheilhaftes auguriirt werden kann, oder ob nicht die Concurrenz der erwachſenen Candidaten für den lucrativen Erwerbzweig dort die kleinen verdrängt. Nur ein paar Zugaben aus eigener Erfahrung erlaube ich mir zu dieſen characteriſtiſchen Zügen unſerer europäiſchen Sittengeſchichte, die vielleicht um ſo intereſſanter ſind, als ſie von Orten herrühren, die vor kurzem noch Beſtandtheile des heiligen Reiches deutſcher Nation ausmachten — Brüſſel Lüttich und Spaa. — Bei meinem Aufenthalte in dieſen Städten, im Jahre 1797, geſchah es mir wiederhohlt, daß bei hellem Tage auf der Straße ſich Knaben von neun bis vierzehn Jahren an mich drängten, und sans façon mit lauter Stimme ihre Liebesdienſte anboten. „Ah Monsieur! Monsieur! une très-jolie fille anglaise.“ — Wie das nicht wirken wollte — „Monsieur! une jeune Allemande — suivez moi, s'il vous plait, ce n'est pas loin d'ici — Monsieur de grâce!“ — und ſo ging dieß mit zwei, dreien zugleich in einem weg. In Lüttich verfolgte uns ein ſolcher kleiner Kuppler einmahl in mehrere Straßen, ſie müſſen zufällig zum Wohnſitze ſeiner Schönen geführt haben; denn ſein bisher fröhliches Geſicht verlängerte ſich augenſcheinlich, als wir vor dem Hauſe, vor welchem er ſtehen blieb, vorbei gingen. In dem verödeten, traurigen Spaa begleitete ein ähnlicher dienſtbarer Geiſt uns mit ſeinen Diſſertationen bis an die Chauſſee, und das alles im unbefangenſten Tone. Schlau ließ der Kleine zum Beiſpiel einfließen, daß ſeine Dame nur Beſuch von franzöſiſchen Offizieren annähme u. d. gl. m. Daß dieß Handwerk indeſſen hier auch nicht einmahl einen vergoldeten Boden habe, zeigte ſich nur zu klar an dem abſtechenden Coſtüme. Die niedlichen Jefes Neapels verwandelten ſich für Lüttich oder Spaa in Figuren, wie ſie Hogarth oder Gilray etwa ihren Zeitungsjungen leihen. Ein paar Lappen, die ehemahls Hemde und Hoſen geweſen, machten ihren ganzen Schmuck. Wer kann erwarten, daß ſie es im Sprach-Studium weit gebracht haben ſollen? Bemerkenswerth iſt es, daß auch an dieſen Orten die Rechnung immer zuerſt auf Engländer gemacht ward, und daß hier immer von finſter-catholiſchen Orten die Rede iſt.

Fr.

Miſcellen der neueren Tagsgeſchichte.

Einige Bücher, die vor kurzem in Paris erſchienen ſind. — L'art de se moucher, poème en 3 chants, suivi de la description de l'oeil, mise en vers par P. L. Grellier. — Indulgences attachées par N. S. P. le Pape Pie VII. aux croix, médailles, chapelets bénis par sa Sainteté; avec une explication de la doctrine de l'église sur les indulgences. Auf ordinair und Velin-Papier. — Catéchisme ou abrégé de la foi catholique, représenté par figures gravées par David. — La vraie clef des loteries imperiales de France pour les extraits déterminés d'une sortie (moyen pour les sages et sensés de gagner par spéculation 42000 livres et plus par an avec bien peu d'argent). — Histoire de la vie de Jesus Christ, par le père de Ligny, de la congrégation de Jesus. 2. vol. in 4to. orné de superbes gravures. 125 fr. Papier vélin 250 fr. — Cérémonie du couronnement de Sa Majesté l'empereur des français, pièce historique pour le pianoforte p. Beauvarlet-Charpentier.

Bei Levrault und Compagnie iſt auch ein Avantmoniteur herausgekommen, der die Ueberſicht deſſen enthält, was ſich in den erſten acht Monaten der Revolution zugetragen hat. Er dient gleichſam zur Einleitung in den Moniteur, der ſich mit dem 24. März 1789, wo er anfing, an ihn anſchließt, und hat auch das nähmliche Format.

Unter dem Artikel: Empire français, Paris, meldet ein franzöſiſches Blatt, daß die Verſammlungen von Saint Sulpice, deren Tendenz dieſes Jahr gegen die Syſteme der Atheiſten und Materialiſten gerichtet iſt, am 27. Januar anfangen, und alle vierzehn Tage Statt finden werden.

1805. Nr. 16.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 6. Februar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Die letzten Zeilen des Entschlafenen.

Wem L. F. Hubers Andenken als Schriftsteller werth war, hat ihn, selbst wenn er ihn nicht kannte, durch die wenigen Züge, welche dieses Blatt von ihm entwarf, auch als Mensch lieben gelernt, und wird mit Rührung nachfolgende Zeilen lesen. Er verlor wenige Monate vor seinem Tode ein sechsjähriges Mädchen, das durch Geistesanlagen und Gestalt jedes fühlende Wesen auf seine Zukunft begierig machte. Blühend und lebensvoll riß sie ein Schlagfluß in wenigen Stunden dahin. Ihr Andenken beschäftigte den zärtlichen Vater unaufhörlich. Die folgenden Zeilen sind die letzten, die seine Hand schrieb; er eilte seinem verklärten Kinde nach.

D.

Das Kind und die Natur.

Ich bin müde diesen Morgen, o Mutter! Ich pflückte gestern viele Blumen, ich sang und sprang und scherzte viel, ich dachte des Schwesterchens im kühlen Bettchen, ich gab den Gespielinnen drei Abschiedsküsse — nun bin ich müde, und mag nicht aufstehen.

Du bist des irdischen Lebens müde, mein Kind. Mit Schaudern des Widerwillens schreckte dich stets das irdische Rauhe im Leben, mit Schaudern der Ahndung alles, was tiefere Deutung dir bot. Nun überfällt dich die Scheue vor dem Wechsel der Zeiten des irdischen Lebens, wo Aengstlichkeit die Hand bewacht, die Blumen pflücken möchte — wo grauser Nebel den blumenleeren Boden deckt — wo die kindliche Phantasie des Gesanges, der Sprünge, der Scherze schwer und wund gedrückt wird von den Lasten des irdischen Lebens. Du bist müde, mein Kind! und bedarfst des Schlafes.

O Mutter! wie wird mir? — Du schwindest vor meinen Augen. — O! man sollte ein armes kleines Kind nicht allein lassen. —

Mein Schoß empfängt dich. Schließe deine holden Augen zum letzten Schlafe. Meinem Schoße wirst du wieder entsprießen in den tausend Farben und Gestalten meiner Blumen. Aber mein heiligstes und tiefstes Geheimniß, das Geheimniß des Lebens im Tode, dem irdischen Leben unhörbar, flüstre ich dir zum letzten Wiegenliede ins Ohr.

* * *

Und durch das Gras und durch die Blumen, unter welche sie zur Ruhe getragen ward, weht es leise und wunderbar unaussprechliche Klage und unaussprechlichen Trost den Zurückgelassenen des erblaßten Lieblings ins Ohr. —

Irrungen der modernen Kunſt, oder etwas über den Bildhauer Canova.

Wenige unſerer Leſer werden dieſen berühmten Künſtler nicht wenigſtens dem Nahmen nach kennen, da bisher in Journalen und Reiſebeſchreibungen ſeiner ſo vielfältig Erwähnung geſchah. Auch gründet Canova's Ruhm ſich nicht bloß darauf, daß ſeine Kunſt von Fürſten und reichen Privaten, zur Vermehrung äußerlicher Pracht, geſucht und geſchätzt ward, ſondern der eigenthümliche Werth ſeiner Arbeiten war es, der dieſen Mann an die Spitze der Künſtler ſeiner Nation ſtellte, und ſchwerlich dürfte ſowohl die Vielheit, als das bedeutende Glück und die Bewunderung, welche den Werken ſeines Meißels zu Theil geworden iſt, von irgend einem anderen ſo leicht übertroffen werden. In allen Nachrichten wird die Einfachheit und antike Grazie in den Formen ſeiner Werke gerühmt, und wie könnte man auch zweifeln, daß Canova nicht überall in Form und Ausdruck den herrlichen Denkmälern der griechiſchen Kunſt zu folgen ſich beſtreben werde, mit denen er von Jugend auf ſich vertraut zu machen gewiß die beſte Gelegenheit hatte? -

Herr Fernow hat vor einigen Jahren, da er ſich noch in Rom befand, eine ziemlich ausführliche Abhandlung über die Bildung dieſes Künſtlers und den Character ſeiner Werke entworfen; dieſer Aufſatz ward mir eben damahls von freundſchaftlicher Hand mitgetheilt, und ich erinnere mich, ihn nicht ohne Belehrung und Intereſſe durchgeleſen zu haben. Ob dieſe Abhandlung ſeitdem, ihrer Beſtimmung gemäß, dem Publicum mitgetheilt worden, iſt mir unbekannt; ich darf hier auch nur bloß ſo viel darüber anführen, daß jene Blätter zu folgenden Bemerkungen über einige Arbeiten dieſes Künſtlers Veranlaſſung gegeben haben, mit deren Beſchreibung der Verfaſſer, wenn ich nicht irre, ſich umſtändlich beſchäftigte, und von beiden eine kleine Federzeichnung beigelegt hatte. Meine Bemerkungen werden ſich aber bloß auf die Anſicht dieſer Figuren, ſo viel mir noch davon erinnerlich iſt, beziehen, und ſo wenig auf die Critik des Herrn Fernow gerichtet ſeyn, als ich völlig davon überzeugt bin, daß ſie mit den Urtheilen des Verfaſſers gar keine, oder doch nur überaus geringe Uebereinſtimmung haben werden. Schon in dieſer Rückſicht müßte die nähere Beſchreibung beider Kunſtwerke wegfallen, und vielleicht hätte es dieſer Erinnerungen überhaupt nicht bedurft, wenn wir nicht zugleich die Abſicht damit verbunden hätten, ſie auch für eine allgemeinere Anſicht der moderaen Kunſtwerke anwendbar zu machen. Was alſo in den einzelnen Theilen vortrefflich zu nennen, oder als weniger gelungen anzuſehen wäre, müſſen wir denjenigen, die vermöge der Autopſie dergleichen zu beurtheilen im Stande ſind, zu beſchreiben überlaſſen.

1. Der raſende Hercules.

In der erſten Figur ſtellt Canova uns den Herakles mainomenos dar: auf eine ungewöhnliche Vorſtellung läßt ſchon das Angeſpannte der ganzen Stellung ſchließen; in furchtbarer Wuth, mit hinſtarrendem Blicke und vorübergebeugtem Obertheile des Körpers tritt Hercules hervor, über die linke Schulter faßt ſeine ſtarke Rechte den Knaben Lichas, im Begriff, dieſes hilfloſe Opfer ſeiner Raſerei zu zerſchmettern. Der Knabe hängt mit dem Korfe hinunterwärts, und dürfte etwa manchem als ein Gegenſtück zu dem jüngeren Sohne in der berühmten Gruppe des Laokoon erſcheinen.

Ich will annehmen, daß auch ſelbſt bei dieſem unglücksvollen Mißgefühle ſeiner Seele wir noch den edeln Helden und Göttersohn erkennen; daß die ganze Figur große Verdienſte in der Ausführung habe, und von einer ungemeinen Praxis der Kunſt zeuge, läßt ſich bei Canova vorausſetzen; daran aber, daß ſie auf das Gefühl der gewöhnlich Betrachtenden einen ſtarken Effect mache, zweifle ich gar nicht. — Wird aber wohl durch alles dieſes jenen Forderungen Genüge gethan, die wir vom erſten an, an jedwedem Kunſtwerke zu machen berechtigt ſind? Oder ſollte etwa der Anfang aller Kunſt-Theorie zunächſt ſich nur dahin neigen, was ohne Schwierigkeit der endliche Verſtand zu berechnen weiß; was, angeſehen die Vollendung der einzelnen Theile, ſchon die Kenntniß größerer Vorbilder möglich macht, und, durch geſchickte und erfahrne Hand geleitet, jeder Künſtler auszubilden im Stande iſt? Dieſes aber ſind ja im Reiche der Kunſt nur die gewöhnlicheren und niedereren Gaben der Götter, die man zu allen Zeiten auch bei ſolchen angetroffen hat, die nie ein Werk ihrer Kunſt hervor zu bringen vermochten, dem, neben dieſem äußeren Schmucke und Verdienſte, zugleich das Daſeyn einer unvergänglichen Schönheit beigewohnt hätte. Dieſes höhere Urbild, ſo nicht durch Fleiß und Mühe zu erwerben ſteht, die Idee, welche in dem individuellen Kunſtwerke ausgedrückt wird, dieſe iſt es, wodurch das ganze Werk zu der Würde eines wahren Kunſt-Productes erhoben, und wodurch jeder einzelnen Schönheit der Form erſt ihr eigenthümlicher, alleiniger Werth ertheilt wird.

Mag daher dieſe Figur des raſenden Hercules auch alle jene Forderungen erfüllen, die die Ausübung der Kunſt verlangen darf; zu jener Reinheit des Idealen

vermag ſie nicht hinauf zu reichen, und lohnt ihren Werkmeiſter bloß durch die Verdienſte, die ihr etwa von Seiten der practiſchen Wiſſenſchaft zugeſprochen werden müſſen. Wie Canova dieſen Gegenſtand aufgefaßt hat, iſt er gewiß nicht fähig, in der Seele des Künſtlers oder des Beſchauers die Ahndung des Höheren, Unendlichen anzuregen, ohne welches das Kunſtwerk nur den Reitz der Sinne, ein Spiel der Phantaſie bewirkt; daher kann die Wirkung, die von dieſem Bilde auf den unbeſtochenen Zuſchauer hinüber geht, ihn nie in jene ruhige Heiterkeit verſetzen, die den Menſchen über die Beſchränkungen des Irdiſchen erhebt, wie auf ähnliche Weiſe das Gefühl einer edeln That die unbewußte Erinnerung ſeiner göttlichen Abkunft in ihm erweckt.

Ein körperliches Leiden, wo ſolches auch der Künſtler darzuſtellen hat, ſoll nie die freie Wirkung des Geiſtes, den Ausdruck einer rein menſchlichen Empfindung oder edeln Geſinnung ganz unterdrücken, es müßte denn einem Marſias oder Therſites gelten; die völlige Zerrüttung der Seele kann im wirklichen Leben Schrecken, oder die ängſtigende Empfindung des Mitleids in hohem Grade erregen; indem aber eine ſo furchtbare Erſcheinung ſich gegen unſer geiſtiges Daſeyn empört, weil dieſer Zuſtand die Negation unſerer Exiſtenz als Menſchen uns deutlich fühlen läßt; ſo wird wohl niemand fähig ſeyn, in einer künſtleriſchen Darſtellung dieſer Geiſteszerrüttung ſein Gemüth zu verſenken, und dabei zu einer Anſchauung ſich empor zu ſchwingen, die uns über die Gränzen der Wirklichkeit und aller ihrer Mängel und Gebrechen hinweg heben ſoll. Dieſem zufolge nun, daß das Reich der Kunſt in einer idealen Welt anerkannt wird — wo die Unvollkommenheiten der Individuen verſchwinden, und Wahrheit und Schönheit vereint hervor glänzen — iſt zugleich offenbar, daß die Figur eines Wahnſinnigen, die bloß dieſes ausſpricht, noch ungleich weiter von jedem Gebiete des Idealen entfernt ſey, als die gewöhnlichen Exhibitionen aus dem gemeinen Welt- und Menſchenweſen, das in ſeiner vergänglichen Wirklichkeit doch nach einer gewiſſen Analogie der höchſten Vernunft ſich zu äußern pflegt, wenn auch oft das Ganze nur als ein unverſtändiges Spiel erſcheint, wo wechſelſeitig, nach Weiſe des Zufalles, der eine den anderen fortſchiebt. —

Je unglückſeliger ferner eine ſolche Manier für die in der Nähe befindlichen Menſchen ſich äußert, deſto gehäßiger müßte ein Gegenſtand der Art dem Künſtler ſeyn, damit er nicht etwa die empfangenen Gaben daran zu ſchänden in Gefahr komme *). In unſerem Bilde muß es allein der eigene Sohn, der Knabe Lichas entgelten, der der raſenden Wuth des Hercules Preis gegeben wird; ein ſolcher einzeln ausgehobener Punct würde unſerer Meinung nach, auch bei einer weniger ſchreckhaften Vorſtellung zu tadeln ſeyn, da der furchtbare Anblick ſich nicht in einem einzigen theilnehmenden Weſen, welches auf eine würdige Art dem Ganzen hinzugeſellt wäre, aufzulöſen vermag, ſondern von dem ſtarren Bilde unbarmherzig in ſich ſelbſt zurück geſchlagen wird. Hierbei aber wäre es überflüßig, länger zu verweilen, da durch das bisher Geſagte, wie ich hoffe, einleuchtend genug iſt, daß der Gegenſtand ſelbſt für eine künſtleriſche Darſtellung durchaus widerſtrebend iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) In einer anderen Beziehung ſoll dieſes nächſtens in dem Verſuche „Wie die alten den Teufel gebildet" berühret werden.

Gli animali parlanti.

(Beſchluß.)

37.

Es ward ſohin im hohen Thier-Convent
Das unumſchränkte Erbreich decretiret.
Jetzt hieß es: Wer iſt der, der als Regent
Am beſten ſich zum Thron' qualificiret?
Da muß genau man das Verdienſt abwägen,
Und nur dem Würdigſten aufs Haupt die Krone legen.

38.

Dazu das nöthige Licht zu erbitten,
Wird, nach der Eltern Brauch, erſt zum Gebet geſchritten.
Dem großen Kuku, den als Vater ſie verehren,
Ertönet freyer Lieder Klang. —
Von ihm wird man einmahl das Weitre hören:
Ich fahre fort in meinem Geſang.

39.

Des Pferdes edler Wuchs und Tapferkeit
Und Windesſchnelle ward von keinem ihm geläugnet;
Doch wer den Rücken, hieß es, andern leiht,
Iſt für ein Volk wie wir zum König nicht geeignet.
Auch fehlt's, womit es ſich Reſpect zu ſchaffen wiſſe,
An Hörnern ihm, und Klau'n und ſcharfem Gebiſſe.

40.

Mit Hörnern könnte der Hirſch wohl dienen,
Meint Meiſter Fuchs, nur ſey er gar zu feig;
Der Stier, der habe deßhalb ſchon beſſ're Herrſchermienen,
Doch ging es dann wohl niemand gut im Reich
Als nur den Kühen. — Man ward ad vocem Hörner eins,
Es brauche der Regent derſelben zwei oder keins.

41.

Die Pracht der Fleckenhaut, Gewandtheit, kühner Muth,
Das alles ward dem Tiger zugestanden;
Doch Blutdurst sprühe, so bemerkte man, und Wuth
Aus seinem Aug', und wer den Scepter halte in Handen,
Dem müsse, sollt' er auch von Gift und Galle leben,
Ein mildes Lächeln stets um Stirn und Rachen schweben.

42.

Nun kam die Reihe an den Bären,
Der als ein Democrat und populärer Mann
Viel Stimmen zählte. Doch, „welch ein Begehren!"
Fing laut sein alter Feind, der Hund, zu bellen an,
Der hier nun schon einmahl den Ton angab,
Und tückisch ihm entriß den Herrscherstab.

43.

„Der Bär ist zwar gesetzt und starker Complexion,
Und hat es, rief er, faustdick hinter den Ohren,
Allein er macht den Bajazzo, hat schlechten Ton,
Und das spricht aus, er sey zu so was nicht geboren.
Ein wenig lustig ist recht, doch wer da will regieren,
Muß vor dem Volk nicht den Hanswurst agiren."

44.

Drauf ihm entgegen brummte der Bär:
„Herr Bruder, der wahre Hanswurst ist Er.
Doch wer der gescheutere sey, entscheiden Sie,
Ich bin Original, er nur 'ne schlechte Copie."
Da lachten alle, daß ihnen die Augen überflossen,
Doch blieb Herr Petz für dieß Mahl ausgeschlossen.

45.

Wer konnt' es nun als Prätendent noch wagen
Hervor zu treten! Wer! — der Esel lobesan,
Der rühmte gar naiv seine Ohren und sein Organ,
Und etwas anderes noch, ich mag' es nicht zu sagen;
Doch ward der Arme, trotz all diesen Qualitäten,
Fast etwas grob ersucht, zurück zu treten.

46.

Das Maulthier — war es Sympathie der Seelen,
Vielleicht auch regte sich das stammverwandte Blut,
Deß Stimme, wie man sagt, sich nie ganz läßt verhehlen —
Fühlt sich beseelt von einem Heldenmuth,
Wie ihn die Freundschaft zeugt, und kann sich nicht erwehren,
Des Besseren die Leute zu belehren.

47.

„Und was hat denn, so hub es muthig an,
Wohl einem edlen Thier-Convent
Da mein Herr Vetter leids gethan,
Daß er ihn nicht zum König ernennt?
Ich sah doch manchen weit und breit regieren,
Der nicht verdient', ihm zu serviren.

48.

Betracht' ich ihn mit noch so critischen Augen,
So seh' ich, wie bei allem in der Welt,
Zwar manches — eben nicht viel taugen,
Doch eins, worin der größte Held" — —
Zum Unglück für den armen Clienten
Konnt' er die weise Rede nicht vollenden.

49.

Denn als er kaum den Mund aufthat,
War er schon ausgelacht. Was Wunder,
Daß jetzt ein jeder schrie sein Pereat!
Herunter mit dem Maule, herunter!
Da schwieg es, achtend nicht des Pöbels Hohn;
Sein Selbstbewußtseyn war sein schönster Lohn.

50.

Doch tief gerührt blickt aus dem Haufen hervor
Der Esel ihn an, denn solche Freunde sind selten,
Und dankbar schreibt er den Dienst sich hinters Ohr,
Um Gleiches einst mit Gleichem zu vergelten.
Er that es auch, wie ihr vernehmen könnt,
Wenn ferner ihr geneigtes Gehör uns gönnt.

51.

Du aber, der so viel geduldet ohne Schuld,
O, spinne ferner noch den Faden der Geduld,
Mein guter Esel! du wirst noch frohe Tag' erleben,
Und wo nicht auf dem Thron', doch gleich daneben
Viel guter Völker Schicksal lenken;
Drum laß dich diese Schmach so sehr nicht kränken.

52.

Noch mancher ward der Krone werth genannt —
Der Leopard und die Giraffe,
Der Hippopotamus, der Affe —
Doch keinem ward sie zuerkannt.
Da theilte sich, nach langem Schreien,
Die Mehrheit endlich doch in zwei Parteien.

Beschluß des ersten Gesanges.

1805. Nr. 17.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 8. Februar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Deutsches Schauspiel und deutsche Oper in Wien.

Den 26. Januar.

Von unseren Theatern läßt sich, trotz der Bemühungen des einsichtsvollen Baron Braun, nicht viel tröstliches melden. Dem deutschen Schauspiele gehen zwei Kleinigkeiten ab, ein erster Liebhaber und eine erste Liebhaberinn. Lang, ehemahls ein vortrefflicher Schauspieler, memorirt gar nicht, und so kommen denn zuweilen sonderbare Dinge heraus. Der Conversations-Ton ist ihm ganz fremd, als Held schreit er aus allen Kräften, und macht, weil er sich ganz auf den Soufleur verlassen muß, die entsetzlichsten Fehler gegen die Declamation. — Unsere große Künstlerinn, die liebenswürdige Madame Roose, würde alle Forderungen befriedigen, wenn nicht der immer zunehmende Umfang ihrer Gestalt sie in Mädchen-Rollen unangenehm, fast möchte ich sagen, unerträglich machte. Wahrlich! ein großer Verlust für die Kunst, daß dieser Fehler der Natur auf keine Weise zu bedecken ist. Brockmann, Roose, Koch, Koberwein, Weidmann sind achtungswerthe Künstler, auch Ziegler ist nicht ohne Verdienst; aber unverzeihlich ist es, daß er und Brockmann sich selbst und das Publicum so wenig achten, daß sie zuweilen auf eine, die Zuschauer eben nicht begeisternde Art begeistert aufs Theater kommen.

Bedeutende neue Stücke sind zeither nicht gegeben worden, aber man sieht mit Erwartung einem neuen Trauerspiele, Balboa von Collin, entgegen, daß in kurzer Zeit gegeben werden, und, wie man versichert, alle Arbeiten dieses Dichters bei weitem übertreffen soll.

Auf der deutschen Oper im Allgemeinen ruht der Fluch des Himmels, auf der unsrigen insbesondere. Zwar gibt sich Herr Treitschke, der thätige Regisseur, alle mögliche Mühe, aber sie ist verloren, so lange wir keine anderen Sänger und keine ächt deutschen Opern haben. Immer nichts als französische Operetten, und doch sind weder Zuschauer noch Schauspieler Franzosen! — Außer Herrn Vogel und Weinmüller sprechen alle Männer und Frauen die Worte des Gesanges so schlecht aus, daß man fast nicht eine Silbe versteht. Von der Leichtigkeit des Spieles, die diese luftigen Erzeugnisse unserer Nachbaren erfordern, hat keiner den geringsten Begriff. Man kann nun denken, wie die Vorstellungen ausfallen. Dupaty's niedliche Kleinigkeit, la jeune prude, fiel durch, und mußte durchfallen, denn sie ward durch die fade Leblosigkeit der Demoiselle Saal gänzlich unkenntlich gemacht. Die wandernden Comödianten nach Picard, von Treitschke recht glücklich bearbeitet, gefiel durch die treffenden Beziehungen, die der deutsche Dichter witzig genug auf unsere eigenen Theater machte

zu legen gewußt hatte, mehr noch durch Baumann's hoch-comiſches Spiel, der, ohne Künſtler zu ſeyn, ſich vortrefflich darauf verſteht, das Zwergfell der Menge zu erſchüttern, und dem Gebildeten wenigſtens ein gutmüthiges Lächeln abzugewinnen.

Demoiſelle Eigenſatz gefällt noch, aber ohne mehr jenen Enthuſiasmus zu erregen, mit dem ſie im Anfange aufgenommen ward. Zu läugnen iſt es nicht, daß ſie viel Talent hat, aber ihr Spiel iſt manierirt, und jede Manier gefällt nur, ſo lange ſie neu iſt — die Natur allein kann fortdauernde Befriedigung gewähren.

M.

Ueber Friedrich den Großen.

In der letzten Sitzung der königlichen Academie der Wiſſenſchaften in Berlin las der geheime Rath Johannes von Müller eine Abhandlung „über das Ideal einer Geſchichte Friedrichs des Großen.“ Gewiß wird der Geſichtspunct, aus dem ihn dieſer würdige Gelehrte der Nachwelt zu betrachten gibt, höchſt anziehend und belehrend ſeyn. Eine beſondere Anſicht von dem Character des großen Königs hat ſchon vor ihm der Verfaſſer der „Dichtkunſt aus dem Geſichtspuncte des Hiſtorikers betrachtet“ aufgeſtellt. Die Stelle iſt, wie das ganze Werk, merkwürdig und leſenswerth.

„Die Alten, heißt es dort im neunten Capitel, kannten gar keine andere Behandlungsart der Geſchichte, als die poetiſche, daher arbeiteten ſie immer nur für die Befriedigung der Neugier oder der National-Eitelkeit; ſie malen immer ins Schöne, ſie erlauben ſich wohl gar Zuſätze und Uebertreibungen, um die Begebenheiten recht intereſſant zu machen *), und nehmen nie auf Zeitgeiſt und allgemeine Entwickelung Rückſicht. Je nachdem ſie ihre Helden lieb gewonnen haben oder haſſen, ſuchen ſie auch uns zu einem günſtigen oder ungünſtigen Urtheile über ihr Herz zu beſtimmen, welches doch eigentlich durchaus nicht vor das Forum des Hiſtorikers gehört, da ein großer Mann, der in das Ganze eingreift, dieß nie mit ſeinem Herzen, ſondern allein mit ſeinem Kopfe thut. Der Geſchichtſchreiber alſo, der mehr bemüht iſt, uns einen Helden von Seiten ſeiner Moralität als von Seiten ſeiner Geiſtesgröße vor die Augen zu führen, kann demſelben großes Unrecht thun. Oft ſchon können der Natur der Sache nach unſere engen bürgerlichen Social-Verhältniſſe für einen König keine Norm ſeines politiſchen Verfahrens ſeyn; oft auch iſt Gewalt das einzige Mittel, einen großen Zweck zu erreichen, und Bonaparte heißt darum doch kein Mörder, wenn gleich ſein Weg „über zehn tauſend zertretene Schedel ging.“ Der Geſchichtſchreiber wäre verloren, der unſeren großen Friedrich an ein moraliſches Ideal halten wollte, das von unſeren bürgerlichen Social-Verhältniſſen abſtrahirt wäre, oder, um nach der gemeinen Weiſe zu reden, der ihn von Seiten ſeines Herzens ſchildern wollte. Friedrich hatte gewiß einen Keim von Wohlwollen in ſich, den er gern entfaltet hätte, und ſeine früheſten Schriften verſprachen zum wenigſten einen Antonin; aber eine knechtiſche Erziehung und der tödtliche Haß ſeines eigenen Vaters mußten ihn früh erbittern und zur Tücke reizen. Er fiel auf die Lectüre der Franzoſen, er bewunderte das Gefühl dieſer Menſchen, und glaubte, nur dort könne die wahre Menſchheit wohnen, die er in ſeiner rauhen, einförmigen Umgebung traurend vermißte. Als er darauf die Hände frei bekam, zog er die größten jener bewunderten Dichter näher an ſich; er war entzückt, die einzigen Geiſter, denen er ähnlich, deren er würdig zu ſeyn ſo oft mit Sehnſucht gewünſcht hatte, um ſich verſammeln zu können. Er küßte Voltaire'n die Hände, die erſten Abende in ſolcher Geſellſchaft vergingen ihm wie Minuten. Doch bald ſah er auch unter dieſen großen Geiſtern ſehr kleine Leidenſchaften, er ſelber erfuhr nur Schmeichelei, und es traf ſich wohl, daß er den großen Voltaire über ein Gedicht, das dieſer in ſeiner Gegenwart bis in den Himmel erhoben hatte, draußen im Hofe hämiſch witzeln hörte. Nun glaubte er Menſchenkenntniß genug zu haben, um zu wiſſen, wie man mit Menſchen umgehen müſſe. Dem kleinen Haufen der Verſtändigen, meinte er, müſſe man nur ſo viel Spielraum laſſen, als ſie eben brauchten; den großen Troß der Dummen hingegen müſſe man treiben, wohin man ihn haben wolle. So verhärtet begann er ſeine politiſche Laufbahn. Ein feuriger Ehrgeiz und ein unbeſieglicher Starrſinn machten ihn groß im Kriege wie im Frieden; er that, was nur ein Menſch thun kann, für die Ehre ſeines Nahmens und zur Erhöhung ſeines Anſehens in Europa; aus Liebe zu ſeinem Volke nichts; dieß verachtete er, weil er kein Individuum deſſelben recht kannte, denn wenn ihn auch der Zufall einmahl ſelbſt mit einem klugen Manne zuſammen führte, ſo imponirte ſeine Würde und ſein durchbohrender Blick ſchon dergeſtalt, daß der Angeredete kaum eine Antwort zu finden wußte, und wie ein Trepf daſtand. So war Friedrich, der die menſchliche Natur nie in ihrer Reinheit und Unbefangenheit hatte wahrnehmen können, der

*) Ich erinnere nur an das, was z. B. Livius und andere Geſchichtſchreiber gefabelt haben, um die Liſt des Hannibal als recht außerordentlich darzuſtellen.

überall nur Brutalität, und bei der Klugheit immer auch Falschheit gefunden hatte, zuletzt aus wahrem Herzensbedürfniß gezwungen, die Natur, die Liebe und die Treue bei den — Hunden zu suchen."

Zwei Anecdoten von Rousseau und Voltaire.

Marmontel ist in seinen Memoires auf Rousseau nicht gut zu sprechen. Er erzählt unter andern bei Gelegenheit seines Besuches bei Voltaire eine Anecdote von ihm, die bisher nicht bekannt war, und welche uns, wenn sie wahr ist, zeigt, wie Schriftsteller oft bredriren.

Tom. II. pag. 238. Als wir von Genf sprachen — fährt Marmontel fort zu erzählen — fragte mich Voltaire, was ich von Rousseau dächte. Ich antwortete ihm, daß ich ihn in seinen Schriften für nichts anders als einen beredten Sophisten, seinem Character nach aber für einen falschen Cyniker halte, der vor Stolz und Aerger in seiner Tonne bersten würde, wenn man aufhörte, nach ihm zu sehen. Wie er darauf kam, diese Rolle zu spielen, davon wußte ich eine Anecdote, die ich Voltaire'n erzählte. Sie ist folgende:

In einem von Rousseau's Briefen an Herrn von Malesherbes liest man, in welchem Anfalle von Begeisterung und Enthusiasmus er den Entschluß gefaßt hatte, sich gegen die Wissenschaften und Künste zu erklären. „Ich war auf dem Wege, so sagt er in der Erzählung, die er von diesem Wunder macht, Diderot zu besuchen, der damahls in Vincennes gefangen saß; in der Tasche hatte ich einen Band vom Mercure de France, den ich eingesteckt hatte, um ihn unterweges durchzublättern; darin stößt mir die Frage der Academie zu Dijon auf, welche meine erste Schrift veranlaßte. Hat je irgend etwas einer plötzlichen Begeisterung ähnlich gesehen, so ist es die Bewegung, die in mir vorging, als ich diese Aufgabe las. Mit einem Mahle ist mein Geist wie von tausend Lichtern geblendet; lebhafte Ideen drängen sich ihm haufenweise auf, mit einer solchen Stärke und Unordnung, daß ich mich dadurch in eine unbeschreibliche Verwirrung versetzt finde. Mein Kopf ist wie bei einem Rausche ganz betäubt. Mein Herz klopft heftig, ich fühle mich beklemmt, es hebt mir die Brust, das Gehen benimmt mir den Athem, ich sinke also an der Straße unter einen Baum, wo ich eine halbe Stunde lang in einer solchen Gemüthsunruhe zubringe, daß, wie ich wieder aufstand, meine ganze Weste von Thränen angefeuchtet war, ohne daß ich früher etwas davon bemerkt hätte.

Das heißt mir eine mit lebhaften Farben geschilderte Verzückung. Folgendes ist die Begebenheit ohne Schmuck, wie sie mir Diderot erzählte:

Ich saß (hier spricht Diderot) zu Vincennes gefangen, wo mich Rousseau besuchte. Er hatte mich zu seinem Aristarchen gemacht, wie er selbst sagte. Eines Tages, da wir mit einander spazieren gingen, sagte er mir, die Academie zu Dijon habe eine interessante Frage aufgeworfen, und er habe Lust, etwas darüber aufzusetzen; die Frage war diese: Hat die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Sittenverbesserung beigetragen? Welche Partei wollen Sie ergreifen? fragte ich ihn. Die bejahende, antwortete er. — Da kommen Sie auf die Eselsbrücke, erwiederte ich, alle mittelmäßige Köpfe werden diesen Weg einschlagen, Sie werden dabei nur auf gemeine Ideen stoßen, da indessen der Gegensatz für die Philosophie und die Beredsamkeit ein neues, reiches und fruchtbares Feld öffnet. — Sie haben Recht — sagte er nach einem kurzen Nachdenken — ich werde Ihren Rath befolgen" So — setzte ich hinzu — war von diesem Augenblicke an seine Rolle und seine Maske gewählt.

Auch die wahre Aufklärung von Voltaire's verzögerter Abreise nach Preußen gibt uns Marmontel. Man war über alles einig, erzählt er, nur über die Reisekosten nicht, wegen welcher sich Friedrich ein wenig nöthigen ließ. Er wollte wohl Voltaire'n die Reise bezahlen, und hatte ihm dafür tausend Louisd'or versprochen; aber Madame Denis hatte Lust, ihren Onele zu begleiten, und wegen diesem Zuwachse von Ausgaben forderte Voltaire noch einmahl so viel. Davon wollte der König von Preußen nichts hören, und schrieb ihm: „Es wird mich freuen, wenn Madame Denis Sie begleitet; aber ich verlange es nicht." „Sehen Sie, sagte Voltaire zu mir, diese Knickerei eines Königs. Er hat Tonnen Goldes, und will nicht lumpige tausend Louis'or geben, um das Vergnügen zu haben, Madame Denis zu Berlin zu sehen! Er gibt sie, oder auch ich gehe nicht." Ein comischer Vorfall endigte diesen Streit. Als ich ihn eines Morgens besuchen wollte, fand ich seinen Freund Thiriot in dem Garten des Palais-royal, und da dieser immer auf litterarische Neuigkeiten Jagd machte, so fragte ich ihn, ob es nichts neues gäbe. „Ja freilich gibt es etwas, und noch dazu etwas recht seltsames — sagte er. — Sie gehen zum Herrn von Voltaire, dort werden Sie es hören, denn ich komme sogleich hin, wie ich meinen Caffe getrunken habe.

Ich traf Voltaire'n im Bette arbeitend. „Was neues?" — Ich weiß nichts, antwortete ich; aber

Thiriot, den ich im Palais-royal begegnet habe, hat, wie er sagt, Ihnen etwas interessantes mitzutheilen. Er wird sogleich da seyn.

„Nun, Thiriot! — rief er ihm entgegen — Sie haben uns also besondere Neuigkeiten zu erzählen? — O, sehr besondere, und die Ihnen großes Vergnügen machen werden, antwortete ihm Thiriot mit seinem grinzenden Lachen und seinem Capuciner-Nasentone. — Nun, so lassen Sie doch sehen, was Sie uns zu sagen haben. — Ich habe Ihnen zu sagen, daß Arnaud-Baculard zu Potzdam angelangt ist, und daß der König von Preußen ihn mit offenen Armen empfangen hat. — Mit offenen Armen? — Ferner, daß Arnaud ihm eine Epistel überreicht hat. — Fein schwülstig und geschmacklos? — Ganz und gar nicht, eine sehr schöne, so schön, daß sie der König durch eine andere Epistel beantwortet hat. — Der König von Preußen eine Epistel an Arnaud? Gehn Sie, Thiriot! man hat sich über Sie lustig gemacht. — Ich weiß nicht, ob man sich über mich lustig gemacht hat, aber ich habe die beiden Episteln in der Tasche. — Wir wollen doch sehen, geben Sie geschwind her, ich muß die beiden Meisterstücke lesen. — Wie fade! wie platt! wie niedrig! sagte er, indem er Arnaud's Epistel las. Als er an die Epistel des Königs kam, las er einen Augenblick still und mit einer Miene des Mitleids; wie er aber an die Verse kam,

Voltaire est à son couchant;
Vous êtes à votre aurore.

richtete er sich plötzlich auf, sprang aus dem Bette, und machte große Sätze vor Wuth: „Voltaire est à son couchant, et Baculard à son aurore! und ein König kann so ungeheuer dummes Zeug schreiben? — Er soll sich um sein Regieren bekümmern."

Wir beide, Thiriot und ich hatten Mühe, nicht in lautes Lachen auszubrechen, als Voltaire so im Hemde vor Zorn herum hüpfte, und den König von Preußen apostrophirte. „Ich will ihn — schrie er — ja ich will ihn lehren, sich besser auf die Menschen zu verstehen!" und von diesem Augenblicke an war seine Reise festgesetzt. Ich hatte damahls den König von Preußen wirklich im Verdacht, daß das ein Spornstreich war, den er ihm habe geben wollen, und ich zweifle sehr, ob er sonst abgereist wäre, so aufgebracht war er wegen der abgeschlagenen tausend Louisd'or, nicht aus Geiz, sondern aus Verdruß darüber, daß er nicht erhielt, was er verlangte.

Landung in England.

Nicht in unseren Tagen zum ersten Mahle gibt England aus Furcht vor einer Landung der Franzosen das Schauspiel einer allgemeinen Bewaffnung, wo die Prinzen und Großen des Landes sich an die Spitze stellen, und der erste Minister Musterung des Landsturmes hält; dasselbe geschah auch schon im Jahre 1539, als Heinrich VIII. sich fest einbildete, Franz I. habe sich mit Kaiser Carl V. in ein Bündniß eingelassen, um gemeinschaftlich gegen England eine Landung zu unternehmen. Solches ersieht man aus dem Anfange des Berichtes dd. 15. April 1539, den der damahlige französische Gesandte Marillac dem Connetable Montmorency sandte.

Monseigneur!

Man fährt fort, eiligst die Hauptplätze an den Gränzen zu befestigen, und aller Orten Musterung zu halten; deßwegen sind die Prinzen und fast alle Große, die in königlicher Bedienung stehen, zerstreut, und hier und dahin gesandt worden. Der Sieur Cromwell kam vorgestern fünf und zwanzig Meilen weit her, wo er zehn tausend Mann gemustert hatte, und nächsten Freitag wird die Musterung der Stadt London gehalten werden, welche fünfzig bis sechzig tausend Mann stark seyn mag; denn niemand, wer die Waffen tragen kann, ist ausgenommen, sogar die Fremden nicht, die sich hier des Handels wegen aufhalten; sie müssen sich einen Harnisch anschaffen, und sich in die Stadtfarbe kleiden. Wirklich ist wegen allem, was zur Sicherheit des Landes für nöthig gehalten wird, Befehl ertheilt, und eben deßwegen sind fünf bis sechs Schiffe im Meere, die bloß um die Insel hin und her fahren, um nach allen Seiten zu spähen, und durch Feuer Signale zu geben, welche die beantworten müssen, die auf den neuerlich errichteten hölzernen Wachtthürmen bei der Nacht Wache halten: auf diese Art ist es nicht möglich, daß sich ein fremdes Schiff blicken lassen könnte, ohne daß das ganze Land nicht davon benachrichtigt würde, und alle Einwohner gerüstet und marschfertig wären, um dahin zu gehen, wo es die Noth fordert. In Ansehung der Rüstung zur See sind schon die mehresten königlichen Kriegsschiffe segelfertig, und nur noch wenige Schiffe, die man theils den Unterthanen, theils den Fremden weggenommen hat, sind noch nicht hergerichtet." ꝛc. ꝛc.

1805. Nr. 18.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 11. Februar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Irrungen der modernen Kunst, oder etwas über den Bildhauer Canova.

(Beschluß.)

Das Ungesunde, was dieser Scene schon in ihrer ersten Erfindung anhaftete, nahm sie auch in die Darstellung selbst mit hinüber; schon aus dem Microscopien unserer Zeichnung ist es einleuchtend, daß eine solche Gestalt der Sinn nicht anzunehmen fähig ist, oder daß ihr jene Eigenschaft der Anmuth gebricht, die gleich einem milden Frühlingshauche jedes Pflegekind der himmlischen Musen umschweben sollte. — Indem die Betrachtung natürlich zuerst auf den edelsten Theil der Natur hingelenkt wird, so wird hier das Auge gleich mit den verstörten Mienen eines Rasenden empfangen, die Figur des hilflosen, hingeschleuderten Knaben gewährt ihm eine eben so wenig erfreuliche Aufnahme, und bei dem, was nun noch übrig bliebe — die angespannte Bewegung des Ganzen nähmlich, die weit von einander gesperrten Beine des Hercules ꝛc. — würde es in der That wundersam seyn, wenn hier der Blick etwas gefunden hätte, wobei ihm auszuruhen noch behagen könnte. Diejenigen also, die hier noch verweilen möchten, werden sich etwa mit ihrer Kenntniß der Proportionen, anatomischer Richtigkeit u. d. gl. beschäftigen, wir übrigen könnten für dieß Mahl weiter gehen. — Oder sollte es vielleicht jemand gefallen, um den Künstler zu rechtfertigen, uns die Auctorität des Alterthumes entgegen zu stellen, und in Rücksicht des Auseinandergetriebenen, was wir an den einzelnen Partien dieser Statue so eben tadelten, eine Reihe ähnlicher gewaltsamer Stellungen aus den Antiken-Sammlungen uns vor Augen zu führen? — Wir erinnern uns zwar wohl, dergleichen auf alten Bacchanalen gesehen zu haben — schwärmende Faunen und Mänaden mit Thyrsus-Stäben *) ꝛc. — allein wie sehr würde man die Gesetze der verschiedenen Gattungen der bildenden Künste verkennen, wenn man solche Figuren, die auf einem größeren Basrelief das Mahlerische der Scene vortrefflich beleben, den abgeschlossenen, isolirten Werken der reinen Plastik gegenüber stellen wollte? Es würde zu weit vom Ziele führen, die Verhältnisse jener verschiedenen Gattungen hier näher zu berühren, in den archäologischen Versuchen aber soll diesem Gegenstande ein besonderer Artikel gewidmet werden. —

*) S. Propyläen 1. Bd. Ueber Laokoon. — Man trifft oft alte Gemälde an, die obwohl sie sonst eben keine annehmlichen Sujets vorstellen, doch von dieser Seite andere luxuriante Bilder weit übertreffen, wo uns ein Franzos oder Holländer ein Judicium Paridis u. d. gl. abconterfait hat.

2. Amor und Psyche.

Keine leichtere Aufgabe dürfte es in unseren Tagen für den Künstler geben, als den Sinn derjenigen zu befriedigen, die selbst eigentlich nichts zu fordern verstehen, sondern mit der Voraussetzung sich zufrieden geben, der Künstler werde mit seinem Werke schon selbst ihnen entgegen kommen, die bei einer ungemeinen Empfänglichkeit, jeden Eindruck augenblicklich aufzunehmen, unfähig sind, dem lockenden Scheine des Gefälligen eine richtige Einsicht und Prüfung entgegen zu stellen. Hier darf der Künstler nur gehörig aufmerksam seyn, seinem Bilde in Ansehung eines gefälligen Aeußeren nichts fehlen zu lassen; die Figur selbst sey nur durch irgend einen Einfall belebt, der aber eben nicht allgewöhnlich seyn muß, übrigens auch auf die wohlfeilste Art sich einstellen könnte, ohne wahre Bedeutsamkeit, ohne jenes Erforderniß, welches dem Kunstwerke auch nach Jahrhunderten einen bleibenden Werth sichern würde.

Dieses möchte sich nach unserem Bedünken wohl auch auf jene Liebhaber anwenden lassen, die beim ersten Anblicke dieser zierlichen Figuren des Amor und der Psyche mit einem com' è bello! bellissimo! applaudiren, und auch beim Weggehen noch nicht aufhören können zu bewundern, zu loben. Und in der That auch — man sehe nur, welch eine zarte, liebliche Gestalt diese Psyche, wie sanft ihr Anschmiegen an den himmlischen Jüngling ist! Wie so schön, so reitzend die Formen dieses Amor! wie artig, wie neu die ganze Erfindung! Wir sind es schon gewohnt, mit den Mythen dieses himmlischen Paares das Sinnbild eines Schmetterlinges in Verbindung zu denken; der erfindungsreiche Künstler zeigt uns hier den Eros, wie er, sanft ergreifend die zarte Hand der Psyche, ihr den Schmetterling hingibt. Und mit welcher naiven Geberde! wie Jedes mit besonderer Aufmerksamkeit dieses Symbol des vom Irdischen befreiten Gastes der Götter betrachtet! wie schön diese unschuldige, kindliche Freude beider! Gewiß eine der anmuthigsten Gruppen, die unter Canova's Werken jederzeit einen vorzüglichen Platz behaupten wird.

Allein wie unendlich vieles würden wir nicht auf eben die Art zu bewundern haben, wenn alle diese Schönheit und Anmuth so viel über uns vermöchte, daß wir gar nicht Zeit hätten, an eine wichtigere Frage zu denken, die vor allem anderen unsere Aufmerksamkeit beschäftigen sollte: „Was denn eigentlich des Bildes Sinn und Meinung sey?" Auf diese Frage wissen hundert wegen der Practik der Behandlung oder des äußeren Reitzes auch noch so geschätzte Bilder leider entweder gar nichts zu antworten, oder sie erklären sich darüber auf eine Art, daß man sich nicht genug verwundern kann, wie nur der Urheber Zeit und Geschicklichkeit an einen Gegenstand verschwendet habe, den die Kunst in ihren Kreis aufzunehmen verschmähet, der ein Beweis von der dürftigen Ansicht ist, womit der Werkmeister sich ihren Heiligthümern näherte. Auf jene Frage ist um so strenger zu halten, weil, ohne die Bedeutung recht erkannt zu haben, das Ganze nie wahrhaft gewürdigt werden mag, und überdieß diejenigen, die, das Bedeutende nicht achtend, bloß nach einem gefälligen Aeußeren streben, weit hartnäckiger die Ansprüche der vollendeten Kunst abzuweisen pflegen, als andere, die, ohne äußere Politur, nur den hervorspringenden Ausdruck einer noch ungebildeten Kraft sich aneignen.

Wir werden daher gegen den Künstler gewiß nicht ungerecht seyn, wenn wir der Meisterschaft und dem practischen Verdienste seiner Arbeit ihren billigen Werth lassen; in demjenigen aber, um deswillen Kunst und Wissenschaft zu solchen Werken angestrengt worden ist, uns nicht im geringsten nachgiebig oder leichtgläubig gegen ihn verhalten, da ja überhaupt von einer Liebhaberei ohne Einsicht dem Künstler keine wahre Ehre zu erwarten steht. Wenn wir also, wie billig, den obigen Belobungen jener zierlichen Gruppe nichts entgegen zu setzen hätten, so würden wir uns doch in Hinsicht der Erfindung sehr gleichgiltig gegen Canova's Psyche bezeigen, und geradezu gestehen, daß die ganze Figur uns keinen Inhalt zu haben scheine. —

Wollen wir zuvörderst auf den ursprünglichen Mythus, der dieser Gruppe zum Grunde liegt, zurück gehen, so werden uns in den Werken der alten Künstler *), vor andern auf geschnittenen Steinen, Begräbniß-Urnen und dergleichen, manche sinnvolle Allegorien begegnen, die zwar nicht in das schönste Zeitalter der griechischen Kunst hinauf reichen, aber diese Bilder, als Symbola von dem geistigen Daseyn des Menschen, gewinnen durch eine gewisse Innigkeit und durch die liebliche geräuschlose Darstellung einen eigenthümlichen Werth. Hier wird man aber überall nichts antreffen, was zu dem paßte, was Canova durch seine Psyche hat vorstellen wollen. Geben wir hierauf den Cyclus jener neuplatonischen Mythen selbst wieder durch, und so viel neue, für die bildende Kunst günstige Gegenstände sich hier auch etwa auffinden ließen, so zweifle ich doch, ob wir bei dieser Nachforschung auf

*) Größtentheils angezeigt in der Einleitung zu folgendem Werke: „La Fable de Psyché; figures de Raphael. Paris 1802. F.

irgend so einen Einfall stoßen würden, als dem Ritter Canova hier zu wählen beliebt hat. Und in der That, die beste Erklärung, die mit allem Scharfsinne über diese Gruppe jemand angestellt hätte, würde das Spielende, Lockere und Unbedeutende zu unterdrücken nicht im Stande seyn, was schon von Anfang an bei Betrachtung dieses Bildes jedem Kunstfreunde sich aufdringen muß. — Hat etwa der Künstler dadurch, daß Amor der Psyche den Schmetterling auf die Hand setzt, nur das alte „Amor omnia vincit" auf eine versteckere Art einkleiden wollen, so erscheint uns doch immer in dieser Invention ein so tändelndes Bild, daß es sich gar wohl mit einem Liede von Gleim oder .... vergleichen läßt, wo die Verse zwar recht artig zusammenklingen, aber nachher eine Leere in der Seele zurück gelassen wird, die uns deutlich genug mahnt, nur Verse, aber kein Gedicht gelesen zu haben. Allein mit Versen läßt sich's wohlfeil spielen, wenn aber an einem Werke, das für die Dauer vieler Jahre bestimmt war, Zeit und Mühe unnütz verschwendet werden, da muß man zu seinem Bedauern wahrnehmen, daß in unseren Zeiten die wahren Meister fast ganz verschwunden zu seyn scheinen. —

Man betrachte, wenn man will, diese wenigen Bemerkungen als einen Commentar zu dem treffenden Ausspruche, wodurch einst Göthe einen der auffallendsten Widersprüche der Neueren characterisirte: „Sie nennen die Alten ihre Lehrer, sie gestehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu, und entfernen sich, in Theorie und Praxis, doch von den Maximen, die jene beständig ausübten *)."

B. D...n.

Untersuchungen über die Melancholie.

Von Democritus dem jüngern.

Unter diesem Titel ist schon vor zwei hundert Jahren in England ein Werk erschienen, von welchem eine deutsche Bearbeitung eine wahre Bereicherung unserer Literatur wäre.

Wir wünschen, daß folgende Notiz irgend einen geistvollen Schriftsteller aufmuntern möge, sich diesem dankbaren Geschäfte zu unterziehen.

Democritus der jüngere, oder wie er mit seinem wahren Nahmen hieß, Robert Burton, war ein gelehrter englischer Geistlicher, der in der letzten Hälfte des sechzehnten, und in der ersten des siebenzehnten Jahrhunderts lebte.

Ein unglücklicher Hang zur Astrologie *), dessen Opfer er am Ende ward, erzeugte in ihm eine tiefe Melancholie. Er kannte seine Krankheit, und sammelte, um sich recht gründlich zu heilen, aus alten und neuen Schriftstellern alles, was die Ursache, Kennzeichen, Vorbedeutungen und Heilart der Melancholie erläuterte.

Sein Buch erschien zuerst im Jahre 1664 unter dem Titel: The anatomy of melancholy. What it is, with all the kinds, causes, symptomes, prognostiks, and several cures of it. In three Partitions. With their several sections, membres and subsections, philosophically, medicinally, historically opened and cut up by Democritus junior. (Philosophisch-historisch-medicinische Zergliederung der Melancholie, ihrer Natur, Gattungen, Ursachen, Kennzeichen, Vorbedeutungen und Heilart, von Democritus dem jüngern.)

Dieses Werk, das ein Gegengift gegen die Melancholie seyn sollte, hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung auf den Verfasser. Von der Zeit an, da er sich damit beschäftigte, ward er noch melancholischer als vorhin, und man sah ihn nicht wieder lächeln, ob er gleich zuvor manches Mahl ohne Ursache übermäßig gelacht hatte. Ja er entzog sich ganz der menschlichen Gesellschaft, und verschloß sich in sein Studir-Zimmer, in Christ-Church-Colledge zu Oxford. Er starb in dem Alter, das er sich selbst prophezeiet hatte, nähmlich im drei und sechzigsten Jahre, und zwar, wie das Biographical dictionary sagt, als Opfer seiner astrologischen Schwärmerei. Seine Grabschrift ist kurz und original: Paucis notus, paucioribus ignotus hic jacet Democritus junior, cui vitam dedit et mortem melancholia **).

Schon das bisher gesagte wird meine Leser auf das Werk des unglücklichen Burtons neugierig machen, und ihre Neugierde wird sich vermehren, wenn sie in dem in der Anmerkung angeführten Buche finden werden, daß viele Engländer, welche die Anatomy of Melancholy lasen, um sich von ihrer Miltsucht zu befreien, von dieser Zeit an erst recht in tiefe unheilbare Schwermuth verfielen.

*) Prospekten. Einleit. S. XXIV.

*) In seinem Buche finden sich eine Menge Stellen, die seinen festen Glauben an die Sterndeuterei beweisen.

**) Hier liegt Democritus der jüngere, der wenigen bekannt; von noch wenigeren erkannt war; die Melancholie gab ihm Leben und Tod. Er starb den 6. Jäner 1639. Man sehe, A Register and chronicle ecclesiastical and civil etc. taken from the M. S. collections of the Lord Bishop of Peterborough. London 1728. in folio. pag. 320. sq.

Doch durch das Beiſpiel ſolcher verſchrobener Köpfe ſoll ſich das deutſche Publicum eben ſo wenig von der Lectüre dieſes originellen, mit der gutmüthigſten Laune geſchriebenen Werkes abhalten laſſen, als das engliſche ſich daran ſtörte, bei dem es lange Zeit ein Lieblingsbuch war.

Es wurden unzählige Auflagen davon gemacht, welche beweiſen, daß es allgemeinen Beifall gefunden hatte; ſelbſt die Gelehrten urtheilten ſehr vortheilhaft davon. Der berühmte Geſchichtſchreiber der Univerſität Oxford, Anton Wood, empfiehlt es allen denjenigen, die in ihrer Jugend nichts gelernt haben, als ein Magazin von allgemeiner Gelehrſamkeit, und das oben angeführte biographiſche Wörterbuch führt viele berühmte Schriftſteller an, die aus ihm geſchöpft haben *).

Der berühmte Samuel Johnſon ſchätzte dieſes Buch ſo ſehr, daß er einſt verſicherte, es ſey das einzige, das ihn einmahl zwei Stunden früher als gewöhnlich aus ſeinem Bette heraus getrieben habe. Er nannte es ein ſchätzbares, mit vielem Geiſt und Nachdruck geſchriebenes Werk **).

Mehr aber als durch alle dieſe Empfehlungen muß jeder Leſer von Geſchmack durch eine neue Entdeckung des engliſchen Arztes John Ferriar zur näheren Bekanntſchaft mit Burtons Werk geregt werden. Dieſer hat in den vierten Band der Abhandlungen der litterariſchen und philoſophiſchen Geſellſchaft zu Mancheſter einen Aufſatz eingerückt, worin unwiderſprechlich dargethan wird, daß der berühmte Sterne oder Yorick eine ſehr genaue Bekanntſchaft mit der Anatomy of Melancholy gehabt, und viele Stellen und Ausdrücke aus derſelben in ſeinen Tristram Shandy übergetragen habe ***).

Die Unterſuchung, ob ſich Sterne hierbei wirklich eines litterariſchen Diebſtahles ſchuldig gemacht habe, iſt an einem anderen Orte von mir vorgenommen worden, und ich brauche alſo meine Leſer hierauf nur zu verweiſen.

Eine wörtliche Ueberſetzung von Burten würde dem Publicum eben ſo unverdaulich ſeyn, als ein deutſches Original-Werk aus dem Zeitalter, worin er ſchrieb. Der künftige deutſche Bearbeiter muß beſonders ſuchen, das Steife und Pedantiſche, welches man mit Recht den weitläufigen, unaufhörlich wiederhohlten Citationen des Verfaſſers vorwerfen kann, zu vermeiden, ohne von der aufrichtigen Geſchwätzigkeit und gutmüthigen Laune, von welcher das ganze Werk durchdrungen iſt, etwas zu verwiſchen.

Zur Probe der Schreibart Burtons, theile ich den Leſern den Anfang der Einleitung mit, ſo wie auch das oben berührte poetiſche Geſpräch über die Melancholie.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Das poetiſche Geſpräch über die Melancholie, das dem Buche ſtatt einer Vorrede dient, ſoll dem Dichter Mitton die Idee zu ſeinem „Allegro“ und „Penſeroſo“ gegeben haben. Man ſehe Burtons Ausgabe von Miltons kleinen Gedichten. Voltaire's „Jean qui pleure et Jean qui rit“ iſt eine offenbare Nachahmung dieſes Gedichtes. Parnell hat ſeine bekannte Allegory on Man. — G. Poems on Several occations written by Dr. Thomas Parnell. London 1737. 8. p. 140. — aus der bei Burton Part. 1. Sect. 2. Memb. 3. Subs 10. erzählten Fabel entlehnt.

**) S. Boswells Life of Dr. Johnson. London 1793. T. I. p. 580. T. 2. p. 325.

***) Memoirs of the literary and philosophical society of Manchester. Vol. IV. Part. I. Pag. 45—56. (Manchester 1793. 8.)

Eine Galanterie-Antiquität von Guſtav Adolph König von Schweden.

Noch vor etwa zwanzig Jahren beſaß eine Familie in Augsburg einen gewirkten Halskragen von Guſtav Adolph König in Schweden, nebſt deſſen Bildniſſe in Wachs, unter einem Glaſe in Rahmen gefaßt, mit folgender Ueberſchrift: „Diſen Kragen hat Guſtavus Adolfus, König in Schweden, getragen, und meiner Eheliebſten, Jacobina Lauber, gebohrne Augsburgerin, nebſt vielen pretiosis verehrt, um Willen ſie zu derſelben Zeit, als höchſt gedachter König in Augsburg geweſen, die ſchönſte Jungfrau allda war; dafür auch von höchſtgedachter Majeſtät gewürdiget worden, daß diſelbe mit ihr bei einem angeſtellten Balle öfters getanzet. Die Urſache aber, warum der König ihr diſen Kragen verehret, war diſe, weil ſie ſich, als der König diſelbe gnädigſt liebkoſete, aus Schaamhaftigkeit in etwas geweigert, mithin mit ihren Fingern die in dem Kragen befindlichen Löcher geriſſen hatte.“

Stoff genug zu einem ganzen Commentar für einen, der des Witzes lieber Sohn iſt. Dieſe chronveſte Breitheit, womit der Herr Gemahl, in hoher Selbſtgefälligkeit, von Ihro theuern Jacobina, weiland der ſchönſten Jungfrau in Augsburg, das Abenteuer erzählen, wie ſie die königlichen Liebkoſungen nebſt vielen pretiosis empfangen; das Manoeuvre der Dame — das Fächer-Exercitium muß alſo damahls noch nicht entdeckt geweſen ſeyn, ſondern man mußte ſich nothgedrungen der Finger bedienen — endlich unſer Held ſelbſt, in deſſen Geſchenke unſtreitig eine feine Galanterie lag — wohl auch noch etwas ſittlich Schönes; die ganze Gruppe von Rittergeiſt und Reichsbürgerlichkeit, von etwas derber Sittſamkeit und galanter Derbheit iſt wahrhaft köſtlich. Beſäße ich ein hiſtoriſches Cabinet, den Kragen müßte ich haben. Ob das Stück wohl noch exiſtirt?

Fr.

1805. Nr. 19.

Aurora,

(Mittwoch) — eine — (den 13. Februar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ueber Göthe's natürliche Tochter.

Der Zweck alles menschlichen Strebens nach allen möglichen Richtungen, ist und kann kein anderer seyn, als Erreichung der höchsten Vollkommenheit in den Theilen wie im Ganzen. Da aber dieses Ziel über unsere Kräfte hinausgerückt ist, uns also nichts als ein beständiges Annähern übrig bleibt, und nach dem Grade desselben der Schwung der Geister in die Sphären einer höhern Natur bemessen wird, so können wir nur von Vervollkommnung sprechen, die mit dem Grabe endet, ohne vollendet zu seyn.

Streben wir bloß in einer niedern Region nach Vollkommenheit, begnügen wir uns die Natur, wie sie ist, nachzuahmen, und gleichsam eine zweite Natur ganz nach dem Vorbilde zu schaffen, und dem Werkmeister seine Vortheile abzulernen, mit denen er das Auge des edelsten seiner Geschöpfe entzückt, und im leichten Spiele der Phantasie zu erhabenen Gefühlen begeistert, so haben wir Kunst. Sie befaßt sich bloß mit äußern Umgebungen, und ihr höchstes Ziel ist in dem Momente erreicht, wo die Natur mit ihr in absoluter Einheit aufgelöst erscheint.

Bald beschäftigt sie sich mit der leblosen, bald mit der belebten Natur. Jetzt entzückt eine schöne Landschaft aus dem Pinsel des Mahlers das Auge, jetzt regt sie aus der Feder des Belletristen sanfte Empfindungen auf, und es reißt die Allgewalt der Mimik die staunenden Zuhörer zur vollen Begeisterung hin; jetzt ahmt der Musiker den Triller der emporsteigenden Lerche, jetzt den stärksten Ausdruck des Affectes nach.

Wir sehen, daß die Kunst unmittelbar aus der Natur entlehnt, und sich das Gegebene als Ideal zur Nachahmung hinstellt. Nicht so bei der eigentlichen Poesie. Diese nimmt zwar auch ihre Grundzüge aus der Natur, aber vermöge einer höheren Kraft, der Vernunft, entwirft sie, so zu sagen, eine höhere Natur. Die Vollkommenheiten, die in der Schöpfung zerstreut sich offenbaren, greift sie auf, und stellt sie in ein erhabenes Bild zusammen. Wir nennen es Ideal. Es hat nur eine entfernte Wirklichkeit in den Theilen zum Grunde, dem Ganzen als Ganzes entspricht keine Realität.

Der Zweck, der bei einer Arbeit vorliegt, bestimmt ihren Character. Der Mahler, der Bildhauer, der Musiker, der Belletrist, jeder kann Dichter, oder Künstler, oder beides zugleich, jedoch nicht in einem Werke seyn; nur der Schauspieler kann nie mehr als Künstler seyn, da der Zweck seines Strebens sich bloß auf die täuschende Nachahmung der Natur, wie sie gegeben ist, beschränkt.

Ein Portrait aus der Hand des Malers iſt ein Kunſtſtück, das Bild weiblicher Schönheit in einer mediceiſchen Venus dargeſtellt, Dichtung im ſtrengſten Sinne.

Nach dieſen Bemerkungen dürfte es ein leichtes ſeyn, gegenwärtiges Meiſterſtück an die gebührende Stelle zu ſetzen: der Zweck, ſo wie er aus dem Ganzen hervor ſpringt, iſt nicht, ein Ideal weiblicher Vollkommenheit zu entwerfen, ſondern eine weibliche Seele mit allen ihren natürlichen Vorzügen und Gebrechen in ihren feinſten Zügen darzuſtellen.

Wir bewundern hier zugleich, wie trefflich der Verfaſſer mit dieſem Werke die Grenze zwiſchen Kunſt und Poeſie abſteckte. Er ſchildert den weiblichen Character wie er iſt, nicht wie er ſeyn oder nicht ſeyn ſollte. Wenn wir zur Beurtheilung ſelbſt übergehen, ſo ſind es eigentlich drei Momente, auf die wir unſere Aufmerkſamkeit zu lenken haben: Handlung, Character und Darſtellung.

Was die Handlung betrifft, ſo iſt ſie ſehr einfach, aber eben dieſes Einfache iſt es, was uns ſehr anzieht: wo, wie bei unſeren Alltags-Romanen, immer nur Handlung auf Handlung, Verwickelung auf Verwickelung folgt, findet zwar eine feurige Phantaſie volle Befriedigung, aber der wahre Kunſtſinn, das Gefühl für eigentliche Dichtung fällt ſtrenges Verdammungsurtheil über dergleichen Auswüchſe des Wahren und Schönen. Auch hierin iſt Göthe Meiſter. In Rückſicht des Schluſſes hat der Verfaſſer Schillers Methode eingeſchlagen, nähmlich den Leſer den Ausgang ſelbſt vermuthen zu laſſen. Die traurigen Empfindungen, welche am Schluſſe das Herz der Zuhörer beſtürmen, werden durch den Gedanken gemildert, daß eine Aenderung des Geſchickes noch möglich ſey.

Dieß war es ſchon lange, was mir in unſeren älteren Tragödien mißfiel, daß ſie zwar den Verſtand durch ein vollendetes Ganze befriedigen, aber das Herz mit ſchwermüthigen Empfindungen erfüllen. Göthe iſt in dieſem Stücke noch weiter gegangen; zwar iſt die ganze Handlung wie nicht minder das Ende traurig, aber mit welchen ſchönen Hoffnungen verläßt der Dichter den gefühlvollen Leſer, der ſo gern das grauſame Schickſal der geliebten Tochter geändert ſähe, und ſich in geträumten Möglichkeiten wiegt.

Es würde mich zu weit führen, den Character der Heldinn des Stückes bis in ſeine feinſten Nüancen zu verfolgen. Nur die einzige Bemerkung ſey mir erlaubt: mich dünkt, der Verfaſſer hat ſich auf Koſten der übrigen Charactere ganz in dem ihrigen erſchöpft. Am meiſten überraſchte mich jener Zug ihres Characters in der Scene, wo, nachdem nichts vermögend war, ſie auf den Entſchluß einer ehelichen Verbindung mit dem ſo beſcheidenen, anſpruchloſen Gerichtsrath hinzulenken, der Mönch es durch ſeine verſchrobenen Anſichten der Welt vermag, indem er dadurch die Neigung des weiblichen Herzens, der Welt immer die lachende Seite abzugewinnen, mit verdoppelter Stärke weckte.

Die Darſtellung enthält tiefe Menſchenkenntniß, Zartheit der Empfindung, Kraft und Feinheit im Ausdrucke, Fülle der Ideen, und Gewandtheit, die treffendſten Wahrheiten mit ganz eigener Kürze und Präciſion durch einen leichten Federzug hin zu werfen.

Göthe hat hier ein wahres Meiſterſtück der Kunſt abgelegt. So ſehr ich es nach obiger Anſicht für geendet halte, ſo ſehr wünſche ich eine Fortſetzung dieſes ſo gehaltreichen Thema's.

Unterſuchungen über die Melancholie.

Von Democritus dem jüngern.

(Beſchluß.)

Burton's Einleitung.

Wenn du wiſſen willſt, geneigter Leſer! was für ein uralter oder verlarvter Schauſpieler ſich hier ſo unverſchämt auf den allgemeinen Schauplatz eindrängt, woher er iſt, und was er will, ſo dient dir zur Antwort, daß — ich geſinnt bin, alles dieſes bei mir zu behalten. Dringſt du aber noch weiter in mich, und verlangſt du durchaus meinen wahren Nahmen zu wiſſen, ſo will ich dir ein ganz kleines Mährchen aus dem Plutarch erzählen.

Ein Egypter trug einen bedeckten Korb — was haſt du in dieſem Korbe? fragte ein vorübergehender Vorwitzling. „Eben darum habe ich ihn zugedeckt, verſetzte der Egypter, damit man nicht wiſſen ſoll, was darin iſt.“

Gib dir alſo keine Mühe, mein Geheimniß zu erforſchen. Gefällt dir das Buch, und nützt es dir, ſo bilde dir ein, der Mann im Monde oder ſonſt jemand habe es geſchrieben. Der Titel zeigt dir, daß ich mir vorgenommen habe, über die Melancholie zu ſchreiben. Wenn du etwa an der Allgemeinheit dieſer Gemüthsſtimmung zweifelſt, ſo bitte ich dich, nur einen Blick über den Erdkreis zu werfen. Verſetze dich einmahl in Gedanken auf den Gipfel eines hohen Berges, von welchem du auf das Getümmel und Gewirre der unruhigen Erdenbürger hinab-

ſehen könneſt; was würde ſich deinen neugierigen Blicken darſtellen?

Der heilige Hieronymus ſah vermittelſt ſeiner lebhaften Einbildungskraft von ſeiner Wildniß aus ganz Rom tanzen. Mit dem dritten Theile dieſer Imagination kannſt du die ganze Welt betrübt und melancholiſch ſehen.

Zur Linken hier in erſter Reih'
Siehſt du des Verliebten Melancholei.
Da ſinnt auf ſein Liedchen mit hängendem Kopf
Und gefalteter Hand ein verliebter Tropf.
— Dort ſtützt ſich ein Hypochondriſt auf den Arm,
Die Eingeweide thun ihm viel Harm.
Für ſeinen Zuſtand hilft keine Arznei,
Er ahnt es, und leidet doppelt dabei.

Auf der rechten Seite wirſt du gar ſchön
Den Abergläubigen knien ſehn.
Er betet und faſtet ſein ganzes Leben,
Zwiſchen Furcht und Hoffnung muß er ſchweben.
Doch kommt er vielleicht in die Hölle hinein,
Mit halb ſo viel Müh' wär das Himmelreich ſein.

Doch ſieh das gräßliche Schauſpiel dort an,
Da liegt in Ketten ein raſender Mann,
Halb nackt mit wild umher rollendem Blick',
Das Gewölb' gibt ihm ſein Gebrülle zurück.
Betracht' ihn genau, wie im Spiegel du ſiehſt
Dein eignes Gemälde, wenn im Zorne du biſt.

Geſpräch zwiſchen A... und B... über die Melancholie.

A. Wenn ich einſam oft zurücke
In die ſchöne Vorzeit blicke,
Dann in ferne Zukunft ſchaue,
Schlöſſer in die Lüfte baue,
Und, in ſüßen Traum gewiegt,
Mir die Zeit geſchwind entfliegt,
Dann ſchwör' ich entzückt, es ſey
Süßer nichts, als Melancholei.

B. Wenn ich einſam überlege,
Daß ich auf des Laſters Wege,
Schon ſo manchen Schritt gezählet;
Mein Gewiſſen mich dann quälet,
Und, von Angſt und Furcht gedrückt,
Langſam mir die Zeit entrückt,
Dann ſchwör ich voll Schmerz, es ſey
Bittrer nichts, als Melancholei.

A. Wenn ich für mich ſelber lache,
Angenehme Pläne mache,
In das Wäldchen grün verhüllet,
Das mein Herz mit Frohſinn füllet,
Ungeſehen, ungehört,
Von der Neugier ungeſtört;
Dann ſchwör' ich entzückt, es ſey
Süßer nichts, als Melancholei.

B. Wenn ich für mich ſelber weine,
Und im ſchwarzen Tannenhaine
Oder bei des Bergſtroms Brauſen,
Wo des Orkus Töchter hauſen,
Mir mit tauſendfachem Tod'
Jegliche Minute droht,
Dann ſchwör' ich voll Schmerz, es ſey
Bittrer nichts, als Melancholei.

A. Oft däucht mir, ich ſeh' und höre
Melodienreiche Chöre,
Schöne Gärten, Blumenfelder,
Sanfte Auen, grüne Wälder,
Liebe Mädchen, guten Wein,
Und das alles wäre mein.
Dann ſchwör' ich entzückt, es ſey
Süßer nichts, als Melancholei.

B. Oft däucht mir, ich ſeh' und höre
Furien und Geiſter-Chöre;
Und die ſchrecklichſten Geſtalten,
Schweben aus der Gräber Spalten,
Dräuend meiner Seele vor,
Sträuben meine Haar' empor.
Dann ſchwör' ich voll Angſt, es ſey
Bittrer nichts, als Melancholei.

A. Wenn ich auf belohnte Minne
Dankbar oft zurücke ſinne,
Und, von Liebeswonne trunken,
In den ſchönſten Traum verſunken,
Leiſe Wünſch' in mir entſtehn,
Dieſer Traum mög' nie vergehn,
Dann ſchwör' ich entzückt, es ſey
Süßer nichts, als Melancholei.

B. Wüthen oft in meinem Herzen
Unerhörter Liebe Schmerzen,
Quälen mich die heißen Thränen
Der von mir verführten Schönen,

So verfluche ich voll Wuth
Meine wilde Liebesglut,
Rufe jammernd aus, es sey
Bittrer nichts, als Melancholei.

A. Kann ich still und einsam gehen
Und den lieblichen Ideen,
Die vor meiner Seele schweben,
Ohne Zwang dahin mich geben;
Dann erweitert sich die Brust,
Und ich fühle Götterlust,
Rufe dann entzückt, es sey
Süßer nichts, als Melancholei.

B. Wenn ich still und einsam gehe
Und von ferne Menschen sehe,
Wie ein flüchtig Reh entweiche
Ich erschrocken ins Gesträuche.
Ach! allein und nicht allein,
Immer fühl' ich Höllenpein,
Schwöre dann voll Schmerz, es sey
Bittrer nichts, als Melancholei.

A. Froh zu seyn bedarf ich wenig,
Und wollt' auch ein großer König
Mit mir tauschen, thät ichs nimmer,
Und verlachte seinen Schimmer;
Denn in meiner Einsamkeit
Leb' ich voll Zufriedenheit.
Kurz, ich schwöre dir, es sey
Süßer nichts, als Melancholei.

B. Nichts kann mir die Ruhe schenken,
Und ich wollte ohn' Bedenken,
Könnt' ich vor mir selbst entfliehen,
Auch das Loos des Bettlers ziehen.
Wenn mein Gram nicht enden soll,
End' ich selbst verzweiflungsvoll.
Kurz, ich schwöre dir, es sey
Bittrer nichts, als Melancholei.

Zur Geschichte der Policei.

In einigen Städten von Deutschland, und vorzüglich in Wien, traf man schon im XIV. Jahrhunderte Verordnungen und Anstalten, welche eine gute Policei und einen allmählich sich besser bildenden Geist der Gesetzgebung verrathen. Eine von den Herzogen Albrecht und Otto wegen der Fleischer im Jahre 1331 gegebene Urkunde zeigt ein standhaftes Bestreben, zum Besten des Publicums den Innungs-Monopolien vorzubeugen.

In einer Urkunde vom Jahre 1338 verordnen sie, daß kein Jude mehr nehmen solle, als wöchentlich vom Pfunde drei Pfennige, oder von sechzig Pfennigen wöchentlich einen. In dem Stadtrechte Herzog Albrechts vom Jahre 1340 entdeckt man schon die Spuren eines Amortisations-Gesetzes. Dort heißt es: „Niemand soll sein in der Stadt liegendes Gut einem Kloster vergaben, es geschehe denn vor dem Rat oder den Genannten, und auch alsdann muß das Gut in Jahresfrist einem Bürger verkauft werden der mit in der Stadt diene."

Eben dieses Stadtrecht verbietet die Handwerkseinungen. „Brod, Fleisch und alle feile Ding soll zu der Stadt führen wer da will."

Und wegen der Fischer heißt es in diesem Stadtrechte: „Kein Fischer, der grün Fisch feil hat, soll einen Mantel oder Hut haben, sondern Sommers und Winters, in Sonne und Regen mit bloßem Haupte am Markt stehen; daß sie desto bas eilen, und den Leuten besseren Kauf geben."

Anecdote aus Livorno.

Einige Monate vor Ausbruch des gelben Fiebers in Livorno fing ein Muttergottesbild plötzlich an, die Augen zu verdrehen. Der Zulauf in die Kirche, wo dieß geschah, war außerordentlich. Wie rasend lief man in der Stadt umher, und umarmte sich vor Freude über das große Glück. Die alten Weiber nahmen besonders lebhaften Antheil, so wie der niedrigste Pöbel an den Canälen. Die französische Besatzung hatte große Ursache, einen Aufstand zu befürchten. Der Befehlshaber derselben aber, ein besonnener Mann, ging nach der Kirche, und ließ den ersten Geistlichen an derselben vor sich fordern. Zitternd erschien dieser. „Wenn eure Madonna — fuhr ihn der erzürnte Krieger barsch an — noch ein Mahl die Augen verdreht, so werde ich euch ein Dutzend Kugeln durch den Kopf jagen lassen, daß ihr gewiß die Augen noch mehr verdrehen sollt." Und, o Wunder! die Madonna verhielt sich von nun an ganz stille.

Erst vor kurzem hat man erfahren, daß das Bild Augenbraunen von Silberglätte hatte, welche sich natürlich bei der geringsten Bewegung der Luft rührte. Das Dunkel der Kirche, die erwartungsvolle Menge, das Gedränge, der Aberglaube — lauter Umstände, die eben nicht zum ersten Mahle solche Wirkungen hervor gebracht haben. (Italien.)

1805. Nr. 20.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 15. Februar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Allegorische Bilder und Phantasien.

Die Empfindung ist die jüngste und liebenswürdigste Tochter, nicht der Welt, sondern der Lebensweisheit — Charitas *). Als die gute Mutter alles Edelmenschlichen sie gebar, bot sie alle ihre Macht auf, um die wohlthätige Einwirkung ihres Kindes auf das Menschengeschlecht gegen alle künftig sich erzeugende, heilige und profane Systeme zu sichern. Sie überließ dieses ihr jüngstes und ihr sehr liebes Kind, das damahls noch ohne Nahmen, und seiner Kindheit halber auch ohne Beruf war, seiner Urmutter, der Gattinn des uns unsichtbaren, unfühlbaren, aber von uns geahndeten mächtigen All. Sie kannte die unbegreiflich große, in der strengsten Ordnung immer wechselnd sich bewegende Natur. Sie wußte es, daß der Säugling nur mit reiner Nahrung gesättigt werden dürfe, damit ihm die Bestimmtheit des thätigsten Wirkens gleichsam zum Instinct, und er nicht, statt einem Genius von wohlthätigem Einflusse ein quälender Plaggeist werde.

In der That gewann er auch hier an den vollen Brüsten der reichen Geberinn Fülle und Kraft. Aber bald nahm seine Nährerinn wahr, daß ihr Säugling, sich von ihrer Brust wegwendend, mit seinen kindlichen Augen etwas zu suchen schien, und sie merkte, daß die Zeit der Beschäftigung bei ihm eintrat. Da aber ihr eigenthümlicher Beruf nur der des Erzeugens und Nährens war, so entschloß sie sich, den Kleinen ihrer Schwester, der Wahrheit, zu übergeben, die sich, ein wenig spröde, ohne verdiente Empfehlung nicht so leicht um jemand annahm. Da nun einstens die Wahrheit, nach mancher erlittenen Kränkung, zu ihr kam, that die Natur, deren Eigenheit es ist, alles Uebel sogar zum Guten umzugestalten, ihr möglichstes, die Schwester zu erheitern, und in dieser wohlthätigen Stimmung des heiligen Feuers ward die junge Pflegetochter ihrem Berufe näher

*) Der Mensch im primitiven Zustande der Kindheit und der Rohheit fühlt nur den animalischen Instinct der Selbsterhaltung. Sein erstes Austreten aus diesem Zustande beginnt mit der deutlichen Wahrnehmung, daß man einander nützlich und schädlich seyn könne. Kommt er auf den Punct, es klüger zu finden, daß durch Gutes, anderen gethan, mehr gewonnen wird, als wenn er anderer Blößen durch eigene bereichert, so ist er im Besitze der Lebensweisheit — Charitas. — Sobald aber diese Klugheit in Angewohnheit einartet, so geht aus dieser veredelten Natur die Empfindung hervor. So läßt sich diese Vorstellung auf das ganze Menschengeschlecht, und dann wieder auf die verschiedenen physischen und moralischen Revolutionen einzelner Völker und sogar einzelner Menschen deuten.

gebracht; denn, gerührt beim Anblicke ihrer ſanften kleinen Anverwandtinn, nahm die Wahrheit ſie auf ihre Arme. Das Kind fühlte ſich liebevoll zu ihr hingezogen, und in dieſer Hoheit hatte es ſeine, mit den dringenden Arbeiten der Nothwendigkeit überhäufte Nährmutter nie geſehen. Dieſen Augenblick benutzend, bat die Natur ihre Schweſter, die Erziehung der Unmündigen zu übernehmen, und vergaß nicht, ihr zu bemerken, daß die reinen Liebtoſungen des ſchönen Kindes ſehr geeignet wären, den Ton von Tiefſinn zu mildern, der in ihrem urſprünglichen Character läge. Schon jetzt durch den bezaubernden Ausdruck ſeiner Geberden bewegt, drückte es die Wahrheit an ihr edles Herz, und fühlte, wie durch ein Wunder, die neu beginnende Seligkeit ihres Seyns. So übernahm ſie denn die künftige Veredlerinn aller Liebe; die Natur aber machte ihr das einzige zur Bedingung, daß die beiden ſie nun auch öfters beſuchen müßten.

Bei aller der großen Achtung und Ehrfurcht, welche die Kleine für ihre neue Pflegerinn hatte, entwöhnte ſie ſich doch nur ſchwer der ſüßen Nahrung, die ſie vorher genoſſen hatte. Oft rührte die Wahrheit ihre liebenswürdige naive Traurigkeit, und ſo ſahen ſich die beiden Schweſtern öfter als vorher; die letztere gewann die erſtere noch lieber, und das der Erde heilbringende Band der Eintracht ward durch den Einfluß der Unſchuld immer feſter geknüpft. Jetzt verlor auch die ernſte Wahrheit von Tag zu Tage mehr ihren Ausdruck von Strenge, während die Beſuche bei ihrer erſten Pflegerinn in jener den Character der Unſchuld unterhielten; aber je mehr ſich ihre Kräfte entwickelten, deſto höher ſtieg ihre Achtung und die erſtere ſich bewußte Liebe für ihre neue Lehrerinn.

Nun trat die Zeit ein, wo ihre Fähigkeiten mehr Ausbildung erhalten ſollten. Da kam es denn, daß die Wahrheit in Momenten der Erklärung tiefliegenden Sinnes ihre Schülerinn mit ihrer hohen, weiſen Miene ſchüchterte; ſie fühlte ſich daher gezwungen, ihr die Nothwendigkeit des Contraſtes zu erklären, und wie die Harmonie in dem Monotonen durchaus nicht möglich ſey. Bald verſtanden ſich beide. Die Röthe des heiligen Bewußtſeyns und der Selbſterkenntniß loderte auf den holden Wangen der Schülerinn, und ſie trat über in die hohe Würde der Jungfräulichkeit. Herz an Herz traf beide die Natur an, als ſie eben ihre köſtliche und milde Gaben aus den bis dahin begünſtigten Himmelsſtrichen, wo ſie erſt die Kräfte zur Verſetzung erreichen mußten, in die unmilderen verpflanzen wollte, um ſie bei der Nothwendigkeit, die ihnen nicht nachgelaſſen werden konnte, nach Möglichkeit zu entſchädigen. Sie ſchloß ſich mit in die Umarmung, und in dieſer heiligen Vereinigung ſchwuren Natur und Wahrheit, die Menſchen durch ihre Schülerinn, die ihnen Geiſteskraft und heilige Liebe verleihen werde, bis an die Grenze des Göttlichen zu erheben.

Die hohe Begeiſterung, mit welcher das deutliche Gefühl neuer Empfindungen dieſe beſeligte, und die feierlich zärtliche Einweihung in den Bund der höheren Geiſtesſchöpfung der wiedergeſchaffenen Menſchheit verdrängte plötzlich alles Kindiſche aus ihrem Sinne. Schnell, heftig und feſt erzeugte ſich in ihrem Willen die Nothwendigkeit, in das thätige Menſchenleben einzutreten. Die Natur wollte ihr, der dort unbekannten, die Klugheit zur Gefährtinn mitgeben. Die Wahrheit aber ſprach dagegen: Es ſoll Liebe und Eifer für unſeren Ruhm allein ſie geleiten. Die furchtſame Klugheit würde ihren Muth ſchwächen, und ihre ſelbſtſtändige Kraft in den Augen der Welt zweideutig machen. Schlau und kühn durch das Bewußtſeyn ihrer Würde trete ſie hin. Iſt nicht ihre Geſtalt, die von dir göttlich gepflegte, ſchön und hinreißend? Kann ihrem ſorgſam gebildeten Geiſte die Huldigung der Guten entſtehen? Zum Schutze gegen die Böſen ſoll ſie die Klugheit begleiten? Aber der Klugheit Eigenthümlichkeit iſt die Schwäche. Nur den noch ſchwächeren Böſen würde ſie Widerſtand leiſten können, in den Augen der Guten aber weniger Theilnahme und Liebe gewinnen. Ich bin eigenſinnig, ſchloß die Wahrheit: Sie gehe allein. Und ſie und die Unſterbliche, von der alles Seyn ausgegangen iſt, ſegneten die Feſtentſchloſſene ein zu ihrer beginnenden Laufbahn unter den Menſchen; und jene ſprach: Lehre ſie meine Macht; und dieſe: Lehre ſie meine Liebe *).

Innig liebend ihren Beruf, welcher ausſchließlich der war: die Göttlichkeit ihrer Nährerinn und Erzieherinn zu verkünden, und der verkannten Lebensweisheit eine Heimath zu verſchaffen, wanderte die Empfindung mit ernſter Beſonnenheit in allen Regionen der menſchlichen Thätigkeit umher. Sehr wenige ausgenommen, waren die Menſchen bisher insgeſammt nur damit beſchäftigt geweſen, ihre Kräfte aus bloßer Liebe zu ſich allein anzuſtrengen. Da waren alle Erzeugniſſe dieſer

*) Dadurch ſoll nicht geſagt ſeyn, das die Klugheit aus dem äſthetiſchen Leben verbannt werden müſſe. Aber jene, die abgeſondert im Gebiete der Empfindung das übrige zur Menſchenveredlung beitragen wollen, ſollen ihr nicht huldigen. Sie mögen die verſchmähte denen überlaſſen, deren Beruf es iſt, die bis zur Kraft gediehene Bosheit zu überliſten.

Kräfte ärmlich hervorgebrachte barbariſche Machwerke, die nur zur Noth für wenige und auf kurze Zeit hinreichten. Jetzt aber, da ſie am gemeinen Leben Geſchmack fanden, bekamen ihre Werke eine mehr allgemein und dauernde Nützlichkeit; ſie erhielten dadurch auch das äußere Anſehen ihrer Beſtimmung; dieß fing man an, Character zu nennen, und in dieſem Zeitpuncte ſagte man von einem ſolchen Erzeugniſſe, welches das Gepräge von dieſem Character für die Sinne und den Verſtand hatte: Es iſt in einem guten Geſchmacke gebildet. So wie aber die Menſchen an Bildung zunahmen, ſo gewann auch ihre Lehrerinn an höherer Vollkommenheit, und, wenn ſie auch nur noch wenige Eingeweihte zählte, ſo war doch damit die Epoche des guten Geſchmackes ſchon eingetreten.

In der Zeit traf ſie auf ihren Wanderungen ein Weſen an, das ihr auf den erſten Blick ganz unbekannt und fremdartig war. Hätte ſie ihren erſten Regungen gefolgt, ſie würde dieſes durch ſeine Lebhaftigkeit und Eigenheit ſich auszeichnende Unding geflohen und verachtet haben. Aber der letzteren milden Lehren der Wahrheit eingedenk, betrachtete ſie die abenteuerliche Erſcheinung näher und genauer. Dieſe hatte eben unter einem Haufen Menſchen ihre Stimme mächtig erhoben, um ihnen allerlei undeutliche und verwirrte Bilder zu erklären, die ſie mit einem bunten Zauberſtabe aus allen Welt- und Himmelsgegenden hervor rief. Ihre Zuhörer glaubten ſie zu verſtehen, aber jeder nach ſeiner Art. Als die Schaar aus einander ging, und einige in Haufen, andere in kleinen Gruppen, die übrigen vertheilt und einzeln ſich entfernten, blieb die Empfindung in einer Art von Betäubung ſtehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Entſtehung der Contes moraux des Marmontel.

Der Hof war zu Fontainebleau — erzählt der Verfaſſer erſt genannter Erzählungen — wo ich oft des Abends eine Stunde bei Quesnai zubrachte. Eines Tages, da ich eben bei ihm war, ließ mich Madame de Pompadour rufen, und ſagte zu mir: „Wiſſen Sie, daß la Bruère in Rom geſtorben iſt? Er hatte das Titular-Privilegium des Mercurs, und dieſes brachte ihm jährlich fünf und zwanzig tauſend Livres ein; damit ließe ſich mehr als einer glücklich machen, und wir möchten wirklich auf das neue Brevet über den Mercur gern einige Penſionen für Gelehrte anweiſen. Sie ſind mit dieſen Leuten bekannt, nennen Sie mir alſo diejenigen, die welche es nöthig haben, und darauf Anſpruch machen könnten.“ Ich nannte Crebillon, d'Alembert, Boiſſy und noch einige andere. Wegen Crebillon wußte ich ſchon, daß es unnütz wäre, ihn zu empfehlen; bei d'Alembert bemerkte ich ein kleines Zeichen des Mißfallens, ich ſagte daher: Madame! d'Alembert iſt einer unſerer erſten Mathematiker, ein berühmter Schriftſteller, und ein Mann von der größten Rechtſchaffenheit. — „Ja — antwortete ſie — aber ein Hitzkopf.“ — Hierauf erwiederte ich gelaſſen, daß es keinen großen Mann gebe, der nicht ein wenig Feuer habe. „Er iſt — ſagte ſie — leidenſchaftlich für die italieniſche Muſik eingenommen, und hat einer der erſten für die Bouffons Partie genommen.“ Deſſen ungeachtet hat er aber doch die Vorrede zu der Encyclopädie geſchrieben, verſetzte ich beſcheiden. Sie ſchwieg hierauf, aber er bekam keine Penſion. Eine wichtigere Urſache, warum er ausgeſchloſſen ward, war, wie ich glaube, ſein Eifer für den König von Preußen, dem er unverhohlen anhing, und den Madame de Pompadour perſönlich haßte. Als die Rede auf Boiſſy kam, fragte ſie: „Iſt denn Boiſſy nicht reich? Ich halte ihn wenigſtens für wohlhabend. So oft ich ihn im Schauſpiele geſehen habe, war er immer ſehr gut angezogen!“ — Nein, Madame! er iſt arm, aber er verheimlicht ſeine Armuth. — „Er hat aber doch ſo viel Stücke fürs Theater verfertigt.“ — Wohl, aber nicht alle dieſe Stücke ſind gleich gut aufgenommen worden, und dennoch mußte er leben. Kurz, Madame! ſoll ich es Ihnen ſagen? Boiſſy hat ſo wenig, daß, wenn nicht ein Freund ſeine Lage entdeckt hätte, er im vorigen Winter vor Elend umgekommen wäre. Er hatte kein Brot, und war zu ſtolz, jemand anzuſprechen; er hatte ſich alſo mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne eingeſchloſſen, um mit ihnen zu ſterben; eben wollten ſie ſich einander in den Armen umbringen, als dieſer hilfreiche Freund die Thüre ſprengte, und ſie rettete. — „Ach Gott! — rief Madame de Pompadour — Sie machen mich ſchaudern. Ich will ihn beim Könige empfehlen.“

Den Morgen darauf tritt Boiſſy in mein Zimmer, bleich, verſtört, außer ſich, mit einer Rührung, wie ſie die Freude auf dem Geſichte des Schmerzes ausdrückt, und — fällt mir zu Füßen. Ich bilde mir ein, es iſt ihm nicht wohl, eile ihm beizuſpringen, und indem ich ihm aufhalf, fragte ich ihn, was ihm geſchehen wäre. „Ach, Marmontel! — ſagte er — wiſſen Sie es nicht? Sie, mein großmüthiger Wohlthäter! Sie, der mir das Leben gerettet hat! der mich von dem Abgrunde des Verderbens in die Lage des Wohlſtandes und des unerwarteſten Glückes verſetzt! Ich bielt um eine mäßige Penſion auf den Mercur an, und Herr de Saint-Florentin

zeigt mir an, daß der König mir das Privilegium, ſelbſt das Brevet des Mercurs zuerkannt hat. Er ſagt mir, daß ich es der Madame de Pompadour zu verdanken habe; ich gehe zu ihr, meinen Dank abzuſtatten, und wie ich bei ihr bin, ſagt mir Herr Quesnai, daß Sie von mir geſprochen, und die Madame de Pompadour ſo gerührt haben, daß ihr die Thränen in den Augen ſtanden.

Ich wollte ihn jetzt durch eine Umarmung unterbrechen, aber er ließ es nicht zu. „Was habe ich denn gethan, mein Herr! — ſagte er — um bei Ihnen eine ſo zärtliche Theilnahme zu verdienen. Ich habe Sie nur im Vorbeigehen geſehen, kaum kennen Sie mich, und doch ſprechen Sie von mir mit der Beredſamkeit des Gefühls und der wärmſten Freundſchaft!“ bei dieſen Worten wollte er mir die Hand küſſen. Das iſt zu viel, mein Herr! — ſagte ich — jetzt iſt es Zeit, daß ich dieſer ausſchweifenden Dankbarkeit Einhalt thue: ich habe Sie laſſen Ihrem Herzen Luft machen, nun will ich mich auch erklären. Sicher habe ich Ihnen dienen wollen; aber hierin war ich nichts weiter als gerecht; denn ſonſt hätte ich gegen das Zutrauen gefehlt, mit dem mich Madame de Pompadour beehrte, indem ſie mich um Rath fragte. Laſſen Sie alſo mich mit Ihnen über Ihr Glück freuen, und danken wir Ihr, die es Ihnen verſchaffte.

So wie Boiſſy Abſchied von mir genommen hatte, ging ich zu dem Miniſter, und da ich ſah, daß er mich ſo empfing, als ob er mir nichts zu ſagen habe, ſo fragte ich ihn, ob ich mich nicht bei ihm bedanken müßte; als er dieß mit nein beantwortete, fragte ich weiter, ob die Penſionen auf den Mercur vergeben wären; auf ſeine Bejahung — ob Madame de Pompadour nicht mit ihm von mir geſprochen hätte; er verſicherte mich, daß ſie kein Wort geſagt habe, und daß wenn ſie mich genannt hätte, er mich gern auf die dem Könige vorgelegte Liſte geſetzt haben würde. Ich war betroffen, ich geſtehe es; denn ohne mich ſelbſt genannt zu haben, als ſie um Rath fragte, glaubte ich doch mich gewiß unter der Zahl derer zu befinden, die ſie vorſchlagen würde. Ich begab mich zu ihr, und glücklicher Weiſe traf ich in ihrem Saale Madame de Marchais, der ich meine Geſchichte umſtändlich erzählte. „Gut — ſagte ſie — das wundert Sie? Mich wundert das nicht; daran erkenne ich ſie. Sie wird Sie vergeſſen haben.“ Sogleich ging ſie in das Toilette-Zimmer, wo Madame de Pompadour war, und nicht lange hernach höre ich ein lautes Gelächter. Ich hielt dieß für eine glückliche Vorbedeutung; wirklich konnte mich Madame de Pompadour, wie ſie in die Meſſe ging, nicht anſehen, ohne von neuem über ihr Vergeſſen zu lachen. „Ich hatte ganz recht gerathen — ſagte Madame de Marchais als ſie mich wieder ſah — aber es ſoll wieder gut gemacht werden.“ Ich erhielt hierauf eine Penſion von zwölf hundert Livres auf den Mercur, und war zufrieden.

Wenn Herr de Boiſſy ſelbſt die Redaction übernahm, ſo war ihm geholfen; aber er mußte auch ſorgen, daß er ſich hielt, und dazu hatte er weder die Bekanntſchaften, noch die Hilfsmittel, noch die Thätigkeit des Abbé Raynal, der ſie in der Abweſenheit des la Bruère beſorgte, und zwar gut.

Boiſſy war ohne alle Beihilfe, und fand auch nichts leidliches unter den Papieren, die man ihm ließ. Er ſchrieb mir daher einen Brief, der ein wahrer Nothſchuß war. „Vergebens — ſagt er darin — werden Sie mir den Mercur haben ertheilen laſſen; dieſe Wohlthat iſt für mich verloren, wenn Sie mir nicht auch noch die erweiſen, mir zu Hilfe zu kommen. Proſa oder Verſe, was Ihnen gefällig iſt, von Ihrer Hand iſt mir alles lieb. Aber eilen Sie, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, in der ich bin; ich beſchwöre Sie bei der Freundſchaft, die ich Ihnen für mein ganzes künftiges Leben angelobt habe.“

Dieſer Brief brachte mich um den Schlaf; ich ſah, wie dieſer Unglückliche dem Gelächter ausgeſetzt, und der Mercur unter ſeinen Händen verſchrieen werden würde, wenn er ſeine Nothdurft blicken ließ. Ich bekam vor Angſt und Theilnahme in der Nacht ein wirkliches Fieber, und in dieſem Zuſtande von Gemüthsunruhe faßte ich den erſten Gedanken, eine Erzählung zu machen. Nachdem ich die ganze Nacht kein Auge zugemacht, und ſo das Sujet, das ich Alcibiades benannt habe, überdacht hatte, ſtand ich auf, ſchrieb es in einem Odem hin, ohne die Feder abzuſetzen, und ſchickte es ihm. Dieſe Erzählung fand über alle Erwartung Beifall. Da ich mir Anonymität ausbedungen hatte, ſo wußte man nicht, wem man ſie zuſchreiben ſollte, und bei dem Mittagstiſche bei Helvetius, wo die feinſten Kenner gegenwärtig waren, that man mir die Ehre an, Voltaire'n oder Montesquieu für den Verfaſſer zu halten.

Boiſſy war entzückt über den Zuwachs von Abnehmern, den dieſe Neuigkeit dem Mercur verſchafft hatte, und verdoppelte ſeine Bitten, um von mir noch einige ähnliche Stücke zu erhalten. Ich machte ihm nun die Erzählung von Soliman II., dann die von dem Gewiſſens-Scrupel, und noch einige andere. So entſtanden die moraliſchen Erzählungen, die ſeitdem in Europa allgemein bekannt wurden. Boiſſy that mir ſelbſt dadurch viel mehr Gutes, als ich ihm gethan hatte; aber er genoß ſein Glück nicht lange, und als nach ſeinem Tode ſeine Stelle wieder beſetzt werden ſollte, ſagte Madame de Pompadour zu dem Könige: „Sire! wollen Sie den Mercur nicht dem ertheilen, der ihn vor dem Falle ſicherte?“ Und das Brevet ward mir zuerkannt.

1805. Nr. 21.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 28. Februar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Coruscationen.

Mehr wie irgend ein anderes Werk spiegelt die Geschichte des Zauberers Merlin in den romantischen Dichtungen des Mittelalters seine Zeit. Viel enger noch als die damahlige Welt ist diese Zeit, ein enger Raum ist in eine unübersehbare Weite gedehnt, viele Völker sind wie Hügel über diese Weite hingestreut, viele Könige herrschen auf den Hügeln, aber nur so weit ihr Auge trägt, der nahe Horizont ist auch die Grenze ihrer Macht. Und wie die Aussicht, so ist auch die Einsicht eng und nah begrenzt, das Gemüth ist häuslich, wenige schwache Gefühle reichen hin, um es behaglich aufzuregen, wenige Genüsse mögen seiner Frugalität schon genügen, der Verstand aber ist bescheiden und resignirt, und verirrt sich nicht weiter, als so weit der Sinn ihm folgen mag. Jetzt ist es viel anders; die Welt, die eine unbestimmte, gränzenlose Fläche da lag, hat sich zur Kugel zusammen gezogen, große Völker haben wie mächtige Gebirge sich erhoben, hoch trägt die Verfassung den nackten Scheitel in die Wolken, unersteiglich ist die Majestät dem Volke geworden, und von ihrer Höhe herab schaut sie in die weite Ferne hin, und wie von außen die Welt in große Massen sich zusammen gezogen hat, so hat sich auch der Gesichtskreis der inneren Welt erweitert, das Gemüth ist tragisch geworden, nur große Eindrücke mögen ihm Rührung abgewinnen, nur großen Gefühlen ist es noch gern und leicht beweglich; der Verstand aber hat sich frei und fesselles erweitert, und das ganze Erdenrund umspielt er mit seiner Thätigkeit, und an der Grenze, die seinen Wirkungskreis beschränkt, ist eine andere, stolzere Kraft sichtbar hervor getreten, die die Unendlichkeit in sich selber trägt, die die andere sucht. Ganz im Geiste jener Zeit sind ihre Dichtungen, um wenige einfache Empfindungen drehen sie sich herum, treuherziger Glaube an übernatürliche Wirkungen, fromme Einfalt des Gemüthes, arglose, schlichte Ehrlichkeit, abenteuerlicher Muth, der grausamlich um sich schlägt, wo es die Ehre gilt, dann jene romantische Liebe, die eigentlich in dieser Zeit sich zuerst gebildet hat, das alles sieht man weit lebendiger durch das Gemüth mit Hülfe dieser Dichtungen, als durch das Medium der Geschichte, die uns kaum was anderes als die ärmliche Geistes-Cultur dieser Zeiten anschaulich zu machen im Stande ist. Es ist uns, wenn wir in diese Dichtungen uns verlieren, wie wenn wir in die Umgebung unserer Kindheit zurück versetzt uns finden, wir verwundern uns, wenn wir das, was damahls uns so groß erschien, jetzt so klein finden; aber es ist uns gemüthlich und wohl in dieser kleinen Welt, gern ducken die Gefühle sich zusammen, und werden wieder Kinder, gern ruft die Phantasie die Vergangenheit mit ihren unermüdet

Freuden zurück, und ſpielt mit großen Kräften kleine Spiele, wie die Natur, wenn ſie heiter und fröhlich iſt, und die Vernunft ſchließt die Augen zu dem frohen Scherze. Geſchäftsmänner laſſen ſich freilich in der Kinderſtube nicht betreten; ſie würden ſich ſchämen, unter den Zeugen ihres ehemahligen kindiſchen Sinnes und ihres frohen Muthwillens, der arg abſtäche mit dem gegenwärtigen Ernſte, überraſcht zu werden; aber ein jugendlich unbefangenes Gemüth wird mit Freude den Abdruck ſeines vergangenen Daſeyns in ihnen ſehen, und in der Geſellſchaft der alten Geſpielen ſich gefallen. Und ſo wird es auch an dieſen Dichtungen ſich ergötzen, die wie Reflexionen in den Zeiten ſtehen, und ein Luſtbild in die Einbildungskraft werfen, von dem was verfloſſen iſt, und vorüber geſchwirrt mit den eilenden Jahrhunderten.

(Der Beſchluß folgt.)

Allegoriſche Bilder und Phantaſien.

(Fortſetzung.)

Erſt nach allmählichem Erholen erblickte die Empfindung neben ſich einen Greis mit Vertrauen erregendem Blicke, deſſen ungeſuchtes und allein zweckmäßiges Aeußere ihre Aufmerkſamkeit und Theilnahme erweckte. Der Greis aber, von der Schönheit der Fremden entzückt, redete ſie ſo an: Liebenswürdigſte der Schönen! Faſſe Zutrauen zu mir. Ich bin der ſchlichte, natürliche Verſtand. Lange ſchon lebe ich unter den Menſchen, habe das Vertrauen von einem großen Theile derſelben mir erworben, und es mit prunkloſem Glücke belohnt; doch dieſer Theil iſt gerade der anſpruchloſeſte, und begnügt ſich mit ſtiller, thätiger Zufriedenheit. Aber wer ſind jene, fragte jetzt die Empfindung, die ich um die Gauklerinn her ſtehen ſah? — Die, antwortete der Greis, welche ſo eben in großen Haufen zuſammen fort gingen, bilden ſich unendlich viel auf Syſteme von Wiſſenſchaften ein, die ihre phantaſtiſche Lehrerinn ſelbſt nur in ihrer Kindheit von ihren Eltern, denen ſie aus Wildheit entſprungen iſt, hatte nennen hören. Die in kleinen Gruppen von dannen gehen, wollen ein Weſen treiben, das die Menſchen veredeln ſoll, und treiben Muthwillen mit den edelſten Gaben der Natur, und geben Anlaß zu Müßiggang, Unſittlichkeit und Wahnwitz — und das nennen ſie freie Künſte. Die du aber einzeln dort fortſchleichen und forthüpfen ſieheſt, heißen Philoſophen und Genie's. Von jenen hat die eine Hälfte einen ſehr ehrwürdigen Nahmen angenommen, und gibt nun vor, die Menſchen müßten, um jenſeits glücklich zu ſeyn, der Natur und Wahrheit hier abſchwören. Die andere Hälfte nennt alles Thorheit und Wahn, verſichert dich, du ſeheſt nicht was da iſt, ſondern was du ſiehſt, ſey da, und je närriſcher dir ihre Behauptungen vorkommen, deſto größer iſt ihr Triumph. Ja, nichts macht ſie ſtolzer, als wenn man ſie bemitleidet. Geht man ihnen aber zu nahe, ſo ſagen ſie, die leidige Aufklärung habe die Menſchen von ihrer Würde herab geſetzt, und ſie von der ſublimen Einfalt der Natur verdrängt. — Die ſo genannten Genie's ſind eigentlich nicht ſo arg. Sie machen es auf den großen Straßen des hin und her wallenden Lebens wie die Betteljungen auf den Gaſſen, ſchlagen, wenn ein anſtändiger Mann in ſeinem Berufe vorüber geht, Purzelbäume, und höhnen ihn aus, wenn er ihrer nicht achtet und ihnen nichts hinwirft.

Seit ich, fuhr der Greis fort, mit Bewußtſeyn unter den Menſchen wohne, habe ich es immer geahndet, du werdeſt einſtens vom Schickſal in einem günſtigen Augenblicke zu den Menſchen geleitet werden. Ich ſah ſie damahls ſchon im Geiſte vor mir, dieſe hohe, göttliche und doch ſo viel Vertrauen einflößende Geſtalt, die jetzt ſo vollendet da ſteht. Einſt ſchon kam auf die Erde herab ein ſchönes, dir verwandtes Götterkind, die Imagination, aber leider nur ein Kind, ein verzogenes, der Pflege entronnenes. Im Anfange fühlten ſich die Menſchen glücklich und behaglich mit ihm; da ſie aber das nothwendige Verhängniß nun einmahl beherrſcht, jeden Genuß, um ſich ihn auf immer eigen zu machen, in eine Form bilden zu wollen, und die Spenderinn ein unvernünftiges Kind war, ſo konnte es die Menſchen nicht lehren, wie ſie ihre Gabe zu ihrem Frommen formen und gebrauchen könnten. Der Verſchönerungstrieb ward alſo unreifer, thörichter Vernünftelei Preis gegeben, alles ſtrengte ſich an, dieſe neue Kraft ins thätige Leben über zu tragen, und die lebendigſten unter den Menſchen wähnten ihre Werke zu verſchönern, wenn ſie ihre Beſtimmung durch allerley phantaſtiſche Zuſätze unkenntlich und unverſtändlich machten. Wenn nun die gewöhnlichen, weniger regen Menſchen dieſen Verzierungen keinen Sinn abſehen konnten, ſo ſprachen ſie die, die ſich zu Genie's konſtituirt hatten, in die Geiſteracht.

Nun ereignete ſich noch dazu das Unglück, daß dieſe Menſchen gerade in der kritiſchen Zeit, da ihre Kindheit zu Ende ging, durch ihre Gegenwirkung die ſchönen Anlagen des Mädchens in Grund verdarben, und Launen ſich an ihre Stelle drängten. So ward dann die holde Imagination in fieberartige Phantaſie und Delirium umgewandelt. Doch, ich athme jetzt wieder freier. Deine Liebenswürdigkeit, meine Menſchenkenntniß und der Götterfunke,

der noch in der Bruſt der Herabgewürdigten glüht, ſind mir Bürge, daß alles dieſes Unweſen ſeinem Ende naht. Mit Stärke hat dich die Natur, mit Weisheit die Wahrheit ausgerüſtet. Du wirſt durch Liebkoſungen und Gefälligkeiten ſie gewinnen, und ihr wieder Achtung unter den Menſchen verſchaffen. Geh' und ſuche die Irrende; in jenen Gegenden, welche die Natur ſich zu Ruhepuncten gewählt hat, wo die Sonne der Wahrheit nur einzelne Strahlen hinſendet, wirſt du ſie finden, unzufrieden mit ihrer vergangenen Bänkelſängerei und in härmender Unthätigkeit. Munitre ſie auf, mit dir zu gehen; aber nicht hin auf den offenen Markt, ſondern zurück zu ihren Eltern und Verwandten, zur Natur und Wahrheit. Oder wollt ihr mich hier mitnehmen, ſo will ich euch gern geleiten und euch vertreten.

Zu Liebe und Vertrauen aufgefordert durch des Alten prunkloſes aber edles Anſehen, und hingeriſſen durch ſeine Rede zur Theilnahme für die Imagination und die Menſchheit, verließ die Empfindung den ſanften Greis. Bald traf ſie die geſuchte melancholiſche Träumerinn, deren leidende Miene ſehr im Widerſpruche ſtand mit dem bunten Flitterſtaate ihrer Bekleidung. Kaum erblickte ſie die nahende Fremde, ſo wollte ſie aufſpringen und entfliehen, denn ſie glaubte in den Formen ihrer Geſtalt und an ihren Geſichtszügen ihre von ihr gekränkten Eltern zu erblicken. Aber etwas unerklärbares feſſelte ihre Schritte, und je mehr ſich die Fremde ihr nahte, deſto merklicher entwickelte ſich in ihrer Bruſt jenes harmoniſche Gefühl von Wohlwollen, welches den Weg des zarten Zurechtweiſens unendlich erleichtert. Die ernſten Rathſchläge des alten Menſchenverſtandes waren bei dem Zutrauen, mit dem ſie ſich der Empfindung bald hingab, beinahe ganz überflüſſig. Schnell und ſtark erwachte in ihr der Character ihrer bis jetzt übertäubten Urbeſtimmung wieder, und ſie fiel beſchämt voll rührender Reu an den heiligen Buſen der Schweſter. In dieſem Augenblicke fühlten ſie ſich einander wechſelsweiſe um ſo unentbehrlicher, als eine lange, ſtille Sehnſucht nun ihre ſüße Befriedigung fand.

Sie zogen nun mit einander, und fanden den Greis auf der nähmlichen Stelle, wo ihn die Empfindung verlaſſen hatte. Ihre Gefährtinn erkannte jetzt erſt ſeinen Werth, und liebkoſete ihn mit zarter Schonung. Noch wollte er ſtreng und ernſt die vergangenen Thorheiten rügen, aber mit zärtlich flehendem Blicke bat ihn die Empfindung, und der Greis nahm willig den ſtützenden Arm der Schönen an, die nun in dem reinſten Einverſtändniſſe den Weg, der ſie zum Tempel führen ſollte, oft deutlicher ahndeten, als er ihn ſelbſt wußte. Die traurliche Mittheilung ermunterte die Wallenden, und die Kraft der einen ſtärkte die der anderen. Endlich ſchimmerte ihnen aus blauer Wolkenferne das heilige Ziel in gerader Richtung feierlich entgegen. Da bemerkte die jüngere der Schweſtern, daß der Weg nicht mehr ſo viele Spuren von Fußtritten zeige, und ſich ſeine Gangbarkeit vielmehr in ableitende Richtung fortſetze. Ihr Begleiter aber klärte ihr dieſe Erſcheinung ſo auf: Seht — ſagte er — in jener Gegend liegen die Trümmer eines zerfallenen Tempels, des Tempels der ehemahls ſo genannten Weltweisheit. Dieſer alten ernſten Göttinn mußten vorher alle jene Opfer bringen, die der Natur und Wahrheit huldigen wollten, und die guten Pilger waren gezwungen, ſich auf dieſer Station allerlei unverſtändlichen und räthſelhaften Prüfungen zu unterwerfen, die ihnen die grämliche Frau vorſchrieb. Deßwegen wurden nun der Pilger immer weniger, die Heiligkeit der Natur und der Wahrheit bekam immer weniger Verkünder, und ſo verfiel die Menſchheit wieder in Barbarei. Ich war indeſſen ein Mann geworden, ſuchte und fand einen anderen Weg zum Heiligthume. Er war freilich entfernter und mühſamer als der erſte; aber ich ließ Hütten und Herbergen errichten für die Waller, und Brunnen an die Straße ſetzen, damit die Ermüdeten ruhen, und die Durſtigen ſich mit einem friſchen Trunke ſtärken könnten. Da kamen freilich die Aufſeher in den Herbergen, die die Reiſenden auch vorbereiten und belehren ſollten, was ſie am Ziele ihrer Reiſe zu thun hätten, wieder mit einander in Widerſpruch, und hielten ihre Gäſte zu lange auf mit unnützem Zeuge, und dieſe matteten ſich ab durch Streiten, wo ſie Ruhe und Muſe nöthig hatten, und verfeindeten ſich, und kehrten oft auf halbem Wege wieder in ihre Heimath zurück, und blieben Barbaren, mordeten durch Irrthum, Ränke und Heldenthaten. Auf dieſe Kämpfe trat dann wieder Erſchlaffung ein und dumpfe Stockung. In dieſem Zeitraume zerfiel der alte Tempel der Weltweisheit in Schutt, und diejenigen, die ſeither dieſen Weg zum Sitze der großen Göttinn einſchlugen, erzählten, daß nun unter ſeinen Ruinen viele giftige Schlangen und anderes Gewürme wohne, die die Straße unſicher machten. Die Herbergen ſind gleichfalls zerfallen, und die Brunnen verſchüttet; aber ich fühle mich neu geſtärkt und verjüngt, und kenne noch mehrere Thäler, durch die ich euch in einigen Umwegen, wenn ihr mir vertraut, zum Ziel geleiten werde.

Wenn du Kraft in dir fühlſt — erwiederte hierauf die Empfindung — warum folgſt du der furchtſamen Klugheit. Gewiß, wenn wir alle drei kühn und muthig

vorwärts ſchreiten, wird auch das Ungeziefer ſich vor uns verkriechen und fliehen. Und herzhaft ſetzten die drei ihren Weg fort, und als ſie den Schutt erreichten, erblickten ſie wohl manches Ungethüm, welches in der Flucht noch ziſchte, und hatten über Stock und Stein zu ſteigen, aber der Schnellblick der Empfindung lenkte ihre Schritte, und glücklich kamen ſie am Tempel an.

(Der Beſchluß folgt.)

Elegie.

Lieben will ich und dichten, und dichten will ich und lieben —
Lieb' und Dichtung, was ſonſt beut mir noch Holdes die Welt?
Liebend umfaſſ' ich die Kunſt, und dichtend verſchön' ich die Liebe,
Und ſo bringen ſie mir innig verſchlungen das Glück.
Oft verſchmelzen in Eins die beiden Zaubergeſtalten
Lieb' und Dichtung — es ſucht jede vergebens mein Blick;
Eine dritte erſcheint — ſie einet die Reitze der Beiden,
Und die einzelnen ſchon ſchaffen zum Boen die Welt.
Mag mir nun Penia nah'n — ich kränze ſie lächelnd mit Roſen,
Hat doch der Ueberfluß mir ſein Füllhorn geleert.
Froh durchſchiff' ich des Lebens Meer; nicht Schätze beſchweren
Mir den geflügelten Kahn, hemmen die gaukelnde Fahrt.
Sehet, ein Zephyr ſchwellt zur glücklichen Reiſe die Segel,
Aber zurücke bleibt träg das belaſtete Schiff.
Und ſo fühl' ich mich froh, von Dichtung und Liebe beſeligt,
Wer mir nahet, er ſieht fröhlich den Fröhlichen an.
Bin ich verſunken einſt hinab in die nächtlichen Fluthen,
Dennoch ſchlägt mein Herz fort noch in fühlender Bruſt.
Mancher lächelt dann noch dem Liede des liebenden Sängers,
Wallet freundlich dahin noch zu dem grünenden Grab',
Spricht: So ruhe nun ſanft, du Frommer! die Wellen des Lethe
Tilgen die Liebe dir nicht, friſchen die Keime nur an,
Daß ſie hold ſich entfalten, zu ſchönen Früchten gedeihen,
Was dir die Ahndung verhieß, blüht in Eliſiums Hain.

St.....

Theater-Anecdoten.

1.

In St.... ward ein Schauſpiel von Kotzebue aufgeführt. Ein bekannter Handelsmann befand ſich bei der Aufführung deſſelben in einer der hinterſten Logen des dritten Ranges. Sagen Sie mir doch — fragte ihn unter dem Stücke ſein Nachbar — iſt die Piece in Jamben oder in Proſa? — Wie wollen Sie — antwortete ihm jener — daß ich das von da aus unterſcheiden ſoll.

2.

Deſſarts, der in Haag die erſten Helden-Rollen ſpielte, ward einſt von einem der Aufſeher auf der Jagd angetroffen, die dem Statthalter gehörte; der Aufſeher aber hatte den Schauſpieler noch nie anders geſehen, als auf dem Theater in Fürſten- und Königs-Rollen. Was haben Sie für ein Recht, hier zu jagen, mein Herr? fragte er etwas kleinlaut. Deſſarts, der dieß bemerkte, fing nun mit heroiſchem Pathos und impoſanter Geberde an zu declamiren: Was ich für ein Recht habe, fragen Sie?

Das Recht, das die Natur dem ſtarken Geiſte ſchenkt,
Womit er, wie er mag, den Sinn der Schwachen lenkt *).

Der arme Mann war ganz beſtürzt, und zog ſich mit den Worten zurück: „Ach! das iſt etwas anders. Verzeihen Sie, mein Herr! ich habe das nicht gewußt.“

3.

In einer Comödie von Graffet kommt ein Vers vor, der durch eine glückliche Parodie berühmt ward. Er heißt:

Den Göttern gebt die Schuld, die ſie ſo dumm gemacht.

Eines Tages, da dieſes Stück eben aufgeführt ward, kam Madame de Forcalquier, eine der erſten Schönheiten, in ihrer Loge an. Dem galanten Parterre fiel es ein, der ſchönen Frau zu applaudiren. Still doch — ließ ſich eine Stimme hören — iſt es erlaubt, das Stück ſo zu unterbrechen. — Darauf rief eine andere ganz laut:

Den Göttern gebt die Schuld, die ſie ſo ſchön gemacht.

*) Zwei Verſe aus Voltaires Mahomet.

Berichtigung.

In Nr. 17. Seite 62 Zeile 17 von oben leſe man Mißgeſchicke ſtatt Mißgefühle, und Seite 63 Zeile 6 von unten leſe man eine ſolche Manie ſtatt eine ſolche Manier.

Hierbei das Intelligenz-Blatt Nr. I.

Intelligenz-Blatt
der
Aurora.

1805. Nr. I.

Ankündigung.

In allen soliden Buchhandlungen ist zu haben:

Annalen der Litteratur und der Kunst in den gesammten churpfalzbaierischen Staaten, in einer Gesellschaft von Gelehrten herausgegeben von G. H. Keyser. 8.

Erstes Heft. I. Einleitung vom Herausgeber. S. I.-VII. II. Critiken. Critik des Kleinschrodischen Entwurfes eines peinlichen Gesetzbuches für die churpfalzbaierischen Staaten, in rein wissenschaftlicher Hinsicht. — Wer hier ein Product vermuthete, das durch seine besondere Beziehung zu Kleinschrods Entwurfe nur auf momentanen Werth Anspruch machen könnte, würde sich völlig täuschen. Man findet hier keine literarische Polemik, sondern befriedigende Lösung der höchsten Aufgaben der Criminal-Gesetzgebung. III. Wissenschaftliche Anzeigen. 1) Schelling's Ideen zu einer Philosophie der Natur. Zweite Auflage. 2) Ueber den neuesten Idealismus der HH. Schelling und Hegel. 3) G. Wahrmuth, Fichte und Schelling. 4) Ueber die herrschende Volksaufklärung und über den Zustand der Volksschulen in Franken. 5) Gemünden, Uebersicht der Weltgeschichte. 6) Aurora, eine Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland. IV. Abhandlungen. Einiges über Academien. V. Notizen.

Zweites Heft. Vorerinnerung. I. Fortsetzung der im ersten Hefte abgebrochenen Critik des Kleinschrodischen Entwurfes. II. Reflexionen. III. Notizen. IV. Literarische Anzeigen.

Drittes Heft. I. Fortsetzung der im zweiten Hefte abgebrochenen Critik des Kleinschrodischen Entwurfes. II. Recensionen. 1) J. v. Wisinger Aufschlüsse über äußere Territorialverhältnisse der churpfalzbaierischen Staaten. 2) J. Zintel, Betrachtung über die neuen kirchlichen und politischen Einrichtungen in Baiern.

Viertes Heft. I. Fortsetzung der im dritten Hefte abgebrochenen Critik des Kleinschrodischen Entwurfes. II. Wagner, über die Trennung der executiven und legislativen Staatsgewalt. III. a) Müller, Blätter für National-Bildung. b) G. Wahrmuth, über die zweckmäßigste Lese-Lehrmethode. c) Derselbe, die Pestalozzianer.

Der erste Band, dessen Inhalt wir so eben angezeigt haben, kostet 1 fl. 48 kr. Des zweiten Bandes erstes Heft wird so eben ausgeliefert. Man wendet sich mit Bestellungen für München und die Gegend an die Scherersche Buchhandlung.

Bei Hinrichs in Leipzig ist erschienen:

Lehr- und Handbuch der Politik, mit Rücksicht auf die neuere practische Staatsklugheit, von Dr. C. G. Rösig. 8. 1805. 1 rthlr. 8 gr.

Der Zweck dieses Werkes ist doppelt. Erst dient es als Lehrbuch, worin das System in seiner Verbindung dargestellt ist. Dann vertritt es zugleich die Stelle eines Handbuchs, welches die Sätze in der Kürze erläutert und ausführt. Ein Hauptverdienst dieses Werkes ist, daß der Verfasser das System von den vielen Irrthümern und Grundsätzen einer falschen Politik, die besonders bei der französischen Revolution aufgestellt und angenommen worden sind, gesäubert, und der Wissenschaft ihre gehörigen Grenzen bestimmt hat. Die vielen literarischen Nachweisungen zum weitern Nachlesen werden den Freunden dieser Wissenschaft gewiß ebenfalls sehr willkommen seyn.

Hand- und Lesebuch der englischen Sprache, und ihrer classischen Schriftsteller; oder Auswahl der interessantesten Aufsätze aus allen Theilen der englisch-classischen Litteratur, zum Unterricht und zur Unterhaltung von Müller. Zweite Auflage. 8. 1 rthlr.

Da diese Sammlung prosaische und poetische Aufsätze der classischen Litteratur, der jetzt so beliebten englischen Sprache enthält, welche sie nicht nur in ihrer Eleganz aufs glücklichste darstellt, sondern sie zugleich mit dem

Geiſte der erſten Schriftſteller Englands jedem bekannt macht, der ſich in dieſer Sprache bilden will, ſo kann man dieſem Hand- und Leſebuche ein völlig unpartheiſches Lob ertheilen; welches auch in der halliſchen Literatur-Zeitung Sept. 1804 ſattſam beſtätigt, und daher beſonders, ſo wie auch des äußerſt billigen Preiſes wegen, auch Lehranſtalten vorzüglich, empfohlen wird.

Neues Taſchenbuch für Kinder zum Nutzen und Vergnügen auf 1805. In angenehmen Erzählungen und Geſchichten zur Bildung und zum Sprachunterricht herausgegeben von M. Friedrich Herrmann. Enthält: Heinrich und Lucie. Franzöſiſch und Deutſch. Mit Kupfern. 8. 1 rthlr. 6 gr.

Daſſelbe auch engliſch und deutſch. 1 rthlr. 6 gr.

Die Jugend erhält hier eine einfache, durchs wirkliche Leben fortlaufende Geſchichte, die ſie angenehm unterhält, und ſie von leichtern zu ſchwerern Begriffen hinleitet. Man könnte daher dieſes Werk mit Recht eben ſo gut ein Lehr- als ein Leſebuch nennen. Daß aber das Franzöſiſche und Engliſche dem Deutſchen beygefügt iſt, dieſer Nutzen wird hoffentlich von ſelbſt Jedem einleuchten.

Neues und faßliches Lehrbuch zum Zeichnen und Mahlen, nach richtigen Grundſätzen. Enthält: I. ſyſtematiſche Anweiſung zur Zeichnung aller Theile des menſchlichen Körpers; II. der Thiere nebſt Seeletten; III. der Landſchaften; IV. der Blumen; V. die Farbenmiſchung; VI. nebſt neuer Methode, Kindern Zeichnen und Malen zu lehren, von der Frau von Genlis. Mit 27 colorirten und ſchwarzen Kupfern. gr. 8. 1 rthlr. 12 gr.

Daſſelbe Werk franzöſiſch 1 fl. 12 gr.

Ohne durch viele Regeln weitläuftig und ermüdend zu ſeyn, gibt dieß Lehrbuch in gedrängter, aber doch deutlicher Kürze, den nöthigſten Unterricht, und beſchränkt ſich nicht bloß auf einen Gegenſtand dieſer Künſte, ſondern umfaßt das Ganze. Was aber dieſes Lehrbuch beſonders empfiehlt, ſind die beigefügten Kupfer, welche den Unterricht ſehr anſchaulich machen, worauf es, wie bekannt, am meiſten ankommt.

Atlas de l'Allemagne, en 30 Feuilles, Fol.

ou nouvelle carte de l'Allemagne avec tous les changemens qu'elle a subi, où se trouvent distinguées les possessions de tous les princes de l'Empire, et toutes les routes de postes. Cette carte est la plus détaillée qui ait paru jusqu'à présent. L'exactitude avec laquelle les routes s'y trouvent marquées la rend necessaire à tous les voyageurs et utile aux négocians dont elle est très propre à orner le comptoir. Prix 1 Louis-d'or en feuilles, et 7 Ecus sur toile, prête à être placée dans les comptoirs des négocians et des cabinets des politiques. Nota. Les personnes, qui s'adresseront directement à l'éditeur (J. C. Hinrichs, libraire à Leipzig) jouiront du rabais d'un écu sur les prix susdits jusqu' aux paques prochains ou 1805.

Maclovie, oder die ſchrecklichen Bergwerke Tyrols. Eine wahre Geſchichte des Wiener Hofes. 8. 20 gr.

Unſtreitig gehört dieſer Roman zu den zarteſten Kindern einer glücklichen Phantaſie, da er die Scenen des ſchönſten und innigſten Lebens bis zum Puncte der reinſten Befriedigung aufſtellt, und der Seele den Genuß der höhern Freude und Rührung wohlthätig mittheilt. Ein Weib, wie Maclovie, — wer lernt ſie kennen, ohne ſie zu bewundern?

Darſtellung der Reformation Luthers, ihres Geiſtes und ihrer Wirkungen, von Carl Villers, aus dem franzöſiſchen nach der zweyten Ausgabe überſetzt von N. P. Stampeel. Mit einer Vorrede von Dr. und Superintendent Roſenmüller. gr. 8. 1 rthlr. 8 gr.

Der Einfluß der Reformation auf die politiſche Lage der Staaten und die Fortſchritte der Aufklärung iſt als Gegenſtand einer beſondern Bearbeitung ein ſo neuer, ſo allgemein wichtiger, und vorzüglich für Deutſchland ſo anziehender Geſichtspunct, die Preisausſtellung deſſelben mitten im catholiſchen Frankreich, beſonders zur jetzigen Zeit, noch mehr aber die Krönung der ſo liberalen und freimüthigen Schrift des Herrn Villers eine ſo merkwürdige Erſcheinung, daß zum Intereſſe an ihr das wohlthuende Gefühl von einem ſolchen Sprecher die Sache der deutſchen Literatur vor einer verkennenden Nation geführt zu ſehen, kaum noch erfordert wird. Die Ueberſetzung iſt, wie von Herrn Stampeel zu erwarten war, treu und fleißig gearbeitet, und würde durch den berühmten und ehrwürdigen Nahmen, welchen die deutſche Vorrede führt, ſchon allein ſich vortheilhaft heben. Daß auch in typographiſcher Hinſicht die Sorge für ein gefälliges Aeußere nicht verſäumet worden, iſt das Einzige, was der Verleger glaubt hinzuſetzen zu müſſen.

1805. Nr. 22.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 20. Februar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Coruscationen.

(Beschluß.)

In einem eigenen Verhältnisse mit dem Zauberer Merlin und den Begebenheiten der tugendsamen Curyanthe in jenen romantischen Dichtungen steht die Leukippe, der bekannte griechische Roman des Achilles Tatios, den uns jüngst F. Ast in unsere Sprache übertragen hat. Nicht die zufriedene Anmuth, nicht die scheinbar bedürfnißlose Genügsamkeit, die bei der hohen Erregbarkeit des Gemüthes darum nicht weniger auch in geringen Reizen schwelgen kann; nicht die einfältig nüchternen Menschen, die es aber lieben, zuweilen in dem Glühweine der Phantasie sich zu berauschen; nicht die rauhe Wildniß, in der diese Menschen, sparsam Blüthen tragend aber reich in Blätter schießend, und mit dem starken Stamme tief in die Erde Wurzel treibend, ein Wald im Walde stehen; nicht diesen nordischen Character finden wir hier wieder, sondern die ganze üppige, weichrunde Fülle Kleinasiens, die fremde, originelle, wundersame Eigenheit Aegyptens, die seltsame Physionomie Africa's und der Reichthum und die Pracht seiner Uferstädte, und der ganze Luxus einer überreichen Zeit kommt uns aus diesem Werke entgegen: schöne und kostbare Geräthe im griechischen Geschmacke, rein ideale Bilder neben der Sphynx und Canopen und dem Harpocrates; noch überall die alten Sitten und die Eigenheiten; noch stehen in ihrer Pracht die Göttertempel, und die Priester verrichten an den Altären noch die heiligen Gebräuche; noch ziehen stolz die beiden Säulenreihen vom Sonnenthore Alexandriens bis zu dem des Mondes hin, noch steht der Wundertempel der Diana zu Ephesus, aber tief am Abend-Horizonte neigt schon der Geist der alten Zeit zum Untergange, und wirft einen matten, goldenen Schimmer auf die Herrlichkeit, und im Morgen steht schon die Aurora der neuen Zeit, und die Feuerröthe gießt sich wie ein Zauberlicht über die reiche Gegend aus, und dazwischen flammen die tausend Opferfeuer am Feste des Serapis, und die Doppelbeleuchtung gibt dieser Zeit jenen wunderbaren Anstrich, jenen schwermüthig heitertrüben Ton, der durch das Medium des Gedichtes in unser Gemüth hinüber geworfen wird. Daher die sonderbare Mischung des Antiken mit dem Modernen, des einfältig hohen griechischen Geistes mit dem phantastischen Maurischen, der Unbefangenheit, die vor keiner Nudität erröthet, und einer zarten Scham, die vieles verhüllt, und dabei wieder eine Licenz, die nur als Product einer üppig raffinirenden Zeit sich bildet. Fremde Gestalten, in einer anderen Zone heimisch, wandeln als Reisende in der Prachtwelt des Alterthumes herum, sie gehen in den schönen Gewändern des Landes,

und haben meiſtens ſeine Sitten angenommen, um nicht aufzufallen; aber ein unausſprechliches Etwas in Manier und Ausdruck ſtempelt ſie als Fremdlinge, und ein Sträußermädchen von Athen möchte ſie als ſolche ſchon erkennen. Die alte Kunſt iſt ſterbend, und die neue kaum geboren, ihre Schätze hinterläßt die eine als Vermächtniß der anderen, aber was ſie ſelbſt noch bildet, darin iſt nicht mehr die volle Lebenskraft der beſſeren Jugendtage; wenn das alte Feuer von Zeit zu Zeit auch wiederkehrt, es hat nicht die Wärme mehr, die Gewürze treibt, und das kindiſche Weſen der Anderen irrt ſie jedes Mahl in ihrem Thun. Es war eine intereſſante Zeit, ſchade daß ſie nicht länger dauern konnte, es müßte ein gehaltvolles Leben in dieſem Zwielichte ſeyn, ſchade daß für die jüngere Schweſter das Vermächtniß verloren war, daß die neue Ordnung der Dinge nicht in die unverſehrte Hülle der Alten einwandern konnte! die rohe Kraft, die von oben herab ſich über jene Reſte und in dieſe Hülle warf, mußte ſie nur zu bald zerſprengen, und nur auf Schutthaufen konnte dann die neue Schöpfung ſich organiſiren. Nahe an uns würde jenes Leben rücken, ein klares Bild von ihm würde ſich in unſerem Gemüthe malen, wenn wir in den Reſten des aufgedeckten Herculanum's wandeln könnten, ſo daß die alte ſtolze Stadt wieder frei am Tage läge, kunſtreich reſtaurirt und überall ergänzt, wo Erdbeben und Vulcane Zerſtörungen hervor gebracht haben. Die Tempel mit ihren prächtigen Colonnaden, Portiken, Periſtylien und Rotunden müßten dann unverſehrt da ſtehen, Säulen mit corinthiſchen Capitalen müßten wie vorhin die hohe Kuppel tragen, im Heiligthume müßten die Götterbilder auf den Altären prangen, und um ſie her die heiligen Geräthe, Dreifüße, Lampen, Opferſchalen, Siſtern, Lectiſternien, jedes an ſeinem Platze, wie es der Dienſt erfordert. Die Theater müßten gleichfalls wieder ſich in ihrer ganzen alten Pracht erheben, Scene, Vorſcene und alles wohl erhalten, und das Marmor-Pflaſter, und die Muſen in den Niſchen, und die Decorationen, und die Masken, und der Cothurn, und die begleitende Flöte, und die Leier; auch der Circus müßte aus dem Schutte erſtehen, mit ſeinen Obelisken der Sonne geweiht, und mit den Bildſäulen des Glückes und des Sieges, und den Bildſäulen der Götter auf Wagen von Hirſchen, Löwen, Panthern und Tigern gezogen, und auf der Arena müßten die Quadrigen auf ihren alten Geleiſen gehen. Und die Villen der ſtolzen Weltherrſcher müßten an das Licht hervor mit ihren Periſtylien von Säulen um den Hof, mit den bedeckten Gallerien, den engen Zimmern und der ganzen Häuslichkeit, die Wände mit Arabesken bemalt und mit Basreliefs gezlert, die Fußböden kunſtreich mit Moſaik eingelegt, überall auf zierlichen Tiſchen etrueſkiſche und campaniſche Vaſen, Becher und andere Geräthſchaften vertheilt, vor ihnen die Triclinien, ſchön geformte Lampen und Candelabern an ihren Stellen, und die Laren mit Blumen bekränzt in ihren Niſchen; vor den Thoren endlich die Grabmäler mit ihren Aſchenkrügen, und wenn dann die Phantaſie dieſe Mumie des Alterthumes mit den Geſtalten ihrer Schöpfung belebte, und wenn dann in das reiche Leben das Moderne aus der Umgebung wie ein Farbenſtreif herüber fiele, etwa ein Geſang mit dem Dudelſacke begleitet vor einem Madonnen-Bilde, und fernes Glockengeläute; dann wären wir wie durch Zaubergewalt in dieſe ferne Zeit verſetzt, wir würden uns am innigſten in ſie hinüber fühlen, in dieſe Zeit, die an der Grenze zweier Zeiten ſteht. Trefflich würde ſo manches Zufällige noch damit harmoniren; die Beſchreibung des Gemäldes vom Raube der Europa, mit der das Werk beginnt, iſt ganz im Geiſte jener herculaniſchen Wandgemälde, und manche Nil-Gegenden mit dem Krokodile und dem Nil-Pferde, und der Papyrus-Staude und der Lotos ſind wie dem Gedichte nachgebildet; gut würden auch die Phallen und Priape, die ſo häufig unter den Ruinen aufgefunden wurden, zu dem Tone des Ganzen ſtimmen. Es wäre ein herrlicher Genuß, aus der Mitte des coloſſalen Alterthumes hinaus zu blicken in die Gegenwart: der wäre drei Mahl glücklich, dem die Götter ein ſolches vergönnten, er würde ſich eine Hütte bauen, und nicht mehr von dannen weichen wollen.

Außer jener Beziehung iſt der Roman meiſtens mittelmäßig, manche gelungene Partien, auf denen noch der Geiſt eines beſſeren Jahrhundertes ruht, ausgenommen, die Sentimentalität iſt noch ſchwach und ungeſchickt, und ein vorlauter Verſtand ſtört den Gang der Empfindungen nur zu oft durch ſeine Reflexionen. Eben jenes Bild vom Raube der Europa repräſentirt recht gut das Ganze in ſeinem Doppel-Character von plaſtiſch ſchönen Bildern in einer romantiſchen Landſchaft, die in der Kindheit der Kunſt gebildet ſcheint. Sonſt iſt es noch nicht ohne Intereſſe, jene Curvanthe mit dieſem Romane zu vergleichen; Fabel, Gang der Handlung, Perſonen und Entwickelung ſind auffallend gleich, aber viele Jahrhunderte legen ſich ſcheidend mitten zwiſchen die verwandten Bildungen.

Kunſtſchule des Herrn Kahnt in Braunſchweig.

Auszug aus einem Briefe.

Wenn Fürſten talentvolle Leute hervor zu ziehen und an den rechten Platz zu ſtellen ſuchen, ſo verdienen ſie den Dank des Publicums; wenn aber ein Fürſt das ſchlummernde Talent zu wecken ſucht, wenn ſein Scharfblick auch in dem ſonſt unbedeutenden Menſchen einen guten, vortrefflichen Kopf entdeckt, dem es bloß an Wirkungskreis und Mitteln fehlt, um hinlänglich zu wirken, ſo verdient ein ſolcher Fürſt unſtreitig den größten Dank der Welt. In welchem hohen Grade dieß der Herzog von Braunſchweig-Wolffenbüttel verdient, werden Sie aus nachſtehender Skizze beurtheilen können.

Herr Carl Kahnt, ein geborner Sachſe, kam als Tiſchlergeſell nach Braunſchweig — ſuchte die Unterſtützung des menſchenfreundlichen Herzoges, und dieſer, der ſogleich ſah, welchen Mann er vor ſich hatte, gab ihm bald Beſchäftigung, bewilligte ihm eine zureichende Unterſtützung, und ſo entwickelte ſich das ſchlummernde Genie dieſes Mannes bis zu dem Grade, auf dem es jetzt fortarbeitet. Herr Carl Kahnt iſt einer der erſten und am beſten unterrichteten Mechaniker Deutſchlands, und vielleicht kann man ſogar — ohne dem Auslande zu nahe zu treten — ſagen, von ganz Europa. Se. Durchlaucht haben ihn zum Director der Kunſtſchule ernannt, ihm einen ſehr bequemen Platz in dem braunſchweigiſchen Waiſenhauſe einräumen laſſen, und bewilligt, daß derſelbe ſo viele Penſionairs annehmen kann, als er zu überſehen im Stande iſt. Gegenwärtig ſtehen unter ſeiner Direction gegen hundert ſechzig Schüler aus allen Ständen. Dieſe erhalten in der Architectur, Mechanik, Civil- Land- und Mühlenbaukunſt, im Zeichnen und Modelliren Unterricht. Der im Waiſenhauſe angelegte Lehrſaal enthält nicht nur mannigfaltige Zeichnungen, ſondern auch alle mögliche Modelle. In ſeinem, dem Waiſenhauſe gegen über befindlichen Wohnhauſe ſind zwei Stuben zum Modelliren dergeſtalt eingerichtet, daß jeder Lehrling die im Lehrſaale gefertigten Zeichnungen unter Aufſicht eines Modellirers gegen ein ſehr mäßiges Honorar modelliren kann. Die Modelle beſtehen vorzüglich in Säulen, Brücken von Holz und Stein, Treppen, Kirchen, Gebäuden, allen Arten von Wind- und Waſſermühlen, Schnupftaback- und Stärke-Fabriken, Spinn- und allen übrigen in das Fabriken-Weſen einſchlagenden Maſchinen. Der größte Werth dieſer theils von ihm ſelbſt erfundenen, theils nach anderen Erfindern vorgezeichneten Maſchinen beſtehet vorzüglich darin, daß er ſie alle bereits im Großen angelegt und ausgeführt hat. Er nimmt Beſtellungen auf ſolche an, und ſtehet bei jeder Anlage für alle Gefahr.

Vorzüglich hat ſich aber Herr Kahnt um die Cichorien-Fabriken des braunſchweigiſchen Staates verdient gemacht, da er ſehr gute Roßmühlen angelegt hat, womit die damit verbundenen Schneide-Maſchinen in Bewegung geſetzt werden. — Noch merkwürdiger und für holzarme Gegenden wichtiger ſcheinen mir aber die von ihm vor fünf Jahren ſehr vortheilhaft angelegten Malz- und Cichorien-Darren, wodurch wenigſtens fünf Viertheile des Holzbedarfes erſpart werden.

Eine ſo genannte Waſſerſchnecke iſt in landwirthſchaftlicher Hinſicht noch intereſſanter, theils weil ſelbige ſehr einfach iſt, theils aber auch darum, weil ſie ſchnell und ſicher wirkt, weniger Hände zum Betrieb bedarf, deſſen ungeachtet aber jede Minute über ſechs Kübel (Eimer) Waſſer heraus wirft. Die Verfertigung dieſer Waſſerſchnecke beruht auf dem ſehr einfachen Grundſatze, daß ſie aus einer ungleichen Zahl von Schaufeln beſtehet, die zuletzt einen rechten Winkel bilden.

So viel als man auch bis jetzt über Sparöfen geſchrieben hat, ſo viele Gegenden ich auch bis jetzt bereiſt habe, iſt mir doch kein Sparofen von ſo einfacher und wohlfeiler Art vorgekommen, als der von Herrn Kahnt erfundene und in ſeinem Wohnhauſe angebrachte Koch- und Heizſparofen. Mit der nähmlichen Quantität Holz oder Kohlen, mit der für ſechs Perſonen in der Küche das Eſſen gekocht wird, wird zu gleicher Zeit durch eine angebrachte Vorrichtung der Stubenofen, der untere und obere Stock geheizt.

Für große Städte iſt die von einem anderen Erfinder bekannt gemachte, von Herrn Kahnt aber ausgeführte Vorrichtung, um das Durchgehen der Pferde zu verhüten, von dem größten Nutzen. Sie beſteht darin, daß an der Spitze der Deichſel eine eiſerne Kapſel angebracht iſt, welche vermittelſt eines Riemens mit der Waage in Verbindung ſteht, die Waage ſelbſt aber bloß durch bogenförmige Haken, die wieder eine Gabel unter der Deichſel feſt hält, befeſtigt iſt. An dieſe Gabel iſt ein Riemen oder eine Schnur angebracht, welche unter der hinteren Wagenachſe wegläuft, und bis in den Wagen hinein geleitet wird, worin ſie vermittelſt eines Knöpfchens feſt gemacht iſt. — Der geringſte Zug an dieſer Schnur löſet die Deichſelkapſel, hebt die Haken aus, läßt die Gabel fallen und ſo die Pferde los, ohne daß der Wagen ſelbſt von der Stelle rückt. Durch die Güte des Herrn Kahnt bin ich im Stande, wenn es Ihnen gefällig ſeyn

ſollte, alle Modelle ſeiner Maſchinen durch dieſes Blatt bekannt zu machen. Wenn aber einer oder der andere Landguts- oder Fabriken-Beſitzer eine ſolche Maſchine im Großen oder im Modell verlangen ſollte, ſo beliebe er ſich nur directe an Herrn Kunſtſchulen-Director Kahnt in Braunſchweig zu wenden.

Noch muß ich bemerken, daß Herr Kahnt an Sonn- und Feiertagen den Handwerksgeſellen und Lehrlingen unentgeltlichen Unterricht ertheilt, und einen ſo anſchaulichen Begriff von jeder Sache gibt, daß ſeine Schüler in wenigen Monaten ſehr bedeutende Fortſchritte machen können. — Maurer und Zimmerleute hat er in kurzer Zeit ſo weit gebracht, daß ſie nicht nur die Riſſe zu den Gebäuden entwerfen, ſondern dieſelben zugleich in Modell darſtellen können. Für den Beobachter gewährt es ein ſehr angenehmes Schauſpiel, den Wetteifer dieſer Leute unter einander zu ſehen; ſie ſcheinen in dem, was die Vervollkommnung ihrer Kunſt betrifft, ein weit ſchärferes Ehrgefühl zu haben, als die Studenten mancher Univerſitäten. Herr Kahnt hat vielleicht mit größeren und mehreren Schwierigkeiten als mancher Profeſſor zu kämpfen, da ſeine Schüler meiſtentheils ſchon practiſche Kenntniſſe beſitzen, folglich den geringſten Fehler tadeln können: ſeinem Scharfblicke entgeht aber durchaus nichts, er rügt jeden Mangel, und bei großen Ausführungen, wenn ſeine Schüler ihn nicht ganz faſſen können, arbeitet er ſelbſt vor. Um ſeinen Unterricht, vorzüglich den im Maſchinen-Weſen, nach dem Faſſungsvermögen eines jeden einzurichten, geht er immer vom Leichten zum Schweren, und von dieſem zu dem Schwereren über. Auf dieſe Art ſind bis jetzt die meiſten der in Braunſchweig wohnhaften und anſäßigen Wagenmacher, Sattler, Riemer, Steinhauer, Tiſchler, Zimmerleute, Maurer und Bildhauer gebildet, die der wohlthätigen Unterſtützung des Herzoges und Kahnts thätigem Unterrichte ihr Glück verdanken.

Auch Jünglinge von höheren Ständen erhalten bei ihm Unterricht, und werden gegen das ſehr billige Honorar von hundert vier und vierzig Reichsthaler jährlich für Unterricht, Koſt, Wohnung ꝛc. in Penſion genommen, womit zugleich der Unterricht in der franzöſiſchen Sprache verbunden iſt. Und doch hat man dieſen Mann bis jetzt nirgends bemerkt, niemand hat von ſeinem vielumfaſſenden Unterrichte, außer Braunſchweig und den holſteiniſchen Landen, Kenntniß genommen, während dem man weniger wichtige Inſtitute des Auslandes nicht genug auspoſaunen kann. — Möchte ich ſo glücklich ſeyn, das deutſche Publicum auf dieſen Mann ganz ſo, wie er es verdient, aufmerkſam gemacht zu haben, nicht um ihn in ein anderes Land zu ziehen — denn er weiſet alle Anträge aus Dankbarkeit gegen ſeinen Landesherrn von der Hand, aber doch wenigſtens darum, damit deutſche Landwirthe und Fabriken-Unternehmer, ſtatt ſich an das Ausland zu wenden, lieber zu ihm ihre Zuflucht nehmen, und dadurch auch etwas zur Minderung ſeiner aufgewandten Koſten beitragen möchten.

L.

Zur Sittengeſchichte des XVI. Jahrhunderts.

Im Jahre 1511 ward die Hochzeit der baieriſchen Prinzeſſinn Sabina mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg gefeiert. Der Brautführer war der Graf von Werdenberg, ein kleines, ſchmächtiges Männchen, das ſich an den Arm der ſtattlichen Fürſtinn mit Mühe anklammerte, und daher comiſch genug ausſehen mochte. Der Graf Sonnenberg, den die ängſtlichen Bemühungen des kleinen Werdenberg zum Lachen nöthigten, rief vom Fenſter hinab auf ihn: Hoch genug, Werdenberg! Dieſer, durch den Ausruf beleidigt, bezeigte nach dem Gottesdienſte ſeine Empfindlichkeit darüber. Sonnenberg aber reichte ihm ſeinen Finger dar, und ſagte ihm: Nimm ihn in den Mund, Studentlein! du haſt weder Herz noch Zähnchen genug, um ihn zu zerbeißen. Dieſe doppelte Beſchimpfung koſtete Sonnenbergen das Leben, denn Werdenberg ſtellte ihm nach, und ermordete ihn meuchlings. Dieſe tragiſche Begebenheit war gleichſam das Vorſpiel der Grauſamkeiten, die kurz darauf die würtembergiſche Hofhaltung zerrütteten, und einen blutigen Krieg veranlaßten. Von dieſen vielleicht in einer beſonderen Geſchichte der Fürſtinn Sabina.

Anecdote.

Morand hatte eine Comödie geſchrieben, in welcher ein Charakter vorkam, der vielen unnatürlich und nicht in der Wahrheit gegründet ſchien. Er hörte das, und voll Verdruß darüber, machte er aus den Couliſſen ins Parterre hinab ſeine Rechtfertigung. So weit war es noch gut. Als das Stück aber auf die folgende Vorſtellung annoncirt ward, ſetzte einer aus dem Parterre dazu: Mit der Rechtfertigung des Verfaſſers. Dieſer nahm das für eine Beleidigung, und, ſeiner nicht mehr mächtig, warf er ſeinen Hut mitten ins Parterre, mit den Worten: Wer mich haben will, darf mir nur meinen Hut bringen. Das ließ man nun bleiben; aber man ſagte: er habe nicht Unrecht gehabt; nachdem er den Kopf verloren, habe ihm der Hut doch nichts mehr genutzt.

D.

1805. Nr. 23.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 22. Februar.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Allegoriſche Bilder und Phantaſien.

(Beſchluß.)

Voll Ehrfurcht traten ſie in den heiligen Hain, der die Schwelle des Tempels beſchattete, und, heiliger Begeiſterung voll, wandte ſich die Empfindung, zum reinſten Geſchmacke erhoben, an die Imagination: Sieh dieſe Cedern, dieſe ewigen Eichen und dieſe Pflanzen und Bäume, wie ſie alle in hoher Pracht, nicht wie für das Menſchenleben bedingte Geſchöpfe, ſondern wie Modelle für alle künftige Zeugungen ihrer Gattungen da ſtehen. Dieſe Ideale lege in deinem Geiſte nieder, und wenn du einſt mit dem Bewußtſeyn deiner Göttlichkeit zurück kehreſt unter die Menſchen, ſo halte ſie den Vollendeteren unter ihnen vor; dann werden ſie ihre Mitbürger lehren, die Natur nicht allein ihres Nutzens und Wohlthuns, ſondern auch ihrer eigenen Würde und Schönheit wegen zu lieben, und ſo ihrer eigenen Veredlung näher zu treten. Du aber, Verſtand! ſchreite vor, gerade und männlich, und verkünde die Wahrheit, daß reichlicher er Erſatz denen wird, die die Kinder der Natur ehren, als den andern, welche ſie zu Opfern ihrer Sinnlichkeit und falſchen Wahnes gebrauchen.

Jetzt trat ſie ein mit den zweien in die Halle des Tempels, die der Wahrheit geweiht war, und frohes Erſtaunen ergriff ſie, als ſie in der ſymmetriſchen Eintheilung der hohen Pfeiler und kühnen Wölbungen die ſchwerſten Aufgaben der mathematiſchen Möglichkeiten mit dem wenigſten Aufwande von Stoff gelöſt ſah. Keine ſpätere Verzierung ließ dem beobachtenden Kenner eine Verrechnung ahnden, nichts verbarg den kühnen Calcul des Ganzen, der bis an die Grenze aber nicht darüber ſchritt. Und ſie fuhr fort und ſprach zu jener: So wie du hier den Stoff dieſer Schöpfung nicht kennſt, in ihrer Geſtaltung aber die Wahrheit deutlich ausgedrückt ſieheſt, ſo lehre deine Künſtler die Dichtungen, die du ihnen eingibſt, nach den bekannteſten Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit und der Einheit ſo ſchnell faßlich zu verſinnlichen und zu verſtändigen, als es bis jetzt noch nicht geſchehen iſt. Der Verſtand aber gewöhne die Menſchen, ihre Aufmerkſamkeit zuerſt auf den Hauptzweck ihrer Kunſtwerke zu richten, damit die Zuſchauer ſich nicht durch Bezaſſung der Nebendinge ermüden, und von dannen gehen, ohne zu wiſſen was ſie geſehen haben. Er flöße ihnen Verachtung ein für alles, was die Niedrigkeit zu ihrer Bearbeitung aus dem Gemeinen hervor zieht. Nur was den Menſchen veredelt, iſt wirklich und wahr, das Erniedrigende iſt nur möglich, und dieſe Möglichkeit ſogar nur durch ſeine Exiſtenz verbürgt. Die zu vertraute Bekanntſchaft mit dieſen modernen Möglichkeiten macht den Menſchen zu einem Chaos von Lügen, und wirft ihn in einen Zuſtand, in

dem er ſich ſelbſt den Weg zu ſeiner höheren Beſtimmung abgräbt. Ja, in Wahrheit ſage ich euch, alle höhere Wahrheiten laſſen ſich deutlicher und beſſer empfinden, als alle durch Exiſtenz verbürgte Möglichkeiten ſich erklären laſſen.

Das Weſen der hohen Rednerinn ward ſichtbar verklärt; mit Ehrfurcht empfing die Schweſter die Lehren der Begeiſterten. Gehe hin — fuhr dieſe fort — und thue es kund, daß das ewige Schaffen und Umſtalten der Natur in der genaueſten Verbindung und im richtigen Zuſammenhange des Einen mit Allem und Alles mit Einem berechnet iſt, und daß die Künſte uns in dieſe Geheimniſſe der Natur und Wahrheit einführen, und ihre göttlichen Gebote werden fühlen und lieben lehren. Auf dieſem Wege werden die Menſchen dann endlich mit Bewußtſeyn das goldene Zeitalter wieder erobern, das ſie einſt in unſchuldiger Kindheit beſeſſen und ſpäter in den gährenden Jugendjahren von ſich geſtoßen haben, und die Minderjährigkeit des menſchlichen Geiſtes wird bald ihr Ende erreichen. Folgen ſie aber weder euch noch meinem Rathe, ſo ſollen ſie auch tief unter alles Lebende herabgewürdigt werden, nur in Mord und Zerſtörung ſich erfreuen, und Sclaven des Laſters ſeyn, das ſie vergöttern.

Nach dem letzten Verhallen dieſer Donnerworte trat eine feierliche Stille ein. Und es öffnete ſich das Allerheiligſte des Tempels, aus welchem ein Ineinanderſchweben von ſüßen Tönen hervor ſtrömte, die keine Melodie bildeten, aber wie das Urweſen aller Harmonie lauteten. An der hohen Kuppelwölbung aber ſchwebte in himmliſchem Lichte eine Geſtalt, die jedem, der ſie geſehen hätte, den reinſten, freudigſten Moment ſeines Lebens vergegenwärtigt hätte. Es war der Geiſt des Lebens aller Lebenden. Hier kamen den dreien auch die Bewohner des Tempels, Natur und Wahrheit, entgegen, und führten ſie durch den vom Widerſcheine der oben thronenden Lichtgeſtalt prismatiſch gefärbten Triumph-Bogen zu dem diamantenen Altare hin, wo die Wahrheit das Wort nahm: Zur glücklichen Stunde — ſprach ſie — habt ihr euch gefunden. Das Opfer am Altare des Lebens konntet ihr nur vereinigt vollbringen. Kniet hin auf die goldenen Stufen, und ſchwört, daß all euer Beſtreben rein ſeyn ſoll, und eurer würdig. Und ſie knieten und ſchwuren. Da wurden die Töne lauter und freudiger, und geſtalteten ſich in zarte Melodien, dem Ohre das, was dem Auge der Lichtzauber der luftigen Farbenpforte.

Und Aug und Ohr wurden eingeweiht zum Gefühle und zur Kenntniß der Harmonie. Zur Empfindung aber ſprach die Wahrheit: Von nun an werden die Menſchen dich Aeſthetik nennen, und du wirſt ſie in die verborgenſten Tiefen des Forſchens führen, und ihren Hang, das Unerklärbare zu enträthſeln, in fruchtbringende Entdeckungsliebe innerhalb des Natürlichen und Wahren verwandeln, und die in der Finſterniß der Zweifel ſich Anfeindenden werden an deiner Hand in das Licht der Liebe treten, und die Führer der Künſte und die Lehrer der Völker werden. — Du aber, Verſtand! ſtelle ihnen den Unſinn vor des Egoiſten, der mit dummer Schlauheit auf Koſten ſeiner Mitbrüder ſich gütlich thun will. Ihm wird nur eigene Erniedrigung, Spott und Verachtung zu Theil. — Und du, liebe, fromm gewordene Phantaſie, die du glücklich wieder geneſen, vergiß nicht meines Rathes, und zaubre dem Geiſte keine Gaukelgeſtalten vor, die er als myſtiſch in ihm erzeugte Göttlichkeiten anſehe, weil er und andere in ihnen keinen Sinn errathen. So gehet denn hin, treue Gefährten! ſucht die gute Charitas, und verſchafft ihr eine Heimat unter den Menſchen, und einen Tempel, wo ſie im nähmlichen Sinne ihr opfern, wie ihr hier dem Geiſte alles Lebens geopfert habt *).

M. K.

Das Pallium.

Am 2. Februar dieſes Jahres ward zu Paris das bisherige Bisthum Regensburg zu einem Erzbisthume erhoben, und am folgenden Tage der Kurfürſt und Erz-Canzler des deutſchen Reiches, Carl Theodor von Dalberg, von dem Papſte Pius VII. mit dem Pallium bekleidet. Die Verfertigung dieſes Ornates der erſten Geiſtlichen iſt mit mancherlei merkwürdigen Umſtänden verknüpft, deren kurze Beſchreibung einigen Leſern nicht unangenehm ſeyn dürfte.

Die regulirten Chorherren des Ordens St. Salvator an der Kirche der heiligen Agnes vor dem Thore Pia bei Rom ſind nähmlich verbunden, an dem Nahmensfeſte

*) Die Zeit iſt da der ſchönen nahenden Reife des menſchlichen Geiſtes, und wenn wir, die wir in weit größerer Ausdehnung und uns bewußter, als die kleinen Nationen der Griechen thätig ſeyn können, uns nicht bald den Ruhm eigen machen, die Menſchheit in Freude und Liebe veredelt und verſchönert zu haben, ſo wird die Folgezeit uns mit Recht anklagen. Uns aber insbeſondere, die wir unter der milden Herrſchaft Maximilians ſo vieles Gute uns freuen, wird die Schmach treffen, den reindenkenden Geiſt des liebenswürdigſten Fürſten nicht durch thätige Mitwirkung verherrlicht zu haben.

M. K.

der heiligen Agnes zwei schöne, weiße Lämmer an die Kirche des heiligen Johann von Lateran zu liefern. Hier wird diesen rein gewaschenen Lämmern ein Blumenkranz auf den Kopf gesetzt, und ein Halsband von einer rothen seidenen Schnur umgehängt, und so geschmückt werden sie auf die beiden Altäre gelegt, wo das Evangelium und die Epistel gelesen werden. Nun tritt der Abt im geistlichen Schmucke vor den Altar, weihet und schert in Gegenwart der versammelten andächtigen Volksmenge die Lämmer, und übergibt die Wolle, von welcher der Gläubige ein Löckchen als eine heilige Reliquie zu erhaschen strebt, dem Ceremonien-Meister, der sie im Nahmen der Kirche von St. Johann von Lateran in Empfang nimmt; dieser gibt sie einem Kirchenhüter, um sie auf zwei seidene Kissen auf ein mit einer kostbaren Decke behangenes Pferd zu legen, und sie so zu den Füßen des Papstes zu bringen, welcher das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber macht, und sie dann dem Kämmerlinge der apostolischen Subdiaconen übergibt, damit er sie in das von dem Papste bestimmte Jungfrauenkloster überliefere, wo die Wolle gesponnen und zu Palliums verwebt wird. Diese werden am Abend vor dem Tage des heiligen Petrus und Paulus auf den Altar dieser beiden Apostel über ihre Reliquien gelegt, wo sie bis am folgenden Morgen liegen bleiben; hierauf aber werden sie so lange in Verwahrung gebracht, bis ein hoher Geistlicher damit bekleidet wird.

Das Pallium selbst ist eine weißwollene, neun Spannen lange und eine Viertelspanne breite Stola, welche um die Schultern genau anliegt, und vorn und hinten zwei Abhänge hat, die unten mit Blei eingefaßt sind. Auf der Linken ist das Pallium doppelt, auf der Rechten aber nur einfach, auf den Schultern und auf der Brust wird es mit drei goldenen, mit Steinen besetzten, Nadeln fest gesteckt, und die vier Enden sind mit schwarzen, ehemahls purpurrothen, Kreuzen bezeichnet.

Das päpstliche Pallium ist ganz dasselbe, nur nimmt der Papst bei seiner Weihe das Pallium selbst von dem Altare des heiligen Petrus, und läßt es sich von dem Cardinal-Decan anlegen; der Erzbischof aber empfängt es nach Ablegung seines Glaubensbekenntnisses und Leistung des Eides der Treue aus den Händen des Papstes oder auch des Cardinal-Decan's, indem dieser sagt: Tradimus tibi pallium de corpore B. Petri sumptum in plenitudinem pontificalis dignitatis *).

*) Wir ertheilen dir das von dem Leichname des heiligen Petrus genommene Pallium zum Zeichen der erzbischöflichen Würdigkeit.

Der Papst trägt das Pallium zu allen Zeiten, der Erzbischof aber, außer an den hohen Festtagen, nur an den Tagen des heiligen Evangelisten und des Täufers Johannes, der heiligen drei Könige, aller Heiligen, der Apostel, am Neujahrstage, Palmsonntage, grünen Donnerstage, Char-Samstage, am weißen Sonntage, Himmelfahrtstage, Frohnleichnamsfeste, an den Festtagen der Mutter Gottes, am Kirchweihfeste und bei der Weihung der Bischöfe. Dem Erzbischofe ist das Pallium unentbehrlich; er muß daher von dem Tage seiner Ernennung an binnen drei Monaten darum anhalten, und darf, so lange er es noch nicht besitzt, keine amtlichen Verrichtungen unternehmen, auch erbt es nicht auf den Nachfolger fort, sondern muß mit dem damit bekleideten begraben werden.

Das Pallium ist, seinem mysteriösen Sinne nach, das Zeichen des guten Hirten, der das verlorne und wieder gefundene Schaf auf seine Schultern nimmt. Der doppelte Theil des Palliums auf der linken Seite bedeutet das beschwerliche irdische Leben, der einfache Theil auf der rechten Schulter das künftige Leben in ewiger Ruhe. Die beiden vorderen Abhänge deuten auf das zu führende beschauliche Leben; die dickere Einfassung soll daran erinnern, daß der verwesliche Leib die Seele beschwert. Die vier Kreuze bezeichnen die Tugenden der Gerechtigkeit, Klugheit, Tapferkeit und Mäßigkeit, und die drei goldenen Nadeln, die Nägel, mit denen Christus ans Kreuz geheftet ward.

Zur Geschichte der Criminal-Justiz in den ehemahligen geistlichen Staaten *).

Zu Passau ward im Jahre 1755 der Spiegelmacher Johann Joseph Wetzich ob crimen blasphemiae primi gradus — so lautet die Acten-Rubrik — in Verhaft genommen.

Das Gutachten des Bannrichters oder Criminal-Referendärs ging dahin:

daß, weil dem Inquisiten das vitium naturale des Jähzornes nicht zur Ausrede dienen könne, und derselbe vielmehr sanguineae als cholericae complexionis sey, hier eine Capital-Abzapfung seu evacuatio sanguinis ad curandum vitium naturale Statt

*) Aus dem noch ungedruckten vierten Bande der „Beiträge zur Geschichte und Litteratur, vorzüglich aus den Schätzen der kurpfalzbaierischen Central-Bibliothek zu München, herausgegeben von Chr. Frhrn. v. Aretin."

haben müſſe, wodurch der Inquiſit zugleich ſeine in Beleidigung der allerhöchſt göttlichen Majeſtät begangenen ſchwereſten Sünden abwaſchen könne *).

Alle Hofräthe, ſieben an der Zahl, ſtimmten einhellig auf die Strafe des Schwertes. Dem Concluſo ward aber folgendes beigeſetzt:

Die Execution ſoll auf dem Kreuzberge vor ſich gehen. Doch iſt der Act annoch verläufig nach gnädigſter Anbefehlung Ihro hochfürſtlichen Eminenz ꝛc. dem admodum venerando Patri Sebaldo Guardiano ad S. Annam zuzuſtellen.

Dieſer als aſcetiſcher Schriftſteller unter dem Nahmen Sebaldus Minderer bekannte Franciscaner-Mönch, in deſſen Hände Leben oder Tod des Unglücklichen auf eine in Criminal-Verhandlungen unerhörte Art gelegt worden war, gab folgendes von ſeiner Hand geſchriebenes, noch jetzt bei den Acten befindliches Gutachten ab.

Cum motiva ad gratiam deberent esse aut ira aut ebrietas, aut uxor et proles, nihil autem horum patrocinetur Reo: non ira aut ebrietas seu potius ebriesitas, ut in voto criminali circumstantionate deductum est, ita quidem, ut inspectis omnibus circumstantiis hisce praesumtis contra reum foret etiam pro foro interno, eum a culpa theologica gravi non excusari ob imperfectionem actus neque uxor et proles, quid enim a tali patre emolumenti sperabunt, qui cum Domino coeli et terrae maledixerit, nec de rore coeli nec de pinguedine terrae quidquam sperare poterit. Hinc non perspicio sufficientia motiva ad gratiam, praesertim cum in similibus modica spes emandationis affulgeat.

P. Sebaldus mpria.

Auf dieſes Gutachten erfolgte ein erneuertes Hofraths-Concluſum zur Hinrichtung des Inquiſiten, welches am 30. Juni 1755 wirklich vollzogen ward.

Das Verbrechen des Unglücklichen hatte darin beſtanden, daß er bei einem heftigen Zanke mit ſeinem Weibe, nach Angeben des letzteren, ein Muttergottesbild mit Füßen getreten, und von einem Crucifix mit Schimpfworten ein augenblickliches Miracel gefordert hatte.

Eine Anecdote von Kant.

In einem geſellſchaftlichen Cirkel bei Göthe in Weimar ward unlängſt folgendes erzählt, und von einem glaubwürdigen Manne, der in demſelben war, einem Freunde mitgetheilt.

Gezwungen durch eine dürftige Beſoldung ward Kant Célibataire. Als er ſich aber ungefähr ſeinem vierzigſten Jahre näherte, erlitt ſein Körper heftige Anfälle und Bedrückungen, und der Arzt erklärte, der Philoſoph müſſe, um ſeine Geſundheit und ſein Leben zu retten — ſündigen. — Kant verwirft dieſes Heilmittel, und ſein Zuſtand beſſert ſich. Aber nach einiger Zeit kommt der Anfall wieder; der Arzt wiederhohlt ſeinen Rath, ſeinen Vorſchlag; er dringt darauf, und wird von anderen unterſtützt. Der Doctor will ihm ſelbſt einen tauglichen Gegenſtand ausſuchen, und in ſeine Wohnung ſchicken. Der Philoſoph willigt ein. Das Mädchen kommt an. Kant, der ſich indeß ſchon wieder an ſeinen Schreibtiſch geſetzt hat, empfängt die Eintretende freundlich, heißt ſie niederſitzen und warten. Der Philoſoph ſchreibt fort. Es vergeht eine Stunde, es vergehen zwei Stunden. Dem Mädchen wird die Zeit ſchrecklich lang: die Arme ſitzt wie auf Kohlen; ihr wird bange. — Endlich faßt ſie ein Herz, den Mann am Schreibtiſche zu erinnern. — „Ja ſo — antwortet Kant, indem er aufſteht — aber — indem er auf ſeine Uhr ſieht — jetzt iſts zu ſpät: gehen Sie nur wieder nach Hauſe.“

Was er dem Mädchen ſonſt noch geſagt haben mag, wird jeder nach ſeinem Sinne leicht hinzu denken. — Von dieſer Medicin war übrigens zwiſchen Kant und ſeinem Arzte nicht mehr die Rede; der letztere ſtand, nach ſolcher Erfahrung, von ſeinem Zumuthen freiwillig ab.

Für den human Denkenden iſt, wie mir däucht, hier reichlicher Stoff zu Betrachtungen. Nur dem Frömmlinge oder Rigoriſten — wenn uns je einer lieſet, oder ſonſt von der Sache hört — möchte ich bemerken, daß ja der Philoſoph, indem er einwilligte, ſchon eine beſſere Abſicht im Hintergrunde ſeines Geiſtes haben konnte; und dem Weltlinge, daß Kant regen Sinn für das Schöne beſaß, und würdige Frauenzimmer ſehr achtete, wie beſonders aus ſeinem „Leben“ von Borowski erhellt.

Der Weiſe erlebte bekanntlich das achtzigſte Jahr. Warum er nicht geheirathet habe? Dieſe Frage ſtellte ein junger Gelehrter, der den Weiſen zu Königsberg beſuchte, an ihn ſelbſt. Seine Antwort — wie Einſender dieſes ſie vor einigen Jahren aus dem Munde des würdigen jungen Mannes ſelbſt vernommen hat — war wörtlich folgende: „Da ich eine Frau brauchen konnte, konnte ich keine nähren; da ich eine nähren konnte, konnte ich keine mehr brauchen.“ Der Greis lächelte, als er dieß ſagte.

Kant näherte ſich, wie man weiß, ſchon dem Greiſenalter, da ſein Gehalt beträchtlich erhöht ward. Aber ſein Nahme, wenn gleich nicht ſein Stamm, iſt unſterblich.

*) Unter den rationibus decidendi iſt auch dieſe angeführt, daß durch Blasphemien die Luft inficirt, und Peſtilenz, Krieg, Untergang der Länder u. ſ. w. verurſacht werde.

1805. Nr. 24.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 25. Februar.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Wiegenlied

der

durchlauchtigsten Prinzessinnen von Baiern

Friderike Sophie Dorothee Wilhelmine

und

Marie Anne Leopoldine Elisabethe Wilhelmine.

Schlafet, zarte Kinder!
Schlafet süßen Schlaf.
Euch umgibt der Mutter
Sorgsam rege Liebe,
Und des Vaters Blicke
Ruh'n mit sanfter Rührung
Auf den holden Bildern
Frommer Gatten Liebe.

Süße, zarte Kinder!
Schlafet süßen Schlaf.
Wenn ihr dann erwachet,
Bietet euch die Mutter
An den treuen Busen,
Theilet mit euch gerne
Was sie reich besitzet:
Seelengüte, Anmuth,
Edelsinn und Tugend,
Und der Frauen Höchstes —
Selbstgegeb'ne Würde.

Allgemeine Ansicht des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaften.

(Eingesendet.)

Dadurch, daß die Natur die Fähigkeit einer steten Vervollkommnung in uns legte, und durch die Ausbildung unserer physischen Existenz uns zur Nachahmung aufforderte, ist zugleich die Nothwendigkeit ausgesprochen, ihrem Winke zu folgen, und die erhabenen Vorzüge unseres Geschlechtes so viel möglich auf das Höchste zu steigern. Aber wie demüthigend für unsere stolzen Pläne sind die Fragen, welche die vorzüglichsten Schriftsteller unserer Zeit aufgeworfen haben, die durch ihre Nachforschungen und ihre mühsame Abwägung der Gründe und Gegengründe uns auf die gerechte Vermuthung führten, daß sie nicht so ganz grundlos seyn mögen, als sie vielleicht manchen erscheinen. Haben wir durch die Fortschritte des menschlichen Geistes in allen Zweigen des Wissens gewonnen oder verloren? Ist der gebildete Mensch glücklicher als der rohe Wilde? Haben wir hinlängliche Ursache, unsere Lage der unserer Voreltern vorzuziehen? u. d. gl. Diese und ähnliche Fragen können so lange nicht genügend beantwortet werden, als der Urzweck, nähmlich der des Daseyns, und somit der alles menschlichen Strebens aufgefunden, und daher ein fester Maßstab für die so schwankenden Begriffe von gut und bös aufgestellt ist. Aber wie könnte je diese Hoffnung in Wirklichkeit übergehen, da derselbe ganz außer dem möglichen Kreise unserer Erkenntniß liegt. Der gemeine Hause theilt sich hier in zwei Parteien, das selbstsüchtige Jugend- und das an der Kindheit kauende Greisenalter. Indessen genüge es uns, der Anforderung der Natur Gehör zu geben, und zu erwarten, wohin das alles führen mag.

Die Philosophie hat dermahl durch Schelling einen neuen Aufschwung gewonnen, und der ehrwürdige Kant, der so bescheiden am nördlichen Horizonte das sinkende Flämmchen der nüchternen Vernunft anfachte, das Anfangs unbemerkt leuchtete, bald aber zur wohlthätigen Flamme für alle Nationen aufloderte, hätte beinahe die Kränkung erleben müssen, seinen Ruhm mit sich zu Grabe tragen zu lassen. Die Ideen, welche den philosophischen Systemen leider zur Basis dienen, sind sich ganz entgegen gesetzt. Kant behauptet: wir wissen nicht, was die Dinge an sich seyen, wir haben keine absolute Erkenntniß, also auch keine absolute Wahrheit. Schelling entgegnet: die Dinge können an sich nichts anders seyn, als — als welches sie uns erscheinen. Wir dürfen also auf absolute Erkenntniß und somit auch auf absolute Wahrheit Rechnung machen. Allein er hat seinen Satz so wenig beweisen können, als es Kant konnte; auch fehlt diesem Beweise ein drittes, das wir uns selbst nie geben können. Schellings Philosophie wiegt sich in Vernunft-Ideale. Gott ist das Absolute, das Urprincip, die Urkraft, die das ganze Getriebe der Welten in Bewegung setzt. Ihr Studium gibt eine reiche Ausbeute für eine feurige Phantasie, und ist eigentlich mehr auf sie, als auf den kalten Verstand berechnet. Heftige Gegner sind gegen dieses System aufgetreten, und eine Intoleranz, wie sie unter Religions-Secten kaum stärker seyn kann, scheint durch sie in der litterarischen Welt immer einheimischer zu werden.

In der Medicin hat das Brownische, jetzt durch Schelling modificirte System eine totale Reform bewirkt. Ehemahls suchte man den Krankheitsstoff directe aus dem Körper zu schaffen, jetzt stärkt man den Organismus, damit er fähig sey, durch die unabänderliche Thätigkeits-Form des Mechanismus sich der schädlichen Potenz durch Erneuerung des für diesen Stoff gehemmten Assimilations- oder Scheidungs-Processes zu entledigen. Daß die zweite Methode einer näheren Kenntniß der Natur und ihrer Operationen weit angemessener sey, leuchtet einer Seits eben so sehr ein, als daß aus der so leichten Uebertreibung dieser Verfahrungsart die schädlichsten Folgen entstehen können.

Die Jurisprudenz hat in allen ihren Zweigen die trefflichsten Köpfe aufzuweisen. Auch über sie verbreiteten sich die Strahlen einer nüchternen Philosophie, auch sie umwehte der sanfte Geist der Humanität. Ein edler Wetteifer gut zu regieren, beseelt unsere Herrscher, und der Weihrauch, der gegen sie von Kathedern und aus den Buden der Buchhändler empor steigt, sichert den Nationen die Fortdauer einer guten Regierung mehr, als die heiligsten Verträge je hätten thun können. Nicht mehr Gesetze, die der Despotismus ausbrütete? Eine mildere Sonne bescheint die Strafhügel der Verbrecher. Sie haben nur von dem Throne der strengen Gerechtigkeit, nicht von der grausamen Willkühr des Richters ihr Loos zu gewärtigen.

Die Theologen benutzten Schellings System als eine schöne Form, in die sie ihre Träume zu fassen sich mühen, und in hohem Triumphe sich ihres Werkes freuen. Sie war ihnen aber noch mehr als dieses, sie war ihnen Bürge der Wahrheit ihrer Grundsätze. Uebrigens hat die Pädagogik durch die neue Ansicht, die man ihr gab, nähmlich die, daß es keinen für jedes Alter ausschließenden Gegenstand des Wissens, sondern nur eine Stufenfolge

in der Ausbildung aller ſchon in der Jugend geſchöpften Kenntniſſe nach den Fähigkeiten des Alters gebe, im hohen Grade gewonnen. „Es iſt der irrigſte, und bisher für uns mit Unehre beibehaltene Wahn — ſagt Graſer — daß der Studirende etwas anderes lerne, als der gemeine Menſch lernt, und als behandle das Gymnaſium etwas anderes als die Univerſität. Das der Menſchheit nöthige Wiſſen iſt eines, und nur nach dem Grade der Deutlichkeit, wovon die intellectuelle Anſchauung des Abſoluten die höchſte iſt, von einander verſchieden. Aus dieſem Wahne erfolgte bisher nothwendig die höchſt nachtheilige Kluft zwiſchen den Wiſſenſchaften und der Bildung des Menſchen. Der gemeine Menſch blieb getrennt von Gelehrten, und die letzten waren im Grunde, das heißt in Bezug auf den letzten Zweck, dem Werthe nach wahre Nullen in der Zahl der Menſchheit, die den Platz nur vor Zahlen einnahmen. Daher entſtand auch nothwendig der leidige Seelen-Geiſt der Gelehrten, indem ſie die Wiſſenſchaften als etwas an ſich betrachteten. Daher entſtand auch die mangelhafte Einrichtung aller Gymnaſien.“ Dieß war auch Urſache, daß man ehedem die Grenze zwiſchen intellectueller Bildung und jeder anderen ſo ſcharf abſteckte, jene als völlig befriedigt betrachtete, und ſich nur mit moraliſcher und phyſiſcher Bildung befaßte. Man ahndete gar nicht, daß eine Verbeſſerung der Lehranſtalten möglich ſey, daß litterariſche Bildung eigentlich die einzige, und jede andere nur ein Zweig derſelben ſey, und nur aus ihr hervor gehen könne, da ſie eigentlich allein die Werkſtätte iſt, aus der vollendete Menſchen hervor treten, und jede andere Bildung, der nicht eine litterariſche zum Grunde lag, ſich zu dieſer wie rohe Empirie zur Wiſſenſchaft verhalte.

Auch auf die Aeſthetik hat Schellings Philoſophie den wichtigſten Einfluß geäußert, und den erſten Grundſatz der älteren Aeſthetiker: man kann nichts ſchaffen, ſondern nur formen, nur combiniren — über den Haufen geſtürzt, da Schelling ſeine Idee eines höheren Urſprunges glaubt, und eine geiſtige Kraft voraus ſetzt, die ſelbſt das Weltall überfliegen, und den Menſchen aus ſich ſelbſt und ſeinen Umgebungen durch Abſtraction zu verſetzen, ſo zu ſagen, ihm die ſterbliche Hülle für Augenblicke der Begeiſterung abzuſtreifen im Stande wäre. Dadurch iſt ein Maßſtab für eigentliche Dichtung, die ſo oft mit den gräßlichſten Abarten zuſammen geſtellt ward, aufgefunden.

So viel von den bedeutendſten Fortſchritten unſeres Jahrhundertes im Felde der wiſſenſchaftlichen Litteratur! Eine ähnliche Skizze über Künſte zu entwerfen lag außer meinem Plane, und das Verhältniß der Wiſſenſchaften unter einander zu zeigen, dürfte, als nicht ganz dem Zwecke dieſes Aufſatzes anpaſſend, einem zweiten Verſuche aufbehalten werden.

Wer iſt ein Pedant?

Die Beſtandtheile eines Pedanten ſind eine gewiſſe Maſſe Wiſſen verſetzt mit einer gehörigen Doſis Unwiſſenheit. Der Gelehrte iſt nicht etwa deßwegen ein Pedant, weil er viel Dinge weiß, die vielen Leuten unbekannt ſind; ſondern weil ihm manche unbekannt ſind, die jedermann weiß. Uebrigens iſt es immer eine ſchöne Sache, etwas zu wiſſen; nur kommt es darauf an, daß man verſteht, ſein Wiſſen anzuwenden, und das verſteht der Pedant nicht. Er gleicht hierin dem Doctor Pangloß, welcher lehrte, der Mund ſey geſchaffen, um auszuſpeien, und die Naſe, um geſchneuzt zu werden; ſo glaubt er, die Wiſſenſchaften ſeyen nur da, um ſtudirt, nicht aber, um mit Nutzen angewendet zu werden.

Montagne verlangt im Allgemeinen nur ſolche Bücher, welche die Wiſſenſchaften brauchen, nicht ſolche, welche ſie aufſtellen. Der Pedant hingegen richtet ſein Lebenlang das Gerüſte der Wiſſenſchaft auf, ohne je daran zu denken, ſein Haus zu bauen. Sein Durchſtudiren der Moral wird ihn eben ſo wenig weiſer machen, als ihn ſeine Kenntniſſe von der Baukunſt vor dem Regen ſchützen. Bei dem Lernen iſt ſein einziger Zweck, zu wiſſen, ſo wie der Geizige nur zuſammenſcharrt, um zu haben; dieſer zählt ſein Geld, jener kramt ſeine Gelehrſamkeit aus; aber keiner von beiden macht Gebrauch von dem was er beſitzt, und ſo wie für den Geizigen die Geldmünzen, die zu der Bequemlichkeit des Verkehrs und des Handels erfunden ſind, der einzige Gegenſtand ſeines Handels und ſeines Verkehrs ſind, ſo hält der Pedant die Regeln, die feſtgeſetzt worden ſind, um das Studium einer Wiſſenſchaft oder Kunſt zu erleichtern, für den Zweck dieſer Kunſt oder Wiſſenſchaft. Soll er ſich einmahl mit einem Gegner ſchlagen, ſo wird er ihn gewiß nicht anders als methodice umbringen wollen. Rühme man einem Profeſſor der niederen Claſſe den Reichthum der lateiniſchen Sprache, ſo wird er von den fünf Declinationen zu reden anfangen. Pluterch citirt einmahl einen ſchönen Gedanken des Redners Demades, Dacier, der ihn anführt, ſagt in der Note dazu, dieſer Gedanke ſey wahrhaft erhaben, weil er die Hyperbel, die Emphaſe und die Epiphaſe in ſich faße. Hat nun wohl Dacier dieſe Note gemacht, weil er dieſe drei Figuren in der Rhetorik verſteht? Nein, ſondern weil er nicht weiß, was das Erhabene iſt.

Der Pedant hat sich vorzüglich auf eine Sache gelegt; er glaubt sie gut zu verstehen, weil er sie nach allen ihren Theilen kennt; aber er weiß nicht, in welchen Verhältnissen sie mit den übrigen Wissenschaften steht, und welchen Werth sie nach der Meinung der Menschen hat. Er ist ein Wilder, der eine Insel von fünfzehn, zwanzig, oder wenn man will, nur von zwei Stunden im Umfange bewohnt, er kennt sie durch und durch, und weiß alles, selbst das kleinste Gebüsch beim rechten Nahmen zu nennen; aber er weiß nicht, daß auch jenseits der Meere noch größere, bewohntere und fruchtbarere Länder liegen; seine Insel ist für ihn die Welt. Je mehr einer ein Universal-Gelehrter ist, je schlichter ist er, weil er vielerlei weiß, und also natürlich jedes an seinen Ort stellen kann; wer nur eine Sache weiß, bringt sie überall an, wie der, der nur einen Rock hat, ihn alle Tage anlegt; hätte er gar keinen, so würde er nicht ausgehen, und wüßte der Pedant gar nichts, so würde er vielleicht gar nichts reden. Daher kommt es, daß ein gelehrter Esel ein größerer Esel ist, als ein ungelehrter, und auch öfter. Das Bischen was er weiß, gibt ihm einen Berührungspunct mehr mit den Sachen, die er nicht weiß, und mehr Gelegenheit zu zeigen, wie wenig er sie begreift, oder wie schlecht er sie anwendet.

Die Art des Pedanten ist also, alles zu entstellen, aus einer guten Sache eine schlechte zu machen, nähmlich durch die Art, wie er sie braucht, und er hat oft die passendsten Einfälle, nur zur unpassenden Zeit. Der Schul-Pedant ist nur Pedant wenn er unter Leuten ist; in der Schule ist er ein Gelehrter. Was er in einem Cercle sagt, wäre in seiner Classe ganz vortrefflich. Was fehlt den guten Lehren, die der gravitätische Mann beim Essen, beim Trinken oder beim Spazierengehen mit so großem Nachdrucke vorträgt? Nichts weiter, als daß er sie einem jungen Manne, der im Begriffe ist, sich von seinen Pflichten zu entfernen, unter vier Augen ertheile.

Der Haushofmeister des Präsidenten Henault sah Hume'n bei einem Souper. „Das mag wohl ein großer Mann seyn — sagte er — aber ich für meinen Theil begreife nicht, was man an einem Manne zu bewundern findet, der die grünen Erbsen mit dem Messer ißt."

Sitten der Zeit.

Noch in dem siebenzehnten Jahrhunderte ward das Tabakrauchen in der Schweiz, Deutschland und England für eine abscheuliche und höchst lasterhafte Handlung gehalten. In einer Sittenschilderung der damahligen Zeit liest man folgende Ausdrücke: Sie h...., sie lästern, sie saufen, ja sie rauchen sogar Tabak. Eine Verordnung, die im Jahre 1661 zu Bern wider alle Arten von herrschenden Lastern gemacht ward, enthält ein scharfes Verbot Tabak zu rauchen; und da dieses Gesetz nach der Ordnung der zehn Gebote abgefaßt ist, so kommt der Tabak unter dem sechsten Gebote vor, nähmlich bei dem Verbote: Du sollst nicht ehebrechen. Am Rande desselben liest man die verschiedenen Gattungen der Uebertretung unter folgenden Artikeln: Völlerei, Ehebruch, Tauf- und Leichenschmäuse, Tabak, Hochmuth und Tanz. Eine besondere Verordnung, welche im Jahre 1675 herausgegeben ward, legte denen, die sich des Tabaks bedienten, eine Strafe von fünfzig Pfund an Geld auf, und diejenigen, welche nicht im Stande waren, zu bezahlen, sollten an den Pranger gestellt werden. Wenn ein Mann, der ein öffentliches Amt hatte, dawider handelte, so war die Geldstrafe vierfach. Man hielt es sogar für nothwendig, ein eigenes Gericht nieder zu setzen, welches man Tabaks-Cammer nannte, und das aus sieben Gliedern des großen und kleinen Raths bestand. Im Jahre 1685 ist auch in Zürich eine obrigkeitliche Verordnung erschienen, worin das Tabakschnupfen und Rauchen bei großer Geldbuße verboten ward *).

Der wunderbare Zahnarzt.

In Paris befindet sich gegenwärtig ein Zahnarzt, der seine Curen mit Auflegung seines Fingers auf den Zahn verrichtet. Das Zeugniß von unbestochenen Männern, die er von ihren Schmerzen befreiet hat, bewog mehrere bekannte und sachverständige Männer, ihn um sein Geheimniß zu befragen, und seine Antworten sollen nicht im geringsten den Stempel des Charlatanismus tragen. Er heißt Lacroix. Man erinnert sich bei dieser Gelegenheit vieler Wunder ähnlicher Curen durch Magnetismus, seiner an Fletons Hydroscopie, Lenoeles Magnet-Cur und besonders an die Behauptung Bergniard's, der in den Bulletins der Société philomatique behauptet, daß der mit dem Pulver eines gewissen Insectes eingeriebene Finger eine zahnschmerzstillende Kraft erhalte.

Man erwartet die Aufklärung dieses Problems. Aber kann es auch wohl für die aus so verschiedenen und oft entgegen gesetzten Ursachen dieser Schmerzen eine einzige Heilart geben?

D.

*) König Jacob I., der so manches geschrieben hat, schrieb eine eigene Abhandlung von der Todsünde des Tabakrauchens, aus sieben Gründen.

1805. Nr. 25.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 27. Februar.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Ueber Göthe's Eugenia *).

(Eingeſendet.)

Vorerinnerung.

Bei Gelegenheit einer etwas ſchwerfälligen Recenſion der natürlichen Tochter von Göthe in einer Litteratur-Zeitung hat ſich der Einſender einer Anſicht dieſes Stückes erinnert, welche deßwegen nicht ohne Intereſſe iſt, weil ſie auf einem ganz unbefangenen erſten Anſchauen und Eindrucke beruht, zu dem hier nicht ein Wort hinzugeſetzt werden iſt, und keineswegs auf einem methodiſchen Bemühen, die Unbegreiflichkeit oder das Nichtvollendetſeyn jenes Werkes auszugleichen, und uns auch auf den Fall zu beruhigen, daß es dem Dichter nicht gefallen ſollte, es bis an ein beruhigendes Ende zu führen — ein Obliegen, welches ihm doch weder die Wünſche der Zeitgenoſſen noch der Nachwelt jemahls gutwillig erlaſſen können. Denn das Räthſel liegt allerdings tiefer als in der zweifelhaften Wendung von Eugeniens Schickſal; es liegt in der Aufgabe, wie die ſo angelegte Behandlung den Stoff wird beſiegen können, den ſie andeutet. Auch der Taſſo bricht ab, aber der Gedanke iſt vollendet ausgedrückt. Noch kann man Eugenia mit jenen Dialogen des Platon vergleichen, welche allein eine negative Seite ihres Gegenſtandes berühren.

Man hat die Erzählung des Inhaltes ſtehen laſſen, weil ſie weſentlich zu dieſer Darſtellung gehört, und ſie in jener Recenſion auffallend trocken ausgefallen iſt.

Unter einer Symphonie, die in Jagdmuſik überging, ward der Vorhang eröffnet; der Herzog hatte den König ſeinen Neffen auf die Jagd begleitet; ſie befanden ſich jetzt abgeſondert von den übrigen auf einem Platze im Walde, wo der Herzog ihn einlud auszuruhen und auf einem Landſitze einzukehren, der hinter jenem Hügel verſteckt liege und ihm gehöre. Der König befragt ſeinen Oheim um dieſes ihm unbekannte Beſitzthum, das dieſem zur Einleitung dient, den verborgenen Beſitz eines weit anderen Gutes, an welchem ſeine ganze Seele hängt, dem Könige zu bekennen. Es iſt Eugenia, die natürliche Tochter; ihre Mutter war eine kürzlich verſtorbene Fürſtinn, nahe verwandt dem königlichen Hauſe. Er bittet den König um Anerkennung der geliebten Tochter, als Troſt für den Schmerz, Vater eines mißrathenen rechtmäßigen Sohnes zu ſeyn, als Pfand eines kaum wieder hergeſtellten Einverſtändniſſes des Neffen mit dem Oheim. Der König

*) Obſchon erſt in einer der vorhergehenden Nummern von dieſem Gegenſtande die Rede war, ſo glaubt die Redaction doch mit gegenwärtigem ſpäter eingeſendeten Aufſatze eine willkommne Ausnahme von ihrer bisher beobachteten Regel machen zu dürfen.

Die Red.

Bayerische Staatsbibliothek München

zeigt ſich dem Geſuche um ſo geneigter, da der Herzog ihm ſagt, daß er ſeine Tochter ſchon geſehen in dem kühnen Amazonen-Kinde, das er heute auf der Jagd bewundert, und für das er ſich ſo beſorgt gezeigt habe. Indem entſteht ein Getümmel; man berichtet, die ſchöne Reiterinn ſey mit ihrem Pferde im Herunterſetzen von einer ſteilen Klippe geſtürzt und liege für todt da. Der Vater eilt verzweifelnd hinweg, der König erfährt von dem Berichtenden, daß die Exiſtenz dieſer Tochter nur für ihn ein Geheimniß geweſen, aber dem Hofe und der Welt kundig ſey. Eugenia wird auf einer Trage von Zweigen noch ohnmächtig herbei gebracht; der Vater drückt die höchſte Zärtlichkeit und eine glühende Angſt für ſie aus, ſie kommt zu ſich, alles wird entfernt, der Herzog ſtellt die Gerettete dem Könige vor, der ſie aufnimmt und ihr zuſagt, ſie an ſeinem nahen Geburtstage vor dem verſammelten Hofe feierlich anzuerkennen. In dieſer und der folgenden Unterredung zwiſchen Eugenia und ihrem Vater wird auf einen Unglück ſchwangeren Hintergrund, auf Zwieſpalt im königlichen Hauſe und dumpfen Aufruhr unter dem Volke gedeutet; die Stimmung des Königs iſt ſanft, elegiſch. Eugenia äußert mit jugendlicher Begeiſterung Freude an der Hoheit, die ſie erwartet, und muthige Hoffnung, Uebel hemmen, herannahendes Böſes überwinden zu können. Der erſte Act ſchließt mit einem ahndungsvollen Abſchiede des Vaters von der Tochter.

Ein friſcher Glanz lag auf dieſem Anfange; noch war es unentſchieden, ob ſich das Stück ganz romantiſch und in raſcher Handlung behaupten, oder mehr in politiſche und innerliche Begebenheit über gehen würde, wohin ſich ein verweilendes Betrachten in der letzten Unterredung neigte.

Die nächſte Scene verſetzte uns in die Mitte der Intrigue. Der Secretair aus dem Hauſe des Herzogs, dem tückiſchen Sohne ergeben, der lange um das Daſeyn ſeiner Schweſter wußte, es zu untergraben ſuchte, und jetzt nähere Gefahr von ihr befürchtet, ſucht die Frau, welcher Eugenia in ihrem einſamen Aufenthalte anvertraut iſt, und die er durch Liebe in ſeinen Feſſeln hält, zu überreden, ihnen die Hand zu bieten, um Eugenien zu entführen, weit weg bis an das Ufer des Meeres, wo man ſie dann jenſeits des Meeres auf die Inſeln zu ſenden, und ſie hier für todt aufzugeben gedenke. Er beſiegt ihren ernſten Widerſtand durch die Vorſtellung, daß dieſes das einzige Mittel ſey, Eugenien zu retten, die ſonſt unfehlbar bald wirklich todt in ihren Armen liegen werde, und zugleich dem äußerſten Rathe in der königlichen Familie vorzubeugen. Eugenia kommt zu ihrer Gefährtinn im heiteren Triumphe der Jugend, der Schönheit, eines vertrauenden Muthes, beſchäftigt mit einem Gedichte für den Augenblick, wo der König ſie anerkennen wird, wo die Augen einer unzähligen Menge auf ſie gerichtet ſeyn werden. Sie verſteht, ſie achtet die düſteren Warnungen der Hofmeiſterinn nicht. Der Vater ſendet ihr den lange bereiteten Schmuck und die Kleidung für das nahe Ereigniß; ſie öffnet das Behältniß, wozu er ihr im voraus den Schlüſſel übergeben hat mit dem Verbot, es nicht vor dem beſtimmten Tage zu öffnen. Sie läßt ſich das reiche Oberkleid anlegen, die Perlen, das Diadem von Juwelen, die Reigerfeder, zuletzt das Ordensband, das die Fürſtentochter bezeichnet, und ſieht ſo, ganz ſinnliche Anmuth, mit kindlichem Ergötzen, aus dem das Feuer einer [illegible] Seele blitzt, da, unter den dunkeln und ſchweren Verkündigungen der Gefährtinn. So ſchließt der zweite Act.

Im Anfange des dritten iſt ſie ſchon entführt. Er enthält die Klage des Vaters. Man hat ihm geſagt, ſie ſey mit dem Pferde geſtürzt, todt geblieben und in die nächſte Capelle beigeſetzt. Ein Geiſtlicher kommt zum Vorſcheine im Vereln mit dem Secretair, um den Betrug zu unterſtützen, als angeblicher Zeuge ihres Todes. Er mahnt zuletzt im Sinne geheimer verderblicher Plane die Verzweiflung des Vaters an die öffentlichen Angelegenheiten, die ſich drohend verfinſtern; ein Abgrund von Intriguen und Unheil ſcheint ſich vor den Füßen des Klagenden zu eröffnen.

Der vierte Act zeigt uns Eugenien am Ufer des Meeres in der Hafenſtadt ſitzen, wo ſie ſich einſchiffen ſoll. Die Hofmeiſterinn iſt auf dem Vorgrunde im Geſpräch mit einem jungen Manne begriffen, der zum Magiſtrate des Ortes gehört, und den ſie zu Rathe zieht über den ſchrecklichen Auftrag, den ſie übernommen hat; ein Papier mit königlicher Unterſchrift und Siegel enthält den Befehl, Eugenien für die Inſeln einſchiffen zu laſſen, gibt ihr uneingeſchränkte Gewalt über ſie, und legt allen Gerichts-Perſonen des Reiches auf, ſie in jedem Begehren zu unterſtützen. Der Gerichtsrath hatte ſich geblendet und gerührt von dem Reize der Fremden gezeigt. Die Hofmeiſterinn erwähnt als das einzige Mittel ihrer Rettung, daß ſie vermählt werde, von hohem Range und Anſprüchen in das friedliche Haus eines Bürgers herab ſteige, ſo jene auf immer verwirke, und ferner nicht der Gegenſtand eines Zwiſtes ſeyn könne. Es erfolgt ein Geſpräch zwiſchen dem Manne und Eugenien, ſie flieht um Rettung von einem Geſchick, deſſen Urſprung ihr ganz unbekannt geblieben iſt, er nennt endlich das einzige

Mittel, ſie ſchlägt es aus wie einen fremden Gedanken, einen unmöglichen Ausweg, mit ſtolzer und milder Sitte, und faßt den Entſchluß, die Bewohner der Stadt laut um Hilfe anzurufen.

Im fünften Acte kehrt ſie ohne Hilfe und Troſt zurück; man hielt ſie für wahnſinnig und ließ ſie ſtehen. Jene Inſeln, wohin ſie ſchiffen ſoll, wo Krankheit, Tod, Kampf mit den Elementen und wilden Thieren ſie erwarten, ſchreckt ihren jugendlichen Sinn; der Bann, die Verlaſſung des geliebten Vaterlandes ängſtigt ihren Geiſt, die Begleiterinn ſteht als ein räthſelhaftes, unfreiwilliges Werkzeug neben ihr, ſie wehrt die Rettung nicht, wenn ſie unter Bedingungen eintritt, die ihr Auftrag zuläßt. Der Gouverneur des Hafens kommt des Weges. Eugenie wendet ſich an ihn mit der kurzen Darſtellung ihrer Lage, ohne Nahmen zu nennen gibt ſie ſich nur aus hohem Hauſe entſproſſen an, wie ihr die Hofmeiſterinn auferlegte. Auch er iſt ein junger, aber kalter und gewandter Mann, er beſcheidet ſie in ſeine Wohnung, um das Nähere zu erfahren, die Begleiterinn tritt hinzu und zeigt ihm ihr Papier, worauf er ſich höflich und gefühllos weg begibt. Die Pforten eines nahen Kloſters ſcheinen ſich noch zur Rettung auf zu thun, die Aebtiſſinn kommt die Stufen herab in Begleitung einiger Nonnen, Eugenie fleht um Aufnahme in ihre heiligen Mauern, die Aebtiſſinn iſt gerührt von ihrer Anmuth, und breitet die Arme aus, ſie aufzunehmen, als die Gefährtinn gleich einem böſen Geiſte nochmahls mit dem Papier dazwiſchen tritt. Mit Strenge tadelt ſie dieſe; aber auch ſie iſt gezwungen, Eugenien die Zuflucht zu verſchließen. Bis jetzt hat dieſe den Inhalt jenes unſeligen Blattes nicht geſehen, nicht zu ſehen gewagt und begehrt, aus Furcht, den theuren Nahmen des Vaters oder des Königs zu erblicken, nun begehrt ſie es, und auch die letzte Hoffnung bricht. Im Hafen regt ſich das Getümmel der Abfahrt, die geängſtigte Eugenie denkt des vorgeſchlagenen Mittels, ſie wägt in ihrem verzweifelnden Sinne die Uebel, die ihr drohen; ein ehrwürdiger Mönch, der auf ſie zukommt, erſcheint ihr wie ein göttliches Orakel, das ſie befragen könne, ob ſie aus hohem Kreiſe in niederen herab ſteigen, oder ſich den Schrecken der Verbannung und jenen Inſeln übergeben ſoll. Alle ſeine Worte wenden ſich prophezeiend auf die nahe Zerrüttung des geliebten Bodens, den ſie noch betritt: er kennt jene Inſeln, ſie fürchte ihre Schrecken; aber hier werde bald eine furchtbarere Zerſtörung, wie die der Elemente und reißenden Ungeheuer toben. Eugenie wird jetzt ganz von dem Gedanken des Vaterlandes ergriffen, was dieſem bevor ſteht, und die Möglichkeit zu helfen, von der ſie nicht laſſen kann, ketten ſie nur feſter an dieſe Ufer, und indem ſie zur Einſchiffung aufgefordert wird, entſchließt ſie ſich, die dargebotene rettende Hand zu ergreifen. Der junge Mann kommt, ihr Früchte und Blumen zum Abſchied bringend; ſie begehrt den Nahmen ſeiner Gattinn und das Verſprechen, ſie allein in jenem verfallenen Schloſſe wohnen zu laſſen, das ihm zugehört. Er geſteht ihr alles zu, um des geliebten Anblickes nicht zu entbehren, und damit ſie geſchützt ſey.

So ſchließt das Stück als erſter Theil einer Dichtung von großem Umfange, deren Beziehung auf die Geſchichte der Zeit nicht zweifelhaft ſeyn kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus einem Briefe über eine neue Wallfahrt *).

Paſſau den 3. September 1803.

— — Sollten Sie wohl glauben, daß ganz neuerlich, im Jahre ein tauſend acht hundert und drei in der hieſigen Gegend (zwiſchen Neuburg und Vilshofen) eine neue Wallfahrt entſtanden war, und daß es größer Vorſicht und Feſtigkeit von Seiten der Regierung bedurfte, um dieſe Ausgeburt der Schwärmerei und der Betruzſucht zu erſticken?

Vor wenigen Tagen ward das General-Commiſſariat bevollmächtigt, die ganze Anſtalt auf eine zweckmäßige Art zu unterſuchen, und eingehen zu laſſen.

Ich begleitete den General-Commiſſair und den Oberſten der hieſigen Garniſon, Herrn v. Krohne, auf der kleinen Reiſe, die ſie in dieſem Geſchäfte unternahmen.

Der Schauplatz der Wallfahrt war ein Teich auf einem ſumpfigen Hügel. Dieſer Teich, in welchem einfältige Leute die Geſtalt der Mutter Gottes zu ſehen glaubten, war mit einer Planke eingefaßt. Neben an hingen an mehreren in die Erde geſteckten Hölzern die Symbole glücklich geheilter Wunden, Krankheiten und Unfälle. Das Opfergeld ward täglich von dem Bauer, dem die Wieſe gehörte, abgeholt und aufbewahrt. In kurzer Zeit waren gegen fünfzehn hundert Gulden beiſammen, welche zur Erbauung einer kleinen Capelle beſtimmt waren. In der Folge wäre durch vermehrte Opfer aus der Capelle eine Kirche und ein berühmter Wallfahrtsort entſtanden. Es war uns überaus merkwürdig, die erſten

*) Ebenfalls aus dem noch ungedruckten vierten Bande von des Freiherrn v. Aretins Beiträgen zur Geſchichte und Literatur.

Anfangsgründe einer Wallfahrt zu sehen, und wir setzten uns in Gedanken um ein ganzes Jahrtausend in die Vorzeit zurück.

Das erste, was man verfügte, war die Wegschaffung einiger alten Bettelfrauen, die den frommen, meistens aus Oesterreich kommenden Pilgern den Standpunct angaben, von welchem sie die Erscheinung sehen könnten. War der Wallfahrter so unglücklich, nichts zu sehen, ein Fall, der fast bei allen Geistesnüchternen eintrat, so machten jene eine so deutliche Beschreibung von dem glänzenden, freundlichen Antlitze, von dem blauen Sternenmantel und von dem lächelnden Kinde auf dem Arme, daß wenige weggingen, ohne entweder selbst in die Täuschung verwickelt, oder doch von der glücklichen Sehergabe der Heiligthumswächterinnen überzeugt zu seyn.

Einige Augenzeugen wollten sogar behaupten, jene Weiber hätten sich und die Ankömmlinge so künstlich an den Teich hin zu stellen gewußt, daß die letzteren nothwendiger Weise einen undeutlichen Reflex irgend eines Gegenstandes sehen mußten, wobei denn, wie gewöhnlich, die Einbildungskraft das Uebrige gethan habe. Ein passauer Bürger, der eben ankam, als die Weiber weggeschafft waren, und in dem festen Glauben zu sehen hierher gewandert war, strengte sich in unserer Gegenwart an, nur irgend einer Erscheinung gewürdigt zu werden. Alles war aber vergebens, und er schied traurig von dannen, weil, wie er sagte, ihm der Stand der Gnade fehlte, der zum Sehen erforderlich ist.

Die weitere Verfügung der Commission ging dahin, den ganzen Teich einzufüllen, und dem Bauer, dem ein daraus geleiteter Bach seine Wiese wässerte, einen anderen Canal zu eröffnen.

Dieses geschah durch ein kleines Militair-Commando, und seitdem ist die Sache abgethan, die bei dem Stillschweigen der Regierung dem Aberglauben zum Triumphe fortgewährt, oder bei einem anderen minder zweckmäßigen Benehmen ein nachtheiliges Aufsehen gemacht haben würde.

Hans kommt durch seine Dummheit fort.

Erasmus schrieb das Lob der Thorheit, und Necker das Lob der Dummheit.

„Um glücklich zu seyn — heißt es in seinen von Frau von Stael herausgegebenen Manuscripten — muß man dumm seyn. Nichts ist liebenswürdiger als so ein Mensch, der gewöhnlich alles mit der herrlichsten und bizarresten Naivetät von sich gibt. Original muß er nothwendig seyn, denn er beschäftigt sich immer mit etwas, woran niemand anderer denkt.

Der Gescheute merkt bald, daß in dieser Welt sich alles gleich sieht, und nichts erregt mehr seine Neugierde; der Dumme findet nirgends Zusammenhang, und würde sich, wenn er tausend Jahre lebte, noch alle Tage verwundern.

Jenem ist die Zukunft nichts weiter als die Wiederhohlung des Vergangenen, und er sieht ihr gleichgiltig entgegen. Diesem geht jeden Morgen eine neue Sonne auf, jeden Abend ein neuer Stern der Hoffnung.

Ihn trifft das Unglück nicht, dem Leute von Kopf so oft ausgesetzt sind — daß sie niemand versteht, weil sie sich durch das Aussehen verführen lassen, und Menschen vor sich zu haben glauben, wo es nur Menschenlarven sind, denen sie sich mit aller Mühe nicht verständigen können. So etwas kann dem Dummen nicht geschehen.

Und wenn er in sich selbst zurück kehrt, welch einen freundlichen Hausherrn trifft er da nicht an, der ihm Ehre und Achtung erweiset, und alles was er meint und thut, artig und liebenswürdig findet.“ — —

D.

Anecdote.

Als Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz, der Siegreiche genannt, einst auf der Jagd auf eine hohe Steinklippe ritt, sah dieses ein altes Weiblein, welche nicht fern davon Holz zusammen suchte, sie fing an heftig auf ihn zu schelten und zu fluchen, indem sie sagte: Hast du denn keinen anderen Weg? Hat dich der Teufel hinauf geführt, so führe dich Gott wieder herab. Als der Kurfürst das hörte, ritt er nun auf das Mütterchen zu, und fragte sie, ob sie wohl wüßte wer er wäre; und wenn ihr dieses bekannt sey, warum sie so ungestum auf ihn heraus fahre. Sie erwiederte: Ich weiß es sehr wohl, daß du unser Kurfürst bist, und daß du fast mit jedermann Krieg und Streit führest; wenn du dich nun durch deine Verwegenheit selbst um das Leben brächtest, und mit dem Pferde von der Klippe herab stürztest, wer wäre in größerer Noth, als wir arme Unterthanen? Wenn du deiner nicht schonen willst, so solltest du doch billig deiner armen Unterthanen schonen. Als er dieß hörte, lachte er, zog etwas Geld hervor, gab es ihr und sagte: Mütterchen! du hast recht, ich will das nun hinfort nicht mehr thun.

L.

1825. Nr. 26.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 1. März.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ueber Göthe's Eugenia.

(Beſchluß.)

Manches andere erſchien mir dagegen zweifelhaft und aus minder ſtarken Elementen gemiſcht, wenn es vergönnt iſt, nach einem erſten Eindrucke zu urtheilen, den ich hier bloß die Abſicht habe für Sie aufzuzeichnen.

Es iſt ſchwer, die Intention des Dichters überhaupt nur anzugeben. Wenn der hohe Grad von Eigenthümlichkeit im Stücke und die durchgehende Innigkeit deſſelben es zuließe, ſo wäre ich verſucht, es eine franzöſiſche Tragödie von deutſchem Geiſte ausgeführt zu nennen. Dahin zeigt die Regelmäßigkeit, obſchon hier nicht von Einheit der Zeit und des Ortes die Rede iſt, das gehaltene Maß, in dem es ſich bewegt, die Gleichförmigkeit der Diction, die fleißige Ausführung, das Verweilende der Situationen und der Leidenſchaft, die zuſammengeſetzte politiſche Wendung des Gegenſtandes, die Enthaltung der Einmiſchung irgend eines Comiſchen, und ich möchte ſagen, die völlige Climaleſigkeit des Ganzen. Romantiſch dünkt mich die erſte Anlage, auch unabhängig von der Erwartung, welche die Expoſition begünſtigt, die ſchöne Geſtalt der Tochter und die Liebe des Vaters. Antik iſt das heidniſche Gemüth, das in allem vorherrſcht, neben einer weichen und reflectirenden Sittlichkeit. In dieſer iſt der Dichter zuweilen bis zur bürgerlichen Idylle hingeſtreift, beſonders in der Scene des Antrages von Eugeniens Retter. Jenes hat der Klage des Vaters den tragiſchen Nachdruck und das große Uebergewicht gegeben.

Es iſt nicht meine Meinung, damit das Werk nur gleich unter Dach und Fach zu bringen, ſondern nur ſeine Geſtaltung auszudrücken. So wie es iſt, liegt demnach des Dichters ganze Gediegenheit im Räthſel verborgen; er hat auch ſeine Kraft nicht zurück gehalten. Sie zeigt ſich überwältigend im dritten Acte, der nur einem Thema gewidmet iſt, gleichſam eine Tragödie für ſich bildet, und zugleich von der größten Bedeutung für die Compoſition wird, indem ſich von ihm aus der Umſturz des Reiches bereitet. Daß die väterliche Klage auf eine Lüge gegründet iſt, und der wahrſte Schmerz einer Falſchheit begegnet, deren ſeine aber furchtbare Feſſeln ſeine ganze Gewalt nicht zu durchbrechen vermag, das gibt dem Tragiſchen in ihr das characteriſtiſche Gepräge des Funeſten der Zeit-Epoche — ich kann es nicht anders ausdrücken — und verbindet es dadurch mit dem Uebrigen. In ſolchem Sinne wird ſie auch durchgeführt durch die Dazwiſchenkunft des Geiſtlichen, der das Bild der Tochter methodiſch in der Imagination des Vaters zu zertrümmern ſucht. Die Art, wie er ſchonungslos die geliebte Geſtalt durch den Sturz zerſchmettert vorſtellt,

gibt uns zwar nur zu ſehr ein Bild ihres wirklichen Zuſtandes; denn hat der Dichter nicht ſelbſt ſein herrlich ausgeſchmücktes Geſchöpf zerbrochen? Eugeniens Lage in den letzten Acten, wo ſie, immer von neuem getäuſcht, Hilfe ſucht, und gedrängt auf den ſchmalen Raum zwiſchen dem weiten, furchtbaren Meere, vor dem ihr kindliches Herz ſich entſetzet, und der dunkeln Hütte des Bürgers, die ihr königlicher Sinn von ſich weiſt, hin und her ſchwankt, iſt zerreißend für den Zuſchauer und in ſo fern fremd der ſonſtigen Milde des Dichters, der uns ſelbſt in ihrer Rettung für jetzt nur eine faſt unerträgliche Heilung gewährt.

Eugenia iſt der umfaſſendſte weibliche Character, den er je hat darſtellen wollen. Wenn Iphigenia in ihrer plaſtiſchen Bildung wie unbeweglich da ſteht, ſo regt und bewegt jene ſich in einer höchſt lebendigen Miſchung, und doch immer noch plaſtiſch gebildet. Sie iſt eine geborne Herrſcherinn, ſo held wie heldenmüthig, der anmuthige Reiz umſpielt ihren Ernſt; ſie traut es ſich zu, eine feindliche Welt zu gewinnen und zu lenken: wir ſehn ſie kühn, kindiſch und mitten im Ergötzen am Putze und dem Glanze, der ſie erwartet, mit Thaten ausſinnender und dichtender Begeiſterung erfüllt. Wir ſehn ſie wirklich als Dichterinn, und das feſtliche Sonnett, das ſie für den König nieder ſchreibt, macht wieder einen ſchönen Gegenſatz mit dem folgenden, wo ſie, ſehr bedeutſam unterbrochen, das Geſchriebene in ein geheimes Wandſchränkchen verbirgt, dem ſie als Kind das liſtig entwandte Zuckerwerk anzuvertrauen pflegte, und nun das wichtigſte Geheimniß ihres Lebens da niederlegt. Sie bleibt ſich auch bis ans Ende gleich, obwohl unter ſo ſchwerer Prüfung die noch ungeübten Kräfte wanken mußten. Wenn es ſich dennoch ergäbe, daß wir kein volles Herz zu ihrer Liebenswürdigkeit gewönnen, ſo liegt der Grund vielleicht darin, daß die gegebene Erziehung und Bildung mit aller Härte des Gegebenen an ihr durchblickend, auf die ſtrengen und großen Zwecke einer königlichen Bildung deutet, mit denen nicht jeder Sinn ſogleich vertraut iſt. Selbſt die herbere Hülle der Jugend, welche ihr, ſo ſchön und richtig gedacht, noch gelaſſen worden iſt, trägt dazu bei. Die Anlage dieſes Weſens iſt in der That ſo, daß der Dichter alles damit machen kann, ohne aus deſſen Natur heraus zu gehen. Er kann Eugenien den Tod finden laſſen, Jugend, Schönheit, Hoheit und die Dauer ſelbſt in ihr zertrümmern, daß ſich dann über ihrem Grabe der bürgerliche Krieg entzündet: oder er kann ſie aufbewahren, um in ſchreckenvollen Zeiten den ihrigen als Schutzengel zu erſcheinen, und den umgeſtürzten Thron wieder aufzurichten. Jetzt iſt das Kleinod nun wie die Elektra des Euripides, dem ungleichen Gemahl übergeben, unentſchiedener zwar, ob dieß tragiſch oder tröſtlich zu nehmen iſt, und in ſo fern beides nicht. In ſo fern iſt auch die Beſchloſſenheit und Verſöhnung nicht in den Theil gelegt, ſondern bis ans Ende aller Theile hinaus geſchoben.

Am liebſten hätte ich Eugenien geſehen, etwa der Gefährtinn entflohen, was ſo leicht ſcheint, unter Hirten auf dem Felde, denen ſie Lieder gedichtet, die ſie als Herrſcherinn unter ſich gekrönt und ihr im Schmucke der Blumen den Glanz der Juwelen wieder vorgebildet hätten. Man iſt auch in jedem Momente noch geneigt, auf die Nähe einer ſchöneren Welt zu hoffen; bis zum letzten bleibt der Ausgang durchaus unerrathbar, und beſonders vermuthet man am Schluſſe des vierten Actes, daß ſich der fünfte in einer reichen Fülle aufthun werde. Statt deſſen iſt er faſt nur eine ſymmetriſche Wiederholung des vorhergehenden, und bannt uns unerbittlich in den engen Zauberkreis einer unheimlichen Welt. Will uns der Dichter hier feſt halten? Soll das Bild der Zeit uns nicht über die Zeit erheben?

Wenn die weit um ſich greifende Begebenheit auf dieſe Weiſe durchgeführt werden ſoll, ſo muß ſie auf das Cabinet und die Intrigue beſchränkt werden. Das Gewicht, welches auf den Zwieſpalt des königlichen Hauſes gelegt wird, läßt dieſe Abſicht vermuthen. Da der Dichter ſeinen Stoff ſo ganz und gar nicht epiſch genommen, wie Shakespear zum Beiſpiel die bürgerlichen Kriege in England, da er ihn durch ein ſymbeliſches Ereigniß nicht wohl darſtellen konnte, indem die neueſte Geſchichte dergleichen keines oder zu grauſame hat, ſo will er uns vielleicht wirklich ein Cabinet-Stück im maleriſchen Sinne geben, ein Bild der ungeheuren Zeit in kleinen Rahmen und Proportionen, und er hat, ſtatt des Ereigniſſes, eine einzelne Geſtalt, die ſich ihm darbot, gewählt, an dieſe alles knüpfend, um die Menge der Geſtalten dadurch zurück zu drängen. Hierdurch hätte er ſogar die Freiheit gewonnen, es in Miniatur auszuführen. Nur drückt es ſich eben darum noch nicht deutlich aus, und wir wiſſen nicht, was aus dem Gemälde werden ſoll und kann. Was erblickt wird, iſt unläugbar aus der Tiefe gearbeitet, aber mit einem gewiſſen particulairen Eigenſinne des Künſtlers.

Am reinſten hat ſich die Idee hervor gehoben, die reine Liebe eines Vaters auf die Herrlichkeit des Gegenſtandes gegründet, mit dieſer Gewalt, dieſem Feuer, dem ans Phantaſtiſche gränzenden Schwunge darzuſtellen, daß ſie als Leidenſchaft hinreißend wirkt. Auch iſt dem Vater zugleich von der politiſchen Seite die Stärke und

Einſicht mitgetheilt, welche ſeinen Character vollenden. Der Secretair, der Geiſtliche, die Hofmeiſterinn erſcheinen als unpoetiſche Exemplare einer zweideutigen Gattung.

In der einzelnen Ausführung iſt das Bezugreiche das am meiſten Poetiſche. So bildet der Sturz von dem ſteilen Felſen und alle Umſtände dabei den nahen Sturz Eugeniens vor. Der Schlüſſel, den ſie von ihrem Vater zu den Koſtbarkeiten empfängt, die er ihr ſendet, das Verbot, ſie ſich vor der Zeit anzueignen, das ſie bricht, die Störung ihrer Begeiſterung, alles iſt bedeutend eingewebt, und ſpiegelt ſich nach mehreren Seiten hin und zurück. Der Umſtand mit der Verbergung der Briefſtaſche in den geheimen Schrank erinnerte mich, da er hier nicht weiter benutzt iſt, an das verbundene Geſicht der alten Barbara im Wilhelm Meiſter, wo es ſo zufällig erſchien und weſentlich vorbereitete.

Die Sprache dünkte mich gewählt und ſtark im Ausdrucke, weniger gefällig wie im Taſſo, aber mehrmahls ſich bis zur höchſten Schönheit erhebend, die Verſe in einem ſtrengeren Rhythmus wie gewöhnlich, allein nicht ſo ſehr durch Harmonie ausgezeichnet.

Nach einer allegoriſchen Anſicht, welche manche ſich ausgedacht haben, und die ich Ihnen nicht vorenthalten will, wäre Eugenia: die Freiheit, die der milde König geſonnen iſt aufzunehmen und anzuerkennen; ſie wird ihm in ihrer wahren Geſtalt durch die Anſchläge der Verworfenen entrückt, welche die Stützen des Thrones ſeyn ſollten, und freventlich alles untergraben, um im Aufruhr der Dinge ſich zu Herren aufzuwerfen; ſein eigener Nahme wird dabei gemißbraucht. Eugenia ſucht Schutz bei dem Adel, bei der Geiſtlichkeit: dem tiers état wird endlich das Pfand anvertraut. Wenn der Verfaſſer dieſes gewiß nicht gewollt hat, ſo darf er doch nicht zürnen, daß man es ſich unter andern auch ſo denkt. Je tiefer das Werk, je vielſeitiger läßt es ſich auslegen, und wie kann der Dichter um alles wiſſen was er hinein gelegt hat?

Im Ganzen kann ich ſagen war der Eindruck der, den eine völlig fremde, faſt ſeltſame Erſcheinung macht, durch welche man gleichwohl nicht außer ſich ſelbſt, nicht über ſich hinaus verſetzt wird, ſondern bei einer ſchmerzlichen Beſonnenheit bleibt.

Phantaſien am Ufer der Iſar.

Gleitet hin ihr Wogen, Bilder verſtobener Jahrhunderte, deren Andenken die geſchäftige Zeit mit roher Hand von Büſten und Monumenten wiſchte! Es war — wie viel des Guten und Schlimmen liegt in dieſem Wörtchen! — Eine Welt gäben wir hin, einen ewigen Vorwurf in dieſer Silbe vernichten, ſie mit einer anderen vertauſchen zu können. —

Der Menſch — welch wunderbares Geſchöpf! er gebietet der Schöpfung und zürnt, daß ſie gehorcht; er kriecht freiwillig im Staube, und vergiftet die Ruhe der Erhabenen mit den Biſſen des Neides; er wünſcht alles zu beſitzen, um nichts zu genießen. Die Zeit iſt für ihn ein träges Rad, wenn es nicht Wechſel auf Wechſel häufet, ein fürchterlicher Ocean, wenn ſie ihm ſeine Freuden raubt. Nur eine Schöpfung, und ſo viele Herren darüber! Dieſer Sohn der Natur iſt ſtolz auf eine Copie der beſſeren Menſchheit, der er das Daſeyn gab, wozu er aber das Original in der Wirklichkeit vergebens ſucht, und alſo den Maßſtab für ſeine verdächtige Schöpfung dem Blicke entrückt findet. Die Eigenliebe verſteigt ſich in ihm ſo weit, daß er vor ſeinem eigenen Werke die Knie beugt. — Er iſt Sclave ſeiner Vernunft, ſo lange ihm die Sinnlichkeit nichts mehr bietet. Er ſtrebt beſtändig mit großer Emſigkeit nach etwas, das er erſt erkennt, wenn es nach dem Genuſſe ſchon wieder verſchwunden iſt. Glück nennt er dieſes myſtiſche Ding. Es neckt ihn immerwährend mit ſeinem Schatten. Hat er es je einmahl gehaſcht, und mit Bewußtſeyn darin geſchwelgt, ſo vergißt er darob die Zeit zu beſolden. Sie führt jetzt einem anderen ihre Schätze zu, und er fühlet tief die Strafe des rächenden Gnomen in langer Weile und Ueberdruß. Stets hadert der unglückliche Sterbliche mit ihr. Mürriſch, wie die letzten Stunden des grauenden Winters am Abende unſeres Lebens fordert er von ihr, um zu verwerfen, und verwirft, um wieder zu fordern. Nichts als Widerſpruch! Wechſel iſt das große Loſungswort der Natur, und ihr ſtammeln es alle Geſchöpfe nach. Der Menſch verwandelt Harmonie in Diſſonanz, um Wechſel zu haben, und entlockt ſeinem Herzen Seufzer, um ſeine Freuden damit würzen zu können. Seine Vernunft ſchmiegt ſich wie der gelenkige Nacken unter fremdes Joch und unter fremde Meinungen.

Iſt dieß das Bild des erhabenen Erdengottes? Der Schauder ob meinem eigenen Bilde, das mir die glatte Fluth entgegen ſpiegelt, macht mir den Pinſel entfallen. Nehmt mich hin, ihr Wogen! bergt mich vor meinem eigenen Selbſt! Doch — auch hier Verfolgung, auch hier Kampf und Tod? Jene Welle dort, wie ſie ſich, auf ihr Seyn pochend, mit gemeſſenen Schritten dahin trägt. — Ein herrlicher Anblick! aber ach! jetzt drohet eine zweite ſie zu verſchlingen. — ſie kämpfen — die

majeſtätiſche Welle iſt beſiegt, und krümmt ſich vergebens unter der Laſt der Siegerinn. Eine dritte kommt, und die ſtolze zweite unterliegt. Ihr trauten Freunde! ihr ſpielt mir das menſchliche Leben in unverfälſchter Farbe vor; kein verrätheriſcher Schleier deckt eure Handlungen. Unbeſorgt und frech jagen wir in der Jugend den ſparſamen Freuden des Lebens nach, ach nur zu ſchnell! Allmählig erhebt ſich ein Orcan, er wirft die friedlichen Wogen durch einander, um ſie zu entzweien, der Kampf beginnt, und der Günſtling des Glückes ſiegt. Die Abendſonne des Lebens beſcheint den Kampfplatz, und zeigt im Weſtere die Blutfahne am ſchwindenden Horizonte. Der Fluch des Daſeyns iſt mit Hieroglyphen auf die Menſchenſtirnen geſchrieben. — Dieſer Gedanke faßte mich heftig. Ich erwachte. — Es war ein Traum, und — Träume lügen.

Volks-Characteren.

Kaiſer Carl V. ſchilderte einſt die Characteren einiger europäiſchen Nationen auf folgende Weiſe: „Die Franzoſen — ſagt er — ſcheinen närriſch zu ſeyn, und ſind klug. Die Spanier ſcheinen klug zu ſeyn, und ſind Narren. Die Italiener ſcheinen klug zu ſeyn, und ſind es wirklich. Die Deutſchen ſcheinen nicht klug zu ſeyn, und ſind es auch wirklich nicht.“ Hat dieſer Kaiſer den Deutſchen wohl nicht Unrecht gethan? —

Der Philoſoph Kant hingegen characteriſirt dieſe Nationen auf folgende Art; „Die Franzoſen ſind höflich, lebhaft, leichtſinnig, veränderlich und freiheitsſchwindelnd. Die Engländer ſind beharrlich, wohlthätig, gewinnſüchtig, ſtolz und ungeſellig. Die Spanier ſind mäßig, ſtolz, religiös, gravitätiſch, unwiſſend, grauſam und faul. Die Italiener ſind frohſinnig, feſt, affectvoll und meuchelmörderiſch. Die Deutſchen endlich ſind häuslich, ehrlich, beſtändig, phlegmatiſch, fleißig, beſcheiden, ausdauernd, gaſtfrei, gelehrt, nachahmend und titelſüchtig.“

Das Fehlerhafte in den Volks-Characteren ſchildert Kant ſehr lakoniſch alſo: Frankreich iſt das Moden-Land; England das Land der Launen; Spanien das Ahnenland; Italien das Prachtland; Deutſchland das Titel-Land.

Luther ſagt endlich von allen Nationen, wer unter denſelben vor zwanzig Jahren nicht ſchön wird, vor dreißig Jahren nicht ſtark wird, vor vierzig Jahren nicht klug wird, und vor fünfzig Jahren nicht reich wird, der wird es wohl nimmermehr werden.

Gedanken und Reflexionen.

Das ganze Leben von Anbeginn an iſt nichts als eine Annäherung zum Tode, und dieß iſt ſeine traurigſte und zugleich ſeine erfreulichſte Anſicht. Die Bürgſchaft für Sterblichkeit und Unſterblichkeit zugleich.

Selten macht das Leben oder der Zuwachs der Jahre gute Menſchen beſſer, oder die ſchlechten gut; ſondern dieſe nur ſchlechter, und jene — dem Himmel ſey es gedankt, wenn es dabei bleibt — nur kälter und klüger.

Wer zehn Jahre auf Menſchenkenntniß ausgegangen iſt, der weiß gewiß im elften, daß es ſelten der Mühe lohnt, ſie kennen zu lernen; nie darauf auszugehen. —

Vornehme Hofleute ſuchen ſich gewöhnlich nur Freunde, und brauchen ſie, wie Quatremere Diſjonval ſeine Spinnen, damit ſie ihnen das Wetter prophezeien.

Sollten die Menſchen auf der Erde nicht ihre angewieſenen Stellen und ihre Bahnen haben, wie die Geſtirne am Himmel, und ſollten höhere Geiſter dieſe nicht berechnen, wie wir die Bahnen der Geſtirne? — Unſere Heroen können füglich die Cometen repräſentiren; ſie ſtreifen umher und verwüſten.

Der noch nicht ganz verdorbene Menſch empfindet nie tugendhafter, als nach einem begangenen Fehltritte, wünſcht nie aufrichtiger, durch gute aufopfernde That die böſe begangene zu löſchen, und, Heil ihm! wenn ihm in ſolchen Momenten — ſie dauern oft lange — ein rettender Engel erſcheint; dann iſt ſeine Bekehrung entſchieden. — So ſagt, wenn ich nicht irre, Jean Paul irgendwo: „Hat dir dein Freund mit Unrecht gezürnt, ſo gib ihm Gelegenheit, dir großmüthig eine Wohlthat zu erzeugen; ſein Herz wird zerfließen, er wird an deine Bruſt ſinken, und mehr dein Freund ſeyn als zuvor.“

Zuſatz zu Sitten der Zeit in Nr. 24.

Eine Geſchichte des Tabaks in Baiern, in welcher verſchiedene merkwürdige Geſetze gegen das Tabak-Trinken in Baiern und anderen Ländern angeführt werden, findet man im baieriſchen Regierungsblatte vom Jahre 1802. S. 113. 152. 215. 231. 439. 544. u. ſ. w.

1805. Nr. 27.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 4. März.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Geiſt der Zeit.

Es iſt ein großer Beweis unſerer ſteten Vervollkommnung, daß wir dunkle Gefühle in Worte zu kleiden wiſſen, ohne noch über ihren Begriff einig zu ſeyn. Das Gefühl legt hier dem Verſtande Aufgaben vor, die er erſt nach langem Kampfe der Ungewißheit zu löſen vermag. Es ſucht ſich ihrer zu entladen, und überläßt es den kommenden Zeitaltern, den Kampf der Stoffe im Reiche der Formen zu enden.

Jede Nation hat in jedem Zeitalter einen Geiſt der Zeit. Er iſt der Grademeſſer der menſchlichen Vollkommenheit. Da wir billig annehmen dürfen, daß ein Volk, das ſich der Vollkommenheit einmahl zu nähern verſucht hat, nie mehr ſtille ſtehen könne, ſondern entweder ſteigen oder fallen müſſe; da ſelbſt das Stillſtehen, gemäß dem Zwecke eines beſtändigen Fortſchreitens, ein Fallen iſt, ſo muß nothwendig jede nur etwas gebildete Nation einen Geiſt der Zeit haben. Die Verſchiedenheiten desſelben in verſchiedenen Epochen hängen zu ſehr von zufälligen Umſtänden ab, als daß ſich ein beſtimmter Mittelgrad anwenden ließe, der wenigſtens in den meiſten Fällen zutrafe.

Der Geiſt der Zeit umfaßt alle gebildeten Völker der Erde, aber auch jede einzelne Nation hat ihren Zeitgeiſt; er athmet in den moſaiſchen Mythen; er belebt die Schriften der Weiſen Griechenlands; er leuchtet aus den Jahrbüchern unſerer ſüdlichen Erzieher hervor, ſpricht von dem Dreifuß der begeiſterten Prieſterinn herab, donnert aus den Mönchszellen über die Erde hin, und brütet in den Köpfen der Philoſophen über das unbekannte Land ſchöne Träume. Daß der Zeitgeiſt bei jedem Volke einzeln aufgeſucht, und dann erſt aus ſeinen Theilen das Ganze conſtruirt werden müſſe, daß er aber vielleicht ſchon unter der Hand eines ſolchen Anatomen veralte, daß er mithin in jeder Zeit-Periode mehr oder minder ſeine Natur verändere, aber eine Nation, die nicht wie der Kamtſchadale auf jede Annäherung zu einem höheren Standpuncte Verzicht gethan zu haben ſcheint, ſich nie ohne ihn denken laſſe — dieſe Sätze liegen ſo klar vor Augen, daß ſie nicht erſt eines Beweiſes bedürfen. Aber was der Geiſt der Zeit eigentlich ſey, ob er in den Hütten des Landmannes, an den Altären der Gottheit, im Prunke des Hofes, oder am Pulte des Gelehrten zu ſuchen ſey — dieß iſt die wichtige Frage, deren Beantwortung ſo ſchwierig dünkt. Wir dürfen nie vergeſſen, daß dieſes Wort dazu geſchaffen iſt, den Zuſtand der geſammten Menſchheit in ihrem Ganzen und in ihren Theilen auszudrücken, aber auch nicht, daß wir dieſen Zuſtand nur aus einem Winkel der Erde, von Vorurtheilen groß gezogen, im ſteten Rauſche mit ihnen wechſelnd, durchblicken

und beurtheilen können. Welcher dieser aber sey, liegt nicht und kann nicht im Worte liegen. Jedem bleibt es selbst überlassen, sich einen Begriff davon nach dem Maße seiner Erfahrungen zu bilden, die er freilich oft sehr unrichtig, oft in einem zu kleinen Kreise mit geringem Beobachtungsgeiste oder desto größerer Nachlässigkeit, mit mancherlei Vorliebe gemengt, aufgefaßt hat.

Wenn wir bedenken, wie so ganz subjectiv alles dieses ist, so kann uns die Erscheinung nicht mehr auffallen, daß sich die meisten Begriffe vom Zeitgeiste so verworren und widersprechend zeigen. Um den Zeitgeist gehörig entwickeln zu können, müssen wir ihm wohl im Detail bei einzelnen Völkern nachspüren, aber uns zugleich vor einem Falle hüten, der so gewöhnlich geschieht, nähmlich die Resultate, die man aus einem Theile gezogen hat, zu denen des Ganzen zu machen. Wenn wir den Geist unseres oder eines verflossenen Zeitalters zergliedern wollen, so müssen wir uns vorerst die Frage stellen: Auf welcher Stufe der Cultur steht oder stand jedes Volk? Haben wir jede Nation durchlaufen, sie am Pfluge, in der Werkstätte, vor dem Throne der Gottheit, im Circus, auf der Börse und in den Cabinetten der Regenten beobachtet, so enden wir die ungeheure Arbeit damit, uns zu fragen: Worin kommen alle Völker mit einander überein, worin weichen sie von einander ab? Die Vereinigungs- und Unterscheidungspuncte gehen als Resultate aus dieser Untersuchung hervor. Nun brauchen wir nur noch, gemäß einer gehörigen Abstraction, das oberste Resultat zu ziehen, und wir sind am Ziele.

Wir haben hier bloß die Methode gesehen, den Zeitgeist aufzusuchen; allein die Frage gehörig zu lösen: Welchen Werth hat unser Zeitgeist für sich, und in Vergleich mit verflossenen Jahrhunderten? — dazu stehen uns alle jene Hindernisse im Wege, die der Verbindung aller subjectiven Ueberzeugung zur absoluten Wahrheit entgegen stehen. Bei einem nur wenig scharfen Blicke werden wir in den meisten Urtheilen die Vorurtheile und Lieblingsneigungen eines jeden im Hintergrunde erblicken, wenn sie nicht in das Ganze so künstlich verwebt sind, daß nur ein geübtes Auge dazu gehört, durch allen diesen Schein durchzublicken. Wer wagt es, seine Vortheile und Nachtheile gehörig zu würdigen, und uns genau den Punct anzugeben, um den wir weiter gerückt oder zurück getreten sind? Wer kann mit ächtem Bewußtseyn behaupten, alle Fesseln des Vorurtheiles abgestreift zu haben? Ist nicht die Meinung, kein Vorurtheil zu haben, vielleicht das größte? Wenn der gemeine Mann sagt: die Welt wird immer schlimmer, so versteht er darunter den Zeitgeist. Der gebildete Mann sagt: die Welt wird immer besser, und beide haben Unrecht, so lange nicht erwiesen ist, daß der Mensch sich der Vollkommenheit ununterbrochen und ohne Rückfall nähere. Wie schwankend ist nicht schon der Begriff von Vollkommenheit? Noch vor ein Paar Jahrhunderten verstand man jene religiöse Mißgeburt darunter, die Schwärmer und Tollköpfe heiligte; und nun ist ein edler Mensch und ein guter Staatsbürger das Ziel, nach dem wir ringen. Jenem Begriffe, der auch noch jetzt eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Anhängern hat, verdanken wir die Gräuel unvergeßlicher Religions-Kriege; diesem auf den Flügeln der Litteratur empor gehoben, menschlichere Kriege und Friede im Innern. Die Uebergänge von einem zum anderen gleichen denen von einem verheerenden Gewitter zum freundlichen Sonnenblicke und zum Wiederaufleben der gebeugten Natur.

Diese zerstreuten Bemerkungen sind hinlänglich, das Wesen und die Natur des Zeitgeistes zu erklären; ihn in allen seinen Theilen zu entwickeln erfordert mehr, als ich mir hier zu leisten vorgenommen habe.

Historische Notizen über den Ursprung der Schauspiele in Frankreich.

Am 19. November 1348 nahm die Brüderschaft von der Passion von dem ehemahligen Hotel von Bourgogne Besitz. Von diesem Tage an läßt sich der Ursprung der Schauspiele in Frankreich datiren, denn die so genannten Comödien einiger Troubadours verdienen diesen Nahmen nicht. Bernard von Paräsols war der erste unter ihnen, der unter dem Titel: Mysterien, eine Art von Tragödien schrieb. Bis zur Regierung Carls V. findet man keine Spur von Schauspielen; die Comödianten, Seiltänzer, Possenreißer, welche Ludwig IX. durch die Erneuerung der Ordonnanzen von Philipp August aus dem Königreiche verwieß, spielten bloß Pantomimen, welche Constanze von Provenze, die Gemahlinn Roberts, gegen das Jahr 1009. eingeführt hatte.

Anfangs kannte man keine anderen Schauspiele als die Mysterien. Ihnen folgten andere Gattungen unter den Benennungen: Moralités, farces, sotties. Am 6. Januar 1378 gab Carl V. im großen Saale des Palastes dem Kaiser Carl IV. und seinem Sohne Wenzeslaus ein großes Fest. Zu Ende desselben spielte man ein Mysterium, welches die Einnahme von Jerusalem durch Gottfried von Bouillon zum Gegenstande hatte.

Im Jahre 1420 ſpielte man beim Einzuge der Könige von Frankreich und England das Myſterium von der Paſſion.

Im Jahre 1424 führte man beim Einzuge des Herzogs von Bedfort, der ſich Regent von Frankreich nannte, das Myſterium vom alten und neuen Teſtamente auf.

Im Jahre 1378 errichteten einige Bürger von Paris zu St. Maur ein Theater, und führten die Paſſion daſelbſt auf. Der Prevot von Paris that durch einen Befehl vom 3. Junius dieſen Vorſtellungen Einhalt; allein ſie wandten ſich an den Hof, und wandelten, um ihrem Geſuche eine günſtige Aufnahme zu verſchaffen, ihre Geſellſchaft in eine Brüderſchaft um, unter dem Titel: „Von der Paſſion U. H." Am 4. December 1402 erhielten ſie ein königliches Patent über ihre Anſtalt, und ließen in einem zur Aufnahme von Pilgern und Reiſenden beſtimmten Hauſe, im Hotel de la Trinité, ein Theater erbauen, welches bis 1547 beſtand.

Der Raum dieſer Blätter erlaubt uns nicht, die Nahmen der daſelbſt aufgeführten Myſterien anzuführen, wir heben nur einige aus: „Das verliebte Paradies; die Verſammlung der zwölf Damen; das Leben des heiligen Joan Baptiſte ꝛc." Nichts kann widerſinniger und unanſtändiger ſeyn, als „Die Wunderwerke U. L. F." Die heilige Jungfrau tritt darin als die Vertheidigerinn aller böſen Händel auf, und verhindert ihre Beſtrafung. Folgendes ſind noch die anſtändigſten Titel einiger dieſer Wunderwerke: „Comment la femme du roi de Portugal fua le Sénechal du roi et sa propre cousine, dont elle fut condamnée à ardoir, et N. D. l'en garantit. — St. Mercure tue l'empereur Julien par ordre de la Vierge. — Comment N. D. délivra une abbesse, qui étoit grosse de son clerc. — Comment N. D. donne du lait de ses mamelles à un evêque dans un jonc d'or. — Le Sénechal se rend hermite et se fait crêver les yeux pour voir N. D. en sa beauté. N. D. lui rendit la vue.

Nicht allein zu Paris führte man ſolche Myſterien auf; es gab damahls ſchon wandernde Schauſpieler-Truppen. Im Jahre 1458 gab man zu Lille bei dem Einzuge Carls des letzten Herzogs von Bourgogne das Myſterium „Von dem Urtheil des Paris." Die guten Flamänder hatten drei Weiber aufgetrieben, die die Juno, Venus und Pallas vorſtellten; die Juno war von rieſenhafter Statur und ungeheurem Umfange; die Göttinn der Liebe war ſehr dürr und hager; Pallas war eine kleine buckliche Zwerginn. Die drei flamändiſchen Göttinnen ſpielten ihre Rollen nackt wie die Hand. (Pontus Heuterus hist. de Bourg. Lib. V. d. 305.)

Das Theater de la Trinité beſtand hundert fünf und vierzig Jahre auf demſelben Fuße. Franz I. beſtätigte 1518 ſein Privilegium. Bald aber mißfielen dieſe ernſthaften Vorſtellungen, weßhalb man ſie mit niedrig-comiſchen Farcen untermiſchte; zum Beiſpiel von dem Arzte, der dem Kinde einer ſchwangeren Frau die Naſe dreht. Auch dieſes Gemiſch von Geiſtlichem und Profanem gefiel nicht lange mehr. Was unter Carl VI. erbauet hatte, ſcandaliſirte unter Franz I. Ein Schluß des Parlements vom 30. Juni 1547 gab das Hotel de la Trinité ſeiner erſten Beſtimmung wieder; die Brüderſchaft kehrte ins alte Hotel von Bourgogne zurück; als man ihr aber die Erlaubniß zu ihren Vorſtellungen bloß unter der Bedingung ertheilte, nur profane und honette Gegenſtände zu wählen, und zwar mit dem ausdrücklichen Verbote, keine geiſtlichen Myſterien aufzuführen, hielten es die Glieder unter ihrer Würde, ſolche profane Comödien zu ſpielen, und überließen daher ihr Theater einer Geſellſchaft von Schauſpielern, welche ſich damahls bildete. Sie behielten ſich bloß zwei Logen vor, um im Stande zu ſeyn, das Talent ihrer Nachfolger beurtheilen zu können. Dieß war das Ende der Myſterien, der Moralitäten und Farcen in Frankreich.

Unter den Autoren derſelben verdienen folgende einiger Auszeichnung: Peter Griezore, Baudement genannt, Waffenherold des Herzogs von Lothringen, Verfaſſer von dem Narrenfürſt und der Narrenmutter, aufgeführt am Faſtnachtdienſtag 1511; Bonaventura Deeperiers; Octavia von St. Gelais; Carl Etienne; Margarethe von Valois, Peter Ronſard, Luiſe Labbe und Theodor von Beze.

Hercules.

Die Mythologie erzählt uns ſo viele Wunderthaten von dieſem Helden, daß es ſich wohl der Mühe lohnen möchte — da doch die Fabel der Alten ſich immer auf ein geſchichtliches Datum gründet — denſelben einiger Unterſuchung zu würdigen. Vielleicht, daß die Meinung, die hier angeführt wird, eine ſchärfere Prüfung veranlaßt.

Herakel und Harokel (Hercules) heißt in der hebräiſchen und phöniciſchen Sprache ein Kaufmann, und die Heraciden der Egyptier, Phönicier und Griechen ſcheinen große Geſellſchaften und Familien verſtändiger Männer geweſen zu ſeyn, die ſich mit ausländiſchem Han-

del beschäftigten, und in ihrem Vaterlande reich und mächtig wurden.

In Griechenland und Egypten sollen, wie Herodot versichert, vier und zwanzig Heracliden gewesen seyn.

Es scheint hier eine Aehnlichkeit dieser Heracliden mit den acht und zwanzig Familien der Venezianer zu bestehen, welche bei der ehemaligen Republik Venedig alle adelig, und allein das Staatsruder zu führen fähig waren.

Auf diese Art ließen sich nun alle Wunder erklären, welche Herodot, Homer, Paläphatus, Aelian u. a. von diesem personificirten Hercules erzählen, und seine Vergötterung würde sodann nach den Grundsätzen der Mythologie von selbst deutlich. Aus solchen Familien, die durch den Umgang mit fremden Nationen, auf ihren Reisen, und durch den geführten ausgebreiteten Handel mächtig, reich und verständig wurden, entstanden in der Folge gute Staatsmänner, große Helden.

Selbst von den Säulen des Hercules ließe sich dann behaupten, daß sie gesetzt wurden, um den Kaufleuten, oder einer ganzen Handlungsgesellschaft an den entferntesten Küsten ihre Niederlagen, Handelsorte oder Seefahrten zu bezeichnen; und diese Meinung dürfte vielleicht zuverlässiger seyn, als die einiger Gelehrten, welche sie für Ueberbleibsel alter Mühlen halten.

Probe der russischen Staatssprache im ersten Viertel des XVI. Jahrhunderts *).

Im Jahre 1523 kam eine russische Gesandtschaft nach Valladolid. Das Schreiben, das der Gesandte dem Könige übergab, war des Inhalts:

Magnus Dominus Basilius Dei gratia Imperator ac dominator totius Russiae etc. Serenissimo et Potentissimo Carolo electo Imperatori Romanorum et Supremo Regi Ungariae etc. Salutem et omnis boni incrementum.

Serenissime Rex! misistis ad nos vestrum hominem Bartholomaeum cum vestris literis, in literisque vestris nobis scripsistis in fraternitate et charitate, et vester nuncius Bartholomaeus ex parte vestra idem dixit, quod vultis nobiscum esse in fraternitate et charitate. Misimusque nunc nostrum hominem Jacobum Joannis, et quando pervenerit ad nos Jacobus Joannis, si vultis nobiscum fieri in fraternitate et charitate, sicut eramus nos et avus vester Maximilianus Imperator, tunc unacum nostro homine Jacobo Joannis mittere potestis ad nos vestrum bonum hominem, qui inter nos possit tractare de fraternitate et charitate, sicut fuit cum avo vestro in fraternitate et charitate. Datus in Columna mensis Junii die XXVI.

*) Aus des Petr. Martyr von Anghiera opus epistolarum Amstelodami apud Elzevirium 1670. Fol. p. 458.

Gedanken und Reflexionen.

Eine der unheilbringendsten Meinungen des gemeinen Catholicismus ist die, daß er Reue mit Bekehrung verwechselt, oder dafür nimmt. Nichts ist leichter, und in gewisser Hinsicht süßer, als Bereuen, und nichts genügt der Phantasie und schadet dem Gewissen mehr, als öftere Reue. Sie ist ihm, was dem Leibe Aqua toffana und Successions-Pulver sind.

Mancher tugendhafte, unschuldige Jüngling sieht so sicher und unbefangen an der Seite des Lasters, als der Nachtwandler auf der Spitze des Daches: zeige ihnen die Gefahr, und sie sind beide verloren.

Große Männer und große Kirchthürme aus der Ferne betrachtet, machen eine ganz entgegen gesetzte Wirkung.

Wir beklagen es, daß den Geschichtschreibern der Vorzeit oft so wenig Urkunden zu Gebote stehn, und des Forschens darnach ist mit Recht kein Ende. Wie aber wird die Geschichte unserer Zeit aussehen, wenn die Nachwelt sie einst nach den Stößen von Urkunden, den ewigen Friedensschlüssen, Freundschaftsbündnissen, den Manifesten, Proclamationen, den Stimmensammlungen der Völker ꝛc. und den officiellen Blättern, hier le Moniteur, dort the Morning chronicle ꝛc. ꝛc. schreiben will? — Hilf Himmel! welch ein beurkundetes — Gemälde! —

Außer einem Cirkel übersieht man denselben ganz, je näher dem Mittelpuncte, je weniger; im Mittelpuncte selbst immer nur die Hälfte. — Die Anwendung ist leicht.

„Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci," sagt Horaz bekanntlich. Wahrscheinlich hatte Suwarow dieß beherzigt, als er 1795 zu Warschau am Jahrestage der Einnahme Praga's seinen Kriegern einen Ball gab, und für die Seelen der Erschlagenen zwanzig tausend Messen lesen ließ.

„Wen Gott lieb hat, den züchtigt er." Demnach dürfen die Holländer sich einer ganz besonderen Affection rühmen.

C—.

1805. Nr. 28.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 6. März.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ueber die Preßfreiheit.

(Aus einer franzöſiſchen Zeitſchrift.)

Man hat irgendwo geſagt, die guten Geſetze verdanke man den ſchlechten Sitten, und dieſe Bemerkung ſcheint mir richtig zu ſeyn. Immer ging die Krankheit der Cur voraus, und ohne das Fieber würde man die China-Rinde nicht kennen. Die Geſetze ſind alſo nichts anderes, als die Heilmittel des Staatskörpers. Aber ſo wie bei der phyſiſchen Organiſation des einzelnen Menſchen jede Cur eine neue künſtliche Krankheit iſt, ſo iſt es auch hier in politiſcher Hinſicht, und die Geſetze ſind ſelbſt oft die Quelle von Verbrechen, welche ſie von neuem beſtrafen müſſen. Diejenigen, die ſolche Geſetze geben, kommen mir vor, wie der Wundarzt in Gil Blas, der des Nachts den Vorübergehenden auflaurte, ihnen ein Paar Wunden beibrachte, und dann mit ſeiner Kunſt zu Hilfe eilte.—

Die Aufklärung hat ihr Licht über eine Menge Gegenſtände verbreitet, die lange nicht ſo wichtig und folgereich ſind, als die Kunſt der Völkerbeherrſchung, und doch lag dieſe lange Zeit und liegt noch in der tiefen Nacht der Unbeſtimmtheit; und hat dazu etwas beigetragen, ſo war es gewiß der Druck, in dem die Denk- und Preßfreiheit ſchmachtete.

Die Feſſeln dieſes Deſpotismus hat bei uns die Revolution gebrochen; aber es geſchah mit einer Heftigkeit, deren Folgen faſt eben ſo traurig waren, als das Joch, von dem man ſich los gemacht hatte. In dieſem erſten Augenblicke glaubte man, der Geiſt unſerer Weiſen werde ſchaffend und ordnend über dem Chaos der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſchweben, und das tiefe Syſtem der Staatsregierung, worin Hobbes und Montesquieu ſo viel vorgearbeitet hatten, einer ſtrengen Analyſe unterwerfen, und die noch zerſtreuten, unzuſammenhangenden Elemente in ein befriedigendes Ganze zuſammen ſtellen.

Die Vortheile aber und die Wohlthaten, die die Preßfreiheit darbietet, ſind nicht das Werk des Augenblickes. Wenn der Geiſt richtig denken und der Wahrheit auf die Spur kommen ſoll, muß er ſich in heiliger Stille ſammeln können; wie war das bei uns möglich im unaufhörlichen Sturmgeheule? — Auch ließen die erſten Früchte dieſer Freiheit wenig Gutes hoffen. Die herrlichen Reden, die man von den Tribunen herab vernahm, konnten einen verführen, ſich nach Athen verſetzt zu glauben; aber man durfte ſich nur umſehen in ſeiner Nähe, und man glaubte ſich in den Mörderhöhlen von Bäotien.

Man hat es hundert Mahl geſagt, daß außer dem Worte: Religion, kein anderes ſo viel Anlaß zu Unheil gegeben hat, als das Wort: Freiheit; aber man hat darauf vergeſſen, deſſen Sinn mit Nutzen zu beſtimmen.

Diejenige Freiheit, über die man ſich noch am wenigſten verſtändigt hat, iſt die Preßfreiheit; auch hat man ſie am meiſten gemißbraucht. Wir wollen verſuchen, einige allgemeine Grundſätze voraus zu ſchicken.

Des Menſchen Schwäche, ſeine Erziehung, ein ihm eigenthümlicher Hang zur Mittheilung beſtimmen ihn zum geſellſchaftlichen Leben, ſo gut wie den Biber und die Biene. Der Geſellſchaft verdankt er die Entwickelung und Ausbildung aller ſeiner Kräfte; ſie macht ihn ſtark und groß, und Tugend und Genie ſind Früchte des geſellſchaftlichen Vereines. Aber der Geiſt des Menſchen ſchreitet langſam fort; der Verſtand des Wilden, der allein da ſteht, und nur ſeine eigenen Bemerkungen zu bearbeiten hat, hebt ſich nicht weit über den Inſtinct empor.

In Verbindung aber mit anderen, wo die Sprache die Mittheilung der Gedanken erleichtert, und Alle die Erfahrung des Einen ſich eigen machen können, gewinnt er an Ausdehnung und Intenſität. Die Schrift erſt, die heilige Bewahrerinn jeder neuen Entdeckung, jeder gefundenen Wahrheit, gewährt ihm unſchätzbare Hilfsmittel, und ſo ſchreitet er von Stufe zu Stufe ſeiner Vervollkommnung entgegen. Die Buchdruckerkunſt iſt es, die dem Gedanken Flügel gegeben, die die Werke des Genie's ins Unendliche vervielfältigt, und ſo das, was dem Menſchen das Heiligſte iſt, geſichert hat vor dem Raube der Zeit, vor den Umwälzungen der Staaten, und vor allen Machtſprüchen des Deſpotismus. Als in Europa die erſten Verſuche davon zum Vorſchein kamen, erblaßten vor ihnen, wie vor einem unbekannten Geſpenſte, Eigenmacht und Aberglaube. In England ward Rath gehalten von der Geiſtlichkeit, ob man der neuen Kunſt Aufnahme geben ſolle: „Wir dürfen uns nicht verführen laſſen — ſagte der Biſchof von London — ſie muß zu Grunde gehn, oder wir müſſen es.“ Im nähmlichen Geiſte ſprachen vor einem halben Jahrhunderte der Divan und die Ulemma; aber ſie haben gut reden, es liegt im Fortſchreiten der Aufklärung eine Macht, welcher alle politiſche Vorkehrungen zu widerſtehen unvermögend ſind. Allein von welchen Grundſätzen ſoll man hier ausgehen, damit Freiheit herrſche, und dem Mißbrauche Schranken geſetzt werden?

Man hatte der conſtituirten National-Verſammlung einen Geſetzesvorſchlag vorgelegt, der mit den Worten anfing: „Das Volk drückt ſich unrecht aus, wenn es ein Geſetz begehrt, welches ihm die Preßfreiheit gebe; nicht in Kraft eines Geſetzes darf der Bürger eines Staates denken und reden, und ſeine Gedanken und Reden bekannt machen; ſondern Kraft ſeiner urſprünglichen Rechte.“ — Dieſe Bemerkung ſcheint auf den erſten Blick richtig und auch deutlich genug. Allein man darf ſich nur erſt genauere Rechenſchaft davon fordern, und man wird bald ſehen, daß Unbeſtimmtheit der Worte ſehr leicht Unbeſtimmtheit in den Ideen erzeugt, und dadurch der eigentliche Moment der Frage umgangen wird.

Was iſt die Denkfreiheit? Das Wort Freiheit bezeichnet bloß eine negative Idee, es drückt kein Recht, keine poſitive Befugniß aus, ſondern eine Abweſenheit des Zwanges, der Hinderniſſe. Die Denkfreiheit beſteht alſo bloß in der Entfernung deſſen, was jemand hindern könnte, ſeine Gedanken und Meinungen durch den Druck bekannt zu machen.

Darunter gehörte bisher die Gutheißung der von der Regierung aufgeſtellten Cenſur-Commiſſion. Dieſe mußte pflichtmäßig alle die Fehler und Gebrechen der herrſchenden Caſte hegen und pflegen. War dieſes Hinderniß aber aus dem Wege geräumt, ſo war das Manuſcript deßwegen noch nicht gedruckt, denn der Buchdrucker mußte für ſein Privilegium fürchten, er mußte ſich alle die Bedingungen gefallen laſſen, die das Gouvernement mit ſeiner Begünſtigung verknüpfte, deren größte Unannehmlichkeiten nun auf den Schriftſteller zurück fielen.

Man hat vorgeſchlagen, den Druck von allem zu erlauben, ſobald der Verfaſſer, der Drucker oder der Buchhändler ſich nennen würde. Wird aber nicht eben dadurch die Preßfreiheit ſehr eingeſchränkt? Ob es nützlich oder ſchädlich ſey, davon ſoll nun nicht die Rede ſeyn; aber Herr iſt man in dieſem Falle doch gewiß nicht, zu thun was man möchte.

Der Freiheit kann auf mancherlei Art Gewalt angethan werden. In England hat man eine Stempel-Taxe eingeführt, die die Anzahl der periodiſchen Schriften um ein beträchtliches vermindert hat. Deſto beſſer, ſagen die einen, die guten Sitten, die geſunde Vernunft, der reine Geſchmack werden dabei gewinnen. Deſto ſchlimmer, entgegnen die anderen, die die Sache beſſer verſtehen, die Unverſchämtheit und die Parteiſucht werden nichts deſtoweniger die Oberhand behalten. Gewiß iſt es, jede Auflage auf Druckſachen iſt eine Einſchränkung der Preßfreiheit.

Da aber die Freiheit der bürgerlichen Geſellſchaft in nichts anderem beſteht, als in dem Rechte, ungefährdet alles das thun zu können, was dem Zwecke dieſes geſellſchaftlichen Vereines nicht entgegen iſt; ſo kann man die auf Recht und Weisheit gegründeten Strafgeſetze, welche gegen Schriften feſtgeſetzt werden, die der öffentlichen Sicherheit ſowohl, als den Rechten einzelner Staatsbürger

nachtheilig sind, nicht als Einschränkungen der wahren Preßfreiheit gelten lassen. Dunkle, unbestimmte, kleinliche oder zu strenge Verordnungen hingegen, welche zu willkürlichen Auslegungen geeignet sind, oder vermittelst welcher sich gleichgültige, vielleicht auch sogar nützliche Meinungen zu Verbrechen stempeln lassen, würden oft den besser unterrichteten aber klugen Mann, dem seine Ruhe lieber ist als das allgemeine Beste, abschrecken, und so das Gute im Keime ersticken.

Locke sagt, die Staatskunst sey nichts anderes, als die Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf die öffentliche Moral. Die neuesten Reden und Schriften über die Politik, die übrigens Scharfsinn, Feinheit und Beredsamkeit genug verrathen, dürften nach dieser Angabe beurtheilt werden. Ich rechne die Verhandlungen über die Preßfreiheit ebenfalls dazu.

Noch ein Mahl, die Freiheit ist ein bloß negativer Begriff; es ist die Abwesenheit alles Zwanges. Jeder Bürger muß befugt seyn, das was er denkt, durch Rede oder Schrift bekannt zu machen. Aber er darf auch nicht, sey es auf welche Art es wolle, die öffentliche Ruhe und Sicherheit stören. Dieser Grundsatz muß dem rechtschaffenen Manne eben so theuer seyn, als der erste; beide führen aber keinen Widerspruch mit sich. Der Koch, der seinen Herrn vergiftet, wird mit dem Tode gestraft, nicht weil er gekocht hat — was jedem erlaubt ist — sondern weil er Gift unter seine Speisen gemischt hat. Und wenn das Gesetz den Straßenräuber straft, wird wohl dadurch die Freiheit zu reisen eingeschränkt?

Man sagt, die Befugniß seine Meinung schreiben und drucken zu dürfen, sey ein ursprüngliches Recht des Menschen; aber die Befugniß es durch Worte zu thun, ist es noch mehr, weil uns die Natur die Sprach-Organe mitgegeben und eher als Dinte, Papier und Druckerpressen gegeben hat; und doch muß auch diese ihre Einschränkungen leiden.

Warum begehrt man also Gesetze über die Verbrechen, die man durch Mißbrauch der Preßfreiheit begehen kann? Ist das nicht, als wenn man Gesetze begehrte über die Verbrechen, die man mit Degen und Pistole begehen kann. Genug daß das Gesetz Mord und Todschlag verbietet; das Werkzeug, womit es geschieht, macht nichts zur Sache. So lange ich meine Meinung bei mir behalte, hat die Gesellschaft keine Rechenschaft darüber zu fordern; aber so wie ich sie mittheile, kann sie Einfluß haben auf das gemeine Wohl, und eignet sich daher zu einem Gesetzesvorwurfe.

Bei keiner gebildeten Nation war es je erlaubt, das Volk gegen seinen Herrscher aufzuwiegeln, sich gegen die bestehende Ordnung der Dinge zu verbünden, und ruhige Bürger durch Drohungen oder Infamie feindlich anzugreifen. Alles das kann durch Bekanntmachung der Gedanken geschehen. Die Art, wie es geschieht, ist vielfach aber gleichgiltig. Die Absicht und der Erfolg bestimmen die Schwere des Verbrechens, und nach dem Grade, als öffentlicher und Privat-Nachtheil daraus entstanden ist, muß auch die Strafe zuerkannt werden. Die Grundsätze, die hier gelten, waren längst vor der Erfindung der Buchdruckerkunst festgesetzt, und haben nichts mit dem Vehikel zu schaffen.

Diese Ansicht allein scheint mir die natürlichste und richtigste; und nur auf diese Art kann in einem Staate ächte Denk- und Preßfreiheit bestehen, ohne daß das öffentliche und das Wohl des Einzelnen gefährdet werde.

Columbus der Entdecker.

An Schelling.

Still schwimmet auf des Meeres breitem Rücken
Columbus Schiff in unbekannter Fluth,
Das matte Auge der Gefährten ruht
Auf ihrem fernen Saum mit starren Blicken.

Das gräßlichste von allen Mißgeschicken
Droht fürchterlich; des Hungertodes Wuth
Durchzuckt ihr Innerstes mit Feuerglut,
Und ach! kein Land, die Armen zu erquicken!

Der Aufruhr tobt, gebeugt ist selbst der Muth
Dem großen Mann; das Große soll mißglicken,
Was wahr ihm ist, als wahr auch zu erblicken? —

Da schwingt vom Mast der Späher seinen Hut:
„Land, Land!“ jauchzt er — es zeigt sich allen Blicken;
Des Großen Brust füllt himmlisches Entzücken. —

J. F. C**.

Nachtrag zu Heinrich Frauenlob.

In dem 92 und 93ten Stücke der Aurora vorigen Jahres äußert der Herr Verfasser des interessanten Aufsatzes Heinrich Frauenlob, daß Albertus Argentinensis wohl irre, wenn er glaubt, dieser Meistersänger habe den Nahmen Frauenlob deßwegen erhalten, weil er zu Ehre und Lob der Frauen viel Lieder

gemacht habe. Der Herr Verfaſſer ſagt, daß ſich von ihm wenige Lieder ſolchen Inhaltes vorfinden, und vermuthet vielmehr, dieſer Nahme ſey ihm deßwegen ertheilt worden, weil er in einem Wettſtreite wegen der Wörter Wib und Frowe ſich beſonders als Vertheidiger des Wortes Frowe ausgezeichnet habe.

Ich geſtehe, dieſe Meinung gefällt mir nicht ganz, weil die Erklärung auf einem bloßen Wortſtreite beruht, der gewiß nicht allgemeine Theilnahme erregte, daher auch wohl Albert dieſes Umſtandes gar nicht erwähnt. Sollte ſich wohl nicht noch ein dritter, religiöſer Anlaß zu dieſer Benennung annehmen laſſen?

Zu der Zeit der Meiſterſänger ward nähmlich die Mutter Gottes ſehr andächtig verehrt, und die Galanterie gegen dieſelbe war ohne Grenzen, wie dieſes Herr L. in einer Abhandlung in den letzten Stücken des neuen deutſchen Mercur's vom Jahre 1796 weitläufig erwieſen hat; wer nun damahls zu Ehre und Lob der Jungfrau Maria dichtete und ſang, der erwarb ſich ein großes Verdienſt, das gewiß jeder ohne Unterſchied anerkannte. Nun hat bekanntlich Heinrich Frauenlob zum Lobe der Jungfrau Maria einige Lieder verfertigt, welche Unſer Frauen Lied genannt wurden. Es war nicht nothwendig, daß dieſer Sänger der erſte war, der die Mutter Gottes beſang, eben ſo wenig, daß er viele Lieder dieſes Inhaltes verfertigte, ſondern die wenigen, die er machte, durften ſich nur vor allen ähnlichen früheren und gleichzeitigen durch weſentlichen inneren Gehalt, oder durch den ausgebreiteten Ruf des Verfaſſers auszeichnen, um bald allgemein beliebt zu werden, und dem Verfaſſer einen Nahmen zu erwerben, der zu erkennen gab, daß er zum Lobe der heiligen Jungfrau geſungen habe. Dieſe Meinung ſcheint wenigſtens das für ſich zu haben, daß ſie ſich leichter mit dem, was Albert ſagt, vereinigen läßt.

Die Oper.

Eine Nachahmung der Fal va etc.

Will einer in die Oper geh'n,
Da ſieht er Wunderdinge:
Dort ſah ich, was ich nie geſehn,
So lang' ich auch ſchon ſinge:

Heroen, die von Muth entbrannt,
Sich nach dem Tact kurantzten,
Und Flüſſe, die auf trocknem Land
Eine Maſurka tanzten.

Dann Schatten, die gar füglich ſich
Mit Händen greifen ließen,
Und Furien, die ſonſt männiglich
Sehr freundlich ſich bewieſen.

Auch Leichen, die im Grabe noch
Sich räuſpern wie Geſunde,
Und Dolche, die zwar tödten, doch
Erblickt man keine Wunde.

Verliebte, welche Philomelen,
Ihr Liebchen nicht zu wecken, flehn,
Indeß ſie ſelbſt die trocknen Kehlen
Sich wund und heiſer krähn. —

Den Donnergott, der um ein Schiff
Mit ſeinem Blitz zu ſpalten,
Aufhorchte, bis vom lauten Pfiff
Die Wolken wiederhallten.

Neptun, der à la Pompadour
Friſirt, das Meer verließ,
Indeß im vollen Flug Mercur
Die Flügel hängen ließ.

Die Liebesgöttinn, weiß und roth
Die Falten eingeſchmieret,
Und Amorn, den mit Butterbrod
Zum Gott man einſtudiret.

Weſtalen, die zum ſechsten Mahl
Ihr Wochenbett gehalten,
Und ſich mit rouge végétal
Die Wangen ſchamroth malten.

Item: Bär, Eſel und andres Vieh,
Die leichter man, ich wette,
Ließ man ganz ohne Maske ſie,
Dafür genommen hätte.

Dianen, die ein großes Schwein
Verfolgt mit Pfeil und Spies,
Und hinterm Vorhang hinten drein
Von ihm ſich ſaugen ließ.

Zulezt, wie Pluto in vollem Trab
Ein Chriſtenkind entführte,
Und man vom Paradies herab
Die Hölle applaudirte.

1805. Nr. 29.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 8. März.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Brief aus Rom.

— — So froh und heiter die Sonne auch mir nichts, dir nichts, über dieser alten und neuen Römerwelt einherzieht, und so sehr einen der tiefblaue Himmel einladet zu harmlosem Lebensgenusse, so macht einem wahrlich das Land und der Männer Werke, die es bewohnt haben, viel Sinnens. Man sieht es ihm noch an, daß der Herr es einst gesegnet hatte, und daß er sichtbar hier seinen Geist hatte leuchten lassen. — — Ja, viel eitles Kerzenlicht ist erloschen in meinem Inneren, und ich sehe den Eingang offen in das Reich Gottes. — Wie ungern ich den Zauberkreis verlasse, der mich dieser idealischen Welt näher rückte, magst Du Dir denken. Aber die wenigen Tropfen Zeit, die mir hier noch vergönnt sind, schlürfe ich auch hinunter mit der heiligen Sammlung, und mit der Bedachtsamkeit des epicuräischen Jünglers.

Schon nehmen, je näher wir dem Zeitpuncte unserer Abreise kommen, alle unsere Gespräche die Richtung der vaterländischen Heimath; und, was bisher still und heimlich in uns wohnte, und das Feuer unserer Thätigkeit nährte, kommt nun jeden Augenblick zur Sprache. Soll ich Dir von unserm letzten Spaziergange zum Grabmale der Cäcilia Metella reden? Es sey, ich will mir noch einmahl selbst Rechenschaft geben von den Ideen, die diese feierliche Todtenstäte in uns in Anklang brachte.

Eine anhaltende Tramontana hatte schon seit sechs bis sieben Tagen auf Rom's Höhen die Täuschung freundlicher Sommerabende herbeigeführt. An einem dieser Abende hatten einige unsrer Bekannten auf ihren Streifzügen außerhalb der Stadt es auch versucht, die Höhe des erwähnten Grabmals zu erklimmen, welches an der berühmten appischen Straße liegt, und unter die interessantesten Ueberbleibsel römischer Alterthümer gehört; auch ist es noch gut erhalten, so daß man sich leicht eine richtige und vollständige Vorstellung von seiner ursprünglichen Schönheit machen kann. Mit der lebhaftesten Schilderung der reizenden Aussicht, die sie dort genossen hatten, weckten sie bei ihrer Zurückkunft in dem traulichen Kreise unsrer Abendgesellschaft, in uns andern den Wunsch, der Erinnerung auch dieses Genusses einst froh seyn zu können. Nichts kommt leichter zu Stande, als so eine Wallfahrt; an den Stufen und Altären des hehren, thaten- und bilderreichen Alterthums kniet willig und fromm ein jeder nieder — der Eingeweihte und Liebling der Gottheit, wie der schüchterne Jüngling, der den ersten Schritt zu ihrem Tempel thut.

Herrlich kündigte sich der Morgen des festgesetzten Tages an der röthlich übergossenen Kuppel der Peters-Kirche

an. Mit fröhlichem Muthe, vergessend der Sorgen des kommenden Tages, unser Ziel allein vor Augen, traten wir die Reise an, in zwei Abtheilungen, deren eine, die des Weges kundige, unsre Marschroute und das gemächlichere Ersteigen des Grabmaales, die andere aber, mit der römischen Oekonomie bekannter, die Lebensmittel besorgte. Mit diesen weisen Maßregeln gelangten wir ohne weitere Abenteuer und Gefährde an das schöne Ziel unserer Wünsche. Weit hin nach allen Richtungen, bis an den fernsten Horizont, breitete sich da eine Pracht und Mannigfaltigkeit der Schöpfung aus, die uns unendlich entzückte. Bald begann die freie, immer rege Phantasie ihr Spiel, und mit den leichten Wölkchen hin trieb mancher Wunsch und mancher unwillkührliche Seufzer der Sehnsucht. Ein paar Gläser warmen Weines aber, die wir zu uns nahmen, weckten den frohen Scherz wieder, und die längst entschlafenen Jugendfreuden, und mit weichem Herzen ließen wir die Freunde hochleben, die dort hinter den Alpen zur gewünschten Rückkehr die Arme uns entgegenstrecken.

Unter vielen abgerissenen Bemerkungen und Ausbrüchen der Empfindung und des Enthusiasmus wand sich auch ein kleines Gespräch durch diese Aphorismen der Unterhaltung hindurch, das auf einmahl bei folgender Wendung einen eigenen Schwung nahm: — — Was sind alle die Herrlichkeiten, fing Giulio an, die uns aus den Ruinen da unten und dort und überall entgegen leuchten? Eine Aernte, wozu die Aecker mit Blut gedüngt worden — Früchte von Siegen, die Menschenleben und Menschenglück zerstören. —

Der arme Sohn des Pfluges, der von der harten Erde ihre verborgenen Schätze erzwingen, der seefahrende Waghals, der für eine Zukunft voll sorgloſen Müssigganges mit den Elementen um sein Leben ringen mußte — sie nicht hatten Zeit und Macht, diese Hallen und diese Säulengänge herzustellen; der stolze Sieger nur konnte das, der sich göttliche Ehre erwerben, und auch noch seines Namens Unsterblichkeit erobern wollte. Und dieses Gefühl war es, welches den Mächtigen noch mehr von seinen Mitmenschen entfernte. Selbstsüchtige Genialität machte endlich die Nerone und Caligula's zu Ungeheuern erwachsen.

Nicht immer, entgegnete seinem wackern Freunde Ruggiero mit dem warmen Herzen und der kalten Stirne, nicht immer frönten dem Ehrgeize nur und dem Zerstörungsgeiste die Werke der bildenden Kunst: die herrlichen Meisterstücke, die uns, Muster der Nachwelt, aus den bessern Zeiten der Griechen und Römer übrig geblieben sind, erzeugte kein menschliches Elend; mit einem richtigen Gefühle und der Erkenntniß seiner selbst schuf sie der freie Geist. Jenem gar oft falsch beurtheilten Mißverhältnisse des Wohlstandes und der Macht dankt die Kunst nur die Mittel, welche die Resultate des Genies durch die Ausführung bewährten, und die allein durch fortgesetzte Uebung zur Vervollkommnung gedeihen konnten. Es mußte die Kunst sich an Werken üben, die über das körperliche Bedürfniß hinausstrebten, um die ihr innewohnenden Kräfte kennen zu lernen. Dadurch ist sie jetzt im Stande, dem Meere selbst zu gebieten und ihm Schranken zu setzen, und auf den Inseln der kalten Zone, von ewigem Eis umgeben, Wohnungen zu erbauen, die ihren Bewohnern das Schauspiel des milden Südens vorgaukeln. Der Wilde wird nun nicht mehr ausziehen mit den Waffen in der Hand, vom kalten Nord getrieben, oder von den austretenden Strömen aus seiner Heimath verjagt, um sich sonnige Hügel und trockene Triften zu erkämpfen. Den spätern Geschlechtern zahlt die Kunst und Industrie die Schuld ab, die ihr, bei den früheren gemacht zu haben, beigemessen werden konnte. Was die Nerone betrifft, die durch eitle Phantome von überirdischer Größe ausarteten, so hat jede andere unverhältnißmäßige, exaltirte Kraftanstrengung, die sich in der Crisis des allgemeinen Strebens und Fortschreitens ergibt, wohl mehr dazu beigetragen als eine Kunst, die nie so mißverstanden werden kann, und sich nie auf solche Abwege verirrt, wohin die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens und die menschlichen Leidenschaften führen.

G. So würde das Ziel eines ausgebreiteteren Wohlbefindens wohl schneller erreicht werden, wenn man die Motive des menschlichen Strebens vereinfachte.

R. Du scheinst mich nicht ganz verstanden zu haben. Nicht Vereinfachung, nicht Zurückdrängung des nothwendigen Vorwärtsschreitens oder Ausdehnens wird zum erwünschten Gute führen, sondern die zweckmäßige Richtung aller Zweige der Kunst und Industrie, und diese muß früh durch sorgfältige Erziehung, dem Quell aller gesellschaftlichen Formen, gegeben werden. —

G. Eine Aufgabe, an der die großen und kleinen Gesetzgeber schon seit Tausenden von Jahren kürsteln! —

R. Künsteln. — Da liegt es eben. Und gekünstelt ward, seit man anfing zu glauben, der Mensch habe gewisse Kräfte zu viel und andere zu wenig; man müsse hier einhalten und dort zugeben, was doch nicht nöthig gewesen wäre, wenn man nur gleich im Anfange die natürliche Ansicht genommen hätte, und der einfachen Betrachtung gefolgt wäre. Freilich konnte uns nur vielfältige Erfahrung darüber belehren, aber die haben wir jetzt zur Ge-

nüge, und es bedarf nur des rein menſchlichen Sinnes, um die wahren Grundſätze für das jugendliche Daſeyn feſtzuſetzen, denn die innere Natur kommt allem, was gethan werden ſoll, innig entgegen. In der Ausführung braucht es freilich noch vieles conventionellen Wiſſens, hauptſächlich, um den durch Verkünſtelung entſtandenen Formen ſo zu begegnen, daß kein verderblicher Kampf erfolgt. Einen Erzieher könnte man auf dieſe Art als den erſten Künſtler betrachten, da er eben ſo wie der Bildner und Baumeiſter die Natur ſowohl in ihren geiſtigen Anführungen, als phyſiſchen Eigenheiten genau ſtudiren muß, um ſeinen Gegenſtand, unbeſchadet ſeines Characters und Gebrauches, ſo edel und ſchön zu bilden, als ſein höheres Gefühl von ihm heiſcht, und dabei doch Rückſicht zu nehmen hat auf die Mittel die ihm zu Gebote ſtehen.

Wir waren jetzt der Stadt näher gekommen. Ey, fiel der jovialiſche T. den andern in die Rede, ihr vergeßt ja ganz den ſchönen blauen Himmel da, und die beſonnte Ruine, die dort hinter jener alten Stecheiche hervorragt wie das Haupt eines ehrwürdigen Greiſes, der ſich in der Frühlingsſonne wärmt. — Ja, wir wollen hoffen, fuhr er fort, daß einſt noch eine Zeit kommen wird, wo die ſchönſten Blüthen der wahren Kunſt den Menſchen zum Bedürfniß werden, wie es jetzt Speiſe und Trank ſind. Laßt uns nur einmahl anfangen, und unſer Schärflein dazu redlich beitragen, und nicht ſündigen gegen den Adel des menſchlichen Geiſtes durch Lauigkeit, und der Niedrigkeit fröhnend. Uns und unſere Schüler müſſen wir ſo erziehen, daß die eigentlichen erſten Künſtler die Führer und Erzieher der Völker, die Kunſt in dem Zuſtande finden mögen, daß ſie ihnen die Mittel anzibt, den Geiſt und die Phantaſie ſo zu lenken, daß die Ahndungen einer ſchöneren Welt in den ſprechenden Verſtellungen der gegenwärtigen innerhalb den Grenzen des Edeln bewahrt bleiben, und ſich nicht in verwildernde Träume verlieren — daß ſie ſelbſt dort, wo ſie die kühnſten Flüge des begeiſterten Sehers darzuſtellen hat, die ſchönen Momente unſeres irdiſchen Daſeyns zum Leitſterne auf der Fahrt in fremde Welten nahe behalte.

T. hat das eigene, daß er die gehaltvollſten Sachen mit dem leichteſten Tone von der Welt hinſagt, und immer wieder eine Digreſſion zur munteren Unterhaltung anbietet. Das Geſpräch ward nun nach und nach unzuſammenhängender, munterer, und die in der ſchönen freien Natur angeklungenen Saiten tönten noch lange in unſerm Abend-Cirkel nach.

Philoſophiſche Geſchichte der Welt in ihrem Anfange *).

Dieſes große und weitumfaſſende Werk enthält ſo viele neue, wichtige Beobachtungen und Gedanken, daß eine gründliche Ueberſicht deſſelben um ſo willkommner ſeyn wird, da noch keine Ueberſetzung davon erſchienen iſt.

Die Zuſammenſtellung älterer und neuerer geographiſcher und phyſicaliſcher Erfahrungen, die vom Verfaſſer daraus gefolgerten Schlüſſe, ſein Scharfſinn, die Wahrheit aus den verworrenſten und widerſprechendſten Traditionen der alten Schriftſteller heraus zu finden, ſeine Ideen-Reihe, welche ſtufenweiſe vom Bekannten ſich ans Unbekannte anſchließt, und ehe man es ſich verſieht, die weite Schöpfung auf eine ihrer Unermeßlichkeit würdige Weiſe umfaßt, verrathen durchaus den genievollen und unermüdeten Naturforſcher. Er war ſchon im Jahre 1775 durch ſeine Philoſophie de la nature berühmt. Die damahls noch herrſchenden Vorurtheile, die Syſtem-Liebe der Philoſophen, beſonders aber der hierarchiſche Deſpotismus, zwangen ihn, ſeine tiefen Blicke in die Natur, die Reſultate ſeiner Nachforſchungen, Unterſuchungen und Beobachtungen, die freilich den bisher als unbezweifelt anerkannten religiöſen Meinungen zuwiderlaufen, zu verſchleiern, und den hell denkenden, vorurtheilsfreien Kopf hier und da nur merken zu laſſen, was ihm ſpäterhin die, durch die Revolution erfolgte, Preßfreiheit frei zu ſagen erlaubte. — So ſehr im Allgemeinen Revolutionen den Fortgang der Aufklärung hemmen, und Nationen in demſelben zurück werfen, ſo entſtand aus den unzähligen Uebeln der franzöſiſchen wenigſtens das Gute, daß ſie den Nebel, mit welchem der Religions-Fanatism die Wahrheit umdüſterte, verdrängte, und ihr Glanz, wenn auch nicht in das Auge der durch Factionen betäubten Nation ſelbſt, doch von der gefahrumgebenen Hütte des Philoſophen ins Ausland ſtrömte, und da das Licht beförderte. Der Verfaſſer ſagt im zweiten Bande ſeines Werkes: „Heil der Denkfreiheit, die durch die Umwälzung der franzöſiſchen Staatsverfaſſung geheiligt werden! Der menſchliche Verſtand braucht nun nicht mehr ſclaviſch in die Fußtapfen jenes jüdiſchen Geſetzgebers einzutreten, der die Macht und Hoheit des Weltenſchöpfers ſo wenig gekannt hat. Wir unterſuchen nun die erſten Welt-Epochen, wie man die Annalen von Paros und vom Capitol in einer alten

*) Histoire philosophique du monde primitif, par l'auteur de la philosophie de la nature (Mr. de Lille de Sales, membre de l'institut national à Paris.) 4me édition. 7 volumes in 8vo. Avec un réuneil de cartes géographiques et d'estampes.

Marmor-Schrift unterſucht, aus der Hieroglyphen-Schrift auf dem Marmor der Ewigkeit."

Mit einem blühenden Style verbindet der Verfaſſer eine auf ſtrenger Logik beruhende Gründlichkeit und eine bewundernswürdige Erudition. Was ſeine Beſcheidenheit Muthmaßung nennt, erlangt in den Augen des Denkers die höchſte Wahrſcheinlichkeit, wenn er dieſe Muthmaßung aus den wichtigſten Beobachtungen und Erfahrungen berühmter Naturforſcher auf eine natürliche Weiſe entſtehen ſieht. — Ein Werk, welches von dem Zuſtande unſerer Erde ſeit ihrer Entſtehung handelt, kann nur auf Muthmaßungen beruhen, ſobald es unſere hiſtoriſchen Nachrichten und Traditionen, welche mit Indegriff der fabelhaften Zeiten nicht über ſechs tauſend Jahre hinaus reichen, überſchreitet. Daß unſer Erdball viele Myriaden Jahre vor der von Moiſes beſchriebenen Epoche war, bedarf nach dem Verfaſſer in den Augen des Philoſophen kaum eines Beweiſes. — Wie aber den Zuſtand deſſelben beſchreiben, wenn alles ihn Betreffende in Dunkel gehüllt iſt? Hier ſchwingt die Philoſophie ihre Fackel; ſie dringt in die Nacht verfloſſener Jahrtauſende; ihrem durchdringenden Blicke gelingt es zuweilen, der Natur Geheimniſſe zu erſpähen, und ihr den Schleier zu entreiſſen, womit ſie ihre Wunder umhüllt. Der Verfaſſer der Geſchichte der Welt in ihrem Anfange, nachdem er eine allgemeine Theorie der Erde, von der Lage und den Verhältniſſen ihrer Theile gegen einander, von ihren Ur- und anderen Gebirgen, von den regelmäßigen Schichten der Montagnes ſecondaires, dann wieder von ihren Unregelmäßigkeiten gegeben hat, glaubt, daß Spuren der ehemahligen Harmonie des Erdballes durch die noch wenig cultivirte unterirdiſche Geographie entdeckt werden könnten. Nach ſeiner Definition iſt die unterirdiſche Geographie die Kenntniß des Erdballes von ſeiner Oberfläche bis zur tiefſten Tiefe, welche menſchliche Bemühungen erreichen können. Es iſt einleuchtend, daß unſer Erdball nur auf eine gewiſſe Tiefe der Veränderung unterworfen iſt, und daß von dem Puncte an, wo dieſe aufhört, die Maſſe deſſelben homogen ſeyn könne. Dieſen Punct beſtimmt der Verfaſſer durch eine einfache Approximations-Berechnung. Alle bisherigen Beobachtungen und Erfahrungen haben bewieſen, daß von der Wurzel der Granit-Gebirge an die Revolutionen des Erdballes aufhören, indem noch keines derſelben durch Erdbeben, vulcaniſche Ausbrüche oder ſonſtige Kataſtrophen aus ſeiner Wurzel geſprengt worden iſt. Man kann alſo nach ihm annehmen, daß der Einfluß der Natur ſich von den Spitzen dieſer, an die Wolken reichenden Berge tiefer nicht, als bis zur Baſis derſelben erſtrecke. Hieraus folgt natürlich die Frage, wo dieſe Baſis, die Grenz-Linie der lebenden und todten Natur ſich befinde. Berühmte Naturforſcher unterſuchten die nächſt dieſen Granit-Gebirgen gelegenen Meere, und fanden die Tiefe derſelben gewöhnlich im Verhältniſſe der Höhe dieſer Berge. Nimmt man nun die Höhe des Chimboraço nach den neueſten Ausmeſſungen zu etwas über drei tauſend Klafter von der Meeresfläche an, ſo kann man mit dem Verfaſſer ſchließen, daß die Baſis deſſelben drei tauſend Klafter tief im Ocean ruhe. Achtzehn tauſend Fuß über der Oberfläche des Meeres und achtzehn tauſend unter ihr befänden ſich alſo die Grenzen der organiſirenden und zerſetzenden Kraft. Ueber dieſe hinaus hat Armida's Zauberruthe keine Macht mehr. Der unbewegliche Schauplatz iſt öde, und bietet nichts als ſtarre Elemente dar, deren einziges Attribut die Ewigkeit iſt. Das Verhältniß des Durchmeſſers der Erde zur Tiefe, welchen die Natur unſeren philoſophiſchen Nachforſchungen überläßt, iſt nach dem Verfaſſer wie drei Millionen zwei hundert ein und ſiebenzig tauſend fünf hundert neun und dreißig zu ſechs tauſend. Der Verfaſſer ſagt weiter: „Drei tauſend Toiſen über der Oberfläche des Meeres und eben ſo viel in den Eingeweiden der Erde wären alſo hinlänglich für die Nachforſchungen des Geographen. Dieſe Arbeit aber, wenn ihre Nothwendigkeit bewieſen wäre, müßte einem Kunſt und Wiſſenſchaften liebenden Fürſten nicht ſchwerer dünken, als die Ausführung der großen chineſiſchen Mauer, oder die Ausgrabung des Canals von Languedoc."

(Die Fortſetzung folgt.)

Anecdote.

Wenn es Hexenmeiſter gab, die jedem Menſchen etwas anthun konnten, wenn ſie nur irgend etwas von ihm am Leibe getragenes in Händen hatten, ſo war wohl der Cardinal Mazarin der größte Hexenmeiſter; denn er rühmte ſich; daß wenn er von jemand zwei Linien Geſchriebenes hätte, ſo könnte er ihm mit ein Paar Umſtänden, die durch Zeugen beſtätigt würden, nach Gefallen das Leben nehmen laſſen.

In Nr. 20. beliebe man folgende Fehler zu verbeſſern: Seite 77. in der letzten Zeile leſe man ſtatt Feuers — Paares. Seite 78. zweite Spalte ſtatt Schlau — Stark. Seite 79. erſte Spalte, dritte Zeile von oben, leſe man ſtatt gemeinen Leben — Gemeinleben. In Nr. 21. Seite 82. zweite Spalte Zeile 18. von oben ſtatt Anblicke — Augenblicke. In Nr. 23. Seite 90. erſte Spalte Zeile 17. von unten, ſtatt aber — aus.

1805. Nr. 30.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 11. März.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Die Musen, die Blumen und der Frühling.

Sinnend saß ich. Es hatten die Tänze der fröhlichen Jugend
Ernste Gedanken in mir, Bilder der Sehnsucht geweckt.
Aus den Hallen der Freude hin in die Umarmung der Musen
Flieh' ich. Sie lächelten, doch ich blieb sinnend und ernst.
Sieh! da trat in den Kreis der freudig erschrockenen Jungfrau'n
Mit sanftherrschendem Blick' eine Göttergestalt.
Und es stürmten in mich die Mädchen fragend. Ich staunte;
Denn ich dachte: gewiß! eine der Himmlischen ist's.
Einnig, entgegneten jene, und klug erscheint sie wie Pallas,
Aber die Mutter nur blickt so, die Beglückte, umher.
Nein es ist Cypria, lispelten andre, wie folgte so willig
Ihr der Grazien Chor, wär' es die Königinn nicht.
Paphos Königinn, sprach ich, die Mutter der Scherze, vereinet
Würde und Hoheit nicht mit so unendlichem Reiz.
Ist es Here vielleicht, die Gattinn des mächtigen Herrschers,
Die mit dem Gürtel sich Aphrodite's geschmückt? —
Wer sie auch, riefen die Jungfrau'n, sey, die Fremde, wir wollen
Huldigen Ihr, denn sie liebt und sie beschützt uns gewiß.
Und als sie schwuren, die Neun, den Schwur der süßen Ergebung,
Horch, da rollt vom Olymp donnernder Beifall herab.
Aber verschwunden war die hohe Gestalt, und ich eilte
Herrlich begeistert hinaus in die erstand'ne Natur.
Da vernahm ich die sanften Klagen der Blumen im Schoß' der
Erde; des Frühlinges Laut tönte zu ihnen hinab.
Nieder schrieb' ich das zarte Gespräch, und bracht' es der Muse,
Denn die Himmlische darf immer den Himmlischen nah'n.

Die Blumen.

Wo weilst du, ach! du lieber, holder Frühling!
Du mit den süßen Blüthenaugen!
Du ewig Vielgeliebter!

Ach! viel Tage sind vergangen
Seit du von uns fort gezogen.
In der Erde hart gefangen

Liegen wir; nun will uns bangen,
Daß du uns nicht mehr gewogen.
Willst du länger noch verweilen,
Zu den Treuen her zu eilen? —
Rührt dich nicht ihr sehnend Klagen?
Sollen sie denn ganz verzagen,
Stets des Winters Fessel tragen? —

Wo weilst du, ach! du lieber, holder Frühling,
Du, mit den süßen Blüthenaugen!
Du ewig Vielgeliebter!

Der Frühling.

Mit Thränen, zarte Blumen!
Müßt ihr die gold'nen Stunden
Nicht feiern, wo gebunden
Mich hohe Schönheit hält,
Wie ich sie nie empfunden.

Ja, süß bin ich getroffen
Von Amors tiefsten Pfeilen,
Die von den Siegesbogen
Zwei zarter Augensterne
Er auf mich abgeschossen.

Zwar sollt' ich folgsam eilen
Zu euch zurück zu kehren;
Doch immer fühl' ich holder
In eng' verschlung'nen Banden,
Und mächt'ger mich umfangen.

O süßberedter Anblick! —
Wie kann ich weg mich reißen
Aus diesem Zauberhimmel?
Wie kann ich weg mich wenden
Von diesem Götterbilde,
Das hohe Anmuth strahlet?
Zeigt mir noch eine zweite,
Die solch ein Geist und Adel
So königlich umschwebet.

Die Blumen.

Ach! der Rückkehr frohen Stunden
Sahen hoffend wir entgegen;
Doch die Hoffnung ist verschwunden;
Schönheit hat ihn stark gebunden,
Gegen die wir nichts vermögen.
In der Erde kaltem Schatten
Müssen trostlos wir ermatten.

Der Frühling.

Den bangen Kummer stillet!
Bald kehr' ich zu euch wieder
Mit süß'rer Lieb' im Herzen,
Die ich hier eingesogen;
Und lieblicher und süßer
Wird euer Busen schwellen,
Wenn ihr von meinen Lippen
So fromme Lust getrunken.
Der Farben Prachtgeschmeide
Soll sich in bunten Wellen
Um eure Blüthen winden,
Der Freude Balsam hauchend.

Dann eilt ihr, zarte Boten!
Hin zu der heil'gen Schwelle,
Euch neigend mit der Demuth
Fromm kindlicher Geberde,
Und sprechend diese Worte:

„Es sendet uns der Frühling
„Zu Euch, der Frauen Blume,
„Damit wir bei Euch wohnen,
„Bis er die Erd' geschmücket,
„Wie ihn die Götter hießen."

Und wenn ihr so gesprochen,
Dann schlinge, schönste Rose!
In duftender Bekränzung
Dich um die sammt'ne Wange,
Und deine Freude strahle
Im sanften Herzen wieder.

Du, gold'ne Nachtviole!
Schmiegst dich um Ihre Schläfe,
Mit schönen Träumen schmückend
Der Phantasie Gebilde.

Und du, mein sanfter Liebling,
Du silberweiße Lilie!
Dich weih' ich dem Gemüthe.
Wie um den Marmor-Nacken
Wirst du die Blüthenarme
Um Ihre Jahre legen,
Daß ewig heit'rer Morgen
Aus ihrem Leben tage.

Drum freut euch, zarte Blumen!
Kann ich euch höher lohnen
Der Sehnsucht tiefe Trauer? —

Wohl werden alle andre,
Der Erde Kinder, sagen:
Wie seyd ihr glücklich, Blumen!

Theater-Nachrichten.

Stuttgart. Januar 1805.

Zu Anfang dieses Monates traf der bekannte Schauspieler, Herr Bethmann von Berlin, hier ein, und gab fünf Gastrollen: den Van der Husen, in Armuth und Edelsinn; Don Cesar, in der Braut von Messina; Hurlebusch, im Wirrwarr; den St. Alme, im Abbé de l'Epée; und Mortimer, in Maria Stuart. In der ersten, und den beiden letztern Rollen gefiel er am besten; als Don Cesar weniger — theils der Umgebungen wegen, theils, weil er sein Spiel zu sehr mit Action überlud, seine Declamationen zu zerstückelt vortrug, und seine ganze Darstellung zu wenig auf das Herz berechnete. Desto mehr hob er alle diese Einwendungen durch sein feuriges, und durchgehends mit gleicher Begeisterung gehaltenes Spiel, als Mortimer. Er stellte, wie der Dichter, ganz den begeisterten Jüngling dar, voll von Idealen römischer Kunst und Größe; glühend für Schönheit, Wahrheit und Menschenwerth; der sich mit leidenschaftlichem Ungestüm zu den Füßen der schottischen Maria niederwirft, und in ihr ein Abbild der Maria des Himmels erblickt. Voll lebenwagender Keckheit erblickt man ihn eine Weile mitten unter kalten, welterfahrenen Höflingen; man ahndet seinen Sturz, und kann ihm das innigste Mitgefühl nicht versagen. — Herr Bethmann hielt sich durchgehends weit entfernt von jener brünstigen Sinnlichkeit, wodurch man diese Rolle auf so manchen Theatern entstellt sieht, und gab uns eine höhere idealische Liebe, — ohne dadurch dem Feuer seiner Darstellung das mindeste zu vergeben. — Auch Madame Aschenbrenner spielte die Maria mit Empfindung, mit Würde und weiblicher Anziehungskraft. — Burleigh — der consequenteste, ausgeführteste, gediegenste Character im ganzen Stücke, den man fast überall zum gemeinen, interesselosen Böswicht degradirt sieht, war dießmahl durch Herrn Weberling besetzt, und man erkannte, daß er noch weit mehr aus diesem Character machen könne, als er das erste Mahl geleistet. Ein Burleigh ist unter allen Menschen der letzte, dem man den Schurken im mindesten anerkennen darf: fest, wie ein Fels, soll er stehen von Anfang bis zu Ende, und nur alsdann entwischt das nachgebende: „Es sey!" seinem Munde, da sein Opfer bereits bekränzt vor dem Todesaltare steht. —

Man hört aller Orten die höfische Einwendung gegen die berühmte Scene der beiden Königinnen wiederhohlen, daß ihre Vorwürfe zuletzt ins Platte und Ungesittete fallen, und unter der Würde der tragischen Kunst seyen. — Darauf antworten wir folgendes: Erstens, diese Ausbrüche der aufs Aeußerste getriebenen Leidenschaft, sind Wahrheit der Natur, und ganz aus dem weiblichen Herzen genommen. Zweitens, es bedurfte eines äußerst starken und durchschlagenden Motives, um jene schreckliche Unterschrift des Todesurtheiles poetisch wahrscheinlich und wirklich zu machen. — Drittens, der Ausdruch der Leidenschaft ist mit Recht aus dem civilisirten, besonders aus dem höheren Leben verbannt, aber so wenig aus dem Gebiete der Poesie und Kunst, daß er hier vielmehr von jeher das Höchste, Schwerste und Wichtigste war, ist und seyn wird. Ein Trauerspiel ohne Leidenschaft, sagt Johnson, ist wie ein Gastmahl ohne Wein. — Die Darstellung, und der schauderhafte Conflict der Leidenschaften ist es ganz vorzüglich, worin Schiller alle Dramatiker Deutschlands so weit übertrift, und wodurch er sich zur Höhe seines Ruhmes erhoben hat. Leidenschaftliche Ausbrüche müssen mithin dem Dichter vergönnt bleiben; und bekanntlich ist die ächte Sprache der Leidenschaft gerade am weitesten vom Conventions-Fuße des Wohlstandes entfernt.

Noch muß ich in Absicht Herrn Bethmanns bemerken, daß ihm Van der Husen, besonders die humoristische Liebeswerbung mit der Nichte — worin er freilich durch das naive, belebte Spiel der Mad. Vohs sehr unterstützt ward, in ganz vorzüglichem Grade gelungen ist.

Dieser junge, hoffnungsvolle Künstler kam gerade von den pariser Krönungsfeierlichkeiten hierher, wird noch auf den Bühnen zu Mannheim und Weimar auftreten, und sich sodann mit einem gewiß nicht geringen Gewinne für seine Kunst nach Berlin zurück begeben. Man merkt seinem Spiele die vortreffliche Iffländische Schule sogleich an, die ihn gebildet hat, und darf sich bei seiner Jugend, und seinem Enthusiasmus für die mimische Kunst, noch beträchtliche Fortschritte von ihm versprechen.

Sch.

Göthe.

Seltsam ist es doch immer, daß bei allen den litterarischen Parteien, die sich in Deutschland umgetrieben haben, Göthe beinahe allein als der ruhige Angelstern da steht, der nur in sich selber kreist, und von keinem andern Treiben um ihn her aus seiner Ruhe gerissen wird. Auch ganz neuerdings wieder Wagner, der in seinem ehr-

lichen Eifer für das, was ihm das Rechte dünkt, Alles über den Haufen rennt, was nicht in seiner Richtung auf seiner Straße zieht, er geht an ihm wie an Plato vorüber, und zieht höflich den Hut, und bittet beinahe um Verzeihung, daß er einmahl gesagt hatte, er scheine wieder in die Kinderwiege zurück zu sinken. Ist's weil die neudeutsche Polemik ihn als ihren Vater ehrt, oder ist's die stolze, edle Haltung, mit der er oben auf seiner Höhe steht, und auf die laute, tumultuarische Menge niedersieht? Knechtische Niederträchtigkeit ist's auf keine Weise; dafür ist die Zeit vorüber, und das rasche Treiben der Kraft zu groß, und die trotzige Selbstständigkeit; ich glaube die Huldigung ist rein, wie die meiste Polemik jetzt unrein und vergiftet ist, und er kann stolz seyn darauf in dieser kalten, indifferenten Zeit, der nichts mehr Interesse und Theilnehmung abgewinnt, als das was eßbar und nahrhaft ist. Jean Paul nennt ihn fein und richtig einen plastischen Dichter. Das ist so wahr, daß sich sogar die drei Perioden der griechischen Plastik an seinen Werken nachweisen lassen. Der große, einfache, rauhe und harte Styl, der mit der Kraft-Periode zusammenfällt, hat zwar mehr in sein Leben, als in seine Schriften eingegriffen, aber immer doch ist er an seinen Bildungen aus dieser Epoche vorherrschend, und äußert sich wie jeder Heroismus im Kampfe mit der Leerheit und der ärmlichen Fadheit seiner Zeit. Bei weitem die meisten seiner Werke tragen den Character des edeln und schönen Stols, und der wahre Mittelpunct dieser Gestaltungen muß in den Elegien gesucht werden, und in den Nächsten da herum, überhaupt in jenen, die seit seinem Aufenthalte in Italien entstanden sind. Die Periode des eleganten Styls endlich wird ganz besonders durch die Eugenie repräsentirt. Das Bild ist nicht mehr Marmor; es ist aus Metall, und zwar einem der edeln gegossen; der innere Werth besticht das Auge, mit der größten Sorgfalt ist die Politur vollendet, und viel ist für einen reinen spiegelnden Glanz gethan; sorgfältig sind, wie an Dürers Gemälden, die Haare gelegt und geringelt, und alle Falten sind geglättet. Von der Seite nähert sie sich am meisten den Werken der französischen Bühne, dieselbe Correctheit, die nähmliche sublimirte Abgezogenheit, dieselbe Gewandtheit, nur daß der Deutsche mehr Derbheit, mehr Sthenie, mehr allgemeine Anlage auf diese Höhe mitgebracht hat, als der schwächliche, furchtsame, bornirte Racine. Das Stück hat daher wohl Gnade vor Franzosen gefunden, die es lesen konnten; nur daß es keinen Ausgang hätte, mißfiel ihnen höchlich, und sie mußten es daher für einen mißlungenen Versuch des Deutschen halten, ihren großen Tragiker zu erreichen. Daß es möglich seyn könnte, daß das Werk noch nicht geschlossen wäre, und daß man ganze, in sich vollendete dramatische Bildungen noch fortlaufend in der Zeit gegeneinander gruppiren könne, wie man plastische im Raume gruppirt, davon hatten sie freylich keine Ahndung, und erkannten dasmahl wieder sehr vergnügt ihrem Landsmanne die nie bestrittene Palme zu.

Aphorismen aus Necker's Manuscripten.

Menschenkenntniß.

Um sie zu erwerben, muß man nothwendig in drei ganz von einander verschiedenen Zuständen gelebt haben; in dem Zustande der Abhängigkeit, wo man Anderen zu Gefallen leben, und sie deßhalb studiren muß; in dem Zustande der Gleichheit, wo sich die Leidenschaften frei entwickeln, und in dem Zustande der Herrschaft, wo man Gelegenheit hat, die Schliche und Manoeuvres seiner Untergebenen zu beobachten.

Der Tod.

Wir haben Unrecht, mit ihm und über ihn zu spaßen. Wir kennen ihn gar nicht, so sehr zerstreut uns das Leben. Aber wenn er einmahl bei uns anklopft, wenn er uns tête à tête zu sprechen verlangt, wenn er uns die Stunde gibt zum finstern Rendez-vous, wenn er uns ruft und auf keine unserer Fragen antwortet — wer bleibt dann noch gleichmüthig? Wehe dann dem, der keiner besseren Zukunft entgegen harrt.

Phänomene des Neides.

Oft beklatscht der Neider eine Sache mit mehr scheinbarem Enthusiasmus als jeder andere — das geschieht, wenn sie vollkommen und untadelig ist. Er hofft dadurch, daß er sich an die Spitze der Bewunderer stellt, denen Stillschweigen aufzulegen, die nirgends die Zweiten seyn wollen. Noch hat er bemerkt, daß nichts die fatalen „Wenn nur" und „Aber" so herbei zieht, als übertriebenes Lob. Ziehen nun diese „Aber" an, so glaubt er sich um so mehr befugt, ihnen günstige Aufnahme zu geben, als er vorher von lautem Lobe überströmte.

1805. 31.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 13. März.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Wittekind bei den Normannen.

Eine epiſche Rhapſodie.

(Geſchrieben im Jahre 1799.)

Sechs Mahl hatte ſich jetzt der Kreis des Jahres vollendet,
Seit dem Tag', da zuerſt am friedlichen Ufer der Emſe
Carl erſchien, der Beherrſcher des weitgebietenden Frankreichs.
Unerwartet, in Mitte der zahllos ragenden Lanzen
War er erſchienen, der Held, um Sachſens muthige Söhne
Zu bezwingen, den herrlichen Bund verwandter Geſchlechter,
Die Weſtphalens Gebiet, Oſtphalens und Engerns bewohnten.
Und zu vollenden das Werk, das er gewaltig begonnen,
Wähnet er jetzt; ſo hatte das Loos der Waffen entſchieden.
Jene Krieger, die Blüthe von Sachſens edeln Geſchlechtern,
Die ſich gegen ihn über, hin in den Kreis der Entſcheidung,
Muthig geſtellt, und lange der Freiheit Sache geſchirmet,
Alle waren zerſtreut, ein Raub den Wölfen geworden
Und den Geiern; geſtürzt im innern Dunkel der Haine
Lagen der Götter Altär', und nicht mehr ſollten die Völker
Sich am Anblick ergötzen des vielgefeierten Helden,
Der aus gleicher Gefahr die Freiheit einſtens errettet,
Hermanns; andere Zeichen, des Feind's Triumpfe verkündend,
Ragten, wo ſonſt ſein Bildniß geprangt, auf den Höhen von Ehreburg:
Alſo herrſchte nun Carl, und ſicher wähnt' er zu herrſchen.
Nicht Eroberung fürder und Gräuel erneuter Zerſtörung
Sann er, ſondern Entwürfe des muthig bauenden Friedens;
Ordnung ſollte nun werden und Licht in dieſem Gewirre
Widerſtreitender Kräfte — denn alſo nannt' er die Freiheit —
Andere, feſte Geſetz' anſtatt der Schlüſſe des Volkes,
Herrſchen, anderer Zwang den heftig ſtrebenden Willen
Niederhalten, und ſo die neu gewonnenen Gauen
Sich vereinen der Welt, die ſeinem Scepter gehorchte.
Und das bezwungene Volk, es ſchien des Fremdlings Entwürfen
Sich nicht länger zu ſträuben, vielleicht im Herzen gebändigt
Durch das Schrecken der Morde, vielleicht ſich ſelber gefallend
In dem gewaltigen Herrn und dem Spiel der raſchen Verwandlung.

Schweigend schaarten sie rings sich umher, die sächsischen Männer,
Wenn die Trompeten erklangen, und ein gescepterter Bote
Jetzt, ein Herold, erschien, das neue Gesetz zu verkünden,
Schweigend, mit ruhigem Ernst, nicht Murren tönte, noch Beifall.
Auch die Krieger der Fremde, die oft beschwerlichen Gäste,
Fanden bei keinem Bewohner des Landes unholde Begegnung.
Kaum daß, nahend von fern des Landmanns einsamer Hütte,
Draußen die Tritt' erklangen der erzgewappneten Krieger,
Und es erhob sich bereits der Hauswirth; aber die Wirthinn
Zog geschäftig hervor aus dem wohlversehenen Wandschrank
Reinliche Milch und Honig, des menschenernährenden Brodes
Wenig scheinbare Gab', und was das Haus nur vermochte.
Heller mußte die Flamme des Herd's dann lodern, es wurden
Rings um die freundliche Glut die Ehrensitze geordnet,
Und nun mochten sich jene nach Lust des Mahles erfreuen,
Oder, ermüdet vielleicht, das schon bereitete Lager
Wählen; keiner verstört' und sie gefährdete keiner,
Sondern es schirmet auch sie das Gastrecht: auch in dem Feinde
Ehrte der Sachse sich selbst und des Landes schöne Gebräuche.

Aber noch war es nicht ganz im innern Herzen gebändigt,
Sachsens Volk, noch hatte beim Spiel der raschen Verwandlung
Nicht das stolze Geschlecht der Freiheit Süße vergessen.
Wann um die Mitte der Nacht in Still' und Schlummer begraben
Alles lag, das Gesind, und die fremden verrätherischen Gäste,
Dann erhob von der Seite der mit ihm wachenden Gattinn
Sich der Wirth, und hinaus, und über die windigen Höhen
Eilend, verfehlet er nicht die wohlbezeichnete Stätte.
Wo durch wildes Gestrüpp' der Weg sich, oder verloren
Zwischen dunkelm Gebüsch zum tiefsten Dickig hineinzog,
Dorthin lenkt er die Schritt' und fand die versammelten Brüder.
Denn schon hatte vor ihnen, durch Jahr' ehrwürdig und Ansehn,
Sich ein Sprecher erhoben, ein weiser Richter des Volkes,
Oder ein Führer im Krieg, der wenigen Uebriggebliebenen Einer, welche dem Schwert und dem dunkeln Verderben entronnen.
Er, enthüllend die Ränke der freiheitmordenden Staatskunst,
Redete vieles alsdann, und vieles ließ er errathen,
Von des Fremden Geschenke, der neu sich bildenden Ordnung;
Aber mehr noch erwähnt' er mit gottbegeisterter Zunge
Von der älteren Ordnung, in deren Schutze die Völker
Sich so glücklich gefühlt, vom Regiment des Gesetzes,
Wie es schonend vordem, gleich einem Gotte, gewaltet,
Schonend und streng, unfühlbar dem friedlich wirksamen Sassen,
Aber dem Feinde des Rechts ein unzerbrechlicher Zügel;
Dann von der herrlichen Ehr' und der hochgeachteten Würde
Freier Männer; dem Stolz, womit ein jeder Genosse
Auf sein väterlich Erbe von seinem Hügel umher sah,
Ueber das Thal und die wallende Saat zum bläulichen Berg hin
Und der weidenden Herd' am Berge, jeder ein König,
Weil der gemeine Vertrag, der heilige, seines Besitzthums
Grenzen schirmte, das Erb' und die unverletzliche Wohnung
Und den Besitzenden selbst; denn auf der Götter Geheiß nur,
Durft' ein Priester der Götter den Leib des Freien berühren;
Von den Versammlungen auch des oberherrlichen Volkes,
Wie es im fröhlichen Lenz auf weiter sonniger Ebne
Sich zu Rathe versammelt, und nach gepflegner Beredung,
Wenn durch neue Gesetze die alte treue Verfassung
Neu gestützt, erweitert vielleicht und herrlich verschönt war,
Wie des eigenen Werks mit seinen Brüdern ein jeder
Dann sich erfreut, hoch rühmend, es solle nimmer die Freiheit
Dieses Landes veralten, wie mit den kommenden Jahren
Etwa ein Baum veraltet, und unbemerkbar hinwegstirbt,
Sondern verjüngt mit jeglichem Lenz in grünender Fülle
Sich erheben, dem Volk ein schönes, sicheres Obdach,
Aber ein schöneres noch dem ungeborenen Enkel.
Alles dessen gedachte der alte feurige Redner,
Innig bewegt; dann hob sich ein hundertstimmiger Kriegsruf
Laut aufdonnernd um ihn, und mit dem Nahmen der Freiheit
Ließ ein anderer Nahm', ein gleich verehrter, sich hören,
Wittekindes, des Retters, auf den die Duldenden harrten.

Dieſer, des übermächtigen Carls gefürchteter Gegner,
Athmete noch; nur weichend dem unabwendbaren Schickſal,
Hatt' er ſich über das Meer zu ſicherer Stätte gerettet,
In's normanniſche Land, wo über krieg'riſche Stämme
Siegar gebot, ein Weiſer und Freund der waltenden Götter,
Und der lange bereits durch ſüße Bande des Gaſtrechts
Wittekinds Haus, ihm ſelber durch ſüßere Bande verwandt war.
Und auch dorten vergaß an fremder Küſte der Feldherr
Nicht der verlaſſenen Bruder und nicht des hohen Berufes,
Sondern ihrer allein gedacht er, freudig und raſtlos
In ſich ſelber die Fülle des mächt'gen Geiſtes erregend
Und des eigenen Muthes, auf daß die fernen Genoſſen
Nicht des Troſtes ermangeln und treuen, herrlichen Rathſchlags.
Jetzt gedacht' er auch ihrer, und ließ mit feurigem Streben
Von der Sorge nicht ab, die gerne ein jeder entfernet,
Jetzt, da Dunkel und Stille zu ſüßem Schlummer ihn einlud;
Ueber dem Meer' hinwandelnd in hoher, ſchweigender Ferne
Glänzten ſchon die Geſtirn' und ſchwarz, verödet und lautlos
Ruheten, Fels an Fels, Normanniens wilde Geſtade.
Nur aus der Ferne des Meer's, von dorther, wo man der Schiffe
Viele zerſtreut erblickt, und der leicht zerbrechlichen Häuſer,
Welche die Arbeit immer dem ſorglichen Wohner erneuern,
Scholl noch dumpf ein Gellopf' des Hammers, und einzelne Lichter
Schwebten hin und zurück; doch, eins nach dem andern erlöſchend,
Schwanden auch dieſe in Nacht; es wich, was lebte, dem Schlummer.
Aber Wittekind hielt, den unermüdlichen Krieger,
Nicht die ſüße Gewalt des Schlummers. Am hangenden Felſen
Saß er allein, ſich freuend des nimmer ruhenden Meeres,
Der verborgenen Macht, die ſtets erneuert heran kam,
Schwellend, ſchimmernd und bald in eigenem Drange zergehend.
Und dem Gewoge der Fluth nicht ungleich, ſtritten im Herzen
Ihm der Schmerz, und der Zorn, und die ſchweifenden, raſchen Entwürfe,
Welche bald hier, bald dorthin die ſtrebende Seele verlockten.
Immer aufs neu' ertönt es, wie fernher klagender Jammer
Ihm zu Ohre; denn traurige Ding' und voll hoher Bedeutung
Hatte deſſelbigen Tages ein Bot' aus Sachſen verkündet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lob des Nero.

Aus dem Lateiniſchen des Hieronymus Cardanus, eines mayländiſchen Arztes, getreu überſetzt *).

Wenn man über Menſchen, vorzüglich über Regenten, ein Urtheil fällen, und die ihnen gebührende Achtung beſtimmen will, ſo geſchieht es ſehr oft, daß das Schlimme mehr Eindruck macht, als das Gute, wie dieſes bei manchen Dingen der Fall iſt, und wie der Leib die Seele, und Sinnenreitze oft die Vernunft beſiegen. Auf die nähmliche Art iſt aus dem Geſchrei des Pöbels, der Unwiſſenden und der Boshaften die allgemeine Meinung entſtanden, daß Nero ein gottloſer, grauſamer Menſch geweſen ſey; ſie iſt ſo ſehr eingewurzelt, hat ſelbſt die Stimme der Vernünftigeren ſo ſehr unterdrückt, daß er jetzt als ein ſolcher von allen wirklich betrachtet wird, und einer ein Paradoxon zu ſagen ſcheint, der dieſem zu widerſprechen, oder ihn zu loben wagt. —

Möchte man dagegen doch den goldenen Spruch des Antiſthenes beherzigen: Von den Gottloſen gelobt, und von den Frommen getadelt zu werden, ſey das nähmliche, oder der Tadel von jenen könne dem Lobe von dieſen kein Theilchen entziehen; ſo würde man in der dem Nero gebührenden Achtung nicht ſo leicht irren, indem es ja bekannt iſt, daß die Menſchen ſeines Zeitalters, beſonders die Römer, ſo verdorben waren, daß es ſchwer hält, ſich etwas Aergeres zu erdenken, man mag das unwiſſende Volk, oder ſelbſt ihre Schriftſteller betrachten.

Tacitus zum Beiſpiel war ein Götzenprieſter, ein Mann voll des höchſten Ehrgeitzes und der Gottvergeſſenheit, wenn man ihn nur nach ſeinen eigenen Worten beurtheilen will. Um wie viel ſchlechter aber muß man ihn noch halten, als er ſelbſt ſich uns ohne Arg dargeſtellt hat? — Er war, um es kurz zu machen, ein gottloſer Verehrer der Götter, der Verbrechen und Strafen nicht nach der Billigkeit und den Beweggründen beurtheilte; ſondern bloß Reichthum, Macht und Anſehen dabei zum

*) Man findet das hier in Auszügen gelieferte Encomium Neronis des Cardanus in ſeinen eigenen Werken im erſten Theile, in Casp. Dornavii Amphitheatrum sapientiae; auch iſt es mehrmahls einzeln gedruckt.

D. U.

Maßſtabe nahm. Ein anderer, Sueton, war der Verführer der Frau des Antoninus, deſſen Secretair er war. Genug, um ihn allein aus dieſem beurtheilen zu können; und nach ſolchen Richtern und Zeugen ſoll Nero verdammt werden?

Nie iſt die Verläumdung ſichtbarer und gewiſſer, als wenn man einſeitig die That allein anklagt, ohne auf die wahren Urſachen der Begebenheiten zurück zu führen. Nero ſoll Vater, Mutter, Bruder und ſeine Gemahlinn umgebracht haben; es mag ſeyn, denn hierdurch iſt nichts geſagt, ſo lange es nicht bewieſen iſt, daß es ohne Urſache geſchah. Seine Mordthaten können ohne ſeinen Willen, gezwungen, aus gerechter Urſache, oder auch, indem er von Anderen hintergangen war, geſchehen ſeyn; von allen dieſen Gründen verdammt ihn keiner, ja einige könnten ſogar ruhmvoll für ihn ſeyn. Timoleon tödtet ſeinen Bruder, der dem Vaterlande Verderben bereitete; er wird geprieſen von Allen, in Schutz genommen von den Göttern, und nach dieſer That berühmt durch viele Siege. Der ältere Brutus und Torquatus tödteten ihre Söhne, und wer rühmt ſie nicht? Virginius ermordete die eigene Tochter, um ihr Ehre und Freiheit zu erhalten, und jedermann heißt die That gut. Marcus Brutus ſtieß Cäſar'n den Dolch ins Herz, und vielleicht lebt ſein Nahme noch mit Ruhm bei der Nachwelt, wenn Cäſars Nahme vergeſſen iſt. Die Regenten der Ottomanen, die doch der Herr in Schutz zu nehmen ſcheint, laſſen ihre Väter, Brüder und die Söhne ihrer Brüder hinrichten, und man nennt ſie deßhalb nicht Verbrecher, denn bei allen dieſen gibt es einen Grund, nicht ſowohl den, ſicher zu regieren, als auch, die Unterthanen vor Aufruhr und Schaden zu bewahren. Warum alſo will man es Laſter nennen, wenn Nero dergleichen thut?

Was mich betrifft, ſo hat hier bei der Ehrenrettung und dem Lobe des Nero einzig die gerechte Indignation meine Feder geführt, daß man einem ſo vortrefflichen Regenten bisher immer unter den Verworfenen ſeine Stelle angewieſen hat.

Um zu wiſſen, wer der beſte Regent ſey, werden wir zuvor die Pflichten eines trefflichen Regenten angeben müſſen, welches — ſo viel ich weiß — noch von keinem mit Wahrheit und Deutlichkeit geſchehen iſt. — Bei allem, was in der Welt vorgeht, iſt einiges nothwendig, einiges nothwendiger, einiges das Nothwendigſte, welches bei den Verfügungen eines trefflichen Regenten wohl unterſchieden und bemerkt werden muß. Nichts iſt nähmlich bei der mannigfaltigen Anſicht und Anwendung der Begebenheiten nachtheiliger, als in den Sachen ſelbſt betrogen zu werden, gleichſam das Gute für das Böſe und das Böſe für das Gute zu halten, oder in der Anordnung derſelben, wo billig das Beſte dem Guten, oder das Schlimme dem Schlimmen ſchlechthin, oder dem ſehr Schlimmen vorzuſetzen iſt. Die nothwendigſten Bedingungen eines trefflichen Regenten ſetzen wir demnach darein: Draußen Frieden, oder auch — ſo weit es Noth thut — einen Krieg zu haben, zu Hauſe aber Recht und Billigkeit zu handhaben. Die mehr nothwendigen Bedingungen, aber nicht ſo dringend als die vorigen ſind: für Aller Vortheil zu ſorgen, beſonders der Seinigen und der Dürftigen. Die nicht ſo ſehr nothwendigen, aber doch nothwendigen ſind: das Land durch ſeine Sitten zu zieren, und ihm äußeren Glanz zu geben. Dahin gehören in den Städten: Tempel, prächtige Gebäude und öffentliche Spectakel. Auf dem Lande: Ackerbau, ſchöne, ebene Landſtraßen, Brücken, Austrocknung der Sümpfe, Eindämmung der reißenden Ströme, gangbare Straßen durch die Gebirge, Aufmunterung des Landmannes, kurz, allem einen glänzenden Anſchein zu geben.

Wir werden nun beweiſen, daß Nero alle dieſe Bedingungen erfüllte. Daß der Friede dem Kriege vorzuziehen ſey, wird man uns zugeben. Ohne vieler anderen Gründe zu erwähnen, wollen wir nur dieſes anführen, daß der Krieg um den Frieden geführt werde, und der Friede nicht um des Krieges willen da iſt. Krieg iſt wilden Völkern gemein; menſchlichen, gebildeten, rechtſchaffenen und weiſen Männern liegt der Friede am Herzen. Dem wahnſinnig Wüthenden ſey immer der Krieg eine Luſt, die Sanften, Glücklichen und Vernünftigen mögen im Frieden wohnen. — Wer von den Regenten kann ſich daher mit Nero, dem Liebhaber des Friedens, meſſen? Er hat nie das Reich mit Liſt vermehren wollen, wie Tiber, oder mit Gewalt, wie Trajan, der mit allen ſeinen glänzenden Siegen der römiſchen Republik herbere Wunden geſchlagen hat, als ihre Vermehrung gut machte.

(Cardanus liefert nun den Beweis, daß Nero eben ſo ſehr alle übrigen Bedingungen eines guten Regenten erfüllt habe, als er eine der erſten Regenten-Tugenden, Friedfertigkeit, beſaß. Um indeſſen den Leſer durch Weitläuftigkeit nicht zu ermüden, indem das ganz Encomion mehr als zehn Bogen beträgt, hält der Ueberſetzer es für beſſer, nur einige Fragmente, aber wörtlich mit Cardanus Worten daraus zu geben.)

(Die Fortſetzung folgt.)

1805. 32.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 15. März.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Lob des Nero.

Aus dem Lateiniſchen des Hieronymus Cardanus, eines mayländiſchen Arztes, getreu überſetzt.

(Fortſetzung.)

Nero's Gottesfurcht.

Seine Frömmigkeit und Gottesfurcht hat er auf mancherlei Art bewieſen, obgleich die Schriftſteller auch dieſe in ungewiſſen Schatten zu ſtellen ſuchen. Zuerſt dadurch, daß er es nicht wagte, oder ſich erfrechte, den eleuſiniſchen Geheimniſſen beizuwohnen; dann: daß ihn, bei einem Beſuche des Tempels der Veſta, ein ſolcher heiliger Schauer durch alle Glieder ergriff, daß er die vorgehabte Andetung aufgab. Es iſt aber offenbar, daß er nicht, vom Aberglauben beherrſcht, die Götter vernachläſſigte; ſondern nur den Aberglauben ſelbſt, indem er wohl erkannte, daß nicht Juno, oder Pallas, oder die übrigen Geburten des Wahnſinnes Gottheiten waren; ſondern, daß vielmehr das ewige Leben und der Schöpfer aller Dinge der höchſte Gott ſey. Daher verdiente er es auch, daß er allenthalben gleichſam unter einer beſondern göttlichen Obhut zu ſtehen ſchien. Zu Neapel ſtürzte z. B. das Theater erſt ein, nachdem alle Zuſchauer daſſelbe verlaſſen hatten, und bei der Belagerung von Artarata herrſchte bei den Belagerten die dichte Finſterniß, indeß draußen den Belagerern das hellſte Licht glänzte. Unter den Beweiſen ſeiner Frömmigkeit iſt wahrlich auch jener Ausruf nicht der letzte, den er that, indem er nach Gebrauch ein Todesurtheil unterſchreiben mußte: „Wollte Gott! daß ich keinen Buchſtaben kennte!“ Ein Ausruf, den ſo viele als heuchleriſch, oder kindiſch haben darſtellen wollen. —

Liebe zu den Wiſſenſchaften und Achtung der Gelehrten.

Seine Liebe zu den Wiſſenſchaften, und ſein humanes Betragen gegen Gelehrte bezeugt ſelbſt Suetonius, indem er ſagt: „Er wies keinen Autor von ſich, und da einige beim Senate angeklagt waren, verhinderte er ihre Beſtrafung; unter andern die Beſtrafung des Cynikers Iſodorus, der ihn im Vorübergehen öffentlich getadelt und geſchmähet hatte, daß er nähmlich das Unglück des Nauplius gut beſänge, aber die Angelegenheiten des Reiches ſchlecht verwalte.“

Es genügte ihm, den Antiſtius, der Satyren gegen ihn geſchrieben hatte, mit Confiſcation ſeiner Güter nach den Inſeln transportiren zu laſſen. Den Vejento behandelte er mit noch größerer Milde, indem es ihm genug war, ſeine Schriften verbrennen zu laſſen, und ihn aus Italien zu verbannen. — Hierbei aber zeigt ſich ſeine

Güte um deſto mehr, wenn man weiß, daß der Senat den Antiſtius, Nero ſelbſt aber den Vejento verurtheilte. Wie ſehr ſticht dagegen das Betragen des Tyrannen Domitian ab, der einem Gelehrten, der gegen ihn geſchrieben hatte, tödten, und die Buchhändler, die die Schrift verbreitet hatten, kreuzigen ließ. Nero war ſelbſt Dichter; nach der Tafel pflegte er Verſe zu machen, oder den Philoſophen Aufgaben zu geben. Er malte, ſpielte mehrere Inſtrumente, verſtand den Geſang, und war ein geſchickter Fuhrmann und trefflicher Reiter. — Auch ſandte er nach dem Zeugniſſe des Tacitus zwei Hauptleute nach Aethiopien, um den Urſprung des Nils zu erforſchen, und ihm davon Bericht abzuſtatten u. ſ. w.

Weiſe Geſetze.

Er verbot den Senatoren, ſich der Anmuth ihrer Gärten zu überlaſſen, und aus der Stadt zu gehen; indem die Ritter nach ihrem Beiſpiele ſich der Trägheit hingeben würden. Bei den Spectakeln ſonderte er die Ritter vom Volke, da dieſes vorher durch das Roſciusſche Geſetz bloß von den vierzehn Ordnungen beſtimmt war. — Dieſes aber geſchah mit der größten Weisheit, indem, wie es billig iſt, die Armen und Dürftigen mit Gütern zu unterſtützen, es eben ſo billig iſt, denjenigen, die ſie verdienen, Ehren zu verleihen. So entſtand, wenn ich ſo ſagen darf, die Gleichheit durch gleiche Vertheilung ſeiner Gunſt, da das Volk bequemer, und die Vornehmen ehrenvoller lebten. — Viele andere nützliche Geſetze übergehe ich wegen ihrer Menge mit Stillſchweigen; daß er aber die ihm, als oberſtem Geſetzgeber zuſtehende Macht gehörig kannte, beweiſt ſein Ausſpruch: „Keiner meiner Verfahren hat gewußt, was er thun dürfte.“ — Auch gab er das Geſetz, daß ganz Griechenland frei ſeyn ſolle ꝛc. —

Vertheidigung gegen den Tod ſeiner Mutter.

Seine Mutter, die Schande des weiblichen Geſchlechtes, tödtete Nero gezwungen. Vielleicht ſagt man dagegen, was ich auch einzig als Einwurf gelten laſſen muß; es wäre edler geweſen, eher ſelbſt umzukommen, oder die Herrſchaft aufzugeben, als mit ſo vieler Schande der Mörder der eigenen Mutter zu werden. Aber welcher junge Menſch iſt ſo ſehr ein Heiliger, ſo ſehr ein Philoſoph, daß er lieber durch fremde Freveltat geopfert werden, als ſich ſelbſt durch ein Vergehen retten will?

Was Nero that, that er ohne Widerrede aus Furcht, und in der höchſten Verzweiflung, und wäre die Liſt mit dem Schiffe nicht verrathen worden, ſo würde es nie zum öffentlichen Todſchlage gekommen ſeyn *). Allein ſelbſt dem nothgedrungenen Morde folgte auf der Stelle die Reue. Er bekannte, immer durch die mütterliche Geſtalt geſchreckt zu werden, und der Anblik des Meeres, wo jene That nach dem erſten Plane geſchehen ſollte, machte ihn ſtets zittern. Auch ſuchte er nach dem Zeugniſſe des Suetonius die Manen der Agrippina durch Zauberer mit Opfer zu verſöhnen. Wie verläumderiſch aber klingen bei dieſem Morde wieder die Worte des leidenſchaftlichen Tacitus, indem er dem Nero Schuld gibt, ſeine Mutter deßhalb getödtet zu haben, um ſtatt der Octavia die Poppea heirathen zu können, welches doch erſt drei Jahre nachher geſchah. —

Tod des Seneca.

Er tödtete den Philoſophen Seneca, den Erzieher und Lenker ſeiner zarten Jugend, den Unterſtützer und Gründer ſeiner Herrſchaft und ſeiner Macht, einen gelehrten Redekünſtler, und trefflichen Redner; ihn, der zwei tauſend beſondere Nahmen in ſeinem Gedächtniſſe auffaſſen konnte, einen ehrbaren Mann, ein herrliches Muſter ohne Makel und ohne Schuld, und was das Meiſte iſt, einen Freund des heiligen Paulus. — O, der ungeheuern, gottloſen That! Aber den Wortkram umgewendet, und zwar zur Wahrheit, heißt es alſo: Er ließ den Afterphiloſophen Seneca hinrichten, den Verderber ſeines zarten Alters, und daher des ganzen Staates, den Rathgeber und Helfershelfer ſeiner Laſter, einen giftigen und aufgeblaſenen Wortmacher, einen ſchändlichen Redner, der die Gaben der Natur zu den häßlichſten Zwecken mißbrauchte, einen vielſeitigen, hinterliſtigen Mann, ein verderbliches Beiſpiel ſeines Hofes, einen Auflauerer, Heuchler, ſchändlichen Schmeichler, Lehrer und Theilnehmer alles deſſen, wodurch er ſich den meiſten Tadel zugezogen hatte. So klingt die Wahrheit, und daher glaube ich, daß er durch die Verurtheilung des Seneca den größten Theil ſeiner Fehler wieder gut gemacht hat.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Nero's Günſtling, der freigelaſſene Anicetus, hatte auf einem Schiffe eine Falltüre anbringen laſſen, wodurch Agrippina ins Meer verſenkt werden ſollte, und welche dem Cardinal Richelieu vielleicht die Idee zu ſeinen bekannten Falltüren gegeben haben mag. Agrippina entging der Falle, um eines noch ſchrecklicheren Todes zu ſterben.

D. U.

Wittekind bei den Normannen.

Eine epiſche Rhapſodie.

(Geſchrieben im Jahre 1799.)

(Fortſetzung.)

Carl, durch höhere Sorgen hinweg gerufen nach Frankreich,
Habe das Land verlaſſen, und ſtatt des einzigen Königs
Schalten anjetzt gewaltig des Königs Diener und Krieger.
Und nun habe der Stolz und der nichts verſchonende Leichtſinn
Jeden Geluſt ſich erlaubt; es ſey die einzige Schutzwehr,
Welche den Schwachen umſchirmt, vernichtet; aber von oben
Drohe die Eigengewalt, und tappend hierhin und dorthin
Greife ſie unter die Menge, ſich blindlings Opfer erhaſchend,
Und ſo mehre ſich ſtets die Drangſal, jegliche Stunde
Lege zu den verhaßten ein noch verhaßteres Uebel
Auf die Häupter der Freien; die Weiſern ſelber im Volke,
Welche noch immer die ſchmähliche Laſt, den andern zum Beiſpiel,
Froh getragen, ſie leihen dem übelrathenden Unmuth
Jetzt das Ohr, und laſſen entſetzliche Dinge befürchten.
Solcher Kunde gedachte der Held, und die dräuende Lanze
Schwang er gegen das Meer; unendliches Sehnen ergriff ihn,
Jetzt zurücke zu meſſen die weit hinſtrömende Meeresfluth,
Jetzt auf jene Geſtade den Fuß zu ſetzen, und jetzt ſchon
Los zu laſſen den Krieg, den heimlichen, lange genährten,
Der vereilig nun droht in eigner Glut zu entbrennen.
Aber es ſtellte der raſchen Begier ein and'rer Gedanke
Sich entgegen, und mahnt' ihn an jene ſtolzeren Wünſche,
Die er lange genährt, und die noch immer die Sachſen
Hoffend nährten, denn traun! nicht über die ſtrömende Meersfluth
Dachten alſo die Völker ihn wiederkehren zu ſehn,
Einzeln, wie auf gerettetem Boot' ein Geretteter heimkehrt,
Sondern von Flotten umringt und dem Glanz normanniſcher Waffen,
Wie es dem Freunde des Königs und Königs Eidam gebühre.
Deß ermahnt ihn ſein Herz; dann krümmt er ſich ſtöhnend vor Unmuth.

Aber herab vom Gebirg, das nicht entfernet vom Ufer
Sich erhob, und auf waldigen Höhen der Könige Burg trug,
Hatt' indeſſen ein Freund ſich ſeinem Sitze genähert.
Expo war es, der Alte genannt, ein Meiſter in Künſten,
Dem ſich keiner verglich der damahls lebenden Menſchen,
Nicht an erfindendem Geiſt, und an der Hände Geübtheit.
Dieſer hatte zuerſt dem ſeefahrtluſtigen Normann
Schiffe gebaut, wie nie das deutſche Meer ſie geſehen,
Hoch gemaſtete, große, die doch mit fliegendem Umſchwung
Willig eilten, wohin ſie das raſch gewendete Steuer
Antrieb, oder im Segel der eingefangene Luftſtrom.
Und wiewohl er die Laſt ſchon empfand der ſinkenden Jahre,
Dennoch feiert' er nicht unrühmlich, der treffliche Meiſter,
Sondern des Hafens Gewühl, der ſeiner Sorge vertraut war,
Und das ſchallende Werft umwandelt' er, großes und kleines
Ueberſpähend von fern' und geflügelt, mit doppelter Eile,
Wo man ihn in der Nähe vermuthete, glühte die Arbeit.
Von des Gebirg's nachbarlichen Höh'n in geſchäftiger Eile
Kam er anjetzt; doch als er, dem tieferen Ufer ſich nahend,
Dort am Felſen die hohe Geſtalt, die edle, gewahr ward,
Trat er zurück unwillig, und ſchüttelte drei Mahl die Stirne,
Dann erhob er die Stimm', und ſprach die eiſernden Worte:

Wen doch ſeh ich, der hier in mitternächtlicher Stunde
Einſam weilet, ſein Herz in Zweifelsängſten verzehrend?
Wittekind! ſind es auch nur die Leiden ferner Genoſſen,
Welche du ſeufzend erwägſt, und hin und wieder im Buſen
Jetzt ſchon wälzeſt den Jammer des Kriegs, noch eh' er geführt wird?
Auf! nicht duld' ich hinfort den doppelt ſchädlichen Mißbrauch!
Denn den Schlummer entfernſt du, die nicht zu entbehrende Labung,
Aber du nährest die Sorg' und rufſt ihr immer von neuem,
Daß ſich im Grauen der Nacht des Kummers ſchwarze Gebilde
Schwärzer färben, und wachſend um dich Verzweifelung häufen.

Sprach's und jener verſetzt', umſchauend mit freudigem Ausruf:
Expo, trefflicher Greis! mit angenehmen Erſchrecken
Hat dein Ruf mich in Mitte von meinen Träumen ermuntert.
Und ſo wecke mich immer ein Freund mit liebender Warnung,
Wann mich wirklich vielleicht ein übermächtiger Kummer
Niederzieht, und über dem Haupt' mir Verzweifelung häufet,
Dann erwecke mich alſo ein treu gewogener Vater,
Daß ich auf ihm, wie jetzt auf deinem lächelnden Antlitz
Ruh', und der Mann ſich, beſchämt, am Blick' des Greiſes erheitre.
Meiner Entfernten gedacht' ich und gab, gewaltig ergriffen,
Dieſen Gedanken mich hin, doch nicht verzagendem Zweifel,
Nein! es befeuert vielmehr, und hoch wie auf Flügeln erhebt mich
Jedes Erinnern an ſie, die Männer freudigen Muthes,

Die entſchloſſen geduldet, ſo lange Dulden erlaubt war,
Wie ſie entſchloſſener nun zur Rach' und Fehde ſich heben.
Auch erreget nicht dieſe mir Furcht, die erneuerte Fehde,
Noch die vergrößerte Macht, die jetzt aus allerlei Volke
Carl beruft; denn ich kenne den Feind, im engen Gefilde
Hielt uns nah an einander gebannt ſchon öfters die Feldſchlacht.
Siehe! die Edeln des Landes allein und ihre Gefährten
Durften des Drängers Gewalt fünf Jahre trotzen; im ſechsten
Ueberwog er, und ſchritt auf ihren Leichen zur Herrſchaft.
Aber die Edeln allein und ihre Waffengefährten
Sind es nicht, die in Sachſen das Schwert zu führen verſtehen.
Er, der furchtbar geachtete Feind, er kennet die Macht nicht,
Welche ſich zürnend erhebt, und ihm gebührt es zu zagen!
Eines doch iſt, ich verhehl' es dir nicht, was öfters der Seele
Feuriges Streben mir hemmt, und du, der ſelber es ſiehet,
Welche Veränderung mir die nicht mehr gleiche Begegnung
Siegars drohe, du weißt, mit wie viel Recht ich beſtürzt bin.

Aber es lächelte drauf der alte treffliche Meiſter.
Wie geſellet ſich doch zu ſolchem Muthe der Kleinmuth!
Keine Beſorgniß erwecket in dir des Krieges Erneu'rung;
Denn du ermiſſeſt die Kräft' und fühlſt ſie mit hohem Bewußtſeyn,
Die zu Gebote dir ſtehn, allein die ſchönſte der Kräfte,
Stolzer! ahndeſt du nicht, die ringsum', wo du auch wandelſt,
Quell' auf Quelle dir öffnet der häufig fließenden Hilfe,
Jene Liebesgewalt verſteh' ich, welche dir ſelber
Unbewußt dich umgibt, und früh die Blicke der Völker
Dir entgegen, die Huld ſo vieler Edeln gelenkt hat,
Siegars Huld vor allen, des ſtrengen Prüfers der Menſchen.
Denn dich ehrte ſchon im Angeſichte der Völker
Siegar, der Königen dich, und Söhnen der Könige vorzog,
Gewann dir, die geliebte, die einzige Tochter vermählend,
Damahls, als du noch nicht den zwei mahl zehnten Sommer
Zähltest, und deinem entbrennenden Muth' ein Schauplatz entſagt war.
Jetzo aber erhebt der Sachſen Thaten und Leiden
Hoch das Gerücht, und es lernten entlegene Zonen dem Feldherrn
Staunen, welcher ſo Großes in ſolcher Jugend verrichtet.
Und du fürchteſt, es werde der hochgeſinnte Gebieter
Jetzt die Freunde verläugnen, da Noth ſie am härteſten dränget,
Oder es könne von dir des Vaters Liebe ſich wenden,
Jetzt, da alles in dir ſich vereint, was edel Gemüther
Unwiderſtehlich erregt, der Tugend Gröſſ' und des Unglücks!
Wenn er dir öfters verſtummt, und heimlich Blicke des Ernſtes
Auf dich lenkt, verkenne du nicht die Weiſe des Alters,
Das ja, grübelnd und ſpähend, mit unglückſeliger Bemühung
Neu' und neue Beſorgniß aus weiter Ferne ſich herholt.
Jener Ernſt, er iſt Kummer um dich, ſein Schweigen iſt Liebe.

Sprach's, da wandte jener ſein Haupt, und ſagte mit Rührung:
Was der Vater beſchließ', ich werd' es ſchweigend erwarten,
Ob er Hilfe gewähre den Leidenden, oder verſage,
Nicht geziemet es uns, mit ungenügſamer Ford'rung
Dem zu nah'n, deß Liebe ſich ſchon ſo herrlich erwieſen.
Ja! was irgend ein ſchützender Gott zu Sachſens Errettung
Nur vermochte, das that in ſchickſalgräuender Stunde
Siegar, und leider ein trauriger Lohn vergalt ihm die Wohlthat!
Denn ſchon hatt', eindringend, im fünften Jahre des Krieges
Carl die Weſer erreicht, und Scharen goß er auf Scharen
Weit umher; wir aber, indeß wir wichen und kämpften,
Sahen uns plötzlich umringt von einer Kette des Krieges,
Hoffnungslos, wo immer den Weg wir ſuchten zum Ausbruch',
Jetzt mit heimlicher Liſt, und jetzt anſtürmend mit offner,
Ungeſtümer Gewalt, da hemmten uns ſtärkere Scharen.
Aber indeß wir umſonſt nach naher Rettung umherſahn,
Ward uns Hilf' in der Ferne bewirkt. Denn von ſchwellenden Segeln
Schimmert auf einmahl das Meer, und an Frankreichs Küſten hervor trat
Helgatharno, der Normann, und brachte Krieg der Vertilgung.
Boten kamen auf Boten alsdann ins Lager des Königs:
Keine Zunge vermöge des Landes Jammer zu ſchildern,
Welch ein Feind ſey erſchienen. Von Flammen leuchte die Küſte
Weit und leuchte das Meer. Bedroht, belagert, erſtürmt ſey
Aachen ſelber, die herrliche Stadt, der Könige Wohnſitz.

(Die Fortſetzung folgt.)

1805. Nr. 33.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 18. März.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Theater in München.

(Einsender.)

Das Publicum ist in dem vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift auf die baldige Erscheinung einer neuen Oper, unter dem Titel: der Frauenbund, aufmerksam gemacht worden, und nun nach der kürzlich erfolgten öffentlichen Darstellung dieses schönen Kunstwerkes glaube ich, daß die Redaction eine Anzeige davon schuldig ist. Ich biete ihr diese Zeilen an, um in Ermangelung einer besseren Anzeige, hiervon Gebrauch zu machen.

Eine genaue Prüfung des inneren poetischen Werthes dieser Oper ist nicht zu erwarten, weil das Buch nicht gedruckt, und in der Handschrift nicht zu haben ist; doch davon kann auch nicht die Rede seyn. Genug, das Sujet ist neu, interessant, und, wie man es für eine Oper verlangt, in einem hohen Grade romantisch.

Die Verfasser des Frauenbundes scheinen sich ganz allein an das Anziehende ihrer Fabel, und an eine einfache, natürliche Führung und Entwickelung derselben gehalten zu haben, indem sie die theatralische Ausstaffirung mit Donner, Sturm, Mondschein, Brand, Erdbeben, Bataillen u. d. gl. nicht nur nicht gesucht — denn alles hätte ihnen nahe genug gelegen — sondern sogar sorgfältig vermieden haben.

Es gehört Entschlossenheit dazu, dem gemeinen Geschmacke so streng zu begegnen; aber desto größere Ehre gebührt auch dem münchner Publicum, das ein ihm sansfacon ohne allen Spaß und episodischen Firlefanz vorgestelltes Kunstwerk mit so viel Wärme, und entschiedenem Beifalle aufgenommen hat. In unseren Opern hat man lange genug die Natur, anstatt ihr zu folgen, in wilder Phantasie herum gejagt, und ihr die seltsamsten Mißgeburten genialisch untergeschoben, kurz, man hat das Unnatürliche ganz erschöpft, so daß man aus Mangel am Schlechteren bald zu dem Besseren wird gelangen, oder zurück kehren müssen.

Die Fabel der Oper ist, von einer auf dem Theaterzettel abgedruckten Skizze des Inhaltes abgeschrieben, folgende:

„Blasta, eine slavische Frau vom Gefolge der Herzoginn Libussa, verließ den Hof zu Prag wegen ihrer dort verschmäheten Liebe, erbauete das feste Schloß Diewin — Frauenburg — und errichtete ein selbstständiges Weiber-Regiment, das sich weit umher allen Männern, und selbst dem böhmischen Herzoge furchtbar machte. Der Krieg zwischen diesen verbündeten Frauen und dem slavischen Männervolke ward mehrere Jahre lang auf eine grausame Art geführt, und meistens siegten

die Frauen theils durch ihren Muth und die Geſchicklichkeit ihrer Gebieterinn, theils durch den allgemein verbreiteten Glauben, daß Vlaſta die Zauberkunſt von der Drahomira erlernt, und ihren Gefährtinnen mitgetheilt habe. Zu dieſem Frauenbunde nahm auch Helena, eine Tochter des deutſchen Königs Heinrich I., ihre Zuflucht, nachdem ſie von einem Albert, Grafen von Oldenburg, aus ihrem väterlichen Hauſe entführt, und nach Böhmen gebracht worden war, wo dieſer Albert ſich in den Wäldern nahe an der Frauenburg aufhielt. Auf einem der Feldzüge, welche Heinrich gegen die Sleven unternahm, fand er, auf der Jagd verirrt, ſeine entführte Tochter wieder, kam in die Gefahr, von ihr unerkannt ermordet zu werden, und verſöhnte ſich endlich mit ihr, ihrem geliebten Albert und dem Frauenbunde, dem er wegen verſchiedener, auf ſein Geſetz gewagter feindlicher Angriffe den Untergang gedrohet hatte. Dieſer hiſtoriſche Stoff ſchien vermittelſt einer — freilich etwas anachroniſtiſchen — Verwebung romantiſch genug für eine Oper werden zu können."

So wie in dem Gedichte ſich Act an Act und Scene an Scene in einem zwar lebhaften aber ungezwungenen Fortgange der Handlung reihet, ſo hat auch der Tonkünſtler ſich feſt an die Seele des Werkes geſchloſſen, überall nur unterſtützend, erhebend, verſchönernd, ohne auf ſeine eigene Fauſt operiren zu wollen. Winter hat uns nicht nur die Wahrheit ſondern auch die treffliche Wirkung des Grundſatzes gezeigt, daß eine Oper nicht um der Sänger willen gemacht werden müſſe. Nichts von Bravour-Arien, Paſſagen und anderen Kunſtſprüngen, die den Gang eines Drama's lähmen. Ein Geiſt wehet im Ganzen, und dieſes Ganze ward von Winter meiſterhaft gefaßt.

Die Vorſtellung ſelbſt war die vollendetſte, die in dieſer Art auf eine Schaubühne gebracht werden kann. Orcheſter, Sänger, Decorationen übertrafen jede Erwartung, die in München bekanntlich nicht klein zu ſeyn pflegt, und auch nicht klein zu ſeyn braucht, beſonders bei einer ſo feſtlichen Gelegenheit, indem dieſe Oper zur Feier des erſten Hervorganges der Frau Churfürſtinn von Baiern nach Ihrer Niederkunft gegeben ward.

Dieſe allgeliebte, herrliche Fürſtinn ward von dem ſehr zahlreichen Publicum mit einem unbeſchreiblichen Enthuſiasmus empfangen, und der tauſendfach erſchallende Glückwunſch, der oft wiederhohlte Dank der tief gerührten Fürſtinn, der mit mehreren hundert Wachskerzen erleuchtete Saal, der Mitklang von Pauken und Trompeten auf dem noch verſchloſſenen Theater ſowohl, als in dem Orcheſter bildeten ein Vorſpiel, ganz der Feier und des darauf folgenden Kunſtwerkes würdig.

V.

Scenen aus einem ungedruckten vaterländiſchen Trauerſpiele.

Erſte Scene des zweiten Actes.

(Ein abgelegener Platz des Gartens am fürſtlichen Schloſſe.)

Meta (Tochter des Herzogs). Eine Kammerfrau, die im Hintergrunde bleibt.

Meta.

Wie ſchaurig mir der Mittag heute däucht!
Ringsum iſt's ſtille, wie um Mitternacht.
Ja, auch der Tag hat ſeine Geiſterſtunde:
Ich fühl' es in des Buſens ſanftem Schwellen,
Im leiſen Flüſtern ſanfter Engelsſtimmen.
Der Seele Flügel ſcheinen losgebunden;
Was iſt's, das mich ſo mächtig aufwärts zieht?
Die Liebe will durch das Gefängniß brechen,
Und ungetrübt und unaufhörlich ſeyn! —

(Sie ſetzt ſich auf eine Raſenbank.)

Guido (Prinz von Baden) tritt ein.

Hier iſt die holde Schwärmerinn! Wie rein
Sie gegen Himmel blickt? Wie hehr, gleich einer
Verklärten ſtrahlt ihr Antlitz. — Theure Meta!
Du ſiehſt mich an, und hörſt mich nicht, und Thränen
Entſtürzen deinem Aug', kaum wag' ich es
Zu fragen. —

Meta.

O, mein Guido! dieſe Thränen
Sind ſüß, ſie ſind die Ahnung künft'gen Glückes;
Wenn du mich ganz verſtehſt, ſo iſt das Grab,
Das unſrer Liebe zubereitet wird,
Ihr Siegesthor. —

Guido.

Wer kann uns trennen wollen? —

Meta.

Du weißt es nicht? doch ſagte mir mein Vater
Daß er es dir eröffnet.

Guido.

Durch den Canzler
Empfing ich einen Brief: vielleicht enthüllt
Er mir das Räthſel.

(Er erbricht den Brief und lieſt ihn.)

Meta.

Was wirſt du beſchließen? —

Guido.

Es iſt ein Streich der Hölle; doch ihr letzter!
Noch wenig Tage, und die Wahrheit ſiegt.

Meta.

Doch wenn ſie unterläge? Biſt du auch
Des Siegs gewiß? Iſt deine Kraft berechnet,
Und wird ſie jetzt ſchon Wohlthat wirken können?
O Guido! zähme deinen Thatendrang,
Und lebe deiner Meta, leb' der Liebe!
Ein dunkles Vorgefühl weiſſaget mir,
Daß deine Größe dir den Sturz bereitet.
Sey lieber gut, als groß; entſag' dem Thron',
Den du ererbt, nicht ſelbſt errungen haſt.
Ein ſtilles Thal in deinem Vaterlande,
Durchſchlängelt von der Murch, du kennſt es noch,
Wir ſchwuren dort zuerſt der Liebe Bund,
Und immer ſchwebt es meiner Seele vor,
Gleich einem ſüßen Traum der Frühlingsnacht —
Dieß Thal ſey unſre Freiſtadt; dort laß uns
Des Diadem's vergeſſend, und des Hofzwangs
Nur unſeren Herzen leben. Das war auch
Der Wunſch, der uns durchglüht', als deine Mutter
Die Liebe groß zog unſrer jungen Seelen.

Guido.

Ach, meine Mutter, meine gute Mutter!
Sie ſah nicht die Gefahren, die uns dräu'n,
Die Stürme nicht, die uns ergreifen könnten.
Wär' uns die holde Eintracht treu geblieben,
Die damahls noch dem Vaterlande lachte,
So war beherrſcht ſeyn anders nichts, als lieben,
Und herrſchen nur geliebt ſeyn. Aber jetzt!
Jetzt tobt der wilde Krieg der Meinungen.
Ein wüthender Vertilgungshaß erſteht,
Und dräut den Erdenball in Brand zu ſtecken.
Es gilt der ganzen Menſchheit großen Handel;
Jetzt oder nie wird der Proceß entſchieden,
Ob Millionen frei, ob Knechte ſie
Seyn ſollen. — Tönet jetzt des Deſpotismus
Triumph-Geſchrei, ſo iſt der Erde Glück
Auf Hunderte von Jahren unterjocht.
Es iſt der ſchaurigen Momente einer,
In welchem Wohl und Weh von Millionen
In der verhängnißvollen Wage liegt.
Auf uns, die Mächtigen, ſind dann die Blicke
Der angſtergriffnen Menge ſtarr gewandt,
Von' uns erheiſchen jammernd ſie die Rettung.
In ſolchen Augenblicken, die nur ſparſam
Das weltgebietende Verhängniß beut,
Iſt's Pflicht den Fürſten und Gewaltigen,
Sich an die Spitze hinzuſtellen, nicht zu achten
Der Blitze, die auf ſie die Hölle ſpeit.
So will ich dann die Stirne kühn ihr bieten,
Dem Angriff ſtehn mit meiner letzten Kraft,
Um menſchlich Wohl mit meinem Blut zu gründen,
Nicht athmen länger, wenn die Wahrheit ſinkt,
Und mit ihr fallen, oder ſterbend ſiegen.

Meta.

Dich blendet eine Truggeſtalt, mein Guido!
Warſt du nicht eher Menſch, als Fürſt? —

Guido.

Ich folge
Dem Schickſal, das mich nah' zum Thron geſtellt,
Um Völker zu befrei'n und zu beglücken.
Ein feiger Hochverräther müßt' ich ſeyn,
Könnt' ich den angewieſ'nen Platz verlaſſen.

Meta.

Laß ab von deinem rieſenhaften Plan',
Er ſchleudert dich dem Untergang entgegen,
Ich, deine Meta, ſo wie du dem Tod'
Durch ihn geweiht — ich flehe dich darum.

Guido (halb erweicht).

Es iſt zu ſpät. Ein ſchaudervoller Eid
Hält mich gebunden.

Meta.

Dann bin ich verloren;
Denn du biſt es für mich. —

Guido.

Nicht ſo, du Theure!
Ich liebe dich, an dei' ich dich, und werde
So kühner kämpfen, weil ich dich erkämpfe.

Meta.

Du täuſcheſt dich, ich ſehe durch die Welle,
Die vor dir ſelbſt dein Inneres verhüllt.
Wenn ſie zerreißt, ſo denke meiner Worte:
Ich hatte einſt dein Herz, dein war mein Leben:
Fahr wohl, im Tode ſehen wir uns wieder. (geht ab.)

Guido (allein).

„Im Tode ſehen wir uns wieder!"
Sprach ſie nicht ſo? Ein heil'ger Schauer dringt
Mir durch das Mark. Es war Verklärungston
Der aus ihr ſprach. Mir iſt's, als hört ich's noch,

Als würd' ich's etwa hören, und ſonſt nichts.
O, holde Schwärmerinn! dürft' ich dir folgen,
Wohin du mir gewinkt, wie gern wär' ich's!
Wie gern mit dir der großen Welt entflieh'n!
Doch eine Welt, die dann nur glücklich macht,
Wenn man ihr flucht, die iſt des Fluchs nicht werth.
Ich bleib' in ihr, und will von den Despoten,
Selbſt von des Fanatismus Fackelträgern,
Mein Glück und Meta's Glück durch Muth erzwingen.

Monolog aus dem fünften Acte.

Guido (einen Brief in der Hand haltend).

Sie will, ſie darf zum letzten Mahl mich ſeh'n!
Zum letzten Mahl! — dann iſt mein Loos entſchieden,
Und ihres, und, an das ich beide feſt
Geknüpft hatte — das der ganzen Menſchheit. —

Eins bleibt noch in des Ueberwundnen Macht,
Sich groß zu zeigen ſelbſt im Unterliegen.
Zum Tage wird für ihn die Todesnacht,
Sein edles Martyr-Blut kann nicht verſiegen!
Der Tropfen, den ein Wütherich verſprützt,
Wächſt an zum Strom, vor deſſen Wuth nichts ſchützt.
Er bricht nach Jahren, oder nach Aeonen,
Wenn hier nicht, in entfernten Zonen,
Die Dämme, von Tyrannen ſchwach geſtützt;
Verſchlingt unwiderſtehlich Millionen,
Wird heil'ges Feuer in der Männer Herzen,
Und Höllenangſt in aller Henker Bruſt. —
Die Nachwelt fühlt der großen Wälzung Luſt,
Und ſegnet dankbar des Befreiers Schmerzen.

Lob des Nero.

(Beſchluß.)

Verſchwörung des Piſo.

Gegen den Vorwurf der Grauſamkeit des Nero mag bloß folgendes dienen. Eine Freigelaſſene, mit Nahmen Epicharis, Mitſchuldige der Piſoniſchen Verſchwörung, entdeckte die Sache dem Voluſius Proculus, einem Vertrauten des Nero, in der Hoffnung, denſelben für ihre Partei zu gewinnen, indem Nero undankbar gegen ſeine Verdienſte geweſen zu ſeyn ſchien, verſchwieg aber dabei ſehr klug ſowohl die Urheber als die Theilnehmer, ſowohl die Art als die Zeit der Verſchwörung. — Voluſius offenbart die Sache dem Nero, dieſer läßt ſie rufen, ſie kommt, ſie wird befragt und leugnet; man conſrontirt ſie mit dem Angeber, ſie bleibt hartnäckig beim Leugnen, jemahls ſo etwas geſagt zu haben. Hier zeigt ſich zuerſt die Milde des Regenten deutlich; denn wo iſt wohl ein Fürſt, oder nur ein Herrlein, der wie er, gewarnt von ſeinem Freunde in der Gefahr des Lebens ſie bloß hätte rufen, und nicht gleich in Ketten werfen laſſen? Wer hätte nach ſolchem hartnäckigen Leugnen nicht befohlen, ſie auf die Folter zu ſpannen? Nero aber war zufrieden ſie ohne weitere Frage und Beſtrafung vorerſt ins Gefängniß zu werfen. Die Verſchwörung ward gänzlich entdeckt; allein er quälte auch da die Verſchwornen nicht mit der Folter, ſchmähte ſie nicht, ſondern verdammte ſie bloß zum Tode, wobei er noch dem Lucanus und mehreren Theilnehmern die freie Wahl des Todes überließ. Und doch hatten nicht wenige unter ihnen ihn einen Vater- und Muttermörder, einen Hanswurſt und Mordbrenner genannt; ja der Centurio Sulpitius Aſper hatte ſogar geſagt: nur durch ſeinen Tod könne dem Elende abgeholfen werden. Deſſen ungeachtet genügte es ihm, ſie zum Tode zu verdammen. Nicht genug, denn als von Tage zu Tage die Zahl der angegebenen Verſchwornen ſich mehrte, ließ er doch keinen foltern, um ſie alle zu erfahren, außer endlich die Epicharis; allein ſie gab während der Folter ihren Geiſt auf, ohne jemand zu verrathen. —

Mehreren der Verſchwornen verzieh er völlig, unter andern dem Antonius Natalis, dem Proculus, Granius Silvanus, Statius und vielen anderen. — Ja, ſogar dem Tenius Rufus, dem Haupte der Verſchwörung und Oberſten der Leibwache, der ſich gegen den Nero als den undankbarſten Menſchen bewieſen hatte, verſtattete er ein Teſtament zu machen, und nahm ihm ſeine Güter nicht. Iſt es hieraus nicht deutlich bewieſen, mit welchem Unrechte dem Nero der Vorwurf der Grauſamkeit gemacht wird? Er ließ die Verſchwörer nicht ohne die gerechteſten und wichtigſten Urſachen hinrichten, und nicht ohne Zuſtimmung des Senates; denn er befahl, daß die über die Verſchwörung zuſammen geſchriebenen Acten von der Verſchwörung an bis zu den Geſtändniſſen und Verurtheilungen ſowohl dem Senate als dem Volke vorgelegt würden. Er hat dabei keinen zu einer ausgeſuchten Todesart verdammt, er hat lieber vieles, was dazu gehörte, im Dunkeln, und zweifelhaft laſſen wollen, als ſich Auskunft durch die Folter zu verſchaffen. Er hat keinen in ſeiner Gegenwart hinrichten laſſen, keinen ungehört verdammt, außer den Conſul Veſtinus; wenn er dieſen aber gehaßt hätte, ſo hätte er es nicht zugegeben, daß er zum Conſul ernannt ward. So mild handelte Nero gegen Verſchwörer, die doch die Regenten unſerer Zeit auf die Folter ſpannen, mit glühenden Zangen zwicken, an den Füßen aufhangen, in Stücken zerreißen, verbrennen, und die Aſche in die vier Winde zerſtreuen zu laſſen pflegen! Aber nach meiner Meinung handelte der Kaiſer daran nicht allein gelinde, ſondern zugleich weiſe, indem er erkannte, daß der Tod doch Allem ein Ende macht. —

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 20. März.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Die Almanache.

Wie eine Schaar ſpielender Knaben begrüßen die Almanache jedes Mahl das neue eintretende Jahr, ſeltſam geputzt, manche im beſten Sonntagsſtaate, und friſirt, und dicke Blumenſträuße vorgeſteckt, aufgedunſen, ſchwammig, dickköpfig die meiſten, und leer, und dumm vor ſich ſtierend, oder allerlei Eingelerntes ungeſchickt nachbetend; nur wenige hüpfen friſch, und blühend, und jugendlich, und in ihrer Nacktheit ſchön daher, daß man, wie ſie den Rücken wenden, die ſproſſenden Flügel bemerkt. Eine phantaſtiſch ſchöne Geſtalt iſt mir unter ihnen dieſes Mahl aufgeſtoßen; es iſt die Novelle, die Rückkehr des Fernando de Lara ins Vaterland von Sophie Brentano, im Taſchenbuch für Freundſchaft und Liebe. Spanien iſt das ſeltſame Wunderkind, von dem heißen, dunkelroth glühenden Africa im Rauſche der Leidenſchaft mit der kälteren, milden, blonden Europa erzeugt, und das Kind kann vor Allem den Vater nicht verläugnen. Seine Geſchichte iſt beinahe die einzige poetiſche; überall ſonſt herrſcht die kalte, nüchterne, nordiſche Proſa mächtig vor, und nur ſtrichweiſe iſt einmahl ein wenig ärmliche Poeſie eingeſtreut. Dieſe Geſchichte iſt ganz im Geiſte des Landes gedichtet; wie eine ſchwere Gewitterluft weht es von dem Auto-da-fe herüber, aber die Luft bringt auch ſüdliche Düfte mit, gegen die der Masliebengeruch gleich darneben recht picant abſticht. Der Erzählung liegt wahrſcheinlich ein ſpaniſches Original zum Grunde, aber die Behandlung iſt erotiſch, und ſo vieles Einzelne, vorzüglich die trefflich ſchöne Träumerei des Fernando am Ende, wo die Geliebte auf dem Berge kniet, und die blind gewordenen Augen als zwei Sterne oben am Himmel ſtehen, und die Dornenkrone auf ihrem Haupte grünt, und weiße Roſen trägt; dieſe liebliche Dichtung iſt in einer Phantaſie aufgeblüht, die nicht ſpaniſch und nicht italieniſch iſt, noch deutſch, und überhaupt nicht irdiſch, ſondern die oben über der Erde im Aether ſchwebt, und von dort aus ihre Blüthen auf den dunkeln Planeten wirft, wie die Engel in jenem Bilde der Maria, die ſie gegen Himmel tragen. Nicht ſo gut wie dieſer iſt es der herrlichen Legende „der Bruder Johann Garin von Montſerrat" geworden, die ſich im dritten Bande der Amaranthen findet; plump hat der Deutſche das ſchöne Bild mißhandelt, und auf den raphaeliſchen Johannes eine Tapeten-Malerei hingeſudelt. Möchte ein Künſtler ſich bald des Werkes erbarmen, und die Tüncherarbeit von dem Meiſterwerke waſchen!

Abſchrift eines Schreibens aus München.

(Eingeſendet.)

— — — Die Nachricht von Ihrer baldigen Rückkehr ins Vaterland, lieber B.! war mir um ſo angenehmer, als ich überzeugt bin, daß daſſelbe während Ihrer Abweſenheit an ſchöneren Anſichten und Intereſſe ſehr zugenommen hat. Wir ſehen mehreren neuen Einrichtungen entgegen, die dem Freunde der öffentlichen Wohlfahrt, dem Litterator und dem Kunſtliebhaber nicht gleichgiltig ſeyn können. Selbſt für den, dem bloßen Lebensgenuſſe nachreiſenden Fremden wird M. bald einer der anziehendſten Orte werden — um ſo gewiſſer, da es bis jetzt ſchon in Hinſicht des freien, geſelligen Lebens in ſehr gutem Rufe ſteht. Schauſpiel und Oper, öffentliche Spaziergänge, Verſchönerungen der Stadt, die große Bibliothek, allgemeine und Privat-Concerte und Vorleſungen — alles Gute und Schöne gedeiht wunderbar unter dieſem milden Himmel; der phyſiſche iſt hier nicht gemeint, denn ſo lange wir die Tyroler Berge nicht gegen Norden hin ſetzen können, wird dieſer uns noch mehr trübe Tage machen, als uns lieb iſt — ſondern der politiſche einer hellen und humanen Regierung.

Die Concerte und Vorleſungen, deren ich ſo eben erwähnte, ſind ein neues Improvement des Muſeums, um die Unterhaltung des geſelligen Vergnügens und das geiſtige Verkehr durch den Umlauf und Austauſch der Ideen zu befördern. Schon iſt die Einrichtung derſelben getroffen, und den erſten Abend eröffnete Herr Hofprediger Schmidt, Mitglied des Ausſchuſſes, mit einer, die Abſicht und den Zweck derſelben darſtellenden Vorleſung, worin die ſämmtlichen Mitglieder der Geſellſchaft eingeladen wurden, aus dem Vorrathe ihrer Kenntniſſe und Erfahrungen zuweilen etwas hervor zu langen, und es dieſem freundſchaftlichen Cirkel, dem Alles, was Unterhaltung und angenehme Belehrung gewähren, was durch Form und Materie der Gegenſtand einer allgemeinen Theilnahme werden kann, leichte, gefällige Darſtellungen aus irgend einem Gebiete des menſchlichen Wiſſens, was den Witz weckt, die heitere Laune fördert, dem Gefühle, der Imagination, dem Schönheitsſinne Nahrung gibt, gewiß willkommen ſeyn werde, zum allgemeinen Genuſſe hin zu geben. Dieſer Vorleſung folgten ein Quartett und ein Violin-Concert von Danzi, zwei Arien von Cannabich und Maurer, und die Declamation einiger Scenen aus Wilhelm Tell vom Schauſpieler Herrn Zuccarini vorgetragen.

In der folgenden Zuſammenkunft las Herr Hofmaler Kloß, Vater, einen Aufſatz über Farben vor, welcher wünſchen läßt, daß ſeine Ideen, die viel Nachdenken und eigene Anſichten verrathen, bald einmahl mit deutlicher Präciſion und durch anſchauliche Tabellen erläutert, allgemein bekannt würden. Schon vor mehreren Jahren wurden wir in einem Hefte des berliner Archiv's der Zeit aufmerkſam gemacht auf die von dem nähmlichen Künſtler veranlaßte Erwähnung einer neuen Farben-Theorie. So viel ich aus der hieſigen Vorleſung behalten habe, ſo iſt er überzeugt, eine ſolche Theorie erfunden zu haben, vermöge welcher für die — doch den weſentlichen Unterſchied der Malerei von anderen plaſtiſchen Künſten beſtimmende — Färbung eben ſo ſichere und deutliche Regeln gegeben werden, als man zum Beiſpiel in Hinſicht der Anatomie, Optik und Perſpective beſitzt. Durch ſie ſoll der Maler in den Stand geſetzt werden, ſich nicht mehr, wie bisher, ſeinem bloßem Gedächtniſſe, dem Zufalle, oder einer individuellen Uebung überlaſſen zu müſſen, wodurch er gar zu oft Gefahr läuft, die Thätigkeit des Auges in Beſchauung der reinen Formen mit unwahren, die Geſtalten und das Helldunkel quälenden Farben zu ſtören. Mit denen, die den Farben bisher eine ihrer Natur widerſprechende Conſtitution und Activität geben, ſie nach dem Ton-Syſtem calliren, und auf Farben-Clavieren die Harmonien derſelben ausſtudiren wollen, will er nichts zu thun haben, weil, wie er ſagt, die Farben immer an Geſtalten erſcheinen, und für das Auge nie ohne Nebenbegriffe rein abſtracte Senſationen bewirken können, wie die für ſich allein beſtehenden Töne. Herr Kloß behauptet übrigens natürlich nicht, daß bis jetzt noch kein wahres Colorit exiſtirt habe, ſondern er ſchmeichelt ſich bloß, die chaotiſche Unordnung des Farbenreiches in ein Syſtem gebracht, und die auf Natur und Wahrheit gegründeten Bedingungen derſelben erforſcht zu haben. Wir ſehen dem weiteren Erfolge ſeiner Bemühungen erwartungsvoll entgegen. Dieſen Abend beſchloß ein Quartett von Danzi und ein Trio von Viotti.

Bei der dritten Zuſammenkunft überraſchten uns die erſt hier angekommnen Herren Piris aus Mannheim, und der gleichfalls von ſeiner Reiſe zurückgekehrte hieſige Hebolſt Herr Ramm mit einigen vortrefflichen Quartetten und Variationen. Auf dieſe folgte die Declamation des Schiller'ſchen Meiſterſtückes „die Glocke," welche Herr Schauſpieler Grüner richtig und mit Gefühl vortrug. Die verſammelten Zuhörer wußten ihm übrigens Dank dafür, daß er die Achtung, die jeder, der öffentlich auftritt, und dem Publicum alſo dadurch das Recht gibt, von ihm alles das zu fordern, was er nach ſeinem Vermögen leiſten kann, gegen ſie nicht außer Acht geſetzt

hatte, ſondern ſich mit Fleiß vorbereitet zu haben ſchien.

In einer der nächſten Zuſammenkünfte aber erwartet uns ein wichtiger Gegenſtand, deſſen Trockenheit die Anſicht des Herrn Vorleſers beleben, und ſeine gute Laune unterhaltend zu machen verſpricht. Es iſt von nichts weniger die Rede, als „das Joch der Schwerkraft, welches die Phyſik erdrückt, abzuwerfen, und dem Newtonianismus Fehde auf Leben und Tod anzukündigen.“ Wir haben nun Hoffnung zu hören — und zwar erwieſen durch Gründe, die auch der ſchlichte Menſchenverſtand erreichen kann — „wie die Mährchen aus tauſend und einer Nacht zuſammenhängender ſind, als Newtons Syſtem, und es ſcheint alſo, als ob dieſe Trägheit, die da macht, daß die Planeten um die Sonne laufen, dieſes Unendliche, das nicht unendlich iſt, und doch größer als das Unendliche, dieſes Unmögliche, welches mögliche Kinder zeugt, wenn es das Unmögliche heirathet, und alle jene andere hyperphiloſophiſche Conceptionen bald ihren Laufpaß in das Land der Chimären erhalten werden.“ Da ich den Plan ſelbſt, den der unbekannte Gelehrte dem Directorium des Muſeums vorgelegt hat, nicht zu ſehen Gelegenheit hatte, ſo kann ich Ihnen für dießmahl nichts beſtimmteres ſagen; ich werde aber ſuchen, ihn zu erhalten, und Ihnen dann einen näheren Aufſchluß geben.

Sie ſehen aus allem dem, daß es unſerem Anfange nicht an Intereſſe fehlt, und wir hoffen und wünſchen, daß dieſe angenehmen Unterhaltungen unausgeſetzt fortdauern mögen, welches auch wohl keinen Zweifel leidet, im Falle nicht eine neue Organiſation des Inſtitutes ſie unterbricht, oder ihm eine andere Wendung gibt. Ihr, mein Freund, und vieler Anderer Wunſch iſt nähmlich ſeiner Erfüllung nahe, wenigſtens hat der eine Theil alles gethan, um die Vereinigung zweier Anſtalten zu bewerkſtelligen, die beide zwar ihrem Endzwecke in ihrer Beſchränkung gut genug entſprachen, dem Höheren aber, das noch zu erreichen war, ſich auf dieſe Art nicht nähern konnten. Bei dem Muſeum zeigte ſich gleich im Anfange eine Neigung des Uebergewichtes zur litterariſchen, bei der beinahe gleichzeitig entſtandenen Harmonie aber zur geſelligen Unterhaltung; die meiſten Mitglieder jedoch des einen waren auch Mitglieder der anderen. Warum — ergab ſich nun nicht ſelten die Frage — ſollte nicht ein und daſſelbe Inſtitut beide Bedürfniſſe befriedigen können. Die Vortheile, die daraus in jeder Hinſicht entſpringen müßten — jene der Buchhändler und Journaliſten ausgenommen — waren in die Augen fallend; die Nachtheile, die von Tag zu Tage bedeutender werden konnten, waren es nicht minder. Dem einheimiſchen Gelehrten und Geſchäftsmanne, dem Freunde geſelliger Freuden, dem Unterhaltung und Bekanntſchaften ſuchenden Fremden mußte ein Mittelpunct, der alles, das Nützliche und Angenehme, vereinigte, weit willkommner ſeyn, als wenn er das hier und dort zerſtreute Unvollkommnere mühſam aufſuchen mußte. Den meiſten wie aus der Seele genommen war daher die Eröffnung, die ein Mitglied des Ausſchuſſes, Herr Freiherr von H., im Nahmen des ganzen Ausſchuſſes, in einer deßhalb zuſammen berufenen General-Verſammlung machte, und die darin beſtand, „daß die ältere Schweſter, das Muſeum, ſich zum Mitzwecke ihrer jüngeren, der Harmonie, erklären, und ſie eingeladen möge, ſich mit dem ausſchließenden Gefolge ihrer Fahne an ſie anzuſchließen, ſo daß beide durch ihre Auflöſung und Wiedervereinigung ſich in eine freie dritte Geſellſchaft verwandelten, welche ſich am edelſten und einfachſten durch den Nahmen Union ausſprechen würde. Ferner: daß die Angelegenheit, eine ſolche, in ihren Mitteln ſtarke, in ihrer Tendenz reiche und in ihren Formen lächelnde Anſtalt zu ſchaffen, einen Mann als oberſten Vorſtand des Muſeums vorausſetze, welcher eben ſo ſehr von Seiten der öffentlichen Würde, als von Seiten der Kenntniſſe und des Geſchmackes mit entſchiedener Auszeichnung bekleidet ſey.“ Dem zu Folge ward nun der Antrag geſtellt, dem Herrn geheimen Staats- und Conferenz-Miniſter Freiherrn von Montgelas mit Bewilligung der General-Verſammlung durch eine Deputation des Ausſchuſſes die Bitte vorzutragen, als oberſter Vorſtand des Muſeums die Leitung und permanente Gründung dieſer Anſtalt zu übernehmen.

Alle gegenwärtige Mitglieder ſtimmten dem Antrage bei; die Deputation und Uebernahme ging vor ſich, und ſchon ſind von der dazu gewählten Commiſſion verſchiedene Sitzungen zur Berichtigung der Sache gehalten worden. Das Muſeum hofft zwar, daß, wie es in der erwähnten Eröffnung heißt, „dem freundlichen Winke der Pallas ein gefälliger Ton der Grazien entſprechen werde;“ ſollten ſich aber dieſem natürlichen und freundſchaftlichen Ausgleichungsmittel unerwartete Hinderniſſe in den Weg legen, ſo wird wahrſcheinlich nichts deſto weniger eine Idee ausgeführt werden, die unter den günſtigen Auſpicien der Zeit und des Ortes einzig in ihrer Art werden muß, und gewiß jeden, der Anſpruch auf Theilnahme daran machen kann, und der frei iſt von Vorurtheil und ſelbſtſüchtiger Eitelkeit, mit thätiger Vorliebe begeiſtern und mit ſchönen Hoffnungen erfreuen ſollte. — Von dem weiteren Erfolge in meinem nächſten Briefe.

Original-Brief an die Marquiſe von Pompadour von ihrem Vater *).

Meine liebe Tochter! Der **, ein naher Verwandter von mir und von dir, iſt vor wenigen Tagen verurtheilt worden, gehangen zu werden. Ein ſolcher Vorfall iſt gewiß verdrießlich für eine Familie, die eine gewiſſe Denkungsart hat. Du, meine liebe Tochter! kannſt der ganzen Geſchichte eine andere Wendung geben. Verliere alſo keinen Augenblick, mit dem Könige ſelbſt darüber zu ſprechen. Ich zweifle nicht, daß du in der Poſitur, in welcher du dich mit ihm befindeſt, eine Gnade von ihm erwirkſt, die ihm nichts koſtet. Ich bin, meine Tochter! dein Vater Poiſſon.

Aphorismen aus Necker's Manuſcripten.

Menſchenhaß und Nachſicht.

Viele behaupten ſie ſeyen Menſchenhaſſer, und doch buhlen ſie um die öffentliche Meinung. Warum vergeſſen ſie denn, daß dieſe öffentliche Meinung nichts anderes als die Stimme dieſer gehaßten Menſchenrace iſt?

Viele affectiren eben ſo zu ſagen: jemehr man die Menſchen kenne, deſto mehr müſſe man ſie verachten; das iſt ein hartes, trauriges Wort; wir müſſen wünſchen, daß es ohne Grund ſey.

Unſere Einbildungskraft verſchönert einmahl diejenigen nicht, die wir in unſerer Nähe ſehen; das iſt ihr erſter Fehler. Ihr macht ihnen nun die gröbſten Vorwürfe, ſie ſcheinen euch haſſenswerth und Verbrecher: dennoch wollte ich wetten, ihr würdet ſie ſchonender beurtheilen, wenn ihr ſie ganz kennen würdet, wenn ihr ſie in ihren geheimſten Regungen und Gedanken belauſchen könntet. Da würdet ihr ſehen, wie ſie ungern voranggehen, wie ſie ſich wehren, wie vor und nach der Gewiſſensbiſſe an ihnen nagen; ihr würdet die zufälligen Urſachen, die unbedeutenden Anläſſe erblicken, die dieſen auf den Pfad der Tugend, jenen auf die Bahn des Laſters führten. Die geheimnißvolle Geſchichte des menſchlichen Herzens würde euch auf jedem umgewendeten Blatte neue Beweiſe liefern, daß die erſte Niederlage im Kampfe mit einer heftigen Leidenſchaft das ganze Schickſal eines Menſchen entſchieden hat, den die öffentliche Meinung heute mit dem Nahmen Verbrecher brandmarkt. Zwei ſchlafen am Rande des nähmlichen Abgrundes; den einen ergreift ein ſchützender Freundesarm und er iſt gerettet; der andere, ohne Hilfe, ohne Theilnahme, ſtürzt hinab und iſt verloren. Eine Stunde des Nachdenkens, ein Augenblick vielleicht, wäre hinlänglich geweſen, ihn von dem unſeligen Gedanken abzubringen, deſſen Ausführung ihm nun Ehre und Leben koſtet. Oft iſt der nähmliche, der mit frecher Kühnheit das öffentliche Wohl befährdet, ein guter Vater, ein treuer Freund, ein zärtlicher Gatte. Und gibt es nicht Verbrechen gegen die Geſellſchaft, deren Veranlaſſung die ſanfteſten Gefühle ſind? Wie mancher gab, während der Schrecken des Bürgerkrieges ſeine Stimme zur Verdammung eines Unſchuldigen; er wußte um ſeine Unſchuld, aber er konnte den Unglücklichen nicht mehr retten. Ungeſtüm, mit dem Dolche in der Hand, der beide, den losſprechenden Richter und den befreiten Angeklagten treffen ſollte, fordert das Volk von ihm das Opfer ſeiner Wuth. Der Muth entſinkt ihm, er begeht ein Verbrechen, weil er zu Hauſe ſeine Gattinn weiß, die er liebt, die ihn anbetet, und unmündige Kinder, die ſeiner bedürfen.

Gewiß wir würden, wenn wir die geheimen Regungen des menſchlichen Herzens kennten, oft weniger verachten und weniger verdammen. Deßwegen wird richtige Erfahrung und tiefe Menſchenkenntniß ſtets zur Nachſicht und Menſchenliebe führen.

Furchtſamkeit.

Haben Sie nie Leute geſehen, die die geſcheuteſten Sachen von der Welt auf eine comiſche Art vertrugen. Es geſchah nicht aus Unverſtand oder weil ſie eine lächerliche Anſicht der Sache hatten, ſondern weil ſie zu furchtſam waren und zu wenig Selbſtvertrauen hatten, um ſich in eine Fehde einzulaſſen, worin ſie ihren Satz vertheidigen müßten. Dieſe übel angebrachte Luſtigkeit iſt eine Art Hinterhalt, den ſie ſich auf jeden Fall menagiren wollen.

Robespierre und ſein Anhang.

Sie werden von uns verabſcheut, weil ſie ungerechte, gewaltthätige Blutmenſchen waren. Die Nachwelt aber wird ihnen vor allen den Vorwurf machen, daß ſie die Freiheit dadurch in Mißcredit gebracht, weil ſie dieſelbe immer im Munde geführt und zum Deckmantel ihrer Heuchelei und Schlechtigkeiten gebraucht haben. Sie ſind Schuld daran, daß eine Menge braver Leute ſeitdem geſagt haben: „Alles was ihr wollt, nur keine Freiheit mehr.“

*) Aus der kürzlich erſchienenen Vie de Voltaire par Duvernet.

1805. Nr. 35.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 22. März.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Kunstnachrichten.

Bericht über die Wiederherstellung des unter dem Nahmen der Jungfrau von Fuligno bekannten Gemäldes von Raphael *),

von

Guyton, Vincent, Taunay und Bertholle t.

Abgelesen im National-Institute am ersten Nivose des zehnten Jahres.

Die Malerei ist einem großen Nachtheile unterworfen. Andere Erzeugungen des Genies können Jahrhunderte überleben; sie aber vertraut ihre Schöpfungen einer vergänglichen Leinwand an. Die Sonne, die Feuchtigkeit, die Ausdünstungen, denen sie die Unachtsamkeit bloß stellt, und sogar der kleinste, bei den ersten Zurichtungen übersehene Fehler drohen frühzeitiges Verderben oder Verschwinden auf immer.

Eine schützende Macht mußte sich um mehrere Denkmäler des kunstreichen Italiens annehmen, sonst hätte sich bald selbst Raphaels Nahme nur, in seinem Vaterlande wie der Nahme des Apelles fortgepflanzt. Großen Dank sind die Künste dem Genius des Sieges schuldig, der diese zerstreuten und verwahrlosten Denkmäler sammelte, um sie im Mittelpuncte der Republik zu vereinigen, sie dort einer weisen Aufsicht anzuvertrauen, und zur Bewunderung von Europa und zum Studium aller derer, die nach der Palme der Kunst ringen, wie in einem großen Heiligthume aufzustellen.

Der Schade, den mehrere der kostbarsten Gemälde gelitten hatten, war schon sehr beträchtlich. Die Administration des Museums, welche die ihr aufgetragenen Geschäfte als die Functionen einer obrigkeitlichen Würde betrachtet, die sie im Nahmen der Künste verwaltet, suchte einen Ausweg, um die Aengstlichkeit derer, die gleich unruhig werden, wenn man ein Meisterwerk anzurühren wagt, nicht zu vermehren, und doch den schnellen Fortschritten eines Uebels, von denen man sich sehr deutlich überzeugen konnte, Grenzen zu setzen.

Aber der Wunsch, die Verwüstungen der Zeit wieder gut zu machen, hat unglücklicher Weise viel dazu beigetragen, daß mehrere Gemälde durch ungeschicktes Uebermalen und durch schlechten Firniß, mit dem man viele der ersten Pinselstriche verdeckte, sehr verdorben wurden; hierzu kamen oft noch andere Umstände, so daß wir die schönsten Compositionen selten in ihrer ursprünglichen Rein-

*) Da die Aurora besonders viele Künstler und Kunstliebhaber unter ihren Lesern zählt, so wird diesen die ausführliche Beschreibung eines so interessanten Verfahrens, als die Uebertragung eines Gemäldes, nicht anders als willkommen seyn.

heit wiederſehen; ein Prälat ließ zum Beiſpiel die Reihe einer Magdalene mit unrichtig gefärbtem und mit dem Ganzen nicht harmonirendem Haare bedecken.

Indeſſen hat man doch treffliche Mittel zur Wiederherſtellung aufgefunden; eine Materie, an der die Leinwand verweſte, oder das Holz wurmſtichig iſt, überträgt man auf eine neue Leinwand; man nimmt die Pinſelſtriche einer profanen Hand wieder weg, man ergänzt ſorgfältig vermiſchte Striche, und gibt das Leben einem Gemälde wieder, das ſeinem Ende nahe, oder doch ſehr entſtellt war. Dieſe Kunſt hat vorzüglich in Paris, und beſonders neuerdings unter der Aufſicht der Adminiſtration des Muſeums große Fortſchritte gemacht; aber nur mit heiliger Ehrfurcht darf man ſich ein Verfahren erlauben, bei welchem man immer fürchten muß, etwas an der Zeichnung oder dem Colorit zu verderben, beſonders bei einem Gemälde von Raphael.

Unter den berühmteſten Gemälden von Raphael befand ſich das von Fuligno in einem ſehr übeln Zuſtande; aber dieſer üble Zuſtand des Gemäldes mußte beſtätigt werden, damit die Adminiſtration des Muſeums mit ihren Committenten, das heißt, mit allen Liebhabern der Künſte nach der Ordnung verfahre; und überdem mußte auch die Sicherheit der Verfahrungsart beſtätigt werden, um dieſelbe, ohne Unruhe zu erwecken, bei den übrigen Gemälden, die es nöthig haben, anwenden zu können.

Auf Verlangen der Adminiſtration des Muſeums forderte der Miniſter des Inneren das Inſtitut auf, eine Commiſſion zu ernennen, welche auf die vorhabende Wiederherſtellung ein Aug haben ſollte; die Claſſe der phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften übertrug dieſe Commiſſion den Bürgern Guyton und Berthollet, und die Claſſe der ſchönen Künſte den Bürgern Vincent und Taunay.

Die Wiederherſtellung hat eigentlich zwei Abtheilungen; die erſte betrifft das mechaniſche Verfahren, wodurch die Materie von dem Grunde, auf dem ſie feſt ſaß, abgelöſt, und auf einen neuen übergeſetzt wird. Die andere beſchäftigt ſich damit, die Oberfläche der Malerei von allem, was ſie unſcheinbar machen kann, zu reinigen, damit das Gemälde ſein wahres Colorit wieder erhalte, und die zerſtörten Theile durch geſchickt berechnete und mit den urſprünglichen Pinſelſtrichen verfließende Tinten hergeſtellt werden. Daher entſteht die beſtimmte Trennung des mechaniſchen Verfahrens von dem Verfahren der Malerkunſt, welche den Gegenſtand der beiden Theile des folgenden Berichtes ausmachen werden. Das erſtere hat beſonders die Aufmerkſamkeit der Commiſſäre der Claſſe der Wiſſenſchaften auf ſich gezogen; und die andere, zu denen die Geübtheit, den Pinſel geſchickt und kunſtſinnig zu handhaben, erforderlich war, ward den Commiſſärs der Claſſe der ſchönen Künſte zugetheilt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wer iſt glücklich?

Seit die Welt ſteht, hat es keine größere Wahrheit gegeben, als die: daß man arm am Geiſt ſeyn müſſe, um reich zu ſeyn an irdiſchen Freuden.

Schon im dritten Capitel des Buches Geneſis heißt es: „Und als ſie gegeſſen hatten von dem Baume der Wiſſenſchaft des Guten und des Böſen, da wurden beider Augen aufgethan, und ſie merkten daß ſie nackend waren" — das heißt: ſie ſahen ihre Kleinheit und ihre Miſere ein. Aber eh' er ſie aus dem Paradieſe jagte „machte Gott der Herr ihnen Kleider von Fellen, und legte ſie ihnen an." Und dieſes iſt und bleibt uns ein ewig merkwürdiges Beiſpiel des göttlichen Mitleids mit dem armen Menſchenvolke.

Unter dieſen koſtbaren Kleidungsſtücken aber, dieſen Fellen, die unſere Blöße bedecken ſollen, müſſen wir nicht ſo ſchlechthin jede Bären- oder Elelshaut verſtehen, ſondern ſie deuten vielmehr ſymboliſch die ſüßen Irrthümer, mit denen wir uns umgeben, das ſtille Zutrauen, die unerſchütterlich gute Meinung an, die wir von uns haben — glückliche Himmelsgaben, die unſer verderbtes Geſchlecht mit der inſolenten Benennung von Dummheit brandmarken möchte. Die Undankbaren! Sie geben ſich zwar alle Mühe, ihren Werth zu verkennen, aber nichtsdeſtoweniger ſind jene das ſchützende Palladium alles Erdenglückes.

Von dem Augenblicke an, als die Menſchen in geſellſchaftliches Verkehr traten, fingen ſie auch an, Vergleichungen unter ſich anzuſtellen. Sie haben damit bis auf den heutigen Tag fortgefahren, und ſich ſo eine unverſiegbare Quelle von Freud' und Leid eröffnet.

Dieſe Vergleichungen werden indeſſen nicht immer mit einem und demſelben Gegenſtande, noch innerhalb den nähmlichen Grenzen gemacht. Die Einen gehen im Raume bis unter die Pole, und in der Zeit bis zurück zu den Adamiten und Präadamiten, um ſich da mit allen berühmten Männern, die exiſtirt haben und noch exiſtiren, zu meſſen. Andere bleiben hübſch in ihrem Thee- und L'hombre-Cirkel; viele ſind froh, wenn ſie nur mehr

Verſtand haben, als ihre Weiber, Kinder und Mägde — aber alle berauſchen ſich an der nähmlichen Quelle.

Wer nun iſt der rüſtige Kämpe, dem in dieſem groſſen Welturniere der Sieg am zuverſichtlichſten lächelt? Der Mann mit dem eben erwähnten Schafsfell' iſt es — und mit dem Schafskopfe. Er iſt mein Held.

Ihn kümmert es wenig, ob man ihn erhebt oder herabſetzt. Trägt er nicht ſein eigenes Fußgeſtell überall mit ſich? Die gute Meinung, die er von ſich hat, iſt ein Zauberpfühl, auf den er ſich in wollüſtiger Behaglichkeit hinſtreckt und ſanft, wie ein Gott, einſchläft.

So ein recht eingebildeter, dummer Menſch iſt nun zuweilen ein recht lieber Narr. Er macht die einfältigſten und biſarreſten Streiche mit einer liebenswürdigen Naivetät. Original muß er ohnedieß ſeyn, denn er beſchäftigt ſich immer mit etwas, woran kein anderer Menſch denkt.

Der Mann von Kopf und der Mann ohne Kopf ſind eigentlich das was die Welt ziert. Was zwiſchen ihnen liegt, hat kein Leben, keinen Ausdruck — dürre, langweilige Sandſteppen zwiſchen zwei pittoresken Bergkuppen.

Wenn übrigens beide darin übereinkommen, daß ſie auf gleiche Art paradiren, ſo ſind doch ihre Schickſale und ihre Glücksumſtände ſehr verſchieden.

Der Verſtändige hat einen Ueberblick aller Beziehungen, und reiht hundert tauſend verſchiedene Dinge unter wenige einfache Principien. Das Gemälde des menſchlichen Lebens iſt ſeinem Auge ganz nahe beiſammen, und die Farben ſind alle durch Schatten und Mezzotinten in Verbindung gebracht; kaum hat er die Hälfte ſeines Weges vollendet, ſo merkt er ſchon, daß die zweite ausſehen wird wie die erſte, und nichts reizt mehr ſeine Neugierde.

Der Einfältige, dem alle dieſe Beziehungen entgehen, wird, wenn er auch tauſend Jahre lebte, und nie aus ſeiner Stadtmauer hervorkäme, ſich immer noch zu verwundern haben, und das iſt ſehr natürlich; denn er claſſificirt ſeine Begriffe nicht, alles iſt für ihn wie abgeriſſen, Phänomen, neu und merkwürdig. Sein ganzes Leben iſt eine fortgeſetzte Kindheit; und die Natur bleibt ihm in einem beſondern Verſtande ewig jugendlich. Schon Epicur hat von ihm geſagt, wenn ich mich recht erinnere: er werde jeden Tag neu gebohren.

Dem Einen iſt die Zukunft bald nichts anderes mehr als die wahrſcheinliche Reproduction der Vergangenheit, und er ſieht ihr gleichgültig entgegen. Jenem iſt ſie eine neue Schöpfung, und die Sonne der Hoffnung geht ihm mit jedem Tage ſchöner auf.

Der kluge und überlegende Denker ſinnt hunderterlei Combinationen nach, und iſt ſehr oft ungewiß und ſchwankend, wenn er einen Entſchluß faſſen ſoll, weil ſich ihm eine Menge verſchiedener und oft widerſprechender Beſtimmungsgründe entgegendrängen. — Der Dummkopf iſt nie verlegen, er hat beinahe keine Wahl. Sein inneres Aug nimmt nie mehr als einen oder zwei Gegenſtände zugleich auf.

Jener hat noch mit einem anderen Feinde zu kämpfen, den dieſer nicht kennt — ich meine die Schwierigkeit ſich zu erklären. Sein Verſtand iſt ein ſechster Sinn, deſſen Reſultate er ſich nicht deutlich machen kann. Er ſieht die Leute um ſich her für ſeines gleichen an, weil ſie Hände und Füße haben wie er, und nur die öftere Erfahrung lehrt ihn, daß es Bilder- und Gliedermänner ſind. —

Und wenn er, ermüdet von dem Treiben der Außenwelt in ſich ſelbſt zurückgeht, ſo fühlt er nur was er entbehrt, hat weder Ruhe noch Zeit um zu genießen was er beſitzt, und gibt ſich höchſtens zufrieden, iſt es aber nimmer. Der Einfältige — kennt dieſe Qualen nicht; der findet zu Haus immer einen freundlichen Wirth, der ihn ſeiner Achtung und Ergebenheit verſichert und ihm lauter ſchöne Sachen ſagt.

Für den Mann von Kopf iſt die Vollkommenheit ein ſteiler Felſenberg, deſſen Gipfel ſich in den Wolken verliert. Für den ohne Kopf iſt ſie eine runde Kugel, auf deren Höhe er und ſeines Gleichen ſitzen.

Kann man heiterer und zufriedener ſeyn als er iſt; ihn nagt nicht Neid noch Eiferſucht; nichts iſt ſo klein und geringfügig, worin er nicht ſeinen Ruhm und ſein Glück ſetzt. Er muß heute öffentlich auftreten, da fällt ihm der Reſpect ein, den man für ihn haben wird, und er hüllt ſich in einen majeſtätiſchen Ernſt; aber ſchwer führt er ihn durch. Ein ſtolpernder Rathsdiener, ein erſchrecktes Mäuschen, eine Schwalbe, die zum Fenſter hereinfliegt, reicht hin, um die Idee ſeiner Superiorität in ihm aufzuwecken, und ihn in lautes Gelächter ausbrechen zu laſſen. Wenn er zu ſprechen hat, läuft er neue Gefahr; die beſitzenden Fürwörter paſſen ſeiner mühſam componirten Miene verrätheriſch auf, und das theure Ich und Mich und Mein fährt ihm mit einer ſo electriſchen Behaglichkeit durch alle Glieder, daß die gravitätiſchen Falten wie Butter auseinanderfließen und die Morgenröthe des Vergnügens ſein ganzes Geſicht erleuchtet.

Er ſpricht mit einem ſeiner Geiſtesbrüder — und von beiden geht ein unaufhörliches Lächeln aus; aber keiner gibt Acht auf das, was der andre ſagt, ſondern befindet ſich in einer Extaſe der Verwunderung über das, was er ſelbſt eben geſagt hat und was er gleich ſagen wird. Sie nehmen jetzt zärtlichen Abſchied, und verſprechen ſich, ja bald wieder ihre Herzen gegen einander auszuſchütten; jeder iſt entzückt, ſeinen Freund mit ſeinen guten Einfällen ſo gut unterhalten zu haben.

Der Verſtändige wird oft, indem er die witzigſten und verſtändigſten Dinge ſagt, von einem ſchüchternen Mißtrauen in ſich ſelbſt überfallen; für ſeinen fein gebildeten Geſchmack iſt nicht leicht etwas gut genug; er möchte ſich ſelbſt gerne über ſich verwundern können; dabei kennt er die geheimen Schwächen der Eigenliebe, und ſein Beobachtungsgeiſt hat ihm geſagt, daß die meiſten Menſchen nur denen Verſtand zugeſtehen, die ſo beſcheiden ſind zu thun, als wüßten ſie es ſelbſt nicht, und ſo jenen, die ſie überſehen, zur Entſchädigung für ihre Niederlage die Ehre der Entwickelung ihrer Verdienſte überlaſſen.

Der Einfältige läßt ſich von keinen ſolchen Rückſichten meiſtern; was ihm in den Sinn kommt, muß heraus, und wenn er einmahl eine minder ſchiefe Alltagsbemerkung macht, ſo greift er gleich nach der Trompete. Dann macht er ein pfiffiges Geſicht, welches ihm als Geleite dienen ſoll, und tritt im Hochgefühle ſeines Ruhmes, und ſtolz auf die Ehrenzinſen, die er ſich, wie jener Geitzige, für das ihm ſelbſt geliehene Capital ausgezahlt hat, ein paar Schritte zurück, um ſein eigenes Ich zu admiriren.

Man beobachte beide, wenn ſie verliebt ſind. Der Mann von Kopf iſt beinahe immer unzufrieden. Sein ſcharfer Blick iſt der Henker ſeines Glückes; ein Wort, das ſeiner Geliebten entſchlüpft, ein Seitenblick, auf dem er ſie ertappt, eine mehr oder minder ſanfte Beugung der Stimme, die unmerklichſte Kleinigkeit reicht hin, den Himmel ſeiner Hoffnungen auf einmahl zu verfinſtern; und wenn er noch ſo zärtlich wieder geliebt wird, und alle Sehnſucht ſeines Herzens befriedigt iſt, ſo plagt ihn ſein unruhiger Kopf; er quält ſich mit hunderterlei Subtilitäten und Diſtinctionen; er möchte gewiß wiſſen, ob ſeine Geliebte ihn wegen ſich ſelbſt liebe oder nur ſich ſelbſt in ihm; er fürchtet bloß deßwegen geliebt zu ſeyn, weil er liebt, und wäre es doch gern unbedingt, durch einen unwiderſtehlich hinreißenden Zauber; ſo unterſucht und analyſirt er ſeine Liebe, und es entſchlüpfen ihm ihre ſüßeſten Geheimniſſe.

Der Pinſel dagegen wird vielleicht nicht geliebt, und lebt dennoch ganz im Gefühl beglückter Liebe; ihm däucht, er mache auf die Schönen unfehlbar den nähmlichen Eindruck, den er auf ſich macht. Er glaubt ſich geliebt, weil er liebenswürdig iſt, und er glaubt ſich liebenswürdig, weil er ein Eſel iſt. Das iſt die unerſchütterliche Baſis auf der er das Gebäude ſeiner Glückſeligkeit aufgeführt hat. Seyen wir alſo wegen ihm nie verlegen; jetzt ein glücklicher Liebhaber, wird er einſt ein ruhiger Ehemann werden, und ſollte es ihm dann wie anderen gehen, ſo wird er dabei ſo zufrieden und ſeelenvergnügt ausſehen, daß ihn ſein begünſtigter Feind ſelbſt darum beneiden möchte.

Tretet her, ihr gefühlloſen Eltern, vor dieſe beiden Gemälde, die ich euch nur mit flüchtiger Hand ſkizzirt habe, und ſagt, ob ihr noch fortfahren wollt, eure Kinder wie bisher zu erziehen. Eure Eitelkeit und Selbſtliebe nur verführt euch, daß ihr etwas geſchentes, wie ihr ſagt, aus ihnen machen wollt. Ihre Jugendfreuden mordet ihr Unbarmherzigen, und warum — um auch den Keim aller künftigen Freuden in ihnen zu erſticken. So macht ihr ihr Glück von anderen abhängig, da ihr es doch an ihr eigenes Selbſt hättet anknüpfen können. Hört alſo auf, ihren Geiſt und ihren [illegible] mit Gewalt auszubilden, und gebt ihnen dafür nichts als eine unzerſtörbar gute Meinung von ihrer Perſon; mit ihr, wie mit einem diamantenen Panzer, gerüſtet könnt ihr ſie hinausſchicken, in den Tumult der Welt, und wenn ſie ſich auch etwas lächerlich machen — was gebt es euch an? Habt ihr für ihren Ruhm zu ſorgen oder für ihr Glück? — —

Man.

Man ſagt — Man iſt unzufrieden — Man will nicht glauben — Wer iſt denn dieſer Man, dieſer König, deſſen Machtſpruch ſo oft ertönt? Er ſitzt auf keinem ſichtbaren Throne, kein Pomp, keine Garden umgeben ihn, und doch zittert jeder, und gehorcht ihm, wenn er befiehlt. Er miſcht ſich in alles; die wichtigſten Geſchäfte und die unbedeutendſten müſſen nach ſeinem Ausſpruche vollzogen werden. Man ſpricht nicht mehr von Politik — Man trägt keine Strohhüte mehr — und in einem Augenblicke verſtummen von einem Ende Europa's zum andern alle Politiker, und die Strohhüte fliegen in die Ecken. Mächtiger Herrſcher! wie ſüß iſt es, dir ein Schnippchen zu ſchlagen; aber um es ungeſtraft thun zu können, bedarf man der Einſamkeit und Unabhängigkeit.

1805. Nro. 36.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 25. März.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Wittekind bei den Normannen.

Eine epiſche Rhapſodie.

(Geſchrieben im Jahre 1799.)

(Fortſetzung.)

Nichts erfuhren von dem wir Sachſen; nur ein Getöſe,
Das auf einmahl am Abend ſich regt' im fränkiſchen Lager,
Hörten wir, und nahmen's für Vorbereitung zum Angriff.
Schön dann war es zu ſeh'n und rührend, wie ſich ein jeder
Auf den folgenden Tag, als auf den letzten, gefaßt hielt.
Drohenden, abgebroch'nen Geſang und ein Wetzen der Schwerter
Hörteſt du rings durch die Oede des Wald's und der wolkigen Herbſtnacht,
Und großmüthige Worte der Abſchied nehmenden Freunde,
Während andre bei lärmendem Schmaus, den übrigen Vorrath
Raſch verzehrend, auf morgen ſich nach Walhalla beſchieden,
Wo ſie beim Götterſchmauſe ſich wiederzufinden gedachten.
Alſo verging uns die Nacht, und als der Tag nun herauf ſtieg,
Welch ein langes Erſtaunen! denn rings wie Nebel verſchwunden
War die Gefahr, und gelöſt das Band der harten Belag'rung.
Leider erhörte kein Gott die Bitten, welche ſo viele
Jauchzende Stimmen der Männer für ihren Retter verſandten!
Zwar aus Gallien kehrte mit Ruhm und Beute beladen
Helgathorno, und ſelbſt der Heimath Küſte erreicht' er;
Aber dem Herrlichen war der Freude Jubel zu hören
Nicht vergönnt, noch wieder zu ſchauen des Königes Antlitz;
Denn, ob dort ihn vielleicht ein eigenes Schickſal ergriffen,
Oder des mächtigen Feind's von fernher folgende Rache —
Er verſchwand, und noch keiner berichtete, wo er geblieben.
So viel koſtet' es Siegarn, den Sachſen geholfen zu haben!
Denn nun mußt' er dafür den einzig theuern Verwandten
Miſſen, von Sueno's Geſchlecht den letzten männlichen Sprößling,
Und wir waren auch ſo für kurze Zeit nur gerettet! —
Dennoch, als ich nun über das Meer an dieſe Geſtade
Flüchtet', und vor ihm erſchien, wie einer, welchem von allem,
Was er beſaß, ſein Schwert nur und ſeine Wunden geblieben,
Dennoch neigt' er voll Huld ſich mir entgegen und weckte
Selbſt mir im Buſen den Muth, noch größere Wünſche zu bilden.
Schiffe, die, lange verſandt, entlegene Meere durchkreuzten,
Wurden nach Hauſe berufen, es wurden, neue zu bauen,
Ganze Wälder gefällt, und dieſe Rüſtungen alle

Waren, du weißt es, o Freund! dem Sachſenkriege nicht fremde.
Jetzo aber bekümmert mich ein unerwarteter Wechſel;
Denn der Lenz iſt gekommen, die Zeit des Kriegs und der Schiffahrt,
Und anjetzo verdüſtert, ſo oft der Sachſen gedacht wird,
Sich des Königes Blick, es ruht im Hafen die Arbeit.

Aber du nahmeſt des Jünglinges Hand, o Eppo! und lieſeſt:
Möcht' ich ſie alle verſammelt an dieſem Ufer erblicken,
Fertig ſchon und gerüſtet in Sachſens Fehde zu ziehen,
Alle, die ich an das andre Geſtad' hinüber zu fahren
Gleich mir getraut'; uns fehlt' es an fünfzig Schiffen nicht fehlen,
Noch an hundert, ſobald nur die Abfahrt Siegar geböte.
Nicht entfernt auch iſt, wenn viel' und ſichere Zeichen
Mich nicht trügen, ein ſolcher Befehl. Denn Uthern erblickt' ich,
Uthern, einen der treuen und raſtloſen Diener des Königs,
Jener, welche beſtimmt zu jedem geheimeren Auftrag'
Stets ihm hin und zurück die weiten Meere durchirren.
Dieſen erblickt' ich anheut, der meiner Thüre vorüber
Eilenden Schritt's zu dem Könige ging. Aus Sachſen, ſo ſchien es,
War er auf eben dem Schiff', das deinen Boten getragen,
Heim gekommen, und bracht' entſcheidende, dringende Nachricht;
Denn zur Stunde verſchloß ſich in ſeinem Gemache der König,
Um mit den Göttern allhort, die, trügt der Glaube des Volk's nicht,
Oft geheimen Beſuch's ihn würdigen, oder der Gottheit
Seines eigenen Geiſtes ſich ins geheim zu berathen.
Und noch wachet der Greis, da ſchon die ſchweigenden Sterne
Sinken, und weiter vom Abende wir als vom Morgen entfernt ſind.
Aber noch eines berühr' ich, worauf erinnernd, die Wendung
Deines Geſpräches, o Jüngling! mich führt. Ein bedeutender Nahme
Ward anjetzo von dir zum erſten Mahle genennet,
Helgathorno; denn ſtets, in Siegars Nähe, bemerkt' ich,
Wie du, von fern ablenkend, ihn auszuſprechen vermiedeſt.
Thue desgleichen fortan; nicht zwar, als könnte dir ſelber
Die Erinnerung ſchaden; wie ſollte Sachſen entgelten,
Was feindſelige Götter an Siegars Hauſe verſchuldet!
Aber zu tief iſt die Wunde, zu ſchmerzhaft jede Berührung.
Weh mir! ſelber enthalt' ich mich nicht bei des Mannes Gedächtniß
Heißer Thränen. Er war von Sueno's Geſchlechte der letzte;
Doch es hatte, ſo ſchien es, in ihrer tiefeſten Wurzel
Sich noch ein Mahl die Kraft des alten Stammes erneget,
Um verbunden zu zeigen, was je ihm Großes entblüht war,
Sueno's gewaltige Heldengeſtalt und unnahbare Stärke,
Haralds brennenden Haß des Unrechts, Algonars Thatkraft,
Und den großen, umſchauenden Sinn des göttlichen Siegar.
Noch nicht zum Jüngling gereift war Helgathorno, da ließ ſchon
Unter den Fürſten und Großen des Reich's, in der hohen Verſammlung
Ihn der Oheim erſcheinen, und nicht ein müßiger Hörer
War er im Rathe der Männer, wiewohl nur ſelten und ungern
Ein ſo tiefes Gemüth in leichte Worte ſich löſte.
Wie ein Götterbild, dem Volke zur Luſt und Verehrung
Hoch errichtet, in Mitte der ringsumfluthenden Menge
Schweigend ſtehet, und ſchon durch ſeine Gegenwart herrſchet,
So vor der Stirn und dem Auge des feuerblickenden Jünglings
Goß ſich ein heiliger Ernſt, und hieß im Buſen der Männer
Jeden kleineren, jeden unwürd'gen Gedanken verſtummen.
Immer das Edelſte wählet mir nur, ſo ſchien er zu ſagen,
Ich, wie waglich es ſcheine, verbürg euch ſeine Vollſtreckung.
Und wie hielt er nicht Wort, als vor ihm jetzo des Ruhmes
Bahn ſich erſchloß! denn flammend von Muth und Haſſe verfolgt' er
Wo es ſich immer mit Frechheit erhob, das muthige Laſter;
Und vermöchte das Schwert ein ſtets ſich erneuendes Uebel
Auszurotten, er hätt' es vom Antlitz der Erde vertilget.
Aber nun iſt er dahin, und ein ſchickſalvolles Geheimniß
Birgt die Stätt', an welcher vielleicht des Todes Erſtarrung
Schon gefangen ihn hält, vielleicht ein ärgeres Unheil! —
Sicherlich keines der Mittel, die Muth und Klugheit ihm anbot,
Blieb, ſo lange noch Hoffnung ihm ſchien, dem troſtloſen Oheim
Unverſucht, doch leider nicht eine Spur des Verborgnen
Fand er, oder er fand, was beſſer verborgen geblieben.

Eppo ſprach es, dann ſetzt' er hinzu mit erhobener Stimme:
Jetzo gehabe dich wohl, o Feldherr! unſere Wege
Sind verſchieden; zur Ruhe nun gehſt du in deine Behauſung,

Ich zu den Schiffen hinab: viel ſoll der kommende Morgen
Schon vollendet erblicken, was unbegonnen mir daliegt.
Und mit gewendetem Schritt' enteilt' er. Aber der Feldherr
Ueberhörte nicht die letzten bedeutenden Worte,
Und im Innern bewegt von freudiger raſcher Bewegung
Wollt' er folgen, da traf hernieder glänzend von oben
Ihn ein Schimmer, und zog zum Bergesgipfel die Blicke,
Wo aus Nacht und Gebüſch das vielfache Strahlen hervorbrach.
Wier, aus des Königs Pallaſt, der edeln Jünglinge waren's,
Jener munteren Boten, durch welche Siegar nicht ſelten
Seine Befehle verſandt', und herab vom hohen Gebirge
Kamen ſie, ſchwenkend mit Luſt der Fahnen wehende Flammen.
Aber nun hemmten ſie alle den Schritt; denn gegen ſich über
Sahn ſie am Fuße des Berges den Feldherrn. Einer aus ihnen
Trat dann hervor mit Anſtand und ſprach die geflügelten Worte:
Wittekind, ſey uns gegrüßt, Du herrlicher Führer der Völker!
Dich zu berufen, wiewohl zu ungewöhnlicher Stunde,
Sind wir geſendet, und Du, willfahre dem Wunſche des Königs.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kunſtnachrichten.

Bericht über die Wiederherſtellung des unter dem Nahmen der Jungfrau von Fuligno bekannten Gemäldes von Raphael.

(Fortſetzung.)

Erſter Theil.

Wiewohl die mechaniſche Arbeit in mehrere Operationen zerfällt, ſo ward ſie doch durchaus dem Bürger Hacquins übertragen, von deſſen Einſicht, Gewandheit und Geſchicklichkeit wir alles lobenswürdige ſagen müſſen.

Zuerſt haben wir in Gegenwart der Adminiſtration den elenden Zuſtand des Gemäldes, und die Nothwendigkeit einer vorzunehmenden Wiederherſtellung erwieſen; hierauf ſind wir jedes Mahl, wo wieder eine andere Manipulation vorgenommen werden ſollte, hinzu gerufen worden: der geſchickte Künſtler, dem dieſer Theil der Wiederherſtellung aufgetragen war, erklärte uns immer umſtändlich das Verfahren, das er eben einſchlagen wollte, und beruhigte uns über jede Operation durch die Verſichtsmaßregeln, die er damit verband. Zu dieſem Berichte fügen wir den Auszug des Protocolles der Sitzungen, die wir hielten; hier werden wir aber alles nur ins Kurze faſſen.

Das Gemälde ſtellt die Jungfrau, das Jeſus-Kind, den heiligen Johannes und noch mehrere andere Figuren von verſchiedener Größe vor. Es war auf einen Grund von weichem Holze, das die Dicke von om 032 hatte, gemalt; eine Spalte zog ſich von dem Centre bis zum linken Fuße des Jeſus-Kindes hinab; an ihrem oberen Ende war ſie om 010 weit, und verengte ſich nach und nach bis an ihr unteres Ende. Von dieſem Riſſe an bis zu dem rechten Rande bildete die Oberfläche eine krumme Linie, deren größter Pfeil om 067 betrug, und von dem Centre bis zum anderen Rande ward eine andere Linie gebildet, deren Pfeil om 054 betrug. Das Gemälde ſchuppte ſich an mehreren Orten ab, und ſehr viele dieſer Schuppen hatten ſich ſchon abgelöſt; überdem war die Malerei an mehreren Stellen von Würmern durchfreſſen.

Vor allem mußte die Oberfläche eben gemacht werden; zu dieſem Ende ward ein Flor über die Malerei geleimt, und das Gemälde umgewendet; hierauf machte der Bürger Hacquins in die Dicke des Holzes kleine Einſchnitte in gewiſſer Entfernung von einander, und zog dieſe von dem oberen Ende des Centre bis dahin, wo der Holzgrund eine gleichere Oberfläche bildete: nun ſchob er kleine hölzerne Keile in die Einſchnitte, und belegte die ganze Oberfläche mit genetzten Leinwandlappen, welches er verſchiedentlich wiederhohlte; der Trieb der durch die Feuchtigkeit anſchwellenden Keile gegen das erweichte Holz zwang dieſes, wieder in ſeine erſte Form zurück zu treten. Die beiden Seiten der erwähnten Spalte fügten ſich wieder zuſammen; der Künſtler ſtrich nun ſtarken Leim hinein, um die beiden getrennten Theile wieder mit einander zu verbinden; hierauf ließ er Leiſten von Eichenholz queer darüber befeſtigen, damit das Gemälde während dem Trocknen in der jetzt erhaltenen Form bliebe.

Nachdem dieſes Trocknen langſam von Statten gegangen war, befeſtigte man noch einen zweiten Flor über den erſten, und nachher noch zwei graue Fließ-Papiere.

Als dieſe Operation, die man Carteunage nenat, vorbei war, legte Hacquins das Gemälde auf einen Tiſch, auf dem er es ſorgſam befeſtigte; und nun ſchritt er zu der Ablöſung des Holzes, auf welchem die Malerei haftete.

Die erſte Operation geſchah vermittelſt ein paar Sägen, von denen die eine in perpendiculärer, die andere in horizontaler Richtung arbeitete. Nach Vollendung dieſer Arbeit mit den Sägen war der Holzgrund nur noch om 010

dick; nun brauchte der Künſtler einen Hobel, welcher der Breite nach conver war; er führte ihn queer über das Holz, damit er nur ſehr kurze Späne bekomme, und den Faden des Holzes vermiede; auf ſolche Art verminderte er die Dicke des Holzes bis auf 0m002; nun nahm er einen flachen Zahnhobel, der faſt wie eine Raſpel angriff, welche das Holz in Staub verwandelt; ſo gelang es ihm, daß es nur noch die Dicke von einem Bogen Papier behielt.

Das ſo beſchaffene Holz ward nun nach und nach in kleinen Feldern mit reinem Waſſer angefeuchtet, damit es ſich leichter losmache; endlich lößte es der Künſtler mit der zugerundeten Spitze einer Meſſerklinge ganz ab.

Das Gemälde, das auf dieſe Art alles Holz verloren hatte, bot jetzt dem Auge alle Kennzeichen ſeiner Verderbenheit dar. Es war vor Alters einmahl ausgebeſſert worden, und um die Theile, die abzufallen drohten, wieder anzuheften, hatte man Oele und Firniſſe hineingeſchmiert; aber dieſe Ingredienzien waren durch die Zwiſchenräume zwiſchen die zu Schuppen gewordenen Theile der Malerei gedrungen, und hatten ſich über den Pappgrund, auf welchen die Malerei aufgetragen war, verbreitet, und ſo war die ächte Wiederherſtellung dadurch noch mehr erſchwert worden.

Ein und das nähmliche Verfahren konnte nicht dazu dienen, um die Theile des Grundes, die durch den Firniß verhärtet waren, von den Theilen zu trennen, wo der Leim unvermiſcht geblieben war: die erſteren mußten eine Zeit lang in kleinen Feldern angefeuchtet werden, und als ſie hinlänglich erweicht waren, lößte ſie der Künſtler mit ſeiner Meſſerklinge ab; die anderen gingen weit leichter los, indem ſie mit einem Flanell genetzt, und ſanft gerieben wurden. Es gebrauchte hierzu aller der Gewandheit und Geduld des Bürger Hacquins, um nichts fremdes an der Arbeit des Malers zu laſſen; endlich ſah man Raphaels Entwurf ganz und unbeſchädigt.

Um jetzt der zu ſehr ausgetrockneten Malerei ein wenig mehr Geſchmeidigkeit zu geben, ward ſie überall mit gekrämpelter und in Oel getränkter Baumwolle gerieben, und mit alter Mouſſeline abgetrocknet; hierauf ward ſtatt des Pappgrundes mit Oel abgeriebenes Bleiweiß genommen, und mit einem weichen Borſtpinſel aufgetragen.

Nach drei monatlichem Trocknen ward ein Flor über den Oelgrund geleimt, und über dieſen wieder eine feine Leinwand.

Als die Leinwand trocken war, ward das Gemälde von dem Tiſche losgemacht und umgekehrt, um die Cartonnage mit Waſſer loszuweichen. Nach dieſer Operation ſuchte man die Unebenheiten auf der Oberfläche, welche von dem Abſchuppen herrührten, wegzubringen: deßwegen trug der Künſtler nach und nach auf die Unebenheiten dünnen Mehlleiſter auf; und wenn er dann auf den angefeuchteten Theil ein fettes Papier gelegt hatte, drückte er ein warmes Biegeleiſen auf das Geſchuppte, welches dadurch eben ward; aber nur erſt, nachdem man ſich durch die ſicherſten Proben von dem paſſenden Grade der Wärme überzeugt hatte, unterſtand man ſich, das Eiſen der Malerei nahe zu bringen.

Wir haben geſehen, daß man die Malerei, die von ihrem Pappgrunde und von allen fremdartigen Beſtandtheilen befreit war, auf einen Oelgrund befeſtigt, und daß man die ſchuppichten Theile der Oberfläche eben gemacht hatte. Das Meiſterwerk ſollte nun noch auf einen neuen Grund feſt aufgetragen werden. Man mußte es alſo von neuem pappen — cardonniren, — den proviſoriſch auf die Gründung geklebten Flor wieder abnehmen, eine neue Lage von Bleiweiß mit Oel abgerieben auftragen, einen ſehr geſchmeidig gemachten Flor darüber legen, dieſen ebenfalls mit Bleiweiß überziehen, und hierüber noch eine rohe, aus einem Stücke gewebte Leinwand decken, welche auf der äußeren Oberfläche mit einem harzigen Gemiſch beſtrichen war, um ſie dadurch an eine ähnliche Leinwand befeſtigen zu können, welche über einen Blindrahmen geſpannt war. Bei dieſer Operation mußte man auf die mit harzigen Subſtanzen überzogene Leinwand genau den Körper des Gemäldes legen, das keine Cartonnage mehr hatte, und mit einem neuen Grunde verſehen war, und man mußte ſich in Acht nehmen, ihm nicht durch eine zu ſtarke und ungleiche Spannung zu ſchaden, aber dennoch auch dahin ſehen, daß es in allen Puncten ſeiner weiten Ausdehnung auf der Leinwand haſte, welche über den Blindrahmen geſpannt war. Durch dieſes Verfahren ward das Gemälde einer Grundlage einverleibt, die ſogar dauerhafter war, als die erſte, und gegen alle die Unfälle geſichert, welche dieſen ſchlimmen Zuſtand herbeigeführt hatten; nun ward es zu jener Wiederherſtellung abgeliefert, welche den Gegenſtand des zweiten Theiles dieſes Berichtes ausmacht.

Wir ſind genöthigt geweſen, uns darauf einzuſchränken, die auf einander folgenden Operationen, die wir mit ihren vielerlei Umſtändlichkeiten beobachteten, nur anzuzeigen; und wir haben bloß geſucht, einen Begriff von der intereſſanten Kunſt zu geben, welche dem Meiſterwerke des Pinſels Leben und Fortdauer ſichert, um das Zutrauen zu begründen, das ſie uns zu verdienen ſchien.

(Der Beſchluß folgt.)

1805. Nro. 37.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 27. März.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Scenen aus einem vaterländiſchen Trauerſpiele *).

Vorſaal in der Reſidenz. Prinz Guido, der Hofmarſchall, die Ritter Montfort, Eglofsheim, Helfenſtein, und mehrere andere den Herzog erwartend.

Guido (zu Helfenſtein, der auf ihn zukommt, heimlich).

Schon lange ſucht vergebens euch mein Blick.
Habt ihr zur Jahresfeier unſers Bundes
Euch und die Unſrigen bereitet?

Helfenſtein.

Alles,
Mein Prinz! wie Ihr's geheißen, iſt geſchehn:
Sobald die Sonne halb den Erdenlauf
Vollendet hat, erſcheinen wir bei Euch
Zu ſchwören unſers Bundes großen Schwur,
Im Angeſicht des reinen, hellen Tages.

*) Dieſe Scene, ſo wie die in einem der vorhergehenden Blätter enthaltene, iſt ein Nachlaß deſſelben jungen Dichters, wovon wir kürzlich das Fragment eines epiſchen Gedichtes mitgetheilt haben. Auſer dieſen Scenen ſind der erſte und zweite Act beinahe vollſtändig ausgearbeitet, ſo wie auch der ganze Plan des Trauerſpieles, deſſen Stoff aus der Regierungsgeſchichte Alberts des Großmüthigen von Baiern entlehnt iſt.

D. H.

Guido.

Wie fandet ihr die Herzen unſrer Brüder?

Helfenſtein.

Ganz ſo geſtimmt, wie Euer Wunſch es will.
Einmüthig ſind wir alle; Nemeſis,
Die unerbittliche, bewaffne uns
Mit ihrem Racheſchwert, der Augenblick
Der blutigen Vergeltung naht heran.
Nicht blende mehr uns thörichtes Bedenken,
Als wäre unſer Bündniß ungerecht.
Wir ſchwören zu der heil'gen Menſchheit Wohl,
Und wollen kühn, wie Männern ziemt, für das
Den Kampf beginnen, gegen das die Schaar
Der Finſterlinge ſich auf finſtern Wegen
Empört, und gift'ge Pfeile heimlich wirft.
Ihr Bund für Druck und Aberglaube muß
Dem ſtärkern Bunde für die Wahrheit weichen.

Guido.

Man ſieht auf uns, entfernt euch jetzt von mir,
Daß nicht der Argwohn unſer Werk erſpähe.

(Helfenſtein nähert ſich, der Prinz bleibt an einer Säule gelehnt ſtehen.)

Montfort (mit dem Hofmarſchall hervortretend).

Erlaubt, daß ich an euer Wort euch mahne:
Der Gouverneur von Ingolſtadt iſt todt.

Ihr habt mir seine Stelle zugesichert,
Man sagt mir, Eglofsheim — — —

Der Hofmarschall.

Gebt euch zufrieden,
Dieß Amt ist nicht für Eglofsheim, für euch
Ist es bestimmt.

Montfort.

So bin ich denn beruhigt,
(etwas leiser)
Und werd' euch mit der That erkenntlich seyn.
(Zieht sich zurück, der Prinz macht eine unwillige Bewegung.)

Eglofsheim (dem Hofmarschall nahend).

Darf ich an eure Zusag' euch erinnern?
Ihr wißt, daß Degenberg gestorben ist. —
Auf die Statthalterschaft — —

Hofmarschall.

Habt ihr den ersten
Und größten Anspruch; heute noch werd' ich
Dem Herzog bestens eure Bitt' empfehlen.

Eglofsheim.

Habt Dank! Ich bin der Sache nun gewiß.

Guido (hervortretend, laut zu Eglofsheim).

Nein, edler Ritter! ihr seyd hintergangen;
So eben hat der doppelte Protector
Dieselbe Stelle diesem hier verkauft.

Eglofsheim.

Bei so bewandtem Fall' tret' ich zurück. (Geht ab.)

Montfort.

Auch ich verzichte jetzt auf mein Gesuch. (Ebenfalls ab.)
(Alle Ritter entfernen sich bestürzt allmählig in den äußeren Vorsaal.)

Hofmarschall (verlegen).

Mein Prinz! Ihr habt mich hart beschimpft.

Guido.

Ich weiß es,
Und bin bereit, dafür genug zu thun.

Hofmarschall.

Ihr habt mich an der Ehre angegriffen.

Guido.

Dieß fordert Blut, laßt uns den Handel enden.
(Greift kaltblütig an den Degen.)

Hofmarschall.

Nicht doch; Ihr seyd zu rasch, ich kenn' euch ja.
Ich ehre Euren Rang, die glänzende Verbindung,
Die Euch nun bald an unser Fürstenhaus
Noch näher letten wird. —

Guido.

Sprecht nicht von Rang,
Ich bin ein Ritter, mehr will ich nicht seyn.
Als Ritter geb' ich euch Genugthuung.

Hofmarschall (zurücktretend).

Nicht so mein Prinz! ich kenne meine Pflicht.
Des Jünglings Hitze, die das Herz Euch schwellt,
Zwingt einen Greis, die Unbild zu vergessen.

Guido.

Sagt lieber: Zagheit, und die Hoffnung, mir
Den Streich recht bald im Finstern zu vergelten.

Hofmarschall.

Prinz! Ihr verkennt mich in der That.

Guido.

Nun wohl!
Ich will es glauben, daß ihr Wahrheit sprecht.
Denn größere Beschimpfungen vergißt
Der Höfling leichter, als geringere.

Hofmarschall.

Ihr müßt Euch mäßigen, mein theurer Prinz!
Mit solchem Sinn macht Ihr kein Glück bei Hof,
Folgt meinem Rath, ich will Euch unterrichten.

Guido.

Ihr wollt mich unterrichten? Glaubt ihr etwa,
Ich wisse nicht, was Hofgunst sey und heische? —

Hofmarschall.

Ihr müßt die Denkart, den Character mehr
Verstecken.

Guido.

Ihr und eures Gleichen treibt
Das Spiel so lang', bis ihr ihn ganz verliert.

Hofmarschall.

Ihr müßt Euch in die Zeiten schicken lernen.

Guido.

O! daß ihr immer doch den g'raden Stamm
Zu krümmen trachtet, und die edeln Menschen
Moralisch zu verschneiden, daß sie euch
Gleich werden sollen. Euer größter Schrecken
Sind Männer mit dem eisernen Character.
An diese Massen treibt der Strom des Hofs
Nur gläsernes, verunglücktes Geschirr,
Und unerschüttert stehn sie da, den andern
Ein unerträglicher Beweis der Schwäche.

Hofmarſchall.

Doch fehlt es an Exempeln nicht, daß auch
Coloſſe niederſtürzen. Glaubt mir, Prinz!
Selbſtſtändigkeit allein führt Euch nicht ſicher
Zu dem erwünſchten Ziel. Ihr könnt bei Hof
Nicht aufrecht bleiben, ohne Euch an Andre
Zu ketten, ſelbſt auch, wenn Ihr ſie nicht ſchätzt.

Guido.

Daß heißt: ihr müſſet wie Galeeren-Sclaven
Die ſchweren Ruder ſtets zugleich bewegen,
Wenn ihr der Ketten Druck nicht fühlen ſollt.

Hofmarſchall.

Ihr ſprecht in Bildern; doch mir dünkt, Euch fehle
Der rechte Sehpunct. Alles muß Euch falſch
Erſcheinen, weil Euch nur die Hälft' erſcheint.
Ihr glaubt den nächſten Weg zu gehn, und ſtets
Entfernt Ihr weiter Euch von Eurem Ziel.
In ſchiefer Richtung nur entgehet Ihr
Dem Wirbel, der Euch ins Verderben zieht,
Wenn Ihr g'rad' auf ihn zuzuſteuern ſtrebt.
Betrachtet die Natur; geht ſie nicht langſam
Und ſtufenweiſe ihrem Zweck entgegen?
In ihr gibt's keinen Sprung; ſo auch bei uns.

Guido.

Beinahe könntet ihr mich überreden
Am Hofe ſelber noch Natur zu ſuchen. —
Genug davon; ſagt mir, ob ich den Herzog
Nicht ſprechen kann?

Hofmarſchall.

Der Canzler iſt bei ihm.

Guido.

Darf man euch glauben?

Hofmarſchall.

Prinz! mein Ehrenwort
Verpfänd' ich Euch.

Guido.

Die Ehrenworte hier
Sind Reichspfandſchaften gleich, man löſt ſie nie.
Doch nun bin ich des Vorgemaches ſatt.
In einer Stunde werd' ich wiederkommen. (Geht ab.)

Kunſtnachrichten.

Bericht über die Wiederherſtellung des unter dem Nahmen der Jungfrau von Fuligno bekannten Gemäldes von Raphael.

(Beſchluß.)

Zweiter Theil.

Nach abgelegter Rechenſchaft über die mechaniſchen Operationen, die mit ſo vielem Glücke bei dem erſten Theile der Wiederherſtellung des Gemäldes angewendet wurden, bleibt es uns noch übrig, Sie von dem zweiten, der Wiederherſtellung der Malerei ſelbſt, zu unterhalten. Dieſer Theil iſt nicht minder intereſſant als der erſte; ihm verdanken wir es, daß die Verheerungen wieder gut gemacht ſind, welche die Zeit und die Unwiſſenheit angerichtet hatten.

Dieſer weſentliche Theil der Wiederherſtellung des Gemäldes erfordert ein ſehr richtiges Aug, um die neuen Tinten mit den alten in Uebereinſtimmung zu bringen, eine tiefe Kenntniß der beſondern Art, wie jeder Meiſter verfuhr, und eine lange Erfahrung, um bei der Wahl und dem Gebrauche der Farben vorauszuſehen, was die Zeit für Veränderungen in den neuen Tinten hervorbringen kann, und folglich der aus ſolchen Veränderungen entſtehenden Diſharmonie zuvor zu kommen.

Die Kunſt der Wiederherſtellung der Malerei erfordert überdem die größte Sorgfalt, damit nur bloß die beſchädigten Theile berührt werden, und eine außerordentliche Gewandtheit, um die Arbeit des Ausbeſſerers mit der Arbeit des Meiſters in Uebereinſtimmung zu bringen, ſo zu ſagen, die erſte Maſſe in ihrer ganzen Aechtheit zu ergänzen, und die Arbeit ſo zu verbergen, daß ſelbſt das geübteſte Auge nicht das, was von der ſpätern Hand iſt, von dem, was von der Hand des Meiſters iſt, unterſcheiden kann.

Bei einem Werke von ſolcher Wichtigkeit, beſonders wie das, von dem hier die Rede iſt, hat man das Recht, alle Sorgfalt, Klugheit und Geſchicklichkeit der erſten und talentvollſten Männer zu verlangen. Mit wahrem Vergnügen legen wir Ihnen hier Rechenſchaft ab von dem glücklichen Erfolge der Vorſichtsmaßregeln der Adminiſtration des Central-Muſeums der Künſte, welches nach vollendeter Leitung und Beobachtung des erſten Theiles der Wiederherſtellung den zweiten dem Bürger Reeſer aufgetragen hat, deſſen Talente in dieſer Art längſt bekannt waren, und deſſen wiederhohlte, glückliche Arbeiten ihr Zutrauen begründeten.

Wir verſichern, daß wir dieſen von ihm beſorgten Theil der Wiederherſtellung für ſo rein halten, als es ſich nur immer wünſchen ließ, und ſo möchte das Geſchäft, welches ſie uns aufgelegt haben, vollendet ſcheinen; aber wir glauben, daß Ihnen noch einige Umſtändlichkeiten, hier nicht überflüſſig ſcheinen, und Sie intereſſiren könnten.

Bei dem erſten Anblicke dieſes Meiſterſtückes ſcheinen alle Theile wirklich von der Hand Raphaels herzurühren; indeſſen möchte man ſich doch bei genauerer Betrachtung davon überraſcht fühlen, daß der Theil des blauen Gewandes, welches das linke Knie der Jungfrau bedeckt, nicht vollkommen gleichen Ton hat mit den übrigen Theilen der nähmlichen Drapperie. Wir ſind geneigt zu glauben, daß etwas von der Laſur, welche ihm einen ſtärkern Ton gab, abgeſtoßen worden ſeyn mag; doch möchten wir es nicht wagen, dieß für Gewißheit auszugeben. Dem ſey wie ihm wolle, da das Gemälde uns, ehe es noch irgend einer Operation unterworfen ward, dieſelbe Disharmonie zeigte, ſo kann man deßwegen die dabei gebrauchten Künſtler nicht anklagen.

Eine Bemerkung von weit größerer Wichtigkeit, und die wir Ihnen nur mit dem größten Mißtrauen in uns ſelbſt mittheilen, iſt folgende:

Der Kopf des heiligen Franciſcus zeigt dem Auge eine Contur, eine Art Tinte, und einen Auftrag, welche merklich von allen übrigen Theilen des Werkes abweichen, ſo daß man faſt zweifeln möchte, ob dieſer Kopf ganz von der Hand Raphaels ſey. Wir haben geglaubt, darin die große Einfalt und das weiche, wahre Thun nicht wieder zu finden, welches im Ganzen ſowohl als in allen einzelnen Theilen dieſes Gemäldes in ſo hohem Grade in die Augen fällt.

Wir wagen es nicht, aus dieſen Bemerkungen dreiſte und unbedingte Folgerungen zu ziehen, aber wir haben es für unſere Schuldigkeit gehalten, ſie Ihnen vorzulegen, um den Zweifeln zuvor zu kommen, die in der Seele der Beobachter aufſteigen, und ſie auf den Gedanken führen könnten, daß die Wiederherſtellung gewiſſer Maßen Raphaels Werk verdorben habe. Alle und jede Zweifel über dieſen Punct müſſen durch die Ausſagen folgender Thatſachen verſchwinden. Dieſer Kopf war der nähmliche, ſo wie wir ihn gegenwärtig ſehen, als wir ihn zum erſten Mahle erblickten, da er aus Italien angekommen war, und wir machten damahls die nähmlichen Bemerkungen, die wir Ihnen jetzt mitgetheilt haben.

Wir müſſen als etwas ſehr ſonderbares, und als etwas, das ſogar allen unſern Verdacht wegen der Originalität dieſes Kopfes vernichtet, noch ſagen, daß wir, als bei der erſten Operation (bei der Abnahm nähmlich) der Entwurf und ſogar die Zeichnung Raphaels bloß lagen, bemerkten, daß der Contur des nähmlichen Kopfes, der auf den erſten Papiergrund gezeichnet war, wirklich in der Zeichnung einen ganz andern Character hatte, als die übrigen Theile, übrigens aber, wenigſtens in der Maſſe, mit dem Character des nähmlichen vollendeten Kopfes überein kam.

Aus dieſen Bemerkungen geht hervor, daß, ungeachtet der Unähnlichkeit dieſes Theiles des Werkes mit den übrigen, man nicht ohne Voreiligkeit behaupten kann, dieſer Kopf ſey nicht von der Hand Raphaels.

Es geht ferner daraus hervor, daß jeder Verdacht, der der Adminiſtration des Central-Muſeums, und den bei dieſer Wiederherſtellung gebrauchten Künſtlern nachtheilig ſeyn könnte, ganz ohne Grund ſey.

Wir ſchließen dieſen Bericht damit, daß wir uns Glück wünſchen, endlich dieſes Meiſterwerk des unſterblichen Raphaels neu belebt, und in ſeinem vollen Glanze wieder geſehen zu haben, und zwar durch ſolche Mittel, die keine Furcht übrig laſſen, als könnten etwa künftig ähnliche Zufälle eintreten, welche daſſelbe auf immer der allgemeinen Bewunderung zu entziehen drohten. (Aus dem neueſten Bande der Memoires.)

Aphorismen aus Neckers Manuſcripten.

Der Deſpot.

Die öffentliche Meinung bleibt dem Deſpoten ein ſtetes Geheimniß; denn wer wagt es, ihm die kleinſte unangenehme Wahrheit zu ſagen? Man glaubt immer, den Großmogul vor ſich zu ſehen, der ſeinem Mitſpieler im Whiſt zuruft: Coeur ausgeſpielt, oder ich haue dir den Kopf herunter.

Ich will Ihnen beweiſen, daß Sie Unrecht haben und ich Recht, heißt oft ſo viel als, ich werde mir alle Mühe geben, von Ihnen weniger geliebt zu ſeyn.

Gott iſt kein eiferſüchtiger Gott, weil er der Welt ein Gefühl geſchenkt hat, welches ſtärker iſt, als die Dankbarkeit — die Liebe.

1805. Nr. 38.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 29. März.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Balboa, Trauerspiel von Collin.

Wien den 26. März.

Ueber keinen unserer deutschen Schriftsteller sind wohl so widersprechende Urtheile gefällt worden, als über Collin. Herr M.... suchte uns glauben zu machen, daß sein Regulus ein wahres Ungeheuer von Vortrefflichkeit, daß kein Kunstwerk der alten und neuen Zeit ihm an die Seite zu setzen sey. Schl.... hingegen fand in diesem Trauerspiele auch nicht die geringste Spur dichterischen Geistes, und betrachtete es als die Uebung eines Schülers in der Beredsamkeit. Man dürfte wohl, glaube ich, dennoch berechtigt seyn, das erste dieser Urtheile etwas abgeschmackt, das zweite etwas hämisch zu nennen. Wenn man gleich nicht läugnen kann, daß Regulus Collins schwächstes Product, daß das wenige wahrhaft Tragische in diesem Stücke durch einen Schwall kahler Floskeln erstickt sey, die nur in einer moralischen Vorlesung ihren rechten Platz fänden, daß überhaupt der Dichter in Rücksicht des ganzen Stoffes einige große Fehlgriffe gethan habe; so ist es doch auf der anderen Seite schon aus diesem Stücke nicht zu verkennen, daß Collin unter allen jüngern Dichtern jene hohe Natur am lebendigsten erkannt, und die Anlage verrathen habe, sie auf der Bühne zu zeigen, welche Shakespear und Göthe in ihrem eigenen Wesen ahndend fühlten, deren Bild Schiller in den Tiefen seiner Reflexion fand — welche in dem Höchsten, was diese Erde trägt, noch nicht das Ziel ihrer Kraft findet, welche das Große nur darum thut, weil es nun auf dieser kleinen Erde nichts Größeres zu thun gibt; — deren Freiheit weder im Drucke der Nothwendigkeit, noch dem Kampfe mit dem gewaltigsten unserer Triebe, der Liebe zum Leben, erliegt. So sehr man sich auch sträube, Collins Verdienste anzuerkennen, und so viele Scheingründe man auch für diese Weigerung in seinen Fehlern finden möge, so wird doch gewiß bald die Zeit kommen, wo man sich genöthigt sehen wird, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Collin hat uns jetzt ein neues Stück geliefert, das seinen Gegnern Stoff genug zum Tadel, dem unbefangenen Beurtheiler aber die schönsten Hoffnungen für die zukünftigen Arbeiten des Dichters geben wird.

Die Geschichte Balboa's, des Entdeckers des Südmeers, ist bekannt. Sehen wir jetzt, auf welche Art Collin seinen Stoff benutzt hat.

Der erste Act enthält größten Theils nur die Exposition der Lage der Dinge und der Characters. Pedrarias, Statthalter von Darien, haßte Balboa, den unternehmenden Helden, der sich durch die Entdeckung einer neuen Welt gen Süden einen unsterblichen Ruhm zu erwerben

im Begriffe war, und ſuchte ihn voll Neid in ſeinem Laufe zu hemmen, auf dem die Gnade des Königs ihn emporhob, verhaßt zu machen. Aber Balboa liebte Marien, ſeines Feindes Tochter, und da er nicht hoffen durfte, die Einwilligung des Vaters zu ſeiner Verbindung zu erhalten, ſo wandte er ſich durch den Cardinal Ximenes an den König, der dem Statthalter ſeinen Wunſch zu erkennen gab, Balboa mit Marien verbunden zu ſehen. Gezwungen gibt der Vater dem königlichen Willen nach, aber ſein Haß gegen Balboa wird dadurch nur noch bitterer. Am Tage als die Hochzeit vollzogen werden ſoll, kommt Jeronimo, einſt Mariens Lehrer, auf Darien an, wo ihm das Richteramt anvertraut worden iſt. — Hier beginnt das Stück. — Maria's Hochzeit wird gefeiert, aber des Vaters Haß, der ſeine Tochter zur Trauung zu begleiten ſich weigert, der ihr erſt nach ſchwerem, innerlichem Kampfe ſeinen Segen ertheilt, deſſen Zorn gegen Balboa, den er nun als den Räuber ſeiner Tochter anſieht, nur noch höher empor lodert, läßt ein düſteres Schickſal der Liebenden ahnden.

Dieſer Act iſt, einige matte Sentenzen abgerechnet, durchgängig ſehr ſchön gehalten. Des Pedrarias finſterer, ehrſüchtiger Character, der nur durch die Vaterliebe zuweilen erweicht wird; Balboa's hohes, argloſes Gemüth, der, durch die Liebe zu hohen Thaten geſpornt, in der Hoffnung ſelig iſt, das Glück in die neu zu entdeckenden Welten zu verpflanzen, und dort der Sclaverei der Wilden ein Ende zu machen; Maria's Zärtlichkeit, zwiſchen dem Vater und dem Geliebten getheilt, und von ihrem wechſelſeitigen Haſſe gereinigt, ihr Schwanken zwiſchen den ſchönſten Hoffnungen und den finſterſten Ahndungen; Jeronimo's ruhige Klarheit und Würde — Alles dieſes iſt in dieſem Acte ſo kraftvoll, ſo rein und ſchön ausgeſprochen, daß gewiß kein Zuſchauer ihn ohne jene Erhebung des Gemüthes anſehen wird, die allein durch das wahrhaft tragiſche Kunſtwerk hervorgebracht werden kann.

Zweiter Act. Pinto, ein Officier Balboa's, bringt dem Pedrarias eine Schrift, welche Balboa, angelangt in dem Lande gen Süden, dort als Geſetz aufzuſtellen den Vorſatz haben ſoll. Die Theilungen der Wilden, obgleich von der Regierung anbefohlen, werden hierin unterſagt, jede königliche Verordnung außer Kraft erklärt, wenn ſie nicht durch ihn ſelbſt bekannt gemacht werden ſey. Pinto läugnet nicht, daß er durch dieſe Anklage mehr dem Haſſe des Statthalters als dem Staate einen Dienſt zu leiſten denke, und ſich von jenem Belohnung verſpreche; aber Pedrarias, ergrimmt über den Blick, den der Verräther in ſein Inneres gethan, läßt ihn als Verleumder verhaften. Froh über den Beſitz der Schrift, der ſeinen Feind ihm in die Hände liefert, ſieht er ſich gleichwohl in ihrer Benutzung durch den Gedanken gehemmt, daß Balboa's Untergang dieſem Haſſe zugeſchrieben werden, daß der Ruf den Aufgeopferten nur noch mehr erheben, und den Unterdrücker brandmarken werde. Der Haß ſiegt endlich über alle Bedenklichkeiten. Pedrarias trägt dem Jeronimo auf, den Verläumder Pinto vor Gericht zu fordern, und ob Jeronimo gleich in der Schrift Balboa's Geiſt erkennt, und dem Statthalter die Folgen dieſes Verhörs vorſtellt, das Balboa's Untergang nach ſich ziehen müſſe, ſo bleibt Pedrarias doch unbeweglich. In dieſem Augenblicke erſcheint Maria, und Jeronimo entfernt ſich. Der ſtarre Character des Statthalters wird in dieſer ſchönen Scene durch die Gewalt der Vaterliebe gebeugt; ſchon iſt er entſchloſſen, den Feind um der Tochter willen zu ſchonen, als Balboa in Geſellſchaft mehrerer ſeiner Officiere erſcheint, um von Pedrarias Rechenſchaft wegen der Verhaftung ſeines Officiers Pinto zu fordern. Ein Blick auf die Tochter dämpft den Zorn des Vaters, der bei Balboa's Forderung wieder auszubrechen im Begriff iſt. Aber Balboa beſteht auf ſeinem Verlangen, und als Pedrarias ihm endlich ſagt, er ſey von Pinto des Hochverrathes beſchuldigt worden, ſo fordert er, um ſeine Unſchuld zu beweiſen, ein offenes Gericht, das Pedrarias nach manchen vergeblichen Vorſtellungen endlich zu geſtatten ſich gezwungen ſieht.

Dritter Act. Gerichtsſaal. Einige Officiere Balboa's erſcheinen. Sie haben ſich verſchworen, ihren geliebten Anführer durch eine Empörung zu retten, wenn ſein Leben in Gefahr kommen ſollte. Sie zerſtreuen ſich, als Maria kommt, [illegible] unter den Anweſenden verborgen, das Gericht mit anzuhören. Balboa erkennt die Schrift für ſein Werk, ſetzt, um ſich zu vertheidigen, die ſchönen Bewegungsgründe zu dieſem Schritte — vielleicht etwas zu weitläufig — aus einander, aber ſein Verbrechen iſt und bleibt Hochverrath, und die Richter ſehen ſich gezwungen, ihn zum Tode zu verdammen. Bei dieſem Ausſpruche hört man auf der Gallerie Mariens Angſtgeſchrei, die bleich und zitternd in den Saal herab eilt. Pedrarias Wuth gegen Balboa, der ſich ſelbſt, trotz ſeiner Vorſtellungen, auf dieſen Punct gebracht, wird durch den Blick auf ſeine Tochter erhöhet. Er dringt, als alles entfernt iſt, mit dem Degen auf Balboa ein, der zum Tode verurtheilt, nur dem Staate, nicht dem Vater, deſſen Tochter er mit ins Unglück ziehe, Genugthuung gegeben habe. Aber Balboa iſt nicht zu bewegen,

ſich zu vertheidigen, in der Nähe des Todes ſchweigt jede Leidenſchaft in ſeinem Buſen.

Plan und Ausführung ſind bis hierher vortrefflich, und jeder freuet ſich, daß Collin endlich in dieſem Stücke das Meiſterwerk geliefert habe, das man von ſeinem Genie zu erwarten berechtigt war. Leider verſchwindet in den beiden letzten Acten dieſe Freude wieder. Wir ſehen nun ununterbrochen vor Balboa's Kerker, wir ſehen die Perſonen, die wir liebgewonnen haben, ohne Unterlaß gepeinigt, Marien ſogar, im eigentlichſten Sinne zu Tode gemartert; wir hören moraliſche Vorleſungen, der Zuſammenhang, die nothwendige Folge der Scenen hört auf, und nur dürftig werden wir für alles dieß durch viele einzelne Schönheiten entſchädigt.

Nach einem langen Selbſtgeſpräche Balboa's wird ihm von Pedrarias Gnade geboten, wenn er gewiſſe erniedrigende Bedingungen eingehen wolle. Balboa ſchlägt ſie aus. Dann kommt Jeronimo, und zeigt dem Helden, dem Freund, dem Sterbenden, daß er doch eigentlich nicht viel tauge, daß ihm nicht Stolz, ſondern Reue gezieme! Aber iſt es wohl die Sache des tragiſchen Dichters, die Schwäche des Menſchenherzens ſo aufzudecken, und uns zu zeigen, daß der Beſte im Grunde doch nicht viel werth ſey? — Endlich erſcheint Maria auf das Geheiß ihres Vaters, der vergeblich hofft, daß Balboa, von ihrem Anblicke gerührt, ſeinen Stolz beugen, und die Bedingungen der Gnade annehmen werde.

Ungeachtet Maria ſchon im vierten Acte Abſchied von dem Geliebten genommen, ſo ſehen wir ſie doch mit Erſtaunen zu Anfang des fünften wieder kommen. Jeronimo iſt bei dem ſchlafenden Gefangenen, und bereitet ihn, als er erwacht iſt, auf Mariens abermahliges Erſcheinen vor. Nun folgt wieder eine Scene der Liebe und des Jammers. Plötzlich kommt Linares, einer der verſchwornen Officiere. Er kündigt dem Balboa an, daß er frei ſei; die Wachen ſind beſtochen, ein groſſer Theil der Soldaten bereit für ihn zu ſterben. Nach einer langen Rede, worin Balboa zeigt, wie wenig ſein Freund Urſache habe, ihn für fähig zu einer Empörung zu halten, ſchickt er ihn mit einigen guten Ermahnungen fort. Maria, erſchöpft durch den Wechſel der Hoffnung und des Entſetzens, ſinkt in Ohnmacht, und noch iſt ſie nicht zu ſich ſelbſt gekommen, als man Balboa zum Tode abholt. Von oben ruft er ihr noch ein Lebewohl zu. Sie erwacht bei dem Tone ihres Nahmens, ſie ſucht ihren Gatten, ſie will fort — Jeronimo hält ſie auf. Da hört man von außen die Trommeln, das Zeichen der Hinrichtung, und ſie ſtürzt leblos nieder. Pedrarias erſcheint, und ſtürzt ſich, von Vorwürfen gepeinigt, auf den Leichnam ſeiner Tochter.

Wir übergehen alle weitere Bemerkungen über dieſe beiden Acte; ſie werden ſich dem Leſer von ſelbſt aufdringen. Nur müſſen wir hinzufügen, daß die moraliſchen Scenen — wenn wir ſie ſo nennen dürfen — ſchön gedacht und ausgeſprochen ſind, und ſich, als Einzelnheiten betrachtet, wahrſcheinlich recht gut leſen laſſen werden, ungeachtet ſie die Wirkung des Ganzen nothwendig ſtören, ja ſogar auf der Bühne — was uns zu ſagen ſchwer fällt — Langeweile erregen müſſen. Mit Vergnügen bemerken wir, daß durch das ganze Stück, und ſelbſt über ſeine Fehler, jene wohlthätige Wärme verbreitet, die wir dem Verfaſſer des Regulus faſt ganz abzuſprechen geneigt ſeyn dürften, und ſchöpfen aus dieſer Bemerkung ſchöne Hoffnungen für die zukünftigen Werke des Dichters.

Das Stück ward vortrefflich geſpielt, und Madame Roſe beſonders erwarb ſich als Maria von neuem unſere lebhafteſte Bewunderung. Auch Ziegler gab als Pedrarias einen um ſo auffallenderen Beweis ſeines Künſtler-Talentes, da man ihn in ähnlichen Characteren noch nie ſpielen geſehen hatte. Unſtreitig ward Balboa durch Herrn Lang am ſchlechteſten geſpielt. Weder ſeine Figur, noch ſeine Stimme, noch ſein Gedächtniß eignen ſich mehr zu einer Rolle dieſer Art, und er ſelbſt wird wohl eingeſtehen müſſen, daß ſchöne, maleriſche Stellungen und ein edler Anſtand nicht allein den tragiſchen Schauſpieler ausmachen.

Pf.

Wittekind bei den Normannen.

Eine epiſche Rhapſodie.

(Geſchrieben im Jahre 1799.)

(Fortſetzung.)

Alſo hatt' er geredet, ihm dankte freundlich der Feldherr.
Doch nicht folgt' er ſogleich den Jünglingen, ſondern zur Seite
Neigt er ſinnend das Haupt und weilte noch in der Entfernung.
Raſch, mit geſammelter Kraft in dieſem großen Momente
Wollt' er noch einmal erwägen, was er ſo vielfach erwogen,
Sachſens Lage, des Vaterlands Kräft' und die Kräfte der Fremden,
Carls Entwürf' und die ſeinen. Mit einem fliegenden Umblick'
Ueberſchaut' er dieß, und zugleich in den eigenen Buſen

Stieg er hinab, befeſtigt' im tiefſten Innern noch ein Mahl
Jeglichen kühnen Entſchluß, um jenem Blicke nichts anders,
Als mit entſchiednem Gemüth und wohlgefaßt zu erſcheinen.
Dann, vorſtrebend, ihm folgen mit froher Eile die Knaben,
Schritt er die thürmenden Höhen hinauf zur Veſte des Königs.
Und ſchon wandelt' er jetzt in den inneren Hallen der Veſte,
Bis er das Zimmer erreichte, das abgelegne, geheime,
Dem zu nahen allein des Herrſchers Vertrauten erlaubt war.
Einſam dort und vertieft in nicht gewöhnlicher Sorge
Saß der geheiligte Greis, das Haupt auf die ſtützende Rechte
Hingelehnt, die Augen geſenkt, und keinerlei Nahrung
War, man ſah es, den Tag auf ſeine Lippen gekommen;
Denn ihm ſtanden zur Seit', einladend zu ſüßer Erquickung,
Wein und Früchte, und es füllte noch, durchſcheinend, den Becher
Bis zum Rande der Wein, und zierlich gehäuft auf einander,
Wie der Schaffnerinn Hand ſie ordnete, lagen die Früchte.
Wittekind nahet indeß, und vor ihn trat er voll Ehrfurcht
Und voll Liebe zugleich, doch nicht begegnet' ihm jetzo
Jener gewohnete Blick und die traulich holde Begrüßung,
Sondern mit ſchweigendem Ernſt, aufſtaunend ſchauete Siegar
Erſt zu dem Jüngling empor, alsdann ſich erhebend, begann er:

Hohe Dinge, mein Sohn! bereiteſt du. Selber ein Kühner
Müßt' anjetzt dir erſtaunen, und ich, beſchämet, erkenne,
Wie ſo klein ich bisher von deiner Größe geurtheilt.'
Dich zu ergründen vermaß ich mich ſchon, berühmte ſchon oft mich
Ganz zu kennen das Herz, das muthige, welches im Buſen
Dir ſich regt, und gewaltig zu jedem Wagniß hinanſtrebt.
Thor ich! die du bis jetzo vollbracht die gewaltigſten Thaten,
Waren Proben vielmehr der Mäßigung als des Erkühnens.
Jetzt erſt ſoll ſie beginnen die Zeit des Wagens. Ein neuer,
Ein ganz anderer Krieg ſoll endlich beides, die Größe
Deines Volks und die deine, dem ſtaunenden Gegner entfalten.
Nicht die Edeln allein, wie vormahls, werden den Kampfplatz
Nun betreten, es muß ein ganzes Volk ſich erheben,
Und es erhebet ſich ſchon! Aus den innern Tiefen der Wälder,
Wo, im Scheine des Friedens verſteckt, der Krieg ſich gebildet,
Brechen gewaffnete Schwärme, der Schlachtruf ſchallet, die Fahnen
Wehen daher, dem Bewohner ein lang erwartetes Zeichen.
Und nun hält ihn auch länger die Furcht des fränkiſchen Nahmens
Nicht, und die Gegenwart nicht der rings gelagerten Franken;
Kinder und Greiſe ſogar, entrüſtete, miſchen dem Zuge
Jauchzend ſich ein und wagen's, mit zitternden Händen zu drehen.
Solche Wuth nun entlodert von einer Grenze zur andern.
Du indeß, ein Zeuge der ungeheuern Bewegung,
Stehest ruhig von fern, und wie auch ſollteſt du ſcheuen
Das erfüllet zu ſehn, was du zu gebieten nicht ſcheuteſt?
Wäre nur jeglichem Mann, der gleiche Wünſche mit dir hegt,
Gleiche Ruh auch und freudigen Muth zu hegen vergönnet!
Aber, es möge mir nun des Alters dumpfe Beſchränkung
Schuld ſeyn, oder die Schwäche des Blicks, die nicht mir geſtattet,
Deines Geiſtes Entwürfe, die unbegrenzten, zu meſſen —
Ich erzittre. Die Früchte, die du von ſolchem Beginnen
Dir verheißeſt, ich ſehe ſie nicht; allein die Gefahren
Seh' ich, nahe ſind dieſe, daß auch ein Blöder ſie faſſe.

Siegar hatte geredet, doch nichts erwiederte jener,
Nicht mit Worten und nicht mit Blicken oder Geberden.
Aber ein innerer Zorn, beiſquellend, wendete Schmerzen
Ueber Schmerzen in ſchwellender Bruſt, es bebte die Hand ihm,
Als der Vater, zum Sitz ihn hinzuführen, ſie faßte.
Gar zu ſcharf verletzt' ihn von ſolcher Lippe der Tadel.
Dennoch konnt' ihm der ſteigende Schmerz die mächtige Seele
Nicht verwirren, er dort' und faßte ſogleich im Gemüthe,
Was ihm von den Gefahren des neuen Krieges geſagt war.
Dieſem mit Macht zulenkend die wild entflammten Gedanken
War der Treue bemüht, wie ſehr ſie ſchmerzte, die Wahrheit
An ſich zu ziehen, den Sinn der drohenden Worte zu faſſen.
Alſo ſetzten ſie ſich, die Beiden, gegen einander,
König Siegar, der göttliche Greis, und der ſächſiſche Feldherr,
Und von neuem begann der alte feurige Redner:

(Der Beſchluß folgt.)

1807. Nro. 39.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 1. April.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Seckendorfs Traumgeſicht.

In der Zeit als der Vorhang des Tempels zerriß, und die Erde bebte, und die Felſen zerſprangen, da öffneten ſich auch die Gräber, und die Leiber der Entſchlafenen ſtunden auf.

Heut zu Tage gibt es nun keine ſo große Veranlaſſungen mehr, und doch iſt der Spuk weit ärger. Die Todten wandeln nicht nur bei Tag und Nacht unter den Lebenden herum, — ſie deuten und winken nicht allein; ſie ſprechen ſogar.

Mit ſchauderhaftem Vergnügen wird man daher auch die Erzählung eines merkwürdigen Traumes leſen, den Siegmund, Freiherr von Seckendorf, welcher den 26ſten April 1785 zu Ansbach ſtarb, ungefähr ein halbes Jahr vor ſeinem Tode gehabt haben ſoll. Einige neuere Schriften und dadurch veranlaßte Geſpräche haben ihn wieder in mein Gedächtniß zurück gerufen.

Seckendorf ſah nähmlich im Traume einen Menſchen in gewöhnlicher Geſtalt und Kleidung, der ihn fragte: ob er lieber ſein künftiges Schickſal wiſſen, oder ſein vergangenes der Reihe nach anſchaulich dargeſtellt ſehen wolle? Der Träumende antwortete: die Zukunft überlaſſe er Gott, es würde ihn aber freuen, die Geſchichte ſeines vergangenen Lebens zu überſehen. Die Geſtalt willfahrte ſeinem Verlangen, und hielt ihm einen Spiegel vor, worin er alle Scenen ſeiner Kindheit lebhaft dargeſtellt ſah. Als dieſe vorüber waren, erſchienen in demſelben Spiegel auch die Begebenheiten ſeines Aufenthaltes in Italien. Hier hatte er eine Geliebte gehabt, die er würde geheirathet haben, wenn ihn nicht ſein Geſchick zu früh aus dieſem Lande entfernt hätte. Aber eben dieſe Geliebte ſah er ganz deutlich im Spiegel. Sie lag auf einem Bette und ſprach ſo zu ihm: Wir müſſen uns trennen, lieber Seckendorf! denn ohne ſie kann ich nicht länger hier bleiben. Seckendorf wollte auf ſie zu, allein ſie bat ihn, ſich nur auf wenige Augenblicke zu entfernen. Er gehorchte, und als er wieder zu ihrem Bette hintrat, erblickte er ſie als eine Verklärte auf das Bett hingegoſſen, und da ſich zu gleicher Zeit ein Vorhang zu ihren Füßen öffnete, nahm er ein prächtiges Licht gewahr, worin lauter ſelige Geſtalten ſchwebten. Eine dieſer Geſtalten faßte ſeine Geliebte bei der Hand, und ſie zerfloß in Aether.

Erſtaunt über dieſes Traumgeſicht erwacht Seckendorf, allein der Schlaf bemächtigt ſich ſogleich ſeiner Sinne wieder, und die Geſtalt mit dem Zauberſpiegel erſcheint ihm abermahl.

Jetzt erblickt er alle jene Menſchen, die er kannte, nur mit dem Unterſchiede, daß diejenigen, welchen ein

glückliches Leben zu Theil geworden war, ihn freundlich anblickten, und sogar stehen blieben; jene aber, deren Loos Unglück war, an ihm vorüber eilten, und das Gesicht mit der Hand zudeckten. Und so erschienen ihm denn nicht nur seine lebenden Bekannten, sondern auch die schon gestorbenen, und da ihm letztere mit der Hand zunickten, so machte dieß einen solchen heftigen Eindruck auf ihn, daß er zitternd und bebend erwachte, sich im Bette aufraffte, und als er nach einer Weile, seiner Sinne mächtig, nach der Uhr sah, nahm er wahr, daß es eben drei Uhr Morgens war.

Nun war es ihm aber unmöglich, länger im Bette zu bleiben, er stand auf, und das Traumgesicht ängstete ihn noch immer. In dieser Stimmung schrieb er das Gedicht nieder, das mit den Worten: Hoide, süße Phantasie! beginnt.

Wittekind bei den Normannen.

Eine epische Rhapsodie.

(Geschrieben im Jahre 1799.)

(Beschluß.)

Wohl ein anderer Krieg, o Wittekind! wurde geführet,
Und ein andrer beginnt; denn Krieger führten den ersten —
Männer, welche, der Waffen gewohnt und des blutigen Spieles,
Wild zu verderben gelernt, allein auch menschlich zu schonen,
Wie es die Ehre gebot, des Kriegers herrschende Göttinn.
Wo nach häufigem Drohen, nach langem Suchen und Meiden,
Beide Heere sich trafen im schicksalvollen Gefilde,
Dort dann klangen die Schwerter, und nicht im dichten Gemenge
Ward des Blutes geachtet, das schon in Strömen umherquoll;
Aber dort auch allein, in seinem eigenen Bannkreis',
Tobte der Krieg; denn, schonend am wohl bebaueten Saatfeld',
An der friedlichen Hütte des Ackerers zog er vorüber.
Ja! es ermangelte selbst die grause Stätte der Wuth nicht
Schöner, menschlicher That; denn nicht nur setzte der Ausschlag,
Wenn erst geendet den Kampf, zugleich dem Morden ein Ende,
Oefters sahst du den Feind mit einem Feinde die Labung
Theilen den köstlichen Trunk, den er sich mühsam geschöpfet,
Oefters ihm, dem Gefall'nen, die Wunde sorglich verbinden,
Die er dem Kämpfenden schlug; nach doppeltem Ruhme begierig
Strebte durch Edelmuth der Sieger noch ein Mahl zu siegen.
Also floß mit Getöse dahin der Strom des Verderbens,
Doch in Grenzen; die taube Gewalt, sie beachte Gesetzen,
Und es zähmte den Krieg, die ihn entflammte, die Ehre.
Jetzo nenne den Trieb, der dort die Streiter beseelet,
Wo im Tumulte die Menge zum Kampf sich hebet? Der Haß ist's,
Und die tückische Furcht, und beider Tochter, die Mordgier,
Blinde, schreckliche Führer, die Maß und Grenze verachten.
Und du wähnest wohl nicht, indeß nicht länger zu schonen
Du entschlossen dich zeigst und alle Kräfte zum Angriff
Spannst, es werde nicht Carl auch seiner Kräfte gedenken?
Also nicht nur mit verdoppelter Wuth, mit verdoppelter Macht auch
Tobt das Unheil, und zieht, des Welttheils äußerste Lande
Miterschütternd, die Völker in einen Wirbel der Zwietracht.
Solche Fehde beginnt, du sprich, wie wird sie sich enden?

Sprach's, und Wittekind zauderte nicht, er sagte mit Nachdruck:
Carl hat es also gewollt; sein Wunsch, nicht meiner geschiehet.
So viel Jahre nun haben mit mehr als männlicher Gleichmuth
Sich die Sachsen bezwungen, des Fremdlings eitlem Beginnen
Zugesehn und dem Kriege, der ihretwillen geführt wird,
Immer hoffend, es werde die Zeit ihn besser berathen.
Wozu hat es gedient? Ihn aufzumuntern, zu stärken
In dem thöricht verderblichen Wahn, die Liebe der Freiheit
Und der Haß der Gewalt und jeglicher eigene Wille
Sey in dem Busen der Völker vertilgt, es lasse zur Kurzweil
Sich die Welt nun verkehren, und spielend hierhin und dorthin
Was Jahrtausende stand, den alten Fugen entrücken.
Ernst wird jetzo das Spiel, und wenn, vorschauend sein Geist ihm
Dieß nicht sagte, fürwahr! so wird er heftig ergrimmen —
Dann, wann gegen die Heere, die er in Sachsen zurück ließ,
Jetzt die Streiche geführt, und von dem Antlitz der Erde
Sie, die höhnend am Morgen getrotzt, am Abend vertilgt sind,
Wohl dann wird er ergrimmen und gegen das einzige Sachsen
Alle Völker erregen, die nahen wie die entfernten,
Jene, die schon vor Alters dem fränkischen Scepter gehorchten,
Wie die andern Geschlechter, die kaum noch selber bezwungen,

Dem Tyrannen ſchon dienen, um and're bezwingen zu helfen.
Aber ob alle ihm folgen? Ob auch der Ruf des Tyrannen
Dann noch alles vermög', und nichts der göttlichen Freiheit
Stimm' und nichts des Rechtes Gefühl und das mächtige Beiſpiel? —
Vater! ich hoffe vieles, und nicht iſt eitel die Hoffnung.
Aber wenn ſie dennoch mich täuſcht, wenn nicht das Erwachen
Seiner eigenen Völker der Wuth des Mannes ein Ziel ſtellt,
Sondern gleiche Bethörung den Dienenden wie den Beherrſcher
Blendet, und große Macht zum großen Frevel ihm darbeut,
Leicht alsdann iſt zu ſehn, wohin dieß alles uns führet,
Mit dem Untergang' wird es des letzten Sachſen ſich enden.

Heftig entſetzete ſich ob ſolcher Rede der König:
Welch ein Wort, Unſel'ger! iſt deinen Lippen entflohen,
Und wie ſprichſt du gelaſſen es aus! gleich wie man ein Opfer
Weiht, ſo weiheſt du kalt ein ganzes Volk dem Verderben!

Alſo rief er, dem Sitze ſich raſch enthebend, denn heftig
War er bewegt; doch jener, mit ſtill bedeutendem Aufblick',
Schwieg, dann faßt' er des Zürnenden Hände, und ſagte beſcheiden:

Lieber Vater! nicht fremd iſt dir die Tugend des Volkes,
Das kein anderes Loos, als Freiheit oder den Tod kennt.
Warum erſtauneſt du denn, und warum wendeſt mit Abſcheu
Du von mir dich hinweg? Ich ſeh' es, der Sachſen Geſinnung
Nicht, die Ruh iſt Verbrechen, womit ein Sachſe ſie ausſpricht;
Schmerzlich läſſeſt du dieſen den Fluch nun ſeiner Beſtimmung
Fühlen, der Würde Fluch, wozu ihn Jene berufen;
Denn es laſtet vereint auf ſeinem Haupte der Jammer
Aller, und ihm von Allen iſt Klag' und Thräne verwehret.
Handeln ſoll er und ordnen, mit mächtig waltendem Geiſte
Das ermägen, was ihm des Herzens Tiefen erſchüttert,
Und wenn alles mißlingt, auch dann mit freudigem Antlitz
Das Verderben empfangen, denn alſo ziemt es dem Feldherrn.
Und nun tadelſt du dieſen, mit harten Worten ihn ſcheltend,
Weil die Zeit und der blutige Krieg und das eiſerne Schickſal,
Raſtlos übend, die Kunſt, die unmenſchliche, wirklich ihn lehrten! —
Aber vernimm mich anjetzt, der frohen Stimme der Hoffnung
Laß uns, nicht nur dem Schreckensgeſang der Verzweiflung horchen!
Dieſes verkünd' ich dir, und dieß geſchiehet. Es ſammelt
Sich die fränkiſche Macht, ich weiß es, in Mitte des Landes,
Wo am Fluß' und dem ſteigenden Berg' mit Wällen und Thürmen
Ein befeſtigtes Lager ſie aufzunehmen bereit ſteht;
Dorthin werd' ich nun wenden den Krieg, mit dunkelm Verderben
Dort ſie plötzlich umringen, wenn nicht das zürnende Volk mir
Vorgeeilet, und ſchon der Spruch des Todes vollſtreckt iſt.
Aber von dieſen nicht nur, dem Kern der fränkiſchen Heersmacht,
Sondern vom Kriege zugleich gedenken wir uns zu befreien,
Wie die Väter ſich einſt von gleichem Kriege befreiten.
War doch nicht minder gefürchtet, als Carl, nicht minder in Waffen
Ueberlegen der Feind, ſo damahls Sachſen bekämpfte,
Cäſar Auguſt, ein König der weltbeherrſchenden Roms,
Und er wähnte, wie jener, ſich ſchon im Beſitze der Herrſchaft.
Aber als nun ſich im innerſten Grau'n der Wälder, im Winfelds
Thale, wo Hermann harrte, die Legionen verloren,
Wie auf fremdem Gewäſſer ein Schiff in Nacht und Gewitter
Sich verliert, von welchem nicht Spur noch Kunde zurück bleibt;
Was erfolgte? Der Fürſt ſo vieler krieg'riſchen Völker,
Wälzt' er etwa ſie wüthend heran, die Erſchlag'nen zu rächen?
Nein! er kannte nun endlich, die er ſo lange verachtet,
Deutſchlands Männer, die froh in ihrer Wälder Umgrenzung
Nicht zu herrſchen begehren, und keinen Herrſcher erdulden,
Dieſe kannt' er anjetzt, und ſolche Männer zu ſchädigen,
Lehrt' ihn ſein römiſches Herz, ſie nicht zu drängen, die Klugheit.

Aber Sieger entgegnet' und ſprach die geflügelten Worte:
Traun! Nicht haſt du mir dieſes aus innerem Herzen geredet!
Oder geſchieht es im Ernſt, daß du des Römers erwähnend,
Sachſens gewaltigem Feind' ihn gleich ſtellſt? Kenneſt du alſo

Carln und alſo das Volk der übermüthigen Franken?
Wohl, ſo ſag' ich dir an, und du gedenke mir's künftig:
Nie wird jener, ſo lange die Kraft des Lebens ihm dauert,
Raſten, oder geſchreckt, vor Hinderniſſen zurück gehn;
Niemahls werden ſich dieſe, die Eitelu, von einem Gebieter
Trennen, in deſſen Größe ſie ihre Größe bewundern.
Und wenn alſo der Krieg von Jahr zu Jahren hinaus ſich
Endlos dehnt, verhehle dir auch die traurigſte Folge
Nicht, den ſchrecklichen Wechſel, der ihn unfehlbar begleitet.
Sachſens Edelſte fallen, durch deren göttliches Beiſpiel
Mehr als durch eigene Macht Geſetz und Rechte geherrſchet,
Dieſe fallen, es ſtehn des Friedens ſanftere Künſte
Vor dem Getöſe des Kriegs, vor ſeinen Frevela die Sitten,
Und wenn früher nicht ſchon von deinen Augen der holde
Zauber ſchwindet, ſo wird der Tag des Sieges ihn löſen.
Dann, wann endlich ein Gott des höchſten Wunſches Erhörung
Sendet, und du triumphirend aus ſolchem Brande die Freiheit
Und die erretteten Götter in hohen Händen hinweg trägſt,
Schrecken wird dich alsdann und ſtarre Verzweiflung ergreifen;
Denn die Freiheit erhältſt du, allein die Männer der Freiheit
Sind verſchwunden, ein blutig Geſchlecht, nach Raube nur lüſtern,
Staunet dich an, und ſpottet des unwillkommnen Geſchenkes.
Wie das Schwert des gewaltigen Mannes, nachdem es vergebens
Lange geblinkt, nicht immer des blutigen Zieles verfehlet,
Sondern im rechten Momente mit Kraft geführet, durch dreifach
Deckendes Erz zum Sitze des warmen Lebens hindurch dringt,
Alſo drangen in Wittekinds Bruſt mit mörderiſcher Wunde
Dieſe Worte; denn erſt, getrieben von jäher Beſtürzung,
Riß er ſich auf, zur Seite die raſchen Schritte bewegend;
Aber ein Wüthen des Schmerzes, der wiederkehrend ihn anfiel,
Hieß ihn ſtehen, und lang' entging ihm Laut und Bewegung.
Endlich, die düſteren Blick' am Boden rollend, verſchränkt' er
In einander die Arm', und redete ſo zu ſich ſelber:
Wohl! ſo weißt du es jetzt, welch Loos den Deinen beſtimmt ſey,
Was ſie auch thun! denn kämpfen ſie nicht, ſo bleiben ſie Knechte,
Wagen ſie aber den Kampf, des Unheils reißendem Strome
Sich vertrauend, ſo führt der Krieg ſie wieder zur Knechtſchaft.
So beruhigt euch denn in euern Gräbern, Gefall'ne!
Wenn ihr der Rache, die Wittekind ſchwur, noch lange vergebens
Harret, beruhiget euch! und ihr, o meine Genoſſen!
Die ihr Leben und Habe zum Löſegeſchenke der Freiheit
Willig bietet, o nehmet das Anerbieten zurücke!
Unerbittliche Götter verſchmähn das Opfer, und euch nur
Iſt, ihr Edeln! verſagt, was glücklichern Völkern vergönnt war,
Freiheit, das höhere Gut, für ſolche Güter zu kaufen.
Alſo redend erhub er den Blick gen Himmel und hehlte
Nicht die Thräne, die ſchwellend an ſeiner Wimper hervor brach,
Dann mit raſcher Bewegung, herab von der mächtigen Schulter
Hob er an ſeinem Gerieme das Schwert, das alte, getreue,
Hoch verehrte, das einſt, von Vater Hermann geführet,
Hermanns ganzes Geſchlecht, doch nicht ihn ſelber, geſchützet.
Denn am Tage der gräulichen Schlacht, im Thale von Winfeld,
Dient' es treulich, und ward der Freiheit rettendes Werkzeug;
Doch in der Folge der Zeiten, als von dem Volke vergöttert,
Hermanns Nahme nun ſelbſt der Freiheit drohte, da konnt' es
Nicht von dem eigenen Herrn das böſe Schickſal entfernen.
Die die nächſten ihm waren, verſchwuren ſich gegen den Helden,
Horſt mit ihnen, der edelſten Jüngling' im Gau der Cheruſker
Einer, und der von Hermann mit Vaterliebe geliebt ward.
Dieſer, als jetzt die That, die ungeheure, vollbracht war,
Plötzlich gerührt und bezwungen von unerwartetem Wehe,
Sank bei dem Sinkenden hin, und achtete nicht des Erſtaunens
Seiner rohern Genoſſen und nicht der höhnenden Lache,
Sondern des Vaters erblaſſende Stirn und die brechenden Augen
Küßt' er, und küßte das Schwert, auf dem, hinquillend des Helden
Blut, das Blut von Hermann mit Römerblute ſich miſchte.

1805. Nr. 40.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 3. April.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Myſtik und Novalis.

Frommer, gutmüthiger, harmloſer Novalis, was haſt denn du verſchuldet, daß ſie dich läſtern, und dich als das Haupt einer falſchen, unächten, ſchädlichen Myſtik verklagen? Was iſt die Myſtik anderes, als das Leben in einer zweiten, höheren Welt, die uns ja von außen ſchon entgegen glänzt, wenn wir den Blick zum Firmamente heben? Und dieſe Steigerung unſerer höchſten, geiſtigen Kräfte, warum ſoll ſie die Sphäre des Reinmenſchlichen überfliegen? Steht nicht die Erde, und alles was ſchwer iſt auf ihr, mit fernen Welten im Verkehr, iſt unſer Körper nicht mit den entlegenſten Geſtirnen in Wechſelwirkung, und haben nicht alle Conſtellationen Einfluß auf das Leben, das unten in der Tiefe glimmt, und ſind nicht die großen organiſchen Epochen, ſelbſt der Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen von oben herab vermittelt; und der Geiſt ſollte dumpfer, abgeſchloſſener in ſeinem Kerker gefeſſelt liegen, keine höheren Mächte ſollten in ihn herüber greifen, über den Zenith ſeiner höchſten Kräfte ſollte nur eine öde Leere brüten, ein ſchaudervolles Nichts, in dem die Idee erſtarrt? Hat die Welt denn dieſem Geiſte Schranken geſetzt, iſt das Univerſum ihm in einen Reif von Erz geſchlagen, umgürtet von einem gewaltigen Felſenriff, von dem ein jäher Abſturz in die bodenloſen Abgründe der Vernichtung führt, wo ſchwindelnd der Gedanke in die Nacht zu vergehen fürchtet, oder iſt dieß Univerſum nicht ein unermeßner Ocean, in dem die Welten wie ſchwimmende Inſeln ſchweben, nur von der eigenen Unendlichkeit umkreiſt, ohne Mittelpunct und Oberfläche? Lichtgeiſter wandeln unter den dunkeln Gebirgen dort herum, und gießen Leben über ſie aus und Ueberfluß, und dieſe Geiſter, ſie ſind auch uns befreundet; wie die Erde der Sonne in ihren Bahnen folgt, ſo ſchlingen ſich die inneren Kreiſe um ſie her, und eine höhere Einheit verkettet in ſich die Geiſterwelt. Wer ſich in das Endliche verliert, dem iſt die Endlichkeit zum Sarcophag geworden, er ſelber hat den ungeheuren Stein vor die Oeffnung hingewälzt, und von innen ſie verſiegelt; trauernd ſitzen ſeine befreundeten Genien auf dem Grabe, und harren der Auferſtehung des Begrabenen. Sollen wir denn ewig ein mattes, welkes, bleiches Leben beim ſparſamen Scheine des Grubenlichtes durchleben, und nicht einmahl, wenigſtens durch die Spalten, durch die ein höherer Schimmer in die Tiefe fällt, hinauf uns an die Oberfläche winden, und zu dem ewigen Feuer beten, das oben in der Höhe flammt? Beim Sternenlichte feiert ihre Myſterien die Natur, hat euer Gemüth und euer Geiſt denn keine Myſterien zu feiern? Wenn euer innerer Himmel ſchwarz und düſter ſteht, und kein freund-

liches Geſtirn von ihm herunieder blinkt, wollt ihr darum die hohen Sterne als Meteore in euern Dunſtkreis ziehen, glaubt ihr troſtlos ihren ewigen Glanz erloſchen, wenn eure Nebel ſie umziehen, und eine dunkle Wolkendecke den ganzen Horizont unterlaufen hat. In ruhigem Gleichmuthe ſtrahlen ſie nieder auf die Schattenkugel, und beglänzen ihre Dunſtſtreifen; ſelbſt die Dämmerung, die die Tiefe matt erhellt, ſie iſt ihr Werk; was ſterblich iſt, wandelt in ihrem Lichte, und nimmer mag es ihnen ſich entziehen, in ſeinem geringſten Theile muß es ihrer höheren Würde huldigen. Und dieſe Ueberzeugung tief der Seele einzuprägen, die Quelle von allem menſchlichen Streben und ſeine höheren Beziehungen nachzuweiſen, auf die höheren Principien alles Seyns und Werdens hinzudeuten, und die Ausſicht ins Unendliche in die moraliſche Natur einzuführen, das iſt der Zweck der Myſtik, dahin geht ihr Bemühen, und daher ſoll ſie Jedem, der nach Anderem als der bloßen Befriedigung des Bedürfniſſes ringt, heilig ſeyn. Nur dem Höheren verwandte Geiſter, die auf den Bergen wohnen, in deren Innerem der Himmel ewig heiter, klar und prachtvoll ſteht, wo die Sternbilder, nimmer untergehend, auf uns nieder in ihren Kreiſen ziehen, nur ſolche Geiſter mögen des Volkes Prieſter in ihr ſeyn; das Volk ſelbſt, das unten im Thale wohnt, wo die Quellen, und die Ströme, und die feuchte Erde dunſten, und die Feuer qualmen, und die Wolken zwiſchen den Bergen hangen, mag ſich des ſanfteren Schimmers, und der größeren Wärme, und der Erdenſchätze freuen, aber es ſoll nicht der Wunder der Höhe ſpotten, und nicht gering halten die höheren Blüten, die die Gefilde des Himmels tragen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber Originalität.

Unter keinem Volke findet man ſo große, ſo ganz auf ſich ſelbſt ruhende Originale, wie unter den Britten; unter keinem Volke eine ſo allgemeine, ſelbſt die erſten Köpfe nicht verſchonende Nachahmungsſucht, wie unter den Deutſchen. Man denke an die großen brittiſchen Originale, Newton, Baco, Loke, Hume, Chatham, Shakespear, Robertſon, Milton, Young, Swift, Fielding, Sterne, Hogarth, Garrik, Butler, Richardſon, Glover, Addiſon, Bolingbroke und andere. Man denke an die ſo groß und iſolirt da ſtehenden Original-Geiſter, welche der brittiſche Senat und die Marine hervor gebracht hat, und man wird an die Bruſt ſchlagen und zeugen, daß die Britten an Genie und Eigenthümlichkeit weit alle neuere Nationen übertreffen. Sie nur haben Herz und Muth genug, ſich ſo zu zeigen, wie ſie ſind; Keckheit genug, fremde und einheimiſche Muſter zu verlaſſen, und jeden Schilling ihrer Individualität auszuprägen. Freilich kommen oft Bizarrerien und Carricaturen heraus, aber ſelbſt dieſe bringen dem Ganzen mehr Gewinn, als die geprieſenſten Nachahmungen. Ihre inſuläre, von den übrigen Völkern abgetrennte Lage, und der durch ihren Handel erworbene Reichthum, haben ihnen eine Art Verachtung gegen die übrige Welt eingepflanzt; dieſes Gefühl von Verachtung, das auch die Römer characteriſirte, bewahrt ſie vor Nachahmung derſelben; dieſe, durch das Geld erlangte Independenz, feuert ſie an, in die Tiefen ihres eigenen Geiſtes hinab zu ſteigen, ſeine Schätze zu heben, und den Menſchen ein treues und wahres Bild ihres Urſelbſts zu hinterlaſſen. Ihre Erziehung, ihre Reiſen, das Beiſpiel ihrer Landsleute, die Lehren ihrer Schriftſteller, Dichter und Redner; ihre Verfaſſung, ſogar ihre Sitten und Lebensart, — alles arbeitet dahin, und immer wieder dahin: die ihnen von Gott und der Natur eingepflanzten phyſiſchen und moraliſchen Kräfte zur Entwickelung zu bringen, und den in jedem Menſchen liegenden Keim der Originalität in's Leben zu erwärmen.

Selbſt unter den Griechen und Römern finde ich die auffallenden Originale nicht, die ich von Jugend an unter den Britten bewundert habe. Mit den Römern kommen ſie noch am meiſten überein; auch war es die Löwenmilch der Altrömer, was ſie groß gezogen hat. Unter keinem Volke ſind die römiſchen Claſſiker ſo durchgehends, theils im Original, theils in muſterhaften Ueberſetzungen, im Gange, wie unter den Engländern, und die Früchte, die ein ſo anhaltendes Studium getragen, liegen der Welt ſeit Jahrhunderten vor Augen.

Wir Deutſche nehmen uns bald die Franken, bald die Britten, bald die Römer, bald wieder die Griechen zu Muſtern, und ſchämen uns, möchte man ſagen, unſeres National-Gepräges; die Engländer behielten von jeher nur die Römer im Auge, bildeten ſich einen eigenen, unverkennbaren National-Character, und ſetzen ihren Stolz darein, ihn bei jeder Gelegenheit zu zeigen. Wir Deutſchen beſitzen bis auf den heutigen Tag noch keine für alle Stände lesbare Ueberſetzungen von Herodot, Thucydides, Xenophon, Plutarch, Livius, Salluſt, Polyb, Cäſar und anderen bewunderten Claſſikern: die Franken und Britten haben längſt ſchon dergleichen Ueberſetzungen — rein, wahr, fließend, populär — wie

das Original ſelbſt, und geläutert von den Schlacken der Schule. Dieſe Werke werden unter ihnen von allen Ständen geleſen, und jeder ermißt leicht, was die darin enthaltnen großen, edeln und patriotiſchen Geſinnungen und Grundſätze für einen mächtigen, befruchtenden Einfluß auf den Geiſt der Nation haben müſſen.

Wenn man weiß, wie eifrig die Britten von Jugend an die Römer ſtudiren, ſo wird es doch niemand einfallen zu behaupten, daß ſie die Römer nachahmten. Sie ſtudiren die Alten wie der Künſtler ſeine Antiken; ahmen ſie aber keinesweges nach. Sie wecken und entzünden ihr Genie durch das Studium vortrefflicher Muſter; gehen aber alsdann den Weg zum Vortrefflichen allein, ohne ein Modell vor ſich zu haben. Man kann, wie Klopſtock den Homer und die Bibel, vortreffliche Muſter ſtudiren und benutzen, ohne ſie auch nur in einem Theilchen ſeiner eigenen Bildungen nachzuahmen. Der Geiſt des claſſiſchen Alterthums und der Unvergänglichkeit weht in den Producten der engliſchen Claſſiker, ohne daß man ſagen kann, ſie hätten die Alten nachgeahmt. Vielmehr bewegen ſie ſich in ihrer ganz eigenen Sphäre, ſtrahlen ein eigenes, ungeborgtes Licht aus; wandeln neben den Alten, und nicht hinter ihnen; und ziehen wie jene, einen Schweif von Nachahmern hinter ſich her, die im erborgten Lichte ſchimmern.

Der Original-Schriftſteller, ſagt Young, — ſelbſt ein großes Original! — hat auch bei ſeiner Mittelmäßigkeit Etwas, deſſen er ſich rühmen kann — ſein Eigenes; und dabei den Ehrgeiz Cäſars, der lieber der Erſte in einem Dorfe, als der Zweite in Rom ſeyn wollte. — Eben ſo leicht könnten wir durch die Tugend eines andern edel, durch die Mahlzeit, die ein anderer zu ſich nimmt, geſättigt werden, als berühmt durch Gedanken, die ein anderer dachte.

Unter fremden Sonnen ſproßt die göttliche Pflanze des Originals nicht, und nichts Unſterbliches wird unter ihnen reif. — Wenn der Schöpfer Hamlets einer gelehrten Erziehung genoſſen, wenn er die ſeit Jahrhunderten idolatrirten Claſſiker geleſen, die griechiſchen Tragiker von Jugend an ſtudirt hätte, ſo wäre er ganz gewiß das große, ſein Zeitalter überragende Genie nicht geworden, das er jetzt iſt, und gleich dem Homer, bei all ſeinen Fehlern, durch alle Nachwelt ſeyn wird. Er hätte alsdann ſein tongebendes Genie der claſſiſchen Gelehrſamkeit, den Muſtern der Alten, und der aus ihnen abgezogenen Ariſtoteliſchen Regel unterworfen, und wäre nothwendig, wie alle Copiſten, ſelbſt bei den größten Kräften, hinter ſeinen Modellen zurück geblieben. — Ein Original-Geiſt ſchafft die Regel, und nimmt ſie nicht an; hinter ihm her erſt kriecht die Critik, und zieht aus ſeinen Werken die Regel ab. Wer die Regel befolgen will, muß ſich in die Seele deſſen, von dem ſie genommen iſt, hinein ſchmiegen, muß ſich ſelbſt verläugnen, und aufhören das zu ſeyn, was er wirklich iſt. — Nicht ſo Shakespear. Er erweiterte, wie Mozart, ſeine Kunſt; brach ſich durch die Gewalt ſeines Genius eine ganz eigene Bahn, und ließ da eine Welt von Characteren und Begebenheiten vor uns ſpielen, wo vorher eine zwiſchen Zeit und Ort eingezwängte Monotonie herrſchte. In Abſicht der Eigenheit, der tragiſchen und komiſchen Gewalt, der Menſchen- und Naturkenntniß, und des ungeheuern Umfanges ſeiner Dramen, ſtehet er den Alten nicht nur gleich, ſondern er übertrifft ſie offenbar. Wäre zu ſeiner Zeit der gute Geſchmack unter ſeinen Landsleuten ſo herrſchend geweſen, wie zur Zeit des Sophocles und Euripides unter den Griechen; ſo würden ſeine Werke gewiß auch rein von den Schlacken ſeyn, die uns jetzt ihren Genuß oft verkümmern.

Ein Genie entzündet das andere, oft nach Jahrhunderten erſt. Otway kam unter den Engländern Shakespear'n am nächſten — und doch, wie weit bleibt er nicht hinter ihm zurück! Auch viele andere rüſtige Britten betraten mit Glück die Bahn des Rieſen — aber wagten es nicht, darauf auszuharren. Ich behaupte, daß unter allen neueren dramatiſchen Dichtern, unſer Landsmann, Schiller, Shakespear'n am nächſten kommt. Von ſeinen Räubern an bis hinauf zu ſeinem Carlos und Wallenſtein — welche Bahn hat er nicht durchlaufen; wie ſehr die Erwartungen der enthuſiaſtiſchen Freunde ſeiner Muſe gerechtfertigt! Dieſer Deutſche wandelt kühn vorwärts auf der Bahn, welche der Britte vor einigen Jahrhunderten brach; geht in manchen Dingen noch weiter als ſein großer Vorläufer, und ſetzt auch im dramatiſchen Felde die Ehre der Deutſchen derjenigen der tongebenden Nationen gleich. Seine Braut von Meſſina vereinigt griechiſche Einheit und Simplicität mit brittiſcher Kühnheit und Kraft, und iſt durchgehends mit einer Begeiſterung, und einer Fülle der Poeſie geſchrieben, daß ich ſie für das gehaltenſte und genievollſte dramatiſche Gedicht dieſes Meiſters halte. Man möchte wünſchen, daß ſich Schiller mehr ſelbſt erfundene romantiſche Sujets zu ſeinen Dramen auswählte als bisher, weil er alsdann unſtreitig mehr Gelegenheit haben würde, die ganze Stärke ſeines Genies, und ſeiner von keinem Deutſchen erreichten poetiſchen Intenſität zu zeigen, als in hiſtoriſchen Stücken — wo Characture und Begebenheiten gegeben ſind. Daß er

in ſeinem Tell die griechiſche Form ſchnell wieder verließ, und in ſeine eigenthümliche, umfaſſende Sphäre zurück trat, wird ihm ganz Deutſchland Dank wiſſen. Gerade dieſe Sphäre aber iſt ganz vorzüglich für romantiſche Sujets geeignet; und es müßte einen berauſchenden Genuß gewähren, den Genius dieſes Meiſters, frei von allem Zwange, ein von ihm ſelbſt erſchaffenes Reich der Möglichkeit durchſchweifen, bevölkern, beleben — erſt in ſtille, dann in laute leidenſchaftliche Bewegung ſetzen zu ſehen.

Wenn man jetzt ſo häufig gegen ihn einwenden hört: er verrathe bisweilen ſein großes Vorbild, Shakespear, zu ſehr; er halte ſich zu oft mit glänzenden Beſchreibungen und Tiraden auf; ſchweife zu oft ins Gebiet des Epikers hinüber; vertheile ſeine Materie nicht genug unter die dramatiſchen Perſonen; mute dem Publicum zu viel zu; ſtöre oft ſeine ſchönſten Effecte durch gothiſches Reimgeklingel, wie beim Angriff der Chöre in der Braut u. ſ. w. habe überhaupt ein mehr ausländiſches, als einheimiſch deutſches Colorit, wie Leſſing u. ſ. f. ſo ſind dieß entweder Beſchuldigungen ſeiner Widerſacher und Neider, die ſeine Xenien-Pfeile noch nicht verſchmerzt haben, oder Uebertreibungen eines wirklich Wahren, was der Dichter ſchon benutzt hat oder noch benutzen wird, oder dürre Verläumdungen. — — Daß Schiller die Bahn Shakespears und der Natur wandelt, gereicht ihm vielmehr zum Lobe als zum Vorwurf. Gerade als wollte man ſagen: Salieri, Winter, Paer ahmen Mozart nach, weil ſie mit Künſtlerfreiheit eine von dieſem gebrochene Bahn durchwandeln. Die Entdecker nach dem Columbus ſegelten auch nach Weſten, aber es ſtanden Drake's, Anſon's, Cook's unter ihnen auf. — Die Schillerſche dramatiſche Manier hat ihr eigenes unverkennbares Gepräge, wenn er ſich gleich in der großen Shakespearſchen Sphäre bewegt; ſie drückt ſich ſo ſcharf aus, und iſt ſo ſehr aus ſeiner Individualität gehoben, daß wir es ſogleich merken, wenn er auch nur in einer Scene davon abweicht, und ſich zum Beiſpiel der griechiſchen — in der Braut — der Göthiſchen — im Wallenſtein — zu ſehr nähert.

Wenn die Räuber, Cabale und Liebe, Wallenſtein und Tell nicht ächtes kerndeutſches Colorit und Gepräge haben, ſo wird man es wohl überall vergebens ſuchen, und wenn Schiller im Fiesco, Carlos, Maria Stuart, Johanna und der Braut ſich von dieſer Deutſchheit entfernt hat, ſo that er ſehr wohl daran, weil er ausländiſche Sitten, Charactere und Coſtüme darzuſtellen hatte, deren Verdeutſchung ſeine Handlung um alle poetiſche Wahrſcheinlichkeit gebracht hätte. Alſo — ertheilt man ihm abermahls Lob, wo man ihm Tadel zugedacht hatte *).

Im Wallenſtein und in der Jungfrau von Orleans ſcheint ſich dieſer Dichter allerdings in manchen Scenen dem epiſchen Felde zu ſehr zu nähern, und ſich zu Homeriſchen Beſchreibungen hinreißen zu laſſen — ſo, daß man ſeinen Beruf für die Epopee darin zu erkennen glaubt. Man findet aber ähnliche, gleichſam das Drama überragende Auswüchſe bei allen großen Tragikern ohne Ausnahme, ohne daß man die Behauptung wagen darf, ſie würden im Heldengedichte mehr geleiſtet haben als im Trauerſpiele. Oft ſind es lyriſche oft epiſche Umwandlungen — die eine Ehrenſtelle in einer Gedichtſammlung oder Epopee einnehmen würden; ſie ſprechen aber, gut declamirt, im Drama den Kenner nur um ſo lauter an, und ſind bloß durchaus proſaiſchen und durchwäſſerten Seelen ein Gräuel. Im Tell ſind ſolcher Stellen ſchon ungleich weniger; der Dialog iſt kürzer und dramatiſcher; das Stück wirkt mehr auf der Bühne, aber weniger im Leſen **).

Wenn eine kalte, nachahmende und nachſchwatzende Critik, gegen dieſes große Genie oft undankbar iſt; ſo iſt es doch das biedere deutſche Publicum nicht, das Schillern längſt für ſeinen erſten Tragiker erkennt, ſeine Stücke liebt, mit Enthuſiasmus ſieht, und der unpoetiſchen, ſophiſtiſchen und todtkalten Einwendungen einiger Individuen ſo wenig achtet, daß es auf den erſten Blick ihren böſen Willen oder ihre Incompetenz darin erkennt.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Schon manche Freunde der Schillerſchen Muſe haben gewünſcht, daß er einmahl ein deutſches Ritterſtück ausarbeiten möchte. Vielleicht hielt ihn bisher blos die eine Zeit lang unter uns herrſchende Wuth nach Ritter-Dramen und Ritter-Romanen davon zurück; nun dieſe aber vorüber iſt, und die deutſche Rittererzählung ſich ſo ſehr für die epiſche und dramatiſche Dichtkunſt eignet, ſo möchten wir ſelbſt unſeren Wunſch mit dem obigen vereinigen, und wäre es auch blos, um, wie es Göthe und Babo gethan, ein Beiſpiel von einheimiſch deutſchem Schrot und Korne aufzuſtellen. Ein Ritterſchauſpiel von Schiller könnte allenfalls ſchon die Schaar der Nachſchreier und Nachtreter vor einem Recidiv bewahren.

**) Ein Biograph erzählt, der Adamus Exul von Grotius habe Milton zu ſeinem verlornen Paradieſe begeiſtert. Anfangs wollte er ein Drama in griechiſcher Form daraus machen; aber der Stoff ſchwoll wie ein üppiges Saatfeld unter ſeiner Hand; er verließ den engeren Kreis der Tragödie, und ging ins große Gebiet der Epopee hinüber.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 5. April.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Myſtik und Novalis.
(Beſchluß.)

Es gibt einen zwiefachen Myſticism, den der Anſchauung und den der Liebe, der erſte iſt der des Novalis. Trefflich hat er in ſeinem Heinrich von Ofterdingen dieſe Anſchauung bildlich in der Viſion des Pilgers auf dem Berge bei Augsburg dargeſtellt, da, wo er nähmlich ſagt: „da drang durch die Aeſte ein langer Strahl zu ſeinen Augen, und er ſah durch den Strahl in eine ferne, kleine, wunderſame Herrlichkeit hinein, welche nicht zu beſchreiben, noch kunſtreich mit Farben nachzubilden möglich geweſen wäre. Es waren überaus feine Figuren, und die innigſte Luſt und Freude, ja eine himmliſche Glückſeligkeit war darin überall zu ſchauen, ſogar die lebloſen Gefäße, das Säulwerk, die Teppiche, Zierrathen, ſo daß alles, was zu ſehen war, nicht gemacht, ſondern wie ein vollſaftiges Kraut alſo gewachſen, und zuſammen gekommen zu ſeyn ſchien. Es waren die ſchönſten, menſchlichen Geſtalten, die dazwiſchen umher gingen, und ſich über die Maßen freundlich und holdſelig gegen einander erzeigten; ganz vorn ſtand die Geliebte des Pilgers, und es hatte das Anſehen, als wolle ſie mit ihm ſprechen, doch war nichts zu hören, und der Pilger betrachtete nur mit tiefer Sehnſucht ihre anmuthigen Züge, und wie ſie ſo freundlich und lächelnd ihm zuwinkte, und die Hand auf ihre linke Bruſt legte. Der Anblick war unendlich tröſtend und erquickend, und der Pilger lag noch lange in heiliger Entzückung, als die Erſcheinung wieder hinweg genommen war.“ Dieſes myſtiſche Anſchauen, wie es ſich in der angeführten Stelle mahlt, bezeichnet zugleich das Genie des Novalis als ein im Ganzen mehr philoſophiſches und mehr zur Univerſalität der Vernunft-Idee hinneigend. Denn wie die Kunſt ihre Philoſophie hat, ſo hat die Philoſophie ihre Kunſt, und dieſe philoſophiſche Poeſie, wie ſie überhaupt das eigene Characteriſtiſche der neueren deutſchen Kunſt in allen ihren Verzweigungen iſt, ſo ſpricht ſie ſich insbeſondere am freieſten im Heinrich von Ofterdingen aus. Und es iſt keine Verunreinigung des wahren Weſens der Kunſt, dieſe Verſchmelzung der Poeſie mit der Vernunft-Idee: die das ſagen, haben keinen Begriff von dem Ineinanderſpielen aller Kräfte und der organiſchen Lebens-Norm, die allem menſchlichen Thun und Treiben zum Grunde liegt; ſie ſind wie die Cryſtalle der chymiſchen Natur in eine beſtimmte Form angeſchoſſen, und zu Anderem, was nicht ihre Grundform hat, fühlen ſie ſich durch keine Verwandſchaft hingezogen. Die ganz reine abgezogene Poeſie iſt ſtumm, ein abſolut poetiſches Gemüth iſt in ſich ſelbſt verſchloſſen, und nicht darſtellend, es kann nichts aus ſeiner dunkeln Tiefe zu Tage fördern; die reine Geiſtigkeit iſt abſolut contemplativ, ganz verloren

in die Anſchauung, und daher eben ſo wenig plaſtiſch bildend, weil die innere Cohäſion ihm fehlt; die Poeſie kann daher kein Gebild aufweiſen, was dem Einen ganz und rein entſpräche, und die Philoſophie hat keine Form, die das Andere in ſeiner ganzen Unendlichkeit faſſen könnte, alle Geſtaltungen fallen zwiſchen beide Gegenſätze in die Mitte, und nur das Vorherrſchen der einen oder der anderen Kraft beſtimmt ihren poetiſchen oder philoſophiſchen Character. Bei Novalis aber herrſcht offenbar die Anſchauung vor, ſein Gemüth hatte nicht Tiefe genug, um den Ideen-Reichthum zu bemeiſtern, und ein reiches, volles, lebendiges Leben zu geſtalten, es war zu viel Verfloſſenheit in ſeinem Weſen, als daß er ſeinen Bildungen jene Gediegenheit hätte geben können, die mit hoher Rührung das Gemüth bewegt. Aber wenn er auch nicht das Höchſte erreichte, ſo hat er doch Hohes erreicht, und ſeine zarte, bald durchſcheinende Individualität wirkt freundlich dem Sinne zur Beſchauung. Das Weſen und die eigentliche Mitte ſeines Oſterdingen iſt die ſymboliſche Darſtellung ſeiner Weltanſchauung in Bildern und Tönen der Phantaſie. Das Leben des Ganzen ſpiegelt ſich in Heinrichs Leben, und die Kunſt ſtrebt einen Mikrokosm darzuſtellen, der in ſeiner Univerſalität gefallen möge, während die Wiſſenſchaft mit dem Ihrigen nur den forſchenden Geiſt zu befriedigen ſtrebt, und freilich in ihrer höchſten Vollendung zugleich Kunſtwerk wird; daher blickt im ganzen Verlaufe des Buches überall die Idee durch die äſthetiſche Hülle durch, von dem ſchönen, rein phantaſtiſchen Traume von der blauen Blume, womit das Werk beginnt, durch die Erzählung der Kaufleute, die den Sieg der Poeſie über das Leben ausdrückt, durch die Berichte vom heiligen Lande auf dem Ritterſchloſſe, in dem Vortrage des Bergmannes, in dem die Poeſie in die Tiefen der Erde dringt, und die Metall-Könige in ihren Lagern, und die Quellen in ihren Betten beſucht, ſo wie in den Liedern, die er ſingt, beim Beſuche der Höhle und vor allem in dem großen mit Phantaſie und Witz entworfenen Mährchen, in dem die Kosmogonie der beiden Naturen in einem glühenden, ziſchenden, flammenden Feuerwerke dargeſtellt wird, überall bricht die herrſchende Kraft hervor; aber in gefälligen Formen hat die Einbildungskraft ihr Spiel gemildert. In der Geſchichte, ſo weit ſie der Dichter führen konnte, iſt wenig Handlung, überall jene Neigung zur Contemplation und das Verſinken in Betrachtungen, überall ein aufquellender Reichthum an Vernunftformen, und dabei die Kindlichkeit der Zeit, in der die Geſchichte ſpielt. Es iſt ein Verluſt für die Kunſt, daß dieſelbe innere Aufgelöſtheit, die ſich in den Werken des Dichters ausgeprägt hat, auch in ſeiner Organiſation herrſchte, und eine ſo frühe Zerſtörung ihm bereitete; nicht oft gelingt es der Natur, dem irdiſchen Stoffe ſo zarte Formen abzugewinnen, und ſind ſie ja in einem Wurfe gefallen, dann iſt ſie rauh und hart und unbarmherzig gegen die ſchwachen Kinder, und reibt ſie wieder auf, ehe das matte Leben in ihnen ſich entfaltet hat. Schmähe daher ſein Andenken keiner, er war der Herold oder das Vermächtniß einer beſſeren Zeit! Jene aber, die ihm Tendenz zur falſchen Myſtik vorwerfen, die mögen ſich verſehen, ob nicht der Dünkel, der, indem er nach vielen Declamationen gegen das Weſen ſelbſt endlich ſeine Realität zugeben muß, nun ſich an die Form hängt, und Diſtinctionen macht, denen er den eigenen Irrthum aufbürdet, ob nicht auch dieſer ihre Anſicht begründet habe.

Ueber Originalität.

Zweiter Brief.

Sollte Deutſchland einen Homer haben, ſo wäre er zu Luthers Zeiten aufgeſtanden, und hätte ſich den Tyrannen-Bändiger Hermann, oder ein ähnliches Thema aus der goldenen deutſchen Ritterzeit zum Geſangſtoffe auserkohren. Albrecht Dürer, wenn er die Poeſie erwählt, oder Luther ſelbſt, wenn ihn die größere Reformation nicht geheiſcht, oder Hutten, wenn er länger gelebt hätte — würden unſere Epiker geworden ſeyn. In dieſen Männern lag Original-Geiſt, poetiſches Gold und deutſche Urkraft. Die ächt Homeriſche, bibelähnliche ureigene National-Epopee muß gleich aus dem erſten Jugendalter eines Volkes hervorgehen, und reift nicht mehr in den Strahlen der höheren Cultur. Poeſie und die ſchönen Künſte, ſagt ein alter Philoſoph, gleichen der Pyramiden-Form, die unten ſehr breit iſt, und ſich oben immer mehr verliert; die Scienzen und mechaniſchen Künſte gleichen dem Stromlaufe, der mit der Quelle beginnt, und ſich im Laufe ſtets vergrößert. — Original-Werke werden immer ſeltener, je mehr ſich Cultur und Geſchmack unter einem Volke verfeinern, weil faſt kein Menſch mehr den Muth hat, ſich, unbekümmert um den Beifall der Menge, in ſeiner Eigenthümlichkeit zu zeigen. Sind einmahl in jedem Fache wirklich gute — oder auch nur beliebte und gangbare Muſter vorhanden, ſo ahmen die jüngeren Nachfolger unaufhaltſam ihre älteren Vorgänger nach, begnügen ſich mit Verbeſſerung oder Verfeinerung der Formen, freuen ſich der Huldigungen eines weibiſchen Geſchmackes, und ſchmeicheln ſich thöricht

mit dem Beifalle einer Nachwelt — die ſich an ihre Muſter halten, und nie etwas von ihnen erfahren wird.

Von dieſem, beſonders in Deutſchland ſo allgemeinen, und dem Ausländer ſo unerklärlichen Nachahmungsgeiſte macht unſer großer Epiker, Klopſtok, eine bewundernswürdige Ausnahme. Welche Originalität und Kühnheit herrſcht nicht in ſeinem Meſſias, in ſeinen Oden und ſeinen dem großen Hermann geweihten Dramen! Hätte er, wie Homer, Virgil, Lucan, Taſſo, einen mehr menſchlichen und populären Gegenſtand ergriffen, und ſich vom Myſticismus entfernter gehalten, ſo beſäße Deutſchland ganz ſeinen Homer in Ihm: denn welche Tiefen, welche Höhen, welche Räume waren ſeinem ſchaffenden Geiſte zu groß? Aus ſich ſelbſt ſpann er Welten hervor, und bevölkerte ſie mit höheren Weſen aus ſeinem himmliſchen Geiſte geboren. Die Zeit wird ſeinen Ruhm vermehren — ſelbſt dann noch, wenn kein Chriſtenthum mehr ſeyn wird. In den Formen wie im Inhalt ſeiner unſterblichen Gedichte iſt er gleich original — und man erinnert ſich noch, was ſein erſter gigantiſcher Auftritt für Bewegungen, Widerſprüche, Grimaſſen, Verläumdungen und pfaffiſche Intoleranz unter den Kritikern und Dichtern ſeiner Zeit hervor gebracht hat. Aber das beſſere Publicum las ihn, beſtaunte ihn, und jauchzete tauſendſtimmigen Beifall ſeiner meteorgleichen Erſcheinung; die Dichterlinge ahmten ſeine Formen nach; die Kritiker wurden verlacht und vergeſſen; denn wahres Genie und angeborne Kraft ſiegen zuletzt immer über die Dornen, Gehege und Verzäunungen des Neides, des Herkommens einer einſeitigen Kritik und eines kleinlichen Geſchmackes. Kenner und Halbkenner, Geweihte und Laien, Selbſtdenker und Nachſchwatzer erkennen in Klopſtok längſt unſeren größten Dichter; das gebildete Ausland nennt ihn mit Ehrfurcht, und der Umſtand, daß er weniger Leſer hat als andere Dichter, benahm ſeinem für alle Zeitalter berechneten Ruhme nichts.

Wohl iſt es Pflicht des Schriftſtellers, auf den Geiſt und Geſchmack ſeines Zeitalters zu achten, weil er ohne einige Anſchmiegung an denſelben nicht auf ſeine Zeitgenoſſen wirken kann. Dieß heißt aber nicht, daß der höhere Dichter dem Geiſte ſeiner Zeit ſchmeicheln und fröhnen ſoll; vielmehr fordert ſein Beruf von ihm, daß er den Zeitgeiſt beſchwöre, veredle, erhebe und zum Ideal des Großen und Schönen führe. — Dieß that unſer Klopſtok, und würde es noch weit ſtärker und allgemeiner gethan haben, wenn er ein populaires vaterländiſches Thema gewählt hätte. Für höhere Dichtkunſt, deutſche Sprache, Verſification, Vaterlandsgeiſt und Vaterlandsgeſinnung, für Religion, Deutſchheit, reine Sittlichkeit, für gediegene Gelehrſamkeit und die ewigen Claſſiker — hat er allein mehr gethan, als ganze Generationen von Dichtern. Ihn zurück ſetzen, mit kaltem Lobe abſpeiſen, oder wohl gar wegen ſeiner Religioſität verſpotten — iſt Blasphemie gegen den göttlichen Genius, und fällt auf das Haupt derer zurück, welche dergleichen Verläumdungen ausſtoßen. „Sie verſtehen ihn nicht, oder haben ihn nie geleſen!“ kann man ihnen mit dem Vertheidiger Milton's zurufen.

Wer ſich vom Zeitgeiſte unterjochen läßt, ſtatt ihm zu gebieten, wer ſich zu ängſtlich an die hergebrachte, oder von der lärmenden Majorität eingeführte Form hält; wer nicht eigene Formen wagt, nicht ſeinen eigenen Geſchmack durchzuſetzen weiß, der wird ſich nie zum Schriftſteller erſter Größe aufſchwingen, wird ſelbſt bei dem glücklichſten Talente nicht weit auf die Nachwelt wirken; denn Formen und Moden vergehen, der Geſchmack wechſelt, nur der Geiſt des Menſchen bleibt ewig. Wer auf dieſen Felſengrund gebaut hat, der wird unſterblich mit ihm fortleben. Nicht auf dem von der Mehrheit betretenen und gebahnten Wege, nicht auf den Straßen der Convention, des Herkommens, des Modegeſchmackes blüht der Kranz der Vortrefflichkeit: wer ihn erobern will, muß keck den gebahnten Weg verlaſſen, und ſich durch Schlünde und Gewinde, durch Dickicht und Nacht ſeinen eigenen Pfad hauen. Je ſchwieriger und unzugänglicher der Pfad, je entlegener das Ziel iſt, deſto rühmlicher der Sieg. Im Gedränge der Mehrheit groß zu werden, gelingt unter hundert Berufenen kaum Einem, weil ſchon der Widerſtand von Anderen und das Beſtreben, durch den Haufen zu dringen, die Hälfte der Kraft verzehrt.

Freilich gehört Männermuth dazu, um dem tauſendfach lockenden Beiſpiele zu trotzen, und allein dem Rufe ſeines eigenen Geiſtes zu folgen. Das bloße Talent wird es nie wagen, das ächte Genie wagt es allein; und ſelbſt dieſes nur da, wo es im vorzüglichen Grade verhanden, und nicht durch äußere Zerſtreuung, durch Vielgeſchäftigkeit und Bücherkram überladen und niedergehalten iſt. Nur mit Mühe und Anſtrengung — in der begeiſternden Einſamkeit, vermittelſt Mäßigung im Genuſſe, durch Sammlung aller Kräfte auf Einen Brennpunct — kann das unterirdiſche Gold der Seele gehoben werden. Dieſes unterirdiſche Gold iſt das Eigene des Menſchen, und durch ſeine Hebung offenbarte ſich von jeher das Genie. Schon das Wagen ſetzt eine mehr als gewöhnliche Kraft voraus, weil es aus einem Inſtincte, aus einer Ahndung geheimer Fähigkeiten ent-

ſpringt, die das Gemeine übertragen; daher wird man durch Empfehlung des Verſuches wenig von der Mittelmäßigkeit zu befürchten haben. Geborgte Reichthümer machen arm — die Schätze unſerer eigenen Seele allein ſind wahrer Reichthum. Wir leſen, wir hören, wir reden, wir betrachten und denken unſer ganzes Leben hindurch; wir ſammeln wiſſend und uns unbewußt beſtändig Schätze ein: was iſt natürlicher, als daß wir uns von Zeit zu Zeit aus dem Gedränge entfernen, unſere Bücher und Papiere wegleegen, durchaus auf das Gerede anderer keine Rückſicht mehr nehmen, und einen Verſuch machen, wie weit wir gekommen ſind? — So verordnet der unternehmende Kaufmann von Zeit zu Zeit einen Caſſen-Sturz, und ſiehet zu, wie viel ihm aus dem hochklingenden Umſatze als reiner Gewinn geblieben ſey. Nicht was in unſeren Büchern und Materialien-Sammlungen ſteht, gehört uns an, ſondern nur das, was unſere Seele rein aufgefaßt, und in geiſtiges Eigenthum verarbeitet hat. Dieſes Eigene iſt es, woran ſo wenige denken, und was doch allein unſeren individuellen Werth ausmacht, und uns zu Originalen erheben kann. Es liegt in den Tiefen der Seele, wie verunglückte Schätze im Weltmeere, und wird nur von wenigen entdeckt, von noch wenigeren gehoben. Die Wenigen, ſo es zu heben gewagt haben, ſind groß vor ihren Brüdern geworden, und werden von der Nachwelt ſelbſt bei ihren Irrthümern bewundert. Der Menſch, ſagt Young, kennt ſeine eigenen Kräfte ſo wenig als die Auſter ihre Perle, oder die Klippe ihren Diamant; und manche erſtaunten mehr als die Welt ſelbſt über die Talente, welche Gefahren, Kriege, Revolutionen ihren Seelen entlockten. Revolutionen und Kriege ſind in der moraliſchen Welt, was Vulcane und Erderſchütterungen in der phyſiſchen, und bringen auch ähnliche Wirkungen hervor. Jene befruchten die Geiſter, dieſe die Natur. Es ſind aber Gewaltmittel, zu denen die große Natur nur alsdann ſchreitet, wenn ſie Abſichten auf das Ganze hat. Eine ſtarke Seele kann das durch ihren Willen ausrichten, was bei gewöhnlichen Menſchen die Umſtände thun müſſen. Durch die bloße Kraft ſeines Willens zog ſich Rouſſeau, eines der größten Originale, in die Einſamkeit zurück, und rief allmählig jene Schöpfungen aus den Tiefen ſeines Geiſtes hervor, womit er die Welt in Erſtaunen geſetzt hat. Er hatte nur ſehr wenige Bücher und Denkblätter um ſich, während er ſchrieb, und verließ ſich allein auf die Kraft und den Reichthum ſeines Genies. Im Grunde that er, wie er ſelbſt verſichert, nichts anderes, als daß er ſich dasjenige verdeutlichte, aus dem Dunkel zog und mit den Blitzen ſeiner Sprache waffnete, was ihm von Jugend an vorgedämmert hatte. — Freilich iſt dieß weit ſchwerer und anſtrengender, als aus gegebenen Materialien zu componiren, aber auch weit gewinnbringender.

— — — — — — — — —

Das Genie iſt der Künſtler, die Gelehrſamkeit ſein Inſtrument; und einige der außerordentlichſten Genies ſind ohne Gelehrſamkeit groß und unſterblich geworden. Das Genie, ſagt Gerard, gleicht der angebornen Leibesſtärke, die Gelehrſamkeit den Waffen. Iſt erſteres ſtark und lebhaft genug, ſo wird letztere mehr Hinderniß als Hilfe; ſie verzögert und erſchwert den Sieg mehr, als ſie ihn befördert. Die griechiſchen und römiſchen Claſſiker beſaßen nicht den zehnten Theil der Gelehrſamkeit, die unſere neueren für nothwendig erachten; aber deſto mehr Welt-, Geſchäfts- und Menſchenkenntniß, ein deſto reiferes Publicum, deſto mehr treffliche Rathgeber und Zurechtweiſer, deſto erhebendere Beiſpiele, deſto begeiſterndere äußere Antriebe. Was wir von ihnen beſitzen, trägt den Character der Reife und Vollendung in einem Grade, wie man ihn kaum irgend bei den Neueren gewahr wird. Sie ſchrieben im reifen Mannes- oder Greiſenalter, nachdem ſie das Leben, ſeine Geſchäfte und die Triebfedern großer Thaten kennen gelernt hatten — ſchrieben mithin aus ſich ſelbſt und aus dem Buche der Natur, und nicht aus den Büchern Anderer. Sie theilten das Geſchriebene den Einſichtsvollſten ihrer Freunde mit, laſen es in öffentlichen Verſammlungen vor, beſſerten und berichtigten daran bis an ihr Ende, und hinterließen es ſodann der Nachwelt als ein fortdauerndes Denkmal ihres Daſeyns. Sie ſchrieben aus innerem Drange, getrieben durch inneren Druck und Stoß des Geiſtes, folgten freiwillig dieſer leiſen geiſtigen Impulſion, kannten kein anderes Motiv dabei, als Ehre und Belehrung der Nachkommen, und ſo kam es denn ganz natürlich, daß ſie Muſter für alle Zeiten aufſtellten. Daſſelbe Genie, was die Werke eines Herodot, Plato, Xenophon, Thucidides, Demoſthenes, Cicero, Salluſt, Cäſar, Tacitus u. a. m. hervorgebracht hat, lebt auch unter uns; aber die äußeren Umſtände fehlen. Der Schriftſteller unſerer Tage bleibt ſich zu ſehr ſelbſt überlaſſen; die öffentlichen Urtheile rühren ihn weniger, je mehr er den dabei herrſchenden Parteigeiſt und die Incompetenz in den meiſten Fällen kennt; ſein wahres Publicum iſt zu zerſtreut, als daß er es zu Rathe ziehen, oder daß ihm der aufmunternde Ruf deſſelben zu Ohren kommen könnte, und nur zu oft muß er bei ſeinen Producten auf Erwerb Rückſicht nehmen.

1805. Nr. 42.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 8. April.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Briefe aus Wien.

Sie sind unzufrieden mit mir, daß ich in meinen Reisebemerkungen so große Lücken lasse; aber, lieber Freund! ich habe ja, wie Sie es zu verlangen scheinen, meinen kurzen Nachrichten nie die Ehre zugedacht, sie als eine vornehme, ebenbürtige Reisebeschreibung im langen Schleppkleide bei Ihnen aufzuführen, und mit der bescheidensten Geschwätzigkeit von der Welt alles erzählen zu lassen, was ihr Herr Verfasser von Station zu Station getrieben, gesehen und gedacht hat, und oft weder sah noch dachte. — Lassen Sie sich dieß aber nicht verdrießen, denn ich versichere Ihnen, daß man durch nichts mißtrauischer gegen solche Reisebeschreibungen wird, als durch eigenes Reisen, so wie sich die Lust, selbst zu reisen und zu sehen, in eben dem Grade vermehrt, als jenes Mißtrauen zunimmt. Was ist auch eine Reisebeschreibung anderes, als die Darstellung der individuellen Ansicht des Reisenden, und wenn das Kind einmahl daran gewöhnt ist, allein zu gehen, so wird ihm das Gängelband zuwider.

Erlauben Sie also, daß ich bei meiner aphoristischen Art bleibe, und Sie gleich in meinem ersten Briefe aus der Stadt heraus zu der kaiserlichen Bilder-Gallerie führe; um so mehr, da ich versichert bin, daß Sie eben so gern und so oft als ich, sich aus dem ermüdenden Getümmel der geräuschvollen Stadt dahin flüchten würden. — Daß diese treffliche Gemäldesammlung sich in der Vorstadt an der Wieden im so genannten Belvedere, dem ehemahligen Pallaste des Prinzen Eugen befindet, wo der Garten dem stillen Wanderer den angenehmsten Spaziergang gewährt, und sich von der Höhe herab dem Auge die reichste Ansicht darbietet, die Stadt mit ihren enggereihten hohen Häusern, den vielen Palästen, Kirchen und Thürmen, rings umher die weitgedehnten Vorstädte, zur Rechten den waldigen Prater und den Augarten mit den hellen Streifen der durchströmenden Donau, im Hintergrunde die großen, herrlichen Gebirge, den Leopolds- und den Kalenberg — dieses alles haben Sie freilich schon gelesen; aber man muß es selbst gesehen haben, um sich dieses Panorama zeitlebens aus der Phantasie mit Wohlgefallen zurückzaubern zu können. Ich wenigstens erinnere mich nicht, in der Nähe einer Stadt je eine schönere und reichere Ansicht gesehen zu haben, als diese, und — die Ansicht von der Bibliothek im japanischen Palais zu Dresden auf die Schlangenwendungen der Elbe und deren malerische Umgebungen, wovon Herder, entzückt über den Anblick, gesagt hat: „Hier muß Gott gestanden haben, als er sah, daß alles gut war!“ und der jetzige Kurfürst von Salzburg: die Aussicht sey schöner, als die zu Florenz auf den Arno, der sich dort, nach

Götke, wie ein silberner Faden durch ein grünes Gewand winder. —

Aber jetzt erst merke ich, daß ich nach dem langen Eingange Sie wohl zur Gallerie selbst führen muß, und bitte zuvor um Verzeihung, wenn ich Sie bei getäuschter Erwartung heute nur sehr weniges, das heißt ein einziges Gemälde, sehen lasse.

Sie treten mit mir in den großen Vorsaal der Gallerie, worin Sie bei den Fresco-Malereien, die der Prinz Eugen von berühmten italienischen Meistern verfertigen ließ, und bei mehreren schönen Gemälden, die Personen aus dem östreichischen Hause vorstellen, verweilen würden, wenn Sie nicht die Aufschrift über der Thüre rechter Hand „Italienische Schule" reizte, dorthin zu eilen.

Ein unwillkürlicher heiliger Schauder ergreift Sie beim Eintritte; weithin stehen die Thüren der Zimmer offen, wo sich das Schönste der schönsten Kunst darbietet, das die trefflichsten Meister der Vorzeit für Zeit und Folgezeit den staunenden Enkeln aufstellten; es ist Ihnen, als wäre das Allerheiligste aufgethan, leise treten Sie auf in diesem Heiligthume, von unsichtbaren Geistern umschwebt.

In dem ersten Zimmer finden Sie die venetianischen Meister, Paolo Veronese, Tintoretto, Palma und andere, aber ich lasse Ihnen jetzt keine Zeit, sie zu betrachten. In dem zweiten ist Titian, und hier wollen Sie wenigstens seine weit gepriesene Danae sehen, aber ich führe Sie weg. Im dritten hangen die Raphael, Poussin, Mengs, hier müssen Sie weilen; ich aber reiße Sie von dannen. Im vierten ist Michael Angelo, Fra Bartolomeo, der genialische Leonardo da Vinci, der sanfte Andrea del Sarto; es hilft nichts. Im fünften ist Guido Reni, und hier stelle ich Sie endlich seiner Reinigung der Maria im Tempel gegenüber. Aber dürfte ich doch schweigen, und Sie selbst zum Anschauen dieses herrlichen Gemäldes führen. Doch ich habe einmahl das Amt eines Cicerone übernommen, weil Sie es mir auflegten, und ich hoffe dagegen, daß Sie mir alle Nachsicht schenken werden, woran ein angehender Cicerone billig Anspruch machen kann. —

Das Stück ist das größte, was sich von Guido hier befindet, die Figuren sind in Lebensgröße. Maria kniet an den Stufen des Altars, so daß man ihr Gesicht nur im Profil erblickt. Vor ihr steht der Hohepriester mit gen Himmel gehobenen Augen; er hält oder wiegt vielmehr das zarte, schöne Jesus-Kind auf seinen Händen. Neben ihm zu seiner Linken bückt sich ein ehrwürdiger Alter, Joachim, zu dem Kinde herunter, aufmerksam und mit Ehrfurcht es betrachtend. Zur Rechten steht Joseph aufrecht und gedankenvoll nachsinnend, eine treffliche Figur in einem vorzüglich schön geworfenen Gewande. Neben Joachim zur Linken steht Anna, Mariens Mutter, an welche sich mehrere weibliche und männliche Zuschauer in einem halben Bogen reihen, um der Handlung dem reinsten Ausdrucke der Andacht und Liebe [illegible]
Neben der Maria auf den Stufen des Altars ihr zur Linken kniet ein junges Mädchen, das ein Körbchen mit den Opfertauben zu den Priestern empor hält. Im Vordergrunde rechts sieht man noch ein anderes Paar Tauben auf einem Tischchen, die ein kleiner, schöner Knabe, an dem der Ausdruck der Kindlichkeit, der Naivetät und der Unschuld bewundernswürdig ist, so gern mit seinen kleinen aufgehobenen Fingerchen berühren möchte. — Neben dem Altare vor ihm steht ein anderer älterer Knabe, der ein Licht hält, und sich nach ihm umsieht. Der Vordergrund zur Linken ist leer gelassen, den Hintergrund füllen Säulen und Bögen des Tempels aus.

Sie sehen aus dem gesagten die treffliche Zusammensetzung des Gemäldes; aber die Ausführung sowohl im Ganzen als in den einzelnen Gestalten, wie vermöchte ich sie Ihnen mit schwachen Buchstaben zu schildern? Die kniende Maria ist in der Blüte der Jugend, höchstens als fünfzehnjähriges Mädchen dargestellt — ein origineller Gedanke, der eine wunderbare Wirkung hervor bringt. Eine solche Reinheit in dem unschuldigen, mädchenhaften Gesichte der Mutter gewordenen Jungfrau, ein solcher Ausdruck der frommen Ergebung und des freben Bewußtseyns ihres hohen Berufes habe ich noch in keinem Madonnen-Gesichte gesehen. Aus dem Reiche des Himmlischen, wohin ihn sein Genius trug, hat Guido hier das Schönste, was er dort gesehen, ohne studirten Aufwand des Farbenspieles und ohne künstlichen Prunk wahr und einfach in der Urschönheit der Idee dargestellt. Von weitem zieht die schlanke, edle Gestalt der Knienden an; in der Nähe fesselt das himmlische Gesicht: Sie stehen entzückt im Anschauen verloren, und weithin aus dem Kreise des Irdischen fühlen Sie sich gehoben zu den Regionen, wo die Göttliche wohnt, zu der Heimat des entfesselten Geistes, wo alles rein ist wie die Himmlische, auf die ungestört in dem süßen Vergessen Ihr Auge sich heftet.

Man hat dem Guido fast allgemein den Vorzug und nach meiner Meinung — den schönsten — zugestanden, daß wenige Künstler so rein wie er die Ideale ergriffen, und dem Auge dargestellt haben; aber wahrlich, man muß

nur dieſes herrliche Gemälde und die göttliche Himmelfahrt zu Düſſeldorf von ihm geſehen haben, um Mengs Ausſpruch, daß ſelbſt Raphael ihm jenen Vorzug nicht ſtreitig machen könne, oder ihn darin nicht erreiche, für den göttlichen Raphael nicht ungerecht zu finden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder der Zeit.

Monolog des Philoſophen.

Vom heitern Himmel ſenkt ſich ſtill herab
Des Abends Schleier, ſanft erröthend flieht
Der Sonne ſcheidend Licht, und Ruh' umfängt
Die feiernde Natur in linden Armen.
Doch, wenn voll Sehnſucht alle Weſen ſich
Zu bergen eilen in des Schlummers Frieden,
Ermüdet von des Tages wildem Trieb',
Webt hier noch fort in ungehemmtem Lauf'
Der forſchenden Gedanken eitles Spiel,
Nur wiederhohlend ſtets die alten Kreiſe,
Und lang erſehnte Ruhe weilet nicht
Im freudeleeren Herzen, wo die Fluth
Der ungeſtillten Wünſche nimmer ſchweigt. —
O wär'ſt du nie verderbend mir genaht,
Unſel'ge Stunde! die betrüg'riſch mich
Hinzog zum eiteln Schluß, des Lebens Schickſal
Der wunderbaren Göttinn zu vertrauen,
Die alles ird'ſchen Strebens höchſte Krone
Zu ſeyn ſich rühmt, und jedes tiefe Räthſel,
Das im Verborg'nen flieht des Menſchen Bruſt,
Gewiß zu löſen keck ſich unterfängt.
Ach ungewarnt vor ihrem Locken fing
Die Schmeichlerinn mit der Verheißung Banden
Die unbefangnen Sinne, wo ſie nun,
Der müßigen Bewund'rer leer Phantom,
Deß Dienſt mit ganzer Seel' ich mich geweiht,
Nur drückend übt ihr ſchwer tyranniſch Recht.
Verblendet folgt' ich der Verführerinn,
Im Auge ſtets der Wünſche fernes Ziel,
Und achtete der ſchwerſten Opfer nicht:
Denn bald entfloh der heitre Sinn, der um
Die Welt den Blumenſchleier ſonſt mir wob,
Der Jugend Freuden ſchieden trauernd hin,
Und finſtrer Ernſt umzog des Lebens Bahn.
Was ſoll dir Armen nun die leere Hoffnung,
Tappend im Labyrinth' der Wiſſenſchaft
Die feſtgeſchlung'nen Kreiſe zu entwirren,
Wenn du, an todte Bücher feſt gebannt,
Umſonſt die Zauberformel wiederhohlſt,
Und keinem Spruch' die Geiſterwelt ſich öffnet?
Ach! immer dunkler breitet ſich der Weg,
Den ſichern Leitſtern deckt die Wolke längſt,
Und jede Gabe häuft den Unmuth nur.
So lohnt die falſche Göttinn treuen Dienſt,
So läßt ſie unbarmherzig, eitlen Wahn's
Mich nach dem räthſelhaften Vorhang ſtets
Hinſtarren, ob er aufgerollt einſt, klar
Das Inn're der Natur enthüllen wird;
Indeß der Schüler gern ein Blendwerk
Bei halb erloſchner Lichter trübem Schein
Gläubig verehrt, und leicht befriedigt geht.

Im Stillen fleht' ich oft die Göttinn an:
O nähm'ſt du ſie nur alle wieder hin
Die freudeloſen Gaben deiner Gunſt,
Und gäbeſt mir zurück das ſel'ge Glück
Der frohen Jugend, die zufrieden ſich
So großer Schätze nicht bedürftig fühlt!
Wie war empfänglich da der junge Sinn
Dem vielgeſtalt'ten Leben der Natur,
Die rings ihr goldnes Füllhorn willig ſtreut;
Wie heiter blickt' ich in der Welt Revier
Umher, wo jedes neu' Gebild mir Luſt
Und Nahrung gab zu friſcher Thätigkeit!
Doch nur zu bald entſchwand dem offnen Blick'
Der rege Quell der ſchaffenden Natur,
Als in der Nebelferne zweifelnd Licht
Mich lockte der Sophiſtik Truggeſtalt. —
Ha, feſſeln mich noch ihre Sümpfe, wo
Die ſtarre Grübelei in todten Formen
Einpreßt das Schattenbilde der Natur,
Und ſchau ich nie der Dinge erſte Spuren,
Wohin ein inn're Trieb ſich mächtig drängt?
O traurig Loos des thörichten Beginns!
Wir ſchließen uns in dunkeln Klüften ein,
Wo kaum der Tag durch enge Spalten bricht,
Vertheilen ämſig unſern dumpfen Bau,
Mit Fächern reichlich jede Wand geſchmückt;
Indeß am Boden keine Blume tränkt
Des Himmels Thau, und jedes Laub verdorrt.
Da will der eitle Wahn, vertrauend ſtolz
Auf ſein Syſtem, der Dinge wahren Werth
Erſpäh'n, und muſtert die Natur und Gott.
O Thorheit! unberufen einzudringen
In Iſis heil'gen Tempel, wenn die Bruſt
Nicht angefacht der Gottheit reine Glut!

Doch ungeſehn eilt bald der Nemeſis
Uraltes Recht, und ſtraft die freche That;
Denn wo wir mit vermeſſ'ner Hand uns wagen,
Die Wunder der unendlichen Natur
In Formeln, Schlüſſe, Regeln feſt zu binden,
Erſcheinen dieſe bald zu eigner Pein
Feindſel'ge Ketten, unbemerkt die Seele
Uns zu umſtricken, daß am Boden ſie
Gefeſſelt liegt im Staub' des Kerkers, und
Verlangend nach der Freiheit goldnem Licht
Umſonſt nach auſſen fremder Hilfe harrt —
Unglücklich, wenn ſie fühlt ſo tiefe Schmach.

B. J. D—n.

Bruchſtücke.

Die Liebe iſt das ſeligſte Gefühl des Himmels, ſobald ſie über die Zeit geſiegt, ſobald ſie alle Aufeinanderfolge der Augenblicke vernichtet hat. — Aber in dem Augenblicke, daß dieſe Leidenſchaft wieder neu in der Zeit geboren wird, iſt ſie eine Höllenmarter. Jede Secunde möchte man es von neuem hören, ob man noch geliebt wird, mit banger Aengſtlichkeit ſieht man irgend einer Veränderung entgegen. Es iſt nichts luſtiger, und doch nichts natürlicher, als daß die Liebenden in ihren Briefen jedes leere Plätzchen Papier mit neuen Verſicherungen ausfüllen, denn während man ſchreibt, vergehen ſo viele Zeit-Momente, und in jedem Momente könnte vielleicht das Herz erkalten. — Denke dir nun erſt zwei, die eine innige wahre Neigung zu einander haben, im bunten Gewühle der Welt, wo ihnen jede Minute andere Gegenſtände vor die Augen kommen. — Iſt es da nicht jedem natürlich, bange zu werden, und ſich oft dem andern zu nähern, nur mit einem halben Blicke, mit einer ſtammelnden Silbe anzufragen, ob noch alles beim Alten ſey? Ich kenne mir nichts über dieſe myſtiſchen, vieldeutigen Winke, welche die Sprache der wahren Leidenſchaft ſind. Da iſt kein äuſſerer Gegenſtand, der nicht zum Symbol würde, wie in der Bilderſprache der Morgenländer. Die ganze Welt, mit allem, was ſie in ſich faßt, ſcheint nur dazu vorhanden zu ſeyn, um liebende Gefühle auszudrücken. Und gerade dieſe myſtiſche Vieldeutigkeit in der Sprache der Liebe iſt millionen mahl mehr werth, als eine contractmäßige beſtimmte Erklärung, mit jeder Clauſul der Ehe-Pacte. Ganze Tage geht der Jüngling ſinnend umher, das Feuer ſeiner Wangen iſt zurück in das heimlichſte Plätzchen ſeiner Seele gewichen. Und in dieſem hegt er ſeine ſüßeſten Sorgen, hier fängt er an, die Winke zu deuten, iſt bald der Verzweiflung, bald dem Himmel nah, je nachdem er eine günſtige oder ungünſtige Auslegung der Phraſe findet, zu der ſein Herz den Commentar ſchreibt. (Feder oder der Menſch unter Bürgern.)

Aus dem Arabiſchen des Scheich Schems-ed-din el Buhury.

In der Zeit der Patriarchen lebte ein kluger und wohlhabender Mann, der eine zahlreiche Familie hatte. Er ſtarb, und hinterließ ſeinen Erben eine große, geräumige Wohnung, welche er nach der Landesdauart hatte aufführen laſſen. Eine große Ceder vom Berge Libanon trug, zur Säule geſtaltet, die Laſt des Gewölbes.

Seiner Nachkommen einer gab ſich mit Bildhauerei ab; die hölzerne Säule ſchien ihm zu einfach; er ſchnitzte ſie zu einer Figur; ſeine Kinder nahmen Farbe und bemalten ſie. Ihre Enkel erinnerten ſich des muntern Tages, wo die ſchöne Bildſäule angeſtrichen worden war, und feierten ihn jährlich mit einem kleinen Feſte.

Als ihre Nachkommen von der alten Einfalt und Sittenreinheit ſich entfernten, genügten ihnen die friſchen Blumenkränze nicht mehr, mit denen ſie das Bild ſonſt ſchmückten: ſie erfanden Opfer, Libationen und andere Zeichen ihrer Huldigung. Ihre Großeltern hatten geſagt: das Bild iſt die Stütze unſeres Hauſes. Jetzt hieß es ſchon der Erhalter ihres Stammes, und bald war das Wort Erhalter in Herr, und das Wort Stamm in Menſchengeſchlecht verwandelt. Die Großmütter hätten ſich nicht träumen laſſen, was die Enkel ſteif und feſt behaupteten. Ihre Söhne ſchrieben dieſe Behauptungen nieder, und alles war nun ſo gut wie bewieſen. Es erhoben ſich freilich hier und da einige Zweifel; man rauſte ſich und ſchlug ſich todt, um ſich zu überzeugen; aber man konnte die Raiſonneurs doch nicht alle todt ſchlagen. Um die Sünden derſelben abzubüßen, und aus Furcht, das Dach möchte zuſammenſtürzen, wurden jetzt von Zeit zu Zeit die Erſtgebornen dem Bilde geopfert. Das Blut dieſer Unſchuldigen hat den Fuß der Säule mit Fäulniß angeſteckt, und ihr Capital iſt von Würmern zerfreſſen. — Einige wollen ſagen, das beſte ſey, ſie ſo viel als möglich unangetaſtet zu laſſen.

D.

1805. Nro. 43.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 10. April.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Das unterbrochene Opferfeſt.

An D.....

München den 6. April 1805.

Eine helle,
Reine Silberquelle,
Die im Widerſchein der blauen
Läſte hin durch blumige Auen
Leiſe ſich windet, des Hirten Luſt —
So erſchienſt Du
Uns froh Entzückten,
Als die melodiſchen
Wellen des Geſanges
Sanft von Deinen Lippen ſtrömten,
Lobpreiſend den Schöpfer
Der ſtrahlenden Sonne.

Eine zündende Flamme —
Als Du beglückter
Liebe Geheimniſſe,
Ahndend,
Mit jungfräulicher
Unſchuld verkündeteſt.

Philomele,
Die in einſamer Mondnacht
Den Tod ihrer geliebten
Freundinn, der Roſe, beweint —
Als des Schmerzens Klagelaute
Deiner heißen Bruſt entquollen.

Jugendglanz
Umſtrahlte Dich,
Süß gemildert
Von des Herzens Bangen;
Und heiter lächelnd
Ueber Dir ſchwebte
Der Geiſt des Wohllautes,
Mit ſegnendem Blick'
Dich weihend
Zu ſeiner Prieſterinn.

Ich wette, Sie ſind auf dem Irrwege, Freund D...! — „Warum?“ — Weil Sie — durch den Nahmen der Oper, die Rolle der Myrrha und den Inhalt der Verſe verführt — ſich einbilden, dieſe „melodiſchen Wellen“ könnten aus keiner anderen Kehle kommen, als aus der Ihnen Unvergeßlichen, deren gleichen Sie — ſo mild und ſüß, wie man ſie nur unter italieniſchem

Himmel findet — in Deutſchland noch nicht gehört zu haben verſichern. Aber, wie geſagt, Sie haben falſch gerathen. Mad. Cannabich bedarf auch keiner ſolchen poetiſchen Blümchen mehr zu ſpornender Aufmunterung. Sie hat die Krone längſt errungen; noch lange wird ſie herrſchen im Reiche der ſüßen Harmonien, und ein Würdigerer wage ſich einmahl an ihren Sieges-Päan.

Die Zeilen, die Sie oben geleſen haben, galten einer hoffnungsvollen Anfängerinn, Demoiſelle Margarethe Lang, die vorgeſtern zum erſten Mahle als Myrrha auftrat. Es war kein kleines Wageſtück, mit einer Rolle zu debütiren, in welcher unſere erſte Künſtlerinn ſich durch ihren einzig ſchönen Geſang ſowohl, als durch ihr vortreffliches Spiel noch immer den entſchiedenſten Beifall erwarb. Unter dieſen Verhältniſſen kein Glück zu machen — ſelbſt dieß hätte noch nicht unrühmlich ſeyn können; ihr Vorbild auch nur in etwas zu erreichen, wäre dagegen hinlängliches Verdienſt geweſen. In guter Proſa verſichere ich Ihnen nun, daß wir durch Dem. Lang recht angenehm überraſcht wurden. Der Klang ſowohl als die Stärke ihrer Stimme waren die eines beinahe ausgebildeten Körpers; und, wo die Furcht nicht mit ins Spiel kam, hatte ſie viel Fertigkeit und Reinheit. Ihr Ausdruck war größtentheils paſſend, und ihre Coloraturen, ſo wie ihr Triller verrathen eine beſondere Leichtigkeit und Geſchmeidigkeit der Organe. Auch ihr Spiel war über die Erwartung.

Da Sie ſie perſönlich kennen, ſo wird es Ihnen, ihrer ſelbſt ſowohl als des Antheiles wegen, den Sie an unſerer guten Stadt nehmen, Freude machen, von mir zu hören, daß die beſcheidene junge Künſtlerinn, außer dem bei der Vorſtellung geernteten, nach dem häufigen Mißbrauche aber nun ſehr zweideutigen Beifalle des Schauſpielhauſes, am folgenden Abende in einen ihr zu Ehren veranſtalteten kleinen Cirkel von Freunden und Liebhabern der Kunſt gebeten, und ihr dort jenes Impromtü, deſſen Schluß ich unten beifügen werde, in einer hübſchen Vaſe — worin ſich noch ein Geſchenk von fünfzig Ducaten befand — überreicht ward. Verſchiedene andere ſolche Aeußerungen von mehreren Seiten zeugen für die ſteigende Vorliebe, deren ſich die Muſen bisher — ihre höheren Beſchützer ausgenommen — nicht gar ſehr zu erfreuen hatten.

Wir wünſchen ſehnlich, Demoiſelle Lang auf dem von ihr mit ſo vielen gerechten Anſprüchen betretenen Wege fleißig und klug fortſchreiten, und die paar Lehren von ihr beherzigt zu ſehen, mit denen das kleine Gedicht ſchließt:

Schön iſt der Pfad —
ſo endet es —
den Dir die heit're Kunſt
Geöffnet; aus des Lebens düſtern, engen
Verhältniſſen trittſt Du ins Geiſterreich,
Und Macht wird Dir gegeben, unſichtbar
Zu herrſchen durch der Töne goldnes Spiel.
Doch zart und rein mußt Du Dein Herz bewahren,
Willſt Du die Gunſt der Himmliſchen nicht miſſen —
Nicht ſtürmiſch nach der Sieges-Palme ringen,
So lang' der zarte Leib noch Schonung heiſcht —
Von Uebermuth Dich nicht beſchleichen laſſen,
Der fromme Lehr' und gutes Vorbild ſchmäht.
Dann aber wird das Loos Dir auch beſchieden
Der Mutter — die verjüngt Du uns gezeigt —
Bewunderung mit Liebe zu vermählen;
Und alle werden, die Dein Sang gerührt,
Einſt froh gedenken dieſer ſchönen Stunde,
Und ſagen: Seht den Baum, der ſeine Krone
Stolz in den Lüften wiegt, aus deſſen Zweigen
Hervor die ſüßen Zaubertöne klingen —
Wir kannten ihn als zarten Stamm; wir flehten
Die milden Weſte, treulich ſein zu pflegen,
Und die Gewährung kam dem Wunſch entgegen,
Dem frommen, dem der Himmel ſchien gewogen;
Die ſchöne Hoffnung hat uns nicht betrogen.

P.

Ein Wort des Troſtes an mein deutſches Vaterland, als näherer Aufſchluß über den Gegenſtand der von Livorno aus über ſelbes verbreiteten Furcht.

Rom den 22. März 1805.

Nicht ohne tauſend ſtille Beſorgniſſe derjenigen, deren Intereſſe mit dem meinigen mehr oder weniger zuſammen hängt, trat ich im Jahre 1804 am 12. des Wintermonats die Reiſe nach dem Tummelplatze des Todes an — denn ſo erſchien Italien damahls den meiſten Bewohnern Europa's. — Deutlich laß ich auf der Stirn von vielen der Unzufriedenheit deutliche Züge, als Baiern den geliebten Sprößling ſeines Fürſtenhauſes dem Lande zueilen ſah, vor deſſen Nahmen man bebte, und mancher Vorwurf des Leichtſinnes erging über mich, der zum Schützer der Geſundheit des hohen Reiſenden berufen war, als man mich vor keiner Gefahr warnen hörte. Allein ohne Wirkung mußten ſolche Vorwürfe bei mir verhallen, als ich ihre Quelle prüfte; denn von Schatten gegängelt erkannte ich jeden, der damahls Farben zu Bildern

der Furcht aus Italien ſchöpfte, und freuen konnte ich mich der Ueberzeugung, daß eine Reiſe in jenes Land, mit Vermeidung der Mauern von Livorno und der Gemeinſchaft mit Individuen, die an contagiöſem Uebelſeyn darnieder lagen, damahls nicht nur völlig gefahrlos ſey, ſondern überdieß dem dahin Reiſenden den beſſeren Lebensgenuß zuſichere, den man anderwärts grundloſer Furcht und Beſorgniß opferte; denn weniger Unruhe fand ich durch den Zuſtand von Livorno verbreitet, je mehr ich mich Italien näherte. Da ich in der Folge meine Sachkunde nur aus ärztlichen Berichten aus Livorno ſelbſt ſchöpfte, ſo ſah ich getroſt die von den Provinzen des oberen Italiens genommenen Sicherheitsmaßregeln durch Truppen-Kreiſe zunehmen, welche mir in der Folge ſelbſt mehr als Propheten politiſcher Trübſale erſchienen, als daß ich ſie für bloße Schutzmauern einer gefürchteten Seuche organiſcher Materie halten konnte.

Längſt glaubte ich mein deutſches Vaterland aus dem Traume erwacht, als neuere Nachrichten aus Deutſchland mich von dem Gegentheile überzeugten, und mich auffoderten, wenigſtens an den für Wahrheit empfänglicheren Theil meiner geſchätzten Landsleute ein Wort des Troſtes zu reden, woran mich bisher noch Mangel mancher Thatſachen, zum Theile auch Zerſtreuung durch meine Reiſe nach den ſüdlicheren Provinzen Italiens, hinderten.

Wie uns die Menſchengeſchichte grauer Vorzeit ſagt, ſo faßte man damahls alle Krankheiten, die dem Leben ein plötzliches Ziel ſetzten, ohne daß ſie aus wahrnehmbarer äußerer Verletzung floſſen, unter dem gemeinſchaftlichen Nahmen Peſt zuſammen, ohne ſich hierbei eine Krankheit von beſtimmterem, beſonderem Form-Gepräge zu denken. So fand ich ſelbſt die Luſtſeuche auf einem römiſchen Grabmaale von dem Anfange des vorigen Jahrhunderts Peſt genannt. Entwickelten ſich da und dort wüthende Epidemien, ſo ward auch ihnen derſelbe Nahme zu Theil. Mehr Beſtimmtheit mußte in die Sachbenennung treten, ſo wie es in der menſchlichen Erkenntniß mehr tagte, bis zuletzt der Nahme Peſt nur noch jener contagiöſen Krankheit übrig blieb, die in Egypten und in der Levante zu Hauſe zu ſeyn ſcheint, und dort, bei der Uebereinſtimmung ihrer Hauptform mit den gewöhnlichen Epidemien des geſammten Europa's, mit Beulen auf des Organismus äußerer Oberfläche auftritt, und ſeit einer Jahrenreihe in den europäiſchen Mittag- Abend- und Nordländern zwar nicht mehr unter derſelben Form, doch häufig genug in mehr oder weniger vermummter Geſtalt wüthete. So wenig man ſonach auch in unſeren Zeiten den Nahmen Peſt von Krankheiten, die unſere Gemeinden treffen, mehr nennen hören mag, ſo iſt gewiß, daß Krankheiten, deren Urcharacter mit egyptiſcher und orientaliſcher Peſt in eine Form zuſammen fließt, ganz gewöhnliche Folge des Zuſammenlebens zahlreicher Menſchenhaufen ſind. Ging der Nahme unter, ſo blieb die Sache; deſſen ungeachtet ſehen wir im Kreiſe unſerer Gemeinden in kurzer Zeit-Periode Tauſende der Wuth unſerer bekannten Epidemien erliegen, ohne hierdurch ſehr außer Faſſung zu gerathen; von derſelben Furie leſen wir, daß ſie in fernem Lande hauſe, Peſt oder gelbes Fieber genannt, und dieſer Nahme verbreitet mehr Schrecken unter uns von weiter Ferne her, als der Anblick der Menge noch unbegrabener Gräber auf unſeren Gemarkungen.

Schüchterne Bürger des Nordens! wann wird unter euch die Furcht vor dem Laute eines Nahmens ſchwinden, und leerer Schatten für euer Organ die Qualität des Körpers verlieren? Wie lange noch ſoll ich euch vor einer Krankheit zittern ſehen, mit der längere Bekanntſchaft euch längſt vertraut gemacht haben könnte? Tauſende eurer Mitbürger ſeht auch ihr, beinahe mit jedem neigenden Jahre, an der im Oriente gewöhnlich und nun in dem Süden von Europa nur mit mehr Energie wüthenden Epidemie von des Todes kaltem Arme umſchlungen; einige Thränen, der Niederſchlag der Wolken, die den Horizont eurer Seele trübten, ſind der Tribut, den ihr der Leiche zollt, ohne weiter vor des Todes Ernte zu zittern, und die Nachricht ähnlicher Kataſtrophen beugt darum tiefer eure Seele, weil ein weiterer Raum ſie zu euch bringen muß.

In welchem Verhältniſſe nun erſcheint Europa zu dem, in den nordamericaniſchen Staaten und ſeit einiger Zeit in ſeinen ſüdlichen Provinzen wüthenden ſo genannten gelben Fieber? Und was iſt eigentlich von dieſer Krankheit zu fürchten? — Das ſind die Fragen, deren Erörterung nie von größerem Intereſſe, als in gegenwärtigen Augenblicken geweſen ſeyn mag; ehe man hierüber die verlangte Auskunft erwartet, mögen folgende Anſichten der Natur beherzigt werden.

Das Weltall, als ſelbſtſtändige Subject-Objectivität, der Reflex des Unendlichen und Ewigen im Endlichen und Beſonderen geſtattet kein Seyn, es ſey dann im Conflicte entgegengeſetzter Thätigkeit, deren Wurzel die abſolute Einheit iſt. Nicht erloſchen im Seyn iſt im Realen die abſolute Einheit des Idealen, nur im Conflicte, den ſie ſelbſt weckte, fällt ſie dem Organe als relatives Seyn, als Endlichkeit vor; angeboren aber bleibt dieſer Differenz, dem Realen, die Tendenz zu dem Einſeyn

mit dem Unendlichen, der abſoluten Einheit, in der alle Erſcheinung zuletzt ſich auflöſt.

Bricht einmahl die abſolute Einheit als Differenz hervor, prägt das Weſen durch Form ſich in der realen Welt aus, ſo tritt wieder die Form als Gegenſatz des Weſens, das Reale als Gegenſatz des Idealen auf, welcher Gegenſatz dem Organe das Beharren des beſonderen Seyns verſpiegelt, nur relativ aber iſt dieſes Beharren, im Abſoluten iſt alles Thätigkeit.

Der individuelle Thier- und Pflanzen-Organismus iſt das vollkommenſte Product aus dem Conflicte des Idealen mit dem Realen, die größte Herrlichkeit, in der die abſolute Einheit als Subject-Objectivität in der Erſcheinung hervor zu treten vermag. Als höchſte Potenz des Realen, der Erſcheinung, bleibt ihm mit niedrigeren Stufen des Realen der Erſcheinung die Urbedingung ſeines Seyns und ſeines Beharrens gemein; immer noch wurzelnd im Conflicte der oben genannten Gegenſätze haftet ſeine Möglichkeit.

Von einer Seite werden wir ſonach die Neigung des beſonderen organiſchen Seyns zur Identität des Abſoluten erkennen, und wir erkennen ſeine reale Seite, ſeine Schwere; von der anderen Seite werden wir durch das ihm eingebildete Princip des Ewigen den Gegenſatz hervor gerufen ſehen, und wir erkennen die ideale Seite des Organismus; am vernehmlichſten und herrlichſten redet dieſe Seite aus dem mit Vernunft glänzenden Organismus des Menſchen. Die geſammte Natur belebt das ideale Princip als Expanſiv-Kraft, das reale als Attraction im dynamiſchen Proceſſe. Zur Weckung des chymiſchen Proceſſes erkennen wir von dem idealen Princip den Waſſerſtoff, von dem realen den Sauerſtoff zu Stellvertretern gewählt. Die Stellvertreter beider Principien erkennen wir in den individuellen Thier-Organismen wieder als Nerve und Muskel-Faſer, den Nerven als Repräſentanten des Idealen — als Repräſentanten des Realen den Muskel; thätig perſonificirt iſt dieſer Gegenſatz im Galvanismus. Es mag fernerhin die ideale Seite des thieriſchen Organismus den Nahmen des ſenſiblen, die reale den des irritablen Syſtemes tragen.

Betrachtet man ſonach den individuellen Thier-Organismus als Magneten, ſo zerfallen ſeine Pole in den ſenſiblen und irritablen; wir haben in letzterem Nord, in erſterem Süden. Dieſe Betrachtungen wieder in das Beſondere zu verfolgen, unterſagen die Schranken dieſes Blattes. Die Art ſonach, wie der relative Organismus in den Cyclus des allgemeinen Organismus verwebt erkannt wird, wurzelt in dem Geſetztſeyn freundlicher und widriger Pole des außer ihm geſetzten Magneten, in den alle Thätigkeit der ihn umkreiſenden Welt ſich bildlich auflöſt. Es iſt dieſer allgemeine Magnet die Einprägung der abſoluten Einheit des unendlichen Seyns in das Endliche, und im Verhältniſſe zu dem mehr beſonderen Seyn, der Leiter des Endlichen aus dem Schoße des Unendlichen.

Scharf bezeichnet iſt der organiſchen Individualität die Grenze, über welche es mit keiner äußeren Polarität kommen darf, ohne die relative Indifferenz in den durch ſie geſetzten Beſtimmungen zu heben, und andere Erſcheinungen hervor zu rufen, als jene, die nur mit dem relativen Ideal-Maße des Lebens zuſammen hängen, und aus dem relativen Indifferenz-Verhältniſſe zu dem individuellen Organismus in jenen der auf bloße Zerſtörung alles beſonderen organiſchen Seyns hinarbeitenden Differenz über zu treten, deren Tendenz, als abſolutes Seyn, kein beſonderes Seyn duldet.

Da nach dem oben vorgetragenen alles Einwirken der Außenwelt in den individuellen Organismus nur in ſo fern Statt hat, als der außer ſelbem beſtehende Magnet in den magnetiſchen Polen des beſonderen Organismus ſeinen Gegenſatz findet, und dieſe beſondere Polaritäten in dem ſenſiblen und irritablen Syſteme hervor treten, ſo wird jede, durch Gegenſatz des äußeren mit dem inneren hervor gerufene Aeußerung des individuellen Lebens nur das ſenſible und irritable Syſtem treffen, und ſich in mehr oder weniger wahrnehmbarer Erſcheinung ſymboliſiren.

Da in jedem Gegenſatze der Idee nach, die Differenz eines ſeiner Zweige nur im Verhältniſſe zum anderen wächſt und fällt, da nichts durch Größe hervorſtechend ohne Verneinung des Gegentheiles gedacht werden kann, und ſenſibles und irritables Syſtem des individuellen Organismus den ſtrengſten Gegenſatz des Idealen und Realen ſymboliſiren, ſo wird durch das ganze Leben des Individuums Senſibilität und Irritabilität in umgekehrtem Verhältniſſe erſcheinen müſſen. Weiter die Ausprägung dieſes Geſetzes im beſonderen nachzuweiſen, verbietet hier der Ort.

(Die Fortſetzung folgt.)

1805. Nr. 44.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 12. April.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ein Wort des Troſtes an mein deutſches Vaterland, als näherer Aufſchluß über den Gegenſtand der von Livorno aus über ſelbes verbreiteten Furcht.

(Fortſetzung.)

Dem Verhältniſſe der Senſibilität und Irritabilität unter ſich iſt, der Intenſion und Protenſion nach, in Beziehung auf individuelles Leben die Grenze beſtimmt, innerhalb welcher das Normal-Maß der Energie und Lebensdauer liegt, und jenſeits welcher Grenze die Herrſchaft jener Aeußerungen des individuellen Seyns beginnt, die man Krankheit nennt. Das Gebiet der Geſundheit fällt in die relative Indifferenz innerer und äußerer Polarität in der oben gegebenen Beziehung, denn an ſich behauptet die äußere Welt im Verhältniſſe zum beſonderen individuellen Organismus die Qualität ewiger Differenz; durch Gegenſatz organiſcher Individualität nur erſcheint ſelbe das beſondere Leben des Individuums hindurch in relativer Indifferenz. Differenz in dieſer Beziehung, ihre Erſcheinung falle wohin ſie wolle, iſt Unglücksbote individueller organiſcher Dauer.

Nach dieſen Anſichten des individuellen organiſchen Seyns gibt es Krankheit mit hervorſtechender Abnormität in den Aeußerungen des ſenſiblen und irritablen Syſtemes, und nach dem oben betrachteten Pol-Verhältniſſe beider Syſteme, Krankheit mit poſitiver Polarität des irritablen Syſtemes bei negativer Polarität des ſenſiblen Syſtemes, und ſo umgekehrt — im erſten Falle ſo genannte Synoche, im zweiten Paraliſſe.

Sey die beſondere Natur und das Form-Verhältniß der ſo genannten Anſteckungsſtoffe (Contagien) welches es wolle, ſo tritt in dem beginnenden Wechſelſpiele contagiöſer Differenz mit dem individuellen Thier-Organismus in der Aeußerung des irritablen Syſtemes zuerſt Differenz hervor, aus Gründen, die jeder leicht begreift, und iſt hierdurch Krankheit geſetzt, ſo fällt ihre Form in die Region der Synoche; daher der glückliche Erfolg negativer Heilart in den erſten Momenten contagiöſer Krankheit. Daß bei excentriſcher Reaction irgend eines Bildungs-Syſtemes des individuellen Organismus das Zuſammenſtimmen der Bedingungen des Seyns eines ſolchen Syſtemes, wie Ernährung, Wachsthum u. ſ. w. aufhören dieſelben zu ſeyn, fließt aus der Natur der Sache. Der fühlbare Mangel dieſer Bedingungen ſpricht ſich endlich in dem Sinken irritabler Energie zuerſt aus, über die ſich der ſenſible Pol dann noch eine Zeitlang ſiegend erkennen läßt, bis auch er mit dem mächtigen Strome als Beute des Anorgiſchen in die Finſterniß des Grabes fortgeriſſen wird.

Das individuelle Thierleben ſtellt dem chymiſchen Verhältniſſe nach denſelben Vorgang dar, der in dem Proceſſe des Verbrennens geſetzt iſt. Tilgt Mangel an Sauerſtoff die Flamme, ſo muß auch deſſen Verneinung dem Leben fühlbar werden; daher ſehen wir die Entwickelung des Zunders epidemiſcher Krankheit da beginnen, wo es mit des Sauerſtoffes feindlichem Pole zur relativen Differenz kommt, in jenen Theilen des Raumes, wo das Athmen verhältnißwidriger Menſchen- oder Thiermenge und mancherlei andere chymiſche Proceſſe den Sauerſtoff-Pol der Außenwelt hinter jenes Maß zurück drängen, in dem relative Indifferenz der Atmoſphäre zu des Menſchen oder Thieres individuellem Organismus, relative Indifferenz des Aeußeren zu dem Inneren liegt. Die Verbreitung des Zunders contagiöſer Krankheit durch die Weite des Raumes ruht auf gleicher Bedingung. Die Leichtigkeit und Nothwendigkeit, mit der atmoſphäriſche Differenz beſonderer Räume durch das allgemeine Luftmeer indifferenzirt wird, läßt ſonach von der Verbreitung contagiöſer Stoffe durch den Luftkreis des Planeten nicht fürchten, was man bisher von einer ſolchen Verbreitung fürchtete, und nach genauerer Unterſuchung — wie mich neuerdings die Verhältniſſe der Krankheit von Livorno belehrten — müßte ſich ergeben, daß Differenz des irdiſchen Luftkreiſes als Zunder contagiöſer Krankheit nicht weit über die Grenze ihrer Quelle, wie den ſie ſetzenden beſonderen chymiſchen Proceß, oder die Wohnungen kranker Individuen hinausfalle, ſeltener beträchtlichere Striche des allgemeinen Luftmeeres verpeſte.

Winde, von welchen man annehmen könnte, es werde durch ſie des Todes Hauch zu Meilen weit entlegenen Oertern geführt, ſind die vorzüglichſten Mittel der Wiederherſtellung atmoſphäriſcher Identität; ohne ſie tritt der beſchränkte Pfuhl atmoſphäriſcher Differenz ſpäter zur Indifferenz der allgemeinen Erd-Atmoſphäre über.

Iſt einmahl in der den beſonderen Organismus des Menſchen oder Thieres umkreiſenden Welt Differenz von beſonderem Grade geſetzt, geben ſchon einzelne Gebildungs-Syſteme eines ſolchen Organismus ſich an äußere Schädlichkeit hin, ſo geſchieht dieß aus keinem Grunde, als durch das Streben zum Einſeyn des Inneren mit dem Aeußeren. In dieſem Conflicte tritt die organiſche Materie als electriſcher Leiter auf in der Richtung, die ihm das Aeußere nach ſeinen individuellen Verhältniſſen zu ertheilen vermochte. Tritt dieſer Fall ein, ſo ſehen wir Krankheiten durch Mittheilung von einem Individuum zum anderen übergehen.

So wie nun die Sphäre electriſcher Thätigkeit beſtimmter Materie ſich nur in gewiſſe Weite des Raumes als Differenz behauptet, nach dem oben angegebenen Grunde ſich nur ſo weit zu behaupten vermag, weiter hinaus in der Indifferenz eines mächtigeren Seyns erſtirbt, eben ſo muß die differenzirte Polarität contagiöſer Materie in gewiſſer Ferne von ihrer Quelle verhallen, ſich mit der Welt in Indifferenz auflöſen. Daher können beſondere individuelle Organismen nur in ſofern in den contagiöſen Conflict von Individuen ihrer Art gezogen werden, in ſofern ſie mit letzteren in gewiſſer Nähe in Berührung treten. Nichtleiter wird bei gegebener zureichender Berührungs-Sphäre für contagiöſe Materie ein individueller Organismus durch Verhältniſſe, deren weitere Auseinanderſetzung mich zu weit von meinem Zwecke entfernen würde, ſo wie überhaupt die Unterordnung des mehr Beſonderen der Erſcheinung unter die vorgetragenen Geſetze keine Beſchwerde mit ſich führt, und hier übergangen werden kann.

Noch muß hier erwähnt werden, daß jene Differenz des Aeußeren, wie der Strom des Contagiums ſie ſetzt, in dem beſonderen Organismus, mit dem ſie in Wechſelwirkung tritt, momentan oder dauernd ihren Gegenſatz findet, der ſich wie die Energie jedes Mahl vorhandener Thätigkeit des individuellen Lebens verhält, und ſonach in dieſem Maße höheren oder geringeren Conflict des Aeußeren mit dem Inneren ſetzt, bald das Aeußere zur Würde des Indifferenten herab ſtimmt, bald mit ſelbem in Einheit übergeht.

Aus dem bisher vorgetragenen wäre ſonach begreiflich, warum epidemiſche Krankheiten nur zu gewiſſen Zeiten wüthen — warum ſelbe ſich nur auf beſtimmte Regionen der Atmoſphäre des Planeten beſchränken — warum ſie gewiſſer Qualitäten organiſcher Individuen, wie des Alters, hervorſtechender Senſibilität u. ſ. w. ſchonen, kurz, warum jede Epidemie nur den an ihr wahrnehmbaren Erſcheinungen in der realen Welt aufzutreten vermag; nicht weniger, warum Furcht vor der Verbreitung epidemiſcher Krankheit aus weiter Ferne, ohne die oben von uns geforderten Bedingungen, als grundlos und voreilig angeſehen werden könne. Die Erfahrung, daß mancher im Gehen ein Bein brach, gibt keinen Grund, das Gehen zu verbieten.

Da im Reiche der Erſcheinung gleiche Urſache gleiche Wirkung ſetzt, und die Quellen der Epidemien bekannt ſind, ſo iſt gewiß, daß in den Kataſtrophen ſolcher Krankheiten ihrer Energie und Dauer nach bei vielen unvermeidlichen Folgen des geſelligen Zuſammenlebens nicht wenig, wo nicht das meiſte, auf unſere eigene Rechnung fällt,

und durch Wachſamkeit der öffentlichen Sicherheitspflege epidemiſche Krankheit von einem Lande entweder völlig entfernt gehalten, oder wenigſtens ſehr gemildert werden könne. Epidemien ſehen wir da am heftigſten und hartnäckigſten wüthen, wo zweckwidrige Bauart der Wohnungen die Individuen in großer Zahl in enge Räume drängt, in beſchränkten Straßen, in Schiffsräumen, an Orten, die wegen tiefer Lage dem Spiele günſtiger Winde entzogen liegen u. ſ. w. Es wird die Energie der genannten Schädlichkeiten durch warmes Klima, in kälteren Erd-Regionen aber durch die wärmere Jahreszeit erhöht; denn Wärme, in der Reihe realer Natur-Thätigkeit die erſte, iſt die Macht, die für ſich ſchon ſtark genug iſt, in wenig entmiſchter Atmoſphäre die höchſte Differenz des chymiſchen Proceſſes zu ſetzen, ja für ſich allein den beſonderen Organismus mit Auflöſung zu bedrohen; daher das Ab- und Zunehmen der Schärfe einer Epidemie mit dem Wechſel atmoſphäriſcher Temperatur in den Zeiten des Jahres. In ihrem Keime wird ſonach contagiöſe Krankheit erſtickt, wenn freie Thätigkeit des Menſchen die Verhältniſſe ſetzt, um deren Fügung im Laufe der Dinge der Träge nur des Schickſals Milde bittet.

Mein Aufenthalt in den Seeſtädten des nördlichen Deutſchlandes machte mich mit mehreren, dem ſo genannten gelben Fieber von Philadelphia und Cadix entkommnen, zum Theile von ſelbem geneſenen Individuen, und durch ſie genau mit allen Attributen jener Epidemien bekannt, woraus ſich die Folge ergab, daß ſo genanntes gelbes Fieber des Occidentes, Noſokomial- und Kerkerfieber, Faulfieber, Nerven-Fieber, und wie die Menge unrichtiger Benennungen noch heißen mag, nicht nur aus gleicher Quelle der oben angegebenen Bedingungen ſtrömen, ſondern auch der Form und Aeußerung in der Erſcheinung nach in die Einheit eines Grundes zuſammen fließen. Zu wünſchen wäre es nur, daß endlich einmahl mehr Beſtimmtheit in die Erkenntniß derſelben Sache und in ihre Benennung käme.

Tritt dieſelbe Krankheit da und dort mit mehr oder weniger ausgeprägten Zügen in der Erſcheinung auf, ſo ſuchen wir den Grund ſolcher an ſich unbedeutender Attribute in der Qualität organiſcher Individualität, ſo wie in der Localität der ſie zeugenden äußeren Differenz, und enthalten uns des Glaubens, ein Ding könne da ſeyn, wo ſeine Urſache nicht iſt. Träte Deutſchland oder ſonſt ein Reich der Erde in die natürlichen Verhältniſſe von America's nördlichen Staaten, ſo würde nichts hindern, daß das in ſeinem Schoße ſich entwickelnde ſo genannte Faulfieber, Nerven-Fieber, oder wie man es nennen mag, mit denſelben Erſcheinungen wie das dortige gelbe Fieber wahrgenommen würde.

Genöſſe Malaga, Cadix, Gibraltar die Vortheile beſſerer Geſundheits-Policei, herrſchte in ſpaniſcher Lebensweiſe, die mit der des Italieners zu Paare geht, mehr Reinlichkeit und Ordnung, und käme dem ſchwülen Süden die Wohlthat des nördlich europäiſchen Himmels zu ſtatten, deſſen Deutſchland ſich erfreuet, weniger würden dann auch jene ſüdliche Länder von wüthenden Epidemien zu leiden haben. Deſſen ungeachtet blieb in dem nachläßigen Spanien bisher das ſo genannte gelbe Fieber bloß auf das ſüdlichere Land, auf die Meeresküſte und einzelne feuchte, elend gebaute Seeſtädte beſchränkt; verſchont von der Seuche blieb, was aus den genannten Städten nur wenige Meilen flüchtete, und ſogar von dem Tode befreiet, wenn bei dem Fliehenden ſich ſchon Anwandlung der gefürchteten Krankheit fand. Unter den acht tauſend aus Livorno nach Piſa geflüchteten, erkrankte nicht einer an der livorniſchen Seuche; verſchont von der Krankheit blieben weite luftige Straßen in Livorno, und raſch ſah man die Krankheit enden, ſo wie man die erkrankten Individuen nach dem der Meeresküſte nahen luftigen Hoſpitale von St. Jacob brachte, und in den erſten Momenten des Erkrankens aus dem Kreiſe geſunder Menſchen hinweg nahm; erleichtert fühlte der ſchwer Erkrankte ſich bald nach der Entfernung aus ſeiner Wohnung und der Ankunft im Hoſpitale; ohne Nachtheil blieb der Umgang mit Kranken, wenn man einen luftigeren Theil der Stadt bewohnte.

Die Zahl der in Livorno im vergangenen Herbſte von der Seuche hingerafften Individuen belief ſich, in einer Zeit von faſt vier Monaten, bei einer Bevölkerung von ſechzig tauſend auf etwas über ſieben hundert, da Philadelphia bei einer Bevölkerung von fünfzig tauſend in derſelben Zeit vier tauſend Individuen durch ſeine Epidemie verlor. Noch unbedeutender iſt das Verhältniß der Sterblichkeit durch die Epidemie von Livorno zu jener der Epidemien von Malaga und Cadix. Der Verluſt, den die Stadt Rom durch ihre letzte Epidemie erlitt, wird bei einer Bevölkerung von hundert und fünfzig tauſend auf nahe an vier tauſend Individuen angegeben.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber den Urſprung der Mnemonik *).

Die Mnemonik ſetzt eine Glyphographik (Bilderſchrift) voraus. Von dieſer iſt nur ein Schritt zur Topologie (Anordnung der Bilder). Um aber von der Buchſtabenſchrift zur Topologie zu gelangen, muß man erſt das Medium der Glyphographik durchwandern. Dieſer Bemerkung füge ich noch eine andere bei. Sobald eine Buchſtabenſchrift exiſtirt, wird das Gedächtniß nicht mehr ſo gepflegt wie zuvor, weil man ſich darauf verläßt, dasjenige, was man zu merken nöthig hat, ſchriftlich aufbewahren zu können. Daher nannten mehrere Weiſe die Buchſtabenſchrift eine Zerſtöhrerinn des Gedächtniſſes. „Nicht nur daß mit den Buchſtaben allmählig die lebendigen Accente und Geberden erloſchen, ſie, die vorher der Rede ſo ſtarken Eindruck ins Herz verſchafft hatten; auch das Gedächtniß der Menſchen und ihre lebendige Geiſteskraft ſchwächte ſich bei dieſem künſtlichen Hilfsmittel vorgezeichneter Gedanken-Formen.“ (Herder's Ideen. II. Band. S. 239.)

Beide Bemerkungen führen auf das Reſultat, daß die Mnemonik in einem Zeitalter entſtanden ſeyn muß, in welchem man ſich noch der Bildersprache allein bediente.

Dieſer aus der Natur der Sache gezogene Schluß wird durch die Erfahrung beſtätigt.

Von den Chineſen findet man, daß ſie in den erſten Jahrhunderten ihrer Cultur eine durch Knoten und Verſchürzungen der Fäden geordnete Bilderſchrift hatten. Ihre Geſtalt hat ſich unter dem Nahmen Ho-tu in einem ihrer älteſten Bücher erhalten, welches Y-king heißt. (Siehe Martini hist. Sinensis lib. I. p. 121. Edit. Monacensis, und Deguignes im Anhange ſeiner franzöſiſchen Ueberſetzung des Chou-King.) Die Zahl der Knoten eines jeden Fadens und die Sammlung der Fäden, die gleich den Knoten durch ihre Farben von einander verſchieden waren, diente den Chineſen dazu, ſich gewiſſe Dinge in einer gewiſſen Ordnung einzuprägen. (S. Mémoires de l'académie des inscript. T. VI. p. 623. f. f. — Mémoires conc. les Sinois par les missionaires de Peking. T. VIII. p. 224 et 230.)

Daß eine ähnliche Schrift bei den Phöniciern, Indern, Ethiopiern, Egyptern, Scythen, Griechen und Etruskern üblich war, läßt ſich theils aus den wunderlichen Figuren auf den alten Denkmälern wahrnehmen, theils wird es uns durch die Zeugniſſe mehrerer Schriftſteller wahrſcheinlich, theils endlich können wir es daraus ſchließen, daß die meiſten rohen Völker, von deren Schreibart ohne Buchſtaben wir Kenntniß erhalten haben, ſich einer ganz ähnlichen Schrift bedienen, die eine wahre mnemoniſche Schrift iſt.

Bianchini muthmaßt (in der Istoria universale Sec. 3. p. 109. Sec. 29. p. 411.), daß durch die rechenähnlichen Inſtrumente auf den egyptiſchen Obelisken die Regierungsjahre der Könige angegeben ſind, und daß jedem Striche, als einem Jahre, die darüber geſetzte Figur als eine Regierungsthat entſpreche.

Eine der berühmteſten durch Bilderſchrift ausgedrückten Sentenzen iſt die Inſchrift des Tempels zu Diospolis, welche aus den Figuren eines Kindes, eines Greiſen, eines Sperbers, eines Fiſchers und eines Krokodils zuſammengeſetzt iſt. Sie bedeutet nach der Erklärung des Clemens Alexandrinus Lib. V. folgendes: O ihr Junge und Alte! die Gottheit haßt die Unverſchämtheit.

Das allerälteſte Denkmaal der ſymboliſchen Schrift iſt der Thierkreis, der neuerdings zu verſchiedenen, auch für die Geſchichte der Mnemonik — im weiteſten Sinne — wichtigen Unterſuchungen Anlaß gegeben hat.

Diodor von Sicilien (L. V. c. 67.) erzählt, daß die Egypter die Mnemoſyne für die Erfinderinn der Gedächtnißpflege ausgaben. Da die alten Völker alle Urheber nützlicher Erfindungen in der Folgezeit als Götter verehrten, ſo kann man hieraus auf das Alter der Mnemonik ſchließen.

Daß endlich auch die Griechen eine Bilderſchrift hatten, behaupten mehrere Schriftſteller, die ſich zum Beweiſe ihrer Meinung auf das Wort Γράφειν berufen, welches zugleich malen und ſchreiben heißt. Mir däucht, jeder Beweis ſey überflüſſig, da die Bilderſchrift jedem Urvolke unentbehrlich iſt, und da, um die Bilder in Verbindung mit einander zu bringen, eine Art Topologie erfordert wird, wodurch alſo eine eigentlich mnemoniſche Schrift entſteht. (Vergl. Herders Ideen III. Bd. S. 116.)

Daher ſind auch die erſten ſchriftlich aufgeſetzten Werke ihrem Inhalte nach glyphographiſch, das heißt, ſie beſtehen in ganz ſinnlichen, aus der Körperwelt hergenommenen Bildern, und ſind wahrſcheinlich nur die in eine Buchſtabenſchrift eingekleideten Ausdrücke der Hieroglyphen ſelbſt; eine Bemerkung, die für das Studium der älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechtes ſehr fruchtbar iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Ein Fragment aus dem erſten Theile der noch in dieſem Jahre erſcheinenden Anleitung zur Mnemonik von Chr. Theod. v. Artien.

1805. Nro. 45.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 17. April.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ein Wort des Troſtes an mein deutſches Vaterland, als näherer Aufſchluß über den Gegenſtand der von Livorno aus über ſelbes verbreiteten Furcht.

(Beſchluß.)

Man ſieht hieraus, daß wenn von dem Grade der Bösartigkeit der zu Livorno in dem Herbſte des vorigen Jahres wahrgenommenen Epidemie, die dieſe Stadt ſeit vielen Jahren mit dem Ende des Sommers heimſucht, die Sprache iſt, dieſer mit der Bösartigkeit der letzten Epidemien von Philadelphia, Malaga und Cadix in keinen Vergleich zu ziehen ſey, und ſonach weder die gelbe Hautfarbe der zu Livorno durch Epidemie Erkrankten, noch der Grad der Sterblichkeit, noch ſonſt ein Umſtand Deutſchland zu jener Furcht berechtigt hat, aus der es ſelbſt der Eintritt ſeines Winters, den Spanien und Italien vermißt, nicht zu ziehen vermochte, da ſchon in Livorno die mäßige Kühle der Winterzeit alle ſchädliche Differenz des Contagiums hob.

Bewunderungswerthe Harmonie im geſchloſſenen Organismus der formenden Natur! Durch Erderſchütterung, Vulcane und ſchärfere Seuchen demüthigt ſie den glücklichen Süden, durch Kälte und Winter entſchädigt ſie den Norden.

Durch meinen bisherigen Umgang mit Aerzten Italiens, und durch beſtändigen vermittelten Verkehr mit den Aerzten von Livorno und Piſa konnte mir nichts entgehen, was meinem Urtheile über die Seuche von Livorno weſentlich ſeyn könnte; das meiſte Licht danke ich hierin dem umſtändlichen Berichte des Herrn Profeſſor Palloni von Piſa. Einige, in der Hauptſache nichts ändernde äußere Erſcheinungen abgerechnet, fand ich in der Epidemie von Livorno dieſelbe Krankheit, die in den Jahren des letzten Krieges in den Rheinländern wüthete, und in öſtreichiſchen Feld-Hoſpitälern von ein tauſend bis zwei tauſend Kranken Monate lang täglich fünf und zwanzig bis dreißig Individuen dem Tode überlieferte, und der Stadt Heidelberg bei einer Bevölkerung von zwölf tauſend in dem Verlaufe einiger Monate gegen zweihundert Individuen entriß; weit weniger Geneſung ward im Durchſchnitte bei genannter Epidemie als der von Livorno bemerkt.

Die Zeit, in der die epidemiſche Krankheit von Livorno der wahrnehmbaren Erſcheinung des Uebelſeyns nach ihren Lauf vollendete, waren vier — ſieben — ein und zwanzig Tage. Mehr Zeit forderte die oben genannte Epidemie der Rheinländer in ihrem Culminiren nicht, um ein Individuum zu des Grabes Beute zu beſtimmen.

Die Menge der an genannter Epidemie in den östreichischen Feld-Hospitälern der Rhein-Armee verstorbenen Individuen, die ich zergliederte, gab in den inneren Gebildungs-Systemen des individuellen Organismus dieselbe Beschaffenheit zu erkennen, die man bei Zergliederung der an der Epidemie von Livorno verstorbenen Individuen fand; bei den meisten nahm ich die Hautoberfläche mehr oder weniger gelb gefärbt wahr. Schwarzgelb war das äußere Ansehen einer Menge Kranken, bei welchen das Uebelseyn in höchster Energie wahrgenommen ward. Eine Erscheinung, die manches weniger gefährliche Uebelseyn begleitet, sobald gewisse einzelne Gebildungs-Systeme des individuellen Organismus mit hervorstechender Differenz Theil an irgend einem, in dem individuellen Systeme gesetzten Leiden nehmen. Doch hiervon genug.

Da nun dem Leben gefährliche contagiöse Krankheit, sie habe einen Nahmen welchen sie wolle, ihrem Ursprunge nach auf Gegenden des Raumes beschränkt ist, in welchen die ihrer Existenz günstigen Verhältnisse zusammen treffen, so genügt es, zur Beschränkung solcher Krankheit auf den Ort ihres Ursprunges den näheren Verkehr blos mit den Orten aufzuheben, an welchen solche Krankheit vorhanden erkannt wird, und zweckwidrig ist es, weitschichtige, von solcher Krankheit freie Landstriche durch grundlose Sicherheitsmaßregeln außer Nahrung und Gewerbe zu bringen, und Sorgen und Furcht zu wecken, die eher wüthende Seuchen in den Kreis der Menschheit rufen, als gegen sie schützen. Thätige Aufsicht öffentlicher Sicherheitspflege auf Geräumigkeit der Straßen in Städten, luftige Gebäude, Verbannung unreiner Gewerbe in die Ferne, Verwehrung der Erweckung des Sinnes für Reinlichkeit der Lebensweise in den Unterricht der Jugend, zweckmäßige Einrichtung der Orte, die viele Menschen zu fassen haben, wie Armen- Waisen- und Krankenhäuser u. s. w. Entfernung von Ansteckung drohenden Kranken aus dem Kreise der Gesunden, Austrocknung feuchter Districte, Förderung der Landes-Cultur nach aller Richtung ꝛc. ꝛc. — das ist es, was den Stachel jener Seuche am besten abstumpfen, und uns bei jeder ferneren Katastrophe Ruhe und Sicherheit gewähren kann.

Diruff, churpfalzbaierischer Rath.

Ueber Originalität.

Dritter Brief.

Man kann bei einem Kunstwerke die Stellen, wo es dem Verfasser Ernst war, sogleich von denen unterscheiden, wo er blos spielt, oder seine Kunstfertigkeit zeigt. Im ersten Falle werden wir mit erwärmt und vom Strome der Darstellung fort gerissen; im zweiten bleiben wir bei allem Aufwande der Kunst kalt, und bewundern höchstens die Geschmeidigkeit und Fertigkeit des Meisters. Was warm aus dem Herzen hervor geht, das findet auch den Weg zu anderen Herzen, und trägt fast immer das Gepräge der Eigenthümlichkeit. Die von einer Empfindung, einer Wahrheit sammelnde Seele kehrt sich nicht an fremde Empfindung, nicht an fremde Formen, sondern fühlt nur das Bedürfniß, sich der süßen Bürde auf ihre eigene Weise, und so zu entledigen, daß sie in der Darstellung sich selbst hinlänglich erkennt. Hierin liegt ein Haupt-Criterion der Originalität. Daher tragen bestellte Werke so selten den Stempel des Genies und der Natur; daher sind nur diejenigen die vortrefflichsten, die freiwillig und aus innerem Bedürfnisse aus der Fülle des Geistes hervor gingen. — Das Original, sagt Duff, ist pflanzenähnlich: es sproßt aus der nährenden Wurzel des Genies, es wächst, und läßt sich nicht verfertigen. Nachahmungen sind eine Art Manufacturen durch Mechanismus, Kunst und Fleiß aus fremden, nicht eigenen Materialien entstanden.

Der französische Tragiker beschreibt die Leidenschaft, der Britte stellt sie uns leibhaft vor Augen, und läßt unsere Sinne vor ihrer Nähe zittern; jener ist geistreicher Nachahmer, der Britte Original — und besonders auch darum Original, weil er sich unmittelbar an die Natur selbst hielt, und mit der kühnen Ueberzeugung schrieb, daß diese nicht fehl führe. Wer nicht selbst weint, nicht selbst vor dem nahenden Schrecknis bebt, nicht selbst den kalten Hauch des Entsetzens eingesogen hat, der kann auch andere nicht weinen, nicht beben, sich nicht entsetzen machen. Schiller erhebt sich vornehmlich dadurch über die übrigen Dramatiker Deutschlands, daß er die Leidenschaften lebhafter, stärker, glühender als sie alle darstellt, entfaltet und malt. — Das Grundgefühl, was in der Seele zurück bleibt, wenn man eines seiner großen Stücke gelesen oder gehört hat, ist immer die von ihm dargestellte Leidenschaft, von der man sich noch lange hernach nicht loswinden kann. Darstellung der Leidenschaft aber ist das Höchste und Schwerste in aller Kunst — denn allein durch sie wirkt der Künstler auf die innersten Triebfedern der Seele, welche das Leben bewegen. Einige Nachahmer dieses Dichters bemühen sich zwar auch, seine Sprache zu reden, mit seinen Farben zu malen, den Geist seiner Dramen zu haschen; sie bringen oft starke poetische Stellen, neue und treffende Character-Züge, glänzende Situationen — und doch

laſſen ſie uns kalt: wir ſehen unbewegt die ſchauderhafteſten Kataſtrophen — es war dem Dichter nicht Ernſt, darum gelingt es ihm auch bei uns nicht, ernſtliche Theilnahme hervor zu bringen. — Auch in dieſem Felde, dem unzugänglichſten unter allen — wohin kein Unterricht führt, glänzt der Dichter des Meſſias unter den Sonnen erſter Größe.

Der Original-Geiſt ſchafft aus ſich ſelbſt, der Nachahmer bildet das ſchon vorhandene nach; jener zeigt uns die große Natur, dieſer ſeine Kunſt: die Producte beider müſſen ſich ewig zu einander verhalten, wie das Original zur Copie, wie die wirkliche Geſtalt zu ihrem Schatten, wie Wahrheit zur bloßen Wahrſcheinlichkeit. — Allzu eifrige Anhänglichkeit an große Muſter zeigt Kleinheit der Seele, Beugung unſerer angebornen Kraft unter ein fremdes Joch. Selbſt die glücklichſten Nachahmer und Ueberſetzer befördern mehr die Ehre ihres Originals als ihre eigene, weil ſie ſtillſchweigend zuzugeben ſcheinen, daß ihnen jenes unerreichbar ſey. Die Ueberſchätzung des Genies und des Verdienſtes führt unausbleiblich zur Mittelmäßigkeit. Viel weiter gelangt derjenige, dem nichts zu groß, nichts zu außerordentlich vorkommt. Wer die berühmten und tongebenden Menſchen zu groß nimmt, wer einmahl den Spießbürgergedanken beherbergt, ſie ſeyen gleichſam aus beſſerem Thone geformt wie wir, der wird nothwendig muthlos und klein. Jeder Menſch iſt ein Ganzes und Eigenes; jeder trägt den Keim der Originalität in ſich — nur muß er Kraft und Muth genug haben, ihn zu entwickeln. Die göttliche Natur weiß nichts von Krüppeln und Wechſelbälgen; Menſchen und Umſtände ſind es, die ſie hervor bringen. Man hänge ſich nur nicht knabenhaft an geprieſene Muſter; man glaube nicht zu raſch an ſo genannte Vernachläßigungen der Natur; man überzeuge ſich lebhaft genug, daß die Natur allen ihren Producten einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit eingepflanzt habe, und man wird bald vom Kleinſinn und von ſchimpflicher Nachahmungsſucht geneſen.

Das Leſen und Studiren eines von uns geliebten Muſters während wir ſelbſt ſchreiben, ſchadet auf alle Fälle unſerer Eigenheit, färbt unſeren Vortrag mit den zuletzt empfangenen Eindrücken, und raubt uns jene Selbſtſtändigkeit, welche ſelbſt gedachten Ideen, ſelbſt empfundenen Gefühlen auch eine eigene unabhängige Form zu geben wagt. Eher möchten wir rathen, während des Componirens ſich beider eine leichtere, von der Materie, die wir behandeln, ganz abweichende Lectüre zu halten, oder erheiternde Aufſätze in einer anderen Sprache zu leſen, als die von ſo vielen empfohlene homogene Lectüre, die uns, wie man ſagt, in den Ton unſerer Compoſition einleiten ſoll. Dieſen Ton müſſen wir ſelbſt angeben, er muß aus dem Weſen der Materie quellen, und ſich durch ſich ſelbſt und ſeinen Stoff erhalten. Wer ähnlicher Producte als Zündſtoff bedarf, um ſein Flämmlein zu wecken und zu unterhalten, der wird ſtets in fremder Manier ſchreiben, und nie ſein eigen Panner im Felde der Ehre tragen.

Die Natur, ſagt Johnſon, hat den Affen darum einen ſo ſtarken Nachahmungstrieb eingepflanzt, daß ſich der höhere Menſch ein abſchreckendes Beiſpiel an ihnen nehme — wie der Spartaner an dem betrunkenen Heloten. Wollt ihr nachahmen, ſo ahmt den Mann nach und nicht ſein Werk, ſchöpft wie er aus dem Borne des Lebens, wagt es wie er euer unverfälſchtes und unvermiſchtes Selbſt zu zeigen. Je weniger ihr die Werke der Alten nachahmt, je mehr ihr wie ſie aus der Quelle ſchöpft, woraus alle Originale geſchöpft haben — deſto näher kommt ihr ihnen. Die Natur nachahmen aber heißt nicht, ihre Werke copiren, ſondern: das Verfahren der großen Natur in Erreichung ihrer Zwecke befolgen. Einfalt und Sparſamkeit in den Mitteln ſind die Grundgeſetze dieſes Verfahrens; wendet ſie auf eure Werke an, und ihr werdet mit ihr wetteifern.

Wenn wir uns ſo nachdrücklich gegen die Nachahmung fremder Werke erklären, ſo verdammen wir darum keineswegs die Nacheiferung. Nachahmung iſt ein Bekenntniß eigener geringerer Fähigkeiten, Nacheiferung iſt ſtreitig gemachter oder verſagter Vorzug. Der Nachahmer kriecht hinter ſeinem Original her, der Nacheiferer ſteht ihm zur Seite, und buhlt mit ihm um den Kranz; jener iſt ein Sclave, dieſer Selbſtherr. Die Nachahmung feſſelt, Nacheiferung begeiſtert; jene macht uns im glücklichſten Falle einen Nahmen, dieſe macht unſterblich.

Daher hat man zu allen Zeiten durch große Beiſpiele Nacheiferung unter der Jugend zu entzünden geſucht, und Plutarchs Biographien haben in neueren Zeiten mehr große Männer geweckt, als alle Schulen und Erziehungsanſtalten. Freilich artet Nacheiferung nur zu leicht in Nachahmung aus; hier aber tritt eine der wichtigſten Pflichten der Erzieher und Schriftſteller ein, nähmlich: der muſterſüchtigen Jugend den weſentlichen Unterſchied zwiſchen beiden tief einzuprägen, und ſie mit ſtarken Farben vor der einen zu warnen, zu der anderen anzuſpornen. Wettſtreit, Nacheiferung gehören mit unter die bewährteſten Mittel zur Erreichung der Vollkommenheit; ſie bewegen ſich aber in paralleler, nicht in ſenkrechter Richtung, ſie ſchlagen ihren eigenen Weg zum

Vortrefflichen ein, und übertreffen daher nicht ſelten ihr Vorbild. Der Nacheiferer kennt keine Schranken, als das Ideal des Vollkommnen und ſeine Fähigkeiten; dem Nachahmer iſt durch ſein Vorbild ſchon Ziel und Grenze geſteckt. Die beengende Idee des zu erreichenden Muſters ſetzt ihn nothwendig hinter daſſelbe zurück.

Ueber den Urſprung der Mnemonik.

(Beſchluß.)

So wie die Geſchichte der Wilden überhaupt einen brauchbaren Commentar über die wenigen hiſtoriſchen Nachrichten gibt, die uns von den älteſten Völkern übrig ſind, ſo iſt dieſes auch insbeſondere hier der Fall.

Bilderſchriften, die durch topologiſche Verbindung zur Darſtellung von Geſchichten, Gewohnheiten und Geſetzen benutzt werden, findet man bei allen wilden Völkern, deren Gebräuche uns durch Reiſebeſchreibungen bekannt geworden ſind, zum Beiſpiel bei den Caraiben, Virginiern, Louiſianiern, Siberiern, Albaniern, bei den Einwohnern der Hudſonsbay und anderen africaniſchen und americaniſchen Stämmen. Siehe Rochefort hist. des Antilles p. 412. Journal des savans 1681. p. 75. Lafitau moeurs des sauvages. Tom. II. p. 43. 44. 225. 416. Recueil des voyages au Nord. Tom. VIII. p. 402. Herbelot Bibliothèque orientale, article Arnautes. — Voyage à la Bay de Hudson. Tom. II. p. 271. Poguet l. c. Zoëga de origine et usu obeliscorum, Romae 1797. Fol. pag. 343. 527. sqt., wo noch Beiſpiele von anderen Völkern angeführt werden. Man vergleiche Philosophical transactions. Vol. 63. p. 143. — Auf gleiche Art waren die mexicaniſchen Jahrbücher und andere hiſtoriſche, geographiſche und ſtatiſtiſche Nachrichten verfertigt, wovon wir die Abbildungen in Purchas his Pilgrimes. III. Part. London 1625. Fol., in Thevenot Relation des diverses voyages. à Paris 1696. Fol. Tom. II. hist. de Mexique représentée par figures, in Pemelli Careri voyages du tour du monde. Tom VI. und in mehreren anderen Büchern der hieſigen Central-Bibliothek beſitzen, in welcher auch ein noch nirgends beſchriebenes hiſtoriſches Original-Gemälde aus Mexico aufbewahrt wird. In Robertſons Geſchichte von America, die den meiſten Leſern zu Handen ſeyn wird, findet man eine Abbildung eines in der wiener Bibliothek vorhandenen mexicaniſchen mnemoniſchen Gemäldes.

Der gelehrte Barthelemy hielt die mexicaniſchen Gemälde oder mnemoniſchen Bilder mit Recht für ſo wichtig, daß er eine Sammlung und Herausgabe derſelben in Vorſchlag brachte. Seine Aeußerung, die der Beherzigung der Gelehrten würdig iſt, findet man in ſeinen Oeuvres diverses. T. II. p. 199.

Dieſe Uebereinſtimmung der durch Zeit und Raum entfernteſten Völker ſchließt allen Zufall und jede Nachahmung aus. Sie beweißt, daß die mnemoniſche Schrift ein Erzeugniß der Nothwendigkeit iſt, welcher alle Völker auf gleiche Art unterworfen waren. Selbſt nachdem die Buchſtabenſchrift erfunden war, dauerte die Bilderſchrift und die darauf gebaute Ur-Mnemonik noch lange Zeit fort; beide aber mußten aus der oben angegebenen Urſache bei dem großen Haufen in Abnahme gerathen. Die Prieſter oder die Gelehrten — was damahls eines war — blieben auf dieſe Art allein im Beſitze der alten mnemoniſchen Schrift. Sie verbargen ſie ſorgfältig vor dem Volke, und ſo wurden Symbolik und Mnemonik ein conſtitutiver Theil der egyptiſchen Myſterien. In Egypten erlernte ſie Pythagoras, Apollonius u. ſ. f. Daß übrigens die Hieroglyphen nicht urſprünglich geheimnißvolle Bilder, ſondern vielmehr offenkundige Vertreter der Buchſtabenſchrift waren, iſt ſchon von Warburton erwieſen, durch den gelehrten Zoëga aber noch deutlicher entwickelt worden.

Da der Uebergang von der Glyphographik zur Buchſtabenſchrift bei jedem Volke ungefähr von gleichen Umſtänden und Folgen begleitet geweſen ſeyn muß, ſo gibt hier das Zeugniß Cäſars von den Prieſtern der alten Gallier eine ſchöne Parallel-Stelle. Er ſagt von ihnen, daß ſie ihren Schülern nicht erlaubten, die von jenen — den Druiden — empfangenen Weisheitslehren ſchriftlich aufzuzeichnen, theils um vor der Profanation ſicher zu ſeyn, theils um die Gedächtnißübungen nicht ſinken zu laſſen; daher mußten die Schüler alles was ſie lernten, auswendig behalten — ein Geſchäft, welches manchen zu einem Noviciat von zwanzig und mehreren Lehrjahren zwang. Caesar. Lib. VI. Cap. 13.

Merkwürdig iſt es, daß die nach Einführung der Buchſtabenſchrift eingetretene gänzliche Unbekanntſchaft mit der Symbolik, welche in Egypten, Gallien, Mexico die Prieſterſchaft zu ihrem Vortheil benutzte, bei den Lappländern einer ähnlichen Beſtimmung unterworfen ward, nähmlich dem Aberglauben. S. Scheffer Laponia Cap. XI.

König Robert und Giotto.

„Male mir einmahl mein ganzes Königreich" — ſprach König Robert von Neapel zum Maler Giotto. Dieſer ging hin und malte einen gezäumten und geſattelten Eſel, der ein paar andere unter liegende Packſattel mit Wohlgefallen beroch und mit dem Fuße ſtreichelte.

1805. Nr. 46.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 19. April.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Philosophische Geschichte der Welt in ihrem Anfange.

(Fortsetzung des in Nr. 29. abgebrochenen Artikels *).

Zum Beweise, daß der Brennpunct der Erdbeben und Vulcane weit ober den Wurzeln der Granit-Gebirge sich befinde, berechnet der Verfasser den Widerstand, welchen eine Erdmasse von einer gegebenen Fläche in einer Tiefe von zwölf hundert Klafter unter der Meeresfläche machen würde. Nach dieser Berechnung würde die Gewalt des vom Bischof Augustin von Hyppone beschriebenen Erdbebens, welches in Lybien hundert Städte einstürzte, hinreichend gewesen seyn, nicht nur die Urgebirge aus ihren Wurzeln zu schleudern, sondern alle lebende Wesen in Africa, von der Landenge von Suez an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung zu Grunde zu richten. Eben so wenig scheint ihm die plötzliche Erhebung vulcanischer Inseln durch eine Gewalt zu entstehen, welche ihren Sitz tiefer als zwölf hundert Klafter hat. Er beweist es durch die wichtigen Beobachtungen und Erfahrungen der Marsigli und Donati. Selbst die Vulcane geben keine Merkmaale, daß sich der Erdschoß unter zwölf hundert Klafter Tiefe entzünde. Nach mehreren auf Erfahrung gegründeten Beweisen schließt der Verfasser: daß schon eine Ausgrabung von zwölf hundert Toisen mehr als hinlänglich sey, um die Grundlinien einer unterirdischen Geographie zu legen. Er läßt es bei diesem Schlusse nicht bewenden. Um zu zeigen, daß Natur und Kunst in mehreren Ländern den Kosten einer solchen Aushöhlung zuvor gekommen sind, führt er den Abgrund von Strafford an, wo man in einer senkrechten Tiefe von zwei tausend sechs hundert Fuß den Grund nicht erreichte, die Mine von Falun in Schweden, von Clausthal, vom Harze, und die seit elf hundert Jahren bearbeitete Mine von Chemnitz in Ungarn, welche letztere nach dem Verfasser das Herculanum der alten Geographie werden könnte. Den Einwurf, daß das Wasser einer solchen Aushöhlung hinderlich würde, widerlegt er durch den erwähnten Abgrund von Strafford, in welchem man bei der angegebenen Tiefe kein Wasser entdeckte, und durch Ausgrabungen bei Amsterdam bis zu zwei hundert zwei und dreißig Fuß Tiefe, ohne daß man auf Wasser stieß, obschon Holland selbst tiefer als das Meer liegt.

*) Die Redaction ist von dem Herrn Einsender dieses Aufsatzes ersucht worden, zu bemerken, daß der berühmte Verfasser des Werkes, wovon hier die Rede ist, unlängst von Sr. Kurfürstl. Gnaden dem Herrn Kur-Erzkanzler eine kostbare goldene Dose als einen ausgezeichneten Beweis Ihres Beifalls erhalten habe.

Der Verfaſſer geht nun zu den Bergen über. Die Facta, die er ſammelte, führen auf zwei Grundſätze, reich an Reſultaten. Der erſte iſt, daß der Erdball von dem Augenblicke, da er in ſeine Bahn geſchnellt ward, von der Oberfläche bis zum Central-Puncte von der vollkommenſten Regelmäßigkeit war. Der zweite, daß er von dieſer großen Epoche an eine gewiſſe Anzahl, bald heftiger bald unmerklicher Revolutionen erlitten hat, welche ſeinen Bau ſo zerrütteten, daß der Beobachter auf ſeiner Oberfläche eher Trümmer als regelmäßige Denkmäler wahrnimmt. Mit Recht ſagt er alſo: „Schön iſt es, bei dem Anblicke der Ruinen der ausgearteten Welt den wahren Verhältniſſen, die ſie in ihrem erſten Zuſtande hatte, auf die Spur zu kommen. So mag ein wohl organiſirter Wilder, wenn er die umher liegenden Schriftzeichen erblickt, errathen, daß ein Tacitus Roms Annalen, und Homer eine Iliade ſchreiben konnte.“

Auf eine gründliche Unterſuchung des wirklichen Gebäudes unſerer Erde könnte man nach ihm die Theorie ihrer Revolutionen bauen. Das homogene Gewebe — le tissu homogène — der Granit-Gebirge würde die großen Revolutionen erklären, das Anhäufen heterogener Körper die Revolutionen vom zweiten Range. Man würde nähmlich bei Beobachtung der horizontalen Richtung der Erdſchichten, ihrer Verſchiedenheit und ihrer, den Geſetzen der Schwere zuwider laufenden, Lagen ſchließen, daß gewiſſe Revolutionen unmerklich nach Jahrhunderten erfolgt ſind. Die Unordnungen des Erdbaues, plötzlich geborſtene Erdſchichten, ein Erdreich, welches vom Feuer und von verwirrt über einander gehäuften heterogenen Materien entſtellt iſt, würde man durch heftige Erſchütterungen erklären. Er fährt fort: „Die erſten Blätter einer phyſiſchen Revolutions-Geſchichte der Erde hat die Zeit mit ihrem Griffel auf die Felſenſtirn der Berge geſchrieben; dieſe alten und dauerhaften Denkſchriften muß jeder Geſchichtſchreiber wohl zu Rathe ziehen. Bei der Bildung eines Planeten, wie unſere Erde iſt, der mit dem Welt-Syſteme nur durch die Gravitation aller ſeiner einzelnen Theile gegen ſeinen Mittelpunct und die der ganzen Maſſe gegen die Sonne zuſammen hängt, waren die Gebirge nicht nothwendig.“

Hierauf beſchreibt er die Entſtehung der Granit-Gebirge, der Berge zweiter Bildung, der Vulcane, der kleinen Hermaphrodit-Gebirge — Producte des Feuers und des Waſſers zugleich, die ſich nur in Folge neuerer Vorfälle über die Oberfläche erheben. —

Nachdem der Verfaſſer bewieſen, daß ſich die Berge zweiter Bildung meiſtens an die Granit-Gebirge anſchmiegen, oder wenigſtens von denſelben wie die Aeſte eines Stammes ausgehen, ſagt er von den Vulcanen: „Die Vulcane ſcheinen die einzigen zu ſeyn, die mitten in ihrer Verwüſtung iſolirt da ſtehen müſſen, wie ein Deſpot unter den Schlachtopfern ſeines Zornes.“ Zum Beweiſe führt er die Vulcane Europa's, Aſiens und Africa's an, welche alle auf Inſeln oder Halbinſeln wüthen. Gegen dieſen allgemeinen Satz kann man einzig einwenden, daß die Vulcane von Arequipa, von Pichincha und Cotopari in America weſentlich mit der Gebirgskette der Cordilleras verbunden ſind. Dieſe Ausnahme wird ſich weiter unten aufklären, und zwar auf eine Art, die dem Leſer von dem ſcharfen Beobachtungsgeiſte des Verfaſſers eine glänzende Probe geben kann.

Ein nicht minder wichtiges Phänomen der Theorie der Berge iſt dem Verfaſſer, daß ſie — vielleicht mit Ausnahme der Vulcane — faſt alle unter ſich in Verbindung ſtehen. „Der Caucaſus, den man für das Muttergebirge anſehen muß, ſteht da wie ein ungeheurer Baum, deſſen Aeſte den ganzen Erdboden umfaſſen.“ Die Demonſtration dieſes Satzes iſt von äußerſter Wichtigkeit. Der Verfaſſer unterſtützt ſie mit den Beobachtungen eines Tott, Marſigli, Buache und Pallas.

Die außerordentliche Erudition deſſelben läßt dem Leſer nichts zu wünſchen übrig. Nicht nur führt er alles an, was ſich in den Werken alter und neuer Schriftſteller zum Beweiſe ſeiner Sätze vorfindet, ſondern er macht im Vorbeigehen den Leſer auch auf alles dasjenige aufmerkſam, was über die Materie, welche er abhandelt, geſchrieben worden iſt. So berührt er, ehe er ſeine Grundlagen einer neuen Cosmogonie aufſtellt, die Cosmogonien von Sanchoniaton, Plato, Orpheus, den Inſulanern von Celebes, Carteſius, dem Engländer Burnet, Whiſton, dem Naturaliſten Bourguet, Leibnitz, Sulzer und Pallas. Buffon widerlegt er weitläufig und gründlich. Er beweißt, daß dieſer große Natur-Forſcher ſeiner poetiſchen Einbildungskraft oft den Zügel dort ſchießen ließ, wo ihn nur die kalte Vernunft des Philoſophen hätte leiten ſollen.

Der Leſer wird ſich bald überzeugen, daß die Cosmogonie des Verfaſſers der Größe und Unermeßlichkeit der Natur weit angemeſſener iſt, als alle eben erwähnten, den Pentateuchus mit eingeſchloſſen. Ehe er uns in dieſelbe einweiht, ſtellt er einige Grundſätze auf, welche eine Anleitung geben können, um eine kleine Anzahl Epochen in dem Anfange der Welt zu beſtimmen. „Es iſt zuvörderſt ſehr einleuchtend — ſagt er — daß dieſe aus einer ſich unaufhörlich umſtaltenden Materie zuſam-

mengeſetzte Erdkugel einen Anfang gehabt hat. Da ſie nun, aus eigener Kraft, nur einer Gravitation auf die ſie umgebenden Himmelskörper fähig war, ſo mußte ſie vor ihrer erſten Revolution durch eine äußere Gewalt in die Tangente ihrer Bahn geſchleudert werden. — Und alles führt uns auf die Vermuthung, daß ſie in jener Zeit aus einem unendlich ausdehnenden, flüſſigen Weſen beſtand, und daß ihre Oberfläche vollkommen regelmäßig war."

Die Phyſik beweiſt, daß wenn der Erdball ein dichter Körper geweſen wäre, er durch die doppelte Bewegung um ſeine Are und um die Sonne eine vollkommne Sphäre gebildet hätte; weil er aber an den Polen zuſammengedrückt iſt, ſcheint er eine flüßige Materie geweſen zu ſeyn. „Dieſes Fluidum war entzündet, wie es die Natur der primitiven Beſtandtheile des Erdballes beweiſet, die deutlich von einem großen Brande zeugen."

Die Geſetze der Hydroſtatik lehren, daß jede flüßige Materie in radförmiger Bewegung eine Schwungkraft erhält, die im Verhältniſſe der Gewalt und der Schnelle ihrer kreisförmigen Bewegung iſt. Die nähmlichen Geſetze lehren, daß dieſe Kraft im Verhältniſſe der Maſſe des bewegten Körpers iſt. Nach dieſen Geſetzen kann man ſchließen, daß von dem Augenblicke, da die flüßige Materie, welche den Erdball bildete, aufhörte homogen zu ſeyn, ſie ſich um ihre Are nicht herum drehen konnte, ohne die dichteſten Theile auf ihre Oberfläche zu ſchleudern. Daher dieſe großen Unebenheiten der Erde, welche man montagnes primordiales oder Granit-Gebirge nennt. Auch die Flecken der Sonne laſſen ſich durch dieſe Theorie erklären. Doch wir verſparen die Anwendungen bis zu des Verfaſſers „Grundlagen einer neuen Cosmogonie", wo ſich dem Leſer ein ganz neuer Horizont eröffnet.

Die Erde konnte in ihrem flüßigen Zuſtande nicht verbleiben. Indem alſo die heterogenen flüßigen Theile erkalteten, näherten ſie ſich. Stufenweiſe ward die Erde von ihrer Oberfläche an bis zu ihrem Mittelpuncte ein dichter Körper. Während der Erkaltung des Erdballes geſchah die Trennung der Elemente. Die Beſtandtheile, welche durch ihre Feuerbeſtändigkeit der Heftigkeit des entflammten Erdballes widerſtanden, bildeten mitten in der flüßigen feurigen Materie ungeheure Maſſen. Jene aber, welche das Feuer volatiliſirte, trennten ſich von ihm. So ſtieg das Waſſer in Dampf aufgelöſt empor, und bildete eine den Cometen in ihrer Sonnennähe ähnliche Atmoſphäre. Beim Erkalten des inneren Erdballes zerfloß die unermeßliche Dampf-Atmoſphäre in Waſſer, ſtürzte auf die Erde, und ſo entſtand das Meer. Die Oberfläche unſerer Erde, welche — die Granit-Gebirge ausgenommen — von der vollkommenſten Regularität war, ward bald vom Ocean befurchet, den der Druck des Mondes, die Winde und ſeine eigenen Ströme in Bewegung ſetzten. „Aus dieſer allgemeinen Theorie ergeben ſich — ſchließt der Verfaſſer — zwei wichtige Thatſachen, von denen wir ausgehn werden, um einen Grund zu legen zu den Jahrbüchern der erſten Erd-Epochen. Die eine iſt die, daß die Organiſation der Erde durch das Feuer vor ſich ging — die andere, daß die Unebenheiten ihrer Oberfläche, die Granit-Ketten ausgenommen, durch das Waſſer entſtanden ſind." Das Waſſer konnte ſich mit den heterogenen Beſtandtheilen des Erdballes nicht vermiſchen, ohne ſie in Gährung zu bringen; „daher die leeren Räume, die Höhlen, die Aufſchwellungen und alle jene Krümmungen im Innern der Erde, welche Anlaß gaben zu den großen phyſiſchen Revolutionen, die ſie einſt erleiden, die ihre Bewohner berechnen aber auch ihre Opfer werden ſollten."

Zu dieſer Epoche konnte der innere Brand unſerer Erde die metalliſchen Beſtandtheile, welche ſie enthielt, in die ſenkrechten Spalten der Granit-Gebirge ſublimiren, wovon, viele Jahrhunderte nachher, das Gewäſſer einen Theil mit ſich fortriß, und die untergeordneten Erzgänge der Gebirge zweiter Bildung bildeten. Während dieſer Gährung im Innern der Erde grub ſich der Ocean ſein Bett. Seine Wellen, von den Granit-Gebirgen zurückgeſchmettert, vermehrten die Gewalt ſeiner Ströme. Neue Erhöhungen entſtanden in ſeinem Grunde durch ſtufenweiſe Lagen. Daher die große Menge der auf unſerer Erde verbreiteten Gebirge zweiter Bildung. Die ungeheure Waſſermaſſe drückte den Meeresgrund ſenkrecht und von der Seite, dadurch erfolgte der Einſturz einer Menge unterirdiſcher Höhlen voll Pyriten und Mineralien. Auf die Gährung dieſer brennbaren Beſtandtheile erfolgten ſchreckliche Exploſionen, welche vulcaniſche Inſeln erzeugten. Dieß ſind nach dem Verfaſſer die Phänomene der Oganiſation unſerer Erde, welche der Entſtehung des Menſchen vorhergegangen ſind. Wir ſchreiten nun zu ſeinen „philoſophiſchen Muthmaßungen über die Elementar-Weſen oder Grundlagen einer neuen Cosmogonie."

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachtrag zu dem Fragmente: Wittekind bei den Normannen.

Wilhelm Theobald Brortermann, der Verfaſſer dieſes Fragmentes, das Kenner gewiß mit Vergnügen geleſen haben, und zugleich mit Bedauern, daß es nicht mehr als Fragment iſt, ward 1771 zu Osnabrück geboren, und ſtarb, leider zu früh! im Jahre 1800 hier in München als herzoglich pfalzbaieriſcher Hofrath. Wir werden künftig einmahl den Leſern der Aurora biographiſche Notizen dieſes eben ſo genie- als kenntnißreichen und in jeder Hinſicht vortrefflichen jungen Mannes mittheilen, die den großen Verluſt zeigen werden, den die deutſche Litteratur durch ſeinen frühen Tod erlitten hat. Seine Durchlaucht der Herzog Wilhelm von Pfalzbaiern beſitzen ſeine nachgelaſſenen Schriften, außer demjenigen, was er verſchiedenen ſeiner Freunde mittheilte, und wir haben Hoffnung, daß das Publicum ſich in der Folge der Erſcheinung ſeiner ſämmtlichen nachgelaſſenen Papiere erfreuen wird. Ueber das mitgetheilte Fragment, oder vielmehr über das ganze Gedicht, das er bearbeitete, aber nicht vollendete, ſchrieb Brortermann im Jahre 1799 aus Landshut an einen Freund in München:

„Mit nicht minder herzlicher Freude und Dank nehme ich das Geſchenk an, welches Sie dem Schilterſchen Theſaurus haben beifügen wollen. Sonderbar! wie Sie auch hierdurch, durch Schatens Geſchichte nähmlich, gerade zu rechter Zeit einen Wunſch befriedigen, den ich nicht äußern konnte. Ein alter Plan zu einem erzählenden Gedichte, Die Sachſen, wovon Ihnen vielleicht das Fragment, Wittekind, aus meinen Gedichten *) bekannt iſt, beſchäftigt mich ſeit einiger Zeit von neuem. Der ungeheure drei und dreißigjährige Kampf zwiſchen Gewalt und Freiheit, oder vielmehr die ehrwürdigen Reſte, welche noch von der Heroen-Zeit meines Vaterlandes zeugen, jene furchtbaren Haine mit ihren Altären, jene Heldengräber auf einſamer Haide, jene Burgen, jene Schlachtfelder, jene Bäche, die noch von längſt vergoſſenem Blute ihre Nahmen führen **), haben mich ſchon in meiner Kindheit getroffen, und meiner ganzen Einbildungskraft ſich bemeiſtert. Jetzt in weiter und einſamer Entfernung von der geliebten Heimat lebt das alles wieder auf, ich rufe die Träume meiner Kindheit zurück, und es ergötzt mich, mit reiferem Geiſte und erweiterter Empfindung dieſen luftigen Weſen Geſtalt und Inhalt zu geben. So bin ich jetzt eben im Begriffe den erſten Geſang zu vollenden, den Sie bei unſerer Zuſammenkunft ſehen ſollen. Allein ein ſolches Gedicht ſollte, wenigſtens den Haupt-Momenten nach, auf wirklichem Grund und Boden, auf Geſchichte ruhen, und auch in minder wichtigen Umſtänden keinem bekannten Factum widerſprechen. Zum Unglück hatte ich von meinen vaterländiſchen Geſchichtbüchern, wie von meiner Bibliothek überhaupt, faſt nichts herüber gebracht. Denken Sie alſo, wie mir der Schaten willkommen ſeyn mußte!“

Wie viel Brortermann von dieſem Gedichte vollendet hat und ſich davon unter ſeinen Papieren befindet, können wir nicht beſtimmen; wie ſehr es zu bedauern iſt, daß er dieſes, Deutſchland angehörende Gedicht nicht vollendete, brauchen wir nicht zu ſagen.

D. H.

*) Dieſes Fragment befindet ſich in ſeinen 1794 zu Münſter bei Platvoet herausgekommenen Gedichten; iſt aber dort ganz anders behandelt, und in Jamben geſchrieben.

**) Man ſehe Möſers oßnabruckiſche Geſchichte, und Lodtmanns Monumenta Osnabrugensia, worin ſich eine treffliche Beſchreibung dieſer Denkmäler aus den Zeiten Wittekinds befindet.

Bemerkung.

Nach der Bemerkung eines witzigen Franzoſen haben die meiſten Weiber, wie die Gebirge in ihrer Formation, fünf Epochen in ihrer Liebes- und Lebensgeſchichte, die einen epiſchen Cyklus bilden, und für den Satz, daß die Endpuncte ſich berühren, ein unwiderlegbarer neuer Beweis ſind. Als Kinder lieben ſie jedermann, das iſt der erſte Zeitpunct. Bald fangen ſie an, ſich zu fühlen, ihr eigenes Verdienſt leuchtet ihnen ein, und ſie lieben ſich ſelbſt; zweiter Zeitpunct. Dann regt ſich ein unbekanntes Feuer in ihrer Bruſt; ſie lieben, ſie lieben ſehr, aber ſie wiſſen nicht was; dritter Zeitpunkt. Endlich löſt ſich ihnen das Räthſel, der Verſtand kommt dem Gefühle zu Hilfe, ſie lieben Einen; vierter Zeitpunct. Bei vielen fängt nach dieſem noch ein fünfter Zeitpunct an, in welchem ſie wieder in den Zuſtand der Kindheit gerathen, und entweder Pamphilien oder Pantheiſtinnen werden.

1825. Nro. 47.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 22. April.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Philoſophiſche Geſchichte der Welt in ihrem Anfange.

(Fortſetzung.)

Nach dem Verfaſſer ſollte ſich eine philoſophiſche Geſchichte der, vor der Entſtehung des Menſchen ſo ungeheuer lange vorhergegangenen, Zeitalter an die Grundſätze der entworfenen Theorie unſers Erdballes halten; allein unſer Geiſt kennt keine Schranken. Von Ungewißheit gequält will er das Vergangene, von dem keine Spur mehr übrig iſt, und die Zukunft, welche er nie erreichen wird, umfaſſen. Ihm iſt in dieſer Rückſicht eine Offenbarung, die ihm Furcht erweckt, lieber als ſeine Unwiſſenheit, die er zu geſtehen errötbet — ein irriger Glaube lieber als vernünftige Zweifel.

Er ſtellt einige muthmaßliche Ideen auf, welche alle iſolirte Zweige ſeiner Theorie mit einander verbinden ſollen. Doch zieht er dabei ſo viel möglich die Phyſik zu Rathe, um aus dieſen Dogmen eine Art philoſophiſcher Offenbarung zu machen.

Um uns kurz zu faſſen, werden wir ſeine Hauptſätze anführen, und den Leſer auf ſeine, aus der Erfahrung, der Phyſik und den Beobachtungen der Aſtronomie geſchöpften Beweiſe um ſo mehr hinweiſen, da ſie uns zugleich einen Begriff von der Größe des Geiſtes geben, der ſo muthvoll in dem Abgrunde des Unendlichen vordringt.

„Vor unſern Augen — ſagt er — liegt der Stoff, aus dem alle Sonnen-Syſteme, von unſerm kleinen Erdball an bis zum Sirius, zu beſtehen ſcheinen, und wir ſtreiten noch darüber, ob die Bewegung ihm weſentlich iſt. Das erſte wird ſich in der Folge aufklären, das zweite, die Bewegung der Materie, das iſt ſeine eigene Energie, läßt ſich vermuthen. Man kann von der unglaublichen Schnelligkeit der Lichtſtrahlen, von der unermeßlichen Menge Sonnen-Syſteme, Cometen u. ſ. w., die im Schöpfungsraume rollen, auf dieſe Energie der Materie ſchließen. Man muß daher über die Kühnheit derer erſtaunen, die eine Cosmogonie nach der andern herſtellen, und ſich nun einbilden, ſie kennen die ganze Maſchine des Weltalls mit ihrem millionenfachen Räderwerke.“

„Steigen wir von den unerreichbaren Regionen des Firmaments auf unſern Erdball, ſo vermehrt ſich unſere Verzweiflung, die erſte Triebfeder je zu entdecken. Eine kühne, und dabei umſichtige Philoſophie lehrt uns vorerſt, daß im Anfange alles in der Natur homogen war. Es gibt alſo nur einen erſten Grundſtoff, und dieſer iſt das Weſen der Materie, l'essence de la matière. Um zu dieſer Essence de la matière zu gelangen, muß man ſie bis zur letzten Periode ihrer Tenuität verfolgen.“

Je mehr ſich ein Körper verdünnt, je mehr Schnellkraft erhält er. Die Luft iſt unendlich elaſtiſcher als das Waſſer, das Feuer hat eine unvergleichbar größere ausdehnende Kraft als die Luft. Daraus folgt, daß die Bewegung nie ſo mächtig iſt, als bei Körpern, die ſich der Elementar-Organiſation nähern. „Wer alle Vorurtheile ablegt, ſollte beinahe glauben, als ſey in der Sprache der Philoſophie das Wort Bewegung ſynonim mit dem Worte Grundſtoff der Materie. — Wenn die Bewegung vor allem das Attribut der Materie in ihrer letzten Theilungs-Periode iſt, und wenn dieſe Kraft in unbemerklichen Abſtufungen, jedoch ohne ſich zu verlieren, abnimmt, bis daß ſie die in einer großen Maſſe vereinigten Körper, die Erde oder den Jupiter zum Beiſpiel erreicht; ſo folgt daraus, daß jene Cosmogonien-Schmiede, die die Materie unthätig und leidend machen, dem Nichts Leben zutheilen. Ein Körper, der getrennt iſt von dem Attribut, ohne welches man ihn nicht denken kann, iſt ein offenbarer Widerſpruch. Die Modificationen der Materie ſind mit jedem Augenblicke verſchieden; die gemiſchten Körper löſen ſich auf, alles Zuſammengeſetzte in der organiſchen Natur wird verwandelt; ſeine Exiſtenz ändert ſich, aber ſeine Weſenheit bleibt ewig."

Wohin dieſe Theorie führt, ſieht der Philoſoph. Sie war von dem großen Newton geahndet, da er in ſeiner Optik ſagt, daß ohne Bewegung keine Natur wäre. Das Urweſen, mit deſſen Weſenheit die Bewegung verflochten iſt, und aus dem alle Körper in der Natur hervor gehen, nennt der Verfaſſer Elementar-Feuer, um es dadurch von dem gewöhnlichen Feuer zu unterſcheiden, welches immer mehr oder weniger mit heterogenen Theilchen geſchwängert iſt. Alles iſt mehr oder weniger von dieſem Elementar-Feuer durchdrungen. Ohne daſſelbe wären auf unſerm Glob kein Waſſer, keine Pflanzen, keine lebenden Weſen u. ſ. w. Der Verfaſſer führt phyſicaliſche Experimente an, welche beweiſen, daß dieſes Elementar-Feuer ſelbſt von Natur träg und paſſiv ſcheinende Körper durchdringe.

Alle neueren naturhiſtoriſchen Entdeckungen beweiſen, daß unſere Erde, unſere Mineralien und vermiſchten Subſtanzen nichts als ein verhültes Glas ſind. Unter allen Körpern gibt es keinen, der mehr vom feurigen Fluidum durchdrungen iſt, als das Glas; das electriſche Feuer iſt einer ſeiner Beſtandtheile. Franklin ſagt: „ich vermuthe, daß das Glas aufhören würde, Glas zu ſeyn, wenn man ein Mittel fände, das Elementar-Feuer davon zu trennen. Man würde die Subſtanz erſchöpfen, und der Modus wäre vernichtet."

„Alles alſo, was in den weiten Wüſten des Raumes exiſtirt, war urſprünglich Feuer. Dreißigjährige Nachforſchungen haben mich auf dieſes Reſultat geführt, und ich muß den Inhalt mehrerer Bände auf wenige Blätter niederſchreiben. — Aber ſeitdem auf eine wunderbare und uns unerklärbare Art aus einem homogenen Ganzen eine unzählige Menge heterogener Weſen entſtanden iſt, ſeitdem finden wir dieſes Elementar-Feuer nirgends mehr in ſeiner urſprünglichen Reinheit. Seinem Urſprunge aber nachſpüren zu wollen iſt höchſt abſurd. Es iſt da, alſo war es immer da; denn wie wäre es aus Nichts ins Seyn getreten, und was heißt dem Philoſophen Nichts?" Der Verfaſſer ſtellt eine Art von Communications-Leiter zwiſchen dem nur noch denkbaren Elementar- und dem ausgearteten Feuer auf, welches alle der Zergliederung unterworfenen Körper in ſich enthalten. Dieſer Zwiſchen-Theorie verdankt er die Lichtſtrahlen, welche die Nacht ſeiner Cosmogenie erleuchten ſollen. Ein Haupt-Attribut des Elementar-Feuers iſt ſeine Flüßigkeit. Seine Atomen ſind ohne Zuſammenhang. Alles überredet, daß es der einzige ſelbſtſtändige flüßige Körper iſt. Dieſer Grundſtoff ſcheint alle ſich organiſirende Körper zu verhindern, eine Maſſe zu bilden. „Wenn man um ſich ſieht, ſo koſtet es einem Mühe, ſich ein weſentliches Flüßiges zu denken; aber wenn man die Quellen finden will, muß man auch über die Grenzen der jetzigen Welt hinaus gehen. Alle Elemente mußten weſentlich flüßig ſeyn, weil ſie weſentlich homogen waren. Erſt in der Folge der Zeit und durch Fermentation, indem ſie den Körpern als Vehikel oder als Auflöſungsmittel dienten, werden ſie zuſammengeſetzt. Wir dürfen daher von ihrer jetzigen Exiſtenz nie auf ihre urſprüngliche ſchließen, ſondern unſere Einbildungskraft muß vielmehr dieſe Chryſalide zu zerſetzen und darin die Ueberreſte des Wurmes und das keimende Leben des Schmetterlinges zu finden wiſſen."

Wir ſehen uns genötbigt, noch einige Stellen wörtlich auszuheben, ehe wir in das erhabene Weltgebäude, das der Verfaſſer aufſtellt, eintreten; indem dadurch klar wird, daß daſſelbe eher auf ſoliden Grundſätzen als Hypotheſen beruhe. „Die Energie des Feuer-Princips läßt ſich nur durch die Expanſiv-Kraft erklären, welche macht, daß es in der ganzen Sphäre des Weltalls ſtets von ſeinem Mittelpuncte aus nach dem Umkreiſe dringt. Dieſe Kraft iſt jener der Körper ſchnurgerade entgegen

geſetzt, indem dieſe ſich mit allen Puncten ihrer Oberfläche nach dem Mittelpuncte neigt. — Ueberall wo das Urprincip ſeine Energie auslaſſen kann, wird die Gravitation zu nichte; wo es aber dominirt wird, entwickelt ſich die anziehende Kraft. — — Beide Kräfte ſind in ewigem Widerſtreite, und auf dieſem Kampfe beruht das Gleichgewicht des Weltalls.." In dieſen Sätzen liegt die Theorie ſeines Weltgebäudes. Das Elementar-Feuer entſchleuderte ſeinem Schoße die heterogenen Körper, die ſich zu vereinigen ſtrebten. So wie daſſelbe abnahm, verlor es die Intenſität ſeiner ausdehnenden Gewalt. Da es noch in ſeiner erſten Reinheit war, konnte es die noch im Raume flammenden Sonnen entwerfen. Jetzt, da es entartet iſt, hat es kaum noch die Gewalt, aus ſeinen Scheiben die Anhäufungen heterogener Flüſſigkeit zu ſchnellen, welche man ſchlechtweg Flecken nennt, obſchon ſie oft dreimahl größer als unſere Erde ſind.

Newtons Theorie lehrt, daß die Gravitation um ſo nachdrücklicher iſt, je mehr die Körper, auf welche ſie wirkt, in Berührung ſind. Er berechnete, daß dieſe Gewalt in dem Grade abnehme, als die Fixität derſelben geringer wird, und daß ſie durch die große Entfernung der Theilchen ganz aufhöre. Von einer anderen Seite ſucht die Hypotheſe des Verfaſſers zu beweiſen, daß die ausdehnende Gewalt des Feuers, ſo wie ſie ſchwächer wird, die Grenzen der Gravitation erreiche. „In der großen Weſenverkettung gibt es alſo ein Fluidum der Zwiſchenräume, wo das Feuer ſowohl als die Schwerkraft zugleich in einem Zuſtande der Unthätigkeit ſind, und von der Exiſtenz dieſes Fluidums hängt die Auflöſung eines Problems ab, welches man bisher noch immer für unauflösbar hielt. Die Cometen beſchreiben ihre Parabel und die Planeten ihre Ellipſe in einem Medium, welches die Aſtronomen noch nicht zu beſtimmen wagten; denn iſt der Raum nicht leer, ſo ſetzt er den Geſtirnen einen Widerſtand entgegen, der nach und nach die Elemente ihrer Bahnen zerſtört, und am Ende den Untergang der Welten herbei führen muß. Der Mond muß dann auf die Erde fallen, die Erde in die Sonne, und die Sonne ſelbſt mit allem ihrem Gefolge in das Central-Syſtem, um welches ſie ſich dreht. — Von der anderen Seite iſt das Vacuum der Newtonianer, grammaticaliſch-philoſophiſch zu reden, ein Wort das keinen Sinn hat; denn es iſt ſynonim mit Nichts, und das Nichts kann ſich nicht definiren laſſen, und taugt alſo auch zu keiner Erklärung. — Aber dieſe finſtere Nacht verſchwindet in dem Augenblicke, wo man an die Grenzen des Feuer- und Attractions-Reiches das ätheriſche Fluidum ſetzt, in dem ſich die Himmelskörper bewegen." Seine Gedanken hierüber ſind merkwürdig, und wir weiſen den Leſer darauf hin. Eine Betrachtung des Verfaſſers verdient vorzüglich unſere Aufmerkſamkeit: „Das Feuer-Princip — ſagt er — hat ſich der Heterogeneität außerordentlich genähert, und man muß geſtehen, daß die attractive oder Central-Kraft über die expanſive recht ſehr die Oberhand gewonnen hat." Die Demonſtration iſt überredend, und macht die einſtige Auflöſung unſeres Erdballes wahrſcheinlicher, als was von Schwärmern und After-Philoſophen über ihren Untergang iſt vorher geſagt worden. Der Verfaſſer fügt dieſe Worte hinzu: „Ich wage es nicht, die Reſultate meiner Grundſätze jetzt aufzuſtellen, noch zu ſagen, daß man, um dem mit der Ewigkeit gleichzeitig Scheinenden eine Dauer anweiſen zu können, vorausſetzen müßte, das expanſive Flüßige habe im erſten Anfange allein den unermeßlichen Raum erfüllt. Man müßte hinzu ſetzen, daß die Gravitation jetzt größere Macht habe, als das Feuer-Princip, und deßhalb voraus ſagen, das die jetzige Ordnung der Dinge, ſobald ſeine Macht ganz null ſeyn wird, vernichtet werden, und eine andere aus ihren Trümmern hervor gehen müſſe."

Nach obigen vorausgeſchickten Sätzen zeigt der Verfaſſer die Unendlichkeit des Weltalls in einer Größe, die auch die kühnſte Imagination niederſchlägt. Die Beobachtungen eines Halley, Keppler, Caſſini, Newton, Galilei, Herſchel, Lambert, Euler, Hungens, Tychs Brahe, Copernic, Baillo, Lalande, Wilſon, de la Hire, Le Monnier, Maraldi und vieler anderer berühmter Aſtronomen finden ſich mit ſeinen eigenen Beobachtungen in einem Brennpuncte vereinigt. Von den Sonnenflecken leitet er die Organiſation unſeres Welt-Syſtemes her. Nach Anführung und Verwerfung der Meinungen mehrerer Aſtronomen über dieſes Phänomen ſagt er: „Es verhält ſich mit den meiſten Grundſätzen der Phyſik wie mit dem Ei des Columbus. Die einfachſte Idee iſt gewöhnlich die wahre, aber ihr folgt man immer am letzten, und der Menſch ſcheint gleichſam dazu verdammt, erſt alle Irrthümer zu erſchöpfen, ehe er zur Wahrheit gelangt. — Sehr natürlich war es zu denken, ein ſo expanſives Fluidum als das Feuer müßte in einem, ſich ſchnell um ſeine Are drehenden, Weltkörper die ſich dort bildenden heterogenen Maſſen aus ſeinem Schoße hinaus auf die Oberfläche ſchleudern, gleichſam wie den Metall-Schaum. Dieſe Hypotheſe iſt aber auch die einzige, mit welcher die Erſcheinung der Flecken ſich vereinigen läßt. — Es gibt, wie ich ſchon angedeutet habe, Flecken in der Sonne,

welche beinahe in ihrer Entſtehung wieder verſchwinden; andere, welche ſich in der Entfernung, in die ſie geworfen werden, erhalten, und mehrere Umwälzungen der Sonne um ihre Axe erleben; aber man muß ſich auch noch ſolche denken, die, einer größeren anziehenden oder tangentiellen Kraft gehorchend, eine Zeitlang zwiſchen dem Mercur und dem Mittelpuncte unſers Syſtemes eine planetenähnliche Bahn beſchreiben können." Hierdurch erklärt ſich die Entſtehung der Planeten aus dem Schoße der Sonne. Es würde zu weit führen, uns in eine detaillirte Auseinanderſetzung der Gedanken des Verfaſſers, die ſich wie Fluthen eines Waſſerfalles drängen, einzulaſſen. Den Scharfſinn des Leſers laſſen wir die Nebenzweige ſeiner Theorie errathen, und folgen dem Strome, der uns zur Hauptſache fortreißt.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Beitrag zur Geſchichte des Theaters.

Den 16. Auguſt 1621 ward zu Strasburg ein Schauſpiel gegeben, betitelt:

Haupt- und Staats-Action von Ausführung der Kinder Iſrael aus Aegypten, eine Tragico Comedia.

wobei ſich mehr als zehen tauſend Zuſeher einfanden, und daher ſogar die Dächer im Collegium ausgebrochen wurden, um dem nach dieſem Orte des Schauſpieles ſtrömenden Volke Raum und Gelegenheit zu geben, alles ſehen und bewundern zu können.

Nach einer gedruckten Schrift, welche von den bei der Inauguration der ſtrasburger hohen Schule veranſtalteten Feierlichkeiten handelt, ward das Schauſpiel auf folgende Art aufgeführt:

Zu Eingang der Comödi hat ſich, nachdem man zuvor etliche Trompeten tapfer ertönen laſſen, auch Keſſeltrommlen (Pauken) dabei geſchlagen, erſtlich der Rhein mit ſeinen drei Mägden, deren die eine den Illſtrom, die andere die Kinzig, die dritte die Preuſch geweſen, präſentirt, und den Zuhörern angezeugt, daß die Comödi Gott, dem römiſchen Kaiſer, dem Kurfürſten von Mainz und Landgraf Ludwigen von Heſſendarmbſtadt zu Ehren gehalten werde. Hernach iſt bei dieſer Action denſelben Tag ſehr luſtig zu ſehen geweſen, die Extränkung der Iſraelitiſchen Kinder in Egypten, der ſtarke Frohndienſt der Iſraeliten, der brennende Buſch, die Verwandlung des Stabs Moſis in eine Schlang, und die Verwandlung der Schlangen in einen Stab, die Verwandlung des Waſſers in Blut, die Fröſch, die Leuß und die dicke Finſternuß, der Hagel und Ungewitter, die Wolkenſeul und feurige Seul, wie auch das rothe Meer, durch welches die Kinder Iſrael truckes Fuß durchgangen, Pharao aber und ſeine Zugehörigen ſampt Pferden und anderm verſchlucket worden: Item der Chor der Egyptier, wie ſie ihre Abgötter angebetet, und dann der Chor der Iſraeliten, wie ſie ihrem einigen Gott gedanket, da ſich dann in jeglichem Chor mehr als zwei hundert Perſonen befunden.

Den folgenden Tag als den 17. Auguſti wurde der andere Theil der Comödi vorgenommen, da man dann gar zierlich repräſentiret den Felſen, an welchen Moyſes geſchlagen, daß Waſſer heraus gelaſſen, die Gebung der zehen Gebot Gottes auf dem Berge Sinay, die Aufrichtung des guldenen Kalbs, umb welches die Kinder Iſrael getanzet, die Anordnung des Levithiſchen Geſetzes, Gefäß, Ceremonien und Inſtrumenten, die Aufſperrung der Erden, welche Core, Dathan und Abiron verſchlucket, und in ſich gefreſſen hat, Bileams Eſelin, welche geredet, die Aufrichtung der ehrinen Schlangen, allerhand Opfer und unterſchiedliche koſtbare Feuerwerk. Die agirende Perſonen ſind auf das zierlichſte angethan und geſchmückt, und mehr als für hundert tauſend Rh. Thlr. Kleidung und Schmuck auf dem Theater geweſen.

Enthielt nun dieſe vor beinahe zwei hundert Jahren gegebene Oper nicht alles das, und ſtellt ſie nicht mit Maſchinen und Prachtaufwande alle jene Täuſchungen, Gaukeleien und allen Unſinn vollkommen dar, welche in unſerer Zeit an den ſo beliebten Opern: Die Zauberzither; der Spiegel von Arcadien; die Zaubertrommel; Oberon u. ſ. w. bewundert werden? —

L.

Sinnſprüche des H. Cardanus aus ſeinen dictis familiaribus.

Ein verſtändiger Freund iſt das Zeugniß des eigenen Verſtandes.

Heuchler rathen, Freunde helfen im Unglücke.

Die über verborgene Dinge ſchreiben, gleichen denjenigen, die gern Kruſten eſſen; um geringe Luſt haben ſie viel Mühe.

Drei Dinge bringen bei dem Menſchen die größten Veränderungen hervor: Alter, Ehrenſtellen und Weiber.

Lieben und ein geſcheuter Mann bleiben, iſt nur den Göttern gegeben.

1805. Nro. 48.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 24. April.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Schilderung Wiens aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Der Ueberſetzer glaubt, daß man die hier folgende Schilderung von Wien, die der berühmte Aeneas Sylvius, nachheriger Papſt Pius II. im Jahre 1453 niederſchrieb, nicht ohne ein gewiſſes Intereſſe leſen wird; obgleich ſich jetzt nach Jahrhunderten ſchwerlich entſcheiden läßt, ob und wie viel er der Sache zu viel gethan habe. — Daß aber ein Mann, der, nach dem Zeugniſſe ſeines Biographen, mit dem Anbruche der Morgenröthe aufſtand und arbeitete, der mit weniger und gewöhnlicher Speiſe zufrieden, nie für ſich etwas beſonderes begehrte, der ſehr wenig Wein trank, beſtändig beſchäftigt, oft noch im Bette, anderen dictirte, und ſich nur fünf Stunden Ruhe geſtattete — daß dieſer über manches ſeiner Lebensweiſe gerade Entgegengeſetzte etwas ſtrenge urtheilen mußte, iſt leicht zu begreifen und zu verzeihen. — Uebrigens war er, wie bekannt iſt, ein Mann von hellem Geiſte und vieler Kenntniß, dem es zugleich als Hof-Canzler des Kaiſers Friedrich IV. — wenn vielleicht auch an Unbefangenheit — doch nicht an Gelegenheit zu richtigen Bemerkungen fehlen konnte.

„Der Umfang der Mauern von Wien wird auf zwei tauſend Schritt gerechnet; allein die Vorſtädte ſind ſehr groß, mit einem breiten Graben und einem Walle verſehen. Die Stadt ſelbſt hat zuerſt ſtarke Verſchanzungen, dann hohe Bruſtwehren, und endlich noch höhere und abſchüſſige Mauern mit vielen Thürmen und trefflichen Bollwerken. — Die Häuſer der Einwohner ſind groß und ſchön, durchaus von Stein, und von einer feſten und ſoliden Bauart. Ihre Höhe gewährt einen prächtigen Anblick; nur iſt es Schade, daß die meiſten mit Holz und wenige mit Ziegeln gedeckt ſind. Sie ſind von außen und innen bemalt, allenthalben glänzen die Glasfenſter und die meiſtens eiſernen Thüren, woraus der Geſang von vielerlei Vögeln erſchallt; im Inneren gibt es des ſauberen Geräthes eine Menge, und in jedem Hauſe glaubt man in das Haus eines Fürſten zu treten. — Das Pflaſter der Straßen beſteht aus einem harten Steine, dem die Räder der Laſtwagen nicht leicht ſchaden. — Gott und ſeinen Heiligen ſind große und prächtige Tempel erbauet aus gehauenen Steinen und mit bewundernswürdigen Säulenreihen. Die vielen Reliquien ſind reich mit Silber, Gold und edeln Steinen beſetzt, die Kirchenzierathen ſind außerordentlich, und alles Geräthe koſtbar. Die Prieſter haben einen Ueberfluß an Gütern, und der Erſte der Geiſtlichkeit an der Stephans-Kirche ſteht einzig unter dem Papſte. Von dem Bettel-Orden gibt es vier Klöſter, die hier aber weit vom Ver-

teſtande entfernt ſind; die Schotten indeſſen und die Canonici regulares des heiligen Auguſtinus werden für unermeßlich reich gehalten. Unter mehreren Nonnenklöſtern iſt hier eines zum heiligen Hieronymus, worin Huren, die ſich bekehrt haben, aufgenommen werden, und die Tag und Nacht Hymnen in deutſcher Sprache ſingen. Kehrt eine zu dem alten Laſter zurück, ſo wird ſie in die Donau geworfen; allein ſie führen ein ſo keuſches und heiliges Leben, daß man ſelten mehr ein übles Gerücht von ihnen hört.

Auch iſt hier eine hohe Schule der freien Künſte, der Theologie und des päpſtlichen Rechtes; allein ſie iſt noch neu, und erſt von Urban VI. geſtattet worden. Der Zuſammenfluß der Studirenden aus Ungarn und Süd-Teutſchland iſt groß, und es haben ſich hier zwei vortreffliche Theologen befunden, Heinrich von Heſſen, der zu Paris gebildet, bei Errichtung der Univerſität hierher kam, und Nicolaus von Dinkelsbühl aus Schwaben, ein braver und durch ſeine Gelehrſamkeit berühmter Mann. Jetzt befindet ſich hier Thomas Haſſelbach, ein nicht unberühmter Theolog, der viele nützliche Geſchichten geſchrieben haben ſoll, und deſſen Gelehrſamkeit ich rühmen würde, wenn er nicht bereits zwei und zwanzig Jahre über das erſte Capitel des Eſaias geleſen hätte, ohne noch damit zu Ende gekommen zu ſeyn. — Der größte Fehler dieſer Schule iſt, daß man ſich zu viel und zu lange mit der Dialectik, dieſer unnützen Kunſt, abgibt; wer den Magiſter-Titel erhalten will, wird beinahe allein darüber geprüft, wobei er zugleich einige Versarten und einige von anderen geſchriebene Briefe — ungeſchickt genug — auslegen muß, indem ſie Muſik, Rhetorik und Arithmetik nicht achten, und die eigentliche Redekunſt und Poeſie ihnen durchaus fremd iſt. — Ihr ganzes Studium beſchränkt ſich auf Auszüge und leere Spiegelfechtereien, nichts Gründliches, aber vielerlei. Selten findet man jemand, der die Schriften des Ariſtoteles oder anderer Philoſophen beſitzt, ſondern man behilft ſich durchgängig mit Commentarien. — Ueberhaupt gehen die Studirenden, lüſtern nach Wein und guten Speiſen, meiſtens den Vergnügungen nach, ſie befinden ſich ohne alle Aufſicht, ſchwärmen Tag und Nacht umher, machen den Bürgern allerhand Unheil, werden zuletzt durch die Verführungen der Weiber ganz verdorben, und ſelten Gelehrte.

Die Bevölkerung der Stadt wird auf fünfzig tauſend Communicanten gerechnet. Wie viele Lebensmittel tagtäglich eingeführt werden, iſt unglaublich. Es kommen ganze Wagen mit Eiern und Krebſen beladen, Fleiſch, Fiſche, Geflügel ohne Zahl, und ſobald es anfängt dunkel zu werden, iſt doch alles verkauft und nichts mehr zu finden. Die Weinleſe wird hier auf vierzig Tage verlängert, an jedem Tage werden drei hundert Wagen mit Wein zu zwei ja drei verſchiedenen Mahlen herein gebracht, und täglich tauſend zwei hundert Pferde zu den Arbeiten der Weinleſe gebraucht. Zugleich haben die umliegenden Ortſchaften die Erlaubniß, bis zum Feſte des heiligen Martinus Wein nach der Stadt zu bringen; und man macht ſich keine Vorſtellung davon, welch eine Menge herein kommt, der entweder in Wien ſelbſt vertrunken, oder auf der Donau den Strom hinauf mit vieler Mühe ins Ausland verſchickt wird. Von dem Weine, der maßweiſe verkauft wird, erhält der Fürſt den zehnten Pfennig; und dieſe Abgabe trägt der Cammer jährlich zwölf tauſend Gulden ein, außer welcher die Bürger wenig abgeben haben. —

Uebrigens gibt es in dieſer großen und berühmten Stadt vielen Unfug (multa enormia). Tag und Nacht fallen Händel vor, die zu ordentlichen Gefechten werden; dann ſtreiten die Künſtler gegen die Studenten, bald dieſe gegen jene, bald andere Handwerker gegen andere. Selten geht irgend eine Feſtlichkeit ohne einen Todtſchlag zu Ende; Schlägereien ſind etwas gewöhnliches. Wo Streit entſteht, iſt keiner, der die Streitenden aus einander bringt, und weder der Fürſt noch der Magiſtrat thun dieſem Uebel, wie es doch billig wäre, Einhalt.

Weinverkauf im Hauſe ſetzt in der öffentlichen Achtung nicht herunter. Faſt alle Bürger haben einen Weinſchank, laſſen Stuben heitzen, legen Küchen an, locken Trinkluſtige und Huren hinein, und geben dieſen einige Speiſen umſonſt, damit ſie deſto mehr trinken, aber auch zugleich kleineres Maß. Das gemeine Volk iſt gefräßig, lebt ſeinem Bauche, und verzehrt am Sonntage, was es mit Mühe in der Woche verdient hat: ein zerriſſener, widerlicher Hauſe! — Die Anzahl der Huren iſt ſehr groß, und ſelten iſt eine Frau mit einem Manne zufrieden. Kommen die Adeligen in bürgerliche Häuſer, ſo ſprechen ſie mit den Frauen allein, die Männer tragen Wein auf, gehen aus dem Hauſe, und weichen den Adeligen. Die meiſten Mädchen wählen ſich Männer ohne Vorwiſſen der Aeltern, und die Wittwen heirathen noch in der Zeit der Trauer, ſo wie es ihnen gefällt. Es gibt wenige in der Stadt, deren Vorältern die Nachbarſchaft nicht gekannt hat: alte Familien ſind ſelten, die meiſten ſind Fremde oder Neulinge. Reiche abgelebte Kaufleute heirathen junge Mädchen, und laſſen ſie bald als Wittwen zurück; dieſe nehmen ſich aus den vertrauten

Hausgenoſſen, mit denen ſie gewöhnlich ſchon in der Ehe auf einen guten Fuß ſtanden, Jünglinge zu Männern, und ſo wird mancher heute reich, der geſtern noch ein armer Schlucker war. Im entgegengeſetzten Falle nehmen dieſe, wenn ſie die Frau überleben, ſich wieder eine andere, und ſo geht das Weſen im Cirkel fort. Selten folgt der Sohn dem Vater in ſeinen Gütern; denn nach den hieſigen Geſetzen fällt die Hälfte des Eigenthumes dem überlebenden Theile in der Ehe zu, und zugleich ſind alle Vermächtniſſe freigeſtellt, ſo daß Männer den Frauen und Frauen den Männern das Ibrige vermachen können. Aus dieſer Urſache gibt es hier viele Erbſchleicher, die es durch Schmeicheleien bei alten Leuten dahin bringen, daß ſie zu Erben eingeſetzt werden. Auch ſagt man, daß ſolche Weiber hier nicht ſelten ſind, die diejenigen Männer, welche ihren Frauen beſchwerlich fallen, mit Gift auf die Seite bringen. Bekannt iſt es, daß oft Bürger, die ihren Frauen mit Worten gedroht, weil ſie Liebhaber bei Hofe hatten, von den Adeligen erſchlagen worden ſind. Ueberhaupt leben dieſe ohne beſtimmte Geſetze (scripta lege), indem ſie behaupten, daß ſie ſich nur nach altem Herkommen zu richten haben, welches ſie drehen und auslegen, wie es ihnen gefällt. Das Recht iſt durchgängig käuflich; wer bezahlen kann, ſündigt ohne Strafe, und nur Arme und Dürftige werden von den Gerichten hergenommen. Oeffentliche Eidſchwüre werden ſtreng gehalten, aber was als unbeſchworen geläugnet werden kann, hat keine Kraft. Der Bannfluch (excommunicatio) wird nur in ſo weit gefürchtet, als er einen böſen Ruf verurſacht, oder zeitlichen Schaden bringt. Alle geſtohlene Sachen, die bei einem Diebe gefunden werden, fallen dem Richter zu. — Die Feiertage werden wenig nach dem Sinne der Religion gefeiert, an jedem feſtlichen Tage wird öffentlich Fleiſch verhandelt, und das Fuhrweſen ſteht an keinem ſtill.

Außer Wien gibt es im Oeſtreichiſchen noch viele, aber wenig berühmte Städte. Die Anzahl der reichen und mächtigen Barone iſt groß, worunter die Grafen Schaumburg und Maitburg die vornehmſten ſind. An Gütern ſollen dieſe die von Tuals, Lichtenſtein und Puchau noch übertreffen, ſo wie die Puffendorf, Starenberg, Ebersdorf, Ekartzauer und Hohenberg keinen geringen Nahmen haben, gegenwärtig aber werden die Cytzinger, obgleich ſie noch ſehr neu ſind, an Reichthum und Anſehen unter die Erſten gezählt.“

Ueber die Vortheile der Enneadik oder des Novennal-Zahlen-Syſtems.

(Aus einer in der Oſtermeſſe bei Cotta in Tübingen erſcheinenden und dem durchlauchtigen Kurprinzen von Baiern gewidmeten philoſophiſch-mathematiſchen Abhandlung des Frhrn. v. Aretin.)

Es iſt ſchon oft bemerkt worden, daß durch Tabellen und Schemate nicht nur das Studiren erleichtert, ſondern auch die Wiſſenſchaften ſelbſt befördert werden. Es wird uns dadurch eine Ueberſicht verſchafft, die uns oft auf ganz neue Beobachtungen führt, und man könnte hinzu ſetzen, daß der uns unbekannte Geiſt, der die ganze Natur regiert, wahrſcheinlich hierbei nach ſolchen Schematen verfährt.

Das Einmahleins hat man zum Beſten der Jugend in eine Tabelle gebracht. Derjenige, der dieſe Methode zuerſt anwandte, ahndete wohl nicht, was für einen Schatz von Kenntniſſen er dadurch aufſchloß, und Tauſende haben das Schema in Händen, ohne ſeine verborgenen Eigenſchaften zu kennen, oder auch nur zu vermuthen.

Ich rede hier nicht von den Verhältniſſen, welche in der Stufenfolge der Zahlen ſelbſt liegen, obwohl auch ſie noch nicht ganz allgemein nach Würde benutzt ſind; alles dieſes übergehe ich, und wende mich, indem ich das Schema nicht als das Einmahleins, ſondern als eine Tabelle der Progreſſion anſehe *), zur Betrachtung der inneren Zahlenverhältniſſe, auf welche mich die bekannte Betrachtung aufmerkſam gemacht hat, daß alle durch Multiplication mit 9 entſtandene Producte, wenn man die einzelnen Zahlen, durch welche ſie ausgedrückt werden, addirt, wieder die Zahl 9 ausmachen. Gewiß gibt dieſe Beobachtung zu ſonderbaren Betrachtungen Anlaß, und man muß ſich verwundern, daß der ſcharfſinnige oder durch den Zufall beglückte Mann, der ſie zuerſt machte, hier ſtehen geblieben iſt. Ich habe den Verſuch weiter getrieben, und verſchiedene merkwürdige Entdeckungen waren die Reſultate meiner Nachforſchungen. Für die wichtigſte davon halte ich die Erfindung einer algebraiſchen Formel, durch welche das Verhältniß der arithmetiſchen Form zur Materie,

*) Die Tabelle über das Einmahleins entſteht nähmlich, wenn man die neun Zahlen nach ihrer Progreſſion betrachtet, da jede Zahl erſt um eine, dann um zwei, dann um drei und ſo immer um eine höher ſteigt. Der Beweis dieſer Entſtehung des Einmahleins-Schema aus den Progreſſionen und meiner Benennung des Schema als eine Progreſſions-Tabelle, nicht als das Einmahleins-Schema, liegt darin, daß, wenn ich dieſelbe einfache Progreſſion mit 2 oder 3 u. ſ. w. anfange, alle in der Folge angegebenen Reſultate ſich ebenfalls zeigen.

oder mit anderen Worten — des Nominal-Ausdruckes der Zahlen zu ihrem Real-Werthe, bestimmt wird, und welche nur auf dem einzigen Wege, auf dem ich sie entdeckte, aufgefunden werden konnte. Die Mathematiker, denen dieses zu Gesicht kommt, mögen hieran ihren Scharfsinn üben, bis sie in wenig Wochen die Abhandlung selbst erhalten.

Am Schlusse seiner Abhandlung versucht der Verfasser eine Anwendung seines Systems der Cuneadik auf die Natur-Philosophie und auf die Musik. Er verwahrt sich aber ausdrücklich gegen alle Mißdeutung, da er die nachfolgenden Aphorismen nur für Hypothesen ausgibt.

I. Ohne Zweifel läßt sich die zweite Construirungs-Art der Cuneadik auf verschiedene Wissenschaften anwenden, zum Beispiel auf die Natur-Philosophie, und auf die Musik, welche beide Disciplinen sich hauptsächlich auf Zahlenverhältnisse gründen. Man könnte für die Natur-Philosophie folgende Hypothesen aus dem Novennal-Systeme herleiten.

Erstens. Die neun Zahlen deuten auf neun verschiedene Wesen — oder Kraftstufen in der Natur.

Zweitens. Das Verhältniß derselben gegen einander liegt in dem Schema der Zahlenverhältnisse.

Drittens. Die zusammengesetzten Zahlen deuten auf zusammengesetzte Verhältnisse.

Viertens. Die zusammengesetzten Verhältnisse sehen wir nur in ihren Summen, nicht in ihren Summanden.

Fünftens. Wir wissen daher nicht aus welchen Summanden die Summe, die wir sehen, zusammengesetzt ist; zum Beispiel: wir haben eine Summe aus der zweiten Stufenreihe, so können wir, da 2 aus 11 (1 + 1) besteht, nicht wissen, ob sie aus 6 + 5 oder 7 + 4 oder 8 + 3 oder 9 + 2 zusammengesetzt ist. Eben so wenn wir die Summanden wissen, können wir keinen richtigen Schluß auf die Summe daraus ziehen, noch können wir die Summe aus den uns bekannten Summanden construiren, weil wir nie wissen, ob wir alle Summanden haben. Hierüber lassen sich viele Beispiele aus der höheren Chymie geben.

Sechstens. Die erste und vollkommenste Reihe oder Summe der Wesen oder Kräfte ist die durch 9 bezeichnete, denn in dieser sind alle übrige enthalten, und in diese lösen sich alle auf.

Siebentens. Materie und Form stehen im engsten Verhältnisse und Wechselwirkung, und die eine läßt sich aus der anderen construiren.

Achtens. Die Geheimnisse, die in den Zahlen liegen, und von niemand abgeläugnet werden können, zeigen den Mangel unserer Kenntnisse, und das Daseyn einer höheren uns noch unbekannten Wissenschaft.

Neuntens. Die Zahlenwissenschaft ist also wahrscheinlich die Stufe vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen; sie ist das, was uns noch abgeht, um das Uebersinnliche unserem Erkenntnißvermögen unterwerfen zu können. Pythagoras besaß vielleicht diese Wissenschaft. Unter den neueren hatte Baco hiervon eine Ahndung, unter den neuesten Baader.

Zehntens. Die Theorie von den Verbindungszahlen auf die Natur angewendet, könnte uns dazu dienen, die Verhältnisse wenigstens einiger Kräfte zu kennen, vorausgesetzt, daß wir doch zwei Kräfte nach ihrem Zahlenverhältnisse wüßten.

II. Für die Musik aber könnte man folgende Resultate aus dem Novennal-Systeme ziehen.

Erstens. So wie das Ton-System sieben Tonverhältnisse hat, nähmlich Prime, Secunde, Terze, Quarte, Quinte, Sexte, Septime; und so wie die Octave wieder Prime, None, Secunde, die Decime Terze ist u. s. w. eben so ist es bei den Zahlen nach meinem Systeme, denn nach der neunten fängt wieder die erste an.
10 ≡ 1 + 0 ≡ 1.
11 ≡ 1 + 1 ≡ 2.
12 ≡ 1 + 2 ≡ 3. u. s. w.

Hier sieht man die deutlichste Analogie. Es entsteht daher eine neue Bezifferung, die die einzige richtige seyn kann, die Octave wieder mit 1. die None mit 2. u. s. w.

Diese Bezifferung allein steht mit den geheimen Eigenschaften der Zahlen im Verhältnisse.

Zweitens. Ferner muß die Septime (wie bei den Zahlen die 9) diejenige seyn, in welcher alle übrigen Töne enthalten sind.

Drittens. Die bisherigen arithmetischen Berechnungen der Töne geschahen nach dem Decimal-Systeme; eben deßwegen waren sie unvollkommen, und konnten auf keinerlei Art zu Stande gebracht werden. Der acustische Schriftsteller, der mit ungeheurer Mühe, die in einer Octave enthaltenen Töne zu berechnen versucht hat, brachte sie bis über zwei Millionen, und konnte sie doch in keine runde Decimal-Zahl fassen. Es wäre allerdings der Mühe werth, hierbei anstatt des Decimal-Systems das Novennal-System zu versuchen.

1805. Nr. 49.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 26. April.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Programm der mailänder National-Academie der ſchönen Künſte.

(Vom 9. April 1805.)

Die mailänder National-Academie der ſchönen Künſte ladet die einheimiſchen ſowohl als fremden Künſtler ein, mit ihren Kunſterzeugungen den Wettſtreit einzugehen, der für das künftige Jahr durch unten ſtehende Programme eröffnet wird, und wobei die gewöhnlichen Regeln Statt finden. Die Ausſtellung jener Arbeiten, welche auf die Einladung des verfloſſenen Jahres eingeſchickt worden ſind, wird im nächſten Mai vor ſich gehen.

Architectur. — Gegenſtand. Ein Gebäude nach Art der alten pythagoräiſchen Muſäen in Italien, welches alles in ſich faßt, was zur wiſſenſchaftlichen und Kunſtbildung vonnöthen iſt. Außer den ſcientifiſchen Sälen, Bibliotheken, Statuen- Gemälde- und Antiquen-Sammlungen und den Schulen, welche alle die ihrem Gebrauche entſprechende Geſtalt haben müſſen, gehören dazu auch Periſtylien und Gänge in einem großen Style; ferner ein botaniſcher Garten. Man vergeſſe nicht, wenn es thunlich iſt, eine Communication mit einigen abgeſonderten Gebäuden herzuſtellen, worin ſich die chymiſche Werkſtätte, die Badezimmer, das Seminarium und die botaniſche Schule, ſo auch die der Anatomie und der pharmaceutiſchen Chymie befinden. Das Obſervatorium muß hoch genug ſeyn, aber ohne daß der Symmetrie dadurch Eintrag gethan wird. Die Dimenſionen des Gebäudes ſowohl als der Zeichnung bleiben dem eigenen Urtheile und Gutdünken der Concurrenten überlaſſen. Dieſe Zeichnungen ſollen aber wenigſtens in einer allgemeinen Ichnographie und einer äußeren ſowohl als inneren Ortographie beſtehen.

Preis. Eine goldene Medaille von ſechzig Zechinen an Werth.

Malerei. — Gegenſtand. Danae mit ihrem Söhnlein Perſeus in einen Kaſten eingeſchloſſen und ins Meer hinaus geworfen. Wind und Wogen treiben dieſen an die Inſel Seriphos, wo ihn einige Seeräuber auffangen und öffnen. Die Schönheit der Mutter und ihr trauriges Schickſal rührt ſie, und flößt ihnen Erſtaunen, Mitleid und Ehrfurcht ein. Dieſe Corſaren müßten von ungleichem Alter und deßwegen auch in ihren Affecten verſchieden ſeyn. Hyginus erzählt, ein Fiſcher Nahmens Dictys habe den Kaſten aufgefangen, und die Mutter mit dem Kinde zum Könige Polidectes gebracht, aber er muß der Autorität des Malers Artemon weichen, welcher nach dem Plinius die Begebenheit mit den oben angeführten Umſtänden vorgetragen hat. Wer aber dem Hyginus folgen will, kann die Geſchichte dadurch reichhaltiger und glän-

zender machen, daß er mit dem Tzetzes, Homers Scholiasten und anderen annimmt, der Dictys sey der Bruder des Königs gewesen, und so bringt er Sclaven und anderes Gefolge hinein, welches bei den Fischern nicht anginge. In jedem Falle aber muß der Moment gewählt werden, wo der Kasten eben geöffnet worden, denn die verschiedenen Gemüthsbewegungen der Zuschauer leihen ihm das höchste Interesse. Die Höhe des Gemäldes — auf Leinwand — ist zu fünf, und seine Breite zu sieben pariser Fuß bestimmt.

Preis. Eine goldene Medaille von hundert und zwanzig Zechinen an Werth.

Bildhauerei. — Gegenstand. Ein Bas-relief: Adonis vom Eber getödtet, nach der Idylle Biens von Smirna. Er liegt auf dem Boden; um ihn herum mehrere kleine Amors, die ihm die Schuhriemen lösen, die Wunde auswaschen, und mit ihren Flügelchen Wind zuwehen. Einer von ihnen zerbricht vor Schmerz seinen Bogen, der andere Pfeile und Köcher. Hymen in Thränen, auf die umgestürzte Fackel sich stützend. Die weinenden Parcen singen über dem Leichname mysteriöse Gebete, wodurch sie ihn wieder ins Leben rufen wollen. Venus steht tief betrübt neben ihnen; ihr Blick und ihre Stellung drücken die lebhafte aber schwankende Sehnsucht aus, daß das letzte Mittel, welches ihr der Schmerz noch eingibt, gelingen möge. Höhe zwei, Breite vier pariser Schuh; die Materie kann seyn, welche sie wolle.

Preis. Eine goldene Medaille von vierzig Zechinen an Werth.

Kupferstecherkunst. — Gegenstand. Ein noch nicht gut bearbeitetes Sujet eines braven Meisters in Kupfer gestochen. Die Platte muß wenigstens sechzig pariser Quadrat-Zoll groß seyn. Es versteht sich, daß der Concurrent Eigenthümer derselben bleibt; er schickt nur sechs Abdrücke avant la lettre ein, mit einem legalen Zeugnisse, daß der Kupferstich weder vor dem Concurs publicirt, noch sonst wo zu gleicher Zeit in der nähmlichen Absicht eingesendet worden. Erhält er den Preis, so hat er das Recht, auf der Platte dieser ehrenvollen Auszeichnung Erwähnung zu thun.

Preis. Eine goldene Medaille von dreißig Zechinen an Werth.

Figuren-Zeichnung. — Gegenstand. Die Argonauten werden nach ihrer Abreise von dem Lande der Dolioner, wo sie der König Cyzicus sehr gastfrei empfangen hatte, am ersten Abende beim Einbruche der Nacht von einem fürchterlichen Sturme überfallen, und in die Gegend, woher sie am Morgen kamen, zurück getrieben. Die Dunkelheit und die Gefahr machen, daß sie nicht wissen, wo sie sich befinden. Die Dolioner bilden sich ein, sie würden von ihren Feinden den Macriern überfallen, und gehen auf sie los; aber die tapferen Argonauten siegen, die Dolioner ergreifen die Flucht, Cyzicus selbst und die vornehmsten der Stadt bleiben auf dem Platze. Wie der Tag anbricht — dieß ist der Moment der Zeichnung — erkennen die Argonauten und die auf das Schlachtfeld zurückkehrende Dolioner ihr Mißverständniß, und gebeugt über die Leichen ihrer Brüder und ihrer Gäste ergreift sie der Schmerz der Verzweiflung. Die am Ufer fest gebundene Argo, die Gebäude der nahen Stadt in einem einfachen aber großen Style, der hohe Gipfel des Berges Dindymus, das noch nicht beruhigte Meer, die zerrissenen Wolken, wie sie nah am Morgen einer stürmischen Nacht erscheinen, füllen den Hintergrund herrlich aus, und bereiten die Einbildungskraft zu einer reichen, edeln und strengen Anordnung vor. Die schief auffallenden Strahlen der Morgensonne geben Veranlassung, die besonderen Effecte des Lichtes auf mancherlei Art anzubringen. Doch dürfen diese Nebendinge das Gemüth der Zuschauer nicht von der Hauptsache abziehen, den vornehmsten Helden nähmlich der beiden Völker, die der Künstler im ersten Buche des Argonauten-Zuges von Apollonius Rhodius nachschlagen mag. Vor allen muß Jason heraus gehoben werden, wie er über den Leichnam des jungen Königs weint. Die Größe der Zeichnung ist willkürlich.

Preis. Eine goldene Medaille von dreißig Zechinen an Werth.

Zierathzeichnung. — Gegenstand. Zwei verschiedene Candelabern, jeder abgesondert gezeichnet und so, daß sie in Metall fünf Fuß hoch ausgeführt werden können. Es sollen dabei allerlei Figuren und Blätterwerk angebracht werden, und diese nicht ohne Bedeutung seyn, sondern wo möglich auf die Musen, Grazien oder auf häusliche Freuden Bezug haben. In der Zeichnung müssen sie wenigstens zwei pariser Fuß hoch seyn.

Preis. Eine goldene Medaille von zwanzig Zechinen an Werth.

Allgemeine Regeln.

Alle Einsendungen werden von einem Bevollmächtigten des Einsenders dem Secretair der Academie vor Ende April 1806 überschickt. Die später übersendeten können nicht mehr angenommen werden.

Jede Arbeit wird mit einem Motto bezeichnet und mit einem verſiegelten Briefe begleitet, worin der Vornahme, Nahme, das Vaterland und der Wohnort des Verfaſſers enthalten iſt. Das beſagte Motto dient zur Aufſchrift des Briefes. Nebſt dieſem muß aber noch eine Beſchreibung beigelegt werden, worin der Künſtler Rechenſchaft gibt von ſeiner Idee, damit die Ausführung darnach beurtheilt werden könne.

Dieſe Erklärungen werden den Richtern mitgetheilt; die verſiegelten Briefe verwahrt der Secretair, und ſie werden nur dann eröffnet, wenn die ſie begleitende Arbeit den Preis erhält; im entgegen geſetzten Falle werden die Briefe und Arbeiten ſogleich nach der öffentlichen Ausſtellung an den Bevollmächtigten des Einſenders zurück gegeben.

Bei der Uebergabe ſowohl als Zurückgabe dieſer verſchiedenen Gegenſtände werden gegenſeitige Empfangſcheine gegeben. Alle Arbeiten werden in Gegenwart der Bevollmächtigten von einer Special-Commiſſion unterſucht, welche den Zuſtand derſelben beurkundet. Sollte die Arbeit ganz verdorben ſeyn, und deßwegen vom Concurs ausgeſchloſſen werden müſſen, ſo wird ein Inſtrument darüber aufgeſetzt.

Der Richterſpruch wird einigen außerordentlichen Commiſſionen anvertraut, und durch raiſonnirte und mit Nahmensunterſchrift bekräftigte Vota beſtimmt.

Vor und nach dem Ausſpruche der Richter werden alle Arbeiten öffentlich ausgeſtellt werden. Von dieſer Ausſtellung iſt kein einziges Werk der ſchönen Kunſt ausgeſchloſſen, und ſowohl die einheimiſchen als fremden Künſtler haben dadurch Gelegenheit, ihre Talente bekannt werden zu laſſen. Die Arbeiten, welchen der Preis zuerkannt werden, und welche der Academie gehören, werden ſich von den anderen durch einen Lorbeerkranz und eine Inſchrift unterſcheiden, welche den Nahmen und das Vaterland des Künſtlers enthält.

G. Boſſi, Secretair der Academie.

Erſcheinungen am deutſchen Parnaß des neunzehnten Jahrhunderts.

Auszug aus einem Briefe. W... 1803.

— — Daß der Unfug, den unſre Dichterlinge mit den geduldigen Töchtern des Helicons ſeither getrieben haben, noch immer weiter um ſich greife, werden Sie vermuthlich ſchon aus den dießjährigen Muſen-Almanachen erfahren haben. Die bekannten Versmänner reimen ohne Ende im neumodigſten Arabesken-Style fort — natürlich sans rime et sans raison — und andere Sonnett-Künſtler treten aus ihrer Dämmerung zum erſten Mahle in dieſen glänzenden Chor hinüber. Wir wollen unterdeſſen darum die Hoffnung noch nicht aufgeben, daß die meiſten unter ihnen zu gehöriger Zeit ſchon zu der nöthigen Beſinnung wieder gelangen werden. Vor einigen Tagen las uns N., der ſich Ihrem Andenken von neuem empfiehlt, eine kleine Erzählung vor, worin das erbauliche Schickſal dieſer Leute auf eine ziemlich anſchauliche Art dargeſtellt wird; vielleicht iſt es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen hier, ſo weit mein Gedächtniß es erlaubt, einen kurzen Auszug daraus mittheile.

Die Veranlaſſung zu dieſer Viſion fand bei den meiſten Zuhörern keinen ſonderlichen Beifall. Der Verfaſſer erzählt, er ſey an einem ſchönen Sommernachmittage in einer waldichten Gegend luſtwandeln gegangen, zum Zeitvertreibe habe er in einer Sammlung von Gedichten geleſen, die durch die ſchöne Metrik und harmoniſche Verſchlingung der Reime ihn überaus vergnügt hätten, es ſey ihm vorgekommen, als hätte er darin einen luſtigen Tanz geſehen,

Wo Paare ſich entgegen hüpfen, ſchmiegen
Sich zu einander, ſich im Walzen drehn ꝛc.

Darauf am Ufer eines Baches ſich niederlaſſend, glaubt er noch immer die harmoniſche Bewegung und Muſik der Verſe zu empfinden, und verſinkt unbemerkt in einen ſanften Schlummer. Nicht lange, ſo zeigen ſich die Gaukeleien des Traumgottes geſchäftig; er verſetzt ihn auf einmahl unter ſchattige Laubengänge, in der Nähe ertönt eine liebliche Muſik, ſie lockt ihn in eine reitzende, von blühenden Hügeln umkränzte Pläne, wo ſich gleich beim Eingange ſeinen Augen eine fröhliche Tanzgeſellſchaft darſtellt —

Drei Paare ſah ich ſich in Tänzen wiegen,
So reitzend ich vorhin ſie nie geſehn;
In neuen Weiſen will ein jedes ſiegen,
Wo holder Einklang, Luſt und Liebe weh'n,
Drei Jünglinge von kunſterfahrnen Sinnen,
Und Göttermädchen ihre Tänzerinnen. —

Ihr Anblick und die ſchöne Gegend umher entzückt den Verfaſſer ſo ſehr, daß er ſich in dem Lande der Poeſie zu befinden wähnt; überall erſcheinen ihm Muſen und Grazien; Auge und Ohr gewähren ihm bei dieſen neuen Spielen ein vorher ungekanntes Vergnügen;

Die lieblichſte Muſik tönt zu den Tänzen,
Und zieht den regen Gliedern leiſe Grenzen.

Dieſes Amt verwalteten wiederum drei bekränzte Jung-

freuen, die unter einem schattigen Platanus sich hingelagert hatten —

Durch Feld und Wald hört man die süßen Töne klingen,
In deren Wegung sich die Paare schwingen. —
Wie Zephyr sanft umwallt der Blüten Wangen,
Und wie ein Bächlein seine Wellen strömt,
So süße Anmuth hielt die Spiel' umfangen
Des ersten Paars, dem nichts die Schwingen lähmt,
Mit Engelzartheit waren sie gezieret,
Wie sich's in Mienen und Bewegung spüret.
Nur Lieb' und Sehnsucht regt die jungen Glieder,
Die unschuldvoll sich ihrer Kunst erfreu'n.
Die Musen sangen ihnen schöne Lieder,
Wie abendlich die Nachtigall im Hain;
Durch die Musik ergoß sich leises Sehnen,
Empfindlich, wie des fernen Waldhorns Tönen.

Einige der anwesenden Freunde wollten in diesen Versen ganz bestimmt den Character eines unserer talentvollsten Dichter entdecken; N. aber erklärte nachher ausdrücklich, daß in diesen Zeichnungen bloß die verschiedenen Richtungen des poetischen Geistes sollten angedeutet werden, der sich fast nie, auch bei gleich großen Künstlern, auf dieselbe Art äußere. Die beiden ersten Charactere bilden gleichsam die abweichenden Pole, in dem dritten stellt sich ihr Vereinigungspunct dar: Kindlichkeit und Liebenswürdigkeit sprechen sich vorzüglich in dem ersten aus; eine eigensinnige, oft strenge Form scheint das vorherrschende des zweiten zu seyn, der nichts desto weniger in seinem Inneren das zornige Liebesfeuer heget, um mich auf gut Jacob-Böhmisch auszudrücken. Der dritte endlich stellt das vollendete Bild des poetischen Geistes dar, der die Zauberkraft besitzt, daß ohne irgend einer Manier anzuhangen, seine Bildungen ganz und durch sich selbst gefallen; aber eben darum, weil er alles Persönliche verläugnet, fällt es schwer, diesen Character in bestimmten Umrissen darzustellen.

Indessen wird der Verfasser in seinem Vergnügen bald unterbrochen, eine neue Erscheinung zieht seine Aufmerksamkeit auf sich:

Weil ich so sehr im Anschau'n mich versenket,
Gewahrt' ich nicht, wie daß schon lange her
Neugierig zu uns hin die Schritte lenket
Ein großer Haufe, ein verbrüdert Heer
Von Musensöhnen schien es, jungen Leuten,
Die laut sich jetzt der neuen Spiele freuten.

Auf ein Mahl fangen sie dann sich heftig zu bewegen an, lärmen und toben wunderlich durch einander, und können es gar nicht erwarten, diese zauberischen Tänze ebenfalls zu versuchen; muthig wollen sie die unversuchte Bahn betreten. —

„Seht, wie begierig sich die Füße regen,
In neuen Figuren schon sich zu bewegen."

Dem Verfasser wird bei diesem jugendlichen Ungestüm ein wenig bange, er verspricht sich von einem so übereilten, verwegenen Anfange nichts erfreuliches u. s. w. Unterdessen erscheinen nun auch, wie gerufen, die Tänzerinnen für unsere neue Gesellschaft, die sich aber dem Verfasser nicht sonderlich empfehlen:

Wie ihre bunte Reihe näher schwebet,
Nehm' ich an keiner Reiz und Schönheit wahr,
Nur, daß die Schminke ein wenig sie belebet;
Geschnitzte Blumen prangten um ihr Haar,
Es glänzte hie und da Gestein von Glase,
Und ach, wie trugen sie nicht hoch die Nase!

Ohne viele Mühe vertheilen sie sich bald unter einander, jeder fand hier seine Dame, wie sie für ihn am besten zu passen schien, und während die Reihe sich sehr tumultuarisch formirte, traten auch die angekommenen Spielerinnen an ihren Platz, von denen uns bloß gesagt wird, daß sie in einem Aufzuge erschienen wären,

— wie vor Zeiten
Die Maler schilderten die Eitelkeiten.

(Der Beschluß folgt.)

Empfindsamkeit.

Ich hasse die kränkliche so genannte moralische Empfindsamkeit und Empfindlichkeit — jene aus Büchern angelesene Krankheit — womit uns sowohl reine, hohe als gezierte Seelen beschwerlich fallen. Zum Leben gehört Kraft und Muth, man mag auf dem Throne sitzen, in der Hütte wohnen, oder an dem Eckstein sein Brot erbetteln. — Um etwas zu taugen, um gerechnet zu werden, das heißt, nützlich zu seyn, muß man sich und andere vertheidigen können. Was soll man nun zu den Lehrern und Büchern sagen, die unseren jungen Leuten den Muth so früh zerknicken, sie so herzens- und seelenkrank machen, daß sie körperlich und geistig zu nichts zu brauchen sind, als nur Ekel zu erwecken. — Sie verschneiden sie zu Kapaunen in der Geisterwelt. (Aus dem zweiten Theile der Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Litteratur und der Welt.)

1805. Nr. 50.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 29. April.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Ueber poſitive und Kunſtwahrheit.

Daß der Unterſchied zwiſchen der poſitiven und der Kunſtwahrheit — unter welcher letzteren ich das, aus dem Gebiete der einzeln zerſtreuten poſitiven Wahrheit durch wiſſenſchaftliches Bearbeiten in das aus dem rohen Naturſtande ſich immer mehr erhebende Leben übergetragene Wiſſen verſtehe — in der Schul-Philoſophie vollſtändig und richtig aus einander geſetzt ſey, wage ich nicht zu bezweifeln, indem ohne dieſe Auseinanderſetzung das Weſen der Dichtkunſt ſchwankend und unbeſtimmt ſeyn müßte. Was ich aber beinahe glauben möchte, iſt: daß dieſe Lehre von der Schule aus noch nicht deutlich und faßlich genug zum Nutzen der bildenden Künſte in die allgemeinere Litteratur übergetragen ſey. In wie weit beides geſchehen oder nicht — dieſe Frage und ihre Beantwortung ſoll mich nicht abhalten, einige Gedanken und Bemerkungen darüber, die ich mein nennen darf, bekannt zu machen.

Es iſt ſo manches unter der Sonne, wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt — dieſe Sentenz kann als Total-Characteriſirung der poſitiven Wahrheit angeſehen werden. Daß aber dagegen ſo manches, was der Philoſophie unerklärbar iſt, der Empfindung vollen Glauben abdringt, beweiſt eine Wahrheit der Empfindung, die keiner Erklärung fähig iſt, und auch keiner bedarf. Sie erhöht den gebildeten Gläubigen zu der Liebe, zu dem Leben, das in keinen Raum, in keine Zeit eingeengt iſt.

Die Erſcheinungen der poſitiven Wahrheit im Reiche der Natur und in dem von uns gekannten Reiche der menſchlichen Geiſtesäußerungen ſind, einer groſen Quantität nach, nur deßhalb wahr, weil ſie da und geſchehen ſind; ſie haben alſo für unſere Sinnes- und Geiſteskräfte keine andere Bürgſchaft, als die der wirklichen Exiſtenz und der Erfahrung. Die mit dieſen Eigenſchaften verbundenen Wahrheiten ſind ein Spielraum der ſpeculativen Menſchenkräfte, um ihrem Wie und Warum auf gut Glück nachzuſpähen. Wenn dann nach vielem vergeblichen Forſchen die Forſchenden, gleichſam vom Verhängniß geleitet, auf eine Exiſtenz oder auf ein Geſchehenes ſtoßen, das wie im Plane des vor uns verborgenen All an der Reihe iſt, in das uns bewußte, ſich immer veredelnde Leben einzuwirken, ſo iſt dieß der Moment, wo die poſitive Wahrheit zugleich zur Kunſtwahrheit ſich umbildet.

Bei Erſcheinung einer neuen bloß poſitiven Wahrheit erzeugt ſich das — Ich weiß, und nicht zugleich — Ich glaube. Bei Erſcheinung einer Kunſtwahrheit

die mit durch Speculation aufgefundenen Wahrscheinlichkeiten vermehrt ist, welche ein angestrengtes Nachsinnen noch nicht zernichtet hat — Ich glaube, und nicht — Ich weiß. Bei Erscheinung einer Wahrheit, deren Wie oder Warum durch noch ungeprüfte Wahrscheinlichkeiten angedeutet werden — Ich meine, und nicht Ich weiß, auch nicht Ich glaube. Daraus folgt, daß ich selbst meine Definition der Wahrheit bloß mit der Autorität Ich meine, hingebe.

Nach dieser meiner Meinung wäre also eine reine positive Wahrheit die, deren Wie oder Warum man noch nicht entdeckt hätte; eine theils positive und theils Kunstwahrheit wäre die, die durch Auffinden des Wie und Warum ins thätige Leben eingeführt und eingeordnet ist, und endlich die reine Kunstwahrheit wäre die, wenn in der Erscheinung, sie mag aus der Wirklichkeit genommen oder bloße Fiction seyn, das Wie oder Warum von den, unseren Sinnes- und Geisteserfahrungen bekannten Wahrscheinlichkeiten unterstützt ist. Bei der gelungensten Erklärung des Wie und Warum einer positiven Wahrheit bleibt immer noch vieles im Schoße der großen Natur oder in den Tiefen des menschlichen Geistes dunkel verborgen. So etwas darf in einem Kunstwerke nicht statt finden, sondern in seinem ganzen Umfange muß eines das andere deutlich erklären, und keine Frage darf unbeantwortet bleiben.

Der Astronom weiß und glaubt, daß auf diese Stunde und auf diese Minute eine totale Sonnenfinsterniß eintritt; der Profane weiß es nur, weil noch nie diese Voraussagung gefehlt hat, aber weil er deren Wie und Warum nicht kennt, glaubt er sie nicht. Da sich aber der Mensch in einem gewissen Zustande der Cultur jener Fragen durchaus nicht enthalten kann, und der weniger Ausgebildete instinctmäßig alles auf sich selbst und seine näheren Umgebungen bezieht, so kann man ihm eher jede ihn ängstigende Folge einer solchen Erscheinung fürchten machen, als ihn mit Gründen anderer, größerer Wahrscheinlichkeiten beruhigen. Nur in den höheren Regionen der Kunstwahrheit, wo jedes Wie und Warum enthüllt ist, und täglich mehr enthüllt wird, reift der Mensch durch Empfindung zum beseligenden Glauben und zur gemüthlichen Ueberzeugung, daß alles im Reiche der rein positiven, der gemischten und der reinen Kunstwahrheit von der das All belebenden Liebe auf ewiges Glück alles Einzelnen und auf dessen Zusammenhang berechnet ist.

Der zu einzeln im Ergründen der positiven Wahrheiten forschend Beschäftigte, steht in Gefahr, das Verstehen alles vor ihm in seinem Fache Entdeckten als Folgen seines eigenen individuellen Scharfsinnes anzusehen, und die ganze Masse seines Wissens für den gleichhaltigen Maßstab seiner Entdeckungskräfte zu halten. Wenn dann im Dunkeln des Entdeckbaren seine schwachen Kräfte erschöpft sind, und er ohne Wahrheitsbeute ins Leben zurück kehrt, dann ist ihm der Geistestag der Kunstwahrheit ein blendendes Licht-Chaos, in welchem er nichts unterscheidet. Da sein geistiges Auge nicht scharf genug ist, im dunkeln Gebiete des Forschens etwas zu entdecken, und zu schwach, im Lichte des Geisteslebens die Dinge und ihre Ordnung wahrzunehmen, so stürzt er sich aus Verzweiflung in die Todestiefen des Fatalismus und des Materialismus, und schleudert durch geistigen Selbstmord, alles künftigen Lebens und aller künftigen Liebe sich selbst beraubend, sein Andenken in die Grube, und übergibt es dem Moder der Verachtung der Nachwelt.

Wer im Gebiete der Kunstwahrheit bald da bald dort, ohne deren Zusammenhang mit der positiven Wahrheit, nur eitelem, sinnlichem Genusse schwelgend nachstrebt, dessen Geist nirgends eine Lücke ausgefüllt, oder in einem noch vorhandenen Raum des Kunstwahrheits-Systemes die Quantität weder vermehrt, noch die Qualität veredelt hat, dessen Andenken und geistige Existenz wird durch die fest an einander gereiheten physisch- und moralischen Lebensthätigkeiten überall zurück gedrängt, und so wieder wie rohes Material in das Chaos der positiven Wahrheiten zu künftigen Entdeckungen begraben.

Der aber, dessen starker und thätiger Geist ihn vermögend macht, seine ihm zugetheilten Kräfte mit anderen ohne Egoismus zu vergleichen, dessen scharfes Auge wird auch im Dunkel des Unentdeckten die Ordnung erblicken, in welcher die Massen des Entdeckbaren neben einander liegen, und durch vorheriges reges und mittheilendes Leben empfinden, was zur Veredlung des Erdenlebens jedes Mahl zu seiner Zeit nützlich und gedeihlich seyn mag. Mit reinmenschlichem Instincte wird er in die Masse greifen, und aus derselben jene positive Wahrheit heraus heben, deren Bearbeitung und folglich deren Nutzen an der Tagesordnung ist, und sie zur lebenden Kunstwahrheit umwandeln. So wechselsweise sich stärkend und anstrengend erringt er sich die Göttlichkeit des von nun an nöthigen Gliedes des geistigen Erden- und Allebens. Wenn diese seine Erdbeschäftigungen für ihn beendigt sind, so ist es für das Alleben und für ihn gleich viel, ob seine geistige Individualität erhalten oder im Geisteall aufgelöst wird. Immer wird er alles Gute und Schöne als innig mit

ihm verwandt ohne kleinlichen Egoismus schätzen, befördern und lieben, ob er im belebten Stoffe, in einer Blume, in seinem Bruder, sey er ein König dieser Erde, oder ein Bettler irgend eines Planeten, duftet, handelt und duldet.

Ich lebe — ist eine positive Wahrheit. Der folgende Gedanke erklärt die Kunstwahrheit.

Hat ein Mensch oder dessen Geist auf die Höhe der Aussicht sich geschwungen, daß er denken kann: Ich sollte mit dem deutlichen Bewußtseyn leben, daß unaussprechbare Myriaden Sonnenleben in der empfindbaren Ewigkeit für Gott selbst nicht einen andeutbaren Punct ausmachen, und doch sollte mein Seyn, das dieses denken kann, auf mein Erdenleben sich beschränken? — Dieß ist nicht möglich! Dieser letzte Ausruf ist Aeußerung des Glaubens, und characterisirt das ganze Raisonnement zur Kunstwahrheit. Daß es Menschen gibt, denen der Geistessinn gänzlich fehlt, diesen Gedanken aufzufassen, zeugt so wenig gegen die Kunstwahrheit desselben, als das Läugnen des Lichtes und der Farbe von einem Blindgebornen. Und wenn gleich diese poetische Wahrheit weder durch die Sinne begriffen noch durch den Verstand kann erwiesen werden, so ist sie dem, welchem sie sich aufgeschlossen hat, doch weit mehr verbürgt, als alle durch Sinne und Verstand ihm erwiesene positive Wahrheit, und diese Empfindung ist dem Menschen das überzeugende Bewußtseyn der ausschließlichen Göttlichkeit seines über alles andere animalische Leben erhabenen Geistes.

(Der Beschluß folgt.)

Die Zauber-Laterne *).

Der Titel sowohl als die vorn und drin herum hängenden Fratzen mögen wohl Schuld gewesen seyn, daß mancher dieses Buch mit einem eben so schnellen als leichten Urtheile aus der Hand legte. Daran hat er nun nicht ganz Recht gethan, denn er hätte allerlei lustige und traurige Historien gesehen, und die Auslegung mit den Randglossen des Laternen-Mannes obendrein gehört, die ihn gewiß recreirt haben würde. Diese Art Leute haben freilich ihren besonderen Styl und eigene Mundart, ihre Ansichten sind aber auch gewöhnlich frei und eigen, und, wenn wir wohl über ihre heroische Manier, der umstehenden Presalien wegen, ein wenig lächeln, so sind uns ihre kernhaften Sprüche und der Witz und die Gutmüthigkeit, die aus den Schelmenaugen hervor leuchten, doch im Grunde willkommen. — Hier ein paar Artikel, wie ich sie aufschlage — doch nein! den ersten, der mir unter die Hand kam, lasse ich aus guten Ursachen weg. Also der nächste.

Recept für den Geist. — „Der Geist spricht nicht an, wenn der Körper, das heißt, der Magen voll ist, wie eine ausgefüllte Bronz-Statue oder ein volles Glas nach nichts klingt. So gibt eine Pfeife einen tiefen, vollen Ton; je weiter man aber einen Stöpsel hinein treibt, je quiekender und jämmerlicher wird er. Die gute Laune scheitert an tausend Klippen, und eben so viele Dinge zerstören unsere Phantasie. Wenn ein Schriftsteller sich an seinem Schreibtische in alle sieben Himmel Muhamets geschrieben hat, muß er abbrechen und sich frisiren oder barbieren lassen, oder essen oder zu Stuhle gehen, und da geht seine Phantasie selbst mit zum Henker, oder er wird, wenn er die ätherischen Seelenflügel von Goldschlägerblättchen ausgebreitet hat, in eine Wasserhose, in eine nüchterne Gesellschaft gezogen, oder zu trockenen Geschäften, die alle Kraft aus ihm ziehen. Es strömt alles Feuer seines Geistes von ihm wie von einer electrischen Batterie aus, und wenn er mit beiden zu Ende ist, kann man an ihn greifen, man wird nichts hören als einen schwachen Kuß, denn aller Humor ist 'raus. Die Seele will wieder durch etwas Geistiges angegriffen seyn, durch reine Luft, himmlische Töne, muffelnden Weingeist u. s. w. Alles körperliche Anfühlen hemmt ihre Schwingungen, wie das Anfassen dem Metall und den Glocken den Klang nimmt. Das Essen ist das Gemengsel von Gerste, Hirse, Graupen u. s. w., womit man die dephlogistisirte und inflammable Luft aus dem Kopfe wie aus Beuteilen treibt. Phantasie-Läufer und Luftspringer dürfen, wie die wirklichen, wenig oder gar nichts essen, wenn sie sich mit Leichtigkeit vom Boden erheben wollen. Je mehr wir uns innen ausfüllen, je mehr wächst der körperliche Inhalt, je mehr gewinnt die Attractions-Kraft der Erde in uns über uns Gewalt und zieht uns nieder. Wir müssen diesen Ballast auswerfen, um die Lebensgeister zum Steigen zu bringen — und auf diese Gedanken alle wäre ich nicht einmahl gekommen, wenn ich selbst etwas im Leibe gehabt hätte."

Weltleute. — „Weltleute sind, wie jede solide Substanz, desto kälter, je glätter ihre Oberfläche ist, und in der Fabrik von Rentchen in Düsseldorf hat man gemeines Holz polirt, daß es das Ansehn und die Kälte von Marmor erhielt. So sollen auch die gemeinsten

*) Leipzig und Gera 1804. bei Wilhelm Heinsius.

Menſchen dieſe Politur annehmen, der innere Gehalt mag ſeyn wie er will. Sie werden ferner deſto kälter, je näher ſie den Strahlen der Majeſtät kommen, wie Berge, je näher ſie der Sonne ſind. Hof- und Weltleute muß man genieſen wie ſie ſind, das heißt, kalt, ſonſt werden ſie ſelbſt wie Speiſen, die man einmahl kalt zu nehmen gewohnt iſt, widerlich. Ohne Scherz, man muß kalt darüber bleiben, daß ſie es ſind oder es ſcheinen. Sie ſind Bergen gleich, die ſelbſt kühl ſind, aber heiße Thäler hervor bringen, worin ein natürlicher Menſch es gar nicht aushalten kann; ſie ſind wie Brennſpiegel, die ſelbſt lau bleiben, aber alles zerſtören, was unter den Brennpunct ihrer weit hin reichenden Plane kommt; ſie ſind dem Feuer gleich, das in der Sonne, im Majeſtäts-Scheine faſt unſichtbar wird, aber eben ſo zerſtört wie im Dunkeln; ſie ſind hell und anſcheinlich durchſichtig wie Waſſer, man glaubt ſich in ihnen beſpiegeln zu können und es iſt erquickend ſie anzuſehn, aber greift man drau, ſo iſts nur lakirter Spaß.

Es iſt doch etwas Tröſtliches, wenn man weiß, wie man mit einem Menſchen dran iſt, und man geht noch gern mit einem Teufel um, wenn man weiß, es iſt einer. Perſonen, denen man es nicht abmerken kann, ob man ſie gewonnen oder verloren hat, ſind ſehr drückend. Der Gottmenſch, Mark Antonin ſagt: „Von meinem Bruder lernt' ich auf die Liebe der Freunde trauen, es ihnen geſtehen, worin man mit ihnen unzufrieden ſey, was man wolle oder nicht wolle, ſie nicht errathen laſſen, ſondern es ihnen klar ſagen.“ Es gibt uns Zuverſicht und Vertrauen, wenn man überzeugt ſeyn kann, daß man es am Freunde erkennt, ob man ihn noch beſitzt. Bei Weltleuten iſt das anders, man ſteht vor ihnen wie vor einem Sprühteufel oder einer Bombe, auf denen angezündete Lunden liegen; man weiß nicht, iſt der Schwamm ausgegangen, oder gehn ſie noch los. Sie ſind dem heißen Oel gleich, das ſich nicht durch Ausdämpfen verräth und doch brennt. Bei einem geraden aufbrauſenden Menſchen tröſtet uns ſein Auffahren, wie bei einem Gewitter ein heftiger Regen uns wohl thut, weil wir hoffen, daß beide dadurch ihre Kraft verlieren, und wieder heiter werden, wenn der Sturm vorbei iſt. An Weltleuten erkennt man juſt an der Ruhe, wie am Aetna, wenn er aufhört zu rauchen, den innerlich kochenden Sturm. Sie tragen nie den Scheidebrief des guten Vernehmens an der Stirn, ſondern im Herzen; ſie ſind von Offenheit und gerader Redlichkeit von Tiſch und Bett geſchieden; ſie ſind glacirt und zwar in umgekehrtem Verhältniſſe mit dem irdenen Gefäße, von außen nur, ſind aber innen eben ſo verderblich und ſchädlich wie jenes. Wie Gifte glänzen ſie ſtets, tragen aber die Zerſtörung in ſich.“ — — —

„Der Menſch iſt immer bald zu hart, bald zu weich, entweder zu himmliſch oder zu erdig, nur wenige Glückliche ſtehen im Mittel, und ſind wie Gemälde weder zu faſtig noch zu kreidig. Die weichſchäligen Menſchen, die keine feſte Form annehmen, wollen keinen beleidigen, und beleidigen alle, ſie wollen alle gewinnen und gewinnen niemand. Die feſten Menſchen ſind ſtetigen Größen gleich, und geben feſten Trittes einher. Sie können dieß letztere nicht ohne gewiſſe Strenge und Härte gegen ſich ſelbſt und andere, aber bald artet es in wirkliche aus. Wir achten den letzteren Character mehr, aus eigener Schwäche, weil wir wiſſen, daß wir uns an dieſen halten können und an jenen nicht.“

Fragen.

1. Gibt es eine ächte und eine unächte Myſtik? Oder: liegt nicht in der Myſtik als ſolcher eine Beſchränktheit, ſey auch ihr tieferer Grund rein und haltbar?

2. Wird das Chriſtenthum je dahin ſeyn, wenn ſein Geiſt — alſo das Entſcheidende! — nicht ein gewiſſer Buchſtabe erkannt und betrachtet wird?

3. Walten das Ideelle und Reelle zunächſt unmittelbar im Reiche der Natur oder der Freiheit, ſofern die eine von der anderen unterſchieden wird, und der geſunde Verſtand — als ſolcher auf einem tieferen Grunde beruhend, und dann in Bezug auf jene ſelbſt in der Sprache (durch zwei Worte!) ſich abbildend oder ausſprechend — dieſe Unterſcheidung fordert?

4. Liegt das eigentlich Reelle im Sinnlichen, in der Welt, ſo wie ſelbige von einem Höheren, man nenne nun dieſes wie man will, unterſchieden wird?

5. Könnte die Wiſſenſchaft der Natur durch eine gewiſſe Vermiſchung nicht verlieren? Oder: müßte ſie, als Wiſſenſchaft der Natur, durch reinphyſiſche Behandlung — das heißt, durch Beobachtung, nur die logiſche Kenntniß und Uebung vorausgeſetzt! — nicht gewinnen? Ja, könnte die Philoſophie nicht ſehr wohl, an ihrem Orte, dabei Statt finden?

— — a.

1805. Nr. 51.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 1. Mai.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ueber den Muth.

Was ist der Muth? fragte der Abbé Galliani. Eine ausschweifende Furcht. So paradox diese Antwort scheint, so viel Wahrheiten enthält sie.

Aber um Muth zu erhalten, reicht es nicht hin, große Furcht zu besitzen; es muß die allergrößte Furcht seyn, der man fähig ist. Ein herzhafter Mensch entscheidet sich augenblicklich für eine schmerzhafte Operation, die ihm das Leben retten soll, weil er den Tod fürchtet. Aber fürchtet ihn der schwache, unentschlossene, wankende minder? Gewiß nicht; denn er fürchtet nicht den Tod allein, er fürchtet auch den Schmerz. Seine Furcht ist also zweifach, die des Muthigen nur einfach, oder mindestens wählt er unter zwei Befürchtungen die stärkste, und unterordnet ihr die schwächere. So wie er sich also dem Schmerze hingibt um den Tod zu vermeiden, wird er sein Leben wagen, um Schande zu vermeiden. Nachdem er aus Todesfurcht sich dem Trepan oder dem Schnitte unterworfen hat, wird er sich in den Laufgräben erschießen lassen, aus Furcht, für feig gehalten zu werden. Fürchtet er im Gegentheil die Beschämung nicht, so wird er die Laufgräben verlassen und sich dem Hohne Preis geben; dazu braucht er nicht feige zu seyn, er muß nur kein Ehrgefühl besitzen. Der Mann von Ehrgefühl fürchtet die Schande mehr als den Tod, der Ehrgefühllose den Tod mehr als die Schande. Der Schwache fürchtet die Schande und den Tod; er flieht aus der Schlacht aus Furcht sein Leben zu verlieren; er flieht dann die Welt, aus Furcht vor Verachtung und wird Capuciner; einst wird er vielleicht aus Furcht vor der Disciplin aus seinem Kloster flüchten. Er wird also alle Leiden erdulden, weil er nicht Eines zu wählen wußte. So forderte einst Candide in der Mitte der ihm zugedachten Bastonade erschossen zu werden, um den Rest zu ersparen. Muth — jenen ausgenommen, den glühendes Blut oder Lebensüberdruß gebiert — Muth ist die Kraft zu wägen und zu wählen. Der Muth dessen, der den Fuß auf die Lunte einer Bombe setzt, die springen will, ist Calcül; er löscht sie aus oder sie springt und tödtet ihn. Versucht er es nicht sie zu löschen, so ist sein Tod desto gewisser; zwischen zwei Gefahren wählt er die ungewisseste. Der Nachtheil der Furcht besteht nicht darin, die Gefahr zu übertreiben, dann hinderte sie nicht zweckmäßiges Mittel zur Rettung zu wählen; der Nachtheil der Furcht ist vielmehr, daß sie die Gefahr anders und anderwärts darstellt, als sie ist und wo sie ist.

Ein Weib, das auf dem Wasser sich fürchtet, stellt sich, wenn der Kahn auf eine Seite neigt, auf die entgegengesetzte, und stürzt ihn um. Von der Besorgniß

einer kleinen Gefahr ergriffen, ſieht ſie nicht, was ſie in eine größere ſtürzen kann; ſie gibt ſich ganz der Furcht hin, und dieſe verſchlingt die Anſicht der Gefahr. So wird ſie am Rande eines Abgrundes die Augen ſchließen, die ſie weit öffnen ſollte, um wo möglich den Sturz abzuwenden. So erhöht ſie im Wagen, deſſen Pferde durchgehen, durch ihr Geſchrei die Wildheit derſelben, und zerſtört die Faſſung des Kutſchers; wenn ihr männlicher Begleiter im Gegentheil gefaßt bleibt und ruhig Befehle gibt, ſo geſchieht dieß nicht deßwegen, weil er mehr Luſt hätte als ſie, am Fuſſe der Höhe die ſie hinab ſtürzen, zerſchmettert zu werden, oder in dem Fluſſe zu ertrinken, an deſſen Rande ſie ſich befinden — nicht deßwegen, weil er die Gefahr verkennt, er erkennt ſie vielmehr in ihrem ganzen Umfange, deßwegen ſucht er ſie zu vermeiden; er weiß, das Unglück Arm und Bein zu brechen iſt weit größer, als das Unglück, dieß zu befürchten. Er ſucht alſo das erſte abzuwenden, und opfert ihm die Beruhigung auf, das zweite zu meiden, weil er die Kraft behalten hat, zu wählen und zu wägen. Dieſe alſo benimmt uns die Furcht; ſie unterwirft uns unbedingt dem gegenwärtigen Eindrucke, und unterdrückt die Anſicht entfernter Gegenſtände, dadurch raubt ſie uns das Vermögen, zu vergleichen und zu wählen. Könnte man im Augenblicke der Gefahr alle Nachtheile der Muthloſigkeit gewahren, ſo würde unfehlbar auch das ſchwächſte Weſen Muth faſſen; vielleicht ſogar mit einer ungewöhnlichen, der Größe ſeiner Furcht angemeſſenen Energie.

Ein altes Sprichwort ſagt: „Niemand iſt gefährlicher als der Feige, wenn er gereizt wird.“ Aber der Feige ermannt ſich nur, wenn ihm alle Auswege zur Flucht abgeſchnitten ſind; wenn die Gefahr ſo dringend, ihm ſo nahe unter die Augen gerückt iſt, daß er ſie unvermeidlich ſehen muß, und zwar wie ſie iſt, und wo ſie iſt, alſo gewaltſam gedrängt wird, das einzige und letzte Rettungsmittel zu wählen; dann wählt er richtig, weil man es ihm unmöglich gemacht hat, falſch zu wählen. Aus dem nämlichen Grunde haben die anerkannteſten Schwächlinge oft einen unvermeidlichen Tod mit großem Muthe ertragen. Man flieht nur, um ſich zu retten, man ſetzt dem Rathe der Schwäche nur, wenn man hofft, ihn nützlich zu finden; verliert man alſo alle Hoffnung, ſo verliert man auch allen Grund, Schwäche zu zeigen. Der ſchwache Menſch erſcheint dann ſtark, weil Noth für ihn gewählt hat, was ihm der Muth vorgezeichnet hatte.

Es gibt indeß eine Gattung von Schwäche, die darin beſteht, ſich zu ſchnell hinzugeben; Uebel, die man vielleicht vermeiden konnte, als unvermeidlich zu betrachten, um ſie nicht bekämpfen zu müſſen, vor den Rettungsmitteln die Augen zu ſchließen, aus Furcht, ſie gebrauchen zu müſſen; in die Niederlage zu willigen, um die Schlacht nicht zu wagen. Wahrlich eine ſchlechte Wahl, das Reſultat eines ſehr irrigen Calcüls!

Viele Menſchen wiſſen zu ſterben aber nicht ſich zu vertheidigen; ſtandhaft gehen ſie zum Tode als dem Ziele aller Gefahren, und würden vor der geringſten Gefahr zurück beben, deren Wagſchaft man ihnen zur Rettung vorſchlüge. Wir haben Menſchen geſehen, die ruhiger vor einer feindlichen Batterie geſtanden wären, als vor einem Revolutions-Comité; die, um dem Blutgerüſte zu entgehen, keinem Jacobiner zu trotzen gewagt haben. Sie fürchteten die Tyrannen mehr als die Tyrannei, mehr diejenigen, die ihnen ſchaden konnten, als das Uebel ſelbſt. Man hatte ſie in ihrer Jugend gelehrt dem Tode zu trotzen, aber nicht den Jacobinern. Ein tapferer Mann fürchtet am meiſten die Gefahr, die er nicht kennt; der wahre Muth beſteht weniger darin, die Gefahr zu verachten, als ſie richtig zu würdigen.

Der wilde Baron des Adrets beluſtigte ſich einſt damit, die Kriegsgefangenen von den Thürmen ſeines Schloſſes herab ſpringen zu laſſen; er bedurfte keinen Henker, auf ſeinen Wink eilten ſie, ſich hinab zu ſtürzen. Ein einziger wankte, wie man ſagt. „Wie! — rief der Baron — du ſetzeſt ſchon zum dritten Mahle an?“ — Ich wette — verſetzte jener — Sie würden wohl noch mehr als zehn Mahl anſetzen.“

Kein anderer hatte dieß gewagt. Worin lag alſo der Muth dieſes einzigen? — Er fürchtete den Tod mehr, als den Baron des Adrets.

(Nach einem franzöſiſchen Tagblatte.)

Ueber poſitive und Kunſtwahrheit.

(Beſchluß.)

Aus der großen Maſſe des allgemeinen nach und nach ſich bildenden Kunſtlebens erzeugen ſich Abtheilungen, die nach der qualitativen Verſchiedenheit der Kräfte in Verſchiedenheit der Anſtrengungen von mehreren geiſtesähnlichen Menſchen zu abgeſonderten Künſten ſich geſtalten. Nun kommt es darauf an, in wie fern die verſchiedenen Kunſtbefliſſenen allgemeine Kunſtwahrheiten durch eigene Kräfte erreichen, oder dieſe ihnen mitgetheilt werden, ſo daß ſie wieder verhältnißmäßig zur vergrößerten Quantität des allgemeinen Kunſtlebens neue poſitive Wahrheiten ins active Leben einführen. Je mehr die Künſtler

die allgemeinen Kunſtwahrheiten in ihren Werken anwenden, je mehr werden ſie beitragen, den kleinlichen Frivolitäts-Geſchmack, der nur durch Anwendung der untergeordneten Kunſtwahrheiten ohne Zuſammenhang mit den allgemeinen ſich erzeugt hat, verdrängen, und ſo eine edle, ſchöne Einfachheit der Sitten und Gewohnheiten ins Leben aller Art verbreiten. Edelſinn im Geiſte der Menſchen, Schönheitsliebe im Herzen und Genügſamkeit in phyſiſchen Bedürfniſſen müſſen die Folgen der conſequenten Leitung und Ausübung der Künſte ſeyn. Noch gibt es zwar Menſchen, die ihre geiſtige Natur nicht kennen wollen, und den Unſinn, den Rouſſeau ſophiſtiſch behauptete, daß Wiſſenſchaften und Künſte den Menſchen verſchlimmern, im Ernſte glauben. Wenn dieſe Menſchen nicht Scharfſinn genug beſitzen, das, was ſie empfinden, auch denken zu können, ſo ſollten ſie wenigſtens darauf kommen, daß eine ſolche Menſchen- und Gotteslästerung nur von der Academie eines Volkes, deſſen größerer Theil das höhere Leben zu einer ſentimentaliſchen Farce herabgetändelt hatte, mit dem Preiſe gekrönt werden konnte. Der ganze franzöſiſche Geiſter-Areopag hat in ſeiner Geiſtesſtumpfheit nicht einmahl geahndet, daß dieſes ſophiſtiſche Machwerk ein höhnendes Pasquill ſeyn könnte. Bei uns kam es deßwegen nicht ſo, weil die Quellen unſerer Veredlung reichhaltiger ſind als ihre Beförderungsmittel; bei jenen ſind die Quellen weniger ergiebig, aber die Beförderungskräfte über das Verhältniß mächtig.

Um von dieſer Ausſchweifung wieder zurück zu kommen, ſo müſſen die Künſte, ſofern der Hauptinhalt ihrer Schöpfungen aus dem Gebiete der erkannten Erfahrung hergenommen iſt, zuerſt alle Merkmaale des Poſitiven dem phyſiſchen oder geiſtigen Sinne deutlich aufſtellen. Dann müſſen ſie aus dem Reiche der bis dahin allgemein bekannten Lebenswahrheit, die eigentlicheren Character-Züge der Individualität jedes einzelnen Gegenſtandes ihrer Kunſtſchöpfung aufdrücken. Wenn dann auch der Inhalt eine ſchon mehr oder weniger bekannte Fiction vorſtellt, ſo täuſcht ſie den geiſtigen, innereu Sinn, und erregt die Empfindung. Zur gänzlichen Vollendung der Illuſion müſſen noch im Reiche der Kunſtwahrheiten alle die Naturwirkungen beobachtet ſeyn, die durch Erfahrung und Experimental-Philoſophie können beſtimmt werden. Auf dieſem Puncte kommt es ganz allein darauf an, daß der Künſtler durch ausgedehntere Kenntniſſe und Gewandtheit ſeine Kunſtgriffe mit noch feineren Kunſtgriffen verbirgt, und ſo ſeinem Werke das Gepräge der naiven Natürlichkeit mittheilt.

Man erzähle eine Begebenheit, die durch unläugbare Zeugniſſe verbürgt iſt, von der aber die Urſachen tief in der geheimen Werkſtätte der Natur, oder uns verborgen im unüberſehbaren menſchlichen Geiſte liegen, mit der gewiſſenhafteſten Treue für poſitive Wahrheit. Sie wird ſicher nicht die Gemüthsregungen des Zuhörers im nähmlichen Grade aufregen, als wenn ihr der Erzähler im poetiſchen Geiſte wahrſcheinliche Urſachen aus der Natur oder aus den Eigenheiten des menſchlichen Geiſtes mit Scharfſinn unterlegt. Im erſten Falle, wenn die Begebenheit bekannt iſt, wirkt die Erzählung gar nicht, im zweiten Falle intereſſirt ſie, und wird belehrend. Iſt die Erzählung eine Fiction, und der Erzähler begnügt ſich, ſie nur aus allgemein bekannten Poſitivitäten zu fingiren, ohne ſie mit phyſiſchen oder pſychologiſchen Wahrſcheinlichkeiten zu unterſtützen, dann iſt ihm in der ganzen Erzählung nichts neu, ſeine Neugierde und ſein Gemüth bleiben unberührt. Werden aber Kunſtwahrheiten mit Kunſtweisheit in die Erzählung eingemiſcht, ſo wird der Eindruck bis zur Täuſchung der Empfindung erhöht, und ſo der Zuhörer veredelt oder verfeinert, je nachdem die Erzählung auf eines oder auf das andere berechnet iſt, ſie mag auf poſitive Wahrheit ſich gründen, oder bloße Dichtung ſeyn.

Zur höheren allgemeinen, ſittlichen Bildung der Menſchen kommt es daher nicht ſo ſehr darauf an, daß das, was man ihnen durch Kunſt lehrt, aus der poſitiven oder aus der Lebenswahrheit genommen, als es vielmehr darauf ankommt, daß das ihnen Gelehrte im Sinne reiner Humanität ihre Empfindungen in Bewegung ſetzt.

Die Bearbeitungen aller ganz rein poſitiven Wahrheiten, um ſie in Lebenswahrheiten umzuſtalten, gehören mehr für den Grund der Berufserziehung jener Individuen, die man einem abgeſonderten Zweige der Wiſſenſchaften oder mechaniſchen Künſte widmet. Denen hingegen, welche ſich den ſchönen Künſten widmen, muß eine ausgebreitetere Erziehung, und zwar mehr im Kreiſe der ſchon zum allgemeinen Leben gereiften Wahrheiten gegeben werden. Die erſteren müſſen ſich immer, wie ihre ernſteren und tieferen Anſtrengungen es nur zulaſſen, im thätigen, allgemeinen und Kunſtleben umſehen, um ihre Bearbeitungen in die faßlichſte Form der Lebens- oder Kunſtwahrheit zu geſtalten. Dadurch werden ſie und ihre Arbeiten ein Gepräge von Urbanität erhalten, daß ſie bequemer und ſchneller ins active Leben einwirken. Die Künſtler hingegen müſſen jede Stunde, die ſie ihrer genialiſchen Beſchäftigung und dem leichteren Studium der Lebenswahrheiten entziehen können, zur Kunde der

positiven Wahrheiten, in so fern, als sie die Wurzeln ihrer abgesonderten Kunstwahrheiten sind, sorgfältig verwenden. Diese ernstere Anstrengung wird sie und ihre Werke vor Unbestimmtheit im Character schützen, und ihrer Urbanität außer dem Anstriche von Frohsinn noch die Achtung des ernsteren Menschen verschaffen. Mit dieser Lebensweise würden die Wahrheitsforscher und die Wahrheitsverkünder die hohe, reine Liebe zu allem Guten und allem Schönen unendlich leichter und schneller befördern, als es bis jetzt geschehen ist.

Daß aber der Glaube und die Liebe zum Guten, zum Schönen, und das Veredeln der Empfindung mehr durch die Mittelbarkeit der Kunstwahrheiten als durch die Unmittelbarkeit der positiven Wahrheiten befördert werde, lehrt außer der täglichen Erfahrung noch deutlicher die Geschichte der entfernten sowohl als der nahen Vorwelt. Wie manche große, edle Handlung der Humanität und des Patriotismus ist bei den Griechen und Römern durch den Anblick eines edeln Kunstwerkes, durch eine feurige Declamation, durch die bei ihnen üblichen Kunstreden und die Ansprache des inneren Sinnes durch den äußeren erzeugt worden. Wie haben die edelsten Werke ihrer Dichter und ihrer Künstler ihre Urbanität befördert, und durch sichtbare und empfindbare Aufstellung der Schönheit alles beseligende Liebe erzeugt? Was würden ihre Dichter auf die Empfindung vermocht haben, wenn sie bloß wie die der positiven Wahrheit allein ergebenen Geschichtskundige die Ereignisse ihrer Vor- und Mitwelt mit Enthaltung aller Fictionen kalt erzählt hätten? Würden sie so, wie die Geschichte uns lehrt, die Anlagen zu Edelmuth und Character-Größe so thätig, so theilnehmend ausgebildet haben? Wie würden ihre großen Bildenkünstler auf den im Menschen wohnenden Schönheitssinn mit Nachbildung der bloß positiv täglich sich zeugenden Natur gewirkt haben? Würde dieser Sinn bis zu der Thätigkeit haben gelangen können, daß, ganz von ihm im Zeugungs-Momente belebt, die folgenden Generationen sogar an physischer Veredlung gewinnen mußten?

Ich muß hier noch einer anderen Wahrnehmung erwähnen, welche dem Gegenstande dieses Versuches nicht fremd ist. Die Vernachläßigung eines der schönsten Zweige der höheren Poesie, der Tragödie nähmlich — einem großen Felde für poetische Wahrheit, wo der erhabene Geist, ohne von den gewöhnlichen, der Wirklichkeit anhängenden Schwachheiten niedergedrückt zu seyn, in seiner ganzen Majestät herrschen kann. Die Franzosen in ihren Reflexions critiques u. d. gl. wie auch unsere deutschen Aesthetiker geben mancherlei theils die Menschheit ehrende theils sie herabwürdigende Ursachen an, warum die größere Masse jedes Publicums mit mehr Theilnahme der Aufführung der Tragödie als der der Comödie beiwohnt. Der wahre aber und der Sache würdigere Grund scheint mir der. Die Anlagen zum Hohen, Edeln, Großen und Schönen liegen mehr und weniger im Gemüthe aller geistig gesunden Menschen: da aber diese Anlagen im gemeinen bürgerlichen Leben nie zur Thätigkeit, und im höheren nur selten dazu gelangen, so werden sie bei Aufführung oder Lesung hoher Tragödien wenigstens in Bewegung gesetzt, welches dann dem Menschen einiger Ersatz ist für die höhere Geistesuntbätigkeit, in die er in unseren Zeiten und Verhältnissen eingeengt ist. Da müssen wir uns nun mit einem Kunstgenusse begnügen, bis die künftigen besseren Staatswirthschaften diesen höheren Geistesanlagen durch zweckmäßige Thätigkeit einen Wirkungskreis und wahren Lebensgenuß erschaffen und anweisen. Nur beim stark, hoch und edel Empfindenden ist Patriotismus zu bilden. Das Vaterland gewinnt seine Liebe nicht so sehr in dem Maße, als es ihn politisch oder ökonomisch glücklich macht, als vielmehr dann, wenn es ihm für seine Kraft eine angemessene Thätigkeit anweist. So nur entstehen ihm große Männer in jedem Sinne des Wortes. — Welch ein Gewinn, wenn alle diese hohen Geisteskräfte der Individuen vereinte Staatskräfte werden. — Noch ein Mahl: bloß durch allgemein durch alle Classen verbreitete Liebe zum Großen und Edeln können wir auf den höheren Grad von offener und einfacher Bildung gelangen, der uns eine Menge belästigender Frivolitäten, Eitelkeiten und verfeinerter Sinnesgenüsse entbehrlich macht, und uns innere und äußere Achtung erweckt.

Ich wage es nicht, diese bloß fragmentarische Bemerkungen weiter auszudehnen, und begnüge mich, zu einer künftigen Auseinandersetzung dieses Gegenstandes von einem der Sache gewachsenen Manne hierdurch vielleicht einige nicht ganz unnütze Winke gegeben zu haben.

M. K.

Das menschliche Elend könnte auf die Hälfte reducirt werden, wenn der Fluch des Paradieses durch Wohlwollen, Menschlichkeit, Duldsamkeit und ächte Humanität gemildert würde, und einer dem anderen das Leben erleichtern wollte. Jeder rufe doch dem andern zu, wie auf dem Carneval zu Venedig: ammazzato sia chi non porta mantello, zu deutsch: Jeder entbehret der Duldsamkeit und der Liebe, der sie nicht selbst besitzt.

1805. Nr. 52.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 3. Mai.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Die Grazie.

— —, — La grâce
Plus belle que la beauté même.

So manches ſchlummert in der vielfältigen Nüancirung des Schönen und Angenehmen, ſo manches anmuthige Räthſel ſchmeichelt dem Schönheitsſinne. Aber des Geheimen Geheimſtes, des Süßen Süßeſtes, das in dem Worte — Grazie — geſchloſſen iſt, iſt ſo gut wie nahmenlos, denn zu reich, zu mannigfaltig iſt der Begriff, um unter die Einheit des Nahmens ganz gebracht werden zu können. Zu rein, zu ätheriſch iſt das Weſen, es muß empfunden, nicht genannt werden, kaum wagt die Vernunft ein Wort darüber zu ſagen.

In dem Gemüthe, aus dem der ſchöne Strahl der Grazie leuchten und die äußere Form verklären ſoll, muß noch der ewige Urfriede blühen. Die Anlage zur Kunſt muß ſich von der Natur, die Vernunft von der Phantaſie noch nicht getrennt haben, ſtill, unbewußt ihres eigenen Weſens, verſchmolzen in Eins müſſen ſie ſich ausſprechen in reiner Kindlichkeit, in zweckloſer, ſiegender Einfalt müſſen ſie aus dem Inneren hervor brechen, und im Aeußeren leben! — Geſchieht dieß nicht, und man wollte Grazie erkünſteln und abzwecken, ſo geht ſie in widrige Affectation über.

Aus der ſpeculativen Trennung der zwei edleren Kräfte entquillt vorzüglich und allein die ſchwierige Aufgabe, „über die Werke der Kunſt die Strahlen der Grazie auszuſtrömen," dieſe friedliche Trennung von Phantaſie und Vernunft, wo jede ſcharf bewachte Grenzen um ihr Gebiet zieht, iſt es, die der ſüßen Charis die Pilgerſchaft erſchwert in dem Tempel der Kunſt. Denn wenn ſie nicht im kindlichen Sinne des Künſtlers lebt, der allen verführeriſchen Lockungen der Kunſt, die neben ihr thronen muß, zu widerſtehen vermag, ſo wird ſie kein bittender Ruf, kein ſchmeichelndes Winken herbei führen. In dem Genius des Künſtlers muß die Kraft und Anmuth der einfältigen Natur ihre neutralſte Individualität behalten, ſo wie die Kunſt individuel arbeiten muß in ihrer Werkſtätte und ſpielen in ihrem Spielraume. Nur in dem genialiſchen Producte müſſen ſie ſich unſichtbar vereinigen, ſelbſt vor dem Auge des Meiſters. Ohne dieſes nothwendige Incognito geht die erſte in lächerliche Nachbildung, die zweite in abgeſchmackten Pedantismus über. Beide müſſen den Künſtler gleich ſchützenden Engeln umſchweben, nicht aber ihn am Gängelbande leiten. Sie müſſen wie eine leiſe Ahndung zu ihm liſpeln aus geheimnißvollen Tiefen, aber nicht dicht vor ſeinem glühenden Auge ſtehen.

Aus diesen seltenen Schätzen entspringt die Grazie der Kunst, nur ein Abdruck, nur ein Schattenriß der natürlichen Grazie. Es ist die ungeschwächte, ungezähmte sittliche Fülle des Inneren, die sich zur sichtlichen Anschauung herab läßt in der äußeren Form, wie die Tugend und der Edelmuth in der Wohlthat. Diese sittliche Fülle gibt jedem Werke als Bild des Inneren jenen feinen, ansprechenden Muth, den wir Anmuth nennen, so wie sie dem Mienenspiele jene Elasticität und der körperlichen Bewegung überhaupt jene Leichtigkeit mittheilt, die wir unter dem Nahmen Lieblichkeit begreifen, und zu der die Anmuth untrennbar gehört. Zu dem Lieblichen — das heißt, in die zartesten Fäden unseres Empfindungs-Systemes muß das Gefühl für Anmuth von ewig her so verwebt seyn, daß der Gegenstand, den sie schmückt, zu lieben leicht sey, welches die Grazie bewirkt. Die sittliche Freiheit muß sich also in dem zarten Mienenspiele und in den schmeichelnden Bewegungen versinnlichen, es müssen sich beide innig, unwillkürlich vereinigen, wenn sie Grazie werden sollen.

Die äußeren Formen sind also nur der Spiegel, der das Object empfängt und sein Abbild wieder gibt, aber das objective Wesen selbst nicht ausmacht. Die überwiegende innere Sittlichkeit kann auch das minder reizende Aeußere zur Grazie beseelen.

Aus diesem nun läßt sich das Phänomenon erklären, warum die Grazie sehr oft und wohl meistens die Schönheit verdrängt, und es wird hoffentlich meine Kühnheit rechtfertigen, wenn ich das Wesen der Grazie in dem freien harmonischen Spiele des inneren sittlichen Sinnes mit dem blühenden Leben äußerer gefälliger Formen zu bestimmen wage.

Ueber die Endreime.

Ein Beitrag zur Geschichte der Erfindungen.

Die Entstehung und die früheren Schicksale der Endreime sind im Allgemeinen unbekannter, als man es aus der langen Dauer und weiten Ausbreitung dieses Witzspieles schließen sollte. Nur der Sorgfalt des berühmten Pedanten Menage verdanken wir die folgenden Nachrichten, die aus einem jetzt seltenen Buche gezogen sind *).

Einem halb verrückten französischen Dichter, Nahmens Dulot, gebührt die Ehre, Erfinder der Endreime gewesen zu seyn. Als ihm einst durch einen unglücklichen Zufall alle seine Papiere entkommen waren, beklagte er in einer zahlreichen Gesellschaft nichts wehmüthiger, als den Verlust von drei hundert Sonnetten. Auf die verwundernde Frage, ob er ihrer wirklich eine so große Anzahl gemacht habe, erklärte er, daß hierunter nur Gedichte en blanc zu verstehen seyen, nähmlich die bloßen Reime oder Endworte, die er in der Folge auszufüllen sich vorgenommen habe. Diesen Einfall fand man comisch genug, um seine Ausführung zu versuchen. Man wählte die bizarresten Reime, und was der närrische Dulot im Ernste trieb, ward nun in lustigen Cirkeln zum Scherz verarbeitet.

Im Jahre 1649 ward ein ganzer Band voll Sonnette gedruckt, die aus solchen Endreimen entstanden waren. Schon fingen die bouts-rimés an wieder in Vergessenheit zu gerathen, als sie durch einen besonderen Zufall plötzlich von neuem in das Reich der Mode eingeführt wurden. Ein großer Minister, den Menage nicht nennt, den aber alle dabei angegebene Umstände deutlich verrathen, mit einem Worte der berühmte Fouquet verfertigte ein Sonnett nach aufgegebenen Endreimen auf den Tod des Papageies der reizenden la Valière, deren Liebe für ihn eine so reiche Quelle des Unglücks werden mußte. Dieses Sonnett reizte die Dichterwuth aller schönen Geister in Frankreich, und das ganze Jahr 1654 hindurch machten sie nichts anders als bouts-rimés auf den Papagei der la Valiere, oder auf die eben damahls vorgefallene Eroberung von Sainte Menehould.

Die vorgeschriebenen Endreime, nach welchen so viele hundert Gedichte verfertigt werden mußten, sind der Nachwelt durch eine merkwürdige Epopee aufbehalten worden, von welcher gleich die Rede seyn wird. Es waren folgende: chicane, capot, pot, soutane, diaphane, tripot, chabot, profane, coquemart, jaquemart, barbe, débris, barbe, lambris.

Den bekannten Dichter Sarasin fing es endlich an zu ärgern, daß eine so spielende Dichtart alle anderen zu verdrängen drohte. Er erklärte sich laut gegen die Endreime, und schrieb, um sie ganz zu vernichten, ein comisches Heldengedicht unter dem Titel: Dulot vaincu, ou la défaite des bouts-rimés. In dieser aus vier Gesängen bestehenden Epopee, die der Batrachomyomachie Homers nachgebildet ist, und glückliche Anwendungen einiger Verse Virgils und Arioſts enthält, läßt der Dichter seinen Helden Dulot, der aus dem Tollhause entsprungen ist und viele vergebliche Versuche gemacht hat, die Nation der guten Verse zu vertilgen, gegen diese endlich

*) Les oeuvres de Mr. Sarasin. Paris 1656. 4.

die Nation der bouts-rimés ins Feld rücken. Sie erscheinen vor den Thoren von Paris geleitet von vierzehn Heerführern, den vierzehn durch den Papagei berühmt gewordenen Endreimen. Dieses gibt dem Dichter Gelegenheit, die beiden Kriegsheere, die zwischen ihnen vorgefallene große Schlacht und die gänzliche Niederlage der bouts-rimés nebst den Martern der Gefangenen weitläufig zu beschreiben. Das Gedicht schließt mit dem Tode Dulots, wobei der berühmte letzte Vers der Aeneide auf folgende Art parodirt ist:

Ses yeux sont obscurcis d'une éternelle nuit,
Et son ame en rimant sous les ombres s'enfuit.

Menage hat das ganze Heldengedicht nach seiner Art mit gelehrten kritischen Noten versehen, die wider ihre Bestimmung mehr Stoff zum Lachen geben, als die comische Epopee selbst.

So fielen die bouts-rimés beinahe zu gleicher Zeit mit ihrem Beschützer, und lebten nur nach langen Zwischenpausen in England, Deutschland und selbst in ihrem Vaterlande wieder auf, doch nie gelang es ihnen, ihr ursprüngliches Ansehen wieder zu erlangen.

Wir sehen hier zwei schon vor einigen Jahren gemachte bouts-rimés her, die zu den besseren ihrer Art gehören, und denen man es schwerlich abmerkt, daß sie ihr Entstehen den Reimen verdanken.

Auf den Congreß zu Rastadt.

Nach aufgegebenen Endreimen und Gegenstand.

Das alte Mütterchen mit Krück' und Augenglas,
Germania genannt, hatt' einstens Adlerflügel;
Doch willig war's und zahm, gefällig ohne Maß
Hielt es dem Vater Papst vor Zeiten schon den Bügel.
Die Nachbarn führten auch es öfters auf zum Tanz,
Wie Ludwig, groß genannt vom Chor der schönen Geister,
Und von dem schönsten Blatt' aus ihrem Eichenkranz,
Dem Blatt' Alsatia, ward dieser Nachbar Meister.
Jetzt da der ganze Kranz, geknüpft mit losem Stroh,
Schon immer loser wird, ein jedes Degenklirren
Sie an die Grube mahnt, die Furcht ihr jeden Floh
Zum Ungeheuer schafft, die Sinn' ihr zu verwirren;
Jetzt endlich noch ergriff, an ihres Grabes Rand,
Die alte Tanzwuth sie mit allen ihren Zofen:
Sie tanzte mit dem Freund', der ihr das Blatt entwand,
Wie Babels Knaben einst im glüh'nden Feuerofen;
Allein nicht unversehrt, die Luft war gar zu heiß;
Sie keucht, er riß sie fort, sie konnte nicht mehr schreiten;
Doch nur die letzte Gunst sey, schwöret er, der Preis,
Für diese will' er sie zur ew'gen Ruhe leiten;
Doch gibt er Freiheit ihr, sich vor dem Gnadenstoß
Mit der Familie in Rastadt zu besprechen,
Und dort — ihr Schicksal rührt den härt'sten Erdenkloß —
Wie Frau Lucretia sich selber zu erstechen.

Lobgedicht auf den Frieden.

Nach aufgegebenen Endreimen.

1797.

Germanien lebt auf! — der Kutscher auf dem Bock
Der alten Staatskaroß erwacht von seinem Schwindel,
Und alle Welt mit ihm. Der bunte Wappenrock
Des Heros wandelt sich in eine Kinderwindel,
Der Spinne grau Geweb' umzieht des Helmes Glanz,
Zur Pfanne wird der Schild für Speck und Eierkuchen.
Selbst Bonaparte läßt des Ruhmes Firlefanz,
Und wird die Lorbeern nur noch in der Suppe suchen.
Der Bauer stapft nicht mehr schwerfällig wie ein Alp
Bei seinen Pferden her, man hört ihn lustig schnalzen,
Denn jetzt entführet ihm kein Räuber Kuh und Kalb,
Sein Haushahn muß nicht mehr für fremde Gäste balzen.
Ja, fiel vor kurzem noch, als wie aus trocknem Schwamm
Die Freude tropfenweis in unsre Herzenstrichter,
Jetzt wallt sie wie ein Strom, von Wien bis Amsterdam
Malt froher Wahnsinn sich auf lächelnde Gesichter.
Verschwunden ist der Gram, der wie die Blätterlaus
An Knosp' und Laub genagt. Die lang bedrohte Tugend
Verjährter Sprüden ruht nach manchem harten Strauß,
Und blühet neu zum Trotz der kriegerischen Jugend.

F. W. Brextermann.

Gedanken eines Pythagoräers aus den Zeiten der ersten römischen Kaiser.

(Aus dem Griechischen übersetzt.)

Nichts in der Natur geht zu Grunde, als nur in der Erscheinung, wie auf dieselbe Art die Entstehung keines Dinges an sich, sondern bloß in der Erscheinung ist, indem die Meinung der Menschen, was aus der Wesenheit in die äußere Natur hinüber tritt, als Entstehung ansieht, was aber aus der Natur in die Wesenheit zurück geht, dem Tode anheim zu fallen glaubt; obwohl nach der Wahrheit kein Ding weder entsteht noch jemahls zu Grunde geht, sondern bloß zu einer Weile sichtbar, nachmahls aber unsichtbar wird, jenes vermöge der Dich-

tigkeit des Stoffes, dieſes wegen der Unſcheinbarkeit der Weſenheit, die unwandelbar eine und dieſelbe bleibt, und ſich nur verſchieden zeigt, wie ſie im Zuſtande entweder der Ruhe oder Bewegung iſt. Denn dieſes muß wohl einer Veränderung zum Grunde liegen, die zu keiner Zeit von außen beſtimmt wird; ſondern, indem das Ganze ſich in die Mannigfaltigkeit hinaus wirft, die Individuen aber in das Ganze wieder zurück kehren, ſo bleibt das All in ſeiner Einheit verſchlungen. So aber jemand fragte, was denn jenes ſey, das in den nähmlichen oder verſchiedenen Dingen ſich abwechſelnd bald ſichtbar darſtellt, bald aber wieder verſchwindet, ſo könnte man ſagen, allen Dingen in der Natur ſey es gegeben, daß ſie, angefüllt durch die Elemente, vermöge des Reflexes (Widerſchlags *) der Dichtigkeit ſich den Sinnen zu erkennen geben, dem Auge aber, wenn ſie ausgeleert worden, wieder verſchwinden wegen der Unſcheinbarkeit der Materie, die durch inneren Trieb umher gegoſſen und hervor ſtrömend aus dem ewigen ſie umſchließenden Gefäße, auf keine Weiſe aber weder erzeugt noch vergänglich iſt. Was ſoll uns ferner jener Irrwahn, der ſchon ſo lange und ſo feſt eingewurzelt iſt, daß manche nähmlich ſich einbilden, da wo ſie ſich nur leidend verhielten, ſelbſtthätig gewirkt zu haben, die gar nicht zu wiſſen ſcheinen, daß der Erzeugte nur durch Mittel, keineswegs aber durch eigenen Willen und urſprüngliche Kraft der Erzeuger entſtanden ſey, wie auf gleiche Weiſe was aus der Erde entſproſſen, nicht durch innere Kraft der Erde hervor gebracht wird. Denn nicht in leidendem Verhältniſſe ſtellen ſich die erſcheinenden Dinge gegen einander dar, ſondern vielmehr alle und jede ſind beſtimmbar und leidend nur in Beziehung auf das Eine. Dieſes, wie anders könnten wir es richtig benennen, als die uranfängliche Weſenheit, in der allein Wirken und Leiden ſtatt findet, die Allen Alles iſt, eine unſterbliche ewige Göttinn, die in mannigfaltigen Nahmen, Characteren und Geſtalten erſcheinend, als ſie ſelbſt, wiewohl unbilliger Weiſe, nicht mehr erkannt wird. —

B. D—n.

Luthers Denkmaal.

Es hat bisher nicht an Vorſchlägen und Ideen zu Luthers Denkmaal gefehlt, und wenn das Werk zu Stande kommt, wird es eben ſo wenig an mancherlei Inſchriften dazu fehlen. Es ſey mir daher erlaubt, hier, damit es nicht übergangen wird, an ein Verdienſt Luthers zu erinnern, wofür, wie der treffliche Möſer bereits vor fünfzig Jahren in dem ſchönen ſchriftlichen Denkmaale ſagt, das er Luthern in dem Sendſchreiben an Herrn von Voltaire errichtete, der Reformator allein eine beſondere Ehrenſäule verdiene, nähmlich: „ob conservatum genus humanum.“

Möſer rechnet die Anzahl derjenigen, die Luthern und ſeiner Reformation ihr rechtmäßiges Daſeyn zu verdanken haben, auf zehn Millionen. Er nimmt an, daß in Deutſchland, Holland, England u. ſ. w. vier tauſend Klöſter und Stifter aufgehoben wurden, aus jedem rechnet er fünfzehn Paar, die ſich verheirathteten, und die Vermehrung durch neun Generationen im Verhältniſſe zu zwei gibt fünfzehn Millionen. — Es läßt ſich gegen die Berechnung zwar manches einwenden, aber da Luthers Verdienſt in dieſer Hinſicht entſchieden bleibt, und er nach Möſers Vorſchlage dafür keine beſondere Ehrenſäule erhalten hat, ſo verdiente es doch billig in der Inſchrift des großen National-Denkmaales nicht vergeſſen zu werden.

C.

*) Im Chemiſchen antitypia.

Der Wein.

Dithyrambe.

Tröſter der Menſchen
In Kummer und Schmerz,
Du Wonne der Götter,
In glücklicher Stunde
Zur Labung, zur Stärkung und Luſt
Den armen Bewohnern der Erde
Einſt huldreich verliehn,
Du edeler Wein!

Ha! dich zu preiſen
Wie würdig du's biſt,
Iſt thöricht Beginnen,
Und alle die Wunder,
Seit Bacchus in Theben erſchien;
Wer mag ſie, ſo zahllos, verkünden?
Wer nennet der Sterne
Unzählbares Heer?

Gabe der Götter,
Im vollen Pocal
Aufſchäumend zum Himmel,
Woher du geſendet,
Sey dankbar genoſſen, und froh —
Ein jeder der Tropfen ein Opfer,
Geſpendet den Hoh'n,
Die ſandten dich, Wein!

E**.

1805. Nr. 53.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 6. Mai.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Briefe aus Wien.

(Fortſetzung.)

Nach der Reinigung im Tempel ſind mir von den vielen Gemälden, die ſich von Guido Reni hier befinden, die vier Jahreszeiten das liebſte, die in dem nähmlichen Zimmer hangen. Dieſes Stück iſt äußerſt friſch und wohl erhalten, beinahe als ob es erſt von der Staffelei käme; das Colorit iſt heller wie in dem vorhergehenden, warm und lebendig, doch ſpielt es etwas ins Grünliche.

Es wird Ihnen vielleicht ſonderbar vorkommen, daß der Künſtler die vier Jahreszeiten auf einem Blatte zuſammen gedrängt vorgeſtellt hat; aber hier iſt dennoch kein buntes Gemiſch, wie es häufig bei ähnlichen Vorſtellungen der Fall iſt, keine verworrene Gruppirung, keine grell contraſtirende Darſtellung der einzelnen Partien, ſondern ein liebliches, harmoniſches Ganze, die klarſte Anordnung und leiſe, ſchöne Uebergänge des Einzelnen.

Vier weibliche Gottheiten oder Nymphen mit ihren Genien ſind die Repräſentantinnen der verſchiedenen Jahreszeiten. Ihre Stellungen, ruhend in ganzer Figur, ſind vortrefflich, ihre Geſtalten edel und ſchön, und jede derſelben eine würdige Repräſentantinn des Schönſten ihrer Jahreszeit; nur dem grämlichen Winter hat Guido ſeine Grämlichkeit gelaſſen, und ihn nicht mit falſchen, erborgten Reitzen geſchmückt. Den erſten Platz im Gemälde zur linken Hand nimmt der Sommer ein, darauf folgt der Frühling, dann der Herbſt, und zuletzt der Winter. Der ſchöne kleine Knabe oder Genius neben dem Sommer ſetzt ſeinen linken Fuß auf eine große reife Melone, in ſeinem kleinen Arme hält er eine volle Garbe, und blickt den Genius des Herbſtes, der ihn gegenüber mit ſeiner empor gehobenen Birne anlockt, mit allem Ausdrucke des fröhlichen kindlichen Verlangens an. Er iſt einer der ſchönſten und lieblichſten Knaben, die je dargeſtellt worden ſind; eine holde Geburt der Phantaſie voll unausſprechlicher Reitze, das Ideal des kindlichen Frohſinnes, der Reinheit und Unſchuld. Der Genius des Frühlings, hoch neben der ruhenden Göttinn ſtehend, die einen Kranz von Roſen in ihren Locken trägt, iſt ein herrlicher Knabe, der den Bogen ſpannt; aber dieſem Kinde iſt nicht zu trauen: die blitzenden, feurigen Augen und die ſchalkhafte Miene verrathen den gefährlichen Gott, dem alles nach langem, erſtarrendem Winter im wieder belebenden Frühlinge opfert. — Die folgende Repräſentantinn des Herbſtes iſt eine vorzüglich ſchöne weibliche Figur, die ſchönſte unter den ſchönen Schweſtern. Hinter ihr ſteht der Winter aufrecht, ſo daß man nur Kopf und Bruſt erblickt. Er ſcheint mit halb gewendetem

Geſichte noch ein Mahl zurück zu blicken, und im Abgehen begriffen, die holde Geſellſchaft verlaſſen zu wollen, wovon ihm ſein Gefühl ſagt, daß er zu derſelben nicht gehöre. — Der Kopf iſt größtentheils mit einem Tuche verhüllt, und ein ſtarkes Gewand gegen die Kälte dicht um ſeine Schultern geſchlagen. Auch hat ihn der Künſtler nicht jugendlich ſchön gebildet, wie die übrigen holden Geſtalten, ſondern als eine Matrone, bleich und hager, mit einem Geſichte, worauf Gram und Kummer ſichtbar ſind, und einer ſolchen durfte er keinen lieblichen Genius zur Begleitung geben. — Unter den hier dargeſtellten Gottheiten iſt der Frühling, der der ſchönſte und zarteſte in der Natur iſt, dieſem im Gemälde am wenigſten entſprechend; Sommer und Herbſt gehören dagegen zu Guido's ſchönſten Geſtalten; die holden Knaben aber beſchreibt keine Feder.

Jetzt folgen Sie mir noch zu einem anderen kleinen Bilde, ehe wir dieſes Zimmer und für heute die Gallerie verlaſſen. — Dieſes Gemälde, wozu ich Sie führe, iſt nur ein Bruſtſtück von drei Fuß Höhe in Lebensgröße auf Holz. Das Geſicht iſt en face gemalt, und die dunkeln Haare auf der Stirn geſcheitelt. Die Bekleidung iſt ein weißes, feines Unterkleid mit geſtickten Rändern, die man auf der Bruſt und auf dem linken Oberarme ſieht; über daſſelbe ein rothes Gewand, das auf der linken Schulter geheftet iſt. Die rechte Hand iſt auf die Bruſt gelegt, und in derſelben ruht ein hoch empor ſtehender Pfeil, weßwegen es in dem Kataloge „Sebaſtian mit dem Pfeile von einem Unbekannten" heißt. Als wahrſcheinlichen Verfaſſer nannte man mir Balthaſar Broncino, von deſſen Art man doch wenig darin findet; aber wenn der Verfaſſer auch unbekannt iſt, ſo verdiente er es doch nicht; denn er hat hier ein herrliches Werk geliefert. Beinahe täglich habe ich während meines hieſigen Aufenthaltes die Gallerie beſucht, aber nie habe ich ſie verlaſſen können, wenn ich auch die eigentliche Zeit des Beſuches einem anderen Zimmer oder andere Meiſterwerke betrachtend gewidmet hatte, ohne hier einige Augenblicke wenigſtens huldigend zu verweilen. Aber wie man dieſen Kopf bloß des Pfeiles wegen zu einem Sanct Sebaſtian machen konnte, kann ich nicht begreifen. Wenn hier nicht die weiblichſte Weiblichkeit, die reinſte, ſchönſte und anziehendſte iſt, ſo habe ich meines Theils keinen Begriff davon, oder keinen Sinn dafür. Ich habe wenig Köpfe mit ſo vieler weiblicher Innigkeit, Zartheit, Sanftheit und tiefer Fülle geſehen, wie dieſen, der aber nicht in der Zeit der aufblühenden Jugend, ſondern in der Ruhe der vollendeten Blüte dargeſtellt iſt. — Leiſe aber ſichtbar iſt die Rundung des weiblichen Buſens angegeben, die Kleidung iſt nicht die eines Sanct Sebaſtians, und ſchon die kleine, runde und zarte Hand, die auf der Bruſt ruht mit den feinen Fingern, müßte es allein deutlich genug darthun, daß ſie nur einem weiblichen Weſen angehören könne. — Oft habe ich fremde Zuſchauer, als ob ich unſicher ſey, gefragt, ob dieſer Kopf für einen weiblichen oder männlichen zu halten ſey, und ſelten entſchied einer für das letzte, wenn er es nicht aus dem Katalog heraus las. Der Pfeil hat hier einzig den Sebaſtian geſtempelt; aber wie oft iſt nicht ſchon aus ähnlichen, unſicheren, ſchwankenden Attributen abgeurtheilt und falſch beſtimmt worden, wenn man die ſprechende innere Stimme des ganzen Weſens nicht hörte oder nicht verſtehen konnte. Ich mag nicht darüber grübeln, ob dieſes ſchöne Geſicht einer hiſtoriſchen Perſon überhaupt und welcher es angehöre; aber kommt nicht der Pfeil auch Dianen und allen ihren Nymphen zu? — Am liebſten möchte ich ihn wegen der inneren Wahrheit für ein idealiſirtes Portrait halten. Schade iſt es, daß das Stück, welches von einem hohen Alterthume zeugt, durch die Zeit gelitten hat; aber zum Glücke iſt dieſes doch meiſtens nur mit dem Grunde und den Haaren der Fall, wovon man, indem ihre Farbe die nähmliche mit dem geſchwärzten Grunde iſt, den Lockenwurf ſchwerlich mehr erkennt. — Doch verzeihen Sie, daß die Liebe zu dieſem Gemälde, das mich unwiderſtehlich anzieht, mich veranlaßte, ſo viel von einem kleinen Stücke zu ſagen, woran Hunderte vorüber gehen, ohne es ein Mahl zu betrachten.

Zugleich aber müſſen Sie ſich für dieſes Mahl zufrieden geben, daß ich Sie einzig in der Gallerie herum führte, obgleich Sie wahrſcheinlich noch gern mit mir in den herrlichen Umgebungen Wiens wandeln möchten. Aber freuen Sie ſich, daß Sie nicht hier ſind; denn alle ſolche Gänge verleidet jetzt der unausſtehliche Staub, der rings umher in dichten Wolken aufſteigt, als wohnten hier die Kinder Iſrael, und wobei jeder, dem keine ſtarke Lunge gegeben ward, beſſer zu Hauſe bleibt. In der That, dieſer feine kalkartige Staub iſt häßlich, und das Schlimmſte iſt, daß man ihm um Wien herum auf keiner Chauſſee entrinnen kann, wenn man ſich nicht beinahe eine halbe Stunde weit entfernen will, wo dann alles, wenn man zurück blickt, wie im Nebel erſcheint. — Neulich hatten wir mit dem Anbruche des Tages den Kalenberg erſtiegen, bis um ſieben Uhr am Morgen lag die große Stadt klar vor unſeren Augen, um acht Uhr zogen ſich bereits die Staubwolken herauf, und um neun Uhr war Wien

wie mit einem grauen Schleier umgeben, und jedem ſchwächeren Auge unſichtbar. — Aerzte und Todtengräber haben indeſſen dieſem Stande große Verpflichtungen; das Einſchlucken deſſelben, wozu beſonders die niederen Claſſen gezwungen ſind, denen weder eigene Wagen noch die häufigen Fiacres zu Gebote ſtehn, macht, daß die Zahl der an der Lungenſucht Geſtorbenen ſich hier beinahe immer wie eins zu fünfe verhält.

Ich beneide Sie um ihre klare, reine Luft; aber ich wünſche, daß es Ihnen darin lange recht wohl ſeyn und das fatale Aſthma Sie gänzlich verlaſſen möge.

C.....

Quirinus Kuhlmann.

Der Verfaſſer der nachfolgenden Gedichte, die ſich ſelbſt ausſprechen, iſt der berühmte unglückliche Quirinus Kuhlmann, von dem vielleicht manche unſerer Leſer etwas mehr zu wiſſen wünſchen. Er ward 1651 zu Breslau geboren, und zeichnete ſich früh durch beſondere Fähigkeiten aus. Bereits in ſeinem fünfzehnten Jahre ließ er einen Band geiſtlicher Gedichte drucken, unter dem Titel: „Himmliſcher Liebeskuß" und ſchon damahls ward ihm von ſeinem Lehrer, Magiſter Johann Fechner das Prognoſtikon geſtellt, er würde dereinſt ein großer Theolog oder ein großer Ketzer werden.

Im Jahre 1668 bezog er die Univerſität Jena, um die Rechte zu ſtudiren; beſuchte aber ſelten die Vorleſungen, ſondern hing einſam ſeinen phantaſtiſchen Betrachtungen nach, ſpazierte auf ſeinem bunten, mit allerhand ſonderbaren Figuren bemalten Zimmer herum, und glaubte hier göttlicher Eingebungen gewürdigt zu werden, beſonders da ihm in einer Krankheit, worein ihn wahrſcheinlich die ſtete Anſpannung geſtürzt hatte, nach ſeinem Vorgeben der Herr mit allen Heiligen am hellen Mittage erſchienen war, und die ihm zuvor drohenden Teufel vertrieben hatte.

Nach fünf Jahren reiſte er von Jena nach Holland, und begab ſich nach Leyden, um dort als Doctor der Rechte zu promoviren. Aber hier machte er Bekanntſchaft mit Johann Rothe, einem berühmten Fanatiker, der die fünfte Monarchie oder das Reich Jeſus auf Erden weiſſagte, und ſich für den zweiten verkündenden Johannes hielt, weil ſein Vater Zacharias hieß. Zugleich lernte Kuhlmann Jacob Böhme's Schriften kennen, und glaubte nun mit ſeinem wahren Berufe im Klaren zu ſeyn. Er verließ das juriſtiſche Fach ganz, und gab zu Leiden 1674 ſein Buch: Der neu begeiſterte Böhme *), heraus, worin er in der Zuſchrift ſagt: „Ich ergriff die Feder, und mit dieſem Vorſatze zugleich die ganze Lichtwelt, welche nun ſtracks begunnte, mich noch fröhlicher anzuſpleien." — Aber noch nicht genug! ein anderer Schwärmer, Nicolaus Dabricius, hatte in ſeinen Weiſſagungen geſagt: „Wenn fünf gezählt wird, ſo werden die Kinder der Bosheit ein Ende nehmen." Und ferner: „Ein waffenloſer Jüngling werde zu Stande bringen, was mächtige Kaiſer nicht vermocht hätten, nähmlich die Herſtellung der fünften Monarchie des Reiches Jeſus auf Erden, oder der goldenen Roſen- und Lilien-Zeit." — Kuhlmann war erſt drei und zwanzig Jahre alt, ſein Nahme Quirinus enthielt die von Dabricius angegebenen quinque, fünf, und nun war es ihm ausgemacht, der waffenloſe Jüngling mit der Zahl fünf könne kein anderer ſeyn als er ſelbſt.

Seiner Schwärmereien müde relegirte man ihn von Leyden, er ließ ſeine Gattinn Eliſabeth und ſeine Kinder zurück, ging nach England und heirathete dort — es verſteht ſich auf Eingebung — ſeine zweite Frau Maria, die er zur Königinn des neuen Jeruſalems ernannte, und die als ſolche mit allen königlichen Attributen, den Mond unter ihren Füßen, eine Krone von zwölf Sternen auf dem Haupte und mit Sonnenſtrahlen umgeben vor einem Buche prangt, das er ſpäter in Moskau heraus gab. Von England begab er ſich nach Frankreich, durchzog Italien und kam wieder nach Holland zurück. Hier äußerte er zum zweiten Mahle ſich noch lauter, nannte ſich einen Prinzen Gottes, forderte alle Fürſten auf, ſich ihm zu unterwerfen, und ward dafür ins Gefängniß geſetzt. Nach erlangter Freiheit machte er eine Reiſe in den Orient, auf welcher er den größten Theil ſeines Kühl-Pſalters ſchrieb, des berühmteſten ſeiner Bücher, worin außer den höchſten Ausſchweifungen einer verwirrten Phantaſie viele ſchöne und ſeltene Gedanken und neue glücklich und kühn geſchaffene Wörter merkwürdig, und woraus die nachſtehenden Stücke genommen ſind. Lieſmann ſagt, Kuhlmann habe den neu begeiſterten Böhme ins Arabiſche überſetzt dem türkiſchen Kaiſer übergeben wollen, ſey aber damit ſchlecht aufgenommen worden. Nach dieſer Reiſe kam er nach Schleſien, Preußen, Liefland und endlich nach Moskau. Hier befanden ſich mehrere Anhänger von Jakob Böhme, und beſonders fand Kuhlmann an einem deutſchen Kaufmanne Conrad Nordermann einen treuen Freund und Unglücksgefährten. Er ward nähmlich wegen ſeinen Unglücksweis-

*) Dieſes Buch enthielt hundert fünfzig Weiſſagungen und tauſend Millionen theoſophiſche Fragen.

ſagungen für Moskau, ſeinen ſchriftlich und mündlich geäußerten Schwärmereien nach vergeblichen Abmahnungen gefangen genommen, und im Gefängniſſe ſchrecklich gequält, indem man ihm eine Menge Kreuze mit glühenden Eiſen an allen Theilen ſeines Körpers gebrannt, und die geheilten Wunden nachher mit Salz und Eſſig wieder aufgerieben haben ſoll. Nach einer ſolchen ſcheuslichen drei Wochen langen Marter ward er endlich zum Tode verurtheilt, und mit Nordermann auf einem öffentlichen Platze in Moskau am vierten October 1689, nachdem man ſie in eine aus Pechtonnen und Stroh bereitete Hütte geführt hatte, verbrannt.

Nach Anführung ſeiner Schickſale mögen hier noch einige Sonderbarkeiten von Kuhlmann folgen. — Man hielt ihn zu ſeiner Zeit, des vielen geäußerten Unſinnes ungeachtet, für einen großen, kenntnißreichen Gelehrten, wie dieſes Morhof in ſeinem Polyhiſtor bezeugt, der aber doch hinzu ſetzt, daß das Meiſte, was Kuhlmann in ſeinen gelehrten Schriften, beſonders in der de arte magna sciendi etc. und in dem prodromus quinquennii mirabilis als neu, und gleichſam aus göttlicher Eingebung zu Markte bringe, entweder ſchon von anderen geſagt ſey, oder aus der Sache ſelbſt hervor gehe. „Es haben ſchon mehrere — ſetzt Morhof hinzu — Lullius, Paulus u. a. m. eine neue und allgemeine Wiſſenſchaft verkündigt; aber, indem ſie alles Alte verachteten, konnten ſie ſelbſt den rechten Weg nicht finden.“ — Als ein anderes Zeugniß der Achtung, worin Kuhlmann bei ſeinen Zeitgenoſſen ſtand, pflegt man gewöhnlich auch ſeinen Briefwechſel mit dem berühmten Pater Kircher anzuführen; allein man darf nur Kirchers Briefe leſen, um zu ſehen, von welcher Art die Achtung war, die er Kuhlmann bewieß. Er machte ſich aus dieſem Briefwechſel einen Spaß, indeß Kuhlmann eitel, unwiſſend oder arglos genug war, die Ironie in Kirchers Briefen nicht zu verſtehen, und ſie, als Beweis der ihm gezollten Achtung, ſelbſt drucken zu laſſen. — Merkwürdig aber iſt es, wie es aus dieſen Briefen erhellet, daß Kuhlmann, der ſich für den berufenen Stürmer der antichriſtlichen oder päpſtlichen Gewalt ausgab, der den Papſt in ſeinem elften Kühl-Pſalme unter mehreren anderen ſchönen Nahmen einen Löwpardelbäriſchen Wütherich nennt, die Eitelkeit oder wer weiß welche Abſichten hatte, durch den Pater Kircher mit ihm in Verbindung zu kommen. Er bittet nähmlich den Pater Kircher, daß er ihm eine ſchickliche Gelegenheit anzeigen wolle, um zu den eigenen Händen des oberſten Biſchofs (Pontificis maximi) einen Brief als Beweis ſeiner Hochachtung abſchicken zu können, worin er die wichtigſten Dinge zur Wohlfahrt der Kirche entdecken würde.

Ferner vergaß Kuhlmann, der immer als Streiter für die Sache des Himmels auftrat, nach der gewöhnlichen Art betrogener Betrüger ſeinen irdiſchen Vortheil nicht. Er ſchrieb nähmlich an reiche Leute, die er ſich geneigt hielt, Briefe in einem hohen, prophetiſchen Tone, ſagte, daß zur Beförderung des Reiches Gottes auf Erden dieſe oder jene Summe nothwendig ſey, und drohte zugleich, wenn ſie nicht geſchickt würde, mit unausbleiblichen, fürchterlichen Strafen des Himmels. Unter anderen beſaß nach Bayle's Zeugniß die Familie von Helmont in Holland noch einen ſolchen Brandbrief, der aber die gehoffte Wirkung verfehlte.

(Der Beſchluß folgt.)

Anhalt- und heidelbergiſche neu aufgerichtete Kirchenordnung, ſo durch die ganze Pfalz publiciret worden, vom Jahre 1602.

1. Man ſoll glauben, daß Gott zu Offenbarung und zur Beweiſung ſeiner Allmacht und Gerechtigkeit viel tauſend Menſchen zu ewiger Verdamniß erſchaffen hat.

2. Auf ſolche Weiß ſein ewig verdammt und verloren alle Kinder, die außerhalb der Ehe geboren, fürnehmlich auch um die Sünde ihrer Eltern.

6. An ſtatt der ſontaglichen Evangelien, dieweil es ein alter papiſtiſcher Gebrauch iſt, ſollen die Miniſtri verbi ſunſt ein Text aus den Epiſteln Pauli oder anderſt woher aus Gottes Wort nehmen und ordentlich auslegen.

10. Weil wir glauben, daß Chriſtus mit Leib und Seele gen Himmel gefahren, kann keineswegs geglaubt werden, daß er droben im Himmel zugleich und unten auf Erden mit bei Brot und Wein im Abendmahl ſeyn könne.

23. Der lutheriſche Katechismus ſoll den unſern aus der Hand genommen, und anſtatt deſſelben unſer Katechismus der Jugend anbefohlen, und mit Fleis eingepflanzt werden.

24. Die Bücher Lutheri ſollen allen und jeden, ſo in unſerm Gebiet wohnen, ja auch den Kirchendienern, an allein den Superintendenten, nit zugelaſſen ſondern verboten ſeyn.

1805. Nr. 54.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 8. Mai.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Theater-Nachrichten.

Wien den 28. April.

Wir hatten die Freude, in einer jungen Schauſpielerinn und einem jungen Dichter auf unſerem Hof-Theater zwei Talente erſcheinen zu ſehen, die beide uns zu ſchönen Erwartungen für die Zukunft berechtigen. Demoiſelle Antonie Adamberger, die Tochter unſerer unvergeßlichen Künſtlerinn, trat in Göthe's Geſchwiſtern zum erſten Mahle auf, und gewiß würde der große Dichter ſelbſt bei ihrem Spiele nicht unbefriedigt geblieben ſeyn. Man ſah es an ihrem ganzen Weſen, man hörte es an jedem Tone ihrer Stimme, daß ihre Naivetät aus dem Herzen komme, und daß dieſes Herz von einem zarten Kunſtſinne, von einer richtigen Beurtheilung geleitet werde. Sie ward um ihrer Mutter und um ihrer ſelbſt willen mit Entzücken aufgenommen, und gern verzieh man der Anfängerinn ihren Mangel an Gewandtheit in der Action, da deſſen ungeachtet ihr großes Talent aus jeder Scene unverkennbar hervor ſchimmerte.

Der Korb, Luſtſpiel in zwei Acten von Tielke, ward drei Mahl wiederhohlt, und drei Mahl mit großem Beifalle geſehen. Eine wahre hier geſchehene Anecdote liegt dem kleinen Stücke zum Grunde. Ein armer Hausknecht findet drei tauſend Gulden, überbringt ſie ehrlich dem Policei-Director, und wird zur Belohnung dafür von unſerem guten Kaiſer zum Zimmerheitzer angenommen. Dieſe wahre Begebenheit iſt von dem Dichter dadurch ausgeſchmückt worden, daß er den Hausknecht in das Stubenmädchen des Policei-Directors verliebt, und auf den Officier, der das Geld verloren hat, eiferſüchtig ſeyn läßt. Der Policei-Director ſieht im Anfange mit Verachtung auf den Korb, den der Hausknecht auf dem Rücken trägt, und kündigt dem Stubenmädchen wegen ihrer Verbindung mit dem gemeinen Menſchen den Dienſt auf — daher der Nahme des Stückes.

Der Stoff, vollkommen kunſtgerecht behandelt, hätte wohl ſchwerlich zu zwei Acten Veranlaſſung geben dürfen; auch iſt es gewiß, daß die einzelnen Scenen nicht alle um des Ganzen willen nothwendig ſind, und die Handlung ſogleich alles Intereſſe verlieren würde, wenn der Character des Hausknechtes minder vortrefflich gezeichnet wäre. Aber Herr Tielke hat die ſchwere Aufgabe glücklich gelöſet, hohen Adel des Gemüthes in einem beſchränkten Menſchen vom niedrigſten Stande zu zeigen, und uns dieſen Adel nie durch ſeine Gemeinheit, dieſe Gemeinheit nie durch ſeinen Gemüthsadel zu verſtecken. So iſt denn ein wahrhaft naiver Character entſtanden, der uns bald rührt, bald unſer Lachen erregt. Möge der Dichter auf dieſer Laufbahn, wo er ſo wenige Nebenbuhler findet, ſeinen Weg muthig weiter fort ſetzen, und

ſich nie durch das Beiſpiel eines gewiſſen berühmten Schriftſtellers verführen laſſen, zu glauben, daß einige gut angelegte Situationen ſchon ein gutes Stück ausmachen.

Herr Rooſe ſpielte die Rolle des Hausknechtes vortrefflich, eben ſo Madame Leiſer die des Stubenmädchens.

H.

Quirinus Kuhlmann.

(Beſchluß.)

Eine beſondere, lächerliche Gegnerinn hatte Kuhlmann und ſein Vorläufer Rothe an der damahls gleichfalls als Prophetinn berühmten Demoiſelle Antoinette Bourignon. Rothe hatte ſie beſucht und ihr das Compliment gemacht, er wiſſe, daß ſie mit dem Herrn in beſonderer Gemeinſchaft ſtehe, und durch ſeine Vermittelung der Erſcheinung deſſelben gewürdigt werde. Aber durch dieſe hochtrabende und undelicate Aeußerung hatte der Prophet die Prophetinn ſehr beleidigt; ſie ließ nachher Rothes und Kuhlmanns Briefe unerröffnet liegen, und warnte ihre Anhänger vor dieſen falſchen Propheten. „Ich habe — ſchrieb ſie ihren Freunden — den Herrn gefragt: ſage mir, o Herr! iſt dieſer wahrhaft ein Prophet? Aber der Herr antwortete: Nein! er iſt ein aufgeblaſener Menſch, über den der Teufel viel Gewalt hat.“ — Rothe ward früher als Kuhlmann aus Holland vertrieben, der letztere weiſſagte dafür den Ungläubigen die ſchrecklichſten Strafen, aber es blieb ihnen wohl; doch hatte er die Genugthuung, daß es am Tage von Rothes Abzuge am 4. März heftig donnerte, indeß die Erde noch mit Schnee und Eis bedeckt war, worüber er nicht wenig triumphirte.

Sein unglückliches Ende haben mehrere den Jeſuiten Schuld gegeben; allein an dieſem wie an ſo manchen ähnlichen ihnen vorgeworfenen Dingen ſind ſie gewiß unſchuldig. Kuhlmanns eigene Mutter ſchreibt nähmlich in einem Briefe über den Tod ihres Sohnes nach Amſterdam; man hätte ihn wegen ſeiner Prophezeiungen über Moskau, wovon mehrere erfüllt wären, als einen Zauberer angeklagt, der mit dem Teufel in Verbindung ſtehe. Als er ſich dagegen genugſam verantwortet, habe man von den Jeſuiten ein Urtheil über ſeine Schriften verlangt, und dieſe hätten geantwortet, daß die Schriften nicht die Stadt Moskau, ſondern den Papſt und den Kaiſer beträfen. Die Reformirten hätten gleichfalls nichts des Todes werth an ihm gefunden; aber der Patriarch und die Lutheraner hätten auf ſeine Hinwegräumung beſtanden, wenn Moskau ruhig bleiben ſollte. — Dieſes ſtimmt mit den Aeußerungen des Magiſter Johann Meinecke, damahligen lutheriſchen Predigers in Moskau, überein, der nach Kuhlmanns Tode an einen ſeiner Collegen ſchrieb, daß die Böhmiſten ſich um den allerheiligſten Glauben der lutheriſchen Kirche beſſer anzunehmen ſchienen; wobei Meinecke doch zuvor ſagt, daß er vor Kuhlmanns Gefangenſchaft alles gethan habe, um ihn zur Ruhe zu bringen; allein es ſey vergebens geweſen. Auch ſagt Johann Michael, ein Zeitgenoſſe und Anhänger Kuhlmanns, kein Wort von den Jeſuiten, ſondern ausdrücklich, er ſey verbrannt worden auf Anhetzen der Lutheraner, und zwar der Prieſter.

Zur Entſchuldigung der Weitläufigkeit dieſer biographiſchen Notizen mag das nähmliche dienen, was Bayle zur Entſchuldigung des Ernſtes ſagt, womit er das anſcheinend lächerliche in dem Leben dieſes berühmten Predigers des Fanatismus behandelt habe: c'est un mal plus contagieux que l'on ne penſe.

Erſter Geſang.

Liebhold ging unlängſt ſpatzieren,
Um zu kleinern ſeinen Schmerz,
Trauren wollte ihn berühren,
Hoch verwundet ward ſein Herz.
Ach! wär' ich aus Sünd' und Erden!
Sang der ſeufzervolle Mund,
Muß ich dann verſchlungen werden,
Von dem grauſen Abgrundſchlund?

Seit mein Jeſus weggeſchieden,
Seit ſchied aller Segen hin;
Unruh küſſet mich vor Frieden,
Seelenſchade ſtatt Gewinn.
Löſe Jeſus meine Banden,
Drin ich ſelber mich verneht,
Wo nicht Hilfe mir verhanden,
Leb' ich ewiglich verlehrt.

Seelenliebſter! laß mich lodern
Wie zuvor in Himmelsglut;
Laß mich deine Liebe fodern,
Ach, durchhitze Blut und Muth!
Nach dem Himmel geht mein Schwingen,
Leihe Flügel Jeſus doch,
Laß mich wolkenhöher bringen,
Ach! entjoche mich vom Joch!

Komme Jeſus mich zu ſtärken,
Weg verdammtes Erd-Hirn',
Weiche mit den Blendnißwerken
Angeſchminkte Welt-Syren'!

Ehe wird die Sonn' erblaſſen,
Und ihr Feuer bringen Eis,
Als ich werde Jeſum laſſen,
Um zu geben dir den Preis.

Dieſes wird kaum ausgeſaget,
Als ihn Liebewig begrüßt,
Liebewig, die ihm behaget,
Durch die alles Leid verſüßt!
Er begunnte ſtark zu brennen,
Wie ſie bot die Lilienhand,
Selig konnt' er nun ſich nennen,
Weil er ſeinen Troſt erkannt.

Liebewig hielt ihn umfangen,
Als ſie Liebhold feſt umſchloß:
Jener küßte Mund und Wangen,
Sie ließ Liebespfeile los.
So beflammten ihn die Flammen
Heiligſichter Jeſus Lieb',
Was nur himmliſch mußt entflammen,
Seraphiniſch ward ſein Trieb.

Sein Gemüth davidiſirte;
Was er ſagte ward ein Reim,
Jeſus war, der ihn regierte,
Gotteslob ward Honigſeim.
Wo das Gotteslob erklinget,
Lebet alles Gott verzückt,
Wann die Verskunſt Gott beſinget,
Wird ſie göttlich angeblickt.

Nun auch einige Stellen, wo er recht kuhlmanniſirt:

Im fünf und vierzigſten Kühl-Pſalme, mit welchem er faſtende magnificirte zu Gades, dem weltberühmteſten Seehafen Europens, Aſiens, Africens, Americens auf ſeinem rothweisblauflaggichten Wunderſchiffe Conſtantinopel.

12. Grosmache heut den Herrn mit deiner erſten Uhr,
Du Himmelserdenklumpf, aus welchem alles fuhr,
Du Feurluftwaſſererd, in aller Zahl vermenget,
Schwarzfinſterdunkelhart, vom Zorngrimm halb verſenget.
Jehovah Wariſtwird ein ewig Liebesguß,
Warmherzig, gütig, treu; ohn' Anfang, Mittel, Schluß.

28. Grosmache heut den Herrn mein viermal ſibnes Jahr,
Ihr Zehn- und Sibenſtädt' und was es ausgebahr.
Fall Babel, Fabel fall! des Abel Ei iſt kommen,
Triumf, Triumf, Triumf! Triumf iſt ſtracks vernommen.
Jehovah { Wariſtwird / Iſtwarwird ein ewig Liebes fluß guß kuß / Warwirdiſt ꝛc.
Warmherzig, gütig, treu; ohn' Anfang, Mittel, Schluß.

In Anblickung des Papſtes Stammnahmen Odoſchalchi — Seite 153.

16. O du Schalk, dein O zerreißet
Und dein Eilf iſt bald vollendt,
Heißt du Nocent Innocent? — —

Im ſibeinigen allgemeinen Lid (Seite 186) aus dem güldenen ABC.

Klar werde von dem klaren Klaren,
Des klärſten, klärſten Klarauffahren,
Daß klärer ſeine Klarheit klärt,
Klärer Klar ſein Klar gebährt.
Schöpf ewig klar vom Klar-Triangel,
Da Klar im Klar wächſt ohne Mangel,
Im klaren, aller klarſten Meer,
Der klärſten, klärſten, klärſten Klär'
Die ewig, ewig, ewigſt klärer
Wird ihrer Klarheit ſelbſt Gebährer.

Einſender dieſes kann ſich das Vergnügen nicht verſagen, das Sonnett in Nr. 107. der jenaiſchen allgemeinen Litteratur-Zeitung — da die Veranlaſſung ganz nahe liegt, und ſeine Abſicht mit der des Recenſenten zuſammenfällt — hier am Ende beizufügen.

Die Blume iſt in Liebe hoch entbrannt,
Die Reiche wollen alle aufwärts bringen,
Und an die Sterne ihre Fäden ſchwingen,
Zu faſſen Wurzel im azurnen Land.

Es überſchäumt der Moſt den goldnen Rand,
Die Tropfen ſelbſt im Becher widerklingen,
Und Kindlein, welche Schmetterlinge fingen,
Fah'n Pſyche'n nun an jeder grünen Wand.

So muß das Alte wohl ſich neu geſtalten;
Denn alle ſitzen um den ſüßen Brei,
Und die noch nicht die Löffel können halten,

Sie legen dort getroſt ihr täglich Ei,
Und beten an das hohe Wunderkreuz,
Das aufgerichtet aller Welt zum Kreuz! —

J. F. E.

Anecdote.

Wallenſteins Grab betreffend.

Aus einem alten Manuſcripte: Syntagma hist. regni Bohemiae etc.

Nach dieſem Manuſcripte, welches ſich in der kurfürſtlichen Hof-Bibliothek zu München befindet, und wovon der Freiherr v. Aretin in den von ihm herausgegebenen „Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur" ꝛc. im zweiten Stücke dieſes Jahres Nachricht gegeben hat, ward Wallenſteins Körper, nachdem er anfangs zu Mieß begraben war, erſt zwei Jahre und vier Monate ſpäter nach dem von ihm geſtifteten Kloſter Waldeck gebracht, und dort ohne allen Pomp und alle Ehrenbezeugung beigeſetzt, welches nach dem von den königlichen Beamten vorgezeigten Befehle die Bedingung war, worunter der nachgebliebenen Wittwe verſtattet ward, den Reſten ihres unglücklichen Gemahls dieſe letzte Wohlthat zu erweiſen. Der Verfaſſer ſagt, der Körper ſey auf einem Leiterwagen, und mehr unter der Bedeckung als mit der Begleitung von acht Schützen angekommen, wobei er lange aber nicht unwahre Betrachtungen über den Wechſel und die Hinfälligkeit aller irdiſchen Hoheit anſtellt. — Die Anecdote iſt folgende:

Zu dieſer Zeit, wo die Wuth des Krieges fortdauerte, ſchwärmten die Soldaten von beiden Parteien, gleich begierig nach Raub, ſowohl Schweden als Kaiſerliche in Böhmen herum. Ein Trupp der letzteren zwang einſt einen Bauer in der Nähe des Kloſters mit ihnen zu gehen, und ſie nach Wallenſteins Grabe zu führen, in der Hoffnung, dort noch Schätze von dem einſt ſo reichen und mächtigen Feldherrn zu finden. Es geſchah: der Deckſtein ward mit Hebebäumen weg gewälzt, aber die Suchenden fanden ſich getäuſcht, indem ſie weder Schätze noch Koſtbarkeiten entdeckten. Unterdeſſen war der Bauer mit ins Grab hinunter geſtiegen, und hatte entweder eben ſo begierig nach Schätzen als die Soldaten, oder aus Neugierde ſich noch länger als dieſe darin verweilt. Genug, die frivolen Räuber kamen mit einmahl auf den ſchrecklichen Einfall, ihn darin einzuſperren, ſtürzten lachend den Stein auf das Grab, und gingen, ſeines Jammergeſchreies ungeachtet, von dannen. — Selbſt die Phantaſie bebt zurück, ſich die Lage des Armen, die ſchreckliche Vorſtellung des nahenden Todes, eingeſperrt bei dem Todten auszumalen; doch der Zufall war ihm günſtig. — Nicht weit von dem Kloſter begegnete den Abgezognen ein anderer, ſtärkerer Trupp ihres Gelichters. Man fragte, woher? wohin? und der Anführer der erſten entgegnete: ſie kämen aus dem Kloſter, hätten dort Wallenſteins Grab öffnen wollen, worin ſich große Schätze befänden, wären aber bei der Arbeit durch die Nachricht geſtört worden, es ſeyen Feinde im Anzuge, und hätten es ihrer geringen Anzahl wegen für gut gehalten, die Flucht zu ergreifen. Gern möchten ſie jetzt wieder mit zurück kehren, allein ihre Zeit erlaube es nicht, und die Verjagung des Feindes und Hebung des Schatzes ſey nur ihnen, ihren glücklicheren und ſtärkeren Cameraden vorbehalten, wobei ſie ſich doch für die Mittheilung der Nachricht einen Antheil verſprächen." — Die letzteren ließen ſich ſo etwas nicht umſonſt geſagt ſeyn, mit geſpornten Pferden ging es nach dem Kloſter zu, und als ſich kein Feind blicken ließ, nach Wallenſteins Grabe. Haſtig ward der Stein davon gearbeitet, raubgierig drängte jeder ſich zunächſt heran, um zuerſt hinunter zu ſteigen; aber wer ſchildert das Erſtaunen und Erſchrecken, als ſie eine Geſtalt in dem Grabe ſich bewegen, dann ſie anblicken, und dann ſich aufrichten ſahen;

„Kalter Schauder durchzuckte die Glieder, und es erſtarrte
In den Adern das Blut." —

Zum Glücke des erſtandenen Bauers ſuchten die erſchrockenen Soldaten, die den Geiſt des erzürnten Feldherrn auf ſich zuſchreiten ſahen, ihr Heil in der ſchnellſten Flucht, wobei der Gerettete wohl eben ſo wenig geſäumt haben wird, der Stätte voll Graus zu entfliehen.

Der Erzähler dieſer Geſchichte, die er im Jahre 1674 niederſchrieb, verſichert dieſelbe von einem vornehmen Manne erfahren zu haben, der ſie oft aus dem Munde der Soldaten ſelbſt gehört hatte. Zugleich erzählt er noch, daß die Schweden häufig an Wallenſteins erſter Grabſtätte Theile von ſeinem Körper gehohlt, und als Bewahrungsmittel oder Amulete gegen Hieb und Schuß bei ſich getragen hätten; welches bei dem Aberglauben jener Zeiten und dem Wahne von den dem Herzoge in ſeinem Leben zu Gebote geſtandenen übernatürlichen Kräften nicht unwahrſcheinlich iſt.

C.

Ein Blöder klebt überall an, und kann wegen äußerer Unbeholfenheit nicht innerlich mit ſeinen Gedanken zu Stande kommen. Er ſchaut ſich, wenn er ſitzt, zu ſtehen, und hofft dann freimüthiger zu ſeyn, kann aber nicht dazu gelangen, und wird entſetzlich ängſtlich und ſteif. Er wagt es nicht, überzuſpringen in eine neue Lage, und paßt ſo lange, und fängt es endlich ſo ungeſchickt an, daß er ſich in ſeine Glieder verwirrt, ſich nicht mehr zu helfen weiß und in eine Taſche fahren oder einen Stock, Tiſch, Stuhl, Ernſtall oder ſonſt ein Geräthe ergreifen muß, um ſeiner Unbeholfenheit und Unbehaglichkeit zu entkommen.

1805. Nr. 55.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 10. Mai.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Coruſcationen.

Ein ſtarker, kräftiger, männlicher Character prägt ſich in Klingers Schriften aus; große, ausgearbeitete, markige Züge bilden ſeine Phyſiognomie; das Leben hat ihn unſanft angefaßt, und er hat den Angriff trotzig abgewehrt, und ſtark und gewandt aber nicht lahm hat er ſich an ihm gerungen; athletiſch derb treten die vielgeübten, prallen Muskeln über die Oberfläche hervor, aber das Herz ſchlägt warm und voll und kräftig fort; keck und frei hat er in die Welt geblickt von der Höhe jener künſtlichen Organismen aus, die ſie Höfe nennt; der Menſchen ſeltſam Thun und Treiben hat er angeſchaut, das verwickelte Spiel der lebendigen Kräfte im Staatenverein hat er zerlegt, und in ſeine Elemente aufgelöſt, die moraliſche Welt hat er umreiſt, und reich an Erfahrungen iſt er zurückgekehrt; vielſeitig hat er ſeine Kräfte ausgebildet, aber den Reichthum ſeiner moraliſchen Natur hat er nicht um Klugheit eingetauſcht, des Lebens Schätze hat er mit dem Leben abbezahlt, und unangegriffen nimmt er den höheren ihm vertrauten Fond auf ſeine weitere Laufbahn mit. Welterfahrung und innere moraliſche Kraft machen die beiden eigentlichen Elemente ſeines Weſens aus, das Beſte in ſeinen Schriften, beſonders in ſeinen Gedanken über Welt und Litteratur, geht von dieſen beiden Puncten aus. Aber feindlich ſind von jeher dieſe beiden Elemente, nicht leicht mögen ſie in derſelben Verträglichkeit zuſammen wohnen; ihr hört die eine, und ſie fordert, daß ihr euren Character und eure Würde der Klugheit unterordnet; ihr gebt euch der anderen hin, und die Welt ſteht gegen euch auf, und ihr ſelbſt kommt euch wie Pedanten vor. Der aber das Wageſtück beſteht, beide in ſeine Natur aufzunehmen, und mit dem großen Zwieſpalt in der Bruſt ſich in die Welt hinein wirft, der hat ſich ſelbſt einen ſchweren Kampf bereitet; der hohe Ernſt des Willens und die ſpöttiſche Natur der Wirklichkeit fechten in ihm ihre Fehde aus; läßt er den erſten unterliegen, dann rächt den Niedergeworfenen das innere Bewußtſeyn ſchwer, achtet er die andere nicht, dann zerſchmettert ſie ihn, oder läßt ihn verſchmachten, indem ſie zurück tritt vor ihm, wie die fliehende Welle vor der Lippe des Durſtigen. Der Kampf der feindſeligen Principien geht endlich, wenn er eine Weile mit gleichen Kräften fortgeſetzt ward, in den Sarcasm über als bleibender Zuſtand fixirt. Die erbitterte moraliſche Natur, die den inneren nothwendigen Gegenſatz nicht aufheben kann, conſtituirt ihn als Teufel, den ſie mit ſeinen eigenen Waffen bekämpft, indem ſie ſeinen Spott mit ihrem Ernſte in jene ſarcaſtiſch humoriſtiſche Verſchmelzung bringt, und ihn ſo durch ſeine eigene Kraft heraus wirft, ſo oft er vordringen will; und der moraliſche Glaube geht ſiegend

aus dem Kampfe hervor, und der Gegner wird nicht vernichtet, ſondern durch ſich ſelbſt gebändigt.

Das iſt Klingers Zuſtand, und das war jener des Tacitus, nur bei dieſem mit einem verhaltenen Ingrimme verſetzt, weil er alles aufgegeben hatte, und ſeine ganze reiche Natur in ſich und ſeine Werke zuſammen preſſen mußte, bei jenem hingegen freier athmend und minder dumpf in ſeinen Ausbrüchen, weil er noch Hoffnungen hat, und einen neuen Wirkungsraum für ſeine Kraft. Practiſche Thätigkeit, Recht und Pflichtverhältniſſe, moraliſches Handeln, raſches Eingreifen ins Leben und in die Verhältniſſe der Menſchen, die Geſetze der moraliſchen Welt und ihre großen Epochen in Zukunft und Vergangenheit, ſie umſchreiben die Sphäre, in der ſein Geiſt vorzüglich mit Liebe ſich gefällt. Sein Cyklus von Romanen, Fauſt, Giafar, Raphael, Reiſen vor der Sündfluth, Sahir, der Weltmann und der Dichter, Geſchichte eines Deutſchen, haben durchaus dieſe Tendenz; es ſind moraliſche Dichtungen, in denen durchaus das Thema der Theodicee durchgeführt iſt, ſie ſpielen alle um die Verhältniſſe von Vorſehung, Schickſal und Teufel, um den Kampf des Guten und Böſen, den Streit der Schlechtigkeit in der menſchlichen Natur mit dem Ideale, die Gräuel der Pfaffheit und des Deſpotismus, die Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft und den Mißbrauch der Kraft. Seine Poeſie iſt ernſt, düſter wie ihr Gegenſtand, die Wirkung des Tragiſchen erreicht ſie oft, aber öfter wird ſie herb, oder beſſer, um die Sache mit einem Worte zu bezeichnen, das eigens für ihn erfunden zu ſeyn ſcheint, barſch. Das Sentimentale, Rührende iſt ihm fremd, und er ſucht es nicht und mag es nicht, ſeinem feſt beſtimmten, entſchiedenen, derben Character ſcheint es unmännlich; wo es ihn je hier und da beſchleicht, da wehrt er es von ſich ab, und ſchämt ſich ſeiner. Daher liebt er die Weiber nicht, und achtet ſie nur mäßig; ſchnell gleitet er in ſeinen Dichtungen über jene Partien hin, wo die reine Weiblichkeit hervor treten ſoll, und die Scenen ihrer Entartung malt er mit Wohlgefallen aus. Daher die öfteren Declamationen gegen das Geſchlecht in ſeinen Fragmenten, ſelbſt ſeine Poeſie hält er in ſcherzhaft unterwürfiger orientaliſcher Abhängigkeit von ſich; ſie ſoll ſchlafen, ſo lange die Kraft in ihm wacht, und der Mann in ihm thätig wirkt; daher ſein häufiges Schillern in jenen Cynismus der Sprache und der Anſichten, wie ihn beſonders alte Aerzte häufig lieben, und den er unter der Form der lüſternen Petulanz, wie er bei Thümmel erſcheint, ſo eifrig in Schutz nimmt. Man kann ſich erfreuen an Thümmels Geiſte, an der lebhaften Phantaſie, an der feinen Gewandtheit des Dichters, die den Deutſchen in ihren Schriften wie im Leben nur zu oft über die Gebühr fehlt; man kann ſogar, wenn man dem unteren Menſchen und der Naturkraft ihr Recht läßt, mit Wohlgefallen bei ſeinen Naditäten verweilen, denn auch dabei iſt Virtuoſität nicht zu verachten; allein am Ende wundert man ſich doch, wie der Dichter, der in ſeinen Werken ſich verklären ſoll, und wirklich darin oft nahe an die Verklärung ſtreift, wie die treffliche Scene der Prüfung der St. Aignan im ſechſten Bande beweiſt, ſich anhaltend mit Wohlgefallen durch viele Bände depotenzirt, und wie er es über ſich gewinnen konnte, ſich ſelber in ſeinem Werke eine oft ſo undankbare und fatale Rolle zuzutheilen. Die Bemerkungen Jean Pauls darüber waren wohl gegründet und ſchonend genug, dafür deſto unartiger Klingers Replik. Es iſt ehrlich von ihm, daß er unverhohlen ſeine Abneigung gegen dieſen Dichter zu erkennen gibt, beſonders wenn er geleſen hat, was dieſer im Hesperus und anderwärts Gutes von ihm ſagt, aber er vergißt dabei die Maxime, die er doch ſelber bei Gelegenheit von Schillers Jungfrau von Orleans aufgeſtellt hat, wo er ſagt: „um in den dichteriſchen Schöpfungen recht zu genießen, muß man Sinn für alles haben, nur das Mittelmäßige taugt nichts, es ſey von edler oder niedriger Art; der ausſchließende Geſchmack iſt das platteſte Geſchöpf der Convention, das man ſich aus ſchwächlicher Zierlichkeit oder Zartheit erkünſteln kann, denn das Ding iſt gar nicht in unſerer Natur.“ Dieſe Polemik gegen alle Sentimentalität gründet ſich auf einen Defect in ſeiner individuellen Natur, der eben anderwärts Virtuoſität möglich macht, aber darum nimmer zur Vollkommenheit wird. Aber wo es Ungeſtüm gilt und Energie, da iſt ſeine Sphäre; kräftig ſchildert er die Verbrechen der Gewalthaber; in hoher, edler Entrüſtung malt er zürnend die Schandthaten, die die Geſchichte entehren; in einer ſchönen Begeiſterung erwärmt ſich dabei ſein Gefühl, und er wird ehrwürdig in ſeinem hohen, heroiſchen Zorne, und das Gemüth erfreut ſich an der edeln Geſtalt; aber wenn es nun ſich angezogen fühlt von der kräftigen Natur, dann kehrt dieſe ſchnell ihm wieder eine einſeitige Schärfe wie ein Eiſefeld entgegen, und es fühlt ſich abgeſtoßen von dem poetiſchen Wilden. Unter ſo vielem Trefflichen, was ſeine Fragmente enthalten, wovon ich nur den meiſterhaften Dialog „der Philoſoph und der Fürſt“ erwähnen will, laufen wahre Barbarismen und unzählige Verſündigungen an der Kunſt mit unter, wozu beinahe alles gehört, was er über die deutſche Poeſie ſagt. (Der Beſchluß folgt.)

Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe

war eines der geiſtreichſten und liebenswürdigſten Frauenzimmer der Zeit. Ohne die Grenzen zu überſchreiten, welche Natur und Sitten den Tugenden, den Talenten und der Freiheit des Weibes geſetzt haben, hob ſie ſich einzig durch die Anmuth ihres Geiſtes und Herzens aus der Dunkelheit, zu der alles ſie zu verurtheilen ſchien. Eben deßwegen verdient ſie, obgleich eine nur unter jenen Verhältniſſen verzeihliche Thorheit ihr Daſeyn verkürzte, als Muſter ſchöner Weiblichkeit aufgeſtellt zu werden.

Sie war außer der Ehe erzeugt, Frau v. A— ihre Mutter bei ihrer Geburt längſt von ihrem Gatten getrennt. Dieß hinderte ſie, ihre Verirrung zu verbergen, machte ihr aber möglich, ſich zwanglos ihren Empfindungen hinzugeben; ſie erzog ihre geliebte Tochter ſelbſt und verſchwieg ihr ihre Geburt. Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe hielt ſich bis zum fünfzehnten Jahre für die rechtmäßige Tochter und Erbinn der Frau v. A—. Damahls erfuhr ſie erſt von ihrer ſterbenden Mutter das Unglück ihrer Geburt, erfuhr zuerſt, daß ihre Hoffnung auf ein glückliches und ehrenvolles Daſeyn verſchwand, und daß ſie mit ihrer angebeteten Mutter zugleich Vermögen und Stand verlor.

Hilflos, ſchutzlos ging ſie in ein Kloſter, doch wahrſcheinlich ohne beſtimmte Abſicht, den Schleier zu nehmen. Hier ward ſie mit der berühmten launenhaften Madame du Deffant bekannt; dieſe gewann Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe ſo lieb, daß ſie ſich nicht mehr von ihr zu trennen vermochte, und ſie überredete, ihr nach Paris zu folgen. Sie kam nach Paris. Hier erwarb ſie ſich unter den Umgebungen der Madame du Deffant zahlreiche Freunde und Beſchützer gegen die bald eintretenden Launen ihrer Freundinn; der wärmſte war d'Alembert. Damahls beinahe im vierzigſten Jahre, wenig empfänglich für leidenſchaftliche Liebe, wohl aber für zartes Wohlwollen, gab er ſich dem Intereſſe, das ihm Mademoiſelle l'Eſpinaſſe einflößte, unbegränzt hin, und fand ſich glücklich durch ihre freundliche Erwiederung einer Neigung, die doch etwas mehr als bloßes Wohlwollen war.

Damahls bildete ſich ein Geſellſchafts-Cirkel der liebenswürdigſten und bedeutendſten Menſchen um ſie. Sie gefiel weniger durch ihre Talente als durch ihren Geiſt und ihre Anmuth. Die freundliche Gefälligkeit ihres Characters, ihr edler Anſtand, ihre beſcheidene Würde, jene geſellige Amabilität zogen an, und nur durch dieſe konnte man auch ihr gefallen.

Die Höflinge geltzten nach ihrem Umgange, die Weiber ſuchten ſie auf, und jeder gebildete Fremde bewarb ſich um das Glück, ihr vorgeſtellt zu werden. Sie war nicht ſchön, aber ihre Geſtalt edel, ihre Haltung anmuthig, ihre Phyſiognomie ausdrucksvoll. Ihr Aeußeres unterſtützte alſo mindeſtens den Zauber ihres feinen gebildeten Geiſtes, der Hoheit ihrer Seele. Dieſer Zauber verbreitete ſich über ihr ganzes Weſen, ſie war ganz Grazie, und die Grazie ihr natürlich. Sie brachte aus der Provinz im ſiebenzehnten Jahre dieſes zarte Gefühl, dieſen edeln Ton, dieſen gebildeten Geſchmack, dieſen feinen Tact für Schicklichkeit und Anſtand, welche ſie nachher unter der eleganten pariſer Welt auszeichneten. Ihre Amabilität war deſto größer, je weniger ſie abgewogen, je natürlicher und je berichtigter doch ihr Verſtand, je größer ihre Beſonnenheit war.

Der Graf von M., ein liebenswürdiger Fremder, vereinte mit allen Eigenſchaften eines Roman-Helden den Reitz und die Schwermuth einer unglücklichen Leidenſchaft. Er hatte eine geliebte Gattinn verloren. Mademoiſelle l'Eſpinaſſe ſah ihn; ſeine Liebenswürdigkeit zog ſie an, ſein Unglück rührte, ſeine Treue intereſſirte ſie. Er dagegen, von ihrer Theilnahme hingeriſſen, begann ſie zu lieben, und bekannte es ihr. Er mußte in ſein Vaterland zurück kehren. An einem Tage blühte das Glück der edeln l'Eſpinaſſe auf, und welkte an dem nähmlichen. Am Tage vor ſeiner Abreiſe empfing ſie das lang verſicherte Geſtändniß, ſie erwiderte es mit Zärtlichkeit. Er verſprach zurück zu kommen, und ſich unauflöslich mit ihr zu verbinden. Zwei Jahre erwartete ſie ihn, nach deren Verlauf ſollte er zurück kehren. Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe ſtand nun am ſchönſten Momente ihres Daſeyns.

Der Graf von M. — ſtarb auf der Reiſe. Seine Geliebte vermochte dieſes letzte Unglück nicht zu ertragen. In einem Augenblicke der Verzweiflung beſchloß ſie ihr Leben zu enden. Sie nahm Opium, doch die Doſis war nicht ſtark genug, um ſie augenblicklich zu tödten; ſie krankte noch etwa zwei Jahre, und ſtarb im vierzigſten, umgeben von weinenden Freunden, von denen ſie nun wohl ſelbſt ungern ſchied.

E.

Vorurtheil, Irrthum, Wahn.

Man iſt längſt über die Schädlichkeit der Vorurtheile einig, ſucht ihr Anſehen und ihren Einfluß auf den Menſchen ſo viel möglich zu ſchmälern, und dennoch gibt es ſo viele, die aus einer falſchen Anſicht der Sache manche

Vorurtheile für unſchädlich, manche ſogar für heilſam erklären.

Wenn es Pflicht des Menſchen iſt, was doch wohl nicht geläugnet werden kann, ſeine höheren Anlagen ſo viel möglich zu benutzen, ſo mag ein Vorurtheil noch ſo unſchädlich, es mag ſogar heilſam ſeyn, er iſt verbunden, es durch Aufhellung ſeiner Begriffe abzuſtreifen, und was ihre Vortheile betrifft, ſo fließen ſie aus einer unreinen Quelle, und ſind alſo ſchon zum voraus zu verwerfen.

Vorurtheil bedeutet eigentlich ein Urtheil, das man gefällt hat, ehe man tief genug in den Gegenſtand, über den man urtheilen will, eingedrungen iſt, um aus Ueberzeugung ſprechen zu können. Subjectiv genommen iſt es alſo eigentlich kein Urtheil, und objectiv iſt es ein falſches; denn es ſtellt gewöhnlich einen Satz als Regel auf, der durch eine Menge von Ausnahmen, die ſelbſt eine Regel zu bilden im Stande wären, vollends aufgehoben wird.

Irrthum hat ein eigenes Urtheil zum Grunde, das zwar logiſch richtig iſt, jedoch auf falſchen Vorausſetzungen beruht. Die Begriffe ſind dabei nicht gehörig aufgehellt. Da es uns aber darum zu thun ſeyn muß, zu einer immer reineren Erkenntniß zu gelangen, das unächte auszuſcheiden, und im beſtändigen Fortſchreiten zur Wahrheit, wie ſie Vernunftweſen möglich iſt, im Bewußtſeyn unſerer Pflicht dahin zu leben, ſo muß unſere angelegentlichſte Bemühung ſeyn, unſere Irrthümer zu berichtigen, und ein beſſeres Wiſſen an deren Stelle zu ſetzen.

Man ſtellt gewöhnlich den Wahn in die nähmliche Claſſe. Allein dieſer iſt kein ausgebildetes Product des Verſtandes, ſondern ein dunkles Gefühl, das den Menſchen in ſelige Träume wiegt; es kommt zwar zu deutlichen Begriffen, aber eben jener Genuß, den er uns verſchafft, verſcheucht jede Ahndung, daß es bloß Wahn ſey. Die ſchönſte Täuſchung unſers Lebens iſt der Glaube an die Menſchheit, und wie leicht iſt er dahin! Kein Weg führt ſchneller zum Miſanthropen, als wenn Umſtände oder unſere Mitbrüder uns die ſchwarze Seite unſerer Gattung recht grell vor das Licht ſtellen. Das ſterbliche Auge verträgt es nicht, es flieht vor ſich ſelbſt, und blickt mit Verachtung auf die Hülle, die ihn an dieſe Menge feſſelt, durch die er an der verworfenen Erde klebt.

Einige Stellen aus einem alten Buche.

Wir achten auf Erden dem Menſchen für leibliche Seligkeit nichts edleres zu ſeyn, denn die Natur zu erkennen, und von ihr als vom rechten Grunde zu philoſophiren und wohl zu reden. Dergleichen herwiederum verachten wir die ſinnliche Liſtigkeit, welche ſich Philoſophiam nennt, und ein gefärbtes Gedunken iſt, aber wohlgeblümt und ausgeſchmücket.

Die Weisheit der Künſte haben wir nicht von uns ſelbſt, ſondern durch ein Mittel. Dieſes Mittel ſind die unſichtbaren Geiſter, von welchen zu gleicher Weiſe die Künſte gehen, wie ein Acker der uns Frucht gibt. Von dieſen Mitteln iſt zu reden, ſie ſeyen dann Engel, oder wie ſie Gott genannt hat; ſie kommen zu uns zu gleicher Weiß, wie der Engel kam zu Maria, und ſagte: Du biſt voller Gnaden. Wie das offenbar iſt, alſo werden uns die Gnaden heimlich mitgetheilt. Ein jeglicher behalte die Gabe, die ihm Gott zugeſchicket, dem dieſe, dem eine andere; laſſe ſie ihm ſeyn ein engliſcher Gruß, der ſo viel iſt, wie dieſelbige Gabe.

Können wir erforſchen und ergründen, wozu die Wolle an den Schafen gut ſey, und die Borſten auf dem Rucken der Säue, und können ein jegliches Ding dahin bringen, wohin es gehört; die rohen Speiſen kochen, wie ſie dem Munde wohl ſchmecken, und uns Stuben für den Winter bauen, und Dächer für den Regen, welches alles nur den Leib zu zärtlen dienet; noch vielmehr ſollen wir nachforſchen dem, was nicht dem Leibe, ſondern dem Ewigen dienſtlich iſt.

Wo ein Ding in den Eigennutz gerichtet wird, da verfälſchen ſich die Künſte, ſo wie das Werk. Denn Kunſt und Werkſchaft müſſen aus der Liebe entſpringen, ſonſt iſt nichts vollkommenes da.

Was laßt ihr euch bewegen durch den hohen Pracht der Hohenſchulen? Was iſt es, als allein, daß man der Lüge einen Spiegel macht und Zeugniß gibt der Lügen, ſie ſey wahr. Thut eure Augen auf, und laßt euch durch Titel nicht verführen.

Es ſchreiben Gute und Böſe, irrende Leute und viel der Schwärmer durch einander Gutes und Böſes zuſammen, fälſchen das Gute durch das Böſe; finden und erheben eher das Böſe denn das Gute, und machen durch einander einen Muß, daß einer der in die Wellen kommt, nicht mehr kann auf das ſtille Meer kommen; ein jeglicher will ſeinen Nahmen durch anderer Federn erheben, und ein neues aufbringen.

1805. Nr. 56.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 13. Mai.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Fragmente einer Reiſebeſchreibung von der baieriſchen Grenze durch Salzburg und einen Theil Tirols.

Die hier mitgetheilten Schilderungen ſind nichts als ſchwache Darſtellung zurückgebliebener Eindrücke von einer Excurſion in die reitzenden Thäler Salzburgs. Sie machen keinen Anſpruch auf das Verdienſt, die Erdkunde oder die Naturgeſchichte dieſes merkwürdigen Landes zu bereichern, oder überhaupt etwas Neues zu ſagen. Der einzige — wie wir hoffen, tadelloſe — Zweck ihrer Bekanntmachung iſt der Wunſch, auf die hohen Naturſchönheiten dieſes noch zu wenig bereiſeten und beſchriebenen Landes aufmerkſamer zu machen. Die Schweiz hat der Beſchreiber unzählige gefunden; Salzburg iſt eine Schweiz im Kleinen, es enthält Partien, die keiner Schweizergegend nachſtehen, und die pittoreske Natur iſt hier mit der ſchrecklich erhabenen oft ſo wunderſam gepaart, daß die Schweiz ſelbſt vielleicht keine ähnlichen Landſchaften aufzuweiſen hat. Und doch ſind dieſe herrlichen Thäler ſelbſt für einen großen Theil unſerer Süddeutſchen noch eine terra incognita! Wer durch dieſe Erzählungen begierig gemacht werden ſollte, ausführlichere Nachrichten über die hier nur berührten Gegenſtände zu leſen, dem empfehlen wir die eben ſo ſchön als belehrend geſchriebene „Reiſe auf den Glockner von J. A. Schultes. 4 Theile. Wien bei Degen 1804.“ die er gewiß nicht ohne die höchſte Befriedigung aus der Hand legen wird.

— — — Bei Baumburg, einer aufgehobenen Prälatur der regulirten Chorherren, fängt die Gegend an romantiſcher zu werden. Von einer ſanften Anhöhe blickt das ſchön gebaute, weitläufige Kloſter freundlich herab in das enge Thal, das die Traun durchſtrömt. Oben im Kloſter iſt es ſtill und leer. Es tönt keine Glocke, es hallt kein Fußtritt wieder, und man wird von einer ganz eigenen Empfindung ergriffen, wenn man denkt, daß dieſe und ſo manche andere herrliche Gebäude in zwanzig Jahren vielleicht nichts weiter mehr als prächtige Ruinen ſeyn werden. Wenn auch keine menſchliche Hand ihre Zerſtörung befördert, ſo wird doch die Zeit dieſes Geſchäfte übernehmen, und in weniger als einem Menſchenalter zu Stande bringen. Wie jetzt noch ſo manche Trümmer ehemahliger Schlöſſer und Dörfer die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges erzählen, ſo werden dieſe verödeten Mauern noch unſere Enkel an eine wohlthätigere Revolution unſers Vaterlandes, an die Säculariſation der Klöſter erinnern, und das Andenken derſelben unter den Bewohnern des Landes mehr verewigen, als die geſchriebene Geſchichte.

Gegen über an einem kahlen, faſt ſenkrechten Felſen, in deſſen Grotten eine freundliche Echo ſich angeſiedelt hat, die die einfachen Töne des Poſthornes äußerſt vernehmlich wiederhohlt, liegt das alte Bergſchloß Stein, an deſſen Fuße in neueren Zeiten eine ſtattlichere Burg erbauet ward. Hier hauſte einſt ein in den Zeiten des Fauſtrechtes und der Wegelagerungen ſehr berüchtigter Ritter, Heinz von Stein, von dem die Tradition noch jetzt hundert ſchauerliche Geſchichten zu erzählen weiß. Er war das Schrecken der augsburger Kaufleute, wenn ſie mit ihren koſtbaren Waaren aus Welſchland dieſe Straße zogen. Auch den Töchtern des Landes war der Unhold ſehr gefährlich. Wo er ein ſchönes Mädchen witterte, lauerte er auf gute Gelegenheit zum Raube, und bevölkerte auf dieſe Art ſein Serail. Die Gemächer ſeiner Burg waren in den ſenkrechten Felſen gehauen, und ſo konnte er ſeinen zahlreichen Feinden trotzen, ſo lange dieſen die Flügel verſagt blieben. Endlich ward er aber doch ſo enge eingeſchloſſen, daß er ſeine Retirade durch einen geheimen Ausgang des Schloſſes nehmen mußte. Zuvor verwahrte er ſeine Schönen in einem verborgenen Felſengemache, in der Abſicht, ſie wieder zu erlöſen, wenn die Belagerer ſeine Flucht vernehmen und abziehen würden. Unglücklicher Weiſe verweilten dieſe zu lange, und als Heinz von Stein zurück kam, um ſeine Gefangenen ledig zu machen, waren ſie alle — verhungert! — Man kann noch einen großen Theil dieſer in den Felſen gehauenen Gänge, Gemächer und Säle durchwandern. Sparſam fällt nur hier und da das Tageslicht hinein, man muß ſich daher mit Fackeln verſehen, deren düſterer Schein die Anſicht noch ſchauerlicher macht. Es wird einem ganz eng in der Bruſt, und man athmet erſt wieder leichter, wenn man ſich heraus ins Freie gefunden hat. Wir eilten zum freundlichen Bewohner der neuen Burg, der ſeinem Ahnherrn ganz unähnlich, das ſchöne Geſchlecht in hohen Ehren hält, und die anſprechenden Pilger gaſtfrei aufnimmt und geladt entläßt.

Traunſtein, ein hübſcher Marktflecken, hat nichts merkwürdiges als die kurfürſtlichen Salinen, die ihre Sohle von Reichenhall erhalten, von wo aus ſie acht Stunden weit und über hohe Berge vermittelſt ſieben angelegter Brunnenhäuſer in Deicheln geleitet werden.

Hier verließen wir die Heerſtraße und wanderten durch ein liebliches Thal längs einem kühlenden Bache Reichenhall zu. Bei Innzell erweitert ſich das Thal in ein ſchönes Amphitheater, das im Hintergrunde von hohen Gebirgen, über die ſich die beiden Stauſer herrſchend erheben, gebildet wird. Friedlich liegt dieſes Dörfchen mitten in blühenden Wieſen, und ladet den müden Wanderer freundlich ein, in ſeinem Schoße auszuruhen, und ſeiner Sorgen zu vergeſſen. Hier möchte ich wohnen und am Buſen der Natur liegen, wenn mirs zu enge wird im Gedränge der Städte! — Durch eine Bergſchlucht zieht ſich jetzt die wohlgebauete Chauſſee hinauf und wieder hinunter nach Reichenhall. Zu beiden Seiten ſtehen der Falkenſtein und der Kühberg wie gewaltige Rieſen, die den Eingang vertheidigen, und durch das enge Thal erblickt man in der Ferne das noch höhere Rüſtfeichthorn, deſſen ſchneebedecktes Haupt ſich in den Wolken verliert. Beinahe drei Stunden lang zieht ſich der Weg zwiſchen Gebirgen hin, die ſo nahe zuſammen rücken, daß kaum für die Heerſtraße Raum bleibt. In beſtimmten Entfernungen liegen an dieſen Bergen jene ſieben Brunnenhäuſer, die das Salzwaſſer von Reichenhall auf eine Höhe von zwölf hundert Fuß hinauf heben, von wo es dann durch ſeinen natürlichen Fall nach Traunſtein fließt. Dieſe einfachen Druckwerke ſind von der Erfindung eines gemeinen Zimmermannes, deſſen Nahme der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdient; er hieß Reifenſtuhl, und erbauete dieſe Maſchinen unter Maximilian I. Er war eines der mechaniſchen Genies, die ſich ohne wiſſenſchaftliche Anleitung aus ſich ſelbſt bilden, und deren man in Baiern vielleicht mehr als in irgend einem anderen Lande von gleicher Größe findet. Dieſe Brunnenhäuſer werden nun mit vollkommnen Maſchinen von unſers vortrefflichen Baders Erfindung verſehen. Eine derſelben iſt bereits in den reichenhaller Salinen im Gange, und kann in Anſehung der Einfachheit, Kraft und Solidität mit allen engliſchen Kunſtwerken dieſer Art die Vergleichung aushalten.

Von den Salzquellen Reichenhalls, deren einige ſo reich ſind, daß ſie kein Salz mehr auflöſen, andere durch Berchtesgadner Salzſteine reichhaltiger gemacht und gradirt werden, von einem Baderiſchen Verſuche mit einer Tafel-Gradirung, von den ſchönen Maſchinen in den Salzwerken, von der Cyclopen-Arbeit des Siedens erzähle ich nichts; ich überlaſſe dieſe Beſchreibung ſachkundigeren Reiſenden, und beſchränke mich auf den Hauptzweck meiner Wanderungen — die ſchöne Natur zu ſchauen. Und ſo eile ich in die paradieſiſchen Gefilde Salzburgs.

(Die Fortſetzung folgt.)

Coruſcationen.

(Beſchluß.)

Durch alle ſeine Werke überhaupt iſt die Zeichnung meiſt hart, die Umriſſe ſind unrein, ſeine Scurzirungen

häufig verzerrt zur Carricatur, ſeine Uebergänge ſchroff, ſeine Farbengebung meiſt grau und fahl und unangenehm. Wo das alles am wenigſten der Fall iſt, mag bei Raphael de Aquilas ſeyn, wo am meiſten, beim Fauſt; eine rauhe, widrige, rohe Wildheit herrſcht durch das ganze Stück; ein ſchneidender Nordwind bei trübem, wolligem Himmel bricht aus ihm hervor, und bläſt den Sinn eiskalt an; unglaubliche Crudităten laufen mit ſehr gelungenen Stellen durch einander, und in manchen Scenen, ſo hiſtoriſch ſie ſeyn mögen, würde ſich die Unpoeſie ſchwerlich weiter treiben laſſen. Ueberall weht durch ſeine Poeſie der nordiſche Geiſt, düſterer Character, harter, ſchroffer Heldenſinn, nüchterner Ernſt, etwas Ungeſchlachtheit in den Ausbrüchen des Enthuſiasmus; Schlachten, Kampf, Sieg und Tod der Vorwurf der Kunſt. In der Philoſophie neigt ſich ſein Geiſt ab von der ſeinen aufs höchſte geſteigerten Speculation der Deutſchen; von jenem reinen, auf ſich ſelbſt geſtützten Wiſſen, und dem zarten optiſchen Spiele mit ins Unendliche geſpaltenen aber farbeloſen Strahlen; theils die Maſſe des Realen in ſeiner Perſönlichkeit, ein Fond, zu dem der Hofmann immerfort die Intereſſen ſeiner Erfahrungen ſchlägt, theils die ſehr entſchieden franzöſiſche Tendenz, die ſein Geiſt eben am ruſſiſchen Hofe angenommen hat, und die er nun in ſeiner Conſequenz behaupten will, macht dieſe Antipathie erklärlich, und nur die Liberalităt ſeiner Geſinnung macht ihn die Sache an ſich, als eine Kraftäußerung weiter nicht verwerfen. Wenn er aber insbeſondere gegen Fichte ſich erklärt, dann weiß er nicht, wie viel Aehnlichkeit er in ſeinem ganzen Weſen und in dem, was das Beſte daran iſt, mit dem Getadelten hat, nur daß freilich beide wie Welt und Einſamkeit gegen einander über ſtehen; wieder mag er aber auch nicht die hohe Einigung von Poeſie und Philoſophie, wie ſie ſich in Plato ausgeſprochen hat, und er wäre nicht ungeneigt, wie es beinahe den Anſchein hat, der Condillacſchen Philoſophie den Vorzug vor allen anderen zu geben.

Es muß ein Princip geben, aus dem ſo viele Einſeitigkeiten bei ſo vielem Trefflichen in dieſer Individualităt ſich erklären laſſen, das bei der ſtrengen Conſequenz, die in dieſem ſtarken Character herrſcht, allen Manifeſtationen deſſelben zum Grunde liegt. Wenn wir uns ſeine Natur als eine urſprünglich zum Handeln und zur practiſchen Thätigkeit organiſirte vorſtellen, in der aber ein Vorherrſchen der beſchaulichen Thätigkeit über die ergreifende poetiſche, das harmoniſche Gleichgewicht der Kräfte im Character, wie es die römiſche Natur conſtituirt, ſtöhrend trübt, und eine gewiſſe Quantität von Phlegma in denſelben bringt, dann möchten wir wahrſcheinlich nicht weit von dieſem Principe entfernt ſeyn. Dieſe Anlage drängte ihn zuerſt in die ſchriftſtelleriſche Laufbahn; im Verhältniſſe wie er ſich heraus riß aus den Wirbeln der Welt, fühlte er ſich um ſo tauglicher zur Reflexion über ihre Verhältniſſe, eine Beſchäftigung, zu der ſeine moraliſche Gravitation ihn immer hinzog, und damit war die Mitte des ſchönen Kreiſes gegeben, den er in der Folge mit ſeinen Dichtungen ausfüllte. Auf die Warte der Menſchheit war er hingeſtellt, und von da herab wollte er für die Anſchauung ordnen das Chaos ihrer Verhältniſſe, und nur von dort aus konnte er jenen Schatz von trefflichen Erfahrungen ſammeln, den ſeine Schriften enthalten. Aber wo er hinüber trat aus dieſer Sphäre in die der Kunſt oder der Philoſophie, da mußte jene innere Disharmonie ſtöhrend ſich offenbaren; wie ein angehängtes Gewicht zog die Compactităt ſeines Characters und ſeine Welterfahrung ihn gleich ſehr vom Romantiſchen wie von der Idee zurück. Seine Poeſie neigte ſich daher dem Practiſchen zu; weil das weibliche nicht in ihr war, darum mußte ſie exaltirt männlich werden; ihren Reiz konnte ſie nur im Ernſten ſuchen, da ihr Rührung und Gemüthlichkeit, die wahre Tiefe der Kunſt, fehlt; ſeine Philoſophie aber mochte gleichfalls ſich nicht zur Idee verſteigen, weil ſie auf ihrem Fluge Willen und Welt zurück zu laſſen ſich nicht verſtehen konnte, ſie rächte ſich aber für dieſe Verſäumniß dadurch, daß ſie ihn nöthigte, im Felde der Moral, um die es ihm warmer, hoher Ernſt iſt, dieſelben feinen Geſpinnſte anzulegen, die er ſo bitter an der deutſchen Philoſophie rügt.

Wie dem allem auch ſey, ſeine Geſinnung iſt lauter, ſein Character brav und kräftig, Deutſchland achtet ihn, und bei der gegenwärtigen Lage Europa's ſteht er wie durch eine höhere Schickung gerade an dieſer Stelle, von wo aus er vielleicht mehr Einfluß auf die Ereigniſſe der Gegenwart und Zukunft hat, als man wohl ahnden mag.

Die große Parade in St. Petersburg.

Aus dem Tagebuche eines Reiſenden.

Die prächtigen Beſchreibungen der großen Pariſer und Potsdammer Parade, und der Streit, welcher von dieſen der Vorzug gebühre, hatten meine Neugierde nicht wenig erregt, die hieſige zu ſehen, und ich hatte daher am erſten Sonntage meines Aufenthaltes nichts angelegentlicheres, als mich um zehn Uhr nach dem Platze vor dem kaiſerlichen Winter-Palais zu verfügen, wo die Parade ſtatt hat, ſo lange die Kälte nicht über ſiebenzehn Grade

ſteigt. Alle Beſchreibungen ſolcher Prachtaufzüge ſind nicht im Stande den Eindruck zu ſchildern, und wieder zu erregen, den die Wirklichkeit macht; ich will es daher auch nicht verſuchen, Ihnen eine förmliche Beſchreibung ſondern bloß eine Skizze des Geſehenen zu geben.

Bei meiner Ankunft fand ich die Truppen bereits geordnet, und eine Menge Menſchen, die den Kaiſer auf der anderen Seite des Palais dem Arſenale gegen über, woher er kommen mußte, erwarteten. — Ich geſellte mich zu dieſen und ſah den Kaiſer bald darauf erſcheinen. Er beſtieg ein äußerſt ſchönes arabiſches Pferd, grüßte freundlich die verſammelte Menge, und ritt in Begleitung ſeines Bruders, des Großfürſten Conſtantin, der Uhlanen-Uniform trug, nach dem Platze; ſein ganzes Gefolge beſtand aus einem Stallmeiſter und einem Reitknechte. — Ohne Zweifel ſind die Truppen der hieſigen Garniſon die ſchönſten, die man ſehen kann. Die Schönheit der einzeln ausgewählten Soldaten, die prächtige Bekleidung und Bewaffnung, kurz alles kommt hier zuſammen, um etwas Vollkommnes in ſeiner Art darzuſtellen. Die Anzahl der bei der Parade verſammelten Truppen beläuft ſich über zwanzig tauſend, worunter ſich die Garde, Grenadier, Füſelier, Jäger, Matroſen und zahlreiche Cavallerie befindet; bei jeder Art derſelben glaubt man mit neuem noch größeren Wohlgefallen zu verweilen. Der Kaiſer ritt nach dem rechten Flügel, und von da die ganze Fronte hinab; bei jeder verſchiedenen Truppen-Abtheilung fragte er nach ihrem Befinden mit den Worten: Zdrawy ly wy? Seyd ihr geſund? welches von dieſen einſtimmig mit: Zdrawy wasche Imperatorska wellikost, geſund Eure kaiſerliche Größe, beantwortet ward. — Nach dieſem Befragen ſprengte er von dem linken Flügel zurück nach der Mitte des Platzes, und nun fingen die Truppen an, ſich in Bewegung zu ſetzen, und pelotonweiſe vor ihm vorbei zu defiliren. Jeder Officier, der einen Zug anführte, war mit einem Sponton bewaffnet, und ſetzte dieſen nach einigen damit gemachten Bewegungen gerade in dem Augenblicke, als er dicht vor dem Kaiſer vorüber ging, auf die Bruſt, das Heft desſelben dem Kaiſer zugekehrt. — So lange dieſes Vorüberziehen dauerte, ſtand der Kaiſer mit entblößtem Haupte, der ſtrengen Kälte ungeachtet, und dankte jedem Zuge mit freundlicher, einnehmender Miene. Nachdem alles vorbei war, verfügte er ſich mit den Generälen und Stabs-Officieren, worunter viele mit ſechs bis ſieben Ordenszeichen prangen, nach dem Palais zur Parole. Die Menge, Schönheit und Verſchiedenheit dieſer Officiere, worunter ſich viele Anführer aſiatiſcher Völker befinden, gewähren dem Fremden einen angenehmen Anblick; beſonders fallen die dortigen Kalmucken und Koſacken auf.

So ausgeſucht ſchön aber auch jeder einzelne Mann der Garniſon iſt, ſo iſt der Monarch ſelbſt doch ungeſchmeichelt der Schönſte unter den Schönen. Seine Größe, ſein ſchlanker, herrlicher Wuchs, ſein jugendlich ſchönes Geſicht, der feurige, doch ruhige und anmuthige Blick, kurz alle äußeren Eigenſchaften ſcheinen ihn ſchon vorzugsweiſe zu dem Erſten ſeines Volkes beſtimmt zu haben, dem er durch ſeine übrigen Herrſcherrugenden ſo würdig verſteht, und wovon ein Beiſpiel zu ſehen mir hier ſelbſt vergönnt ward. — Indem er nähmlich zu dem Palais zurück gehen wollte, übergab ihm ein lahmer und kränklicher junger Bauer eine Bittſchrift; der Kaiſer durchlief ſie ſchnell, und verſprach dem Armen Erhörung, der um Freilaſſung ſeines Bruders vom Soldatenſtande bat, weil er ſeiner Gebrechen wegen nicht im Stande ſey, die alten Eltern allein zu ernähren. — Seine Geſichtszüge ſchienen hierbei in Verlegenheit zu ſeyn, ob ſie mehr Mitleid oder Bewußtſeyn der Kraft helfen zu können ausdrücken ſollten, und dieſe glückliche Miſchung im Ausdrucke beider Gefühle, ſein ganzes dabei beobachtetes Benehmen, das anbefohlne ſehr nahmhafte Geſchenk an Gelde, der Beifall des gerührten Volkes, alles dieſes ergriff mich mächtig, und der Dank und der Glückwunſch eines Fremden ſtieg für ihn mit den Empfindungen ſeines Volkes empor, deſſen Wohlthäter er iſt.

D....

Einige Stellen aus einem alten Buche.

So wenig als das Bild im Spiegel lehren mag und den Grund darlegen, ſo wenig mag aus der Feder der vollkommne Grund geſetzt werden.

Nicht die Bücher, auf denen der Staub liegt, und die die Schaben freſſen mögen, auch nicht die Bibliotheken die mit Ketten gebunden ſind, ſondern die Elemente in ihrem Weſen ſind die Bücher.

Der größte Haufe hält ſich allein an die Bücher des Buchſtabens, und läßt die beſten Bücher fallen, iſt faul und will ſelbſt nicht lernen. Allein ſagen ſie: das hat Plinius geſchrieben, dieß Ariſteteles, Avicenna, Galenus ꝛc., aber alle verzweifeln ſie, und will keiner ſo viel lernen, daß er den Galenum, Avicennam ꝛc. übertreffe, oder doch zum wenigſten ihnen gleich würde. Denn die Gnad iſt uns gleich ſowohl gegeben, als dem Avicenna, Galeno und anderen.

1805. Nr. 57.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 15. Mai.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ueber Schul-Philosophie, Lebens-Philosophie und — Akademie.

(Aus einem Briefe.)

Sie wissen, mein Freund! es ward in der neueren Zeit wieder Ton, die Schul-Philosophie über die Lebens-Philosophie zu setzen, und folglich diese in eine niedrigere Sphäre hinab zu schicken. Gewann dabei die Philosophie? Sie kennen die neuere, selbst unter gebildeten Menschen — unter den cultivirteren der Nation, und zwar unter Gelehrten sowohl als Geschäfts- oder Weltmännern — einreißende Gleichgiltigkeit gegen alle Philosophie.

Freilich hat diese Gleichgiltigkeit, dieser Indifferentismus mehrere Ursachen; freilich sitzt die Sache, die Philosophie selbst, jedem Würdigen oder wahrhaft Gebildeten im Herzen, im Geiste, wenn auch sein Mund gegen den Nahmen spricht.

Indessen, da Wissenschaft das Vehikel und die Repräsentantian der Wahrheit in den äußeren Verhältnissen der Menschheit ist, so darf uns auch das äußere, theoretische und, wenn Sie wollen, nahmentliche Ansehen der Philosophie nicht gleichgiltig seyn.

Wie wäre es nun, wenn wir das Ding umkehrten, wenn wir die Lebens-Philosophie über die Schul-Philosophie setzten, und etwa die eigentlich akademische Cultur der Philosophie als eine höhere Stufe noch anbauten? So ergäbe sich aufwärts folgender Stufengang:

Erstens. Die Schul-Philosophie, wie sie dem Jünglinge vorgetragen oder gelehrt werden kann. Denn welcher nüchterne Lehrer wird Jünglingen seine „ganze Weisheit" — auch von der intellectuellen Seite, in Absicht des tieferen und schärferen Denkens — einflößen wollen? Also da, in der Schule, wäre die erste, unterste Stufe.

Zweitens. Die Lebens-Philosophie, wie sie dem Manne, jedem reiferen und gebildeteren Menschen eigen ist, wie jeder wahrhaft Cultivirte sich die Sache angeeignet hat, und dann zwischen allen Denkenderen in Absicht der Theorie, der wissenschaftlichen Bestimmung u. s. w. nur ein Grad-Unterschied statt findet. Es ist der Zufall, es sind die äußeren Verhältnisse, wodurch dann dieser Unterschied bestimmt wird. In Absicht der logischen Schärfe und Articulation mag der Jüngling, indem er sich gerade mit der Theorie beschäftigt, einen Vorzug haben; er mag sogar, an der Hand seines Lehrers, in der Sache selbst da und dort weiter sehen oder tiefer blicken, als der, welcher bereits, obwohl als denkender Kopf überhaupt, in der gegebenen

Sphäre des Lebens begriffen ist. Allein im Ganzen und in Absicht des reellen — nicht bloß logischen — Denkens, so wie des tieferen, lebendigen Gefühls, liegt das Uebergewicht sicherlich auf der Seite des Mannes, des Gebildeteren.

Sie sehen, die Lebens-Philosophie — in diesem schöneren und weiteren Sinne des Wortes — fällt mit der „Weltweisheit," im Gegensatze mit der„ Weisheit der Schule,". zusammen.

Nehmen Sie nun die Philosophie in ihrer Totalität, zeigt sich dann nicht die zweite, höhere Stufe in der Lebens-Philosophie, in der Weltweisheit? Aber ja nicht in dem sonst schönen, evangelischen Sinne des Wortes „Welt" im Gegensatze mit Gott! Da klingt freilich die „Weltweisheit" nicht schön; und nie künstlich mißbrauchten einige Mystiker der Vorzeit jene evangelische Bedeutung, um die Philosophie herab zu setzen! Erinnern Sie sich einer witzigen Bemerkung unsers Hippel?

Also die Philosophie, wie sie als Total-Bildung dem Manne oder — wer möchte das Weib, die Frauen so geradezu ausschließen? — jedem wahrhaft cultivirteren Menschen angehört.

Aber die Philosophie, wissen wir, hat nothwendig eine intellectuelle Seite: im höheren Grade gefaßt, heißt das Intellectuelle wissenschaftlich (scientifisch); und durch die Wissenschaft soll die Wahrheit in die äußeren Verhältnisse der Menschheit stets völliger eingeführt werden. Entstände demnach nicht

Drittens, eine neue, höhere Stufe, wenn einige von denen, die das reine, himmliche Feuer im Herzen tragen, oder wofern Sie lieber wollen, Männer, die den Geist der Philosophie besitzen, ihre Zeit und ihre Kraft der Erforschung des Wahren κατ' ἐξοχην widmeten, und daher, ungestört durch jedes andere positive Geschäft, eine eigene, und zwar die erste Classe oder Section einer Akademie der Wissenschaften constituirten?

Wie schön könnte hier der Gelehrte dem Geschäfts- oder Staatsmanne vorarbeiten! Das Nachdenken (das tiefere und schärfere Nachforschen) über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit, über den Grund der Gesetzgebung, das Wesen des Rechtes, die Fundamente der Bildung, Erziehung, die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, die Bedingungen der höheren Cultur u. s. w. wäre sein eigentlicher Gegenstand. Noch immer würde, zum Behufe der Einführung, der allmähligen Verbesserung, der Leistern der Weisheit beiden vorschweben; denn es verknüpft ja, nach unserer Idee, alle Würdigen ein tieferer Grund, ein schöneres Band!

Hierher, in diese Sphäre der Akademie, gehört, was Kant in seinem „Streite der Facultäten" für die philosophische gesprochen oder in Anspruch genommen hat. So ergäbe sich ein bestimmteres Verhältniß zwischen der Universität und der Akademie; so würde, was dort dem Professor und was dem Gelehrten angehört, unterschieden, und indem er selbst — wäre der Professor der Philosophie nicht ein Weiser? — nothwendig Mitglied der Akademie sein würde, schränkte sich sein Lehrerberuf auf das ein, wessen der Jüngling nach seinem Maße und Gange der Cultur empfänglich wäre.

Also weit entfernt, daß die höhere Speculation, das heißt, das tiefere und schärfere Denken der Schule ausschließend angehörte, so ist vielmehr der Jüngling desselben im höheren Grade noch gar nicht empfänglich. Dazu wäre nun die Academie, wofern man ein besonderes wissenschaftliches Institut, nicht bloß eine Bildungsanstalt für die Jugend, errichten wollte.

Wie mancher Mißgriff, wie manche noch widrigere Erscheinung, die neuerlich auf die Philosophie Schatten warf, würde durch eine solche Bestimmung der Universität und der Akademie wegfallen!

Recht wohl vertrüge sich übrigens mit der reinen Wissenschaft (Philosophie) jede andere empirische. Ja, können Sie sich ohne eine Classe oder Section, welche der Cultur der Philosophie bestimmt wäre, eine Akademie der Wissenschaften denken?

Aber daran ist sehr viel gelegen, daß man in der reinen Wissenschaft nicht bloß einen gewissen Formalismus oder ein logisches Vorspiel der Kräfte — wie vormahls zum Behufe einer so genannten Theologie — sondern auch und zwar zuvörderst die reelle Wissenschaft κατ' ἐξοχην erkenne. Man unterscheidet hier und da wieder das Formelle und Materielle. Aber dieß, wie es durch die Empirie (nenne man es auch positiv) gegeben wird, ist nicht der ursprüngliche höhere Stoff. Darin liegt das Reelle im eminenten Sinne. Und wäre es möglich, daß irgend ein wahrhaft Gebildeter diese Realität verkennte, wenn er auch nur auf das, was nach unserer obigen Angabe im Allgemeinen Gegenstand des philosophischen Akademikers wäre, zurück blickte?

Fragmente einer Reiſebeſchreibung von der baieriſchen Grenze durch Salzburg und einen Theil Tirols.

(Fortſetzung.)

Salzburg.

Durch eine reitzende Landſchaft, in deren Hintergrunde man die Gletſcher erblickt, näherten wir uns Salzburg. Die Stadt ſelbſt iſt von dieſer Seite von dem Mönchsberge verdeckt, von deſſen Gipfel nur die Feſtung Hohenſalzburg ins Thal herab blickt. Man wird überraſcht, wenn man gerade auf den Berg zufährt, und nun auf ein Mahl gewahr wird, daß er ſeinen Schoß aufthut, um den Wanderer einzulaſſen. Das berühmte Sigmunds-Thor iſt ein ächtes Römerwerk. Ein hohes, majeſtätiſches Gewölbe durch den vier hundert zwanzig Fuß tiefen Berg gehauen, in deſſen Mitte ewige Dämmerung herrſcht. Man wird von feierlichen Empfindungen überwältigt, wie wenn man in den weiten Hallen eines ehrwürdigen Domes wandelte. Die Inſeite des Thores trägt über dem Bruſtbilde ſeines Erbauers die einfache, ſprechende Inſchrift: „Te saxa loquuntur.“ Sie wiegt eine Coopee auf, um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß die Auſſenſeite durch eine geſchmackloſe Inſcription verunſtaltet iſt. Der ganze Berg beſteht aus lockerem Sandſteine, von welchem ſich zuweilen beträchtliche Maſſen losreißen, und es iſt zu befürchten, daß auch dieſes ſchöne Werk menſchlicher Kraft und Beharrlichkeit der zerſtörenden Hand der Zeit nicht widerſtehen werde.

Die Stadt iſt ſehr ſchön. Breite, helle Straßen, anſehnliche Gebäude, zum Theil Paläſte in gutem Styl, öffentliche Plätze und Brunnen. Deſto auffallender iſt die öde Stille. Die Straßen ſind menſchenleer, zum Theil mit Gras bewachſen, nur Bettler verfolgen den Fremden ſcharenweiſe, und über den Bewohnern ſcheint der bleierne Zepter der Armuth, der Langeweile und des Trübſinnes zu ſchweben. Man wird traurig geſtimmt, wenn man in dieſer ſeligen Natur ſo wenig thätige, frohe und glückliche Menſchen findet.

Will man die Schönheiten Salzburgs und ſeiner Umgebungen mit einem Blicke überſchauen, ſo muß man den Mönchsberg beſteigen, an deſſen Rücken ein Theil der Stadt ſich anlehnt, und der in ſeiner ganzen Ausdehnung den ſchönſten engliſchen Garten bildet. Es iſt nicht möglich, eine reitzendere Ausſicht zu finden. Die alte, ehrwürdige Feſte, die ſchützend ins Thal hinab blickt, unten die an beiden Ufern der Salza ausgebreitete ſchöne Stadt, gegen über der Capuciner-Berg mit ſeinen Gärten, Schlöſſern und Landhäuſern, die zahlloſen Gärten, die ſchön bepflanzten Hügel und Berge, der hohe Geisberg (vier tauſend Fuß über die Meeresfläche), über alle hervor ragend, das immer ſich erweiternde unabſehliche Thal mit den zahlloſen Hütten, Dörfern und Märkten, deren Thurmſpitzen aus romantiſchen Gebüſchen hervor ſchauen, und durch das die wilde Salza hinſtrömt, alles macht ein Landſchaftsgemälde aus, von dem man ſich nur mit Gewalt losreiſſen kann, und wie es vielleicht nur ein Mahl in unſerem Vaterlande gefunden wird. Wie verſchwinden in dieſer großen, freundlichen Natur die Werke der Kunſt! Das Auge blickt über den hohen Dom und die vielen Tempel und Paläſte Salzburgs ungefeſſelt hinweg, und ruht auf den reitzenden Gegenſtänden der paradieſiſchen Landſchaft. Und wie könnte ich nach dieſen Herrlichkeiten mich zu der Beſchreibung des prächtigen Mirabell oder Leopoldskron oder der ſchönen Dom-Kirche, oder der Reſidenz herunter ſtimmen, oder von den Schnörkeln und Spielereien des Gartens zu Hellbrunn etwas erzählen, deren Anblick mitten im Heiligthume der Natur einem ſo ſchmerzlich wehe thut, und wofür man nur durch die himmliſch ſchöne Ausſicht, die man vom Monathſchlößchen genießt, entſchädigt werden kann? Nur ein Kunſtwerk verträgt in dieſer Nachbarſchaft die Erwähnung, weil es die ſchöne Natur ſo täuſchend nachahmt. Es ſind Neſſelthalers Transparent-Gemälde. Dieſe vom Monde oder von einem trefflich angebrachten Feuer beleuchteten Nachtſtücke machen einen prächtigen Effect. Die Cascatelli di Tivoli, das Wachtfeuer, die Brücke, die Halle einer alten Burg, von einer Lampe ſparſam erhellt, ſind mit einer wunderbaren Wahrheit dargeſtellt; man glaubt das Plätſchern des Waſſers zu hören, man ſieht den Mondſtrahl auf ſeiner Fläche tanzen, den Widerſchein ſich darin brechen, man blickt in eine heilige, ſtille Nacht, und das Herz erweitert ſich, und nimmt die feierlichſten Gefühle auf. — Auch ſchöne Proſpecte von ſalzburger Landſchaften ſahen wir bei dieſem merkwürdigen Künſtler, der mit ſeinem Talente die liebenswürdigſte Beſcheidenheit verbindet, und ſchieden von ihm voll ſchöner Bilder von den Gegenſtänden, die wir nun bald in der Wirklichkeit ſehen ſollten.

Der Königsſee.

Berchtesgaden, der Hauptort und zugleich der einzige der ehemahligen Probſtei dieſes Nahmens, hat nichts, was die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich ziehen könnte, als ſeine Salzwerke und die Induſtrie ſeiner Einwohner, die es in hölzernen Waaren zu einer großen Vollkommenheit gebracht haben, und mit welchen ein

ausgebreiteter Handel getrieben wird. Es gibt mehrere Häuser hier, die große Magazine davon haben, und ihren Verkehr bis Rußland und Ostindien ausdehnen. Für eine Kleinigkeit kauft man die feinsten Drechslerarbeiten aus Bein und Holz, deren Wohlfeilheit nur durch die Armuth der Einwohner und ihre Genügsamkeit begreiflich wird.

Durch ein enges, malerisches Thal, zu dessen Rechten sich der Watzmann (neun tausend Fuß über die Meeresfläche) erhebt, und sein ewig beschneietes Haupt in den Wolken trägt, näherten wir uns dem Königssee. Hier erscheint die Natur in ihrer ernsteren Schönheit. Schroffe Felsen schließen von allen Seiten den Wasserspiegel ein. Die Wände sind kahl und senkrecht, kaum kriecht eine Pflanze daran hinauf. Dunkle Fichten blicken von den hohen Gipfeln herab, und verbreiten eine düstere Dämmerung über den See. Man schifft zwischen den ewigen Gebirgen hin, ohne einen Ausgang zu sehen, oder eine Stelle zur Anfahrt zu finden. Der See hat zwei Stunden in der Länge und eine halbe Stunde in der Breite. Es ist eine furchtbar schöne Landschaft, in der man von der ganzen übrigen Natur nichts sieht und nichts ahndet; eine Todtenstille schwebt über diesen Tiefen, nur das Echo rollt, wenn es geweckt wird, wie zehnfacher Donner durch die Gebirge: man fühlt sich abgeschnitten von der Welt, die jenseits dieser Felsenrücken liegt, und glaubt über einem Abgrunde zu schweben, aus dem kein Weg zurück führt. — Ungefähr in der Hälfte des Sees findet man indessen ein liebliches Uferplätzchen, das, von Natur ein kleiner englischer Garten, von einem Berchtesgadner Kaufmann, Herrn Wallner, durch Grotten, Schaukeln, Eremitagen ꝛc. eher verhunzt als verschönert worden ist. Ein kleiner Wasserfall sprudelt über den Felsen hinunter, bildet ein Bassin, und stürzt sich endlich in den See. Allerlei Jagdrissen laden den Wanderer zum Genusse ein, und so wenig die Anlage Geschmack verräth, so zeigt doch die Wahl des Platzes hier für die schöne Natur, und die Gutmüthigkeit des Besitzers, der seinen Garten ohne Schloß und Riegel dem Besuche jedes Fremden darbietet, verdient eine rühmliche Erwähnung.

In der Ferne erblickt man das freundliche Königsschlößchen, das auf einer Landspitze liegend auf den See hinaus schaut, und der düsteren Landschaft einiges Leben gibt. Wenn man sich ihm nähert, ist es jedoch nur ein unansehnliches Gebäude von einem Fischmeister bewohnt, und zur Aufnahme der Seefahrer ziemlich schlecht eingerichtet. Indessen ließen wir uns da die köstlichen Salblinge, die dem See eigenthümlich sind, trefflich schmecken. Man muß dazu einen Erlaubnißschein von der salzburger Hof-Cammer mitbringen. Wir hatten diese Vorsicht nicht vergessen, und machten den vollkommensten Gebrauch davon. Diese Fische werden nur für den Hof gefangen, und geräuchert unter dem Nahmen der Schwarzreuter — nicht verkauft — sondern an Große verschenkt. Nach einer stärkenden Mahlzeit fuhren wir weiter den See hinauf. Ein kleiner Bach, der Schrambach, stürzt sich in einer Höhe von drei bis vier hundert Schuh über die Felsenstirn hinunter; gleich einem Silberbande hängt er an der braunen Wand herab. Zuweilen werden gefällte Bäume darauf geflößt, die dann mit einem donnernden Geräusche in den See stürzen. Am Ende des oberen Sees erblickt man einen anderen Wasserfall, den der Regenbach bildet, und der über zwölf hundert Fuß Höhe haben soll. — Still und einsam liegt hier am Ufer des Sees eine Sennerhütte. Eine junge hübsche Sennerinn hütete, von der Welt abgesondert, ihre Heerde; ein unverdorbenes Kind der Natur, kannte sie ihre Reize so wenig als deren Gefahren, und die Schmeicheleien unserer jungen Reisegefährten waren ihr unverständliche Worte. Mit einer Unbefangenheit und Einfalt, die man nur in Gebirgen findet, lud sie uns in ihre Hütte ein, und bot uns Milch und Butter dar, für die sie nur nach langem Widerstande sich ein kleines Geschenk aufdringen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Stellen aus einem alten Buche.

Das Licht der Natur ist ein ewiges Licht, denn es kommt aus den Engeln und bleibt in der Seele, darin kein Tod ist. Das tödliche Licht aber stirbt; dies ist der tödliche Schulmeister. So werden nicht absterben die Künste Mechanica, aller Gesang und alle Musik, und alle Geometrey, und alle Astronomey, und alle Philosophey, sondern sie werden nach ihrem Tode im Ewigen stehn, und so vollkommen als die Engel darin erfahren seyn.

Dermaßen ist das Volk gewöhnt und erzogen, daß sie so viel achten und halten auf die alte Gewohnheit, daß sie vermeiden wider die Lichter der alten Gewohnheit zu handeln; unbetracht daß ein Esel eine alte Gewohnheit hat in seinem Gang; jedoch tritt ihm der Gaul zuvor, und die alte Gewohnheit des Esels wird hart geschlagen.

Wer wollte gelehrt werden in Erkanntnuß der Erfahrenheit vom Papier? So nun das Papier die Eigenschaft hat, daß es faule und schläfrige Leute macht, aber hoffärtig, die sich selbst lernen überreden, die fliegen lernen ohne Flügel; darum ist es das Gründlichste der Erfahrenheit zuzurüsten.

1805. Nr. 58.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 17. Mai.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Noch ein Beitrag zur Geschichte der Justiz-Verwaltung in den ehemahligen geistlichen Staaten.

Folgende Erzählung ist ein trauriges Gegenstück zu einem in diesen Blättern unlängst mitgetheilten Auszuge aus passauischen Criminal-Acten. Sie verdient um so mehr Aufmerksamkeit, als sie den Unglücklichen, der nach vielen Leiden am 7. dieses Monats zu Passau gestorben ist, selbst zum Verfasser hat.

Der Einsender hielt es für nöthig, erläuternde Anmerkungen beizusetzen, und die Vor- und Nachgeschichte kurz zu ergänzen. Er wollte sich übrigens nicht erlauben, als Erzähler des fremden Leidens aufzutreten, weil er glaubte, die Geschichte gewinne eben dadurch, daß sie aus der Feder des Unglücklichen selbst kommt. Die Aechtheit der Erzählung beweist sich sowohl durch das bei der trostlosen Familie vorhandene Original-Manuscript derselben, als auch durch die in Passau hierüber verhandelten Criminal-Acten.

Um meinen Eltern aus dem Brote zu kommen, trat ich 1779 als Schreiber in der hochfürstlichen Stadtgerichtsschreiberei in Dienst, nachdem ich bereits das geistliche und römische Recht, wie es in Passau gelehrt ward, vollendet hatte. Bei meinen Collegen bemerkte ich eine große Dosis von Bigotterie und Fanatismus, den ich nicht ertragen konnte. Der damahlige Oberschreiber Geißbaur *) kannte meine freie Denkungsart, und tischte verschiedene Religions-Gespräche auf, die ich, um ihn zu ärgern und zu necken, mit Trugschlüssen zu widerlegen suchte. Ich schimpfte über Päpste und Cardinäle, erzählte ihre Gebrechen und Laster, verwarf die Ohrenbeichte, die Wallfahrten und kirchlichen Ceremonien. — Dadurch ward ich ihm freilich zum Abscheu, den er öfters äußerte, ich aber zu meinem Unglücke nicht achtete. — Dieser ging so weit, daß er eines Tages tüchtig auf mich zuschlug, und den Amtmann R*** verleitete, mich als irreligiösen Menschen und Gotteslästerer beim Herrn Hofraths-Director von Vollmayr im Monate August 1781 zu denunciren.

Auf diese Anzeige ließ der sehr andächtige Herr Director den Geißbaur zu sich rufen, der Wohldemselben meine so genannte Lästerungen gegen Gott und die catholische Kirche herzlich gern bestätigte. Aber mir war alles dieses immer noch ein Geheimniß.

Schon im Monate Juli hatte ich indessen an einen hohen Hofrath die Bitte gestellt, daß mir erlaubt werden möchte, auf einer mir zu bestimmenden Universität die noch nicht gehörten juridischen Fächer nachhohlen zu dürfen.

*) In der Folge Stadtrichter in Ö.

weil mir meine Gattinn *) die Mittel, alle Auslagen zu bestreiten, willig darbot. Die hohe Stelle willigte jetzt in meine Bitte, bestimmte mir die Universität Salzburg, und empfahl mich sogar an den damahligen Herrn Hofrath und Stadt-Syndicus von Loes und einige Professoren.

Meine Abreise war auf den 15. October 1781 festgesetzt. Am Vorabende empfahl ich mich noch bei einigen Herren Hofräthen, und bei Herrn Director von Vollmayr. Aber wie erstaunt war ich, als derselbe wüthend mit der Frage: „Haben sie nie gegen die heiligen zehn Gebote gefehlt?“ auf mich zukam. Ich antwortete ganz offen: „Wenn es geschehen ist, so habe ich mich hierüber im Beichtstuhle angeklagt, und hoffe, von Gott Verzeihung erhalten zu haben.“ Er stürmte aber noch einige Zeit fort, wies mir endlich die Thüre, und ich ging.

Ohne etwas Arges zu vermuthen, reiste ich den nächsten Morgen freudig ab, und kam am 16. in Salzburg an.

Schon am 26. erhielt ich von meinem Schwager, damahligen Advocaten und nachmahligen Hofrath Ertl, die Nachricht, daß ich bald nach meiner Abreise durch die Policei aufgesucht, und schon mehrere Zeugen gegen mich in der Stadtgerichtsschreiberei verhört worden seyen. „Es würde daher das beste seyn, setzte er hinzu, mich also bald zu entfernen, wenn ich mich eines Verbrechens schuldig wüßte, indem ich ja selbst wüßte, wie mir mitgespielt werden würde.“

Ich zeigte diesen Brief dem Herrn von Loes, und erzählte ihm das ganze Verhältniß in Passau. Er lachte darüber, und versprach mir seinen Beistand.

Am nähmlichen Tage kam auch ein herrliches Zeugniß vom Herrn Baron v. Weidmannsdorf (damahligen Stadtgerichts-Commissaire) für mich an, daß ich bei ihm als Schreiber mit besten Sitten gestanden habe. Bang erwartete ich, was da kommen sollte.

Am 22. November ward ich in der Nacht durch einen Stadtgerichtsschreiber und einen Corporal auf das Rathhaus in die so genannte Bürgerstube mit dem Bedeuten in Arrest genommen, daß ich den 24. ausgeliefert werden sollte.

*) Theresia Schlesinger ist der Nahme dieses edeln Weibes, die in guten wilden ihres unglücklichen Mannes mit einem Muthe und einer Ergebenheit an seiner Seite aushielt, die für alle deutsche Gattinnen Beispiel seyn sollte. — Oft rieth man ihr, sich von ihm scheiden zu lassen. — Aber „wer wurde meines Mannes pflegen?“ fragte die Edle, und — selbst die Bosheit verstummte.

Gleich den anderen Morgen besuchte mich Herr Syndicus, bat mich mit Thränen im Auge, ihm mein Verbrechen zu gestehen, welches die passauische Justiz-Stelle in dem eingeschickten Schreiben nicht ausgedrückt hatte. Allein ich wußte keines, daß diese Behandlung verdient hätte. Von Loes ging sogleich zu Sr. hochfürstl. Gnaden, um die so schleunige Auslieferung zu hintertreiben; Höchstdieselbe befahlen auch, mich nicht eher ausliefern zu lassen, bis von Seite des passauischen Hofrathes das Verbrechen angegeben worden wäre. Der passauische Hofrath nannte es den 23. Novbr. Gotteslästerung, und nun ward ich den 24. an zwei passauische Soldaten übergeben, die mich am 25. auf die passauische Festung Oberhaus brachten.

Den 28. war der Tag, an welchem mit mir das erste Constitutum abgehalten ward. Die letzte Frage war: „Was ich von Christus gesagt habe?“ Ich antwortete, „mir sey nicht bewußt etwas gesagt zu haben, was eine solche Behandlung verdiene.“

Hier muß ich bemerken, daß mein Arrest-Zimmer die schönste Aussicht gewährte, die Fenster ohne eiserne Gitter waren, und auch die Thür keine Festigkeit hatte. Dieses bewog Herrn Bannrichter im Hofrathe vorzutragen, daß ich leicht entweichen könnte. Ich ward daher sogleich am dritten Tage in einen festeren Ort übersetzt, aus dem ich aber doch eben so leicht wie aus dem vorigen hätte entweichen können, wenn ich es gewollt hätte.

Am 16. Hornung 1782 erschien Herr Bannrichter Wimmer wieder, und hielt das zweite Constitutum mit mir ab. Nach vielen und weitläufigen Fragen, was ich von Christus gesagt habe, kamen endlich die Ausdrücke zum Vorschein, die ich gebraucht haben sollte, nähmlich: „Christus war ein Uebelthäter, konnte also keine Gesetze machen.“ Ich läugnete es mit dem Beisatze, daß ich Logik studirt, und ordentlicher schließen gelernt habe. „Uebrigens, fuhr ich fort, gebe ich auch einen Augenblick zu, diese dummen Worte ausgesprochen zu haben, so ist doch nicht denkbar, daß mein Innerstes damit übereingestimmt habe, indem ich die überherrlichen Gesetze Christus und dessen Handlungen sehr oft über alle Grenzen mit Lob erhoben habe. Konnte ich aber je dumm genug seyn, Christus für einen Uebelthäter zu halten, so wäre es der traurigste Fehler des Verstandes, nicht des Willens.“ — Man gebot mir Stillschweigen. — —

Geißbaur ward zur Confrontation vorgeführt, der mir eben stehende Worte mit einer Heftigkeit und Hastigkeit ins Angesicht betheuerte, und hinzu setzte, ich hätte sie mit einem höhnischen Lächeln vorgebracht. Ich mußte

darüber erſtaunen, bekannte aber nichts und konnte nichts bekennen, weil ich nichts wußte. Ich machte dieſen Zeugen aufmerkſam auf die Lobſprüche, die ich der Lehre Chriſtus und dem Lehrer ſelbſt ſehr oft ertheilt hatte, was er ſelbſt beſtätigte. Das Examen ging weiter fort, und es kamen Fragen, ob ich nicht Gott geläugnet, nicht ſchimpflich von Maria zu Pichelberg *), von Concilien, von Päpſten und Cardinälen, von Kirchengeboten und Ceremonien, von der heiligen Meſſe und dem Vaterunſer geredet hätte? Meine Antwort war, daß ich mich auf nichts erinnern könnte.

Noch im nähmlichen Monate ſchickten Seine Eminenz Cardinal v. Firmian einen viregeiſtlichen Rath und Regens des Prieſterhauſes, F— **), um mich zu bekehren und auf den Weg der Seligkeit zu bringen, zu mir. Er ſtrengte mich an, den Catechismus wörtlich auswendig zu lernen, und beſuchte mich beinahe täglich. Als er ſah, daß ich mich ganz bekehrt hatte, mußte ich ihm beichten und das heilige Sacrament des Altars aus ſeinen Händen empfangen. Nachdem dieſes geſchehen war, war ſeine Freude in jedem Geſichtszuge leſerlich, „weil er ſo glücklich war — wie er ſich ausdrückte — mich zum Kinde der Seligkeit gemacht zu haben.“ Allein ſeine Freude ward plözlich durch einen unangenehmen Zufall geſtört.

Der Vice-Feſtungs-Commandant, Oberlieutenant Mayr, kam eines Tages zu mir, und fand unter anderen Büchern den „Civil-Proceß Belials contra Chriſtum, von Anton Ayer“ und Zaupſer's Schrift „über die ſpaniſche Inquiſition.“ Als Herr Bannrichter den 10. April zum dritten Verhöre kam, führte ihn Mayr in mein Zimmer, gab ihm zuerſt den „Proceß Belials contra Chriſtum“ in die Hand — Herr Bannrichter lachte herzlich darüber. Als er aber die Zaupſeriſche Schrift ſah, maß er mich ſcharf mit den Augen, verwies mir die Leſung ſolcher Bücher, und ſteckte ſie zu ſich. Bei dem Verhöre ſtellte man mir wieder einen Zeugen, Nahmens Peter, Stadtgerichts-Practicanten, in Rückſicht der Gotteslästerung und Gotteslängnung vor, den ich aber durch meine Vorſtellungen und Zurückerinnerungen an das, was ich von Chriſtus Schönes und Herrliches behauptet hatte, ſo ſehr wankend machte, daß er zu zweifeln anfing, ob ich jemahls einen verächtlichen Ausdruck gegen Chriſtus gebraucht habe. Ingleichen brachte ich ihn ſo weit, daß er ſelbſt überzeugt war, ich wäre nie Gotteslängner geweſen.

Des anderen Tages erſchien F—, ſah mir ſehr lange traurig ins Geſicht, und brach endlich in die Worte aus: „Ich glaubte feſt, Sie auf den rechten Weg gebracht zu haben; allein ich ſehe mit Schmerzen, daß ich mich betrogen habe, da Sie im Stande ſind, ſolche ketzeriſche Bücher, wie das Zaupſeriſche iſt, zu leſen.“ Er las mir die ketzeriſchen Sätze vor, belehrte und bekehrte mich, und ging mißmuthig fort.

Am 13. April ward das vierte und lezte Verhör gehalten. In dieſem kamen vorzüglich die Fragen vor: „Ob ich an Sonn- und Feiertagen die heilige Meſſe gehört; an Freitagen und Samſtagen kein Fleiſch gegeſſen habe; und endlich: mit wem ich Umgang gepflogen und welche Bücher ich geleſen habe.“

Bei jedem Delinquenten war es ſonſt üblich, im lezten Verhöre ſeine Entſchuldigungen oder ſolche Umſtände, welche ſein Verbrechen mildern, vorbringen zu dürfen; allein dieß ward mir nicht und deßwegen nicht gegönnt, weil Herr Bannrichter mich zum Tode beſtimmte, mithin das gewöhnliche Banco juris mit mir abhalten wollte, wo mir noch erlaubt geweſen wäre, mich zu vertheidigen.

Allein Seine Eminenz v. Firmian verlangten meinen Tod ſo haſtig, daß Herr Bannrichter gegen die gewöhnliche Ordnung das Banco juris nicht abhalten ſondern ſein Gutachten cum voto abgeben mußte, welches dahin ging, „daß ich unnachläßig des Todes ſchuldig ſey, außer es würde mein ein und zwanzig jähriges Alter in Betracht gezogen.“ Seine Eminenz unterſchrieben dieſes Urtheil mit den Worten: „Mit dem Delinquenten ſoll nach ſtrenger Gerechtigkeit verfahren werden.“

(Der Beſchluß folgt.)

*) Ein ungefähr vier Stunden von Paſſau entlegener Wallfahrtsort.

**) Nach vollbrachter Bekehrung Dechant zu A—a.

Bilder der Zeit.

Erſcheinungen am deutſchen Parnaß des neunzehnten Jahrhunderts.

Aus einem Schreiben, B—g 1804.

(Beſchluß.)

Unſere neuen Tänzer fingen nun herzhaft genug an, auf der ſchönen Fläne im Tanze ſich durch einander zu ſchwingen; ſo ungeſchickt aber auch das Ding ſich anließ, ſo waren doch alle hoch erfreut darüber, in der Vorausſetzung, es ſey ihnen gelungen,

Zu bilden nach die reizenden Figuren
Der vor'gen Paar', in den gemerkten Spuren.

Allein wie sehr sie sich auch bestrebten, diese äußere Form wieder darzustellen, so zeigte sich doch überall nur das eigene Ungeschick und ein gänzliches Mißlingen, wovon sie selbst freilich nichts zu bemerken schienen, indem sie mit großer Zufriedenheit ihre Kunststücke wiederhohlten, und wechselseitig sich aufmunterten. — In den folgenden Strophen werden die einzelnen Tänzer näher characterisirt; den einen hatte die Natur selbst vernachläßigt an Gestalt, Bildung und schönem Ebenmaße der Glieder; nur er fand es nicht ungereimt, in den leichten und gewandten Bewegungen des Tanzes glänzen zu wollen;

Er müht sich, doch ward er schlecht belohnet,
Daß er so eitelem Beginnen frohnet.

Den anderen hingegen mangelt es an Ausbildung, und ihr unbehilfliches Umhertreiben zieht häufige Verwirrungen nach sich. — Hiernächst eröffnet sich eine kleine Gallerie jener verschiedenen Charactere; in wunderlichen Wortspielen versteckt erscheinen die Nahmenszüge mehrerer dieser neuen Proselyten, zum Beispiel ein W***, Kl***, B*** und andere, unter denen wir auch den genialischen Verfasser des Gedwi antrafen, zu nicht geringer Unzufriedenheit der meisten Zuhörer, die jedoch einigermaßen besänftigt wurden, als St. erklärte, daß er diese Verse nicht fürs Publicum bestimmt habe.

Unterdessen ward uns eine angenehmere Erscheinung vorgeführt; an einem etwas abgesonderten Orte sieht der Verfasser verschiedene junge Frauenzimmer (die weiblichen Poeten unserer Zeit) zu einem Reihen sich verbinden, dessen zierliche und anmuthige Formen er nicht genug zu loben weiß, und die gegen das Comische der vorigen Scenen einen angenehmen Contrast bilden. Aber auch des Vergnügens, diesen Tänzen zuzusehen, ward der Verfasser bald beraubt, indem ein von mehreren Seiten ausbrechender Lärm und Streit, der die Gemüther der übrigen Tänzer verwirrte, jene guten Mädchen verscheuchte, die in einen nahen Hain sich zurück zogen, und von da aus, wie zu vermuthen, der nahen Entwickelung zusahen.

Jene Entzweiung ward durch den Hochmuth einiger Kunstjünger veranlaßt, die auf ihre Nachbarn verächtlich herabsahen, oder sie zu meistern suchten; diese aber widersetzten sich hartnäckig, und suchten ebenfalls ihre Meinungen und Vorstellungen geltend zu machen. Diese Unbeständigkeit — vorhin hatten sie wechselseitig einander aufgemuntert — scheint in der That auch dem Character junger Leute sehr angemessen zu seyn. Indessen ließ doch der übrige Theil sich dadurch nicht im mindesten stören, sondern setzte mit aller Selbstzufriedenheit die angefangenen Exercitien fort, so gut es gehen wollte. In diesem Moment gewahrt der Verfasser eine plötzliche Verfinsterung des Theaters; er sieht,

— wie auf ein Mahl sich jetzt verbreitet
Ein düsters Wolkenlager oben her,
Als hätt' Apollo selbst es hergeleitet,
Er hält ja mit der Erde gern Verkehr —
Weil er nicht ferner mag die Spiele schauen,
Die gar zu schlecht den Musen-Gott erbauen.

Dieses Zeichen, statt die Gesellschaft in Furcht zu setzen, stört zur Verwunderung des Verfassers ihre ämsigen Bemühungen nicht im geringsten, wiewohl die Wolken sich immer dichter und schwärzer über ihren Häuptern zusammen drängen; zuletzt aber, unter Eröffnung eines heftigen Donnerschlags, stürzt ein rauschender Platzregen mit solcher Gewalt sich herunter, daß in wenigen Minuten alle durchnäßt, und in dem darüber entstehenden Gedränge mehrere verletzt wurden. Von diesem Gewühle heißt es unter andern —

Hat Finsterniß und Wetter sich verschworen,
Daß sich der Schade hier zum Spotte mengt?
Sie haben all' im Haufen sich verloren,
Weiß niemand, wohin er, wo man ihn drängt;
Es war, wie im gestörten Ameishaufen,
Wo alle über, durch einander laufen.

Unserm Verfasser, der sich ebenfalls durch dieses Gedränge sehr beunruhigt fand, ward kaum verstattet, nach einem der benachbarten Hügel, der in heiterem Sonnenscheine sich darstellte, sein Auge hin zu wenden, allwo er Hand in Hand jene ersten Paare einher gehen sah, die über das klägliche Schauspiel der voreiligen Nachahmer gar lustig lachten. Indessen ward das Gedränge und Rufen in der Nähe so arg, daß der Verfasser von seinem Traume erwachte; erstaunt, sich ruhend noch an wohl bekannter Stelle zu finden, und ob dem erbaulichen Gesichte eilt er, da Hesperus schon am Abendhimmel glänzte, seiner Heimat zu. —

„Wo aber die übrigen mochten bleiben?"

Davon wußte er freilich nichts zu erzählen, und schließt fast wie nothgedrungen mit der Aufforderung

— „Sie mögen's selbst beschreiben!"

B. J. D—n.

1805. Nr. 59.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 20. Mai.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Fragment aus einem historischen Werke über die Vereinigung der höchsten kirchlichen mit der höchsten weltlichen Macht.

Der Kaiser Maximilian I. war der einzige aller römisch-deutschen Kaiser, der seinen Titeln auch den eines Pontifex maximus beifügte. Einige Geschichtschreiber erzählen sogar, daß er bei Gelegenheit der Kirchenversammlung von Pisa gesucht habe, den Papst Julius II. zu entthronen, und die dreifache Krone sich selbst aufzusetzen *).

Die Untersuchungen neuerer Geschichtforscher haben es außer Zweifel gesetzt, daß Max I. die ernstliche Absicht hatte, Papst zu werden. Unverwerfliche Urkunden und die Zeugnisse der Zeitgenossen beweisen dieses, und ob gleich wahrscheinlich ist, daß er in diesem Falle die Regierung der östreichischen Erbstaaten aufgegeben, und seinem Enkel Carl V. übertragen hätte, so lassen doch verschiedene Umstände keinen Zweifel übrig, daß die Absicht damit verbunden war, die kaiserliche Würde zugleich beizubehalten.

*) Fuggers handschriftliche Geschichte gibt folgenden kernhaften Auszug aus den Beschlüssen des Conciliums:

1. Erstlich dieweyl die Kirch, so vberflüßig Reich, so solte die widerumb Inn die alte Messigkait gepracht werden.

2. Das die Cardinäl, welche Inn Irem Pracht, alle König vnd Fursten vbertreffen, sollen von sollichem abzustion, getrungen werden.

3. Das alle Bischoff eingethoner leben, vnd nicht souil Pferd, Knecht vnd Concubinen hatten sollen.

4. Das die Cardinäl nicht allenthalben alle Bistumben zu sich ziehen, vnd derselben Einkommen vnnutzlich verschwenden.

5. Das man den Ihenigen, so mit aller vnbillichkait so uil Pfrienden ann sich prächten, solchs nicht gestatten, vnd hinfuro furkommen soll.

6. Das alle Prelaten, wie ainem Priester gebürt, sich mit ainem zimlichen Einkommen ersettigen laßen.

7. Das kainer zu ainem Bapst, Cardinal, Bischoff oder Priester, weder auß gunst, geschenck, oder anderm Dienst, sonnder allain auß Zewgknus aines Erbern lebens, erwöhlet werden solt. Vnnd wo sich solche Wahl anderst zutragen vnd befinden wurd. So solle man den oder dieselben personen widerumb absetzen.

8. Item das ein Römischer Bischoff, der mit offentlichen lastern befleckt wer, on verhindern menigclichs, abgesetzt werden soll.

9. Das die Bischoff so offentliche Huerer oder Trunckenpölty, Irer Diennst beraubet sollen werden.

10. Item das alle Priester, welche Inn offentlicher Schannd vnd laster leben, nicht allain Irer Pfrienden beraubt, Sonnder auch am Leyb mit abhawung aines glids, gestraffet werden.

Man hat noch ein Schreiben, welches er an Paul von Lichtenstein *) in dieser Angelegenheit erlassen hat.

Daß er das Kaiserthum nicht nieder zu legen, sondern vielmehr die Vereinigung beider höchsten Würden zu bewirken gesonnen gewesen sey, beweist deutlich der in diesem Schreiben enthaltne Vorschlag, das östreichische Lehengewand nebst andern östreichischen Hauskleinodien wegzugeben, um einen Theil der drei hundert tausend Ducaten aufzubringen, welche zur Erkaufung des heiligen Geistes nothwendig gewesen wären. Er sagt ausdrücklich: unser Lehengewand, das dann nicht dem Reiche sondern uns, dem Hause Oestreich zugehörig ist, und wir, so wir das Papstthum erlangen, nicht mehr bedürfen. Denn wo wir uns zu mehrerer Ehre wegen zuvor als Kaiser krönen lassen, wollten wir uns des heiligen Herzogs Carls Lehengewand, das wir mit uns zu nehmen willens sind, be ragen (begnügen.) Der Rest der entlehnten Summe wäre durch eine Anweisung auf das Reichshilfegeld und auf ein Drittheil des päpstlichen Einkommens berichtigt worden.

Der Kaiser meldet dem Paul von Lichtenstein ferner: der Cardinal Hadrian sey so sehr für dieses Project eingenommen, daß er vor Freuden geweint habe, da die Nachricht von der Todkrankheit des Papstes angekommen sey, auch habe sich der Cardinal von Gurk anheischig gemacht, selbst nach Rom zu gehen, und dem Kaiser „hinter das Papstthum zu helfen." Aus diesen Gründen befiehlt der Kaiser dem von Lichtenstein, daß er dem alten Fugger, der die drei hundert tausend Ducaten zu Rom auszubezahlen übernommen habe, die oben erwähnten Kleinodien alsogleich ausfolgen lassen soll **).

Ein Schriftsteller, der in späteren Zeiten diesen Brief herausgab ***), machte die Anmerkung hinzu: „Warum hätte der Kaiser nicht Papst werden können? Hat nicht Bonifaz VIII. (nach dem Zeugnisse Cuspinians und des Chronic. Ursperg.) sich einstens mit dem Kaiserschwerte und der Kaiserkrone geschmückt, und ausgerufen: Ego sum Caesar et Pontifex ****)."

Unglücklicher Weise für Marens Project ward der Papst wieder gesund. Max änderte also sein Verhalten, und nachdem er mit dem Papste Frieden geschlossen hatte, wollte er sich zu seinem Coadjutor erklären lassen *). Er äußert dieses in einem Briefe an seine Tochter, der in vielem Betrachte so merkwürdig ist, daß ich es für zweckmäßig hielt, ihn am Ende dieses Aufsatzes wörtlich abdrucken zu lassen **).

(Der Beschluß folgt.)

*) Aus Brixen 16. Septbr. 1511. s. Goldasts politische Reichshändel. XII. Thl. Nr. 4.

**) Vergl. Häberlins deutsche Reichs-Historie. VIIII. Bd. S. 518, 519, 579, und die vorn dort angeführten Geschichtschreiber.

***) Siehe Monita politica S. R. I. principes de immensa curiae romanae potentia moderanda. Francof. 1609. 4.

****) Auch Julius II. nannte sich Papam et Caesarem. S. Lettres de Louis XII. Tom. I. p. 261. Vielleicht hat dieser Uebermuth dem Kaiser zuerst die Idee zu seinem großen Plane gegeben.

*) Folgende noch ungedruckte Stelle aus Fuggers Handschrift über die östreichische Geschichte darf dem Publicum nicht vorenthalten werden, da sie einen wichtigen Zug zum Porträt Julius des Zweiten enthält.

„Vnnd war der Bäpst zu dem schlagen so begirig, das er guetem Rath nicht volgen wolt. Also haben beide tail auf den haltigen Ostertag, ann welchem der Bapst zu dem andechtigisten sein solte, Ir Ordnung gemacht. Vnd hett Bapst Julius sein Ordnung mit den gerapfigen vnd zu fues, nach gannzem seinem gefallen selbs gemacht, auch den seinen vil glucks von Got gebeten, vnd aber dem Franzosen vnd seinen beissern allen vnfall gewunscht. Damit haben beide tail mit Irem geschutz, auch zu Ros vnd Fues einander vast Mannlich angriffen. Es ist kaum zu schreiben, wie tapffer sich die teutschenn Landsknecht, desgleichen die Hispanier, welche jnner nie wider einander gestritten, gehalten haben. Vnd hat diese Schlacht bey acht stund lang gewehret, das kain tail dem andern weichen wollen, biß jnnerst der Bapst selbs gestoben, vnd vil grosser Gotslästerliche wort von sich ausgeschroen. Man sagt er habe gen Himmel gestehen, vnd mit lauter stimm geschroen. Got. Sa du deinen Knecht, vnd sanct Petri Erzuetter, Inn die hennd der feind kommen lassest, So wille Ich dir fur das lob vnd Benedeyung den verdienten Fluech zumessen vnd geben, hatt auch also sein Klains Horasbuechlin, Inn seinem ennmutschlichen Zorn, auff den Boden geworffen, vnd ist eylends auff die Stadt Arimi-num zu gestoben. Vnd als er sich daselbsten bey dem fewr Inn einem Camin gewermet, vnd Im diser grosser verlust von newem zu hertzen gangen, hatt er sein rotes scharlachens paret vor grossem grimmen Inn das fewr geworffen, Auch den Kayser vnd König von Franckreich dem Teuffel ergeben, vnd denselben alle straff der Egipcier gewinst, Vnd ist volgents eylends durch Vrbin auff die Stat Rom jngezogen."

**) Aus den Lettres du Roy Louis XII. Bruxelles 1712. Tome 4. p. 1. Dieser Brief war dem Jos. Grosinger, der im Jahre 1784 zu Wien eine (vermeinende) Beantwortung der Frage: Ob Kaiser Maximilian I. habe Papst werden wollen? herausgegeben hat, unbekannt, so wie überhaupt die ganze Abhandlung von sehr geringen historischen Einsichten zeugt.

Noch ein Beitrag zur Geschichte der Justiz-Verwaltung in den ehemahligen geistlichen Staaten.

(Beschluß.)

Jetzt erst ward der Act ohne meine Vertheidigung und nach wirklich abgegebenem bannrichterlichem Votum den Herren Justiz-Räthen ad legendum übergeben, und zugleich befohlen, jeder Hofrath sollte sein Votum niederschreiben, und dem Bannrichter einsenden. Herr Hofrath und Professor juris romani v. Jäger verurtheilte mich zum Tode mit den Worten: „legem habemus, et secundum legem debet mori" *), wohin auch Herr Director v. Vollmayr stimmte.

Mit Anfang des Monats August ließ mich die Frau Gräfinn v. Traun **) durch meine Gattinn fragen, ob mir Landesverweisung recht seyn würde, und ich erwiderte schriftlich, nicht allein recht, sondern ich hätte nichts anders zu wünschen.

Landesverweisung ward also in pleno beschlossen. Allein dem gnädigsten Landesherrn, oder vielmehr Hochdesselben Beichtvater, P. Sebald ***), war diese Strafe zu gnädig. Daher ward, um mein Urtheil zu schärfen, befohlen, daß ich sechs Wochen hindurch geistliche Exercitia machen, und „bei den drei Stadtpfarrkirchen alle vierzehn Tage mit einem fünfzig Pfund schweren härenen Bußkleide angethan, und mit einer schwarzen brennenden Kerze in der Hand während des Gottesdienstes ausgestellt werden sollte." Auf solche Art eröffnete mir das Banngericht den 14. October das Urtheil mit dem Ausdrucke, daß mir zwar aus höchsten Gnaden die Todesstrafe erlassen sey, ich aber nach Verlauf der sechs Wochen und dreimahligem Ausgestelltwerden in den Stadtpfarren mich aus dem Lande zu entfernen habe.

Nach drei Tagen bekam der Beneficiat in der Festung von dem hochwürdigen geistlichen Rathe die Weisung, mit mir Exercitia zu machen, wozu ich sogleich angehalten ward.

Am 27. leuchtete ich auf gesagte Art bei der Pfarrkirche Ilz, und den 10. November zu St. Severin in der Innstadt, wo der Capuciner, welcher die Predigt hatte, über Freigeister und Gotteslästerer so sehr schimpfte und lästerte, daß die ganze Gemeinde gegen mich zu murren anfing, und ich beinahe in Gefahr stand, gesteinigt zu werden, wie denn die Kinder wirklich anfingen, auf mich mit Koth zu werfen.

Am 24. November hätte mich das Loos getroffen, bei St. Paul ausgestellt zu werden; allein am 23. las ich meine geschriebenen Exercitien dem Herrn Dechant F— vor, erhitzte mich sehr, und als ich ihn zur Zimmerthür hinaus begleitete, traf mich der Schlag, der mir die ganze rechte Seite lähmte. Einige Tage hindurch lag ich sinnenlos da, und war dem Tode nah. In der That, dieß war in mancher Rücksicht mehr als Todesstrafe!

Seine hochfürstliche Eminenz konnte es nicht glauben, daß mich dieses Unglück wirklich getroffen habe, sondern hielt es nur für Verstellung, um dem letzten Ausgestelltwerden bei der Stadtpfarre zu entgehen. Um in der Sache gewiß zu werden, ordnete Höchstdieselbe den Leib-Medicus Herrn v. Grossi zu mir ab, der sich von der Wirklichkeit des eingetretenen Elendes persönlich überzeugte.

In diesem endlos traurigen Zustande, lahm und sprachlos wie ich war, ward ich immer noch als Arrestant behandelt. Durch die schlechte Kost, die man mir reichte, kam ein zweiter Anfall vom Schlage, und jetzt erst ward ich der Gefangenschaft entlassen. — Um nicht verhungern zu müssen, theilte man mir auf die Fürsprache des Herrn v. Grossi jährlich hundert Gulden, Holz und Licht zu. Aber innerhalb vier Jahren war ich kaum im Stande, meinen Nahmen zu schreiben. Der rechte Fuß war immer noch schwach, ich mußte merklich hinken, der ganze Körper empfand diese gewaltsame Erschütterung, besonders, da ich alle Monat zur Ader lassen mußte.

*) Mit diesen Worten verurtheilten die Juden Christus zum Tode! — Ein schöneres Todesurtheil konnte Steinbichlern wahrlich nicht werden! —

**) Dank sey es der Edeln, daß sie sich des Unglücklichen annahm, für den die gebeugte Gattinn schon das weiße zur Hinrichtung bestimmte Kleid hatte verfertigen lassen!

Dank sey auch hier der Frau Gräfinn v. Fugger, der Schwester des grausamen Cardinals — Dank sey Steinbichlers einzigem noch übrig gebliebenen Freunde, dem jetzigen k. k. Censur-Rath Berghofer — Dank dem vortrefflichen Baron von Weidmannsdorf — Dank allen, die sich für den Unglücklichen verwendet haben.

Ich bringe Ihnen diesen Dank im Nahmen der Familie des Unglücklichen und der ganzen Menschheit, der sie einen Schandflecken verhütet haben, deren sie ohnehin schon so viele hat.

***) Sebald Minderer, dieser in den Annalen von Passau mit Schande-gebrandmarkte fanatische Franciscaner-Mönch, der sich schon in der Geschichte durch einen Justiz-Mord an einem Glasschleifer von Passau bekannt gemacht hatte, lenkte auch hier das Herz und den Kopf eines schwachen Fürsten. — Die Menschheit wendet traurend ihr Angesicht von seinem Andenken hinweg.

Meine Zeit verwandte ich auf juridiſches Studium und gute Lectüre, und glaubte keine Minute verſäumen zu dürfen, um mich nach Möglichkeit zu vervollkommnen.

Unter der Regierung Seiner Eminenz Cardinal v. Auersperg wurden mir 1790 auf gütigſte Fürſprache des Herrn geheimen Rathes v. Teug und des geiſtlichen Rathes Herrn Vice-Director Gerhardinger hundert Gulden zugelegt. Ich bat um Bedienſtung; aber — ich weiß nicht aus welchen Urſachen — ſie ward mir nicht ertheilt.

Um meine ſechs Kinder ernähren und erziehen zu können, arbeitete ich ſieben Jahre hindurch bei Advocat Reichl, wo ich alle vorkommende Arbeiten verfertigte und Proceſſe abführte, worüber Seine hochfreiherrliche Gnaden und Hofgerichtsrath in München, Xavier v. Prielmayr gewiß jederzeit Zeugniß ablegen wird.

Im Jahre 1793 hatte ich leider das Unglück neuerdings, vom Schlage getroffen zu werden, bei welchem Anfalle ich ſechzehn Stunden ohne einiges Zeichen des Lebens da lag.

Seiner hochfürſtlichen Gnaden von Thun *) ſicherten mir bei dem Antritte Ihrer Regierung die zwei hundert Gulden Gratiale mit dem Ausdrucke zu, „daß er nicht geſinnet ſey, Wohlthaten an unglücklichen Familien aufzuheben.“ — Wie wonnevoll war mir der Gedanke, daß ſelbſt der Landesherr das Unglück meiner Familie einſah. Auf gehorſamſtes Bitten ſicherte mir eine hohe Hof-Cammer mein Gratiale, das ich aus der Cameral-Caſſe zu ziehen hatte, pro hundert Gulden auf Lebenslang zu, und überdieß noch dreißig Gulden für Zins, im Falle ich die Feſtung verlaſſen müßte. Eben ſo geruhte die Hofrathsſtelle mir die aus der Aerarial-Caſſe zu ziehenden hundert Gulden nebſt dreißig Gulden für Brennholz auf den obigen Fall zuzuſichern. Ueberdieß ward mir erlaubt, mich nicht nur bei Herrn Hofrath Koller, bei dem ich ohnehin ſeit dem 2. October 1799 als Actuar geſtanden hatte, ſondern auch bei anderen Herren Hofräthen zur Ausarbeitung der Acten gebrauchen laſſen zu dürfen.

Endlich als man ſah, daß die Auflöſung der geiſtlichen Staaten unvermeidlich ſey, war ich ſo glücklich, als zweiter hofräthlicher Regiſtratur-Adjunct mit drei hundert Gulden angeſtellt zu werden, wobei mir aber aufgetragen ward, vorher die verwirrte Stadtgerichts-Regiſtratur in Ordnung zu bringen.

Ich kann hier nicht unterlaſſen anzumerken, daß Seine hochfürſtliche Gnaden mich ausdrücklich zum erſten Regiſtratur-Adjuncten ernannte. Allein eine hohe Hofrathsſtelle war entgegen, und ſtellte einen anderen an dieſen Platz, welcher zuvor öfter um dieſen Dienſt vergebens nachgeſucht hatte.

So weit Steindichler ſelbſt.

*) Ich glaube hier der allgemeinen Sage, als habe auch Thun zu Steindichlers Tode geſtimmt, widerrufen zu müſſen. Vielmehr verſichert mich die hinterlaſſene Familie, Steindichler habe immer mit Achtung von Thun geſprochen, und behauptet, „Thun hätte gern für ihn gewirkt, habe aber gebundene Hände gehabt.“ Ich glaubte dieſes Zeugniß zur Ehrenrettung der Wahrheit hierher ſetzen zu müſſen, um damit einen der vielen Flecken zuzudecken, die der kargen Regierungsgeſchichte dieſes Fürſten entlehen.

Nachtrag. Johann Nepomuk Steindichler war im Jahre 1758 zu Paſſau geboren, wo ſein Vater als Zimmermann und Beſitzer eines Hauſes ein hinlängliches Auskommen hatte. Der junge Steindichler, von ſeinem Vater zum Studiren beſtimmt, brachte es endlich dahin, daß er Schreiber des Stadtgerichtes ward, und ſich im Jahre 1780 verehlichen konnte. Nach mündlichen Nachrichten ſoll er viele Zeit auf die damahls häufig erſchienenen theologiſchen Schriften, welche die Gebrechen der poſitiven Religionen aufzudecken ſtrebten, verwendet, und dabei nicht immer die größte Vorſicht beobachtet haben.

Dieß iſt alles, was ſeine Jugendgeſchichte betrifft. Auf die ſchaudervolle Behandlung, deren Opfer er ward, fand ich in einigen damahls herausgekommenen ſatiriſchen Schriften hier und da Anſpielungen, nirgends aber iſt ſie vollſtändig erzählt worden.

Das Ende ſeiner Tage zeichnete ſich durch nichts aus. Von den Anfällen des Schlages kaum hergeſtellt, ſchleppte er ſein ſieches Leben dahin. Im Jahre 1802 verließ er mit ſeiner Familie die Feſtung, weil ſie von k. k. Truppen beſetzt ward, und ſtarb den 7. Mai dieſes Jahres an einer Auszehrung, der nothwendigen Folge ſeines Leidens.

Selbſtſtändigkeit.

Sonnett.

Ein Zeichen iſt die That von unſerm Weſen,
Doch iſt dem Schickſal ihre Spur vertraut;
Wer auf die Huldigung des Zufalls baut,
Der wird der Erde Sorgen nie geneſen.

Zum Führer iſt der Wille uns erleſen:
Wenn alles Sinn in dunkler Nacht ergraut,
In heiliger Empfindung angeſchaut,
Kann er allein der Zukunft Schleier löſen.

Selbſtſtändigkeit iſt höchſte Menſchenpflicht;
Zu Thaten mag das Herz ſie feſtlich pflegen.
Ob ſie ſich ſchwingen zu der Sonne Licht,

Wo ſich der Welten ew'ge Kräfte regen,
Ob ſie der Nacht erliegen, oder nicht —
Soll heil'gen Willen nimmer uns bewegen.

F. A.

1805. Nr. 60.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 22. Mai.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

An die Redaction der Aurora.

N.....

Ich habe die von Ihnen herausgegebene Zeitſchrift bisher immer ſehr gern geleſen, und mit wahrer Achtung für ihre Redacteurs bemerkt, daß ſie mit männlich-conſequentem Character ſich des Lob-Poſaunens ziemlich gewiſſenhaft enthält, wenn man gleich gern oft etwas von dem Guten und Schönen, was unter ihren Augen bewirkt und gethan wird, leſen möchte. Hierher rechne ich beſonders alles was die Kunſt betrifft, von deren neuem Aufblühen in einem Staate, der ſo viel für die höhere Cultur zu thun bemüht iſt, man ſich durchaus große Erwartungen machen darf. Aber eben deswegen kann ich mich nicht enthalten, Ihnen mein Erſtaunen über ein allegoriſches Machwerk zu bezeigen, welches, ſo ſagt die Unterſchrift, „Baierns berühmte Epoche unter Regierung Maximilian des IV.“ vorſtellen ſoll. Wahrlich, in keiner politiſch ſich ſelbſt aufzehrenden noch ſo kleinen Reichsſtadt kann bei dem Jubiläum des Wohledlen Bürgermeiſters von den durch ihn in einen Schulmeiſter verwandelten Vagabunden etwas Unwürdigeres ausgebrütet werden.

Der ſcheckig illuminirte Kupferſtich, von dem ich hier rede, ſtellt eine Gegend bei München vor, deſſen unvortheilhafte Umgebungen noch ſehr idealiſch gehoben ſind. Die Sonne läßt ſich höchſt traurig hinter den Thürmen der Liebfrauenkirche blicken; es ſoll wohl die aufgehende ſeyn, für des Künſtlers Ruhm aber iſt es dieſes Mahl die untergehende. Ueber die verdrießlichen Regeln einer gefälligen Anordnung hat ſich dieſer kühn hinaus zu ſetzen gewußt, und ſeine Farben mit einer edeln Freigebigkeit und ohne Unterſchied der Perſonen ausgetheilt. Von letzteren ein Paar Worte: In der Mitte ſitzt eine weibliche Figur, welche die Wahrheit vorſtellen ſoll, deren Geſicht aber eine wahre Lüge iſt, auf viereckigen Waarenballen, als wenn die Wahrheit in Baiern auf dem Commerce beruhe? Sie hält ein Porträt des Churfürſten im Arme, unter welchem die Inſchrift angebracht iſt: „Beglücker der ſchönen Geiſtesbildung für ſeine Baiern.“ In der Rechten hält ſie eine Rolle, auf welcher man die Worte lieſt: „Folge meiner Spur.“ Dieſe Rolle reicht ſie einer anderen ſtehenden Figur, deren Geſchlecht wegen Mangel an Character zweideutig iſt, die übrigens von der Natur im Wachsthume ſehr vernachläßigt, ſonſt aber, Blick und Geberden nach, äußerſt beſcheiden zu ſeyn ſcheint. Sie hält die linke Hand hin, als wenn ſie Ruthenſtreiche erhalten ſollte. Vielleicht iſt Baierns Genius damit gemeint; ſo viel erhellet nähmlich aus dem Churmantel und dem

Wappen mit der Umſchrift: „Gott, Vaterland, Maximilian. Zu ihren Füßen links ſchaut eine Nachteule hervor auf einem viereckigen Steine, wieder mit der Inſchrift: „Wachſamkeit der Regierung und Energie der Geſetze.“ Die Nachteule wird wohl jetzt einſchlafen, weil der Tag anbricht, und — was für eine Energie bedeutet ſie denn? Hinter dem Genius ſtehen und ſitzen vier Weibsleute, welche aus keiner anderen Urſache da ſind, als Lorbeerzweige und ovale Tafeln in den Händen zu halten, worauf die wohlthätigen Anſtalten der neuen Regierung, als: die Abtragung der Stadtwälle, Spinnereianſtalt, Errichtung der edeln Reformen ꝛc. ꝛc. zu leſen ſind. Eine bequeme Methode, die Allegorie zu behandeln! — und dann, wenn vom Character einer großen weiſen Regierung mit wenigem viel geſagt werden ſoll, ſo müſſen dieſe kleineren Staatshausſorgen, meine ich, nicht der Reihe nach aufgeführt werden.

Rechts hinab erblickt man nun einen kleinen Klumpen auf einander hockender Genien. Unterſucht man dieſe Kinder-Paſtete genauer, ſo findet ſich, daß es die Künſte und Wiſſenſchaften ſind, die ſich hier im Grünen erluſtigen. Nur dem einen von dieſen Popanzen, der ein Buch in der Hand hält, auf deſſen Rücken „Miniſterium“ ſteht, ſcheint es etwas ſauer zu werden, denn er hält ſeinen Kopf tiefſinnig im Händchen. — Wie kommt der Künſtler aber wieder dazu, den Genius der Regierung in die Kunſtabtheilungen da hinein zu ſtecken?

Weit ſichtbarer als dieſe armen Kinder erſcheint mehr im Vordergrunde ein Engelein in Ruhe, welches abermahls, aber dieſes Mahl eine flammende Schrift hält: „Religion Jeſu“ und ſich mit dem Rücken an ein Buch lehnt, mit der Ueberſchrift: „Staatsgeſetz,“ welches aufrecht ſteht und mit dem darniederliegenden, worauf jener Engel ſitzt, und auf welchem man „Obſcurantismus“ lieſt, eine Art Kindermausfalle bildet. Der Löwe zu den Füßen des Genius ſchaut grimmig auf dieſes Weſen herüber.

Dieſes Schrift- und Bildgemengſel — welches ich ohne die franzöſiſche Dedication an den Churprinzen und den Nahmen des Künſtlers mehr für eine Schmähſchrift als für ein Panegyricon gehalten hätte — endigt ſich rechts mit einer von zuſammen gebäuften Steinen geſtalteten Pyramide, zwiſchen welchen einige perſonificirte Laſter, denen die gelben und roſenrothen Masken abgefallen ſind, herum kriechen. Oben in heller Luft ſchweben einige Wölkchen, wie der letzte Dampf einer erlöſchenden Tabaks-Pfeife, aus denen ein Paar Blitze fahren, die jene höchſtens — aufgeweckt zu haben ſcheinen. Denn viel iſt ihnen nicht geſchehen, wenn gleich die Köpfe, Arme und Beine kurios unter einander liegen, und man kann ſich nicht erwehren, zu befürchten, daß ſich dieſe Brut aufmachen und mit ihren Trümmern die friedliche Wahrheit ſammt ihrer ganzen Geſellſchaft fortſteinigen werde.

Iſt es wahr, daß dieſes Blatt auf Pränumeration heraus gekommen iſt? Und iſt es denn keinem von den vielen in Ihrer Reſidenz wohnenden würdigen Künſtlern und Kunſtliebhabern vor der Vollendung und öffentlichen Erſcheinung mitgetheilt worden? Den Künſtler, deſſen Nahme darunter ſteht, kenne ich gar nicht, aber ich kann nur in dem einzigen Puncte ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er ſeine phyſiſchen Organe ziemlich ausgebildet zu haben ſcheint, und, wenn er ſeine Zeit darauf verwenden wird, gute Bilder mit Fleiß und mehr Kunſtſinn nachzuſtechen, noch etwas hoffen läßt.

Wenn gleich, ſo viel ich weiß, noch zur Zeit keine Academie der Künſte in München, und folglich keine Kunſt-Policei beſteht, welche wenigſtens bei Werken von bedeutender Anmaßlichkeit nicht dürfte verüber gegangen werden, ſo iſt es mir doch noch unbegreiflich, wie H. G. zu der Erlaubniß gekommen iſt, dieſe Platte dem ſo viel Geſchmack und Kunſtſinn verrathenden durchlauchtigſten Churprinzen dediciren zu dürfen.

Ich bitte die Redaction der Aurora, meine Aeußerungen als die erſten Regungen des Unwillens beim Anblicke dieſer ſo genannten Allegorie anzuſehen, und ich begnüge mich, wenn ich das Ganze auch nicht aus dem rechten Geſichtspuncte beurtheilt haben ſollte, doch die Veranlaſſung zu Ihrem oder einem ferneren beſſeren Urtheile darüber gegeben zu haben, wodurch vielleicht in der Zukunft ähnlichen Mißgriffen von Leuten zuvorgekommen wird, denen man gern ſagen möchte, daß ſie beſſer thun würden, ſtatt die Lobredner ihres Vaterlandes zu machen, ihre Vertheidiger zu werden.

—a—.

Fragment aus einem hiſtoriſchen Werke über die Vereinigung der höchſten kirchlichen mit der höchſten weltlichen Macht.

(Beſchluß.)

Bayle macht die Bemerkung, daß Max I. keuſch genug geweſen ſey, um Papſt zu werden, denn Cuſpinianus erzählt von ihm folgendes:

„Praecepit ut mox sibi subliguculum indueretur, ne pudenda ejus post mortem quispiam videret. Erat

enim omnium mortalium verecundissimus, adeo ut nemo unquam ex cubiculariis suis viderit naturae opera exercentem. Nemo neque mejere, neque egerere; paucissimi medici ejus urinam dum aegrotaret viderunt etc.“

Schwerlich ſind ähnliche Züge in den Biographien ſelbſt der Kaiſerinnen zu finden *).

Die Verſuche Carls V. und Philipps II. (von Spanien) die päpſtliche Würde zu erhalten, ſind aus Brantome's und Chevreni's Memoiren bekannt *).

Uebrigens werden ſelbſt in Baiern nur wenige Leſer wiſſen, daß auf dieſe Plane des öſtreichiſchen Kaiſerhauſes in einer mit Unrecht vergeſſenen baieriſchen Staatsſchrift angeſpielt wird, die eine der beſten iſt, die je für

*) Den Geſchichtforſchern wird die Nachricht nicht unwichtig ſeyn, daß der große Kaiſer, der nahe daran war, weltlicher und geiſtlicher Oberherr des größten Theiles der Chriſtenheit zu heißen, nicht einmahl Macht und Anſehen genug hatte, über die — Schweine in Augsburg Meiſter zu werden. Die oben angeführte Fuggerſche Handſchrift erzählt dieſe Anecdote in folgenden naiven Ausdrucken:

„Umb diſe zeit was zu Augſpurg die zunfftliche Regierung noch vorhanden, vnd hat der loblich kaiſer die ſtat Augſpurg vor allen Stetten des Reichs vaſt geliebt vnd von der Burger trew wegen Inn hohem dewtſch gehabt. Dann ſein Majt: ain ſolches vertrawen dahin geſetzt, das ſie on, oder mit gelt, dahin geren verraiſet, vnd wol gehalten worden iſt, So iſt auch die Stat Augſpurg den heuſern von Oſterreich vaſt wol gelegen geweſen, vnd noch deßhalben Ir Majt: aller konig vnd groſſer fürſten Botſchafften, zu mehrermalen Inn die Stat Augſpurg vertaget, vnd dieſelb nit anderſt, Dann Ir Majt: ſchöne Stat Augſpurg genant hat. Nun was zu diſer Zeit ain wilde vnd vnſaubere onordnung Inn der Stat Augſpurg, Nemlich das die Becken alle ſchwein, ſo ſie Inn Irer Maſtung hetten, wann ſie wollen, Inn die Schwemme trieben, vnd machten ain ſolchen groſſen geſtanck, das es die frembden, vnd Inſonderhait die groſſen herrn, gegen dem kayſer beredten vnd ſagten. Es were Jmmerſchad, das diſe ſchöne geſunde ſtat, von diſer groſſen onordnung, alſo ſtinckend gemacht werden ſolt. Es ſolte Ir Majt: hierInnen billig ain einſehung haben, vnd den ſachen beſſen, Alſo handlet Ir Majt. mit den Burgermaiſtern ſonſt, Das Ir Majt. auſſerhalben der Stat, etliche vil Schweinſtäll machen ließ, darinnen die Becken Ire Schwein maſten, vnnd außwarten ſolten. Solches wolten die Becken nicht thon, Sonder begaben ſich des außtreibens der ſchwein ain weil, wann der kayſer zu Augſpurg was, vnd wann ſein Majt. hinwegk rit, ſo triben die Becken Ire ſchwein allermaſſen wie zuuor, Inn die Schwemm, Diſes alles mocht der gnetig kayſer nicht für gut achten, vnd als auff ain zeit Ir Majt. zu Kauffbeuren was, vnd der hochberümbte Conrad Peutinger zu ſeiner Majt. geſchefften hatten erfordert, vnd zu abent vor dem tiſch neben andern Grafen vnd herrn, auff den kayſer wartet, Alſo wie der kayſer ob dem eſſen den Doctor erſicht, So ſpricht ſein Majt. zu Im, Eliſe Peutinger biſt du hie, Lieber ſag vns an, Ob vns ain Rat zu Augſpurg ſonſt als einen gmainen Zunfftmaiſter zu ſein erachte oder als vil gelten laſſen werde, Darauff ermelter Peutinger geantwurt, O Allergnedigſter herr kayſer, nicht allein als einen Zunfftmaiſter, ſonder vilmehr als einen Burgermaiſter vnd gantz Rat der ſtat Augſpurg, welche ſich auch erkennen Eur kay. Majt. getrewe vnd gehorſame Burger verhoffentlich das Eur Majt. Ir allergnedigſter kaiſer ſein vnd pleiben werde, Darauff der kayſer geſagt. Ja lieber Peutinger, wir ſeien dannocht nicht ſo gewaltig, das wir die Schwein aus ewrer ſchönen ſtat Augſpurg bringen mögen, wir wol wir vil mühe, auch des unſern Etwas darauff gewendet haben. Wie aber gemelter Peutinger ſolches zu Augſpurg Inn dem Rat anzaigt, hat er vnder den Zunfftmaiſtern vil ſaure anſehen gemacht, vnd nicht vil lobs dardurch erlangt.“

Eben hierher gehört eine andere bisher unbekannte in der Fuggeriſchen Handſchrift erzählte Anecdote, die wie die vorige die Mangelhaftigkeit der damahligen Polizei beurkundet.

„Vnd auff das die Venediger den gemainen Mann auff des Senats ſeyten, willig vnd muetig machen möchten, Da haben ſie dem gemainen Mann frewdenfeſt zu halten erlaubt, Alſo waren vil der böſen Gentilomen, die bielten dem Römiſchen Kayſer zu ainem ſpot, ein ſolches Feſt, Sie machten wer dann hundert Fanen, daran ſanct Marx gemalt was, die wurden Inn der Stat vmbher getragen. Vnd auff dem platz herten ſie ainen Mann, mit einer groſſen gebognen Naſen dem Kayſer gleichformig, auff einen hohen Stuel geſetzt, Welcher ain vnſaubern Mantel vnd auch ain guldine Cronen auff dem Haupt, vnd ain groben Hirtenſtab Inn den Henden hett, dem auch vil loſer vnd zerriſſner Buben wie die Landsknecht, zu einer Gwardien verordnet waren. Vnd als die mit dem Marckiſchen Fendlin auff den platz kommen, da hat den ſie den Stuel geſtürmet, auch den König mit ſamt dem Koern geworffen vnd herab geriſſen, Im kot umbgeſchleipt, auch einen Juden vnd Naſenkonig geſchollten, vnd den nachmalen gefanngen an einem ſtrick herumber gefüert, Alsdann haben des Königs Trabanten den König beſchützen wöllen, die ſeind mit plner vnd kot, ab dem platz geworffen vnd verjagt worden. Volgents ſeind des Königs verbutzte gwardien, wie die zerriſſne Landsknecht, für den König kommen, vnd Iren Sold haben wöllen, Da hatt der König ain groſſe taſchen an der ſeyten gehapt, vnd die hannd darein geſtoſſen, vnd gelt herauß nemmen wöllen, da iſt er durch die taſchen außgefaren, zu einem anzaigen, das er kain gelt gehapt. Vnd haben Inn Summa nichts vnderlaſſen, das der Rom. Kay. Majt. zu der höchſten ſchmach vnd vnehr hat gereichen mögen. Dann ſie diſen Iren aufgemutzten König zuletſt gehenckt, vnd aber den ſtrick abhawen laſſen. Welches erbermlich zu hören iſt, das einem ſo frommen Römiſchen Kayſer, von ſolchen ellenden Leutten, ſolche groſſe unter ſchmach vnd ſpot, bewiſen werden ſolt.

*) Brantome erzählt von Carl V. daß er das Papſtthum in dem öſtreichiſchen Hauſe erblich machen wollte, und zuletzt da er nicht Papſt werden konnte — Mönch ward. „C'etait bien s'abbaiſſer.“ Brantome mem. sur les Capitaines etrangers. T. I. p. 36.

den baierischen Hof verfaßt worden sind. Ich meine das Manifeste de l'Electeur de Bavière (Maximilian Emanuel), welches von mehreren Staatsmännern zusammengetragen, und von einem berühmten Mitgliede der französischen Academie ausgearbeitet worden ist.

Hier folgt die Abschrift des erwähnten französischen Briefes:

„L'Empereur Maximilien I. mande à sa fille Marguerite d'Autriche qu'il a resolu de ne se plus remarier ny de hanter femme nue, mais de devenir Pape pour estre Saint, que pour parvenir à ce but il est convenu de resigner l'Empire à son petit fils Charles d'Autriche et qu'il commence à negocier avec le Pape et les Cardinaux pourquoy il aura besoin d'argent le 25. Septembre.

Tres chiere et tres amée fylle, jé entendu l'avis que vous m'avez donné par Guyllain Pingun nostre Garderobes Vyess dont avons encore mius pensé desus.

Et ne trouvons point pour nulle resun bon que nous nous devons franchement marier, maes avons plus avant mys nostre deliberation et volonté de james plus hanter faem nue.

Et envoyons demain Monsr. de Gurce Evesque à Rome devers le Pape pour trouver fachon que nous puyssuns accorder avec ly pour nous prenre pour ung Coadjuteur, affin que apres sa mort pouruns estre assuré de avoer le Papat et devenir Prester et apres estre Saint, et que yl vous sera de necessité que apres ma mort vous seres contraint de me adorer dont je me trouveré bien gloryoes.

Je envoye sur ce ung poste devers le Roy d'Aragon pour ly prier quy nous voulle ayder pour à ce parvenir dont yl est aussy contant moynant que je resigne l'Empir à nostre comun fyls Charl de sela aussy je me suys contenté.

Le peupl et gentilhomes de Rom ount faet ung aliyance contre les Franchoes et Espainguos et sunt XX m. combatans et nous ount mandé que yl veolunt estre pour nous pour faere ung Papa à ma Poste, et du l'Empire d'Almaingne et ne veulunt avoer ne Francos Aregonoes ne mains null Venecien.

Je commance aussy practiker les Cardinaulx dont ij. C. ou iij. C. mylle ducas me ferunt ung grand service, aveque la parcialité qui est deja entre eos.

Le Roy d'Arragon a mandé à son Ambaxadeur que yl veult commander aux Cardinaulx Espaingnos que yl veulent favoryser Papat à nous.

Je vous prie tenés ceste matere empu secret ossi bien en brieff jours jo creins que yl fault que tout le monde le sache, car bien mal esti possible de pratiker ung tel sy grand matere secretement, pour laquell yl fault avoyer de tant de gens et de argent succurs et practike, et à Diu, faet de la main de vostre bon Pere Maximilianus futur Pape: le XVIIj. jour de Setembre.

Le Papa a encor les vyevers dubis et ne peult longement syvre.

La souscription à ma bonne fylle l'Archiduchesse d'Ostrice douairiere de Savoye etc. en ses mains.

Der Gedanke.

Wohl arm iſt alles Daſeyn, los gehalten
Aus leicht vergänglichem Geweb' geſponnen!
Die Freude wähneſt du, das Glück zu halten
Im treuen Arm, die Liebe ſüß gewonnen:
Und ſchnell entwehet ſind die Lichtgeſtalten,
Ins leere, todte Meer der Zeit geronnen;
Und hoffe nimmer auf die Gunſt der Sterne,
Ihr ſchönes Friedensreich liegt weiter ferne.

Glückſeligkeit blüht nicht im engen Thale
Des Lebens auf, beſchattet von der Zeit;
Nur Trümmer decken es, und Trauermaale
Vom ſtolz erregten, ſinngeführten Streit',
Nur dunkel zittert Licht aus mattem Strahle,
Der es mit leeren Hoffnungen beſtreut:
Und weh dem Herzen! das ſie froh erkohren,
Sich in der Sinne ſüßem Reiz verloren.

Dem Menſchen drohet Schreckniß und Gefahren,
Wie bitters Ungemach, ſo Glückes Loos,
Der Erde trüben Sinn muß er erfahren,
Und lebend gibt ihn Tode nimmer los;
Sie ſchwebet, neidend ſelbſt den kurzen Jahren,
Mit ihrem fernhin treffenden Geſchoß
Stets um ſein Haupt, und ſinnet ſein Verderben
Und ungereift ſoll ſeine Blüte ſterben.

Doch allem kann die Strenge nicht gebieten,
Wie ſie auch möge unerbittlich ſtreben:
Frei iſt der Geiſt! Nur mit ſich ſelbſt im Frieden —
Was fürchtet er, wenn alle Welten beben?
Hier muß des Schickſals derber Pfeil ermüden,
Zerbrechen an dem ſchönen innern Leben;
Und nachten auch der Erden Freudenmaale,
Er küßt die Ewigkeit im Ideale.

E.

1805. Nr. 61.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 24. Mai.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Kunſtnachrichten aus Stuttgart.

April 1805.

Ich beginne mit einem ſchönen Bas-relief von cararischem Marmor vom Hofbildhauer Profeſſor Scheffauer, welches kürzlich hier in einen Grabſtein eingeſetzt worden.

I. Es ſtellt vor: den Genius des Todes, als Jüngling von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren; mit der Linken die umgekehrte Fackel haltend, den rechten Arm auf Hand und Fackel geſtützt — das trauernde, ausdrucksvolle Geſicht in die Hand geſenkt. Er ſteht auf dem rechten Fuße, der linke iſt ſeitwärts geworfen. Von der rechten Schulter herab läuft ein Band von einer leichten Draperie durchſchlungen, welche bloß die Mitte der Figur und etwas von der Lende bedeckt, und über den aufgeſtützten rechten Arm an der Fackel hinab fließt. Ein Band umſchlingt das Haupt, unter welchem reiche Locken hervor quellen. Der mit beſonderem Fleiße behandelte linke Flügel iſt herauswärts gehoben; der rechte auf den Grund gearbeitet; das ganze Bas-relief drei Schuh einen Zoll hoch, einen Schuh neun Zoll breit.

Das jugendlich ſchöne, ſanft melancholiſche Antlitz des Genius zieht jeden Beſchauer an, und erregt inniges Mitleid und Schwermuthsgefühle über den Verluſt der Freunde, der Geliebten. Die Formen des Geſichtes ſind weich gehalten, und ächt griechiſch; unter dem Kinne zeigt ſich eine ſanfte Blähung, als ſchluchze der Trauerknabe noch leiſe. Bruſt, Knie und Beine ſind mit Zartheit ausgeführt; die Glieder gleichförmig und gleichalterig — nicht, wie man es ſo oft ſieht, von verſchiedenen Altern zuſammen geſetzt; das Fleiſch iſt elaſtiſch, rund und hervorſpringend; beſonders ſchön markirt das fliegende Muskel-Spiel an den Ellenbogen und Knien. Der Künſtler, deſſen Draperien ſonſt ſo gelobt werden, zeigte ſich hier wieder im Nackten mit Vortheil, ohne die Decenz im geringſten zu verletzen, und die weiche ſaumichte Behandlung des gehobenen Flügels, ſo ſchön contraſtirend mit Schulter und Bruſt, ſetzt die weiche Carnation erſt in ihr volles glückliches Licht.

II. Medaillon des Churfürſten, von cararischem Marmor in römiſchem Coſtüme, Coloſſal. Von demſelben Künſtler.

Es iſt in einem Oval von ſechs Schuh in der Höhe, zu fünf Schuh in der Breite, von einer geſchmackvollen Einfaſſung umgeben, mit einem verzierten ſchön gearbeiteten Fries, der von blauen Marmor-Rändern begrenzt iſt: die Haare los hangend vom Diadem durchwunden. Das Porträt, eines der ähnlichſten und ſprechendſten, vereinigt mit dieſer Aehnlichkeit jenes Ideale und Freie,

was allein das Kunstwerk macht. Auch hier ist das Fleisch weich und mit Wahrheit behandelt; jeder Muskel-Schlag des Gesichtes und Halses markirt ohne Härte; das üppige Haar durchsichtig, wellig und mit besonderem Geschicke heraus getrieben. Auf der Brust wird etwas vom Harnisch sichtbar. Der Fürstenmantel ist in weiten freien Falten über die Brust geworfen, und hängt an den Schultern hinab. Das Gesicht spricht deutsche Kraft und Wahrheit, und ist im günstigsten Momente gehascht: man vergißt bei seinem Anblicke des todten Marmors, woraus es gefermt ist, und freuet sich der alles belebenden und erhaltenden Kunst.

Dieses ausgezeichnet schöne Medaillon kam kürzlich in eine von dem Churfürsten neu errichtete Gemälde-Gallerie nach Ludwigsburg.

III. Noch bin ich Ihnen Nachricht schuldig von einem skizzirten Grabmaale für den verstorbenen Staats-Minister Grafen Zeppelin, welches nach dem einstimmigen Urtheile der Kenner unter die gefühltesten und gelungensten Werke dieses eben so geschickten als bescheidenen Künstlers gehört. Es ist eine Figur in ronde bosse von vier Schuhen, und stellt vor:

Die Freundschaft,

vorwärts auf einer Urne liegend, die Arme über die Urne gekreuzt, das Kinn gestützt auf die linke Hand, die rechte hinabhangend an der Urne, die Arme entblößt. Die Figur ruht auf dem vorwärts geworfenen rechten Fuße, der linke stützt sich rückwärts auf die Zehen. Hüften, Lenden, Beine, Rücken conturiren sich durchgehends durch ein leichtes Unterkleid und einen großen Schleier, welcher am Gürtel befestigt die Figur wie ein Gewölk umwallt, hinaufwärts bis zum Haupte und über Haupt und Diadem hinab sich um die Urne her ergießt, die auf einem Piedestal ruht. Der Faltenwurf ist ungemein glücklich gewählt, reich und doch einfach, üppig ohne Ueberladung, nachläßig und doch überall studirt. Die Fülle des Schleiers vertheilt sich in große, einfache Massen nach dem besten Style, ohne irgend eine Haupt-Partie der schlanken, vom Schmerz gleichsam ausruhenden Figur zu verhüllen.

Der Ausdruck des grambedeckten Gesichtes und der ganzen Stellung und Haltung dieser Trauergestalt ist so richtig gedacht, so innig gefühlt, so wahr und ungezwungen dargestellt, daß man bei noch so lockenden Umgebungen mit Macht zu ihr hingezogen wird, in ihren Anblick versinkt, und sie kaum ohne eine Anwandlung von Thränen verlassen kann. Sie verdiente es sehr, ins Große gearbeitet und in Marmor ausgeführt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Wien, den Character und die Bildung seiner Bewohner.

Man hat im nördlichen Deutschland eine sonderbare Meinung oder vielmehr Ahndung von dem südlichen. Indem man Berlin, Dresden, Leipzig ꝛc. als diejenigen Städte betrachtet, wo die deutsche Bildung ihren Gipfel erstieg, wähnt man zum Theil noch Oestreich von einem Volke von Halb-Barbaren bewohnt, zu dem eben der erste Lichtstrahl der Wissenschaft eingedrungen sey, und das keine andere Kunst kenne, als die, seine das Geistige erstickende Sinnlichkeit auf eine üppige Art zu befriedigen. Dessen ungeachtet fühlt man sich, ich weiß selbst nicht durch was, nach Süden gezogen. Der feine Berliner, der Sachse reiset nach Wien, lächelt unterweges schon über die reich besetzten Tafeln und die Ignoranz derer, die daran speisen, und spöttelt, wie das bei einer gewissen Halbbildung gewöhnlich ist, über das, was er nicht kennt, und über das, was er dort zu finden im Voraus überzeugt ist. Er kommt an. Die ersten Tage verfließen ihm in einer Art von Traum, das überall rege Leben gleitet Luftbildern gleich an ihm vorüber. Bald wird es ihm klarer, er selbst nimmt Theil an diesem Leben, er findet unsere sinnlichen Vergnügungen reitzender als er gedacht hätte, sein Herz wird durch den National-Character gewonnen, er wagt kaum sich selbst zu gestehen, daß auch sein Geist nicht ohne Nahrung bleibe, und indem er immer noch sein Vaterland auf Kosten Oestreichs erhebt, scheidet er doch zögernd und mit schwerem Herzen. Sehr häufig sind die Beispiele derer, die sich gar nicht wieder los zu reißen vermochten.

Diese Erscheinung ist allgemein bekannt, kein Fremder, wenn anders sein Aufenthalt hier von etwas längerer Dauer war, wird leicht meiner Behauptung widersprechen. Aber gleichwohl klagen die Fremden sowohl als die eingebornen, ihr Vaterland liebenden Wiener noch oft über Mangel an Bildung, besonders an litterarischer. Hat man wohl ein Recht zu diesen Klagen? Hat man wohl Unrecht, Wien als einen interessanten Aufenthalt zu lieben, und wird diese Liebe nicht vielleicht zum größten Theil durch die Vergnügungen der Sinne erzeugt?

Gewiß ist es, daß Wien in Rücksicht dieser letzteren alle Städte Deutschlands bei weitem übertrifft, und von keiner des Auslandes leicht übertroffen werden wird. Ein

an mannigfachen Producten reiches Land, das kein wahres oder erkünſteltes Bedürfniß des Gaumens unbefriedigt läßt, wird von Menſchen bewohnt, die dieſe Gaben der Natur zu ſchätzen und wohl zu benutzen wiſſen. Die Gegenden rings um Wien ſind ſehr reizend, und welche Hauptſtadt Deutſchlands, Dresden ausgenommen, kann ſich eines Praters und Augartens, und, in etwas weiterer Entfernung, einer Gegend wie Baden, Brühl, Dornbach, Heimbach ꝛc. rühmen? Die hieſigen Weiber, zum großen Theil ſehr ſchön, ſind mit ihren Reihen gerade ſo zurückhaltend, als es die Weiber der großen Städte im Allgemeinen zu ſeyn pflegen. Glänzende Bälle und Promenaden ergötzen mit dem Reize unzähliger, immer abwechſelnder Geſtalten, und fünf Theater beſchäftigen, wenn nicht immer den Geiſt, doch wenigſtens das Auge und die Neugierde eines Fremden eine Zeitlang um ſo angenehmer, je weniger irgend wo anders ſich etwas findet, was ſich dem poſſierlichen Caſperle und dem als niedrig-comiſchen Schauſpieler vortrefflichen Haſenhut vergleichen ließe.

Aber dieſes alles dürfte wohl nicht hinreichen, um den an höhere Freuden gewöhnten Menſchen auf längere Zeit hier zu feſſeln. Der Grund der Zuneigung, die jeder, der dieſe Stadt kennen lernte, für ſie mit hinweg nimmt, muß unſtreitig tiefer, muß in dem Character und der Bildung ihrer Einwohner liegen. Wir wollen jetzt unterſuchen, ob dieſe jene Zuneigung hinlänglich rechtfertigen oder nicht?

Was das Gemüth der Wiener anbelangt, ſo bedarf dieſes keiner Lobrede, ſeine harmloſe Güte iſt überall anerkannt. Trotz der immer zunehmenden Theurung aller Lebensbedürfniſſe beſteht noch ihre alte Gaſtfreundſchaft. Sie beſchränkt ſich nicht auf einige Einladungen zum Mittageſſen, ſondern man bietet alles auf, dem Fremden im Sommer durch Partien aufs Land, im Winter durch Geſellſchaften ſeinen Aufenthalt angenehm zu machen. Und nicht bloß die Vornehmen und Reichen zeichnen ſich hierdurch aus, ſondern die armen Bürger wetteifern mit ihnen in der Ausübung dieſer patriarchaliſchen Tugend. Für jeden Freund iſt ihr Tiſch gedeckt, und die Gutmüthigkeit des Wirthes, der ſeinem Gaſte für die Theilnahme an ſeiner Mahlzeit ſich verbunden glaubt, würzt auch die minder koſtbaren Speiſen. Dieſe hier trotz mancher Undankbarkeit der Ausländer immer noch fortbeſtehende Tugend iſt allein ſchon hinreichend, uns von dem Herzen der Wiener einen vortheilhaften Begriff zu geben. Viele kleine Züge, die gewiß das gute Gemüth freundlich ausſprechen, beſtärken uns darin immer mehr. Wegen des hier circulirenden Papiergeldes trifft es ſich zuweilen, daß man beim Einkauf im Kleinen aus Mangel an Münze in Verlegenheit kommt, die oft genug von dem Verkäufer dadurch gehoben wird, daß er den unbekannten Käufer bittet, die Waare mit zu nehmen, und ihm das Geld gelegentlich beim Vorübergehen mit zu bringen. Selbſt bei den wegen ihrer Habſucht und Grobheit berüchtigten Fiakern bin ich durch ſolche Beweiſe des Zutrauens erfreut und überraſcht worden. An den Wirthstafeln iſt es eine allgemein angenommene Sache, daß die Gäſte ſich ihre Rechnung ſelbſt machen und nach ihrer eigenen Angabe bezahlen. — Dieſes Zutrauen in die Redlichkeit anderer kann nur in einem ſehr unverdorbenen Volks-Character ſeinen Grund haben, den wir, wo er ſich auch findet, zu lieben uns genöthigt ſehen. Aber der Gebildete fordert mehr als Güte von den Menſchen, mit denen er leben ſoll. Nicht nur ihr Herz, ſondern auch ihren Geiſt und ihre Bildung nimmt er in Anſpruch, und er wird ſich bald von ihnen trennen, wenn dieſe Anſprüche unbefriedigt bleiben.

(Der Beſchluß folgt.)

Bilder der Zeit.

Geiſt des neueſten Philoſophismus.

Ganello, jüngſt creirter Doct. Philoſ. — Droſilus, ein junger Akademiker, am Tiſch unter Bäcern.

Ganello (hereintretend).

Die Götter ſegnen mir den edeln Freund,
Der es ſo ernſtlich mit der guten Sache meint.
Bald wird man euch in unſerm Orden finden,
Der neuen Zeit Myſterien zu verkünden.
Wenn andre in ungehemmter Freiheit ſchwärmen,
Sucht weiſ'ren Sinnes ihr die jungen Kräfte
Am Licht der Wiſſenſchaft zu wärmen,
Und ſitzt wie feſt gebunden am blauen Hefte *).

Droſilus.

Ach ja, die Mühe ſcheu' ich eben nicht,
Doch fernhin zögert noch das inn're Licht;
Denn wie ich auch ſo manchen ſchönen Tag
Die Lectionen ſtets erneuern mag,
Wie ich die Blätter auch wende die kreuz und quer,
Bleibt alles mir doch wie die Wand ſo leer,

*) Das hier ſo' erwähnte und nach dem Umſchlage benannte Heft gehört zu der älteren Zeitſchrift für die ſpeculative Phyſik, und enthält eine apherismiſche Darſtellung des Schellingſchen Syſtems.

Und dämmert zuweilen auch von fern ein ſchwacher Schein,
Stellt bald doch die Finſterniß ſich wieder ein.
Was ſoll mir da länger noch die herbe Koſt,
Die meiner nur ſpottet, ohn' Labung und Troſt?
Muß endlich doch nur alles wieder liegen laſſen.

Ganello.

Ihr ſollter das Ding aber freilich auch beſſer faſſen.
Warum nicht einen leichteren Weg erwählen,
Der behend zum Ziele führt, ohn' uns lang herum zu quälen?

Droſilus.

Ei beſter Mann, ſo ſagt doch wo und wie,
Denn längſt iſt mir verhaßt die trockne Müh.

Ganello.

Ich ſeh' an einem Puncte gebricht's euch nur,
Euch fehlt noch der Sinn für die ächte Tinctur.
Zu euch ſelber mehr Zutraun müßt ihr haben,
Nicht ängſtlich berechnen, wie viel ihr im Grund' verſteht,
Da kommen euch wie von ſelbſt die ſchönſten Gaben,
Um die man ſonſt oft viele Jahre ſteht.
Was hilft's euch, jede Tiefe zu ergründen,
Des Ganzen Wahrheit im Einzelnen zu erfinden?
Wenn man alles nur leicht reduciren kann,
Die künſtlichen Formeln tüchtig memorirt,
Daß jeder gleich an euch den Eingeweihten ſpürt,
Beim Himmel, das wäre ja ſchon genug gethan!

Droſilus.

Wie aber läßt ſich's reduciren,
Wenn ich nicht klar erſt jedes Glied erkannt,
Wie werd' ich andere des Irrthums überführen,
Wenn mich verläßt des Meiſters ſichre Hand?

Ganello.

Die Zweifel werden leicht gehoben ſeyn!
Damit ihr jedes Mahl euern Character legitimirt,
Bringt ihr nur, ohne längern Umſchweif, fein
Die Dinge gleich an einen ſichern Ort,
Wo niemand weiter ſie euch heraus diſputirt.
Im Abſoluten öffnet ſich euch der ſichernde Port,
Da könnt ihr bei jedem Angriff' euch zurücke ziehn,
Da wird euch keine Beute je entfliehn,
Und ihr befindet euch gleich an rühmlicher Stelle.
Denn habt ihr da hinein den Gegner nur gejagt,
So heißt ihr Philoſoph! das iſt genug geſagt.
Nun ſprecht, ſeyd ihr jetzt nah genug der Quelle?

Droſilus.

Wenn ihr ſo niedern Preis für eure Waare begehrt,
So ſcheint ſie ferner mir von keinem Werth.
Verzeiht, ich wähnte da großer Dinge viel,
Nun iſt's doch leider nur ein Kinderſpiel,
Die, wenn der Verfolger in der Nähe droht,
Fliehend die offnen Wege ſcheuen,
Und ängſtlich nach dem Pacem ſchreien *),
Das auf ein Mahl ſie rettet aus aller Noth.
Was nahm ich doch ſo hoher Dinge mich an?
Warum verließ ich die ſichere practiſche Bahn? —
Lobt ihr nur immerhin die edle Speculation,
Treibt ſie nur, wie ihrs thut, recht mit Religion,
Und ſehet, was euch kommt für Heil und Segen davon!
(die vor ſich liegenden Bücher ergreifend.)
Schuldloſe Kinder, ihr könnt nur wieder rücklings gehn,
Mögen andre mit euern Formeln ſich blähn! —
(aufſtehend.)
Nicht länger kümmern ſie mich, die wunderlichen Secten;
Mit Freuden weih' ich mich euch, ihr rechtlichen Pandecten.

Ganello (verwundert).

Was kann gegen die gute Sache euch ſo ſehr empören?

Droſilus.

O möcht' ich doch von ihr nichts weiter hören.

Ganello.

So wäre denn all' unſre Mühe vergebens?
So werft ihr von euch das ſchönſte Kleinod des Lebens?
Verſchmäht es, die edle Perle zu empfangen,
Die alle krönt, die der Wiſſenſchaft treu anhangen?
Wollt lieber nun nach einem guten Hausbrot laufen,
Und euch dem lebendigen Tod' der Praxis verkaufen?
Wie nun? — ich dächt', ihr müßtet doch beſſer verſtehn
Den Werth der köſtlichen Perl'. — Auf Wiederſehn.
(Geht ab.)

Droſilus.

Ein ſeltner Fund wohl mag die Perle ſeyn,
Den wenigen nur die Natur beſtimmt;
Ich gönne jedem ſie, der aus ihrer Hand ſie nimmt.
Doch manche zeigt man jetzt von falſchem ſchimmernden Schein,
Der leeren Eitelkeit zum köſtlichen Behagen.
Hat die Natur mir jene zugedacht,
So werd' ich ſchon von ſelbſt dahin gebracht,
Und darf darum nicht mit Gewalt mich plagen.
Indeß ſoll mir der kleinre Theil genügen,
Ein gutes Hausbrot erwirbt ſich ehrlich und leicht,
Wo man's dem redlichen Verdienſte reicht.
Was hilf's doch ferner, wie der, mit fremder Waare lügen?

B. J. D—n.

*) Beim Kriegenſpiel beſtimmen die Kinder einen beſonderen Ort, den ſie Par heißen, von wo aus der erſte Anlauf geſchieht, und der beim Spiele ſelbſt ihnen zum Sicherheits- und Ruheplatze dient.

1805. Nr. 62

Aurora,

(Montags) — eine — (den 27. Mai.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Ueber Wien, den Character und die Bildung ſeiner Bewohner.

(Beſchluß.)

Wie ſteht es aber mit der Bildung der Wiener? — Dieſe Frage iſt ſchwerer zu beantworten als man glauben ſollte, da die wenigſten von denen, welche ſie etwa aufwerfen könnten, recht genau wiſſen, was man eigentlich unter Bildung zu verſtehen habe, oder doch darüber von ganz verſchiedenen Begriffen ſind. Der Weltmann verſteht darunter Ausbildung des Verſtandes, feinen Ton in der Geſellſchaft, und Herrſchaft über den augenblicklichen Ausbruch der Leidenſchaften — der Schöngeiſt Bekanntſchaft mit den Werken der Litteratur (vorzüglich mit ſeinen eigenen) und die Fähigkeit, etwas darüber zu ſagen — der Gelehrte Kenntniſſe — die Meiſten nennen ſogar diejenigen ſchon gebildet, die ohne Zudringlichkeit und Ungezogenheit die Kunſt verſtehen, eine Geſellſchaft, ſey es nun durch Räthſel und Charaden, oder durch Kunſtſtücke in der Karte, oder durch ſonſt etwas angenehm zu unterhalten. Nur wenige gibt es, die das Ziel der Bildung höher ſtellen und glauben, daß nur derjenige für gebildet gelten könne, der durch eine nie unterbrochene Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und andere ſich eine Kenntniß der menſchlichen Natur und eine klare Einſicht in die Verhältniſſe des Lebens erworben hat, und durch dieſe Einſicht geleitet, ſelbſtſtändige Güte des Characters in jeder Lage als die einzige Bedingung des Glückes betrachtet — der wohl bekannt mit der Schwäche der Menſchen, aber voll hoher Begriffe von den Kräften der Menſchheit, an ſich ſelbſt die ſtrengſten, an die anderen hingegen die beſcheidenſten Forderungen macht — der, ein hohes Ideal der Vollkommenheit vor der Seele, die Werke der Kunſt nicht als leeres Spiel zur Beluſtigung aufgeſtellt, ſondern als Erzeugniſſe eines Gemüthes betrachtet, in deſſen Ahndung von etwas Schönem und Großen in und außer uns, die jeder Menſch mehr oder minder in ſich fühlt, die gütige Hand der Natur einen vorzüglichen Grad von Licht und Wärme legte, welches dadurch uns ſelbſt erleuchtet und zu einem höheren Streben anregt.

Dieſe Letzteren dürften in Wien eben ſo viel Gebildete finden, als anderwärts; unter den Erſteren, die ſo beſcheidene Forderungen machen, möchte wohl der Schöngeiſt ſeine Rechnung am wenigſten finden. In jeder Stadt des nördlichen Deutſchlands, ſelbſt in der kleinſten, wird er Leute antreffen, welche die Nahmen und Werke unſerer Schriftſteller wenigſtens aus Journalen kennen, und die auf dieſe bequeme Art in den Stand geſetzt ſind, darüber zu urtheilen. Da nimmt alles

Partei, und es gab eine Zeit, wo man auf jedem Caffee-Hause, an allen Wirthstafeln nach den unparteiischen Angaben dieser oder jener Zeitung die wichtige Frage erörtern hörte, ob X oder Y ein größerer Kopf sey. Man liest dort die Werke unserer besten Schriftsteller, weil es zum Tone gehört, sie gelesen zu haben, und vielen dürfte es wohl an Göthe's Mephistopheles das interessanteste seyn, daß er dem Tische Wein abzuzapfen und die leipziger Bürger in einen so comischen Schrecken zu setzen versteht. Gleichwohl sieht man sich — unter guten Freunden wenigstens — zu dem Geständnisse genöthigt, daß man den Werken Lafontaine's, Cramers, Kotzebue's ꝛc. weit mehr Geschmack abgewinne, als den für Meisterstücke anerkannten Producten Göthe's, Schillers und Wielands. Für wenig Geld sind alle critische Journale zu lesen; man ehrt die Gelobten, man lacht über die Getadelten, und wundert sich, daß man oft diese gerade am unterhaltendsten finde, man amüsirt sich köstlich bei den Anticritiken, und gibt am Ende dem Recht, der das letzte Wort behält.

Anders ist es in Wien und in den östreichischen Staaten im Allgemeinen. Durch das Verbot der Leih-Bibliotheken hat die Regierung der unseligen Lesesucht Einhalt gethan, und aus einer sehr natürlichen Folge hat man nun auch weniger Interesse für die Journale. Daher kommt es, daß man hier fast gar nicht jene vielwissende Ignoranz antrifft, die das natürlich richtige Gefühl irre leitet, und der wahren Entwickelung des Kunstsinnes die größten Hindernisse in den Weg legt, oft sie auf immer verhindert. Unser Publicum ist deßhalb gewiß nicht ungebildeter, als das von Leipzig und Berlin, und man braucht nur ins Theater zu gehen, um sich von seinem zarten, richtigen Gefühle zu überzeugen. Kein Nahme vermag es zu bestechen, keiner es dahin zu bringen, daß es etwas Gutes schlecht finde. Und wenn man es Wien zum Vorwurf machen sollte, daß das Donau-Weibchen, die Schwestern von Prag und andere Abgeschmacktheiten hier häufig gegeben und mit Vergnügen gesehen werden, so vergesse man nicht, daß diese Stücke, durch mancherlei Localitäten für Wien interessant, auf ein Vorstadt-Theater verwiesen sind, und nur ihr Publicum belustigen, da man sie in den Städten Sachsens und Preußens in den Haupt-Theatern mit einem den Wienern selbst unbegreiflichen Enthusiasmus aufnahm. Auf den hiesigen National-Theatern hat sich das große Talent der verstorbenen Adamberger ausgebildet, auf ihnen wurden die Fähigkeiten vieler anderer vortrefflicher Künstler und Künstlerinnen vervollkommnet. Auch die Art, wie Iffland hier aufgenommen ward, beweißt für das richtige Gefühl unseres Publicums. Während man anderwärts durch seinen Nahmen verblendet, die einheimischen Künstler neben ihm verachtete, ward dieser große Schauspieler hier mit allem dem Enthusiasmus aufgenommen, den er verdient, aber man bewies sich nicht undankbar gegen unsere Veteranen. Mit Freuden gestand man, daß keiner Iffands vielseitige Vortrefflichkeit besitze, und daß diese überhaupt eine sehr seltene Erscheinung sey, aber man scheute sich nicht zu sagen, daß mancher der einheimischen Künstler in mancher Rolle wohl neben ihm, vielleicht auch über ihm einen ehrenvollen Platz einnehme.

Dieß alles mag beweisen, daß der Geschmack unseres Publicums wie sein Character unverdorben, und aller Eindrücke des wahrhaft Schönen fähig sey — und dieß, dünkt mich, ist das Beste, was man von einem Publicum sagen kann — denn wahre auf Grundsätzen und Einsichten beruhende Character- und Geschmacksbildung wird wohl bei jeder Nation immer nur das Eigenthum einiger Wenigen bleiben, und diese Wenigen findet man hier weder häufiger noch seltener als anderswo.

Zu läugnen ist es indeß nicht, daß sie, theils wegen der Größe und Volksmenge unserer Stadt, theils wegen der Anspruchslosigkeit, in der man hier überhaupt das nördliche Deutschland bei weitem übertrifft, schwer zu erkennen und aufzufinden sind. Auch die übeltönende Provincial-Sprache, von der sich keiner leicht ganz losmacht, schreckt den Fremden, im Anfange wenigstens, oft ab, dem, was in diesem Accente gesagt wird, und was so gemein in die Ohren klingt, seine volle Aufmerksamkeit zu schenken. Er wird aber um so angenehmer überrascht, wenn er nach und nach bemerkt, daß man sich auch in dieser Sprache eben so geistvoll auszudrücken wisse, als in der feinen sächsischen Mundart. Da hier niemand durch Kunstliebe und Geschmack die Augen aller auf sich ziehen kann, so ist die Bildung der hiesigen Kunstfreunde gewöhnlich um so wahrer und unzweideutiger, je weniger die Eitelkeit sie zu ihren Bestrebungen aufmuntern konnte, und je mehr diese bloß und einzig die Folge ihres natürlichen Hanges sind: wenn es auch hier weniger als anderswo Leute gibt, welche die classischen Schriftsteller der Deutschen und Ausländer gelesen haben, so findet man ihrer doch gewiß wenigstens eben so viele, welche in ihren Geist eingedrungen sind. Wegen des Verbotes der Leih-Bibliotheken ist man größtentheils genöthigt, sich diejenigen Bücher, die man zu lesen wünscht, selbst anzuschaffen, und dieß hat den Vortheil, daß man nur das Gute liest, weil man das Schlechte, wenn es

auch eine Stunde der Unterhaltung gewähren ſollte, nicht kaufen will. Häufiger als anderwärts ſind hier bei Privat-Leuten Bücherſammlungen, in denen das Beſte der Litteratur vereinigt iſt. Ihre Beſitzer, nicht zerſtreut und angelockt von den tauſend Büchern, Brochüren, Journalen u. ſ. w. welche in den Leih-Bibliotheken für wenige Groſchen zu leſen ſind, kehren immer wieder zu ihren alten Freunden zurück, und gewinnen dadurch gewiß mehr an Tiefe des Geiſtes, als ſie an einer wenig zu wünſchenden Breite und Vielſeitigkeit etwa verlieren mögen. Unſere Cenſur, von deren Strenge man ſich im Auslande die übertriebenſten Vorſtellungen macht, legt der wahren Bildung wenige Hinderniſſe in den Weg, und trägt gewiß viel bei, die Verbildung zu verhindern. Sie verbietet nicht leicht ein Meiſterwerk, wenigſtens erga schedam ſind faſt alle ſchönwiſſenſchaftlichen Producte erlaubt. Schillers Wilhelm Tell, obgleich ganz antiöſtreichiſch, wird in allen Buchhandlungen frei verkauft, eben ſo Wallenſtein. Der nähmliche Fall iſt es mit Kotzebue's Erinnerungen aus Paris, an denen ſogar die Berliner Cenſur, deren Liberalität man rühmt, manches zu ſtreichen fand.

Ich glaube erwieſen zu haben, daß auch der Geiſt des gebildeteſten Fremden hier nicht ohne Nahrung bleibe, und man wird ſich nun die Zuneigung leicht erklären können, die jeder für dieſe Stadt mit ſich hinweg nimmt. Eben ſo leicht wird man einſehen, woher die Vorurtheile gegen Wien rühren, und in wie fern ſie gegründet ſind oder nicht. Möge bald die Zeit kommen, wo alle Menſchen zur Natur zurück kehren; gewiß wird dann keiner mehr ſich ſeiner Bildung überheben, und auf die anderen herab blicken — das Wort ſelbſt wird dann gänzlich aus der Sprache verſchwinden.

Pf.

Wilibalds Anſichten des Lebens.

Ein neuer Roman — aber einer von den wenigen, die man mit Vergnügen lieſt und wieder lieſt. Blüten und Früchte winken von allen Seiten in dieſem Heſperiden-Garten idealiſch verklärter Wirklichkeit, die Blumenreihen der lieblichſten Darſtellungen umduften fruchtbare Felder geldener Lebensweisheit, die reine Luft höherer Regionen füllt die frei athmende Bruſt, und aus der dämmernden Ferne des Horizontes, welcher das Herz entgegen ſchlägt, wendet ſich der ſehnende Blick gern wieder in das enge, zum edeln Lebensgenuſſe verſchönerte Thal der Gegenwart.

Schon die Vorrede verräth den richtig denkenden und zartfühlenden Künſtler. Die Unterſuchung, wie ſein Werk dem Meiſterwerke, welches ihm die Veranlaſſung dazu gab, gegenüber ſteht, würde den Leſer wenig intereſſiren. Seine Tendenz iſt eine der beſten und konſequent durchgeführt. Alles wirkt zum Ganzen hin, und deßwegen können auch einzelne Auszüge nicht zur Beurtheilung hinreichen. Einige wenige mögen jedoch als Beiſpiele von der Sinnesart und Behandlung des Verfaſſers daſtehn.

In einem Geſpräche über das Landleben zwiſchen dem alten Kronach, ſeinem Sohne und Otto führt dieſer ſo fort: „Sie verlangen, daß der Menſch, der ſich dem Lande weiht, jung oder alt, auch für dieſes Leben wirklich Kräfte ſammle, mitbringe und aufwende. — Und das iſt auch meine Forderung. — Das Landleben iſt äußerſt wichtig. Hier zeigt ſich ja das Leben in ſeiner bürgerlichen Kindheit, in ſeiner philoſophiſchen Kleinheit und Größe. Hier ſoll der radicale Wohlſtand des Reiches erzogen werden. Hier treiben die edelſten Keime zur Kraft des Vaterlandes — ſo wie auch hier eigentlich das wahre, innere, heilige Vaterland — jener theure Herd ſich befindet, für deſſen Vertheidigung die Fahnen unſerer kraftvollen Söhne getreu dem Tode entgegen wehen — jenes Vaterland, welches von der Wiſſenſchaft erleuchtet, von der Kunſt gebildet werden ſoll, um durch die Religion gebeſſert zu werden. Von hier aus wird alle Kraft in den ganzen Staat ausgeliehen. Selbſt alle Gewerbe ſind Kinder dieſes Capitals, deſſen Zinſen die Sicherheit, Freiheit und Ordnung reichlich entrichten, damit ſeine Heimzahlung nimmermehr gefordert werden könne. Wann dieſes Herz des Reiches erkrankt, dann leidet der ganze Körper; und wider jeden, welcher dieſen zarten, hilfloſen Theil beleidigen will, er ſey Fremder oder Mitglied, empören ſich endlich alle übrige Staatskräfte, eingedenk ihres alten, ewig werthen Urſprunges. — Mit dem Landbau ſteigen und fallen alle Wagſchaalen, alle innere und äußere Verhältniſſe, ja ſelbſt alle Launen in den Cabinetten, am Throne und in den Sälen der Künſte und des Vergnügens. — Ein ſchädlicher Thau macht nicht uns allein Sorgen — er vergiftet auch zugleich die Blüte des Handels in der mächtigen Seeſtadt, und macht ihre großen Speculanten übel aufgeräumt. — Endlich iſt es ja auch gerade hier, wo das Leben ſelbſt noch in ſeiner Vollſtändigkeit, der Menſch in ſchmuckloſer Wahrheit erſcheint — wo eine beſtimmte, unvermiſchte Geſin-

*) Ein Roman in vier Abtheilungen, von Ernſt Wagner. Meiningen und Hildburghauſen bei J. G. Hanſchs Witwe.

nung und Leidenſchaft des Herzens, und eine blühende Natur den Künſtler am liebſten und ſicherſten leiten, daß er die Welt in ihrer freien Jugend ſchaue, um dann durch die Kunſt auch die veraltete wieder zu verjüngen — hier, wo ſelbſt die Zeit noch in wechſelloſem Frieden und Einverſtändniß mit der Natur ſanft dahin rinnt, und wo das Herz ſich ſo oft von der Treue jener göttlichen Verheißung wunderbar gerührt fühlt. Es ſoll nicht aufhören Sommer und Winter, Saat und Ernte, Froſt und Hitze, Tag und Nacht. — Denn, bedenken ſie doch, Freund! wie ſehr alle dieſe Dinge in den übrigen Abtheilungen des bürgerlichen Lebens durcheinander gewirrt ſind."

„Zum Exempel Tag und Nacht in der großen Stadt — ſagte der Finanz-Rath. — Aber weiter, weiter, lieber Nachbar."

„Bei dieſer Wichtigkeit — fuhr Otto fort — bei dieſer einfachen und erhabenen Schönheit des Landlebens muß der Mann, welcher ſich ihm hingibt, Kraft und Liebe mitbringen. Träge Schwächlichkeit macht ihm die Anſicht der reitzendſten Natur und alle einfachen Genüſſe ſehr bald zur Langeweile. Geringſchätzende Vorurtheile gegen dieſes Leben verſchließen den Eingang zu ſeinen edelſten Freuden. — Ich habe ſchon Menſchen auf dem Lande zur höchſten moraliſchen Cultur aufblühen — andere am Hofe verkümmern ſehen! Jene hatten das Glück gehabt, im Leben auf dem Lande das Leben für ihr Land, den ächten, thätigen Sinn fürs Vaterland zu finden; dieſe hatten den Hof nur für die Höflichkeit zu benutzen gewußt, während Herz und Geiſt an den Bettelſtab gekommen waren. — Man laſſe ſich ja nicht von der Meinung derer bethören, welche glauben, die Einförmigkeit des Landlebens verlange wenig Mühe und Nachdenken, der Wirkungskreis ſey zu klein, verhindere daher den Menſchen, viele Erfahrungen zu machen, und verſchiedene Anſichten von der Welt zu gewinnen; weßhalb auch beſonders das Landleben für eine zweckmäßige Erziehung der Kinder nicht geeignet ſey. — Unſere Kinder werden, wann wir ſie in die Welt ſenden, zwar immer dem Erſtaunen und der Täuſchung einige Zeit unterworfen ſeyn; aber gewiß nur auf kurze Zeit. Denn, ſtark an Leib und Seele, bringen ſie gerade jenen rechten, landfremden Beobachtungsgeiſt mit ſich, der die Entwickelungen und den blauen Dunſt der großen Welt am leichteſten durchgeht, und ihre verwirrten Bilder auf ſeine einfachen und wahren Begriffe ſehr bald zurück zu führen weiß. — Allein dieß bringt uns von unſerer Materie ab."

Auch die zarten Regungen weiblicher Herzen hat ſein Scharfblick belauſcht, und der Liebe Geheimniſſe in ihrer unergründlichen Tiefe verfolgt. „Warum — fragt Wildbald mit großer Aengſtlichkeit — warum bin ich denn ſo ſelig — und warum iſt ſie nur ſo innig, immer ſo ſchmerzlich und verſagend?"

„Glaube mir — erwiederte der Maler — nicht der erſte Kuß — nein, die erſte Sehnſuchtsthräne, von der Zärtlichkeit gegeben und von der Jugend in ſüßem Schmerz vergoſſen, verkündigt den Silberblick der erſten Liebe, ſo wie in der erſten Liebe ein Silberblick der ſchönen menſchlichen Frühlingszeit aufſpringt, rein, wie ein Bild der Götter. — Soll nicht die Holde ſtill und tief über ihre verlorne Freiheit trauern? Laßt ſie ruhig. Ihr Schmerz iſt in der ſchönen Menſchennatur gegründet. — Die erſten Thränen der Liebe entſcheiden völlig über Geſchlecht und Leben. Lange kämpft die Sehnſucht mit dem Stolze, die Zärtlichkeit mit der Wildheit und unbändigen Jugend. Aber mitten im heftigſten Kampfe bildet ſich ſchon dieſe zarte weibliche Natur, und öffnet zum erſten Mahle die köſtlichen Schleuſen — und mit ihnen ein Leben voll Gefühl, eine neue Welt des Schönen und Zarten. Mit dieſen Thränen iſt es um die Jugend geſchehen. Alles ſchmiegt ſich in die Schranken des Geſchlechtes, in die Beſtimmung des Weibes. Die Jungfrau hört auf, Mädchen zu ſeyn — ſie mag den Sinnen noch widerſtehen oder unterliegen, ſo behält ſie doch von dieſem Ereigniß ewig etwas Mildes, Verweintes; eine Spur von Amors Siege, die dem Blicke des Weiberkenners nicht entgeht. Die Liebe hat ihr Auge ſchon gebrochen, ſeine Flammen ſtrahlen von nun an feucht, ſein Feuer brennt nur unter dem Waſſer der Zärtlichkeit fort. — Es iſt lächerlich, wenn ein Weib — ſelbſt das geiſtvollſte — zu verbergen hofft, daß ſie ſchon geliebt hat."

(Der Beſchluß folgt.)

Eine hiſtoriſche Parallele zu Wilhelm Tell.

Akkon aus Creta war der berühmteſte Bogenſchütze des Alterthumes. Folgender Zug ſeiner Geübtheit in dieſer Kunſt ward von allen, denen er bekannt war, für ein Wunder ausgegeben.

Er fand einſt ſeinen Sohn ſchlafend, und eine große Schlange um ſeinen zarten Leib gewunden. Nach einer kurzen Schreckens-Pauſe ergriff er Bogen und Pfeil, drückte ab, und beobachtete dabei eine ſolche Vorſicht, daß der Pfeil nicht tiefer in die Schlange eindrang, als nöthig war, um ſie zu tödten, ohne den Leib ſeines Sohnes zu beſchädigen.

Manilius und andere Dichter verſetzten ihn wegen dieſer That unter die Geſtirne anſtatt des alten Bogenſchützen, den ſie aus dem Himmel verſtießen.

1805. Nr. 63.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 29. Mai.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Aus der Schreibtafel eines Reisenden.

Die October-Nacht auf dem Gipfel des Vesuvs.

Des Sonnengottes goldener Wagen versank in glimmenden Silberwellen, und nur noch wenige Augenblicke erglänzten von seinen letzten Strahlen die Ufer der Buchten und Vorgebirge Bajä, Procida und Sorento. Wie ein goldenes Geschmeide lagen diese da am wallenden Busen der grünen See; ein königlicher Edelstein glänzte in ihrer Mitte — die herrliche Neapolis. Wogende Dämpfe, von dem letzten Abend-Purpur durchglüht, sammelten sich um die Häupter der Berge, und stiegen von da, hehr und groß, in das reine, unendliche Gewölbe des Himmels hinauf. Sie schienen Götter dahin empor zu tragen, die der Nacht abhold sind, und nun in ihre ewig lichten olympischen Paläste zurück kehren. Auf den Inseln Ischia und Capri kehrte jetzt die Dämmerung ein, und es kam uns vor, als wenn sie in stillem Zuge wie abgelöste Felsenmassen irrend dieses Meer durchschifften.

Mühsam arbeiteten wir uns durch die Asche hindurch, die den Rücken des Vulcans bedeckt, zu dessen Gipfel wir empor strebten. Immer dunkler umfing uns die mondlose Nacht. Wir mußten öfters Halt machen, und so oft wir dann, frischen Athem schöpfend, aufwärts blickten, leuchteten uns die freundlichen Sterne wunderbar in das bewegte Gemüth. Nie vorher habe ich den Orion und die Zwillinge und das ganze Heer der ewigen Lichtquellen ein so tiefes und sanftes Feuer ausströmen sehen. Die Rauchsäule, die aus dem offenen Krater in die Höhe stieg, war in der gestaltlosen Dämmerung wie ein Traum-Phantom vor uns gestanden, aber jetzt ward sie auf ein Mahl durch einen aufloderaden Regen von Millionen sprühender Funken erhellt, und auch die Feuerströme der Lava flammten uns jetzt zwischen den schroffen Ruinen ehemahliger Ausbrüche entgegen.

Nach vieler Zeit und Anstrengung standen wir endlich am Rande des Höllenschlundes. Mit Entsetzen sahen wir in die grause Werkstätte des Hephästos hinab, und es war uns nicht anders als wolle eine neue Schöpfung entstehn. Die wehenden Lüfte brachen sich an den schroffen Spitzen des Gipfels, und spielten kreisend um uns; die Rauchsäule neigte sich, und völlig sichtbar wälzte sich die glühende Lava in zwei Strömen den Berg hinab; über dem Meere am westlichen Horizonte weilte noch ein röthlicher Widerschein; ostwärts im finsteren Grunde der Nacht blinkten die hellen Sternenlichter; zu unseren Füßen schlängelte sich die rothe Fluth des kochenden Erdfeuers durch versengte Weinberge, an verlassenen Hütten vorüber auf die nahen Dörfer zu. Weiter hin seitwärts zitterte

wie blaſſe Nebelſterne die innere und äußere Beleuchtung Neanels und ſeines Hauſes: ach! ich war verloren in ſtarrem Anſchauen, und wußte nicht wo ich war. Nur der immer ſtärker andrängende Rauch weckte mich aus meinem Sinnenrauſche, und ernſtlich mahnten uns die Führer auf den Rückweg zu denken. Mit unnennbaren vorher nie empfundenen Gefühlen verließen wir den ſchauderhaften Zauberkreis der Geiſter, die dieſe unterirdiſchen Burgthälen bewohnen, und die wenigen Stunden der Ruhe, die uns der bald anbrechende Tag bei unſerer Rückkehr noch gönnte, füllte die tief ergriffene Phantaſie mit einer Menge der abentheuerlichſten Traumgeſtalten.

S.

Wilibalds Anſichten des Lebens.

(Beſchluß.)

An einem anderen Orte ſprechen Wilibald und Minelli von Otto's Tochter, Mathilden. „Ich finde beſonders in ihrer Farbe einen gewiſſen Reiz, der mich aus dem Kreiſe des Heiligſten zu ihr reißen würde. Schon an anderen Frauen fand ich ſchwächere Zeichen dieſes Reizes, den ich aber nicht näher zu erläutern vermag.“

„Da triffſt du gerade das Rechte — verſetzte Minelli. — Der höchſte Reiz des weiblichen Körpers beſteht in einem gewiſſen ſchimmernden Schmerze, der ſich um das ganze Bild ſchmiegt. Das Aeußerſte der Glieder endigt ſich in einem unbeſchreiblich ſüßen, wunden Hellroth. — Ihr könnt ſtolz darauf ſeyn, daß vorzüglich im Norden das Vaterland dieſer wunden Blüte iſt. Denn wenn man auch bei Raphael — der übrigens wohl in Rückſicht aufs Ueppige im Fleiſche das Höchſte geleiſtet hat — einige Andeutungen hiervon findet, ſo verſteht ſich dieß doch nur vom Schmerze, nicht aber von der Farbe, welche bekanntlich in Italien fehlt, und die er nur von nordiſchen, hauptſächlich von deutſchen Originalen nehmen konnte. Hätte er dieſe beſſer ſtudirt, oder ſeinen Italienerinnen dieſen höchſten Reiz kaufen können, ſo wäre er der größte Mahler aller Zeiten geworden. — Hätteſt du geſtern Mathilden da betrachtet, wie wir ſie eben bei dir fanden, du würdeſt mich jetzt ganz verſtehen. Sie iſt mit der reinſten Pracht dieſes Reizes geſchmückt, und in jenem Momente ſchien ihr Leben gerade noch erhöht. — Ihre Augen waren klare Funken, und doch mußte man bei ihrem glänzenden Waſſer und der blaſſen Röthe der Augenlieder ſie „verweint“ nennen. Ihre Lippen lächelten offenbar, aber dieſes Lächeln konnte eine zärtliche Pein des Herzens nicht überwältigen, deren doch vielleicht ihr Inneres ſich nicht bewußt war. Die Gräfinn lebt in derſelben Morgenröthe zärtlicher Schmerzen — nur daß dieſe bei ihr als voller Morgenglanz, bei Mathilden aber noch als bloßes Frühroth erſcheint. Von Unverſtändigen haſt du die ganze Erſcheinung gewiß ſchon „einen ſchwärmeriſchen Zug um Augen und Lippen“ nennen gehört. — Es iſt ein röthlicher Anwurf von Schmerz — es iſt der Schmerz unter dem Bilde einer Roſe — es iſt das kränkelnde Lächeln eines unter liebender Hand blutenden — oder der homeriſche Ichor, der aus dem Inneren einer ſüß geängſteten Menſchheit hervor brennt. — Dieſer Reiz, welchen gewöhnlich die Liebe oder die Andacht verſtärkt, lebt nun freilich zunächſt in Augen und Lippen. Aber beim Anſchauen denken wir uns zugleich den ganzen Gliederbau in dieſem leiſen, liebewunden Roth, welches der Hauch der Götter den Rändern eines lieblichen Lebens anfliegen ließ — und es iſt daher für uns das Ueppigſte und Gefährlichſte was uns am Leben des Weibes ſich darſtellen kann, wann uns eine Geſtalt in dieſer ſchmerzenden Glut des Fleiſches erſcheint. — Sprich dich, mein Freund, vollends die Liebe aus ſolchen Zügen an — ſchaut ein ſolches Weib mit zärtlichem Verlangen auf dich herüber, o dann beſitze die ruhigſte Seelenſtärke, ſey ein glücklicher Weiſer, ein Gott — und du wirſt ſogleich unmittelbar zum — Verſchmachtenden, deſſen entzündetes Sehnen nichts mehr auf Erden heilen mag, als der erſchöpfte innigſte Genuß, der jene Anlage zum Schmerz nun ins wirkliche ſchmachtende Leben bringt — der ihre Schmerzen körperlich erzeugt, geſtaltet und mehrt, um ſie mitleidend dann zu den Deinigen zu machen. — Solche weibliche Bilder ſind die Königinnen, der Adel unter den irdiſchen Leibern, und ihrer Allmacht über die Sinne und Geiſter widerſteht nichts. — Wollten mir nur deine zarten Landsmänninnen folgen, und, ſtatt ſich wie Truthühne zu bemahlen, die Geſundheitsregeln des Alterthumes beſſer benutzen. — Deutſchland könnte das Land der Schönheit ſeyn, da ihr doch auch einen Ueberfluß an herrlichen Formen habt.“

Was über Mahlerei und Tonkunſt geſagt wird, läßt auf richtige und mehr als bloß theoretiſche Kenntniſſe ſchließen. Die beſſeren Belege dazu ſind theils zu lang, theils in der Rede und Handlung zu zerſtreut. Minelli's Urtheil über die Trompete läßt ſich allein hier anführen. „Unſtreitig — ſagt er — iſt die Trompete das mächtigſte Inſtrument auf Erden. Ein Gott, ſcheint es, hat ſie aus Dodona's Erz geſchaffen. — Ihr gemeines Schmet-

tern in den niederen und mittleren Bahnen kann nur gemeine Seelen rühren. Es gehört allein den Marktschreiern und Bärenführern. — Ich dulde nie einen Trompeter, der nicht bis zur höchsten Höhe seine Stärke behält. — Denn es gibt bei vollem Orchester Augenblicke, wo im großen Rauschen der Instrumente, besonders der Bässe und Pauken, aller Discant — auch bei größter Anstrengung der Geigen — doch verlischt, wo die Seele sich von aller Melodie verlassen fühlt — und hier tritt dieser lichte Ton dann mächtig dröhnend herein, stellt die Einheit her, und ergreift wieder das große Commando-Wort, den melodischen Strafbefehl, von dem uns zuweilen die Haut schauert."

Willibald fand, auch die tiefen Töne dieses Instrumentes hätten doch oft merklich auf ihn gewirkt.

„Das werden und können sie nie — antwortete jener — nähmlich für sich allein; sondern nur dann, wann auf jene hohen zuckenden Töne, wie bei vielen Tonsetzern der gewöhnliche Fall ist, das Schmettern sogleich erfolgt — dann schreiben wir irrig diesem eine Rührung zu, welche blos noch eine Folge von jenen war. — Ich bediene mich aber ihrer Tiefe nie, als im Romantischen oder Comischen, und wo etwa das Horn zu rund ist."

„Ich bin überzeugt — sagte Willibald — daß sie schon mancher Schlacht den Ausschlag gegeben hat."

„Die Trompete — sagte Minelli — scheint doch mehr das Herz zum ersten Angriffe zu erheben. Aber beim eigentlichen Metzeln und Fleischhacken leistet wohl die betäubende Trommel mehr, bei deren Brausen der Mensch seine Gesellschaft vervielfacht glaubt, und sich (wie der Furchtsame in einer Gesellschaft von Mordbrennern und Bösewichtern) verwegener in Tod und Trümmer zu wagen scheint. Die Trompete ist von viel erhabnerer Bedeutung. Der Mensch wird durch ihren Strahl nur tapferer."

„Du hast recht — rief Plinius — ich erkenne es auch für die größte militärische Wohlthat, wenn beim Arquebusiren alle mögliche Trommeln im Reiche los gelassen würden."

„Selbst das Pferd — fügte Franz hinzu — wird mir eben dadurch achtungswerth, daß es die Trompete so sehr liebt. Wie manches edle Roß, einzig vom wunderbaren Trompeten-Geschrei gereizt, hat wohl schon seinen tapferen Cornet genöthigt, freiwillig in sein Verderben zu rennen, und sich endlich zum ersten Mahle Tubalkains und Barthel Schwarzens niederträchtiger Erfindungen zu bedienen."

„O, noch kürzlich — sagte Minelli — habe ich ein Beispiel von der Gewalt der Trompete gesehen. — Ich kam in einer Stadt unter ein herrliches Corps Officiere, die des folgenden Tages ins Feld marschiren sollten, und heute einen Abschiedstag feierten. Sie hatten eine vortreffliche Regiments-Musik, und es ward unter andern ein Kriegslied von einem neueren Dichter *) abgesungen. Die Melodie war elend, und ich schlug eine andere vor, die ich kannte, und noch änderte. — Wir hatten Zeit, und ehe der Abschied kam, war alles einstudirt. Es war ein Trompeter dabei, der alles übertraf. — Kein Mensch war trunken. Man übersah alles, was im Texte unpassend war, und hielt sich allein an den ernsten Ton des Krieges. — Beim letzten Verse, den ich verstärkt hatte, schwang sich das heilige Messing mit jubelndem Siegesgeschrei empor — es brachen die Strahlen des Muthes aus jedem Auge, und die Arme hoben sich unwillkürlich zum Streite. Sie schwuren, den Tod zu verachten, und selbst die Frauen weinten seltsame, ich möchte sagen, tapfere Thränen, und wollten mit. Ein junger, schöner Held riß den Trompeter wie wüthend zu sich. „Mensch — stammelte er — rufe mich in den Schlund der Hölle — ich werde kommen." O gewiß, die Kunst ermächtigt den Menschen zur höchsten That!"

Noch diese Beschreibung des Abends: „Otto und sein Gast betrachteten, während Mathilde den Tisch deckte, die untergehende Sonne. Sie gewährte heute eine schöne ruhige Erscheinung, wie sie jetzt die vom Tage übrigen Wölkchen, welche nun faul herumschwimmend nach und nach zerschmelzen, vergoldete, und noch im Scheiden durch den rosigen, lieblichen Dunst der werdenden Abendröthe, der sich auf dem fernen westlichen Waldgebirge gelagert hatte, hellere Strahlen wie Schlaglicht schoß, und über dem glühenden Saume jener Berge noch gern verweilend hing."

„Die Abendsonne — sagte Otto — theilt den Gegenständen mehr von ihrer Farbenglut mit, als die Frühsonne. Ueberhaupt hat der Untergang für mich mehr Rührendes als der Aufgang. Die Ankunft der Sonne ist zuweilen prächtiger. Sie feuert uns im Heraufsteigen zu Thaten an. Wir fühlen uns ausgeruht. Aber wir sind im Gedanken an den ganzen vor uns liegenden heißen Tag und seine Mühen in einer gewissen Beseligung, welche sich bei der ersten, gewöhnlich unleidlichen, Erwärmung der Luft vermehrt, und welche besonders durch die Betrachtung sehr oft unterhalten wird, daß von den kleinen goldenen Wölkchen — die doch den Aufgang so

*) S. Wallensteins Lager, von Schiller.

wie den Untergang am meiſten verherrlichen — bald auch das kleinſte der Heiterkeit des neuen Tages gefährlich werden könne, und ſogar ſich wahrſcheinlich bald vergrößern und zum krachenden Gewitter umwandeln werde. Wir bewundern dann zwar die Sonne, aber wir gehen nun dem ſchwülen Tage mit einiger Unluſt entgegen." —

„Sehr wahr! — fiel Wilibald ein. — Ich unterſchreibe das von Herzen. — Und betrachten Sie nun dieſen ruhigen Untergang dagegen! — Sie ſcheidet, und morgen hoffen wir ſie rein und heiter wieder zu ſehen; das verſpricht uns eben jenes in Goldſtröme zerfließende Abendgewölk, deſſen kühlende Auflöſung uns ſchon umgibt. — Dieß rührt unſer Herz. Wir ſind ſchon, oder werden doch bald aller Arbeit, aller Tageslaſt ledig. Die Ausſicht in ein Land der Ruhe, welches uns noch vor den morgenden Geſchäften aufnehmen wird, liegt ſtilldämmernd vor uns. Die Ermüdung, das Kränkelnde von den Tagesarbeiten exaltirt unſere Gefühle, es macht uns ſanft und ſchwärmeriſch, ja ſelbſt wohlthätiger, empfänglicher und weicher für die Leiden und Freuden anderer — alſo glücklicher. Wir fühlen uns offener gegen unſere Nebenmenſchen. Sie verſchönern ſich für uns, wir lieben ſie, wann wir in ihr geröthetes Antlitz ſchauen."

Es wird uns ſchwer, nicht mehr über dieſe intereſſante Lectüre ſagen und daraus anführen zu können, aber jeder Leſer wird uns Dank wiſſen, ſeine Aufmerkſamkeit darauf gelenkt zu haben.

Unterſchied des Verſtandes von der Vernunft.

Wollte man beide Worte für gleichbedeutend annehmen, ſo müßten nothwendig Zweifel entſtehen. Warum trennte man ſie denn bisher ſo ſorgfältig — würde man fragen — man mußte doch einen Unterſcheidungsgrund haben? Welcher war dieſer? Dieſe Fragen beantworten ſich alle dadurch, daß man unterſucht, ob ſich wirklich ein ſolcher Unterſchied, den man bisher mehr ahnden als wiſſen mochte, auffinden laſſe, und von welchem Gehalte er ſey.

Die Vernunft, ſagen die Rechtslehrer, iſt in jedem Menſchen gleich. Ob dieſer Ausſpruch nicht zu überſpannt ſey, ob er nicht geradezu für falſch erklärt werden könnte, ſoll die Folge lehren.

Der Verſtand verhält ſich zur Vernunft wie die Form zu ihrem Stoffe. Jener iſt ewig und unabänderlich wie die Natur des menſchlichen Geiſtes, dieſe modificirt ſich in jedem Individuum anders, iſt formlos, folglich ein Chaos, und nur durch den Verſtand erkennbar, da überhaupt die Erkennbarkeit eines Gegenſtandes nur durch Formgebung möglich und durch ſie bedingt iſt. Die Schlüſſe, welche der Verſtand zieht, ſind die Form für den Stoff, welchen die Vernunft verarbeitet, und haben den Character der Allgemeinheit an ſich. Beide, Verſtand und Vernunft ſind aber beſtändig thätig; da jedoch die Vernunft in der Sinnenwelt bald einſeitig, bald durch Mißgriffe und nach Täuſchung aufgefaßt hat, ſo iſt es ſehr leicht möglich, daß Fehlſchlüſſe gezogen werden. Dieſe kommen aber alle auf Rechnung der Vernunft. Der Schluß iſt ſeiner Form nach richtig, allein die Vorausſetzungen, auf die er gebaut iſt, und welche die Vernunft geliefert hat, ſind falſch. Ein Mißton in der harmoniſchen Zuſammenwirkung der Geſetze des Verſtandes fällt ſogleich ins Ohr, während eine falſche Idee durch Jahrhunderte genährt wird, und nur nach langem und hartnäckigem Kampfe zu Grabe geht.

Die Vernunft hat denjenigen Vorzug vor dem Verſtande, den der Stoff vor der Form hat, beide ſind gleich unentbehrlich, eines iſt durch das andere bedingt, beide ſind an und für ſich ſelbſt thätig, und dieſe ihre Thätigkeit äußert ſich in ſo ungetheilter Wechſelwirkung, daß dieſe geheimen Operationen des Organismus ſelbſt dem feinſten Späherblicke unerreichbar ſind.

Die Vernunft kann ihre Kräfte nicht überfliegen, was ſie doch ſo ſehr wünſchte, ſie kann alſo über alles, was außer der Sphäre ihrer Wirkſamkeit liegt, nur Träume bilden. Aber ſelbſt hierbei bleibt das formgebende Princip nicht müßig, und gibt denſelben Erkennbarkeit. Die Erkenntniß der Wahrheit an ſich liegt außer ihrem Kreiſe. Alſo alles, was ſie uns verlegt, iſt bloß Wahrheit durch ſie und in ihr, da ſie ſich ſelbſt nicht übertreffen kann, folglich immer ein trügeriſches Organ bleibt, durch das die Wahrheit angeſchaut wird. Der wahrnehmbare Unterſchied des Verſtandes von der Vernunft liegt alſo in ihren Functionen. Die Vernunft erkennt, und der Verſtand formt das Erkannte, und macht es ſo auch erkennbar. Die Vernunft würde aber ohne den Verſtand nicht erkennen, ſo wenig dieſer ohne ſie formen könnte. Beide ſind ſich in ihren Wirkungen aufs engſte coordinirt, und ſo fein in einander verwebt, daß, wenn man ſie trennen wollte, ſie in ein Nichts verſchwinden würden. Es ſey alſo genug, ihre Wirkungskreiſe ausgeſpäht, ihre Functionen erkannt, und ihr immer reges aber unerforſchliches Wechſelwirken angeſtaunt zu haben.

1805. Nr. 64.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 31. Mai.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Aus der Schreibtafel eines Reiſenden.

Die Fahrt nach Capri.

Schwarzgrau rauſchten die Wogen, von weiß aufſpritzendem Schaume beſäumt, und hauchten die eingeſogene kalte Nachtluft über das Geſtade hin. In düſterer Ruhe lagen rund um noch die gewölbten Ufer, und in furchtbar majeſtätiſcher Stille ſtand der Feuerberg da. Ein lichter Schein umzog jetzt die Höhen von Sorrento, die verirrten Dämpfe ſtiegen aus den Thälern auf, und zerfloſſen an den Strahlen der jungen Morgenſonne. — Gottfried ſah in die Wellen hinab, Mac-mahon ſang einige Stellen aus der Odyſſee, wir anderen waren Aug und Ohr.

Als die See ruhiger ward, zogen wir unſere Skizzen-Bücher hervor, und ſuchten einige Linien dieſes herrlichen Gefildes zu erbeuten. Dabei ſprachen wir über dieß und jenes, wozu uns unſere Umgebungen Anlaß gaben. Unter andern bemerkte Theobald mit Recht: es ſey eine der ſchönſten Eigenthümlichkeiten der Kunſt, daß weder das, was andere darin erwerben, noch das, was davon genoſſen wird, die Maſſe ihrer Güter verringere; keiner werde durch den anderen beeinträchtigt; ja, nur in ihrem Reiche geſchehe es, daß ſich die Menſchen nicht allein um das Lebensgut, das aus dem Genuſſe ihrer Schätze entſpringt, nicht beneiden, ſondern daß jeder vielmehr den anderen bereichere, ohne ſelbſt ärmer zu werden.

Bald wendete ſich der Wind; die Strahlen ſchoſſen ſenkrechter auf die Wellen herab, und die Schiffer zogen das Segel auf. Wir erhielten dadurch den doppelten Vortheil der ſchnelleren Fahrt und des Schattens. „Seht, dieſes blinkende Wogen des weiten Meeres — rief Mac-mahon — erinnert mich an Raphaels Galathee in der Farneſina zu Rom. Ich möchte wohl wiſſen — fuhr er fort — warum ſich ſo viele talentvolle junge Künſtler heut zu Tage ausſchließend auf das Hiſtoriſch-Tragiſche legen. Es thut mir oft leid, daß ich ſie jene poetiſche Welt, wo der freie Geiſt zu jeder ſchönen Naturgeſtalt ein höheres Weſen dichtete, ſo ſelten mehr betreten ſehe. Was iſt dieſe Galathee nicht für ein herrliches Bild! Wie ein leiſes Lüftchen an einem Frühlingsmorgen gleitet ſie in ihrer Muſchel über die grüne Meereswieſe hin. Die Nereiden, perſonificirte Wellen, ſind ſchon irdiſcher geſtaltet, aber ihr Ausdruck von harmloſer Fröhlichkeit läßt ihr reines Gemüth nicht verkennen, das ſie würdig macht, die Geführtinnen der ſorgloſen Göttin zu ſeyn. Auch die Bewohner der überflutheten Waſſerhöhlen, die Tritonen und See-Centauren ſind aus ihren Tiefen herauf gekommen, um die Luſtfahrt ihrer Gebieterinn ſchützend zu verherrlichen; dafür zum Lohne fühlen

ſie zuweilen die ſchlanken Arme der Nereiden ſich um ihren Nacken legen, wenn dieſe, von ihren Scherzen ermüdet, ausruhen wollen.“

Bald lag die Inſel, auf die wir los ſegelten, in ihrer völligen Geſtalt vor uns, und die kurze Zeit bis zum Landen ſchwand ſchnell unter dem Anſchauen ihres maleriſchen Characters, der durch die ſeitwärts liegenden Hochufer von Sorrent und Maſſa recht heraus gehoben ward. Wir kehrten bei einem königlichen Unterbeamten ein, an den wir empfohlen waren, denn weder in Capri noch in Anacapri gibt es eine ordentliche Herberge für Fremde. Wir blieben aber nicht lange unter Dach, ſondern durchſtreiften die Gegend rund herum. Die erhabenen Schönheiten der Natur und die fremde antike Bauart der Wohnungen verſetzten uns auf ein Mahl in das graue Alterthum zurück; kein wedderner Anſtrich, kein neuer Zwiſchenſatz unterbrach dieſe ehrwürdigen Formen und die uns begeiſternde Täuſchung. Wie es Abend ward, hatten wir den höchſten Felſengipfel erſtiegen, und wir ſahen gewiß mit mehr Entzücken, auf die unter uns ausgebreitete Herrlichkeit hinab als Xerxes einſt auf ſeine Millionen Sclaven am Hellespont. Es war ein herrliches, lebendiges Panorama voll der hohen Kraft und der zarten Milde des ſüdlichen Himmels. Gegen Norden die weite Bucht und die glänzenden Thürme der Hauptſtadt — dann die ſonnigen Hügel von Bajä und Miſene — in Oſten der kaum erhellte Veſuv — jenſeits von Sorrent der Meerbuſen von Päſtum und die fernen Steinbier von Kalabrien. Vergnügt ruhte der Blick, wenn er gegen Weſten kam, auf dem unendlichen Gewäſſer aus; nur eine ferne Linie trennte die Erde vom lichten Aether.

Mac-mahons Gemüth floß jetzt ganz über, und überſtrömte auch uns mit warmen genialiſchen Ergießungen. „Warum bin ich nicht — fing er wieder ein Mahl an — im Stande, die Gedanken, die Empfindungen, die meine Seele durchblitzen, feſt zu halten, und zu einem claſſiſchen Ganzen vereinigt aufzuſtellen. Ich bin ein Künſtler-Genie — ſprach er — der alten Sprachen mächtig, bin in ihren Geiſt eingedrungen, und mit der geſammten Poeſie vertraut; doch haben mir in meiner früheren Jugend die Mittel gefehlt, mich ungeſtört einem Haupt-Studium zu widmen, durch welches ich mich zum großen Talente hätte ausbilden können; ihr ſelbſt geſteht, daß meinen Skizzen und Studien das Gepräge von Genie nicht mangelt, aber dem ungeübten Auge des Laien erſcheinen ſie wie Hieroglyphen, reizlos und inhaltlos. Das iſt auch ganz natürlich, denn von der bildenden Kunſt begehrt man mit Recht, daß ſie durch deutlich ausgebildete Formen den Blick des Anſchauenden feſſele und ſich ihm erkläre. Was ich von meinen Viſionen niederſchreibe, iſt ohne Einheit, alſo nur Material für Gedichte. Ich weiß wohl, daß es viele unſerer jungen Schöngeiſter nicht ſo genau nehmen, und uns die bloße Mittheilung ihrer individuellen Gefühle, denen ſie durch das gefällige Metrum und den Klang der Wörter eine Art Muſik beigeſellen, als einen großen Zuwachs an innerer Ausbildung der Welt anrühmen: eben ſo gibt es eine große Anzahl junger Gemüther, welche jene Gefühle mit dieſen Dichtern gemeinſchaftlich hegen; aber der Beruf der wahren Kunſt iſt der, aus dieſer Maſſe von geiſtigen Viſionen und Herzensregungen, die man als das Eigenthum der ganzen Menſchheit anſehen muß, ſo zu wählen, daß ein reines Ganze daraus werden kann, welches den, zu deſſen Kenntniß es gebracht wird, in einen beſtimmten Zuſtand der Empfindung ſetzt, und zwar in einen höheren, durch die Macht der Kunſt errungenen, die aus Gefühlen Empfindungen, und aus Empfindungen Ideen ſchafft, die die Gattungen in der Kettenreihe der Dinge von ihren allzu ausgleichenden Uebergängen trennt und ausbebt, von allem Zufälligen befreit, und dadurch eine Sprache der Natur ſelbſt wird, die durch die Entfernung aller zur vorliegenden Sache gehörigen Accente ſich bis zum Gedanken-Metrum erhebt und Ideal genannt wird.“

„Die in dieſem Geiſte ausgebildeten Dichterwerke ſind mit Recht mit dem auszeichnenden Worte „klaſſiſch“ belegt worden. Sie erheben den Geiſt und das Herz, und nähren ohne zu ſättigen; ſie ſtärken und erhalten die Idee von Vollkommenheit, welche hienieden nicht erblickt noch erreicht wird: doch geſtärkter in ſeinen ſchöneren Anlagen tritt der durch ſie veredelte Menſch ins Leben hinaus, und wenn er auch keinen Anlaß findet, groß zu handeln, ſo verwöhnet er doch nicht mit wildem Sinne. Die Tendenz unſerer neueren grabt zu tief nach innen zu. Ein faßlicher Inhalt, ächt künſtig ausgebildet, regt den Geiſt auf in erfriſchende Lebenskraft; da tönen alle verwandte Laute, wie ein fernes Echo, von ſelbſt nach. Doch jede Regung zum Gegenſtande machen — ihre Elemente in die letzten Atome auflöſend — das Gemüth bald in den duftenden Kelch der Blume zu ſenken, bald in Schlachtlärm und Waffengetümmel zu ſtürzen — das löſt nach und nach alles innere Leben auf. Da ich meinen poetiſchen Anfällen nun dieſe claſſiſche Seele nicht einhauchen kann, ſo bin ich auch kein Dichter; irgend einen Gedanken in ein paar Strophen ausſpinnen können, macht

es noch nicht aus. Wenn einer diesen Nahmen verdienen will, muß er sich erprobt haben, ob er das Eigenthümliche seiner Kunst in der Gewalt hat — deutliche und sich abzeichnende Charactere durch fortschreitende Handlung in ein Resultat der höheren Erkenntniß zu vereinigen."

„Aber was dünkt euch — unterbrach ihn Theobald — von unserem Berufe?"

„Das Geschick hat euch ein schönes Loos ertheilt — fuhr er fort. — Ihr seyd da, um Herz und Geist und den schönheitbegehrenden äußeren Sinn in vollkommenem Einklange zu erfüllen. Vor euch breitet sich der reine Spiegel der Natur aus, wie dieses weite stille Gewässer hier unten. Bleibt nur ihr getreu, und reißt euch nicht los von ihr, so werdet ihr auch nie ganz irre gehn, und ein Glück ist es für euch, daß ihr in euren ersten Uebungen schon ihr nothwendig näher kommen müßt, da ihr die Mittel zu den Schöpfungen, die ihr für das Anschauen bestimmt, in ihr aufzusuchen genöthigt seyd. Wollt ihr überhaupt meine Worte freundlich aufnehmen, so kann ich noch einige Bemerkungen, die als Resultate meiner allgemeineren Bildung nicht ganz ohne Werth sind, mittheilen. An die, deren Wirken meinem Daseyn Nahrung gibt, und zu denen ich mich in Liebe hingezogen fühle, kann ich so vielleicht einen Theil der Schuld abtragen, in der ich mich gegen die lebendige, schaffende Welt fühle."

Er sah uns dabei forschend an, ob wir ihm gern zuhören wollten, und fuhr darauf fort: „Wollt ihr wohl thun, so sucht den Keim edler Gesinnungen und schöner Sitten, der uns zu Freunden machte, immer mehr auszubilden und unter euren Gefährten und Schülern zu verbreiten. Es ist nicht gut, wenn die erste Erziehung dieser letzt genannten ist vernachläßigt worden; wer selbst keinen Adel besitzt, der erkennt das Edle nicht, was ihn umgibt, was vor ihm da war, und wird das Schönste verzerren. Sucht jenen Ton einer übel verstandenen Genialität von euch zu verbannen, der der wahren Kunst zuwider ist. Haltet fest auf das Eigenthümliche eurer Kunst, schöne und erhabene Gemüther in den ihnen zukommenden schönen und kräftigen Formen darzustellen; laßt euch nicht irre machen von dem Grübeln und Witzeln und Poetisiren, welches heut zu Tage schon manches junge Talent verwirrt hat. Die Nothwendigkeit, in der bildenden Kunst eine höhere Welt zu erzeugen, tritt auf dem Punkte ein, wo die Dichtkunst nicht mehr hinreicht, und dieser ist anschauliche Darstellung der Schönheit, die keine Vision mehr ist, sondern Wirklichkeit, und wahre Schönheit erzeugt sich nur in der bildenden Kunst. Die Natur mag es bei einem Menschen noch so sehr darauf angelegt haben, etwas Vollkommnes dieser Art hervor zu bringen, so hindert das fortschreitende Leben, die unverhältnißmäßige Thätigkeit der Theile die richtige Ausbildung derselben. Der Dichter mag noch so glücklich schildern, es wird immer auf des Lesers Erfahrungen im Reiche des Schönen ankommen, ob er sich jene Schilderungen zu dem einen Bilde vollenden kann. Wenn sich übrigens eure Kunst auch nothwendiger Weise auf andere Characteristik und anderen Ausdruck erstreckt, so rathe ich euch doch, in Rücksicht der unendlichen Mannigfaltigkeit nicht zu fein unterscheiden zu wollen, weil dieses zur Bedeutungslosigkeit führen könnte."

(Der Beschluß folgt.)

Vißiacodl.

Die Sitte der Hindus, daß die Weiber sich nach dem Tode ihrer Gatten verbrennen lassen, ist der eleganten Welt wenigstens aus der unter dem Titel Lanesse auch auf Deutschlands Bühnen verpflanzten Veuve du Malabar des Lemierre bekannt.

Der jetzt so eben abgerufene brittische Gouverneur in Ostindien, Marquis Wellesley, behauptete in seinem Berichte an die ostindische Compagnie, die Zahl dieser Schlachtopfer betrüge jährlich gegen dreißig tausend. Ein französischer Officier vom Genie, A. Le Gour de Flair, der sich zwanzig Jahre auf der Halbinsel befand, hat neuerlich diese Angabe bestritten, und versichert, während diesem Zeitraume nur ein einziges Beispiel gesehen zu haben, von dem er Augenzeuge war, und dessen Wahrheit er verbürgt. — Er beschreibt diese Scene; es war die Opferung der reizenden Vißiacodl.

Diese Brahminin von Monquer, einer Stadt in Bengalen am Ufer des Ganges, ein himmlisch schönes, blühendes Weib von etwa neunzehn bis zwanzig Jahren, verlor plötzlich ihren Gatten. Sie war von der Kaste der Vadeus, der ersten der Verehrer des Brama, aus welcher die Priester genommen werden. Kaum erfuhr sie vom Arzte den gefährlichen Zustand ihres Gemahls, so erklärte sie ihren Verwandten, daß sie sich mit ihm verbrennen werde.

Ihr Vater bot alles auf, sie zurück zu halten; er suchte vorzüglich ihre mütterliche Zärtlichkeit für hilflose Kinder aufzuregen; er berief sich auf die neuerlichen verbietenden Gesetze.

„Mit Geld — erwiederte sie — werden sie leicht die Erlaubniß erwirken. Ich liebe meine Kinder, aber ich will ihren Vater nicht überleben.“ Unerschütterlich blieb sie bei diesem Vorsatze. Sie pflegte sorglich ihren Gemahl Dopeuerams bis zu seinem letzten Momente. Sie zwang dann ihren Vater Amnardo-Babou, sich zu der brittischen Magistrats-Person zu begeben — er erkaufte die Erlaubniß! —

Den Sitten der Hindus gemäß ward der sterbende Dopeuerams an das Ufer des, bekanntlich vergötterten, Ganges gebracht. Hier starb er nach den gewöhnlichen Abwaschungen ꝛc. Mit trockenen Augen kehrte Vißiacodi mit ihren Kindern nach Hause. Noch hielt sie diese in ihren Armen, als ihr Vater mit einer brennenden Lampe erschien, um die erste Probe zu bestehen.

Das Verlöschen derselben ist der Beweis, daß die Wittwe auf dem Entschlusse des Verbrennens beharrt. Ruhig und heiter löschte Vißiacodi die Lampe aus. Während dieser Ceremonie durften, der Sitte gemäß, ihre Blicke niemanden begegnen. — Sie verließ dann ihre Kinder, und mischte ihre Thränen zu den Thränen ihrer Verwandten. Doch bald entfernte sie sich mit Fassung, um das Abschiedsmahl für ihre Familie selbst zuzubereiten.

Sogleich nach diesem Mahle — in der Sanskritta Ana daal, Opfermahl genannt — verließ sie im weißen Gewande — der Farbe der Trauer — und mit allem ihrem hochzeitlichen Schmucke behängen das Haus, ihre Kinder an der Hand, und von ihnen und ihres Gatten Mutter begleitet. Nach ihrem heiteren Blicke, ihrer ruhigen Haltung hätte man glauben sollen, sie wandle zu einem Feste.

Sie eröffnete den Zug; vor ihr ein Trupp Musicanten, nach ihr ein zahlreiches Gefolge von Verwandten und Zuschauern.

Als sie an dem Rande des Ufers anlangte, heftete sie ihren Blick auf den Holzstoß und die Leiche ihres Gatten. Sie umarmte dann zum letzten Mahle ihre Kinder mit Innigkeit, und gab ein Zeichen, sie zu entfernen.

Sie stieg dann ans Ufer hinab, nahte sich dem Holzstoße, umging ihn drei Mahl, und warf Blumen darauf. Dann stieg sie mit den beiden Müttern zur letzten Reinigung in den Ganges. Sie zog ihr weißes Gewand ab, und bedeckte sich mit einem grauen seidenen Schleier. — Augenblicklich entfernten sich die beiden Mütter. Die leiseste Berührung würde sie nun verunreinigt haben. Während der Ablution opferte sie der Sonne Reis und Blumen, von denen sie drei Hände voll in den Fluß warf. Den Rest legte sie um den Holzstoß ihres Gemahls, um seine Wohlthätigkeit zu ehren. Dann stieg sie wieder in den Ganges, und hielt ein kurzes Gebet. Sie warf nun ihren Verwandten und Freunden von ferne ihren Schmuck zu; ihr Amulet — den Lingam — gab sie ihrer Mutter, um es ihrer Tochter zuzustellen. Sie zerbrach dann ihre Halskette, an der das Ehepfand hing, und warf es, der Sitte gemäß, in den Ganges. Vißiacodi nahm nun Leimen, mischte ihn mit Sand — zum Zeichen der Nichtigkeit des irdischen Daseyns — und bestrich sich damit Stirn und Brust.

Während dem betete sie laut; schöpfte drei Mahl Wasser in der hohlen Hand, und goß es aus; trank es eben so oft — zum Zeichen des Dreyfachen, der drei Attribute der Gottheit.

Dann stieg sie aus dem Flusse, nahte sich einer Fackel, zur zweiten Probe, und verbrannte sich das erste Gelenk des Fingers der rechten Hand. Diese schmerzhafte Operation — während der niemand sich ihr nahen durfte — hielt die reitende Vißiacodi mit bewunderungswerthem Heroismus aus.

Nun stieg sie auf den Holzstoß. Hier rief sie zum ersten Mahle ihren Gatten bei seinem Nahmen, zum Zeichen, daß nun alle Abstufung zwischen ihnen gehoben sey — denn nie darf ein indisches Weib den Nahmen ihres Gatten aussprechen. — Sie warf sich an die linke Seite der Leiche, hob seinen Kopf und legte ihn auf ihren rechten Arm, als ob ihr Gatte noch lebte. Mit der linken ergriff sie dann die Fackel und entzündete den Holzstoß selbst.

Um den Brand zu beschleunigen, warfen die Anwesenden nun Oel und aromatisches Harz in die Flamme, und einige Männer legten lange Bambus-Röhre über den Leib und den Hals des unglücklichen Schlachtopfers. Dieß währte über zwei Stunden, und während dieses langen Zeitraumes entschlüpfte der Armen keine Klage; ihre Züge veränderten sich nicht. Ihre immer gleich heiteren Blicke wendeten sich einige Mahl nach der Gegend, wo ihre Kinder stehen konnten. — Diese allein schienen sie noch zu interessiren. — Die Musik ertönte von neuem — und der Erzähler verließ nun eine Scene, die ihn nach seiner Versicherung so heftig ergriff, daß er einige Tage krank lag.

C.

1805. Nr. 65.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 5. Juni.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Nachricht von einem wenig bekannten Dichter und trefflichen Improvisatoren aus dem siebenzehnten Jahrhunderte, J. P. Veronicius.

Was wir von diesem Veronicius wissen, verdanken wir dem Ant. Woremann und Petrus Rabus. Der erste spricht von ihm im sechsten Capitel seines Buches: „Variae lectiones etc." der zweite hat des Veronicius Gedichte herausgegeben, und in der Vorrede dazu die Erzählung des Woremann mit einigen Zusätzen wiederhohlt *). Jöcher, Hoffmann und die acta eruditorum erwähnen des Veronicius; aber es ist augenscheinlich, daß sie keine andere Quellen gehabt haben, als die vorhergehenden; Bayle und Jselin haben ihn nicht gekannt. — Wir zweifeln daher nicht, daß den meisten Lesern die Bekanntschaft mit diesem sonderbaren Manne und wundersamen Dichter, wie ihn Rabus nennt, angenehm seyn wird; halten es aber für besser, ihnen denselben lebend nach Woremanns Erzählung vorzuführen, als einen trocknen Auszug von biographischen Notizen zu geben. Woremann erzählt folgendes.

*) Wir haben hier die Amsterdammer Ausgabe bei Johann den Doorn 1692 vor uns, unter dem Titel: „P. J. Veronicii poetae incomparabilis, quae extant, P. Rabus recensuit etc." die zugleich eine holländische Uebersetzung von Rabus enthält.

„Als sich der junge, treffliche batavische Dichter Antonides vor ungefähr zwei Jahren in Seeland befand, erzählte ihm zufällig in einer Gesellschaft ein junger Herr außerordentliche Dinge von dem Geiste und dem wunderbaren Gedächtnisse seines Lehrers, und erregte dadurch den Wunsch, diesen Mann zu sehen: die Neugierde aller Anwesenden war durch das Erzählte eben so sehr gespannt, und man ließ ihn rufen. — Siehe da kam ein kleines, schwarzes, dickes Männchen, mit dessen Kleidung kein Bettler getauscht hätte. — Alle staunten; aber indem man ihn näher betrachtete, leuchtete doch etwas Ungemeines und Erhabenes aus seinem Wesen: sein Gesicht hatte einen besonderen Ernst, seine Augen blitzten, und man sah in seinen Armen und Beinen eine wunderbare, immerwährende Regsamkeit. — Neugierig standen alle um den Mann herum, und fragten ihn, ob es wahr sey, was sein Schüler von ihm erzählt hätte. Alles ist wahr — antwortete er — sehr wahr. Als gegen seine Behauptung dennoch Zweifel geäußert wurden, ward Veronicius zornig, fing an zu schimpfen, und nannte die Zweifler Esel und dummes Vieh. Er hatte damahls, wie es ihm oft begegnete, ein Glas zu viel getrunken, und erzählte unglaubliche Dinge von der Gewandtheit seines Geistes und von der Fertigkeit, aus dem Stegreife alle Arten von Verse machen zu können. Man glaubte,

der Wein ſpreche aus ihm; er aber fuhr fort zu erzählen, daß er derjenige ſey, der das Lexicon des Calepinus mit acht hundert Wörtern bereichert habe, der jede Aufgabe ohne Verweilen in zierliche Verſe bringen könne, und der eſt die wöchentlichen holländiſchen Zeitungen auf der Stelle ins Lateiniſche oder Griechiſche überſetzt habe, und zwar in jeder beliebigen Versart, nicht in ungebundener Rede. — Allein als keiner alles dieſes für ein Evangelium hielt, lief das Männchen wie beſeſſen zur Thüre, und machte ſich unter Schmähen und Schimpfen davon.

Am folgenden Tage war die nähmliche Geſellſchaft in dem erſten Gaſthofe zu Middelburg zu einem gemeinſchaftlichen Mittagsmahle zuſammen gekommen. — Hier ſprach man, wie es gewöhnlich über Tiſche bei einem Glaſe Wein geſchieht, von allerhand Dingen, zuletzt von Staatsſachen, und beſonders von einer kurz vorher vorgefallenen Seeſchlacht, worin die Holländer und Seeländer brav gegen die Engländer gefochten hatten. Unter anderen war in derſelben ein Capitain van Haſe, ein ſeeländiſcher Seeheld geblieben, worauf Antonides aus dem Stegreif eine Grabſchrift machte.

Kaum war das trefflich gerathene Epigramm geſagt und aufgeſchrieben worden, als Veronicius von ſeinem Schüler eingeführt ins Zimmer trat. Er entſchuldigte ſich aufs artigſte wegen des vergangenen Tages, und bat, daß man ihm das nicht übel nehmen möchte, was er im Rauſche geſagt hätte; zugleich wiederhohlte er die Verſicherungen ſeines [illegible] Dichter-geiſtes, und erbot ſich auf ſeine Gefahr zu einer Probe, wenn man Luſt daran hätte. Antonides gab ihm die ſo eben verfertigte Grabſchrift, und verlangte darüber ſein Urtheil.

Er las ſie, zählte die Verſe an den Fingern, und ſagte: „Was gilt's, ich gebe ſie gleich lateiniſch zurück?“ Die Anweſenden ſahen ihn mit Verwunderung an, und ſpornten dadurch ſeinen Ehrgeiz; indem ſie unter einander ſprachen, veränderte ſich ſein Geſicht und ſein ganzes Weſen, er zitterte an allen Gliedern, als ob er vom Apoll ergriffen wäre. „Leſet mir jedes Diſtichon vor“ — rief er. Herr Bonzeron, ſelbſt ein trefflicher Dichter, las darauf das Holländiſche, und Veronicius ſagte es auf der Stelle lateiniſch her.

Aber ſo wie er damit fertig war, brach er in ein lautes, erſchütterndes Gelächter aus, und ſchien mit ausgeſtreckten Fingern gleichſam der anderen zu ſpotten. Als dieſe indeſſen ſeiner Gewandtheit die größten Lobſprüche ertheilten, ſiehe! da bekam er Luſt, das nähmliche griechiſch zu verſuchen. Zwei bis drei Mahl rieb er den Kopf, heftete die blitzenden Augen ſtarr auf die Erde, und ſagte dann das ganze Epigramm in einem Athem griechiſch her, indem er ausrief: „da habt ihr's griechiſch!“ — Aber nun fing er aufs neue an, wie zuvor den Satyr zu ſpielen, und konnte ſich in Zeit einer Viertelſtunde vor Lachen und Kichern kaum finden, und er hatte ſeine Sachen ſo gut gemacht, daß Joh. Frid. Gymnich, Profeſſor der griechiſchen Sprache zu Duisburg, der zugegen war, das Griechiſche dem Lateiniſchen noch vorzog. Darauf verſuchte die Geſellſchaft den Veronicius auf vielerlei Art; allein er gab ſolche Beweiſe ſeiner vielumfaſſenden Kenntniſſe in jedem Fache der Gelehrſamkeit, daß alle erſtaunten. Er redete viele Sprachen, und zwar ſo, daß jede ſeine Mutterſprache zu ſeyn ſchien, vorzüglich die franzöſiſche, engliſche und italieniſche, und was die lateiniſche betrifft, ſo brauche ich weiter nichts davon zu ſagen, als daß der gelehrte und berühmte Gronovius ſich fürchtete, mit ihm lateiniſch zu ſprechen. Die griechiſche ſprach er gleichfalls als ſeine Mutterſprache, und liebte ſie vor allen anderen. Er unterhielt ſich einſt in derſelben mit dem vorher genannten berühmten Gymnich, und unterbrach ihn zuletzt mit den Worten: „Es verdrießt mich, mit euch länger griechiſch zu reden; denn meine Schüler, die es nur ein Jahr gelernt haben, ſprechen es warlich beſſer.“ Als dieſe und andere freie Reden einige von den Zuhörern übel aufnahmen, und ihm mit Schlägen drohten, ſtellte er, wie er war, bereit zu allem, ſich ſelbſt zum Streite dar, indem er ausrief:

„Age, ſi quid habes, in me mora non erit ulla.“
„Wohlan, wenn du Luſt haſt, an mir ſolls nicht fehlen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Aus der Schreibtafel eines Reiſenden.

Die Fahrt nach Capri.

(Beſchluß.)

„Wollt ihr aber das Himmliſchzarte göttlicher Unſchuld erreichen, welches in beſtimmten Gegenſtänden gefordert wird, ſo muß euer Gemüth ſelbſt einer ſolchen Stimmung fähig ſeyn. Von Jugend auf muß der Künſtler ſich vor wilder Zügelloſigkeit bewahrt haben. Selbſt einen Hercules darzuſtellen bedarf es nüchterner Beſonnenheit bei aller Fülle des Kraftgefühls, ſonſt wird ein Unhold daraus. Und deßwegen möchte ich den Künſtler in ſolchen Fällen einem Feldherrn vergleichen, der nicht nur mitkämpft in der Schlacht, ſondern auch Tauſende von Kämpfern nach Bedürfniß ordnet und leitet, um das Werk — den Sieg — zu vollenden.“

„Was sagst du aber — frug ihn mein Nachbar — zu dem neueren Mysticismus, von dem sie jetzt behaupten, daß er der wahre Schoß der Kunst sey, weil nur durch ihn Begeisterung möglich, und Kunst ohne Begeisterung nicht gedacht werden könne; woraus dann folgerte, daß, wenn die Leiter des Geheimnißvollen nicht bald wieder zwischen Himmel und Erde aufgestellt würde, um daran hinauf und herab zu steigen, es in kurzem um die wahre Kunst gethan wäre."

„Die das so unbedingt behaupten — erwiderte Macmahon — bezeugen dadurch nur, wie wenig sie damit bekannt sind, welche Anstrengung dazu gehöre, ein vollendetes Kunstwerk zu liefern, und von welcher Beschaffenheit sie sey; sonst würden sie auch wissen, wie weit die Begeisterung hinreicht und wo es mit ihr nicht gethan ist. Sie sagen freilich zuweilen, bloß das Empfangen in der Einbildungskraft sey des Geheimnißvollen benöthigt; aber ich meine, man müßte recht lauen Herzens und trägen Sinnes seyn, um dem braven Künstler ein so stumpfes Gefühl zuzutrauen, und zu glauben, er werde jeder höheren Anschauung und Darstellung durch das Verschwinden des Geheimnißvollen beraubt. Und haben wir denn die Ewigkeit schon so durchschaut, liegen der Dinge Ursprung und ihre Grundverhältnisse denn so offen vor unseren Augen da, daß wir uns gleich daran machen und sie auch zusammensetzen könnten? Ist sie herab gestiegen aus den ewigen Lichträumen jene unbegreifliche Macht, mit der das Schicksal die Menschen beherrscht, und wem hat sie ihre Zwecke verkündet? Möge immerhin der Eigendünkel der Gaulier, wenn sie einen Schritt weiter in der Anatomirung unserer Geistesthätigkeiten gethan haben, wähnen, die Natur nun in ihrer Gewalt zu haben. Wer unbefangen in die Welt hinein blickt, wird noch immer die Schöpfung, wie sie vor Jahrtausenden geschildert ward, erkennen; seine Phantasie findet noch immer reichliche Nahrung in dem hohen Gebäude, das sich rund um ihn erhebt; er wird nicht daran zweifeln, daß Unschuld und innere Ruhe nicht beglücke und schönere Züge bilde, als wilde Leidenschaft und verderbliche Sitten, die Körper und Gemüth zerstören. Allenthalben, wo wir uns unter den Menschen umsehen, finden wir die große Mannigfaltigkeit von Characteren wieder, welche die alten Dichter durch mythologische Dichtungen zu Kunstbegriffen und Kunstgegenständen erhoben haben. Warum diesen Mysticismus in den Künsten, die immer dazu berufen waren, das Mystische der Religionen dem Menschen durch Versinnlichung anzupassen, damit er sich dem Himmlischen näher verwandt fühle." — —

Die Sonne neigte sich jetzt in Westen hinab gegen das flimmernde ätherische Gestade, und leuchtete uns golden ins Antlitz. Unser Bruder Redner wandte sich voll schwärmerischer Begeisterung hin nach dem glühenden Horizonte: „Goldener Wagen! — rief er aus — der du den schönen Gott mit den glänzenden Locken dahin trägst, weile noch, damit ich ihn länger schauen kann. Keine abergläubischen Opfer werden ihm mehr gebracht, kein thörichter Wahn fordert mehr die Enthüllung der Zukunft von ihm; die Nationen liegen nicht mehr auf den Stufen seines Tempels; nur sein Bild ist zurück geblieben, aber mit ihm das Ideal eines vollkommenen männlichen Wesens, dessen Geist eben so stark und behend als sein Körper sich zum Schutze des Schönen bestimmt; keine Spur organischer Kränkung erscheint auf diesem Götterbilde, kein erschlaffter Zug früherer Leidenschaft entstellt sein jugendliches Antlitz. Ist diese Geistes- und Kunstschöpfung nun weniger erhaben, weil wir keine Orakel mehr an dem delphischen Dreifuße hören, ihm keine Hekatomben mehr schlachten." — —

Die eifrige Redseligkeit unsers Freundes veranlaßte noch manchen Einwurf, und gab unserer ganzen Unterhaltung eine ernsthafte Richtung. Aber die Nacht, die jetzt hinter uns hervor brach, mahnte uns zum Rückzuge. Von der Villa des Claudius Tiberius herab leuchteten uns die Hörner des Mondes auf unseren Weg, und mit dem behaglichen Gefühle eines schön verlebten Tages kehrten wir in unsere Wohnung.

S.

Die übel angebrachte Confidence.

Der Herzog von York hatte eine Frau genommen, um sich mit seinem Gewissen in Ruhe zu setzen; dafür glaubte er nun, es mit der Treue nicht so genau halten zu dürfen. Er nahm also, was ihm zuerst in die Hände fiel. Es war Mad. de Carnegy, von deren Grausamkeit man eben nicht viel zu erzählen wußte. Sie war noch ziemlich hübsch und zu gut, um ihren neuen Liebhaber lange schmachten zu lassen. Eine Zeitlang ging alles nach Wunsch, denn Mylord Carnegy befand sich in Schottland; der plötzliche Tod seines Vaters aber war Ursache, daß er in aller Eile als Lord Southesk zurück kam — ein Nahme, der seiner Gemahlinn verhaßt war, über den sie sich aber doch weniger ärgerte, als über die Ankunft dessen, der ihn trug. Mylord hatte von der ihm erwiesenen Ehre schon Wind bekommen, er wollte aber nicht den Eifersüchtigen spielen, sondern der Sache auf den Grund gehen, und

hatte daher ein wachſames Auge auf ſeine Ehehälfte. Dieſe und der Herzog waren zwar ſchon lange auf dem vertrauteſten Fuße, da ſie aber jetzt doch Rückſichten wegen des Mannes zu nehmen hatten, ſo beſuchte er ſie nie allein, ſondern immer in Begleitung von einem dritten.

Talbot war um dieſe Zeit aus Portugall zurück gekommen. Jenes zärtliche Einverſtändniß hatte ſich in ſeiner Abweſenheit entſponnen, und er wußte bloß, daß ſein Herr in eine Madame Southesk verliebt war, ohne dieſe weiter zu kennen. Ein paar Tage nach ſeiner Ankunft nahm ihn der Herzog mit, und ſtellte ihn ihr vor. Nach einigen Complimenten hielt es Talbot für ſchicklich, ſeine Hoheit nicht weiter zu geniren, zog ſich in das Vorzimmer zurück und ſah zum Fenſter hinaus auf die Straße hinab.

Auf ein Mahl fährt ein Wagen am Hauſe an; es ſteigt jemand heraus und kommt die Stiege herauf. Talbot war in Gedanken vertieft, und dachte am wenigſten an das, woran er hätte denken ſollen.

Der Fremde war niemand anders als Lord Southesk ſelbſt, den der Böſe nach ſeiner lieben ſchadenfrohen Gewohnheit dieſes Mahl herbei geführt hatte. Der Herzog hatte ſeine Equipage fortgeſchickt, weil die Southesk ihn verſichert hatte, ihr Herr Gemahl ſey die Bären und wilden Ochſen ſehen gegangen, eine ſeiner Lieblingsunterhaltungen, von welcher er erſt ſpät zurück komme. Lord Southesk dachte daher nichts weniger, als ſo gute Geſellſchaft bei ſich zu finden; was ihn aber wunderte, war, Talbot ganz ruhig in ſeinem Vorzimmer ſitzen zu ſehen. Dabei ſollte es aber nicht bleiben. Talbot hatte ihn, ſeit die Armee aus Flandern zurück gekommen war, nicht geſehen, und da es ihm nicht einfallen konnte, daß er unter der Zeit einen anderen Nahmen angenommen habe, ſo rief er ihm entgegen: „Ei guten Morgen, Carnegy! — und reichte ihm die Hand. — Wo kommſt denn du her, du dicker Balg? Möchteſt wohl auch da hinein zu der Southesk? Aber für dieſes Mahl, mein lieber Schatz! magſt du nur wieder abfahren, denn der Herzog von York iſt darin, und wenn du es niemanden wieder ſagteſt, ſo wollte ich dir es wohl anvertrauen, daß er — ſeine Zeit gerade nicht verliert.“

Was Southesk bei dieſer Apoſtrophe für eine verklüfte Miene gemacht habe, läßt ſich leicht errathen; doch wußte er im Augenblicke nichts geſcheuteres zu thun, als die Treppe hinunter und in den Wagen zu ſitzen; Talbot aber konnte es kaum erwarten, die Geſchichte, die ihm viel Spaß machte, dem Herzoge zu erzählen. Da erfuhr er nun freilich, daß er der einzige war, der gelacht hatte, und er hatte einen gewaltigen Aerger, daß der einfältige Carnegy ſeinen Nahmen hatte verändern müſſen, um ſich eine ſolche Confidence machen zu laſſen.

Die Liebe.

Sonnett.

Wohl Göttliche ſoll man die Liebe nennen,
Vom zart'ſten Hauch' der Himmlischen entſproſſen!
Hat ſie ſich in des Menſchen Bruſt ergoſſen,
Muß ſein Gemüth ſtets nach dem Himmel brennen.

Viel und gewaltig drängt die Welt, zu trennen
Das ſchöne Band unſterblicher Genoſſen,
Mit arger Luſt hält ſie den Geiſt umſchloſſen,
Zu wehren ihm des Göttlichen Erkennen.

Nun wird der Liebe ſüßer Strahl gezündet
In junger Bruſt, und heilige Geſtalten
Entblühn der Erde leeren Schattenreichen;

Des Lebens Schrecken wundervoll entweichen,
Tiefſinnige Moſterien ſich entfalten,
Worin der Hoffnung Sehnſucht zart begründet.

F. A.

Einige Stellen aus einem alten Buche.

Ich habe ein beſtändiger Gut dann ihr; die Kunſt nähmlich iſt mein Gut und beſter Reichthum, kein Dieb kann es mir ſtehlen, kein Feuer, Waſſer oder Räuber nehmen. Man nehme mir auch den Leib, ſo wird man doch die Kunſt nicht nehmen, denn ſie iſt in mir verborgen und ein unbegreifliches Ding; deßhalben geht ſie mit mir dahin wie der Wind. Sehet ein ſolches Gut habe ich, welches übertrifft Haus und Hof, Kleider, Geld, Silber und Gold und all euer Vermögen, dann es iſt beſtändig. Ob ich ſchon das Geld mit guten Geſellen vertumle, ſo iſt doch meinem Hauptgut nichts abgegangen: denn die Kunſt iſt mein Hauptgut, die verläßt mich mit Gottes Hülf nimmermehr.

Es iſt freventlich genug, ein Neues aufzubringen, und das Alte zu verwerfen. So aber Billigkeit da iſt, warum wollt' es dann nicht geſchehen? Dann die Kunſt iſt nicht ein Brauch; das iſt eine Kunſt, die ſich mit den Werken beweiſet.

Die Wahrheit liegt gar in einem kleinen Worte, braucht nicht viel Schwätzens; ſobald aber ein Meer daraus werden will, iſt das Erſaufen geboren.

1805. Nr. 66.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 7. Juni.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Cisrhenaniſche geographiſche Nachrichten.

Zu den vielen Beweiſen, mit welcher Dreiſtigkeit und Unwiſſenheit franzöſiſche Schriftſteller ſo oft über Deutſchland und deutſche Litteratur abſprechen und ſchwätzen, hat M. Chantreau, professeur d'histoire, membre de plusieures sociétés littéraires etc. in einem von ihm herausgegebenen großen hiſtoriſchen und geographiſchen Werke: „Science de l'histoire etc. dediée au premier Consul aujourd'hui Empereur des Français. Tom. 2. Géographie. — Paris. Goujon fils. 1804." wieder einen neuen Beitrag geliefert.

Die in Deutſchland überhaupt übliche Sprache theilt M. Chantreau nähmlich in die deutſche und ſlaviſche, und von der erſten macht er wieder zwei Abtheilungen: die hochdeutſche, die man nach ihm in Oberſachſen, an den vornehmſten deutſchen Höfen und bei den Tribunalen ſpricht, und die plattdeutſche, die in Niederſachſen, Weſtphalen und in Baiern geſprochen wird.

Bei dem Artikel München lernen wir von ihm, daß man dieſe Hauptſtadt Baierns wohl von der an Baiern grenzenden ſchwäbiſchen Grafſchaft München unterſcheiden müße! — und bei Nürnberg, daß hier der berühmte Künſtler Albrecht Dürer geboren ſey, der Erſte, der Holzſchnitte verfertigt habe.

Dieſe wichtigen Nachrichten ſtehen in dem dicken Quartanten auf Seite 138 und 139 neben einander; wer ſich demnach die Mühe geben wollte, alle dieſen ähnliche heraus zu ziehen, würde wahrſcheinlich Hoffnung haben, wenigſtens einen mäßigen Octav-Band zuſammen zu bringen.

E.

Thomaſius.

Den hier folgenden Aufſatz ſchrieb der berühmte treffliche Johannes v. Müller als Vorrede zu einer von H. Luden herausgegebenen Lebensbeſchreibung des Chr. Thomaſius. Ueber den Gehalt dieſer ſchönen gediegenen Worte etwas zu ſagen wäre überflüßig; aber wir zweifeln nicht, den Leſern einen angenehmen Gefallen zu erzeigen, indem wir ſie hier mittheilen und zugleich auf das ganze Buch aufmerkſam machen, deſſen Werth dadurch ſchon hinlänglich beurkundet iſt, daß Müller eine Vorrede dazu ſchrieb.

D. H.

„Wenn neben der Heldenbahn der Eroberer und neben dem öffentlichen Leben der Häupter und oberſten Diener des Staates der Gang der Denkungsart und Wirk-

ſamkeit eines Gelehrten ſeine Annalen verdient, ſo gebührt eigentlich ſolchen die Ehre, die, an Geiſt und Art ausgezeichnet, mit nicht geringerer Weisheit als Wiſſenſchaft auf die Bildung der Menſchheit ihrer und folgender Zeitalter einflußreiche Kraft geäußert. Obſchon Verwaltung und Waffen, wodurch das gemeine Weſen unmittelbar beſteht, natürlich die Aufmerkſamkeit am allgemeinſten feſſeln, ſo unläugbar iſt für unſer Vaterland Europa nicht weniger wichtig, die Fortſchritte oder den Rückgang eines jeden Volkes in ſeiner Cultur zu beobachten. Denn auffallender als zu unſerer Zeit iſt kaum je bewieſen worden, daß nicht phyſiſche Ueberlegenheit noch angelernter Mechanismus, daß Geiſt und Character die Oberhand gibt.

So irrig der Wahn wäre, bei dem raſtloſen Streben der vorzüglichſten Völker ungeſtraft zurück bleiben zu können, ſo eitel wäre die Anmaßung eines Gewalthabers, den Ideenſchatz, das Erbtheil der Jahrhunderte, nach Willkühr ſpärlich unter die Menſchen kommen zu laſſen. Zwei Dinge, die jedem empfänglichen Menſchen ſein Anrecht ſichern, haben in der europäiſchen Republik einen unbeſtechlicheren, muthigeren, unvertilgbareren Demos *), als jener attiſche geweſen, hervor gebracht.

Seit Guttenberg die Druckerei gelehrt, ſeit Religion und Philoſophie durch Luther und Thomaſius in der Mutterſprache vorgetragen wurden, hat die Verbreitung und Verewigung der Kenntniſſe ein Publicum gebildet, welches hin und wieder auf einige, auch längere Zeit, gänzlich aber erſt alsdann verſtummen kann, wenn wahre Sittenverderbniß — Trägheit und Selbſtſucht — ein unwiderſtehliches Weltreich aufkommen laſſen ſollte. Alsdann erſt könnte der Occident, wie China, ſeinen Tſchi-Hoangti bekommen, welcher ſiegreiche, prachtliebende Kaiſer durch Vernichtung der Bücher den Ruhm ſeiner Thaten verdunkelt, und zu dem — nach kaum fünf Jahren erfolgten — Sturze der Herrſchaft ſeines Hauſes hierdurch hauptſächlich beigetragen hat.

Unter den Männern, welchen wir eine fruchtbare und große Verbreitung gemeinnütziger Anſichten und Ueberzeugungen zu danken haben, iſt Chriſtian Thomaſius der vorzüglichſten einer.

Die Früchte der Unternehmung Luthers, welcher den biederen deutſchen Sinn an fremdem Trug zuerſt gerochen, war ſeit mehr als hundert Jahren durch Wortſtreitigkeiten und den Zwang ſcholaſtiſcher Formen beinahe ungenießbar geworden. Die Weisheit, welche für alle iſt, wird ſelten lange in der Einfalt, womit ſie aus der Quelle floß, vorgetragen. Bald wird ihr Zugang, wie mit einem dornigen Geſtrüppe unerhörter Kunſtausdrücke umzäunt; oder man hüllt ſie mumienartig in feſt anliegende Bande, deren Hieroglyphe für die ausſchließende Zunft ſelbſt nur auf einige Zeit klaren Sinn hat. Solcher Maßen war dazumahl auch die Religion — in ihrem Weſen die Tochter des Gefühls und der Anſchauung, in ihrer Form eine aus der höchſten Vorwelt viele erhellende, viele lehrreiche Epochen herunter geführte Ueberlieferung — ein trockenes, ſtachlichtes Syſtem von Dogmen und Controverſen geworden, und die Philoſophie, gebannt in die Schranken der Lehrform eines mißverſtandenen großen Geiſtes, fremd der Natur, ihrer Quelle, fremd der Welt, welche ſie bilden ſollte, ertönte von Katheedern und Bänken mit unnütz verhallendem Geſchrei.

Solchen Mißbräuchen, wodurch viele große und geiſtreiche Völker nicht nur im Joche der Vorurtheile, ſondern in durchgängiger Unbehilflichkeit zurück gehalten werden, begegnete Thomaſius mit kühnem Schritte auf die rechte Art. Wie Cacus nichts mehr fürchtete, als aus der grauſen Höhle hervor gezogen zu werden, ſo iſt dem Reiche der Finſterniß und aller Tyrannei nichts verderblicher, als Enthüllung vor den Augen der Menge. Denn es iſt in unſerer Natur ein Wahrheitsſinn, welcher, einmahl aufgeregt und angeſprochen, ſo lange er den Muth behält, gerade zu ſehen, ſchwer zu täuſchen iſt. Ihm die Oberhand, ihm Thatkraft geben, das heißt eine Nation wahrhaft aufklären.

Hierzu wirkte Thomaſius theils durch die deutſche Sprache ſeines Vortrages, theils durch ſein unaufhörliches Beſtreben, alles klar, alles gemeinnützig zu machen, und zu dem Ende in dem urſprünglichen Weſen ſeiner Tendenz darzuſtellen.

Schwer bleibt jedem auf einer neuen Bahn voraus raſch ſchreitenden Manne jeden Schritt zu meſſen, daß keiner ſeitwärts trete. So mag der Eifer für die Volksſprache, und, in einer Periode ſeines Lebens für eine beſondere Art von Religioſität, Thomaſen für altclaſſiſche Litteratur unempfindlicher gemacht haben. Ganz der Mann ſeiner Zeit, wußte er die Früchte einer verblüheten, ſchöneren Welt nicht nach ihrem Werthe zu ſchätzen, empfahl ſie aber, ohne es zu denken, durch ſeine Lobreden auf Lebensweisheit. — Wo iſt ſo viele, wie bei den Alten? —

Wenn nach ihm über ſelbſt erdachte Begriffe und Vorſtellungen die Ergründung und Beachtung von Thatſachen hin und wieder verſäumt worden ſeyn ſollte, ſo fehlt viel, daß darum Er, ein Mann von den vielſeitigſten Kenntniſſen, einer Verachtung der eigentlichen

*) Volksgemeinde.

Gelehrſamkeit beſchuldiget werden dürfte. Das Schwerfällige, das Ungenießbare nahm er ihr. Daß Leichtſinn, Trägheit und Eitelkeit Wortgepränge dem reellen Gehalte oft vorziehen würden, konnte er ſo wenig als andere Ausſchweifungen hindern. Doch zeigte er den beſten Prüfſtein; auf alles, was dem Menſchen, was dem Staate unnütz iſt, hielt er nie. —

Die er Character einer, nach damahliger Art zu reden, durchaus pragmatiſchen Denkungsart, ſeine helle, freie Anſicht und ſeine lebensvolle Ergreifung der Gegenſtände ward, nach ſeinem Vorgange, wie das Erbtheil der unter ſeiner vorzüglichen Beiwirkung entſtandenen Univerſität Halle. —

Der dem Neide und Verfolgungsgeiſte kaum entwichene Flüchtling fing an, jedem Zweige der Wiſſenſchaften, den er öffentlich unterſuchte, eine neue Geſtalt zu geben, daß er, was man ſonſt nur aus Büchern lernte, jedem in ſich ſelbſt und in der Welt Lauf beſſer zeigte. Die ſeinem Lehrſtuhle gleichſam angebildete Univerſität zeichnete ſich durch gleiche Hinſicht auf das Gemeinnützige aus. Das freie Wirken des Geiſtes war ohne Nachtheil für Ordnung und Sitten, weil auch Thomaſius die muntere Laune und ſein Feuer ſtrenger Sittlichkeit unterwarf, und durch warme Religions-Verehrung den Jünglingen zu zeigen ſuchte, welche Ehrfurcht der Grund aller geſellſchaftlichen Verfaſſung und inneren Glückſeligkeit verdient.

Wie wenn der electriſche Funke einen ſehr empfänglichen Stoff trifft, ſo, als der Maſſe deutſchen Wiſſens und dem ungebrauchten Schatze der unerſchöpflichen Mutterſprache einſtmahls wieder Geiſt und Kraft gegeben ward, in zwanzig, dreißig Jahren ward durch Thomaſius und zu Halle mehr Altes neu beſeelt und benutzbar, als vorher kaum in fünf Mahl ſo langer Zeit.

Die Religions-Wiſſenſchaft, in deren meiſt polemiſchem Vortrage die Dialectik ſonſt die Oberhand hatte, damahls aber eine trübſinnige, harte Methodiſterei ſich einzuſchleichen drohete, ward, was ſie ſollte, einerſeits durch beſſere Forſchung der Urkunde, anderſeits durch wohlthätige Anſtalten. Das iſt die Hauptſache, recht wiſſen, was Gott will, und es thun."

Beſchluß der Nachricht von Veronicius.

Veronicius ſprach vortrefflich über alle griechiſche und römiſche Schriftſteller ohne lange Vorbereitung und wie es der Augenblick gab. Er wußte mit dem größten Scharfſinne das Aechte vom Unächten zu unterſcheiden, und war der feinſte Kritiker, ſowohl in Betreff des Styles als der Sprache und der einzelnen Wörter. Hierzu kam ein wunderbares Gedächtniß, er wußte den ganzen Horaz, den Virgil, die meiſten Werke des Cicero, der beiden Plinius und vieler anderer Schriftſteller auswendig, und ſagte jede Stelle, welche man wollte, mit dem Zuſatze des Buches und des Capitels her, ja ſogar die Zahl der einzelnen Verſe. — Den Juvenal hatte er ſo ſehr inne, daß er nicht nur die Verſe, ſondern faſt die Buchſtaben derſelben angeben konnte. Von den Griechen hatte er ſich den Homer und einige Comödien des Ariſtophanes ſo zu eigen gemacht, daß er auf der Stelle jeden beliebigen Vers herſagte.

Wer aber eigentlich dieſer Veronicius war, das hat er niemahls jemand vertraut; denn ſo oft er nach ſeinem Vaterlande gefragt ward, antwortete er: „Allenthalben, wo es mir wohl geht." — Einige vermutheten, er ſey in Frankreich Profeſſor geweſen, andere hielten ihn für einen Jeſuiten, oder für einen aus einem a deren Orden entſprungenen Mönch; aber alle dieſe Vermuthungen ſind unſicher; nur ſo viel iſt gewiß, daß er mehrere Jahre Frankreich, England, vorzüglich die Niederlande durchſtreift hatte, wie ein anderer Bias- alles mit ſich tragend. Als man ihm ſagte, er verdiene die Stelle eines öffentlichen Lehrers, antwortete er: ein ſolches düſteres Leben gefalle ihm nicht; dagegen unterhielt er ſich, wenn ihm die Luſt ankam oder etwas fehlte, mit Scheerſteinekehren, Meſſerſchleifen und dergleichen niedrigen Dingen. Vor allem aber gefiel er ſich, bei Marktſchreiern den Hanswurſt zu machen, und dem dummen Volke Rüben ſtatt Citronen in die Hände zu ſpielen. — „Um Koſt und Kleidung — ſagte er — bekümmere ich mich wenig; es gilt mir gleich, wie ich einher gehe, und die Natur iſt ja mit wenigem zufrieden." Deſſen ungeachtet erfreuete es ihn ſehr, wenn er an großen Trinkgelagen Theil nehmen konnte; beſonders unter den Hefen des Volkes, von welchen er dann oft in acht Tagen und noch länger nicht weg kam. Auch hat man aus ſeiner bitteren Todesart die Vermuthung, daß er wohl nicht nüchtern geſtorben ſey; denn man fand ihn in einem Sumpfe, erſtickt von Waſſer und Koth. Hierauf ſpielte Herr Beuzeron, ein trefflicher Dichter, in der holländiſchen Grabſchrift an, die er auf ihn verfertigte —

Hier leit een wonderlyke geest,
Hy leefde en stierf gelyk een beest:
Het was een miſselyke sater,
Hy leefde in wyn, en stierf in't water.

Hiermit endet Boremann seine Nachrichten von Beronicius, wobei er noch sagt, daß zur Bürgschaft der Wahrheit des Erzählten der Dichter Antonides und der Professor Johann de Raay noch lebten, die ihn genau gekannt hätten, und oft Zeuge seiner Gelehrsamkeit, seines Gedächtnisses und seiner Fertigkeit im Extemporiren gewesen wären. Rabus setzt gleichfalls in seiner Vorrede zu Beronicius Schriften hinzu, daß sich zu seiner Zeit noch zwei Herren in Rotterdam befunden, denen Beronicius in Seeland Unterricht in der französischen Sprache gegeben hat, und die alles oben von ihm Gesagte völlig bestätigt hätten, so daß also gegen die Darstellung des sonderbaren Mannes kein gerechter Zweifel übrig bleibt. — Die von Rabus herausgegebenen Gedichte des Beronicius enthalten seine Georgarchontomachia in zwei Büchern in lateinischen Hexametern geschrieben, nebst acht Gelegenheitsgedichten, die er sämmtlich aus dem Stegreife gemacht nennt, und wovon das erste sowohl seine Fertigkeit und Stärke im Lateinischen beweiset, als es nicht ohne poetisches Feuer und besonders in historischer Hinsicht merkwürdig ist.

Nachdem dieser Aufsatz längst geschrieben war, ist Rameau's Neffe von Diderot erschienen, nach dem Manuscripte übersetzt und herausgegeben von Göthe, ein Werk, dem zwei berühmte Nahmen hinlänglich zur Empfehlung sind, und worin dieser Vetter der trefflichen Darstellung seiner Persönlichkeit nach als ein wahres Gegenstück zu unserem Beronicius erscheint. Was Diderot von jenem sagt, mag daher auch zum Schlusse von der Originalität des Berenicius gelten, seiner Kenntnisse und besonderen Fähigkeiten unbeschadet.

„Dergleichen Originale — sagt Diderot — kann ich nicht schätzen, andere machen sie zu ihren nächsten Bekannten, sogar zu Freunden. Des Jahrs können sie mich ein Mahl fesseln, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Character von dem gewöhnlichen absticht, und sie die lästige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unsere Erziehung, unsere gesellschaftlichen Conventionen, unsere hergebrachten Anständigkeiten eingeführt haben. Kommt ein solcher in eine Gesellschaft, so ist er ein Krümmchen Sauerteig, der das Ganze hebt, und jedem einen Theil seiner natürlichen Individualität zurück gibt."

J. F. C.

Nach einem croatischen Volksliede.

Der Herbst entflieht,
Die Schwalbe zieht
Hin, wo die schöne Sonne blüht,
In freundliche, warme Gegenden fort.
Und lächelt der Frühling neu herein,
Und schmücket die Erde mit fruchtendem Schimmer,
Dann kehrt zur Liebe geheiligtem Ort
Der muntre Vogel wieder heim,
Und des Liebchens vergißt seine Treue nimmer.

„Treu bleib' ich dir" —
So sagt' er mir —
„Bin bald wieder bei Liebchen hier."
„Ich muß nun über das weite Meer;
Und färbet die Wiese neues Grün,
„Und brechen die Bäume zum neuen Leben,
„Dann eil' zu Feinliebchen ich wieder her.
„Jetzt aber muß ich von dir ziehn,
„Und dem Innern kann ich nicht widerstreben."

Wohl übers Meer
Kommt Frühling her,
Doch kehrt der Geliebte nimmermehr.
Wohl sitz' ich am Ufer in bittrer Pein,
Und sehne mich hin ins ferne Land,
Wohin der Heißallerliebste gegangen —
Doch nimmer bringt's den Geliebten heim!
Dort knüpft den Falschen ein neues Band,
Und sein Herz hat vergessen mein sehnliches Bangen.

Gleich und Ungleich.

Wenn man eine zufällige Zahl von Stücken Geld, die ein anderer in der Hand hält, errathen will, wohin neigt sich die Wahrscheinlichkeit?

Antwort. Auf ungleich.

Ursache. Der Haufe Geldes, von welchem jene zufällige Anzahl Geldstücke weggenommen worden ist, hat gleiche Wahrscheinlichkeit für Gleich und Ungleich. Die in der Hand verborgene Anzahl besteht also nur in dem Falle in eben so vielen gleichen als ungleichen Zahlen, wenn jener Haufe gleich war. Ist er ungleich, so wird die Anzahl der ungleichen Zahlen in der Hand immer um eines größer seyn. Wenn man diese Wahrscheinlichkeit nun in zwei Hälften theilt, so gibt es eine Wahrscheinlichkeit von ein Halb für Ungleich.

1805. Nr. 67.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 10. Juni.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Nachgelaſſene Briefe von Leibnitz, zum erſten Mahle herausgegeben von Feder, unter dem Titel: Commercii epistolici Leibnitiani selecta specimina etc. Hannoverae sumtibus fratrum Hahn. 1805.

Dieſe Briefe des unſterblichen Gelehrten, der ſo mächtig auf ſein Zeitalter wirkte und ewig fortwirken wird in allen kommenden Zeiten, der mit gewaltigem Geiſte in die Tiefen jeder Wiſſenſchaft drang, und das Dunkel erhellte, der faſt mit eben der Leichtigkeit und Klarheit die ſcharfſinnigſten Syſteme aufſtellte und entwickelte, womit wir hier in dem Tone des feinſten galanten Hofmannes mehrere Briefe leſen, welche jene Stärke und jene Tiefe kaum ahnden laſſen; dieſe ſind unſtreitig eines der vorzüglichſten und angenehmſten Geſchenke, die uns die letzte Meſſe gebracht hat, und jeder Leſer wird dafür dem berühmten Herausgeber den innigſten Dank ſagen.

Ihre Anzahl iſt hundert acht und vierzig, größtentheils an und von den berühmteſten Männern der damahligen Zeit, die meiſten in franzöſiſcher, einige in lateiniſcher und deutſcher Sprache geſchrieben, und ihr Inhalt ein reicher Schatz von der mannigfaltigſten Art — ſcharfſinnige Bemerkungen und Beobachtungen, Raiſonnements über die wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens, intereſſante Aufſchlüſſe über die Begebenheiten der Zeit, characteriſtiſche Darſtellungen des Geiſtes derſelben und der Männer, die entweder durch die verliehene Gewalt auf dem Standpuncte, worauf ſie ſtanden, als Mächtige der Erde oder als Gelehrte und Staatsmänner durch die Kraft ihres Geiſtes in derſelben Zeit und auf dieſelbe wirkten: der Könige von England, von Preuſſen, mehrerer Fürſten und Fürſtinnen, des Prinzen Eugen, des Grafen Bonneval, Mallebranche, Bayle, Fontenelle u. a. m. die treffendſte Schilderung des damahligen Gelehrtenverkehrs, eine reiche Quelle zur Darſtellung des Zuſtandes der Wiſſenſchaften und eine Menge unterhaltender, meiſtens unbekannter Anecdoten: kurz, wer dieſe Briefe einmahl zur Hand genommen hat — auch die verſchiedenartigſten Leſer werden ſie ſchwerlich wieder weg legen, ehe ſie damit zu Ende gekommen ſind.

Aber was jedem Verehrer des unſterblichen deutſchen Mannes, deſſen Grabſtätte der Fremde einſt vergebens ſuchte, das Erfreulichſte ſeyn wird, iſt die überall ſo rein durchſcheinende, ſo kräftig anſprechende, wohlthuende und einnehmende Liebenswürdigkeit des großen Philoſophen. Man vergißt nicht, aber — man verehrt Leibnitz den ſcharfſinnigen Metaphyſiker, den großen, ſtrengen Mathematiker, den unermüdeten Geſchichtsfor-

ſcher, den Polyhiſtor im wahren Verſtande des Wortes, und liebt Leibnitz, den Menſchen, den ächten Repräſentanten der Humanität, welches Wort man, eingedenk des häßlichen Mißbrauches und des elenden Schaugepränges unſerer Tage, zu entweihen glaubt, wenn man es, voll von Leibnitzens Würde und des Bewußtſeyns, wie ſehr es ihm zukomme, ausſprechen will.

Wer ihn daher wenig gekannt hat, wer nur weiß, daß er einer der ſchärfſten Denker, der Erfinder tiefſinniger Syſteme, der große, vielumfaſſende und fleißige Gelehrte war, der wird ſich um deſto mehr und angenehmer überraſcht finden, hier ein ganz anderes als ſein Phantaſie-Bild zu ſehen, das er vielleicht abzog von manchem Profeſſor, der geitzend nach vielgeltender Celebrität, mit Mühe einige Compendien zuſammen ſchrieb, oder einige Entdeckungen machte, wodurch er ſich berechtigt hält, wie von der höchſten Höhe des menſchlichen Wiſſens mit ſtolzer Verachtung auf die Menſchlein unten hinab zu ſehen, und ſeine Chef d'oeuvres unterm Arme allenthalben herum zu tragen oder aufzuheben. „Wenn du niederfällſt, und mich anbeteſt."

Man verzeihe dieſe Digreſſion; aber für ſolche Herren ſollte Leibnitz, wenn ſie ſich anders nicht über alle Muſter erhaben glauben, als Muſter dienen, und zur Erbauung könnten ſie vorerſt den vier und vierzigſten Brief, den wir vielleicht nächſtens einmahl überſetzt mittheilen werden, über die berühmte Demoiſelle Antoinette Bourignon, und die vier folgenden in der Zugabe an die Prinzeſſinn von Hohenzollern-Hechingen leſen, worin er beſonders in dem oben gerühmten feinen Tone ſchreibt.

Wir ſchließen dieſe kurze Anzeige mit dem Wunſche, daß das Werk bald viele Leſer finden, und der Herr Herausgeber uns bald die übrigen Briefe mittheilen möge.

P. C.

Die Inſel Iſchia.

Die Inſeln des Südmeeres ſind uns bekannt, und die europäiſchen Inſeln ſelbſt ſind uns größtentheils noch eine terra incognita.

Wer kennt die kleine Inſel Iſchia als höchſtens dem Nahmen nach? Und doch liegt ſie an der Einfahrt des Meerbuſens von Neapel, das tauſend Reiſende beſuchen, beſchreiben — und doch verdient ſie mehr beſucht und bekannt zu werden.

Intereſſant iſt alſo wohl folgender kurze Auszug einer Reiſe von Nicolovius auf dieſen kleinen aber anmuthigen Erdfleck.

Iſchia iſt mit zerſtreuten Wohnungen beſäet, die ſich bis zum Gipfel der Gebirge erſtrecken, wo alle Vegetation, alle Cultur erſtirbt. Die weiß getünchten Häuſer blicken freundlich zwiſchen den Weinbergen und Gärten hervor. Auf der Spitze des Gebirges, das die Inſel — ein erlöſchter Vulcan — bildet, hat man in den Felſen eine Einſiedelei von einer Capelle und drei Zellen gegraben, wo drei Eremiten wohnen, die von den Allmoſen der Einwohner leben. Jährlich wallen dieſe zur Capelle.

Wir waren dort; die Einſiedler empfingen uns herzlich, und bewirtheten uns ſo gut es ihre Armuth erlaubte. Nur einer, ein halb erſtorbener Greis, gab nicht Acht auf uns; früh und Abends kniete er in der Capelle. Wir nutzten einen günſtigen Augenblick, ihm zu nahen, und fragten ihn um ſein Alter. „Ich bin geboren 17—, — erwiederte er — aber ich weiß nicht, in welchem Jahre wir jetzt leben."

Der Aether iſt dort ſtets heiter und rein, der Winter gelind, die Gewürme giftlos, die Quellen heilend. Die Inſel bezahlt keine Abgaben; jährlich beſucht ſie der König und ſtattet arme Mädchen aus.

Wir beſuchten ſie im Lenze zum erſten Mahle. Wir ſuchten in dem Hauptflecken von Iſchia vergebens einen Gaſthof. Man wies uns zu Leuten, die uns willig aufnehmen würden. Ein gutes altes Mütterchen und ein kleines Mädchen waren unſere Wirthinnen. Sie hatten nur zwei kleine Zimmer, die wir mit ihnen theilten. Sie verließen uns nicht einen Augenblick.

Wir kamen im Herbſte wieder dahin, und brachten einige Wochen in der Nähe der Bäder zu. Unſer Hauswirth war ein geborner Sorrentiner, und ſo nannten ihn auch die Einwohner. Er war ein wohlhabender Greis, und beſaß mehrere Weinberge. Seine Gattinn, eine Tochter von ſiebenzehn Jahren und zwei Söhne, dieß war die Familie. Zwei Dienſtmädchen lebten, die Arbeitsſtunden ausgenommen, mit dieſer Familie in der vollkommenſten Gleichheit. Eine arme Verwandte von vierzehn Jahren, Fortunata genannt, war beinahe ſtets im Hauſe. Von der Straße ſtieg man auf eine Treppe in den Hof, der auf zwei Seiten vom Hauſe und auf den anderen vom Weinberge und einer niederen Mauer eingeſchloſſen war. Kein Gemach hing am anderen; jedes hatte eine Thüre auf den Hof, ein kleines Fenſter nahe am Dache oder eine Oeffnung in der Thüre ſelbſt. Dieſe Zimmer waren nur für die Nacht oder die Regenzeit beſtimmt. Außerdem verſammelte man ſich

im Hofe, er iſt der Salon; ein Spalier von Ranken beſchattet ihn zum Theil. Hier wird geſpeiſt.

Abends ward der Hof zum Tanzſaale. Tiſche und Stühle nahm man hinweg und die Stufen vor jedem Zimmer dienten den Zuſchauern zu Sitzen. Nie ſah ich die berühmte neapolitaniſche Tarantelle beſſer tanzen. Gewöhnlich tanzen ſie zwei Mädchen, und die dritte ſingt unter Begleitung des Tamburins. Die Klagen eines Unglücklichen oder von ſeiner Geliebten getrennten, bisweilen der Groll eines verſchmähten Liebhabers ſind das Sujet dieſer Lieder. Bisweilen wird die Madonna — die heilige Jungfrau — und Cupinto — Cupido — zu gleicher Zeit angerufen.

Die Anmuth dieſes Tanzes beſteht in der Mannichfaltigkeit der Attitüden, dem muthwilligen Spiele der Schürzchen, in den bunten Gruppirungen der Tänzerinnen, dem Schalle der Kaſtagnetten oder dem Klatſchen der Finger. Sie verſtehen dieſem Tanze Character zu geben. Fortunata tanzte einſt zum Scherz mit einem plumpen lombardiſchen Bauernburſchen, und drückte den derbſten Spott aus.

Franceſca, die Tochter unſeres Wirthes, und Fortunata beſaßen den Anſtand der feinſten Lebensart. Aber wehe auch dem, dem dieſe fehlte! — nur deßwegen konnte Fortunata die Braut ihres Bruders nicht leiden. Vergebens erhoben wir ihre ſoliden Eigenſchaften, ihren Fleiß, ihre häuslichen Kenntniſſe. „Ganz gut — erwiederte Fortunata — aber ſie iſt häßlich; ſie kann nicht ſpielen, nicht ſingen, nicht tanzen — ſie weiß gar nichts — ſie iſt häßlich, häßlich!“ Nie erhielten wir eine andere Antwort.

Sie fingen bald an, uns zu duzen. Wir fragten, ob ſie das gegen jeden beobachteten? „Nein — erwiederten ſie — wir duzen nur die, denen wir gut ſind.“ Das Wohlwollen ſucht Nahmen; ſie ruhten nicht, bis ſie auch welche für uns gefunden hatten; bébé nannten ſie uns ſtets, und das mit ſichtbarem Vergnügen. Der derbſte unter uns ward Pallone — der Ballen — der jüngſte und friſcheſte, Rosa di Maggio — Mai-Roſe genannt.

Bisweilen beſtiegen wir eine Anhöhe, wo man den Sonnenuntergang und Aufgang des Mondes ſah. Unfern des Fußes des Hügels wohnte eine Frau, Nahmens Maria Giuſeppe. Sobald dieſe uns gewahrte, brachte ſie uns einen Teller mit Früchten, ſetzte ſich traulich zu uns, erzählte uns von ihrem kleinen Hausweſen, der nahen Rückkunft ihres Gatten, den Zurüſtungen zu ſeinem Empfange u. ſ. w.

Allerdings empfingen ſie bißweilen eine kleine Belohnung. Die Einwohner dieſes Himmelſtriches ſind begierig aufs Geld, aber nur wie Kinder, die alles begehren, was ſie ſehen. Ohne an den Werth des Geldes zu denken fordern ſie oft einen ungeheuern Preis für ihre Waaren oder Bemühung, ſind aber gewöhnlich ſogleich mit dem zufrieden, was man ihnen bietet. Gibt man dem Bettler Allmoſen, ſo empfängt er es mit anſcheinender Gleichgiltigkeit, aber nicht aus Undank; er findet es nur ganz einfach, daß man ihn unterſtützt. Nur ſchwer kann man Kindern die Worte: ich bedanke mich, beibringen.

Die Einwohner von Iſchia bedienen ſich ſelten des Wortes Menſch, nur der Benennung Chriſt, und Chriſt heißt bei ihnen ſo viel als Katholik. Indeß ſahen ſie, daß wir ihre kirchliche Gebräuche nicht beobachteten, und blieben gleichgiltig darüber. Selten gehen ihre Andachtsäußerungen weiter als bis zur Mutter Gottes. Ihr empfehlen ſie euch beim Abſchiede, und wünſchen euch eine heilige Nacht — santissima notte. — Den Tod eines Kindes betrachten ſie als eine glückliche Begebenheit. „Du biſt traurig — ſagte Franceſca einſt zu mir, als ein Kind aus unſerer kleinen Caravane ſtarb — du trauerſt; ich weiß was du denkſt. Auch ich denke an dieſes Kind, aber mit Freuden, denn es iſt im Paradieſe.“

Ihre religiöſen Feſte ſind für ſie Freudenfeſte. Schon bei unſerer Ankunft ſagten ſie, wir müßten bis zum Feſte ihres Patrons bleiben; ſie gaben uns ſein Leben zu leſen. Der ſelige Giovane — dieß war ſein Nahme — war von Iſchia gebürtig, wo noch mehrere ſeiner Verwandten und Bekannten lebten. Er war Mönch zu Neapel und ſchon bei ſeinem Leben ſein Ruf von Heiligkeit groß. Einſt folgte er einer Proceſſion, und ſeine Füße berührten den Boden nicht. Ein anderes Mahl ging er durch einen Platzregen, ohne naß zu werden. Am Tage des heiligen Januarius wollte er gleich anderen ſich dem Haupt-Altare nahen, um vor dem wunderrollen Blute zu beten; aber er verlor ſeine Krücke im Gedränge, und blieb traurig an der Kirchthüre ſitzen. Plötzlich flog die Krücke über die Köpfe des jubelnden Volkes durch die Lüfte, und lehnte ſich an die Bruſt des Greiſes u. ſ. w. Wir bezeugten unſerer Wirthin unſer Erſtaunen über ihre Verehrung eines Patrons, der noch nicht canoniſirt war. Sie lachten. „Er ſollte kein Heiliger ſeyn, und hat ſo viele Wunder gethan!“

Endlich erſchien ſein Feſt. Abends war eine allgemeine Beleuchtung. Alle Dächer waren mit Laternen

von gemaltem Papier beſetzt. Tänze und Spiele beſchloſſen den Tag.

Bei unſerer Abreiſe begleitete uns die gutmüthige Familie ans Ufer. — Wir ſahen ſie nicht wieder!“

J. S.

Fliegende Zettel aus dem Reiche der Litteratur.

Die philoſophiſche Eisbahn.

Concurrenz.

Frei iſt und offen die Bahn, ſchon ſieht man gerüſtet die Läufer;
Auf dann, verſucht euer Glück! Viele ja lockte dieß Eis.

Sol-disans.

Wie, ſo bedächtig hinſchleichend am ſchmaleren Rande der Fläche,
Dürft ihr mit vornehmem Trotz' meiſtern die Erſten der Bahn?

Alte Bekannte.

Ob aus dem eng' umſchränkten Revier ſich auch keiner hervor wagt,
Kennt uns der Zuſchauer doch, zählt uns doch auch mit dazu.

Kantianer.

Dieſen Umkreis erzielten wir uns. Da treibt man's gemächlich,
Schweift nicht darüber hinaus, bringt auch zum Centrum nicht hin.

Theön philos.

Weß iſt die edle Geſtalt dort in kühnerem Flug? — längs dem Ufer
Zieht das Rabengeſchrei höhnender Buben ihm nach.

Reſignation.

Aber nun lenket er ſeitwärts; er zieht ans Land ſich zurücke —
Wie? ſchon entziehſt du dich uns, kaum noch die Freude der Bahn?

Herculis clava.

Nenne mir dort in ſchnellerem Laufe den rüſtigen Kämpfer;
Unter ihm krachet die Bahn, Jenen ſchon hätt' er erreicht.

Gefahren der Speculation.

Fern dem forſchenden Blick' auf unbefahrenen Spuren
Plötzlich entſchwindeſt du uns: kommſt nur auch glücklich zurück.

Eile mit Weile.

Spottend möchteſt du gern dem Meiſter nachäffen? Du wirſt noch,
Weilſt du nicht unten am Bord, ſelbſt zum Gelächter dem Volk'.

Der Neuommiſt.

Seht doch, wie rennet der Bock dem tüchtigern Mann' in die Quere!
Ernſthaft wohl ſtellt er ſich an, aber doch iſt's nur ein Spaß.

Der Ueberläufer.

Eilt nicht! o rathet vorher, wo find' ich die ſicherſte Stelle?
Hier und dort, wo ich war, fiel ich noch ſtets — auf den Kopf.

Die Fortſchritte des Zeitalters.

Immer vorwärts! wer wollte die ſichere Bahn nicht verlaſſen,
Preiſet die Menge indeß unſre Progreſſen nur laut.

Das Publicum als Zuſchauer.

Zu den Anfängern.

Stellt euch ſo furchtſam nur nicht! Man läßt ſich hier alles gefallen,
Und, um auch ſelbſt was zu thun, üben wir längſt — die Geduld.

Journaliſten und Recenſenten.

Nur vor den Sprechern am Ufer Reſpect! wie wir theilen die Loſung,
Ruft man ein Pereat hier, wirft man mit Kränzen euch dort.

Der Genius, aus der Ferne.

Aber zu Ende der Bahn, ihr unverwelklichen Kränze,
Schmückt euch dem Sieger zum Lohn, jene, ſie dorren von ſelbſt.

1805. Nr. 68.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 12. Juni.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ueber Character in Hinsicht der Kunst und des gebildeten Lebens.

Was man sich unter Character in der Kunst denkt, ist zwar allgemein bekannt genug, und es ist schon hier und da manches über diesen bedeutenden und in das tägliche Leben selbst so sehr eingreifenden Punct gesagt worden; aber man blieb gewöhnlich bei dem Begriffe und einigen hingeworfenen Aphorismen stehen, ohne die daraus hervor gehenden Folgerungen zum Behufe des Künstlers zusammen zu stellen. Hier also so kurz als möglich: was ist Character — und in wie weit muß der Künstler sich der Genauigkeit desselben nähern, und in wie weit sich von ihr entfernt halten?

So weit als unser äußerer und innerer Sinn an die für uns im Ganzen unübersehbare geistige und physische Natur reicht, bemerken wir mit richtiger Ueberzeugung, daß alle durch unsere Unterscheidungsfähigkeit geordnete Abtheilungen der Natur-Erscheinungen für uns empfindbar und kenntlich von einander unterschieden sind; ferner, daß jedes Einzelne dieser Gattungen sich von jedem andern durch Eigenheiten auszeichnet. So wie aber in unserer ganzen Gegenwärtigkeit sich nicht zwei Dinge befinden, die für den inneren und äußeren Sinn ganz ähnlich wären, so ist auch zu vermuthen, daß sich vor uns und nach uns nie etwas ganz ähnlich wiederhohlt hat, noch wiederhohlen wird. Diese durch den inneren Sinn empfindbare und dem äußeren Sinne kenntliche Eigenheit jeder von uns aufgefundenen Gattung und wieder jedes Einzelnen in der Gattung, nennen wir Character.

Unser innerer Sinn reicht bei weitem nicht hin, um einzusehen, was alles in der physischen oder geistigen Natur möglich ist, aber er ist doch stark genug, um das Unmögliche einzusehen. Vermöge dieser dem Menschen unter allen uns bekannten lebenden Geschöpfen zugetheilten Vorkraft sehen wir richtig ein, daß die ganze Natur nur nach den Gesetzen der uns bekannten Möglichkeit bestehen, sich bewegen und fortleben könne, aber wegen Unermeßlichkeit der Zahl der in ihr existirenden Wesen, und noch größerer Unermeßlichkeit ihrer Character-Züge scheinen uns letztere oft mit ersteren im Widerspruche zu stehen. Ueberdieß hat jede Erscheinung in der physischen und geistigen Natur nebst ihren vielen und bekannten Eigenschaften und Bestimmungen noch sehr viele uns bis jetzt noch unbekannte, deren jede sich den Sinnen in einer anderen Modification ankündigt. Daher sind alle für uns wahrnehmbare und empfindbare Unterscheidungszüge, die eine uns unbekannte Eigenschaft zu einem uns unbe-

kannten Zwecke ahnden lassen, wohl für unsere Vernunftüberzeugung Character-Züge, aber nicht für unsere Empfindung noch für unsere Sinne, folglich auch nicht für die Kunst.

Aus diesen Betrachtungen folgt ganz deutlich, daß — wenn sich die Kunst einen Gegenstand aus den uns bekannten Existenzen oder Ereignissen zur Bearbeitung wählt, ihr erstes Bestreben dieses seyn müsse, daß der ganze Raum und die ganze Zeit, welche das Kunstwerk einnimmt, für die Empfindung und für den Sinn zuerst den uns bekannten Total-Character des Inhaltes und der Eigenschaft in Bezug auf dessen Bestimmung ankündige, und daß jeder einzelne Theil desselben die vollendetsten Kennzeichen seiner Gattung an sich trage, und nur in sofern eigen modificirt seyn dürfe, als es dessen jetziger Bezug auf den im Raume und in der Zeit beschränkten Inhalt des Kunstwerkes erfordert. Finden sich andere Modificationen ein, die da und jetzt weder nöthig noch nützlich sind, so kommen sie in Concurrenz mit dem Nöthigen und Nützlichen, und verhindern deren Wirkung.

Das Vernachläßigen der Gattungs- und Eigenheits-Characterisirung in jeder Kunst erzeugt nur schale, unbedeutende Zusammenhäufung von Worten oder Dingen, die jedem geistig sich bewußten Menschen in seinem bedingten Vorausschreiten den Weg verengen, und daher seinen Unwillen erregen. Dieß ist auch eine der Ursachen, welche öfters Gleichgiltigkeit oder Haß gegen die Künste erwecken, so daß selbst achtungswerthe Menschen, die ihre Macht zu Beschützern derselben machen sollte, sie fern von aller Aufmerksamkeit der öffentlichen Consequenz sich herum treiben lassen.

Das eigenmächtige Characterisiren ohne Achtung für die Gattung und ohne Rücksicht der Bedingtheit auf den vorliegenden Zweck, macht das Kunstwerk in den Sprachkünsten durch unsinnigen Bombast, und in den bildenden Künsten durch unbedingten Sinnenreitz zu einem Ungeheuer, das seiner Abenteuerlichkeit halber die Schwachgeistigen außer sich und doch nirgends wohin bringt, und sie also ihrer Thätigkeit und dem Ruhen der Menschheit entwendet. Diese Ausartung wird von der wild erwachsenen, ungezügelten Phantasie erzeugt, und von der Kunst-Philosophie mit den Nahmen Wortkram und Machwesen bezeichnet. Die Humanität in ihrer männlicheren Kraft sollte solche Impietät gegen Natur und Wahrheit ernster rügen und strafen, als bisher geschehen ist.

Noch ein ungeschicktes Mißhandeln im Bestreben zu Characterisiren ist dieß: wenn der ohne Ruf in das Gebiet der Künste mit profaner Selbstsucht sich Eindringende, gleichsam wie mit Buchstaben hart und auffallend, seine auf den ersten Blick sich aufdringende Einzelnheiten wie ein gezähltes Assortiment neben einander hinstellt, wo die Modification einer jeden ganz allein auf Kosten der Gattung diese unterjocht, und so gegen den Sinn aller Natur und Wahrheit alle Gattungs-Homogeneität, wodurch sie einzig zusammenwirken können, unter ihnen aufhebt. Er vergißt, daß keine Existenz und keine Erscheinung in der ganzen geistigen und physischen Natur bestehet, die so ganz rein nur Eines ist, und folglich keine Mitwirkungs- und Anreihungsbedingtheit mit einer anderen in und an sich trägt. Eine solche Existenz und Erscheinung würde ohne die kleinste moralische noch physische Folge für uns und die Nachwelt auftreten aus der Folgereihe der Ideen und Wesen; dieß ist nicht möglich. — Kunstwerke, die so ganz ohne Zartheit und harmonische Ausdehnung der Empfindung avortirt werden, sind Zerrbilder, die nur jene Menschen zu interessiren scheinen, die alles Schöne und Gute nur vom Hörensagen kennen. Auch für dieses gottvergessene Parodiren der heiligen Natur und für den dadurch zum Afterſinne verbildeten menschlichen Geist muß die Zeit heran kommen, wo man, ohne verderbliche Schonung, sie höhnt und verjagt.

Im nähmlichen Sinne, wie die geistige und physische Natur nach unserer Vernunftüberzeugung alles Einzelne in Bezug auf das von uns bei weitem nicht gekannte All modificirt, müssen auch wir in der kleinen von uns übersehbaren Kunstschöpfung jede Gattung und Gattungs-Modification in Bezug auf deren Inhalt und Bestimmung uns deutlich und erklärbar ausbilden. Zum höheren und reineren Genusse des feinen Kunstliebhabers muß, im Sinne der Natur, jeder Character, nicht ausschließlich für seine jetzige Lage oder Handlung allein, gestattet seyn, es muß seine jetzige Lage alle andere nach unserer Erfahrung homogene Modificationen nicht ausschließen, man muß sie sogar ahnden lassen *).

*) Die großen französischen Trauerspieldichter haben ihre Tugend- und Lasterhelden zu sehr als Ideale von Weisheit und tugendhaften Empfindungen, von Sinnlichkeit und lasterhaften Leidenschaften dargestellt, und in diesem Sinne haben auch ihre Schauspieler sich immer mehr beflissen, diese personificirte Tugenden und Laster vorzustellen, als Menschen unseres gleichen zu scheinen. Im Gegentheile lassen wir Deutsche uns sehr angelegen seyn, alle handelnde Personen zuerst mit dem Gepräge der allgemein bekannten Menschlichkeit zu versehen, dann noch im Laufe der Begebenheiten nach dem Vorbilde der Natur, feine Character-Modificationen mit einzumischen, die in der Handlung nicht

Zum Beiſpiel: der Total-Character des Hercules iſt — Halbgott, in uns bekannter menſchlicher Geſtalt. Sein Gattungs-Character in Bezug auf Kunſt, durch Analogie von uns ſelbſt — die höchſtmöglichſte, auf jeden Fall berechnete phyſiſche Kraft. Für den geiſtigen Sinn trägt er den Character von Biederkeit und Tugendliebe, die ſeinen göttlichen Muth und ſeine Kraft beſeelen. Es iſt klar, daß wenn die Kunſt ihn in dem Moment vorſtellt, da die Tugend oder hohe Liebe und die Wolluſt, jede an ihr Theil zu nehmen ihn bereden will, und er zum Gefährten der erſteren ſich hingibt, ſein Charakter von Kraft und Muth durch den momentanen Ausdruck gemildert werden muß; aber nur ſo, daß man nicht zugleich gerade an den Bändiger der Ungeheuer denkt. So muß hinwiederum, wenn er im Kampfe mit dem Rieſen Antheus begriffen iſt, ſein Ausdruck von thätigem Haſſe den ſanfteren Character von hoher Liebe nicht unwahrſcheinlich machen, und deſſen Kraftäußerung in überflüſſigen Aufwand verſetzen; dieß wäre eben ſo unäſthetiſch, als wenn er mit allen Kräften ſeine Keule ſchwänge, um einen ſchwachen, wehrloſen Böſewicht zu erſchlagen. Wenn im erſten Falle Hercules zwiſchen Tugend und Laſter, zu einzig und zu beſtimmt, hohe zarte Begeiſterung für die Tugend ankündet, ſo iſt deſſen mächtige Geſtalt im Widerſpruche. Läßt der Künſtler ſich verleiten, die Geſtalt aus Liebe für den jetzigen Moment zu mildern, ſo vertilgt er den Gattungs-Character von phyſiſcher Kraft, und ſein Tugendliebhaber iſt nicht mehr Hercules.

(Die Fortſetzung folgt.)

mit Bezug auf dieſelbe in Thätigkeit geſetzt werden, und wir wähnen auf dieſe Art den Kunſtwerken einen höheren Grad von Natürlichkeit zu geben. Dieſen Sinn faſſend oder nicht faſſend werden die Schauſpieler verleitet, ihre Charactere zu viel mit ihrer eigenen Perſönlichkeit zu ſpielen, und ſtellen alſo ſtatt eines Kunſtwerkes nur eine Copie der uns ganz bekannten alltäglichen Erdenmenſchen auf. Hierin liegt auch meiſtens die Urſache, warum bei weitem der größere Theil der deutſchen Schauſpielliebhaber immer neue Theater-Schöpfungen verlangt, und warum man immer wünſcht, daß außer der eigentlichen Schauſpielkunſt die anderen Künſte auch noch ihren Beitrag lieferen, um die Aufführung mehr zu einem ausgedehnteren Schaukunſtſtücke zu characteriſiren. Dieſen im erſten Falle zu ſehr mit geraden Regel-Linien bezeichneten und im zweiten zu ſehr labyrinthähnlichen Gang der Kunſt kann man auf alle andere Künſte anwenden.

Ueber das Baden

in Rückſicht auf die Geſundheit, und über den Gebrauch deſſelben bei älteren und neueren Völkern.

Noch immer iſt die Nützlichkeit und alſo die Nothwendigkeit der Bäder nicht genug anerkannt, und ſie finden noch immer ihre Gegner. Man kann daher vorzüglich dem ſchönen Geſchlechte, das doch im Allgemeinen ſein Intereſſe ſo gern mit Annehmlichkeiten verknüpft, nicht genug beweiſen und darthun, welch einen wichtigen Einfluß das Baden auf ſeine Exiſtenz ausübt. So lange die Frauen dieſes nicht zu einer heiligen Gewohnheit erheben, werden ſie manches ihnen bisher unbekannte Vergnügen entbehren. Noch nie aber war es Ihnen auch ſo nothwendig, durch Bäder dem ungünſtigen Einfluſſe der unbeſtändigen Witterung vorzubeugen, und ſich gegen die rauhe Strenge derſelben zu ſtärken und abzuhärten, als in unſeren Zeiten, wo ſie ihren vorzüglichſten Putz einzig in ihre Reitze ſetzen.

Welche immer unter ihnen die zarten Umriſſe ihres ſchönen Körpers friſch und nett bewahren — oder die nichts verſchonende Hand der Zeit von denſelben ſo lange als möglich abhalten will — verſäume nicht, einem heilſamen Rathe freundliches Gehör zu geben. Aus dem Schoße der Fluthen ſtieg die Göttinn der Schönheit hervor, aus dem Waſſer erhebt ſich ihr Thron.

Am rathſamſten freilich wäre es, der ſtrengen Hygieia zu folgen und die Mode zu verbannen, die ſchon nahe daran war, den größten Putz in ſeine gänzliche Entfernung zu ſetzen. Wollen wir aber einmahl durchaus das Coſtüme der Alten annehmen, ſo müſſen wir auch ihre Sitten und Gebräuche nicht zurück laſſen. Der langſam herbei ſchleichende, ſpät aber gewiß warnende Schmerz wird auch die verſchmähte wärmende Kleidung wieder einführen, aber man mache nur einſtweilen auf der einen Seite ein wenig gut, was auf der anderen ſo muthwillig verderben wird.

Das Anſehen der Bäder ſtützt ſich ſchon auf das graueſte Alterthum. Das älteſte Buch, das wir haben, und worin uns die patriarchaliſchen Sitten des merkwürdigſten Volkes der Erde geſchildert werden, enthält mehrere ſchöne Epiſoden, die ihre Scene im Bade haben. Das erſte, womit der Vater der Gläubigen ſeine himmliſchen Gäſte, die ihn unter der Geſtalt ſchöner Jünglinge beſuchten, gaſtfreundlich bediente, war ein erquickendes Bad. In vollem Glauben an Eliſa ſehen wir den ſtolzen Naaman ſieben Mahl ſeine mit Ausſchlag bedeckten

Glieder in den Jordan tauchen und gesunden — unwillig darüber, daß ein so kleines Wasser im Lande der Hebräer eine Eigenschaft besitze, die die Flüsse seines Vaterlandes entbehren, und ohne daran zu denken, daß der Befehl des Sehers nichts anders war, als der Rath des Weisen, der bei Hautkrankheiten den Gebrauch des Bades empfiehlt.

Unter dem heiteren Himmel und Azur-Blau des Orients war es auch, wo sich diese Sitte am längsten erhielt. Ihr, die durch die Gebote der Religion noch zur Pflicht gemacht ward, verdankte das Volk Gottes lange Zeit jene unvermischten characteristischen Züge, jene kräftigen Formen, welche sie vor allen anderen Völkern auszeichneten. — Große, schwarze, von Wollust glühende Augen, von langen, feuchten Wimpern umschattet, eine schön gebogene Nase, ein kleiner, blühendrother Mund, glänzend weiße Zähne, langes, schwarzes Haar, ein hoher, schlanker und dabei voller Wuchs — so war das Urbild der Töchter Juda, und diese Formen erhielten sich auch deßwegen um so länger, weil ihnen ihre Religion alle Verbindung mit den Söhnen der Fremde verbot. Die Hauptursache aber davon war immer das erwähnte Gesetz, dem alle Völker, die es befolgten, den Vorzug ihrer körperlichen Schönheit verdanken.

Sehn wir nur die stolzen Muselmanen. Geschichtschreiber und Reisende widersprechen sich hundert Mahl in den Angaben über sie, aber alle kommen darin überein, daß das Baden ihren Weibern eine Staatsangelegenheit ist, daß der Mann, der seiner Frau kein eigenes Badzimmer im Hause geben kann, es ihr durchaus nicht verbieten darf, in die öffentlichen Bäder zu gehen, und daß dieß sogar als eine Ursache zur Scheidung angesehen würde. In schönen geräumigen Sälen, die kein männlicher Fuß berührt, auf weichen Polstern herum gelagert, im Kreise ihrer Gespielinnen, verleben sie dort ganze sorgenfreie Tage. Frohe Spiele führen ihnen die Zeit ihrer Kindheit wieder zurück, und halten sie schadlos für die ernsten Pflichten ihrer Hauswirthschaft. Selbst ihre Mahlzeit nehmen sie in den Bädern. Diese halb nackten, dünn verschleierten Mädchen-Gruppen, die so wie sie ihr Alter oder ihre Neigung zusammen fügt, malerisch herum liegen und sitzen, ihren aromatischen Scherbet trinkend, oder den süßen Athem gewährenden Mastix kauend, oder damit beschäftigt, sich einander die seidenen Haare in zierliche Flechten zu knüpfen — welch ein herrliches Schauspiel, dem es an nichts fehlt, als an Zuschauern. Mit entzückender Harmlosigkeit leben und gedeihen sie in diesen befeuchtenden Dämpfen, und gewinnen da jene blühende Schönheit und jenen reichen Embonpoint, auf welchen sie, oder ihre Anbeter vielmehr, so vielen Werth setzen. Wem gebührt aber auch der Vorzug einer solchen frischen Farbe, solcher schöner, regelmäßiger Gesichtszüge — den fröhlichen jungen Weibern, die frei von Harm und Sorgen, den Tag mit muthwilligen Scherzen, mit neu versuchten Tänzen und lustigen Mummereien vertreiben, auf ihre Sopha's hingegossen einander mit leiser Stimme ihre ersten, heimlichen Liebschaften erzählen, und dann dem sanften Schlafe, sobald er ihnen nur winket, in die Arme fallen — oder unseren Schönen, die Nächte lang auf Bällen, bei Prunkgastmählen und am grünen Spieltische zubringen, von Furcht und Hoffnung, Eifersucht und Reue, und tausend anderen Leidenschaften bestürmt, und selbst in der Erfüllung ihrer Wünsche das Vergnügen entbehrend — welche von beiden dürfen wohl mit Recht Anspruch machen auf das hohe Gut einer blühenden, selten unterbrochenen Gesundheit?

(Die Fortsetzung folgt.)

Ich denke dein.

Senkt sich die purpurne Röthe des Abends,
Netzet mit blinkenden Perlen die Wiese der Thau,
Flimmert am bläulichen Himmel das Sternlein der Liebe;
Deiner gedenk' ich, und nimmer, Geliebte!
Nimmer verläßt mich dein liebliches Bild. —

Folget dem Abend die düstere Stille,
Streut der erquickende Schlaf uns den stärkenden Mohn;
O dann umschwebet mich freundlich der gaukelnde Traumgott:
Deiner gedenk' ich, und nimmer, Geliebte!
Nimmer verläßt mich dein liebliches Bild. —

Oeffnet der fröhliche Morgen die Wimper,
Schnell, wie der glänzende Lichtstrahl das Dunkel erhellt,
Schneller erfaßt dich, o Holde! der erste Gedanke:
Deiner gedenk' ich, und nimmer, Geliebte!
Nimmer verläßt mich dein liebliches Bild. —

Schwelle das flatternde Glük mir die Segel,
Gleite vom Zephyr gefächelt auf spiegelnder Bahn,
Oder von Stürmen gepeitschet das Schifflein des Lebens;
Deiner gedenk' ich, und nimmer, Geliebte!
Nimmer verläßt mich dein liebliches Bild.

F. G. C.

1805. Nr. 69.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 14. Juni.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Ueber Character in Hinſicht der Kunſt und des gebildeten Lebens.

(Fortſetzung.)

Im Allgemeinen wird für die Kunſt Character und Ausdruck von einander getrennt: der Deutlichkeit halber iſt dieß recht, nur muß man auf ſeiner Hut ſeyn, durch das gänzliche Trennen den homogenen wechſelſeitigen Einfluß des Einen auf das Andere nicht gänzlich aufzuheben. So gibt es Modificationen des Ausdruckes, die den Total-Character zu einem reineren Gattungs-Character erheben, und wieder andere, die den Gattungs-Character in den unbedingteren Total-Character zurück drängen. Wenn ein Dichter den Brutus aufſtellt, der, gegen das Einreden ſeiner Freunde, ſeine zwei Söhne wegen Vaterlandsverrath zum Tode verurtheilt, und in der poetiſchen Handlung den Brutus juridiſch-theoretiſch ſeine Rechtsgründe aufzählen läßt, da ſcheint er uns nicht mehr Vater, ſondern ein roher Menſch, der zwei Jünglinge der Strenge ſeiner ſelbſt gegebenen Geſetze aus Eigenſinn hinopfert. Wenn hingegen ſein Herz blutet und ſein zarterer Schmerz in Wort und Geberde uns ſichtbar zeigt, wie ſein Inneres zerriſſen iſt, und er uns mit Ausdrücken der Empfindung mehr, als mit Gründen überzeugt, daß die Liebe zum Vaterlande ihn ſo zu handeln zwingt, ſo muß die Liebe zu ſeinen Söhnen, die wirklich in Gefahr ſind, uns erſt die Liebe zum Vaterlande, das nicht mehr in Gefahr iſt, kenntlich machen, und ſo erſt dieſen bewunderungswürdigen heroiſchen Character bilden.

Dieſe nähmliche Aufgabe hat für den Maler noch mehr Character-Schwierigkeiten. Nur ein einziger Moment iſt ihm gegeben, den heldenmüthigen Römer, den Richter und den Vater in einer Perſon aufzuſtellen. Hier iſt klar, daß, wenn er einen dieſer ſich nicht widerſprechenden aber doch verſchiedenen Ausdrücke zu ſehr hervorragen läßt, die anderen weniger vortreten, alſo entweder der Character des Helden, des Richters oder der des Vaters verdrängt wird. Hier kommt es auf den Scharf- und Tiefſinn des Meiſters an, das, was einer dieſer Characktere verlieren muß, in den übrigen Figuren und Umgebungen deutlicher auszuſprechen.

Je mehr wir durch anhaltend ſtrenges Forſchen und Beobachten die Natur nach ihrer Vielſeitigkeit kennen lernen, je mehr ſehen wir, daß im ſtrengſten, bedeutendſten Zuſammenhange alle Einzelheiten, eine der andern, die anderen der einen und auch eine und andere dem Ganzen, und hinwiederum das Ganze der einen unentbehrlich ſind. So bald wir in der Kenntniß der Schätzung

ſo weit gekommen ſind, daß wir dieſe große nicht ganz von uns überſehbare Bedingtheit überzeugend begreifen, ſo bald ſehen wir auch, daß dieſe ganze, weit über unſere Denkkraft ausgedehnte Wirklichkeit das vollendeteſte Ideal aller Kunſt ſey. — Wenn Gegenſtände oder Ereigniſſe aus der Natur von der ſich bewußten Kunſt als unkünſtig verworfen werden, ſo heißt dieſes Verwerfen: unſere Kunſtſchwingungen ſind nicht ausgedehnt genug, und nicht für die höchſtmöglichſt menſchliche Faſſungskraft berechnet, daß wir mit Hofnung der Verſtändlichkeit die Reihe unſerer Einzelheiten im Kunſtwerke ausdehnen, und uns an Zahl und an Verſchiedenheit bis zu dieſen ſo ſchwachen und ſtarken Characteren einlaſſen dürfen. Wenn aber von den Weiſen in der Kunſt ihren Zöglingen Total- Gattungs- oder Einzelheits-Formen aus der geiſtigen oder körperlichen Natur zum Studium oder zum Bearbeiten empfohlen werden, ſo heißt dieß: dieſe Formen liegen ſchon innerhalb unſerer beſchränkten Kenntniß und durch Erfahrung gebildeten Empfindniß, und ſind als kenntliche und empfindbare Charactere, unſere Theilnahme erregend, kunſtmäßig zu bearbeiten.

Wenn zum Beiſpiel ein Maler die Sterbe-Scene eines wohlhabenden alten patriarchaliſchen Landwirthes vorſtellen wollte, der im ſchönen Abendrothe eines heiteren Sommertages unter einer Baum-Gruppe vor ſeinem ländlichen Wohnhauſe im Kreiſe ſeiner Kinder und Enkel mit ſeinem letzten Athemzuge ſeine ſchönen, frommen Nachkömmlinge ſegnet — und wenn jene Baum-Gruppe theils aus alten aſt- und blätterloſen Stümpfen, theils aus geſund ausgewachſenen, aus jungen Bäumen, Bäumchen und zarten Sprößlingen beſteht, ſo mag der Gebildete, der ſeinen Blick darauf wendet, heimlich ahnden, daß die Stümpfe dem Andenken der verſtorbenen Voreltern, der eine aber, bei welchem noch wenige, zur Hälfte welke Blätter ſich zeigen, dem ſterbenden Greiſe, und ſo alle die übrigen immer vom Vater den Kindern mit freundlich frommer Religioſität gepflanzt wurden. Kann der Maler dem ſterbenden Großvater mit dem Character des Sterbenden noch ſo viele Kräfte geben, daß er auf den alles Saftes entbehrenden Baum, der ſeine Liebe zur Heimat ſo oft entflammte, mit der Linken hindeutet, während er die Rechte, von der ſchmerzergriffenen Tochter unterſtützt, Segen ertheilend ausſtreckt, ſo wird es einem ſeyn, als ob der bald verklärte Geiſt des Sterbenden ſeine Kinder und Enkel noch ein [illegible] ermahne, die ewigen Geſetze der Natur zu ehren, und ſich der liebenden Gewalt der Götter zu ergeben, die die Menſchen nicht ahnden würden, wenn ihre Empfindung immer durch Freude und Vergnügen abgeſtumpft, und nie durch Schmerz und Gram wieder empfänglich gemacht würde. — Könnte ohne dieſe Menſchen-Scene, wenn die Malerei allein als Landſchaft noch ſo ſchön und wahr ausgeführt wäre, dieſe Baum-Gruppe äſthetiſch ſchön genannt werden? — Nein! — weil ſie nicht wie bei der bezeichneten Scene characteriſtiſch den naturehrenden Fleiß der Gegendbewohner anzeigte, und in hartem Contraſte mit der Harmonie von Freiheit und Fruchtbarkeit der geſetzten Natur ſich befinden müßte. Drückt bei dieſer Scene die Landſchaft in ihrer ganzen Ausdehnung noch einigen Natur-Segen aus, ſo empfindet man den Eindruck, den die Betrachtung des Gemeinfleißes und der Tierät des uns aufgeſtellten Menſchenſtammes in uns aufregt, und die mit Schwäche und Tod characteriſirten Bäume werden eloquent rührende Bilderſprache, da ſie ſich ohne dieſe Scene wie kalter Nordwind in einem ſanftzärtlich melodirten Hirtengeſang ausnehmen würden.

In einem Kunſtwerke dürfen weder am Total- und Gattungs-Character noch in deren Modificationen keine feineren Züge angebracht werden, als ſolche, deren ganze Erklärung in der Zeit oder im Raume des Kunſtwerkes enthalten iſt. Mit der größten Nachſicht und Billigkeit für den Künſtler und ſein Werk werden uns dieſe zu feinen Züge immer wie Unbedingtheiten erſcheinen, deren jede eine der Bedingtheit gebührende Stelle ausfüllt, und folglich verdrängt.

Die Geſchichte kann nicht von allen Handlungsgründen und Ereignißurſachen Rechenſchaft geben. Ihr iſt genug, wenn das Geſchehene die Möglichkeit der Handlung und des Ereigniſſes verbürgt. Alles was in dieſer Hinſicht der Geſchichtſchreiber thun darf, iſt, daß er da, wo es ſich ohne weitläufiges Raiſonnement thun läßt, ganz kurz ſeine Meinung über die Genealogie der geſchichtlichen Ereigniſſe aufſtellt. Die Dichtkunſt hingegen läßt die Charactere für den Verſtand deutlich alle Begebenheiten erzeugen, die Begebenheiten modificiren jeden Character wieder beſtimmter, und ſo wird durch den Verſtand die Empfindung in Bewegung geſetzt. In Werken der bildenden Künſte aber muß durch Eindruck auf die äußeren Sinne die Empfindung erregt werden, und erſt nach richtigem Bewußtſeyn der Empfindung wird der Verſtand zu ſeiner Thätigkeit aufgefordert. Zufolge dieſer Auseinanderſetzung liegt es dem Dichter mehr ob, im Gebiete der Zeiterſcheinungen phyſiſcher und moraliſcher Natur ſein Wiſſen kunſtmäßig zu erhöhen, und in den bildenden Künſten die Natur der Erſcheinungen im Raume zur Belebung ſeiner Werke kennen zu lernen. Hingegen

muß der bildende Künſtler die Beziehungen und Beſtimmungen der geiſtigen und phyſiſchen Erſcheinungen im Raume forſchend unterſuchen, und wieder mehr bei den Dichtern als in der Natur die Zeiterſcheinungen im künſtigen Zuſammenhange kennen lernen, und dadurch ſeinen Werken für den Verſtand höhere Bedingtheit verſchaffen. Wenn aber in Folge dieſer Betrachtungen bei dem Dichter andere Geiſtesanlagen und bei dem bildenden Künſtler wieder andere in größerer Thätigkeit ſich vorfinden, ſo haben ſie das mit einander gemein, daß ſie, obwohl auf verſchiedenen Wegen, die Empfindung veredeln ſollen, was durch allen Künſten gemeinſchaftliche Poeſie geſchehen muß *).

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber das Baden
in Rückſicht auf die Geſundheit, und über den Gebrauch deſſelben bei älteren und neueren Völkern.

(Fortſetzung.)

Noch habe ich nicht von den Griechen geſprochen — dieſem herrlichen Volke, welches ſich in allem, was ruhmvoll iſt, ſo ſehr ausgezeichnet hat. Aus ihnen gingen jene himmliſchen Geſtalten hervor, deren Götterformen ihre Künſtler begeiſterten, und das Ideal des Schönen in ihnen erzeugten, dem wir noch vergebens nachringen. Zu jeder Stunde des Tages ſtunden dem Volke die öffentlichen Bäder offen, die aus ſechs bis acht großen Sälen beſtanden, wo um ein geringes Geld Hohe und Niedere, alle Claſſen und Stände, von ihren Arbeiten ſich erhohlten, und ihren durch das warme Klima erſchlafften Geiſt neu ſtärken konnten. Man trat dort aus den kalten Sälen nach und nach in immer wärmere, und die Reicheren begaben ſich in die heißen Dampfbäder, wo ſie ſich zuletzt frottiren, und mit wohlriechenden Eſſenzen ſalben ließen. An dieſer Gewohnheit hingen ſie auch ſo ſtark, daß nur eine große allgemeine Noth ſie unterbrechen konnte, und dann ward dieſe Entbehrung als ein religiöſes Opfer angeſehen, durch welches man ſich die Gunſt der Götter wieder zu erwerben hoffte. Sparta's Bürgern, denen ihre ſtrengen Geſetze eher von den Lebensannehmlichkeiten nicht viel zugeſtanden, war das Baden zu gewiſſen Zeiten im Jahre zur Pflicht gemacht, und die ſteilen Höhen des Targetes und die reißenden Fluthen des Eurotas gaben ihrer ſchwarzen Suppe den Wohlgeſchmack.

Unter geheimnißvollem Schleier verbarg die ſchöne Mythologie dieſes Heldenvolkes die ernſteſten Wahrheiten, und heiligte auch ſo den Gebrauch der Bäder durch ſinnreiche Dichtungen. Der Stier, der Europen durch die Fluthen trug, Leda's Schwan — waren Symbole der befruchtenden Kraft des Waſſers, und wenn die Göttinn der Schönheit auf ihrem azurnen Muſchelthrone dem Meere entſtieg, und ſiegreich darauf hin fuhr, oder, ſich in die Geſtalt eines Fiſches verwandelnd, den Verfolgungen des Himmelſtürmers Typhon entzog, ſo wollte das wohl nichts anderes ſagen, als daß in dem Waſſer das ſicherſte Geheimniß die Schönheit zu erhalten, und das zuverläßigſte Mittel gegen die gefährlichſten Krankheiten verborgen liege. Der Styx ſelbſt, die Quelle der ewigen Jugend, und der kaſtaliſche Bach waren Erfindungen dieſes empfänglichen, alles belebenden Volkes, um bildlich anzudeuten, daß man im Waſſer ſich gleichſam wiedergeboren fühlt, daß der Körper dort neue jugendliche Kräfte ſammelt, gleichſam unverwundbar wird, und ſo der Geiſt ſelbſt zu neuer, kühner Thatkraft erwacht.

„Das warme Waſſer — ſagt ſchon der ehrwürdige Vater der Heilkunſt, den bereits zwanzig Jahrhunderte dankbar ehren — Hippocrates — das warme Waſſer gibt der zu harten und geſpannten Haut Gelindigkeit und ſpannt ſie ab, macht die Nerven und Muskeln biegſamer, öffnet die Poren — verdünnt die Säfte, befördert den Schweiß — iſt heilſam für Magere und Fette — ſchlafbringend — das Mittel, eine gute Geſichtsfarbe zu bekommen — hilft bei Convulſionen und Nervenſpannungen, vertreibt Augen- und Ohrenweh ꝛc.“

*) Die ſeit einiger Zeit mehr als ſonſt in Anregung gebrachte Bemerkung, daß die Dichtkunſt ſich manches Mahl mit unpoetiſchen Gegenſtänden befaſſe, oder poetiſche unpoetiſch behandle, hat Anlaß gegeben, im Gegenſatze dieſes Verfahrens einer Poeſie der Poeſie zu erwähnen. Den practiſchen Künſtlern zu lieb, die dieſes leſen, und die den neueren Erſcheinungen in der litterariſchen Welt nicht ſo Schritt vor Schritt gefolgt ſind, will ich ſagen, wie ſie dieſen Ausdruck meiner Meinung nach verſtehen müſſen. — Wenn der Maler zum Beiſpiel wegen Mangel an Bildung und richtigem Gefühle eines Menſchen Porträt in einer gleichgiltigen Stellung und mit einem gleichgiltigen Ausdrucke für den angenommenen blos natürlichen Moment in der beſtimmteſten Correctheit malt, ſo iſt dies eine Malerei ohne Poeſie. Wenn aber ein Künſtler im wahren Sinne des Wortes einen Mann von wohlthätig regem Geiſte, in einer ſeiner Regſamkeit angemeſſenen Stellung und mit einem ſeine ſchöne Empfindung ankündenden Ausdrucke malt, ſo wird dieſes Porträt eine poetiſche Malerei ſeyn. Die Geſchichts- und Allegorie-Malerei aus dieſen zweierlei Geſichtspunkten zu betrachten, wäre wohl das Zweckmäßigſte, aber dies würde gegenwärtige Note zu weit ausdehnen.

Iſt das nicht, als läſe man die Lobpreiſung einer alten Panacee? — Aber der alte Dumoulin, der auch kein Marktſchreier war, ſagt ebenfalls ausdrücklich in ſeinem Teſtamente die merkwürdigen Worte: „Ich ſterbe; aber es leben noch zwei große, geſchickte Aerzte — Diät und Waſſer.

Keine Nation aber hat den Gebrauch der Bäder ſo allgemein gemacht und damit einen ſolchen Luxus getrieben als die Römer. Ein glücklicher Inſtinct riß die Sieger der Hellenen zu dieſer wohlthätigen Neuerung hin, die Aeſculapiades zuerſt und in ſehr vielen Fällen als Heilmittel verordnete. Bald erkohren ſie zum Beſchützer der Bäder — Hercules, den Gott der Stärke. Sie badeten gewöhnlich vor dem Abendeſſen; Wollüſtlinge aber nach demſelben *). Im goldenen Zeitalter des Auguſtus, wo ein Semper im Apollo-Saale über drei hundert Talente koſtete, war der Mißbrauch ſo weit gediehen, daß ſie ſich des Bades bedienten, um vermittelſt einer ſanften Tranſpiration ſchneller zu verdauen, welches freilich beſſer war, als die häufigen Beſuche des Vomitoriums.

Plinius bemerkt, die Bäder ſeyen erſt unter Pompejus häufig beſucht und den Aedilen damahls aufgetragen worden, mehrere bauen zu laſſen. Dion erzählt in dem Leben des Auguſtus, Mäcenas habe das erſte öffentliche Bad gebauet, worauf er viele Nachahmer bekommen. Agrippa ließ, während er Aedil war, hundert und ſiebenzig Bäder erbauen; Nero und ſeine Nachfolger wetteiferten nachher um die Ehre, ſolche Gebäude aufzuführen oder zu verſchönern. Einem Volke, welches das Linnen nicht kannte, ward dieſe Gewohnheit bald zum Bedürfniß. Die Großen ſelbſt badeten ſich dort mit dem großen Haufen, und hatten nicht ſelten ihre politiſchen Abſichten dabei. Die Geſchichtſchreiber verſichern, die Anzahl der Badehäuſer habe ſich bis auf acht hundert belaufen, und wer dieſe alte Kaiſerſtadt auch nur jetzt in ihren erhabenen Ruinen geſehen hat, wird nie der Bäder des Diocletian vergeſſen, an deren ſtolzen Trümmern der Zahn der Zeit ermüdet ausruht.

Vitruv hat uns eine umſtändliche Beſchreibung der öffentlichen Bäder hinterlaſſen. Sie beſtanden nach ihm aus ſieben zuſammenhängenden Zimmern, und was er ſagt, ſtimmt auch mit der Sage überein, deren Wahrheit man an Ort und Stelle beſtätigt findet, und die mehrere ſolcher Ueberbleibſel le sette sale nennt.

Im erſten Zimmer, wo man ſich auskleidete und mit den Strigilis reiben ließ, war das kalte Bad, frigida lavatio — im zweiten ließ man ſich mit Oel ſalben, elaeothesium — in dem dritten kühlte man ſich ab, frigidarium — das vierte war das Vorzimmer zum heißen Zimmer, propnigeum — das fünfte war das warme Bad, caldarium — das ſechste das Dampfbad, tepidarium, das wohl wegen des kurzen Aufenthaltes darin auch laconicum genannt ward — das ſiebente endlich, wo man die Kleider ablegte, apodyterion.

Es ſcheint, als habe ein vollſtändiges Bad darin beſtanden, daß man ſich nach und nach aus einem Zimmer in das andere begab. Die Urſache, warum die Geſundheit durch den ſchnellen Wechſel ſo entgegengeſetzter Temperaturen nicht litt, iſt vielleicht zum Theil auch dem Gebrauche des Oeles zuzuſchreiben, welches durch die Poren drang, das Calorique abſorbirte, und ſo die Haut unempfindlicher gegen dieſe Veränderungen machte.

Zwiſchen dieſen ſieben Zimmern waren aber noch andere, die zu körperlichen Uebungen beſtimmt waren, mit denen man während dem ganzen Bade abwechſelte, und ſo muß wahrſcheinlich das verſtanden werden, was von den Kaiſern Commodus und Galienus erzählt wird, daß ſie täglich fünf bis ſechs Mahl gebadet hätten.

Ich übergehe hier die innere Einrichtung dieſer Bäder, und bemerke nur noch, daß man an dieſen Orten natürlich auf verſchiedene Art nach Verhältniß deſſen, was man darauf wenden wollte, bedient ward. Die Reichen zum Beiſpiel ſaßen auf dem Rande der Badewanne, und ließen ſich von jungen Knaben den Leib zuerſt mit Schwämmen reiben, dann mit einem ſichelförmigen Inſtrumente — Strigilis — welches von Eiſen, Kupfer oder Gold war, ſanft kratzen; in Herculanum fand man dergleichen von verſchiedenen Metallen, auch gab es welche von Schildkröte und Elfenbein.

Damit dieſes Inſtrument nicht zu ſtark angriff, beſtrich man den Leib mit köſtlichen Oelen; dieß geſchah in dem elaeothaesium, dem Salbenzimmer, wo die Salben aufgeſtellt waren. Die Armen waren nicht ſo delicat, ſondern begnügten ſich mit dem kalten Bade, mit einigen Eimern warmen Waſſers, das ſie ſich über die Schultern ſchütten ließen, und wofür ſie nur einen Obol bezahlten.

(Die Fortſetzung folgt nächſtens.)

*) Man hat Unrecht zu glauben, daß ein warmes oder laues Bad vielmehr der Verdauung hinderlich ſey, denn es ſpannt nur die äußeren Fibern ab, theilt aber den inneren Organen durch Vermehrung des Caloriques mehr Ton mit. Kaltes Baden taugt in dieſem Falle nicht für ſchwächliche Menſchen. Celſus und Hippocrates rathen das Baden nach dem Eſſen an, und Ballonius ſagt ausdrücklich: das Bad wirke verſchieden vor und nach der Mahlzeit; im erſten Falle nährt es mager, im andern aber fett.

1805. Nr. 70.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 17. Juni.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Merkwürdige Prophezeiungen aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte.

In einem seltenen Buche: Practica und Prognosticon Johannis Lichtenbergers, zum ersten Mahle in lateinischer Sprache zu Metz gedruckt, und nachher 1528 im Deutschen herausgegeben, finden sich folgende Stellen, die dem Wahrsagergeiste ihres Verfassers keine Schande machen, und den Leser unterhalten werden.

Cap. 13. „O ihr evangelischen Männer, die ihr ein klösterlich Leben führet, merket fleißig darauf, sintemahl die Mulde auf dem Tische zerbrochen ist, und die Klosterregel ist zertheilet, so kann sie sich nicht des Fastens fleißen, sondern muß schwelgen, fressen, saufen und in aller Wollust leben. So fern ist euer geistlicher Geist ausgetrieben, und wird den Guelfis und Gibellinis gegeben werden. — Dadurch wird zu verstehen gegeben, wie die Abteien, Klöster und Prälaturen den Weltlichen werden unterworfen werden, und sie werden schneiden, da sie nicht hin gesäet haben, und werden sammlen, da sie nichts gestreuet haben. — Gleichwie der Orden der Templer ist untergangen, also werden auch die Benedictiner, Auteniter, Cartheuser sambt den Bernhardinern, Prämenstratenſern und anderen ihr Gut verlieren, und fast alle Geistlichkeit wird Leid tragen, und sich betrüben."

Cap. 17. Bei jedem Capitel befindet sich ein Holzschnitt, der auf die in demselben enthaltenen Prophezeiungen Bezug hat, und darin erklärt wird. In dem gegenwärtigen befindet sich das neue französische Wappen, wie Lichtenberg es bestimmt, nähmlich in einer durch eine kräftige geharnischte Hand empor gehaltenen Fahne ein Adler neben den Lilien. In der Erklärung heißt es unter andern;

„O du junger Knabe im Lande der Lilien, höre darauf, und merke eben! — Was ein neuer Topf erstlich in sich fasset, darnach reucht er alle Zeit. Ich bitte dich demüthiglich, druck in die Tafel deines Herzens, welches bisher noch glatt gewesen ist, wie es dann den Königen wohl ziemet, und erforsche, ob du seyst von dem guten oder bösen Hahne; denn von dem guten Hahne findet man einen solchen alten prophetischen Spruch: „Die Lilie wird dem großen Adler zugesellet werden, und er wird sich erheben vom Niedergange bis zum Aufgange gegen den Löwen, der Löwe wird aber keine Hilfe haben, sondern betrogen werden. Auch wird sie einen Ruch von sich geben in deutschen Landen, daher wird sein letztes Lob unter dem Adler fliegen."

Ließe sich hier nicht das neue französische Wappen, der Zug nach Egypten, der Krieg wider den englischen Löwen, die gescheiterte neue Coalition, die ausgelaufene

Toulonerflotte, die den Lord Nelson hinterging, das abgerissene linke Rheinufer und wer weiß was finden? — Aber Lichtenberger spricht noch deutlicher; er sagt: — „Im Buche der Frankreichischen Könige steht geschrieben, daß in den letzten Zeiten ein Kaiser wird erwecket mit dem Nahmen P. — vielleicht hat der Setzer hier bloß das harte P. mit dem weichen B. verwechselt — der wird ein Fürst und eigener Regent seyn fast durch ganz Europa, der soll die Kirchen und den geistlichen Stand reformiren, und zurechte bringen."

Der hocherfahrene Mann, Theophrastus Paracelsus, der sich wohl verstand auf die Prophetenkunst, hat einen eigenen weitläufigen Tractat über Lichtenbergers Weissagungen geschrieben, unter dem Titel: „Interpretatio vaticiniorum Lichtenbergii." Er gesteht diesem zwar viel Einsicht und Würdigkeit zu; doch hat er manches gegen ihn einzuwenden, besonders weil er glaubt, daß „Lichtenberg die Verbindung der Magica mit denen Astris nicht recht gekannt, und die figuram coeli wider die Art ihres Ascendenten verzeichnet habe." — Indessen wird doch der geneigte Leser aus dem Folgenden sattsam ersehen, daß Paracelsus, obwohl er vermöge seiner geheimen Wissenschaft den Lichtenberg hier und da corrigirt, dennoch im Ganzen mit ihm einverstanden, nicht uneben im Weissagen war, und die Begebenheiten unserer Zeit sehr richtig angegeben hat: in seinem sechzehnten Capitel sagt er genau voraus, was in Frankreich wirklich geschehen ist.

„Ihr werdet finden, daß der Kirchen Güter von den Franzosen genommen werden, und Tempel zu Pallästen und Jägerhäusern verordnet, und als seltsam werde seyn ein Pfrundt, die da nicht gehe in des Franzosen Kammer, als ein Hahn der güldene Eyer leget. Auf solches merket, was die Magica mit der Astronomie in gewaltiger Concordirung verordnet."

Ferner sagt er: „Lichtenberg setzet dem frankreichischen König ein groß Widerwärtiges, und das ist wahr, und wird als groß, als es nie gewesen ist; denn Frankreich wird seinen Herrn verlieren, und also elendiglich zerrissen werden von den Skorpionisten, daß sich sein selbst Jupiter erbarmen muß."

Noch heller aber scheint ihm die Zukunft aufgethan gewesen zu seyn, wenn er sagt: „Nun aber ist es offenbar in der figura coeli, daß aus Frankreich einer fallen werde in das römisch deutsche Reich, derselbe werde einen Streif thun, und mit demselben Streif ihm selber einen Adler zueignen, und also sich einen Kaiser nennen, und mit großem Pomp in Frankreich einher gehen, aber selbst nichts Nahmhaftes besitzen."

C....

Ueber Character in Hinsicht der Kunst und des gebildeten Lebens.

(Fortsetzung.)

Ich gehe zum zweiten Theile meiner Betrachtungen über. Im verfeinerten häuslichen und öffentlichen Leben, welches ich Kunstleben nenne, weil in demselben alle unsere Bedürfnisse und Genüsse verschönert werden sollen, sind die Folgen der Bedingtheit und Unbedingtheit im Characterisiren aller ins Leben eingreifenden geistigen und physischen Formen für Sitten, Moralität und Menschenglück von noch größerer Wichtigkeit als in den eigentlichen schönen Künsten *). Die Unbedingtheit des Characterisirens im verfeinerten Leben schadet dem Gemeinwohl unmittelbar und durch die Künste vielleicht eben so sehr, aber nur mittelbar. So lange man sich eingebildet und gesagt hat: dieses oder jenes Gebäude, Kleidungsstück oder Hausgeräthe müsse der Mode wegen so und so seyn, hat man die abenteuerlichsten Gestalten im Reiche dieser Dinge gesehen. Man besinne sich nur, wie sinnlos in der Baukunst zum Beispiel unter Ludwig XV. in Frankreich zuletzt noch der königliche Architekt Blondel und vor ihm viele andere ihre Kunst ausübten. Wo nur Raum und Gelegenheit sich darbot, wurden Vor- und Rücksprünge, auch schlangenlinige Aus- und Einbeugungen an Gebäuden sowohl als am Hausgeräthe angebracht, die immer so viel möglich die rechtwinkelige, vernünftigere Eintheilung des vorhandenen Raumes durch gerade Linien verdrängten, und wo sich dieses nicht thun ließ, sie wenigstens verbergen mußten. Als Zierathen, sogar an Wohngebäuden, wurden Köpfe ohne Hälse mit gewaltsam verzerrten Gesichtszügen, von stachligem Muschelwesen umgeben, angebracht, die den Eintretenden, in die Geheimnisse der Mode Uneingeweihten, gleichsam auf seiner Hut zu seyn und draussen zu bleiben warnten. Faßte er aber doch den Muth einzutreten, so erblickte er im Inneren der Gemächer an den Wänden chinesische

*) Nur muß hier nicht außer Acht gelassen werden, daß die schönen Künste das meiste beitragen, in dem höher verfeinerten Leben den so genannten Ton anzugeben, der, sobald er eine Art von Autorität erhalten, der gute Ton genannt wird; gleichviel, ob er in den Augen der Vernunft der rechtmäßige ist.

Tapeten *), die zum Glück in Rückſicht jeder Art von Wahrheit ſchlecht ſind. In dieſen Tapeten ſah er häßliche Menſchengeſtalten, die ſich mit Monſtern herum balgen oder ihnen Opfer bringen. Weil aber die Liebhaber des Zeitgeſchmackes nicht immer reich genug waren, dieſe theuern Häßlichkeiten als Original zu haben, ſo thaten unſere europäiſchen Maler ihren eigenen Empfindungen Gewalt an, und quälten ihren geſunden Menſchenſinn ſo lange, bis ſie dieſe Abſcheulichkeiten zur Augenweide ihrer Patrone täuſchend nachzubilden wußten. Sobald das Gelingen dieſer Verſuche bekannt ward, nahmen auch die Bildhauer alle ihre Verbildungskräfte zuſammen, und verfertigten, oft durch Brotnoth dazu angetrieben, in ihrer barbariſchen Begeiſterung dickwampige und dickköpfige Menſchenläſterungen und ſpitzrachige, giftige Drachengeſtalten, ſetzten die erſteren auf die Zinnen der Badhäuſer, und die letzteren in die Gemächer auf marmorne Baddecken, um dort kaltes und warmes Waſſer auszuſpeien. Zu dieſen unnatürlichen Anſchauungen ward das regbare junge Weib, das vielleicht ein zartes Kind im Schoße trug, ſchon im Garten, der ſie dahin führte, durch Alleen von Bäumen vorbereitet, die von dem, die heilige Natur marternden Kunſtgärtner, in Zwergen, Rieſen, Vögel u. d. gl. umgeſtaltet waren, oder durch ſeltſame mit großem Geldaufwande bewirkte Waſſerkunſtſtücke, die zwiſchen einer Maſſe von Weiber- Kinder- und Thierungeheuern widerſinnig hervor getrieben wurden **).

Im Inneren der vornehmeren Wohnungen waren die Betten wie mit dem Hobel geebnet, und auf ihren Decken erblickte man ein ganzes Syſtem von in einander geſchlungenen ſchnecken- und muſchelförmig geſtickten Zierrathen. Trumeau-Tiſche, Canapes und Stühle mit ſo viel wie möglich gekrümmten Füßen, ſo weiß wie möglich getüncht, mußten den weißen Marmor oder das Porcellain nachahmen, und man befürchtete beim Gebrauche derſelben oft, ſie zu zerbrechen; überdieß waren ſie noch mit Muſchelwerk und mit weiten oder friſchen vergoldeten Blumen verziert, die beim Sitzen einem unangenehm in den Rücken oder in die Beine ſchnitten. Aufſätze, Schüſſeln und alle andere Tiſchgefäße bei feſtlich feierlichen Gaſtmählern, ſie mochten von Porcellain, von Silber oder von Gold ſeyn, ſahen wegen der Abenteuerlichkeit ihrer Geſtalt wie von einer biſarren Natur erzeugte Phänomene aus, die zu gar keinem Gebrauche beſtimmt und geeignet ſind, und deren man ſich nur ſo zufällig bedient. So wie mit den Gebäuden und Geräthen gingen die Menſchen der höheren Stände mit ſich ſelbſt um. Je ſtrenger man ſich des Standes und des Reichthumes wegen an die Geſetze des guten Tones und der Mode gebunden glaubte, je mehr mußte im anſtandmäßigen Putze bei beiden Geſchlechtern die menſchliche Urgeſtalt verborgen, und wo ſichs thun ließ verdrängt werden. — Unter den Haarkünſtlern war der der geprieſenſte, der mit Fett und Puder am meiſten die Haare theils in eine ſchaumartige Maſſe theils in harte Cylinder- oder Nußförmige Geſtalten verwandeln konnte. Des Mannes feſtliches Kleid, wo es am Leibe nur anliegen ſollte, mußte es denſelben einengen, und wo dieß nicht mehr thunlich war, wie auf den Aufſchlägen, wo der Arm gegen die Hand zu ſich ſo ſchön verdünnt, ward er mit einem viereckigen, brettartigen Aufſchlage verunſtaltet, und am Rocke unter den Hüften mußten eine Menge gleicher Falten ſich um die Schenkel weitläufig herum biegen, die das Gehen erſchwerten. An Höfen bei Gala-Tagen mußten dieſe Kleider von Silber- oder Goldſtoffen ſeyn, die auf den erſten Blick wie verſilbertes und vergoldetes Blech ausſahen. Die Damen jeden Alters ließen von ihrer Geſtalt nichts ungekränkt, als die Geſichtstheile, Hals, Bruſt und Arme. Über gleich unter dem Buſen mußten Lunge, Rippen, Magen und alle übrigen Eingeweide bis unter die Hüften künſtlich bis zur äußerſten Möglichkeit mit einer harten, damahls noch nicht elaſtiſchen Maſchine zuſammen gedrängt werden, ſo daß man in gewiſſenhaften Familien die Töchter nur wenig eſſen ließ, damit dieſe Putz-Operation beſſer vorgenommen werden konnte: von da bis zu den Füßen bedeckte den kleineren Theil des Unterleibes, die Schenkel und Beine eine Fläche, die zwei Mahl ſo breit als hoch war, und auf welcher von Spitzen oder anderen Koſtbarkeiten eine ganze Decoration ſymmetriſch ausgedehnt

*) In China iſt durch das Geſetz dafür geſorgt, daß der Geſchmack nie ſich bilde.

**) Ich glaube, dieſe Kunſtgärtner hätten, wenn es in ihrer Macht geſtanden wäre, auch noch die grüne Farbe verdrängt. In Weitzechheim, zwei Stunden von Würzburg, ſah ich noch vor kurzem Sphinxe mit Entelopp-Mänteln und mit dem unſinnigſten Kopfputze von Federn, aus der ſinnloſeſten Mode-Epoche unſerer Zeitverwandten, deren Geſichter im nähmlichen Sinne, wie die übrigen in dem von grünen Wänden erbauten Garten zerſtreuten ſteinernen Götter-Monſtern characteriſirt ſind. An allen dieſen Ideen von Unſinn und Häßlichkeit zeigen ſich ſo viele mechaniſche Kunſtfähigkeiten, daß man deutlich ſieht, der Verfertiger habe die Uebungen derſelben ſo in ſeiner Gewalt gehabt, daß er alles produciren konnte, was ſeine verbildete Imagination ſeinem Geiſte darſtellte. Dieſe Anſtrengungen der Afterkunſt ſollte man in Muſäen als Schreck- und Warnungsbilder aufſtellen, damit immer die älteren Künſtler und die mächtigen Kunſtliebhaber die Nothwendigkeit einer Kunſt-Polizei vor Augen hätten.

ward. Dieſe Putzkunſtgriffe verwandelten die vornehmeren Menſchen beider Geſchlechter in Sclaven, die verurtheilt waren, alle Kennzeichen ihrer gemeinſchaftlichen Thorheiten und ihres Unſinnes zur Schau zu tragen.

War es unter dieſen Verhältniſſen der Mode und des Geſchmackes wohl möglich, daß in der unnatürlichen Anſtrengung an allen Dingen und an ſich ſelbſt, alles Characteriſtiſche für den innereu und äußeren Sinn zu verdrängen und zu verbergen, ſich noch einige Achtung für Natur und Wahrheit erhalten konnte — und doch geſchah es. Denn die Liebe zur Wahrheit und Natur iſt dem menſchlichen Geiſte ſo eingeeignet, daß ſie durch Beförderung der Barbarei bei einzelnen Völkern, Kaſten, Ständen und Individuen nur gelähmt, aber nicht zerſtöhret werden kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Phantaſien.

1. Faun und Nymphe auf einem Campe.

Zartes Gebild, der erfindſamen Kunſt helleniſcher Meiſter
Sprößling, vom kleinen Bezirk ſtrebeſt du reitzend hervor,
Halb angehörend der rundligen Fläche des ſchimmernden Steines,
Wie ſie Porgoteles einſt zierlich mit Formen belebt;
Immer verführſt du das Auge, die Fülle des Lebens zu ſchauen,
Die nach der Schönheit Geheiß frei in dem Umkreiſ' ſich regt.
Wie du auch farblos erſcheinſt, von dem Umriſſ' der ſchwebenden Gruppe
Steiget die Blüte der Form lieblich vereint vor uns auf.
Strebend hüpfet das Mädchen hervor, wie der Faun ſich im Tanze
Hin zu ihr drängt, und im Flug' kaum noch die Eilende haſcht:
Beiden erglühen die Sinne von Bacchus begeiſternden Gaben,
Sieh, und des Gottes Gewalt treibet ſie, kreiſend in Luſt;
Aber der heilige Taumel, zu fröhlichen Tänzen ſie ladend,
Treibt nicht den raſenden Sinn hin zu Pentheiſcher Wuth.
Eben entfiel dir, o Faun! der leichte, bebänderte Thyrſus,
Wie du mit flüchtiger Hand halb die Bacchantinn umſchlingſt;
Doch in der Linken noch ſchwingſt du empor den geringelten Becher,
Daß dir auch ferner den Muth Bromios Spende erneut,
Und zertheilet umwallet die blühenden Schultern und Hüften
Frei die Nebride, bewegt ſträubt ſich das krauſige Haar.
Aber es tobet die Nymphe, getrieben vom mächtigen Weingott
Achtet ſie kaum nur des Fauns, fühlet ſich muthig und frei;
Schüttelnd das Tamburin hoch zu Haupte, und ſchwingend den Thyrſus,
Flieht ſie dahin, und entſchlüpft eilend dem lüſternen Arm'.
Sieh, wie ſich hebt der entfeſſelte Buſen, und wie des Gewandes
Kräuſelnder Saum ſich ſchlingt über dem üppigen Knie!
Wie ſich im Winde zerſtreuet das flammende Haar, wie der Boden
Kaum berühret uns dünkt von der Hinſchwebenden Tritt!
Aber bald ſinkt die Begierde der flüchtigen, wilden Bewegung,
Und der gemilderte Reitz ſinnet auf andere Luſt,
Daß von den Tänzen ermattet ſich ſehnt die erglühende Nymphe
Selbſt in die Arme des Fauns, der ſie begierig verfolgt.
Beiden, erhitzet im Tanz von des Weingotts berauſchendem Nectar,
Werde durch Bacchus nun ſelbſt liebliche Kühlung gewährt:
Seht, es umſchlinget euch ſchon, es vereint euch die ſchattige Rebe *)
Hier unter Bacchus Gezelt froh in den Armen der Ruh.

B. J. D.

*) Statt der gewöhnlichen Einfaſſung geſchnittener Steine ſchlingt ſich eine Guirlande von Weinlaub zu beiden Seiten der Figuren hinauf.

1805. Nr. 71.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 19. Juni.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ein Brief von Leibnitz über die Mademoiselle Bourignon *).

(Aus dem Französischen.)

Sie haben mir Ihr Buch nur auf eine so kurze Zeit zukommen lassen, daß es anmaßend von mir seyn würde, darüber gänzlich absprechen zu wollen. Ich werde Ihnen daher bloß das sagen, was mir in Betreff der Person und der Lehre der Mademoiselle von Bourignon wahrscheinlich scheint, mit der Bedingung, daß Sie mein Herr! mir nichts übel deuten. Was ihre Person betrifft, so glaube ich, daß sie viel Eifer hat; allein ich weiß nicht, ob dieser mit genugsamer Einsicht und Liebe verbunden ist. Bald nennt sie sich die einzige wahre Christin, bald die Mutter der Gläubigen. Sie rühmt sich des heiligen Geistes, und versichert, alle ihre Wissenschaft auf übernatürlichen Wegen erhalten zu haben; dennoch ist sie heftig erbost gegen diejenigen, die sich nicht gleich zu allem verstehen, was sie vorbringt, und behandelt sie wie Menschen, die der Teufel in seinen Stricken hat, und es herrscht durchgängig eine gewisse stolze und gebieterische Manier in ihren Schriften, die mir zu weit von der Demuth entfernt scheint, die uns Gott empfiehlt. Ich habe es gelesen, was sie darüber zu ihrer Rechtfertigung sagt: allein es genügt mir nicht. Sie sagt, die Worte Mutter der Gläubigen wären ihr aus der Feder gefallen, sie wäre im Begriff gewesen, dieselben auszulöschen, aber der Herr habe es ihr verboten. — Ich möchte aber wissen, durch was für Zeichen sie erkennen konnte, daß jene Bewegung von dem Herrn kam? „Dine hunc ardorem mentibus addunt Euryale an sua cuique Deus fit dira cupido?“ — Hätte sie nichts gethan, als Glauben und Liebe geprediget, wie es doch deutlich die Schrift befiehlt, so wäre es lächerlich, nach Beweisen ihrer Sendung zu fragen; allein sie führt einzelne besondere Dinge an, die man ohne eine Offenbarung nicht wissen kann. Zum Beispiel: daß der Antichrist schon geboren sey, daß er die römische Kirche zerstören, und keinen Stein auf dem andern lassen, daß Jesus Christus sein sichtbares Reich beginnen werde, und daß es unnütz sey, sich um Abstellung der Mißbräuche zu bemühen, weil doch bald alles eine neue Gestalt gewinnen werde. Es scheint mir, daß sie geneigt ist, den

*) Diese Mademoiselle Antoinette Bourignon ist die nämliche, wovon schon neulich in diesen Blättern Nr. 54. bei dem Leben des Quirinus Kuhlmann die Rede war. Sie ward 1616 geboren und starb 1680. Eine ausführliche Lebensbeschreibung derselben findet sich in Bayle's Dictionär und Arnolds Ketzergeschichte. — Dieser Brief ist in der neu erschienenen Sammlung von Leibnitzens Briefen der hundert vier und vierzigste.

falſchen Meſſias der Juden, der neulich in Natolien ſo viele Händel gemacht hat, für den Antichriſt zu halten. Sehen Sie darüber den dreizehnten Brief der dritten Abtheilung in dem Grab der falſchen Theologie Seite 188 nach; aber die Zeit hat dieſe ihre Vermuthung zu Schanden gemacht, und ich fürchte, daß die übrigen nicht beſſer gegründet ſind.

In Hamburg war ein Oberſt der Artillerie, Nahmens Bertrand de la Coſte; dieſer Mann machte eine angebliche Quadratur des Cirkels bekannt, und eignete ſie Mademoiſelle Antoinetten zu. Er ſagt, daß er beſonders erleuchtet, und dadurch in den Stand geſetzt worden ſey, die Menſchen mit dem unbekannten Geheimniſſe bekannt machen zu können. Mit einem Worte er ſagt, daß Antoinette das A in der Theologie, und Bertrand das B in der Mathematik ſey. — Ich möchte wohl wiſſen, wie ihr dieſe Zueignung gefallen hat.

Doch wir wollen uns um ihre Perſon nicht weiter bekümmern, oder laſſen Sie uns vielmehr ſo vortheilhaft davon urtheilen, wie es möglich iſt; denn ich meines Theils bin ſchon von Natur geneigt, alles von der beſten Seite zu betrachten, und was mir an den Abhandlungen der Mademoiſelle Bourignon am meiſten zuwider iſt, das iſt ihr vorſchnelles Verdammen, etwas, das ſich häufig bei wohldenkenden Menſchen findet. Zu wenig mit der Welt bekannt, halten ſie die Menſchen für böſer, als ſie in der That ſind; beſonders aber haben ſie eine üble Meinung von Fürſten und großen Herren, weil ſie nicht genug in ihrer Nähe lebten, um auf den Grund ihres Herzens ſehen zu können. Was mich ſelbſt betrifft, der ich die Ehre gehabt habe, zwei große bereits verſtorbene Fürſten genau zu kennen, ſo habe ich geſehen, wie ſchwer es ſelbſt den Mächtigen fällt, ihre guten Abſichten zur Ausführung zu bringen. Ich glaube daß der größte Theil der Menſchen eher gut als böſe iſt, allein es gibt viele, die nicht Einſicht genug haben, andere, denen es an richtiger Anwendung oder an Kraft zu feſten Entſchlüſſen fehlt, und, was das Schlimmſte iſt, ſo mangelt ſelbſt unter den Wohldenkenden Vereinigung und Einverſtändniß; der eine zerſtört was der andere gebauet hat. Es iſt eine verborgene Ehrſucht, verſchleiert mit einem Scheine von Frömmigkeit, die dahin führt, daß jeder ſich allein für erleuchtet hält, und daher andere meiſtern will. Wenn wir nur mehr Nachgebung bezeigen, und mehr Liebe einer für den anderen, ſo werden wir ungleich größere Fortſchritte machen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber Character
in Hinſicht der Kunſt und des gebildeten Lebens.

(Beſchluß.)

Schauerlich ſteht noch das Bild des moraliſchen und phyſiſchen Elends in unſerem Gedächtniſſe und in unſerer Empfindung, das die Machthaber einer großen Nation durch Verachtung aller Wahrheit und Natur veranlaßt, und ſelbſt über Europa's Grenzen hinaus verbreitet haben. Liebe und Achtung für Natur, daraus entſtehende Kenntniſſe und daher ſich erzeugender Eifer für Wahrheit ſind die Hauptmaſſe aller geiſtigen Menſchenkräfte, der Total-Geiſtes-Character des ganzen Geſchlechtes. Dieſe ganze Maſſe von menſchlichen Geiſteskräften iſt zu allen Zeiten in gleicher Quantität das Total-Eigenthum der ganzen Menſchheit; nur kommt es darauf an, daß ein Volk, eine Kaſte, ein Stand oder ein Individuum, mit Liebe zur Wahrheit und Natur, alle in ihrem Wirkungskreiſe ſich befindenden Kräfte in Liebe bezweckende Thätigkeit ſetze, alle in ihrer Nähe vernachläßigten einzelnen Kräfte anziehe, und dadurch die vorherige zugetheilte Maſſe ſowohl an Qualität verbeſſere, als an Quantität vermehre. Nun iſt — man mag darüber ſeufzen oder ſich freuen — die Zeit gekommen, wo die Geiſteskräfte, die Charactere allgemeiner bekannt, und deren Werth zu Erreichung von Genüſſen aller Art gewürdigt werden: da kann es nicht fehlen, daß das Volk, der Staat oder das Individuum, welches ſeine ihm jetzt eigene Maſſe von Geiſteskräften am weiſeſten in Thätigkeit ſetzt und leitet, ſchon an Kraft gegen jene gewinnt, die dieſe Organiſation vernachläßigen, alſo an Qualität und wegen ſympathetiſchem Anziehen der nachbarlichen Kräfte auch noch an Quantität großen Zuwachs erhält.

Wenn die Großen und Reichen gleichſam gefliſſentlich ſich beſtreben, ihre ganze Aeußerlichkeit und alle ihre Umgebungen für die Kleineren und Aermeren fremd, räthſelhaft und unnatürlich zu characteriſiren, ſo werden die erſteren den letzteren nach und nach gleichgiltig, fremd und endlich verächtlich. Da löſen, ohne daß die erſteren wegen gänzlicher natürlicher und ſittlicher Trennung es wahr nehmen, die letzteren ſich los, und organiſiren nach Gründen der Characteriſtik, mit denen ſie im Vertrauen geblieben, ihre eigene Bewegung. Auf welcher Seite befindet ſich dann die mächtigere Stärke? — Im Gegentheile aber, wenn die Großen und Reichen ihren Ueberfluß dazu anwenden, im Sinne der Wahrheit und Natur, alſo mit Aeſthetik, das Wahre und Schöne an ſich ſelbſt

und an ihren Umgebungen zu verdeutlichen und zu erhöhen, dann sehen jene in diesen gleichsam die Repräsentanten ihres Geschlechtes, und achten sie wegen des Genusses, der der Aehnlichkeit der Empfindung halber auch ihnen zu Theil wird, mehr noch als ihres Gleichen. Wie anders könnte sich sonst das Räthsel lösen, daß, wenn einer aus der größeren Volks-Classe mit einem Mächtigen in sittliche, politische oder eine andere Berührung kommt, und der letztere dem ersteren human und rechtlich begegnet, dieser ihm mit Leib und Seele ergeben wird?

Von der Zeit an, als durch Davids Würdigung der Winkelmannischen und Mengsischen Schriften schon vor der Revolution unter den beschäftigteren und denkenderen Parvenus in Frankreich, die, man sollte glauben, nebst dem Gelde der Großen auch ihren Menschensinn an sich zogen, ein mehr richtiger Kunstgeschmack erwachte, von der Zeit fing man im Gebiete des Wahren und Schönen an, mit der Bedeutung der Worte, Geschmack, Character und Coſtüme bekannter zu werden. Da der Total-Menschen-Character dieser Parvenus nicht so wie jener der Großen durch den ihr ganzes Leben überströmenden Schlamm des großen Tones übersteinert war, und sie nun, wegen unverderbenen Menschensinnes der übrigen Menschheit ähnlicher, mit Hilfe der wahren Kunst, die sich von diesen moralischen Versteinerungen abwand, wieder Achtung für Wahrheit und Natur ins gebildete Leben einführten; so konnte es nicht fehlen, daß das Volk, das nicht mehr die Menschenähnlichkeit in seinen Großen wahrnahm, dieselben als ihm fremdartige Wesen mit Gleichgiltigkeit und Haß vermied, und sich denen ergab, die es wegen ihrer im Sinne der Wahrheit und Natur vorhandenen äußeren und anderen Vorzüge der Umgebung als höhere, aber doch zu ihrer Totalität gehörende vornehmere Wesen ansah.

Um die nähmliche Zeit fingen auch die Gebildeten und feiner fühlenden des schönen Geschlechtes an wahrzunehmen, daß das unsinnige Umbauen ihrer schönen Gestalten ihren bezaubernden sichtbaren Liebreiz unmöglich so gut ankündigen könne, wie die einfachen und geschmeidigen Bekleidungen, die sie in Davids Gemälden sahen. Die Folge dieser von der Kunst ihnen gegebenen Ueberzeugung war, daß sie sich nicht mehr wie vorher aus Liebe zur Mode verunstalteten, sondern aus Liebe zum guten Geschmack, dessen immer wiederhohlte Benennung das Wort Mode beinahe ganz verdrängte, uns die natürliche schöne Weiblichkeit ihres Wuchses und die Elegenz ihrer Bewegungen, von der portativen Einkerkerung befreit und des Leben verschönernd wahrnehmbar zeigten und mit Grazie übten.

Sey es, daß das männliche Geschlecht, was die Empfindung und die äußeren Sinne betrifft, von der Natur weniger ästhetische Anlage erhalten habe, oder daß es vielmehr in den niederen Ständen der Nothwendigkeit körperlicher Bewegung, und in den höheren einseitigen Conventionen unterworfen ist, kurz das männliche Geschlecht hat lange nicht so viel beim Siege des besseren Geschmackes über die Mode gewonnen als das weibliche. Veränderungen sind wohl in der Männerkleidung vorgegangen, die aber eher einen Uebergang aus der Theorie des großen Tons in die herabwürdigenden Grundsätze des Cynismus anzeigten, ohne daß jedoch etwas dabei wäre gewonnen worden. Hingegen ist nicht zu läugnen, daß durch zweckmäßigeres und ästhetischeres Bearbeiten und Modificiren aller belebten und unbelebten Gegenstände schon vor der politischen Revolution, die Künstler eine allgemeine Geschmacks-Revolution bewirkt hatten, die in Frankreich während jener Staatsumwälzung schnell in ordnungslose Barbarei ausartete, und allem Anscheine nach nun wieder eben so schnell und unbedacht der entgegengesetzten Extremität zueilen wird. Man könnte übrigens auch auf den Einfall gerathen, zu glauben, das richtigere Gefühl des weiblichen Geschlechtes, seine körperlichen Reize durch Putzumgebungen zu erheben, sey ein Beweis, daß ihre erste Pflicht sey, liebenswürdig und schön in der Welt zu leben, und daß die eigentlicheren Anlagen der Männer, außer ihrer Persönlichkeit, das Gute und Schöne zu befördern, sie mehr zur Thätigkeit und Weisheit hinweisen.

Sobald man aber anfing im schöneren Leben statt bloß der Mode auch dem guten Geschmacke zu huldigen, sobald fing man auch an, unseren weiteren und näheren Kunstumgebungen einen natürlich passenden Sinn und Consequenz anzubilden. So kehrte man in der Baukunst bei Gebäuden und dem Hausgeräthe wieder zu den rechtwinkeligen geraden Linien zurück, um jeden größeren Raum ohne Verlust in andere kleinere Räume theilen zu können. So fing man auch wieder an, darauf zu denken, jedes Haus- oder Tischgeräthe aus dem Stoffe zu verfertigen, der seinem Zwecke am vortheilhaftesten entspräche. Nun wurden Kasten, Tische, Stühle u. d. gl. wieder nach verhältnißmäßigen öconomischen Rücksichten von mehr oder minder festbarem Holze in viereckiger Gestalt und nicht mit unsinnig gebogenen Füßen verfertigt. An den Stegen, wo die Haltbarkeit des Geräthes nicht gekränkt, und dessen bequemer Gebrauch nicht verhindert

ward, wurden Zierrathen angebracht, die, da sie nur Kunst- und keine Natur-Producte verstellten, von kostbarerem oder gemeinerem Metall seyn konnten. In den Gärten hörte man auf, die stumm lebenden schönen Geschöpfe marternd zu verkrüppeln; man fing an, ihre Natur-Gestalten zu ehren, und ihnen nur ihre Stellen nach unserer Behaglichkeit anzuweisen. Der weiße Marmor nahm sich auf dem vielartigen grünen Gebüsche in schönen menschlichen Gestalten und Götter-Characteren für den innern und äußeren Sinn erquickend und erfreulich aus. So fing man auch an, kleine Meisterstücke der Baukunst, Tempel oder Monumente großer, Wohl verbreitender Menschen zu errichten, die an den dazu geeigneten Stellen die Empfindung des einsamen Lustwandlers in das hohe, poetische Leben erhoben.

Die innere Decoration der Wände in elegant meublirten Zimmern möchte, meiner Meinung nach, noch nicht so sehr den feinsten Geschmack oder die Aesthetik befriedigen, als es wohl schon seyn könnte. Die meistens aus Frankreich uns zukommenden Papier-Tapeten haben manches kleine Verdienst in Ansehung der leichten und fruchtbaren Kunstlaune, die sie erzeuget; aber wegen ihrer Unmaßlichkeit in bizarren Gestalten und hart abstechenden Farben beschäftigen sie das Auge so sehr, daß man oft glauben möchte, die Zimmer wären für die Tapeten gemacht, weil man sich, so zu sagen, hüten muß sie anzusehen, wenn man an etwas anderes denken will. Es wäre daher zu wünschen, daß unsere jetzt sehr viel leistenden deutschen Tapeten-Fabricanten dem Zwecke der Tapeten mehr nachdächten, als es die Franzosen thun. — Ist es denn nicht wahr, daß durch unzeitiges Vorgaukeln vor den Augen die Ideen eben so gut, wie durch grelles, unharmonisches Musik-Getöse gestört werden?

Aus dem eben Gesagten geht, meiner Meinung nach, deutlich genug hervor, daß wenn die Großen und Reichen mehr im Geiste des eben erklärten guten Geschmackes ihre näheren und entfernteren Kunstumgebungen, nähmlich ihre Häuser, Gärten, Geräthe und Kleider in allgemeiner kenntlichem Sinne zweckmäßiger, kostbarer, feiner und schöner anordnen und haben wollen, als die der Geringeren und Aermeren, die Ersten im richtigeren Sinne des Wortes den Zweiten als **vornehmere** Wesen ihrer Gattung erscheinen müssen. Da hingegen wenn die sinnlosen Herrlichkeiten eines schlechten Geschmacks ihre Besitzer aus der Gemeinheit ausheben sollen, werden sie auch in der Empfindung der gemeineren Classe aus der Gattungsverwandtschaft ausgehoben, und sind dann in ihren Augen nicht **vornehmere**, sondern **andere** Geschöpfe als sie.

Nur mit geflissentlicher Anstrengung ist es uns möglich, in der Imagination das Bild der uns bekantesten Menschen ohne Kleider aufzustellen, und hier sogar muß unsere Imagination ihnen die Kleider vorher abziehen. Ihr erstes Erscheinen ist doch immer in Kleidern. Eine der gelungensten Satiren von Rabner ist die, wozu das Sprichwort: **Kleider machen Leute**, ihm Anlaß gegeben. In ernsterer Stimmung und mit Hinsicht auf das Gesagte aber erscheint dieses Sprichwort als eine sehr bedeutende lehrreiche Sentenz. Die Weisesten und Klügsten können sich nicht enthalten, bei der ersten Erscheinung eines Menschen, besonders wenn sie wissen oder glauben, daß sie in der Folge mit demselben in Verhältniß zu stehen kommen, ihn nach dem Character seiner nächsten Umgebungen zu beurtheilen. Wenn man auch in der Folge nach richtigerer Bekanntschaft mit ihm manches nachtheilige Urtheil, wozu sein Aeußerliches Anlaß gegeben, zurück nehmen muß, so verliert er doch allemahl durch jede nachtheilige Meinung, die man von ihm gehegt und wozu er selbst Anlaß gegeben hat, im nähmlichen Verhältnisse, als der Beurtheiler kurz oder lang im nachtheiligen Vorurtheile geblieben ist. Es prüfe sich nur ein jeder, ob es nicht ein wahrer Gemüthsgenuß für seine Empfindung ist, in dem Kreise seiner Thätigkeit auf einen Mann zu treffen, dessen Umgebungen mit seiner politischen oder sittlichen Lage in Harmonie sind, und dessen Character sich dem Beobachter deutlich und verständlich ankündet. Dieses Vergnügen wiederhohlt sich ihm sogar alle Mahl, so oft das Bild ihm in der Imagination wieder erscheint. Von dieser Schicklichkeit oder Nothwendigkeit in Bestimmung der äußeren Character-Züge, besonders in Hinsicht auf einige wichtige Volks-Classen — an einem besonderen Orte.

M. K.

Verspätete Todesanzeige.

„Die wir so manchem das Todeswort sprachen, uns nennen nun auch die Necrologien." — Und so wär't ihr nicht fünf Lustet schon todt?

Die letzten Worte der Scheidenden.

Längst schon machte die Last der Jahre mich schläfern; da sprach ich Phraseothele zuletzt nur noch im Traume so fort.

B.

1805. Nr. 72.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 21. Juni.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Pia desideria.

Jüngst wühlte ich unter alten Papieren des vorigen Jahrhunderts, da fiel mir der nachstehende Vorschlag zu einer Vereinigung der christlichen Religions-Parteien in die Hand, der nicht bloß seiner Paradoxie wegen, sondern vorzüglich auch als historische Merkwürdigkeit aufbewahrt zu werden verdient, weil er meinen Daten zufolge, wirklich gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter den evangelischen Reichsständen und Reichsgliedern in geheim umgetheilt ward. Manche Vorschläge hat der Zeitgeist seitdem ausgeführt, aber die Vereinigung — ?

„Politische Vorschläge, wie die Katholische und Evangelische Kirche zu vereinigen."

1.

„Es soll ein Synodus von 24 Personen, beeder Religionen, gleicher Zahl, angestellt werden, die das Juramentum calumniae (!) vorher ablegen, auch alle Moderazion sub poena exclusionis spühren laßen sollen.

2.

Sollen aus und nach den ältesten Exemplarien der Heil. Schrifft, sowohl das Breviarium, als die Augspurgische Konfeßion, von Artikel zu Artikel erwogen — und, was die meisten Stimmen als gegründet schließen, angenommen werden.

3.

Die Katholische Messe soll man in Teutscher Sprache lesen, und sollen die 24. Personen solche also fassen, wie beyde Theil sich darinn vereinigen können.

4.

Die Evangelische sollen inskünftige die Reformirt-Katholische von den Altkatholischen genennet werden, denen der Pabst in Rom eine besondere Kirche einräumen wolle.

5.

Den Pabst soll man vor den obersten Priester erkennen; Er soll hingegen auch Reformirt-Katholische Aemter und Prälaturen in Rom geben und sie gebrauchen (?)

6.

Wer eine oder die andere Religion schmähet, soll allerseits excommunicirt werden.

7.

Das Abendmahl soll man unter beider Gestalt zu gebrauchen Macht haben, auch den Alt-Katholischen erlaubt sein, solches bey den Reformirt-Katholischen zu gebrauchen.

8.

Die Ohren-Beichte, als die vornähmlich auf Spaniſche und welſche Sünden ihr Abſehen gehabt (?) könne in ſelbigen Landen bleiben; aber in Teutſchland bey der Vereinigung aufgehoben werden.

9.

Vierzehn Tage vor Oſtern könnten ſich die Geſunden des Fleiſch-Eßens wohl enthalten.

10.

Anrufung der Heiligen nicht anders als in primitiva ecclesia.

11.

Bei den Wallfahrten ſoll man gute bekannte teutſche Lieder ſingen, und anſtatt der Meß, Betſtunden anſtellen, Gott für den genoſſenen Feldſeegen zu danken.

12.

Das Fegefeuer möchte einer glauben oder nicht; ſtünde bei Prüfung der Gründe.

13.

Denen Prieſtern und Biſchöffen ſeye der Eheſtand zu erlauben, nicht aber denen Mönchen und Nonnen.

14.

Die Reformirt-Katholiſche Reichs-Stände, ſollen in ihren Landen Biſchöffe haben, als Präſidenten aller Geiſtlichen, ſo ſich in ſchweren Fällen des Pabſts Einrath, doch ohne ihrer hohen Obrigkeit Nachtheil, bedienen können.

15.

Die Kalvinianer könne man in die Vereinigung nicht annehmen, es ſey dann, daß ſie in puncto der Gnaden-Wahl, heil. Abendmahls und der Perſon Chriſti, chriſtliche Gedanken anzeigen.

16.

Die Griechiſche Chriſtliche Kirche, ungeachtet des Irrthums wegen Ausgang des Heil. Geiſtes, kann doch von der Chriſtenthum-Vereinigung nicht ausgeſchloſſen werden.

17.

Die Heil. Schrifft ſoll der Richter und Grund aller Artikel ſeyn, und die Texte aus den patribus und 70. Dolmetſchern gezogen werden. Zu dem Ende ſollen die 24. Perſonen, eine neue Bibel drucken laſſen, und ſich darzu der Grundſprachen, Manuſkripten und alter Orientaliſchen, und anderer Verſionen bedienen.

18.

Der Pabſt ſolle nicht als Richter, ſondern Haupt aller Geiſtlichkeit geachtet werden, der ſeine Vorräthe von beyderſeits Religionen habe, und in ſchwehren Gewiſſensfällen, der Heil. Schrifft gemäß, ſpreche."

J. S.

Ueber das Baden

in Rückſicht auf die Geſundheit, und über den Gebrauch deſſelben bei älteren und neueren Völkern.

(Fortſetzung.)

Der Saal zum warmen Bade war noch ein Mahl ſo groß als die übrigen, theils weil es am ſtärkſten beſucht ward, theils weil man nach dem Gebrauche ſich noch einige Zeit darin aufhielt. Auch war dabei ein Teich mit kaltem fließenden Waſſer zum Schwimmen. So wie dieſe Bäder im Großen waren, ſo waren auch, nach Plinius und Cicero's Beſchreibung, die Privat-Bäder eingerichtet.

Die Römer hatten durch Gewohnheit es ſo weit gebracht, daß ſie ohne Gefahr aus dem Dampfbade, noch triefend von Schweiß, in den Teich, und aus dieſem wieder in das warme Bad gehen konnten, worüber ſich freilich jene nicht mehr wundern werden, welche wiſſen, daß die Ruſſen gewohnt ſind, aus einem Dampfbade von zwei und vierzig Grad Wärme ſich entweder auf Matten zu legen und ſogleich eiskaltes Waſſer über ſich gießen zu laſſen, oder ſich gar im Schnee zu wälzen; hierauf hüllen ſie ſich in ihre Pelze, nehmen eine Maske vors Geſicht, und fliegen pfeilſchnell im Schlitten durch eine Kälte von dreißig Grad (die Differenz iſt alſo nicht weniger als zwei und ſiebenzig Grad). Wer ſollte glauben, daß dieſes Mittel, welches doch die Erfahrung für ſich hat, beſſer ſey, als die Ziererein unſerer galanten Frauenzimmer, die von der Muſik, dem Tanze und der Flamme von hundert Lichtern erhitzt, halb nackt den Saal verlaſſen, lächelnd eine Wärme lügende Palatine umhängen, und ſo in einer kalten, regnichten Nacht den Keim zu einer bis morgen früh unheilbaren Lungenentzündung nach Hauſe bringen, oder was noch ſchlimmer iſt, einen Katharr, dieſen widerlichen Geſellſchafter ihres vorzeitigen Alters.

Die Nachfolger der Griechen, die ernſten Türken, ſind jetzt beinahe das einzige Volk, bei welchem die alte Sitte des Badens noch in ſeiner Blüte daſteht. Rom läßt die herrlichen Gebäude, die ihm Caracalla und ſeine kaiſerlichen Nachfolger aufgeführt haben, im Schutte verderben — wir anderen glauben genug zu thun, wenn wir die freiwilligen Gaben der Natur hier und da benutzen;

aber den rohen Eroberern von Athen und Alexandrien ſcheint die Luft, die ſie einathmen, auch die Neigungen und den Geſchmack eingeflößt zu haben, der die alten Bewohner dieſer prächtigen Länder beſeelte.

Mehrere Reiſende haben uns Beſchreibungen von orientaliſchen Bädern geliefert; von Desgenettes, Larrey und anderen Mitgliedern des egyptiſchen Inſtitutes dürfen wir noch nähere Aufſchlüſſe über dieſelben, beſonders in ihrem wichtigen Bezuge auf die Heilkunde, erwarten. Das deutlichſte, was indeſſen über dieſe Einrichtungen geſagt iſt, liefert Savary in ſeiner Beſchreibung der warmen Bäder von Groß-Cairo.

„Das erſte Zimmer, in das man tritt — erzählt der franzöſiſche Reiſende — iſt ein großer Saal in Form einer Rotunde, deren Dom offen, durch welchen der friſchen Luft ein ſanfter Durchzug gewährt iſt. Rund herum auf dem Boden läuft eine breite Eſtrade mit Teppichen belegt, die mehrere Abtheilungen hat; hier legt man ſeine Kleider ab. Ein großer Springbrunnen in der Mitte des Saales verbreitet angenehme Kühle und friſches Leben.

Wenn man ſich nun ganz entkleidet hat, ſo umgürtet man die Lenden mit einem leinenen, gewöhnlich blauen Tuche, zieht hölzerne Sandalen an — um die Füße auf dem heißen Fußboden der anderen Zimmer nicht zu verbrennen — und begibt ſich in einen ſchmalen Gang, wo man die Wärme ſchon zu ſpüren anfängt. Man öffnet jetzt eine andere Thüre, und tritt in einen zweiten Gang, der mit dem erſten einen rechten Winkel bildet. Hier wird es ſchon wärmer, und wer ſich vor plötzlicher großer Hitze fürchtet, hält ſich eine Zeitlang in einem daranſtoßenden Marmor-Saale auf, der ſich vor dem eigentlichen Bade befindet. Dieſes letztere iſt ſehr geräumig und gewölbt. Das Pflaſter und die Bekleidung der Wände ſind, wie geſagt, von Marmor, und die warmen Dämpfe, die fortdauernd aus einem Baſſin und einem Springbrunnen von heißem Waſſer aufſteigen, vermiſchen ſich hier mit allerlei Wohlgerüchen, die von den Badenden verbrannt werden. Neben an ſind noch vier kleinere Cabinette.

Die Badenden ſelbſt ſind nicht, wie in Deutſchland, Frankreich und anderen Orten in eine hölzerne, unbequeme Wanne eingeengt. Sie liegen auf einer kleinen Erhöhung, worüber ein Tuch ausgebreitet iſt, der Kopf ruht auf einem kleinen Kiſſen, und der Körper nimmt nach Wohlgefallen jede ihm beliebige Lage, während alle ſeine Poren die ambroſiſchen Düfte einſaugen, die ihn wie leichte Nebelwolken einhüllen.

Hat man nun auf dieſe Art einige Zeit ausgeruht, ſo verbreitet ſich über den ganzen Leib ein ſanfter Schweiß; einer der Badediener kommt, drückt und dreht einen behutſam herum, macht die Gelenke der Glieder, die ganz geſchmeidig und biegſam geworden ſind, ohne irgend eine Anſtrengung knacken, und knetet, ſo zu ſagen, das Fleiſch, ohne die geringſte unangenehme Empfindung zu verurſachen.

Iſt dieß geſchehen, ſo zieht er einen zeugenen Handſchuh an, und fängt an zu frottiren. Dadurch löſet es ſich von dem ſchweißtriefenden Körper wie Schuppen ab, auch die unmerklichſte Unreinlichkeit, die die Poren verſtopft, wird durch dieſe Operation hinweg genommen, und die Haut wird weich und glatt wie Atlas. Hierauf wird man in ein anſtoßendes Cabinett geführet, mit wohlriechendem Seifenſchaume übergoſſen und allein gelaſſen. — In ein hier befindliches Becken kann man aus zwei Röhren kaltes und warmes Waſſer fließen laſſen, um ſich damit ſelbſt abzuwaſchen.“ —

Savary führt hier einige beſondere Details an, und fährt hernach ſo fort: „Wenn das Waſchen und Reinigen vorbei iſt, ſo bedeckt man ſich mit einigen warmen Tüchern, und läßt ſich zurück in das erſte Zimmer führen. Da man auf dieſe Art nur nach und nach aus der Wärme in die Kälte kommt, ſo hat das keine unangenehmen Folgen. Man legt ſich jetzt auf das neu gemachte Bett, und ein Knabe kommt, der mit ſeinen zarten Fingern alle Theile des Körpers drückt, und ſo ſchnell abtrocknet. Zum zweiten Mahle wechſelt man jetzt die Wäſche, und greift dann nach der brennend dargereichten Pfeife und dem dampfenden Moka.

Man begreift leicht, wie wohl es einem wird, wie man frei und mit Wohlgefallen athmet, wenn man aus dem warmen Dampfbade, wo ein warmer feuchter Nebel alles einhüllte, und der Schweiß von allen Gliedern rann, heraus tritt in den großen luftigen Saal. Man fühlt ſich durch das Kneten wie neu geboren, leicht fließt das Blut durch die Adern, es iſt als ob einem eine ſchwere Laſt abgenommen worden ſey, als käme man zum erſten Mahle wieder neu auf die Welt. Ueber den ganzen Körper verbreitet ſich das lebhafteſte Gefühl des Lebens, und die ſüße Behaglichkeit, die über ihn ausgegoſſen iſt, erfüllt auch die Seele mit den lieblichſten Bildern und Gefühlen. Und wenn das Leben nur ein Aufeinanderfolgen der Ideen iſt, ſo ſollte man wegen der Schnelligkeit, mit welcher das Gedächtniß ſie vorüber führt, und wegen der lebendigen Kraft, mit welcher der Geiſt dieſe lange Kette durchläuft, glauben, man habe

während zwei ſolcher Stunden eine lange Reihe von Jahren durchlebt."

So ſichern oder befreien ſich die Bewohner des Orients von Rheumatismen, Katharrhen und den Hautkrankheiten, welche eine Folge der unterbrochenen Tranſpiration ſind; ſo heilen ſie auch von Grund aus jene traurige Krankheit, welche die Quellen des Lebens vergiftet, und gegen die wir zu den gefährlichſten Mitteln greifen müſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Brief von Leibnitz über die Mademoiſelle Bourignon.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

(Beſchluß.)

Ueber die Lehre der Mademoiſelle Antoinette habe ich mich bereits erklärt, nähmlich, daß man ſich nicht wohl für verpflichtet halten kann, das zu glauben, was ſie über das ſichtbare Reich Jeſus Chriſtus vorbringt, ohne die Kennzeichen ihrer Sendung und der Wahrheit der Offenbarungen zu wiſſen, die ſie ſich zuſchreibt *). Der Teufel kann freilich Wunder nachahmen; aber hier gibt es eine Art Wunder, die er nicht nachzumachen verſteht, ſo mächtig und klug er auch iſt, nähmlich: die Prophezeiung. Denn wenn mir jemand viele beſondere Umſtände von Begebenheiten ſagen kann, die zum Beiſpiel in dem Zeitraume eines Jahres geſchehen ſollen, ſo muß ich das für eine Verſicherung halten, daß Gott ihn erleuchtet habe: denn außer Gott iſt keiner im Stande, die Verbindung der Urſachen im Ganzen zu durchſchauen, die zur Hervorbringung der Begebenheiten zuſammen kommen müſſen. —

Das Uebrige von der Lehre der Mademoiſelle von Bourignon ſcheint mir gut, und werth mit Aufmerkſamkeit geleſen zu werden; denn alles geht nur dahin, die Menſchen aus ihrem Todesſchlafe aufzuregen. Es iſt gleichſam ein Donnerſchlag nothwendig, um ſie zu wecken, und daher entſchuldige ich um deſto eher die herbe Schreibart der Mademoiſelle Antoinette; denn ich ſehe es, daß die Menſchen zu wenig darauf achten, wenn man nicht mit ihnen in einem ſtarken Tone ſpricht. Wir erkennen alle unſere Schwächen; aber wir ergreifen keinen ernſthaften Entſchluß ſie zu verbeſſern, und behandeln die Sache des Heils zu vornehm (cavalièrement). Daher achte ich alle diejenigen recht ſehr, die Kraft anwenden, um die weltlichen Bande zu ſprengen, und ſich über das Anſehen des Jahrhunderts hinwegſetzen. — Ich erkenne die große Stärke ihres Geiſtes, und wünſche ihnen zugleich eine angemeſſene Klugheit. Hierunter verſtehe ich jene Klugheit, die Jeſus Chriſtus uns ſelbſt empfiehlt, deren Zweck die Ehre Gottes und die Vervollkommnung der Seele iſt, und die nur gute Wege ſucht, um auf denſelben zum Ziele zu gelangen. Darüber wäre hier freilich noch vieles zu ſagen, aber die Zeit, die mich dringt, erlaubt mir gegenwärtig nichts mehr hinzu zu fügen, als daß ich bin u. ſ. w.

J. S. C.

*) Aus dieſer und mehreren ähnlichen Stellen, worin Leibnitz nur leiſe auftritt, ſcheint es, daß der Brief an jemand — wahrſcheinlich an einen vornehmen Mann — geſchrieben iſt, der für die Mademoiſelle Antoinette und ihre Lehren eingenommen war. Um wie viel liebenswürdiger aber erſcheint dadurch der weiſe, fromme Glauben jene ſchonende große Mann.

D. U.

Die ſchützende Nähe.

Sonnett.

Gern weilt die Liebe unter grünen Zweigen,
Wo ſich des Baches Silberfluthen nachten,
Daß ſie der Neigung ſüße That betrachten
Und neu erbähren kann aus heil'gem Schweigen.

Wo hohem Reiz ſich Bäume, Blumen neigen,
Gebilde ſteigen aus des Berges Schachten,
Sie ſüß umgaukelnd zu erringen trachten,
In todter Ferne den Geliebten zeigen.

Doch holder kehret ſie nach ſolchen Stunden
Zum Liebling heim, aus dem ihr Leben blühte,
Und bietet ihm den Duft der Phantaſien;

Zart ſprechend: Süßer! dir weih' ich die Mühen,
Dir weih' ich ewig all mein reg Gemüthe,
Nur dir allein geb' ich mich überwunden.

D.

1805. № 73.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 24. Juni.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Ueber die Freude.

Phantaſie.

Es gewährt eine ganz eigene Stimmung, wenn man unter den Menſchen herum wandelt, die ſich zur Freude an irgend einem Platze verſammelt haben, und ihre Regſamkeit betrachtet, und ihr gemüthliches Aufſtreben nach der Umarmung des reitzenden Bildes, das in üppig wechſelnden Formen an ihrem Inneren heran blühte. Sie möchten die fröhliche Geſtalt, wie ſie ihrem Herzen eingeboren iſt, ſo gern aus ſich heraus ſtellen, um ſie, verſchönert durch ſelbſtige Lebendigkeit und umſäumt von den Strahlen des goldenen Tages wie ihr zweites Ich dann wieder an die entzückten Lippen zu drücken, und ihrer Sehnſucht und ihrem Suchen nach einem Unendlichen eine zarte Gefährtinn geben zu können. Dunkel ſpricht ein Gefühl in aller Buſen: es gibt ein beſſeres, die Erde iſt nicht das wahre Vaterland. Und der umengte Geiſt regt die mächtigen Schwingen, und möchte die irdiſche Hülle abſtreifen von ſich, und ſich empor ſchwingen zur ſchönen Wiedervereinigung der gefallenen Vergangenheit. Darum ſucht auch der Menſch, genöthigt durch ein inneres Geſetz, die Freude, und weilt gern wo die Töne der Fröhlichkeit durch die Lüfte rauſchen, und vergißt ſo leicht aller Trübſale und Mühſeligkeit, wenn die muntere, leicht geſchürzte Göttinn an ihn heran tritt. Fröhlich kleidet dann jeder die ſchöne Jungfrau mit ſeinem eigenen Reichthume oder ſeiner Dürftigkeit, und putzt ſie heraus zu ſeinem Liebchen mit dem eigenen Gemüthe, damit ſie ihm auch gefallen könne; wie das kleine Mädchen nur dann mit ihrer Puppe zufrieden iſt, wenn dieſe mit ihren Lieblingsfarben geſchmückt pranget. Aber doch ſchaut der freie Beobachter ſehr leicht durch dieſe mannigfachen Spiele der Phantaſie in ein weites blühendes Land hinein, das ſich in dem Treiben der einzelnen Menſchen, nur nach jedes beſonderer Art und Weiſe anders, hier lieblicher dort trüber abſpiegelt und ſich ihm offenbart. Die Geheimniſſe, die in dem Leben verſchloſſen ſind, gehen bedeutend aus den ſinnig gezogenen Kreiſen hervor, und ſprechen dann verſtändlicher zu dem Herzen, als nie in anderen Stunden. Selbſt der Miſanthrop, der ſich in ſeiner dunkeln Klauſe in der dürftigen Einſamkeit des Alleinſeyns am liebſten gefällt — ſelbſt dieſer, was ſucht und erſehnt er ſich anderes als die Freude? Würde er ſonſt das öffentliche Leben fliehen, wenn er nicht glaubte, ſein ungenügſames Inneres nur um ſo werther und reicher ausſchmücken zu können mit ihren ſüßen Blumen und Düften? Und würde ſein Herz eine Einſamkeit je lieb gewinnen können, wenn ſie immer nur dürftig und ſchmucklos um und mit ihm wohnte; und wenn er nicht ſelbſt-

liebig hoffte, gerade in diesem Beginnen biete sich ihm die Freude in ihren glänzendsten Umarmungen, und er vermöge sie nur um so sicherer, je ungestörter in seiner Verlassenheit, an sein Daseyn zu fesseln?

Daher hatte es von jeher so unendlich vielen und reitzenden Genuß für mich, an solche Orte mich hin zu begeben, die der Fröhlichkeit geweihet sind, und mich dann mit den Versammelten, gleichsam selbsteigen in ihr Innerstes hinein zu leben; und ich wüßte noch nie, wo, wenn ich mißgestimmt oder trüber Laune an solche Orte hingekommen war, nicht sogleich, oder doch kurze Zeit nachher, das Trübe, Mißgestimmte sich in ein warmes, fröhliches Gefühl meiner Menschheit aufgehellt hätte. Am liebsten weile ich jedoch in den Kreisen munterer Landleute, und es gewährt mir gewiß eine gleiche wo nicht höhere Lust als ihnen selbst, wenn ich mich unter ihre ländliche Feste mischen darf, und die gemüthlichen, jubelnden Töne dieser derben, sinnlichen Menschen in ihren mannigfaltigen Ausdrücken und dem Erglühen innerer Lust, die regsten Blüthen vor mir entfalten, und mich ganz darin einkreisen. Auch meine ich, daß sie, obgleich schon berührt wie die anderen von dem verderblichen Egoismus des Zeitgeistes, doch näher noch und inniger mit der lebendigen Fülle der Natur zusammen hangen, und klarerer Reinheit ihre süßen Gaben sich ergreifen, ihr Gemüth der allgemeinen Liebe noch dahingebend. Mit herzlichem Frohsinne umschlingen sie die zarten Lippen der schönen Erdenlust, und trinken den köstlichen Lebenssaft, der daraus mächtig hervor quillt, ohne erst zu grübeln nach der Quelle Ursprung, oder — wohin sich ihre tanzenden Wellen verlieren mögen. Sie genießen — während wir übrigen uns vor die Freude hinstellen, und ihre Züge untersuchen, und sie zerlegen in ihre Einzelnheiten, um uns dann erst wahrzusagen daraus, ob es sich auch schicke für unsere Dignität, für unser Interesse, für unsere leere, schale Convenienzen, die dargebotene Hand der reitzenden Jungfrau zu fassen, und uns zu schwingen mit ihr in die lieblichen Feste der Gegenwart.

Betrachte man doch einmahl die Gesellschaften, die Bälle, die thé-dansants der höheren Stände — wie viel frohe Gesichter findet man in diesen nüchternen Cirkeln, die nur geschaffen zu seyn scheinen, um einer lastenden Gegenwart zu entfliehen? Man würde hier oft vergeblich nach vergnügten Gemüthern suchen. Die Langeweile des Tages führt den Vorsitz bei diesen Ceremonien, wo beinahe nur der Unterschied der Stände und ihrer Trachten ausgelegt wird, wo man, um nicht einzuschlafen, nach Karten greifen muß, und die Sinne aufreitzen zum ergötzlichen Genusse durch geistige Getränke. Man geht zusammen, nicht weil man sich fröhlich, heiter fühlt, weil eine warme duftige Blütenwelt die schönen, lieblichen Zweige um das innere Gemüth herum schlägt, und man aus seiner eigenen Lust heraus die ganze Erde damit bekränzen möchte, und sich entzückend hingezogen fühlt zu seinen Mitmenschen in liebevoller Nähe. — Nein: man will sich zu seinem Hausbedarfe wie bei dem Handelsmanne, eine Portion Freude kaufen, bei Gelegenheit eine kleine Liebesgeschichte seinem erschlafften Herzen damit eintauschen, sein leeres, einsames Ich damit aufschmücken, und sich hinstellen dann vor die geputzte und bebänderte Puppe, und die liebe sich selbst gezeugte Eitelkeit anbeten. Und doch ist die Freude vielleicht allein noch der letzte süße Strahl des blühenden Lichtes, das, ausgeflossen von der hohen Liebe der Götter, einst die ganze Erde umschloß, verscheucht aber durch die trübe Begehrlichkeit der Menschen sich wehmüthig in seine heilige Urquelle zurück gezogen, und nun aus seiner seligen Abgeschiedenheit den wogenden Glanz der Gestirne entzündet hat, und die duftenden Farben der Pflanzenwelt, und die schimmernden Gewässer, daß sie, eine bedeutende Zukunft und Vergangenheit, über den Jahren des Menschen stehen sollen. Daher umfangt auch jeder, selbst der am tiefsten gesunkene, mit einem inneren frommen Schauer den neuenden Frühling, und es wird in seiner Brust eine neue Kindheit ausgeboren, wie in der äußeren Natur die frischen Blätter und Zweige hervor brechen, und liebend ihre Blüthenkelche in den warmen Lüften wiegen. Entzückend muß er die schönen, lieblichen Spiele schauen, und er vermag sein Auge nicht weg zu wenden von dieser hohen Andacht, und muß sich voll herber Sehnsucht zurufen: „Nur hier ist der Sinn des Lebens aufgetan. Ach! nur hier wohnt der Friede, und das erfreuliche Glück. Was hilft mir all mein Treiben und Streben, wenn ich das nimmer erringen kann!“ So zwingt schon die Natur jeden Menschen gleichsam zur näheren Erkenntniß des Unendlichen. Und alle möchten nun näher hinzu dringen zu der schönen Lust, um sich ganz zu versenken in der Freude süße Umarmungen. Und da geht nun jeglicher, und strengt seine Kräfte an und seine linge Verständigkeit, und treibt Handel und Wandel, und durchschifft den Ocean, und glaubt endlich den wahren, einzigen Weg gefunden zu haben, wo ihm die Freude nie mehr entrinnen könne, und schafft sich Bediente an, und ein großes Haus, und reitzenden Luxus, und bestellt sich Freunde, und gibt festliche Gesellschaften — und die schüchterne Jungfrau steht in der Ferne, und lächelt mit-

leidig des armen Begehrlichen. Und ihr Mitleid ſinket auf ſein Gemüth herein, und in ſchweren Thränen löſt es ſich auf, und die Thränen bringen ihm verſtärkte Sehnſucht, und er fühlt ſein nichtiges Abjagen nach dem fröhlichen Daſeyn, und ſchaut ſchmerzvoll auf ſeine Kindheit zurück, wo er über die Wieſe munter daher ſprang, und dem bunten Schmetterlinge nachjagte, oder Blumen ſich pflückte am Bache zu Kränzen, und die kleine Nachbarinn ſie ſo kunſtreich ordnete, und ſie ſich einander ſchmückten damit in liebkoſender Unſchuld. Und wie ein verderblicher Geiſt jagt es ihn auf, und er will ſeine Kindheit zurück haben, und hadert mit dem Geſchick, das er ſich doch ſelber ſo ſchmählich verſtümmelt hat. Aber die zarte Jungfrau ſchwingt ſich in die heiteren Lüfte, und ſtreut ihre ſüßen Düfte über das einſame Dorf, und bietet im Wohlwollen dem unverdorbenen Sohne der Natur die ſüßen Lippen. — Die Ernte iſt vorüber, und Jung und Alt durchzieht mit Jubel und Muſik das Dorf, und freuen ſich der holden Früchte ihres Fleißes, und ſingen in lauten Tönen das muntre Lied, durchſchwärmend in ländlichen Tänzen die laue Sommernacht. Und mit dem röthenden Morgen zieht ein jeder wieder heim, muthig und vertrauend der Arbeit, und freuet ſich auch da ſeiner guten Thätigkeit. Und ſie ſuchen nimmer die Freude — ſie lebt ewig in ihrer Bruſt, in ihrem regen Sinne, in ihrem gemüthlichen Leben, mit dem ſie die Natur verehren, und ihren Segnungen ein reines, genügſames Herz entgegen ſtellen. Und ſo iſt ihnen die Freude ſich ſelbſt Zweck — nichts als Freude. Und ihr Daſeyn eilet an ihrem Sinne vorüber wie ein ſpielender Scherz, und ſie ſchauen mit Zufriedenheit auf ihre Jugend zurück, und das Alter tritt an ſie heran mit blühenden Locken, die ein Kranz ſpäter Herbſtroſen durchſchlingt, duftend mit dem Wohlgeruche des ſchönen Frühlings. Und ſie ſchlummern ſanft hinüber in das Jenſeits; der Enkel aber wiſcht ſich eine zarte Thräne vom Auge, und blickt gen Himmel, und es lächelt der Himmel klar und heiter auf ihn herunter mit ſeinen funkelnden Sternen, und die Ruhe der Nacht breitet ihre heilige Dämmerwelt vor ihm aus, und der goldene Saum der Sonne zieht durch die Dämmerwelt, und weckt ſeine Thätigkeit mit neugebornen Kräften, und er baut das ererbte Feld, und iſt glücklich, und freut ſich ſeiner wachſenden Jahre.

Wohl iſt die Sitte des Landlebens auch noch beinahe das einzige Denkmaal der vollen Liebe, welches dem entarteten Zeitalter hinterlaſſen iſt von dem himmliſchen Geſchicke. In ſeinen ſtillen Kreiſen ſpricht ſich noch die Poeſie aus, und der höhere Sinn der Schönheit liegt entfaltet in ſeinen einfachen Feſten. Der Bewohner der Städte hat dieſe ſüße Zierde ſeiner Menſchheit verloren, oder ihre heilige Sprache iſt ausgeartet unter dieſen Zöglingen der rohen Erde, die immer nur den Nutzen bezwecken, und die ſchlimme, unthätige Weichlichkeit feſt an ihre Jahre zu ketten ſuchen — in ein fades Geklingel von Worten, das ſich bewußtlos fortlernt wie jedes Handwerk. Man ergreift die Werkzeuge, und ſchnitzt ſich ſeinen Götzen, und behängt ihn mit der eigenen Armſeligkeit, und der hohle Verſtand bläſt ihm ein Leben ein — aber er will nimmer Leben gewinnen, und will ſich nicht fügen zu dem Zwecke, zu dem man ihn geformt hat. Und da gelingt es denn endlich einem, und er erhaſcht etwas, was der Freude ähnelt; und da ruft er die anderen zuſammen, und ſie kommen begierig herbei und neidend, und betaſten die Geſtalt, und ſchadenfroh lachen ſie der Einfalt ihres Mitbruders, und beweiſen ihm, daß er nichts habe, und laden ihn zu ſich ein, um da die wahre Göttinn kennen zu lernen und den ihr geheiligten Dienſt. Aber ſie ſelbſt ſchwebt in blühender Jugend und freundlich über der Wiege des Säuglings, den die Mutter in dem kleinen Dorfe geboren hat; und ein Flüſtern geht durch die Felder und Gärten, und die Vögel ſingen dazwiſchen, und die Blumen duften, und der Vater wendet den dankenden Blick voll ſüßen Entzückens gegen den gütigen Himmel, und liebend ſinkt ſein Auge und bethauet von einer holden Zähre zurück auf die Mutter, die den Neugebornen ihm entgegen reicht. Und der Herr des Dorfes iſt von der glänzenden Geſellſchaft in der Stadt nach Hauſe gefahren, und er ſitzt auf ſeinem prächtigen Sofa, und die Kinder ſpielen um ihn her in ihrer Unſchuld — und er gähnt über das langweilige Leben, und ſeine Gemahlinn wiederhohlt ſich noch immer den neuen Anzug der Nachbarinn, und ärgert ſich darüber, und ordnet die halbe Nacht durch, und muſtert die reichen Kleidungen für den nächſten Abend, um doch noch einen feierlichen Sieg über ihre Nebenbuhlerinn davon zu tragen, und Summen werden verſchwendet, um die erſte zu glänzen im Reiche der Mode — und die armen Kinder ſind eingeſchlafen, und liegen an dem Boden und auf den Stühlen umher, und niemand hat ihrer geachtet!

Ueber das Baden.

(Beſchluß.)

Unſere heutigen Bäder ſehen ſich ſo ziemlich alle gleich — die ruſſiſchen ausgenommen, wo es eigentliche National-Bäder gibt. Dorthin geht der gemeine

Mann gewöhnlich am Sonnabend, und macht seine Sonntags-Toilette, wofür er nicht mehr als vier oder fünf Kreuzer bezahlt. Die Badesäle sind groß und viereckig, der Fußboden ist von Holz, und herum an den Wänden gehen Bänke, und an dem einen Ende ist ein hölzerner Sofa, der fünf bis sechs und auch noch mehrere Abtheilungen oder Stockwerke hat. Je höher man auf diesen empor steigt, desto mehr empfindet man die Hitze, und in desto größerer Menge rinnt der Schweiß über den Körper herab. Diese Hitze wird durch eine große Kohlenglut vermittelst eines blechernen Kamins oder Windofens hervor gebracht, dessen Oeffnung man nach Belieben verschließen kann. Durch diese nähmliche Verrichtung wird auch noch eine Art von großem Backofen erwärmt, der sich über dem Herde befindet, und in welchem große Kieselsteine liegen, die immer glühend sind. Auf diese wird von Zeit zu Zeit Wasser geschüttet, welches sich sogleich in Dämpfe auflöst, in denen die Badenden herum gehen, wenn sie sich nicht lieber sitzend damit begnügen wollen. Ueberdieß sind noch einige Badeknechte da, mit langen grünen Zweigen und Aesten, die man auch im Winter dazu aufbewahrt, womit sie dann diese Dämpfe auffangen, und indem sie die Zweige schütteln, das heiße Wasser von den Blättern auf die Leiber der Badenden herunter regnen lassen, die davon ganz scharlachroth werden. Viele lassen sich auch damit hauen, oder verrichten dieses Geschäft selbst. Matt und triefend von Schweiß, und mehr einem gesottenen Krebse als einem Menschen ähnlich, läuft der Russe nun hinaus in einen großen freien Hof, der dazu bestimmt ist, und spaziert in der kalten Luft herum, oder wälzt sich gar im Schnee. Der Unterschied von Hitze und Kälte, dem er sich beinahe in dem nähmlichen Augenblicke aussetzt, beträgt auf diese Art gewöhnlich nicht weniger als zwei und siebenzig Grade.

Noch stehen in diesen Zimmern große Kufen voll warmen und kalten Wassers, welches man sich nach Gefallen übergießen kann.

Es versteht sich, daß man in Rußland auch allein und gerade so baden kann, wie bei uns; aber es gibt noch viele von altem Schrot und Korn, selbst unter dem höheren Adel, welche dem Geschmacke der Nation huldigen. —

Die Zeit ist gekommen, wo man hoffen darf, die Sitte des Badens weniger vernachläßigt zu sehen. Die vorigen Jahrhunderte waren schon auf dem Wege, sie unter nordischem Himmel allgemeiner einzuführen. Der Papst Hadrian I. befahl der Geistlichkeit, jeden Donnerstag in Processionen baden zu gehen, und den Vers: Lavabis me et super nivem dealbabor etc. zu singen. Bei der Aufnahme eines Ritters mußten die Ehrenritter ihn auskleiden und ins Bad führen. In Boulogne existirt seit etwa fünfzehn Jahren ein sehr schönes Bad-Etablissement, wo man unter andern auch bewegliche Badewannen findet, worin man sich selbst schaukeln kann. Paris und Strasburg sind ihren Nachbaren mit gutem Beispiele vorangegangen. Aber nur große, öffentliche Anstalten, vom Staate selbst errichtet und unter der Aufsicht geschickter Aerzte geleitet, können den Einwohnern einer Stadt alle dabei möglichen Vortheile gewähren.

Ueber das Ueberleben des Autor-Ruhmes, von ****.

„Das Genie erschöpft sich, um so mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publicum. Er befriedigt selbst seine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Kunst werden gemacht, die Zeit schreitet vor, eine frische Jugend wirkt, und man findet die Richtung, die Wendung eines früheren Talentes veraltet.

Der Schriftsteller, der nicht selbst bei Zeiten zurückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, sieht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den scheidenden Reizen nicht Abschied nehmen will.“

Rameau's Neffe. S. 417.

Abbildung des Todes.

Man thut dem Tode sehr Unrecht, ihn so grimmig abzubilden, wie gewöhnlich geschieht. Er sieht nicht so aus — wir sind es die so aussehen, wenn wir ein paar Tage bei ihm gewesen sind.

Man sollte ihn lieber abbilden als eine hohe, hübsche, stillmajestätische Gestalt, bei Jahren zwar, aber noch gut conservirt, von sanftem, ruhigem Ansehen, mit offenen Armen, als wenn er jemand freundlich umfangen wollte, ihm zur Seite eine Mohnblume.

Den Aerzten, dem Kummer und Herzeleid sollte man die Sense in die Hand geben. — Ich habe nicht Lust, ihn so liebenswürdig zu machen, daß man sich nach ihm sehne; aber ich möchte ihm gern das scheußliche Gesicht nehmen, die häßliche Stumpfnase, die furchtbaren Augenhöhlen, die langen blecknden Zähne, und die große vorstehende Stirn, die ihm gar nicht gut läßt. Wir machen einen Popanz aus dem guten Freunde, der so vielen Leiden ein Ende macht.

D....

1805. Nr. 74.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 26. Juni.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Sämmtliche Werke Gustavs des Dritten, Königs von Schweden.

Ohne Zweifel gehört Gustav der Dritte unter die vorzüglichsten Männer, die jemahls auf dem Throne saßen. Die Nachwelt wird gerechter gegen ihn seyn, als es, zum Theil wenigstens, seine Mitwelt war, die gewöhnlich Männer und Thaten, die sie groß nennt, mehr nach kleinlichen Neigungen und dem Ausgange richtet, als nach ihrem wahren Werthe, nähmlich nach der Stärke des Geistes, der das Große wollen, und des Verstandes, der es entwerfen konnte, nach der Weisheit und Gerechtigkeit, womit es gelenkt, und dem Muthe und der Beharrlichkeit, womit die Ausführung begonnen ward, sie mag nun gelingen oder nicht; denn dieses steht nicht immer in der Macht des Einzelnen, und indem das Werk des Kleinen gelingt, wird oft jenes des Großen durch feindliche, übermächtig entgegenstrebende Kräfte vernichtet oder verhindert.

Es gibt bei allen Dingen ein Glück, obgleich wir weder das Wesen desselben noch seine Gesetze kennen; nirgends aber zeigt es sich deutlicher und in größeren Massen, als in der Geschichte der Staaten und ihrer Lenker; daher hatten die Römer dasselbe als eine wesentliche Forderung abstrahirt, die sie nicht mit Unrecht an ihre Feldherren machten. Gustav der Dritte konnte sich seiner Gunst nicht rühmen, sondern er war vielmehr mit ihm fast immer im Kampfe, obgleich es ihn nie, selbst nicht in der traurigen Katastrophe seines Lebens zu bändigen und muthlos nieder zu werfen vermochte, wo man einen schnellen Tod für ihn als eine Wohlthat hätte ansehen dürfen.

Geboren mit einem großen Geiste, in Kenntnissen und Wissenschaften ausgebildet, als wäre seine Bestimmung die eines Gelehrten gewesen, durch Reisen und mannigfaltigen Verkehr mit Menschen aus allen Ständen, alle Verhältnisse des Lebens durchschauend, die gewöhnlich den auf dem Throne Gebornen fremd bleiben, war er der Beherrscher eines Reiches geworden, das feindselige Parteien zerrissen, und wo ihn, unter dem Scheine der Ruhe, der Billigung und Ergebenheit, Mißtrauen, Neid und Zwietracht des gekränkten Aristokratismus umlagerte, der es ihm nimmer vergeben konnte, daß er durch eine nothwendige Machthandlung — die doch zugleich in mehrerer Rücksicht für ihn eine resignirende war — Ordnung und Uebereinstimmung hatte schaffen wollen. — Ihm konnte alles dieses nicht entgehen; allein seinem Character und seinen einmahl angenommenen, öffentlich geäußerten Grundsätzen getreu, wollte und konnte er sich keinen Schritt weiter hinaus erlauben, wodurch

er ſich mehr geſichert, und ſeinem Willen und der Regierung größere Kraft gegeben hätte.

Schweden war bei ſeiner Thronbeſteigung von der ehemahligen Größe und erworbenen Achtung in die Reihe der minder mächtigen, untergeordneten Staaten herab geſunken; aber ein edler Ehrgeiz — und was iſt ein König ohne dieſe königliche Eigenſchaft? — glühte in Guſtavs Bruſt, und eingedenk ſeiner großen Vorfahren, Guſtav Waſa's, des redlichen Guſtav Adolphs, und Carls des Zwölften, eines der reinſten und kräftigſten Menſchen, die jemahls gelebt haben, eingedenk des Ruhmes des ſchwediſchen Nahmens mußte dieſes Bewußtſeyn der geſunkenen Achtung für ihn das peinlichſte Gefühl ſeyn. Er hatte während einer kurzen Reihe von Jahren durch eine weiſe Verwaltung und durch Sparſamkeit den zerrütteten Finanzen aufgeholfen, dem Militaire nach dem Beiſpiele Friedrichs des Großen neue Ordnung und neue Kraft gegeben, eine Flotte geſchaffen, wo zuvor keine war, und Schweden aufs neue einen ehrenvolleren Rang angewieſen. Da gab ihm die Gelegenheit einen Krieg mit Rußland, und er ergriff ſie. Groß war das Wageſtück, das man oft getadelt hat; aber er bewies ſich in dem für die Dauer ungleichen Kampfe ſeiner würdig, und endigte ihn, zwar nicht ohne Nachtheil für die aufſtrebende ſchwediſche Größe, aber doch nicht ohne Ruhm, und das zurückkehrende neu belebte Zutrauen der Nation zu ſich ſelbſt, die erworbene Achtung konnten als großer, wichtiger Gewinn gelten.

Bald darauf ergab ſich die größte Begebenheit des vergangenen Jahrhunderts, die franzöſiſche Revolution brach aus, eine Begebenheit, die den Politikern in ihren verwickelten, abſpringenden Gängen ein wahres Labyrinth dargeboten hat, ſofern man ſie als geendigt betrachten darf. — Anfangs konnte Guſtav, wenn er anders ſich ſelbſt conſequent ſeyn wollte, mit dem Gange derſelben nicht unzufrieden ſeyn; allein in der allgemeinen Verwirrung veränderte ſich alles bald. — Das Schickſal der unglücklichen königlichen Familie mußte ihn um deſto ſtärker ergreifen, indem er derſelben durch perſönliche Bekanntſchaft und vertrauten Umgang näher befreundet war. Die geſetzlichen Verhältniſſe anderer Staaten wurden gefährdet, unter der Verkündigung der Freiheit drohten die Franzoſen die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit benachbarter Länder und Reiche zu vernichten, Verwirrung und Gefahr, größer beinahe als im dreißigjährigen Kriege, zeigten ſich überall. — Wer will es ihm verargen, wenn in dieſem Zuſtande der große Gedanke in Guſtavs Seele aufſtieg voll Zutrauen zu der Kraft der Nation und ſeiner eigenen, wie vormahls Guſtav Adolph als Retter eines bedrängten Königs und als Beſchützer und Wiederherſteller der Ordnung und Ruhe der Völker aufzutreten? —

Aber es war anders beſchloſſen von einer höheren Macht, ehe die That gewagt werden konnte. Ihm ward nicht der Ruhm ſeines großen Vorfahren zu Theil, er fiel nicht, wie Guſtav Adolph auf dem Felde der Ehre, aber gleich ihm von einer freveinden Hand, die ſich heimtückiſch gegen ihn bewaffnet hatte. — Wer vermag es zu beſtimmen, was geſchehen wäre ohne ſeinen Fall, und durch ſeinen Antheil an dem Kriege gegen Frankreich? — Es ſtand kein König mit ſeinem Geiſte und ſeinem Muthe in dieſem Kriege an der Spitze der eigenen Truppen. —

Die künftige Geſchichte wird uns erſt ein getreues Bild von Guſtav dem Dritten aufſtellen, der ohne Widerrede eine ſeltene Erſcheinung auf dem Throne war. Um deſto leichter aber wird es dem Geſchichtſchreiber werden, dieſes Bild mit Wahrheit zu entwerfen, da uns jetzt die ſämmtlichen nachgelaſſenen Werke ſeines Geiſtes von ſeinem ehemahligen Vorleſer Herrn Dechaux in fünf Bänden mitgetheilt worden ſind, wovon Hr. Rühs eine deutſche Ausgabe veranſtaltet hat, deren erſter Band bereits zu Berlin in der Veſſiſchen Buchhandlung 1805 erſchienen iſt. — Jeder Leſer wird dieſe Werke mit Vergnügen und erneuerter Achtung gegen ihren Verfaſſer leſen, wodurch dieſer ſich ſelbſt ein bleibenderes und würdigeres Denkmaal errichtet hat, als vielen Regenten in Marmor oder Erz zu Theil werden mag.

J. F. C.

Einige Ideen über Schauſpiel und Schauſpielkunſt.

Veranlaßt durch das Spiel des Herrn Matrauſch *) auf der ſtändiſchen Schaubühne in Prag.

In dem chymiſchen Proceſſe des Intellectuellen, der den univerſalen Schönheitsſinn aller Nationen über der Glut der Philoſophie auflöſte, ſonderten ſich zwei Kräfte ab, die nach entgegengeſetzten Richtungen ſtreben. Die eine wirkt nach den Geſetzen der Schwere nach Innen, und ringt in myſtiſcher Tiefe nach intellectuellen Anſchauungen, die andere drängt ſich nach außen, um das im Inneren producirte auf der Oberfläche als Erſcheinung zu reproduciren, und ſo aus dem Hohlſpiegel der ſubjectiven Activität die paſſiren, erſt durch die Reibmittel objectiver Individualität erregten Objecte als activ Individuen hervor zu zaubern.

*) Mitglied des königlichen National-Theaters in Berlin.

Will man aus dieſem Geſichts-Puncte das Reich der ſchönen Künſte claſſificiren, ſo behauptet die Poeſie ihre monarchiſche Individualität als die nach Innen ſtrebende, die anderen, als Schauſpiel- Malerei- Bildner- Bau- Garten- und Tonkunſt, ſtrömen in ihren Wirkungen nach Außen. Demnach eignet ſich die Poeſie zu dem göttlichen Geſchäfte im Reiche des Schönen, das die Philoſophie im Reiche des Wahren übernommen. Aus ihr muß Ordnung und Licht quellen in die Productivität als Form, und in die Materie als werdendes Product aller anderen ſchönen Künſte, denn jede ſetzt als individuell betrachtet die Poeſie des Gemüthes voraus, ohne die ihre Kunſtwerke das Prädicat des Schönen verlieren möchten, und in die Kategorie der mechaniſchen geworfen würden; denn was iſt Poeſie anderes, als das Spiel der Vernunft und des kindlichen Sinnes mit dem Giganten der Phantaſie. Je mehr einige von den nach außen Strebenden ſich der Poeſie nähern, deſto mehr ſaugen ſie den Lichtſtrohm, der von ihr ausſtrömt, ein, und gewinnen an intenſiver Klarheit und intellectueller Rundung. Die Schauſpiel- und Geſangkunſt, als poſitiver Theil der Tonkunſt, ſind ihr was man Blutsverwandte nennt, da man von den anderen richtiger ſagen kann, ſie wären an die Poeſie durch die Bande der Dankbarkeit, der Hochachtung, des kindlich liebenden Sinnes, oder des eigenen Intereſſe wegen gefeſſelt.

Seitdem die Schauſpielkunſt durch das hohe Intereſſe, daß ſie einigen großen Höfen Deutſchlands abgewann, aus ihrem Schlummer erwachte, ſcheint ſie den Cyclus, den beinahe die ganze Menſchheit und ihre edelſte Kraft ging, auch gewandelt zu ſeyn, und nähert ſich regreſſiv dem Puncte, den ſie progreſſiv überſprungen hatte. Ich meine dieß ſo: die Menſchheit und gewiſſer Maßen auch die Vernunft als Mutter des ganzen Erkennens und Könnens — Wiſſenſchaft und Kunſt — haben ihre erſte Epoche in einer paſſiven Naivetät erlebt, und ſich durch gewaltſames Eingreifen von Feuerköpfen aus dem Kreiſe ihrer, gewiſſer Maßen muſtiſchen Individualität und defenſiven Activität heraus gedrängt, und ſind in eine nie raſtende Tendenz nach Entfernung von dem, was ſie als gewöhnlich umgab, und in ein offenſives Verhältniß ausgetreten. Mit mehr Beſonnenheit und Nüchternheit wäre man zu dem erſehnten Ziele gekommen, aber bei der überſprudelnden Heftigkeit, parteiiſchen Hartnäckigkeit und dem ſophiſtiſchen Eigenſinne war man hinüber gedrungen über die Gränzen des gelobten Landes, und irrte herum in der heimathloſen Wüſte.

Dieß iſt gewiſſer Maßen ein variirtes Thema unſerer geſammten Neologie, denn das Wiſſenwollen und das Könnenwollen hat den menſchlichen Geiſt zu unendlichen Schwingungen ſtimulirt. Auch die Schauſpielkunſt unterlag der muſicaliſchen Anlage unſeres allgemeinen Geſchickes, und iſt eine Bahn gewandelt, die ſie wieder rückwärts gehen mußte, wenn ſie den Standpunct erreichen wollte, wo ſich ihre Schönheit in reiner platoniſcher Aetherität ausſpricht!

Es gab eine Zeit, wo man die bloße Nachahmung der Natur zum Zwecke der ſchönen Künſte ſetzte, wo die verkehrteſte Sentimentalität die Gemüther verwundete, wo man durch Künſteleien, durch freiwillige Reſignation auf Freiheit ſich einer Art mechaniſcher Vehikel und Schrauben bediente, um den Stempel der Natur auf unſere Producte zu drücken.

Zum größten Nachtheil für die Entwickelung des Schönen erwachte dieſe ariſtoteliſche Tendenz nach der Nachahmung der Natur in einer Epoche, wo der Deutſche ſeiner individuellen Characteriſtik, der Schlichtheit und Geradheit im gemeinen Leben und der ſpaniſch altfränkiſchen Grandezza in den höheren Cirkeln überdrüſſig, ſich an die franzöſiſche Nonchalance, an das reizende je ne sais quoi anzuſchmiegen begann.

Daß ſich der ſchönſte Zug in unſerem National-Character, die ſchlichte Simplicität und dann das feierliche Ceremoniel-Weſen unſerer guten Väter in dem Flitterſtaate der galliſchen Eleganz anfangs wie John Bull in der Rolle eines de la Marliniere ausnehmen mußte, läßt ſich zu unſerem größten Leidweſen ſehr leicht denken, und die Manen unſerer Vorfahren mögen mir dieſen Zug in der Portraitirung ihres Ichs verzeihen, der ſie im Grunde gewiß nicht karrikirt; es hat jede Nation ihre Epoche, wo ſich der Geiſt des Geſchmackes aus dem amalgamirten Stoffe der Bizarrerie, des Kleinſinnes, und, man möchte ſagen, der Heteromanie ſublimirt; es iſt die Zeit, wo der Lebensſtoff die todten Maſſen in Gährung bringt. Bald ſtand der Genius der Deutſchheit in franzöſiſchen Staatskleidern da, mit Chapeau-bas und Haarbeutel und einer etwas linkiſchen Bewegung, oder er badete ſich in einem Strome von Empfindeleien, der ſich in der Sprache, in Mienen und Bewegungen ausgoß. Durch die verführeriſche Gewalt des Beiſpiels und durch die hohe Macht der Gewohnheit naturaliſirte ſich gewiſſer Maßen dieſe Manierirung in den feineren Cirkeln, die auch die Prieſter der ſchönen Künſte einſchlieſſen. Man rannte gleichſam um die Wette, um franzöſiſche Tragödien auf die Bühne zu bringen, ſo wie über-

haupt die deutsche Litteratur sich unter den Pantoffel ihrer westlichen Nachbarinn zu schmiegen begann, und auch die Modekramer mit den Producten eines inferioren, ächt subjectiven Geschmackes, der sich an der Seine entwickelte, einen widerrechtlichen Schleichhandel trieben, und sich in das Boudoir der Damen, ja sogar in die Schlaf- und Studir-Zimmer der Herren schlichen. So wie in den Gartenanlagen die Scheere des französischen Kunstgärtners die schöne Natur verstümmelte und verdrängte, und das reißende Chaos einer üppigen Vegetation unter das Joch einer geregelten Steifheit brachte, so erging es auch den Sitten, den Formen des Umganges und dem gesellschaftlichen Tone in dem Garten des Lebens. Bald lernte man das dulden, was man kurz zuvor lächerlich fand, bald machte man es mit, und bald war man so allgemein mit der Francomanie befallen, daß man diese Künstelei, die sich durch den ganzen Raum, der die Menschen bewegte, erstreckte, recht natürlich fand. Man kann denken, was die schönen Künste gewannen, die diese Natur nachahmten, und man kommt in Versuchung, die schlichte, ehrliche Meinung einiger alten Aesthetiker, die einfältige Natur nachzuahmen, in schlimmerer Bedeutung zu nehmen. Nirgends offenbarte sich diese gewaltsame Reformation der Sitten sprechender als in der Poesie, besonders im dramatischen Fache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Miscellen.

Die Gabe der vormahligen französischen Könige, Kröpfe zu heilen, ist bekannt, und es ist in Rücksicht der armen Kranken recht sehr zu bedauern, daß sich dieselbe mit dem Erlöschen des Bourbonischen Stammes, oder vielmehr mit der Abäußerung desselben vom Throne wahrscheinlich verloren hat.

Weniger bekannt aber mag manchem Leser eine andere, freilich minder rühmliche Eigenheit der Sprößlinge des Merowingischen Stammes seyn, die ehemahls zugleich als Mitursache der Entfernung derselben von der Regierung dienen mußte, sie war — ein den Gliedern dieser Familie eigener borstiger, nach Art der Schweine behaarter Rücken. Die Gewährsmänner dafür sind die Geschichtschreiber Adrenus und Anastasius; der erste sagt: „qui ea stirpe prognati erant, christati dicebantur, quod graece dicitur Trichorachati, quia instar porcorum ex spina dorsi enascentes pilos haberent.“ — Childerich, der letzte jenes Stammes, mußte dafür, für die Verbrechen seiner Vorfahren und für seine eigene Unfähigkeit in einem Kloster büßen, indem der mächtige und schöne Pipin sich die Krone aufsetzen ließ, und sie besser zu behaupten wußte, als jene gesunkenen Schattenkönige, die selten mehr als ein Mahl im Jahre öffentlich erschienen, und dann, wie Eginhard sagt, auf einem mit Ochsen bespannten Wagen paradirten, bei dem die Treiber nach Bauernart einher liefen. — Die Majordomus waren die eigentlichen regierenden Herren, und daher war es dem Pipin wohl zu verzeihen, wenn er zuletzt glaubte, daß ihm mit der That auch der Nahme gebühre, wofür gleichfalls der Papst Stephan entschied, dem Pipin die listliche Frage vorlegte: „Ob es billiger sey, daß derjenige auf dem Throne sitze, welcher nichts als den Nahmen eines Königs führe, oder der, welcher die Regierung in der That verwalte, und die Last des Reiches auf seinen Schultern trage? — Vid. Annales fuldenses ad an. 751. p. 5. Annales francici etc.

Jene merkwürdige Zeiten unter Pipins und Carls des Großen Regierung, so reich an wichtigen Begebenheiten, haben durch mannigfaltige Beziehungen in unseren Tagen ein neues Interesse gewonnen, und dieser Ansicht hat wahrscheinlich auch eine kürzlich erschienene kleine Schrift unter dem Titel: „Manifest des Frankenkönigs Pipin zur Rechtfertigung seiner Thronbesteigung, mit beigefügtem lateinischem Original und kurzen Anmerkungen“ ihre Entstehung zu verdanken. Wäre das Manifest wirklich ächt, so hätte man es freilich in mehrerer Hinsicht als eine große Merkwürdigkeit zu betrachten. Aber so viel und so glücklich in Sprache und Ausdruck sich auch der Verfasser bemüht hat, seine Aechtheit glauben zu machen, so hat er sich doch in seinem Etate aus dem Lelong verrathen, oder er müßte eine besondere eigene Ausgabe von ihm besitzen, die außer ihm noch keinem zu Gesichte gekommen ist.

C.

Das Elend.

Selige Zonen, wo du den Menschen bekleidest und nährest;
Hier in der feineren Welt wühlst du sein Innerstes auf.

G.....l.

1805. Nr. 75.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 28. Juni.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Torquato Taſſo und Herr von Kotzebue.

Herr von Kotzebue erzählt im dritten Theile ſeiner Erinnerungen aus Italien von einer Wallfahrt, die er nach dem Kloſter des heiligen Onuphrius zu Taſſo's Gebeinen angeſtellt, und wo ihn eine beſondere Rührung ergriffen habe, weil Taſſo gerade ſo alt geworden ſey, als ſein Lehrer Muſäus.

„Die lateiniſche Grabſchrift — ſagt Herr v. Kotzebue — iſt ſchön und rührend. „Torquato Taſſo — hebt ſie an — wie vielen Ruhm drückt dieſer einzige Nahme aus!“ Mit wenigen aber kräftigen Worten werden ſeine Verdienſte erhoben, und am Ende hinzu gefügt, daß der Cardinal Bevilacqua ihm dieſes Grabmaal errichtet, damit der, deſſen Ruhm lebend die Welt erfüllte, auch im Tode an einem ehrwürdigen Orte möge geſucht und verehrt werden.“

Sonderbar iſt es, daß der Herr v. Kotzebue hier ganz etwas anderes geſehen und geleſen hat, als ein anderer zuverläßiger Reiſender, nähmlich folgende einfache lateiniſche Grabſchrift: „Torquati Taſſi ossa hic jacent. Hoc ne nescius esset hospes fratres hujus ecclesiae posuerunt.“

Hiernach hätte aber nicht der Cardinal Bevilacqua ſondern die guten Mönche des Kloſters des heiligen Onuphrius dem Fremden wenigſtens die Stelle bemerkbar machen wollen, wo Taſſo ruht, deſſen Nahmen ſie allein genug für ſeinen Ruhm hielten, ohne dieſes beſonders und gleich im Anfange, wie in der Kotzebueſchen Inſchrift, mit Worten auszudrücken. Auch iſt es auffallend, daß Herr v. Kotzebue nicht dieſe, ſondern eine ganz andere Grabſchrift geleſen, und ſeinen Leſern bekannt gemacht hat, und der einzig mögliche Fall, daß er ſie wirklich ſo las, iſt wohl nur der, daß der Cardinal Bevilacqua ſpäter ein anderes Grabmaal oder eine andere Inſchrift ſetzen laſſen, als jene war, die uns Dupaty in ſeinen Reiſen mittheilt.

Ueberhaupt ſcheint Herr von Kotzebue mit allem, was den Taſſo betrifft, ein beſonderes Unglück zu haben. In Neapel gibt er ſich die Mühe, ein ſehr unleſerliches Manuſcript von Taſſo's Hand abzuſchreiben, weil er glaubte, es ſey noch nicht gedruckt, was er doch bald nachher zu ſeinem Glücke anders erfährt. Zu Rom in dem Kloſter des heiligen Onuphrius, wohin er eigends ſeinetwegen wallfahrtete, ſieht und lieſt er ganz etwas anderes, als andere laſen. In Modena endlich läßt er ſich ſogar, wie er ſagt, Taſſo zu Ehren in einer Kirche den geraubten Eimer zeigen, der einſt zu dem blutigen Kriege zwiſchen Modena und Bologna, und zu Taſſo's unſterblichem Gedichte die Veranlaſſung gab.

Er wird im Thurme in einer finſteren Kammer aufbewahrt, zu der man ziemlich beſchwerlich hinauf klettern muß. Das ganze Intereſſe beſteht freilich nur in der mitgebrachten Erinnerung; denn wer jemahls einen mit Eiſen beſchlagenen in dem erſten beſten Ziehbrunnen geſehen hat, der weiß auch wie dieſer ausſieht.

Aber hier hat die Erinnerung dem Herrn von Kotzebue in ſeinen Erinnerungen wieder einen böſen Streich geſpielt, wenn es anders möglich iſt, ſich einer Sache zu erinnern, die man nicht gewußt hat. Denn dieſes berühmte Gedicht von dem geraubten Eimer iſt nicht von Taſſo, und wer mit der italieniſchen Litteratur nur etwas bekannt iſt, wird den Verfaſſer von la secchia rapita, Taſſoni nicht ſo leicht mit Torquato Taſſo verwechſeln. —

Nach dieſen wenigen Beiſpielen möchte dem Herrn von Kotzebue das Studium der Mnemonik und zwar noch ein anderes ſehr anzurathen ſeyn; oder hat er gedacht: pictoribus atque poetis etc. Ich meines Theils muß geſtehen, daß man ſich oft geneigt fühlt, einen ſolchen ſelbſt gegebenen Freipaß bei dem Herrn von Kotzebue auf ſeinen Reiſen voraus zu ſetzen. Die Veranlaſſung dazu wird jeder in den drei, übrigens leicht und angenehm und mit einer beſonderen Fertigkeit geſchriebenen Bänden oft genug finden; wenn ihm aber ſonſt keines gleich auffällt, ſo mag der geneigte Leſer nur zuerſt den Artikel Peſaro im dritten Bande aufſchlagen, wo, wie Herr von Kotzebue erzählt — Lucian Bonaparte auf ſeiner Durchreiſe mit ſeiner Gattinn, die hier plötzlich ihrer Niederkunft nahe zu ſeyn glaubte, ſechzig — mit ſchwabacher Lettern gedruckte — Bauerweiber hohlen ließ, um für das, was da kommen ſollte, eine Amme auszuſuchen. —

E.

Einige Ideen] über Schauſpiel und Schauſpielkunſt.

Veranlaßt durch das Spiel des Herrn Marcauſch auf der ſtändiſchen Schaubühne in Prag.

(Fortſetzung.)

Das Theater ſollte von ſeinem Urſprunge an der Spiegel des Sittenzuſtandes im Allgemeinen und der Cultur-Stufe ſeyn, und gewiſſer Maßen iſt das Theater jeder Nation eine Urkunde zu ihrer philoſophiſchen Geſchichte. Auch jetzt war es ſo. Die Lieblings-Tendenz des Lebens, das Schoßkind der Zeit war Künſtelei, und dieſe belebte die Individuen, die an dem Altare der Grazien das Gefühl der Menſchheit in einer zart wehmüthigen Bewegung, oder in tief tragiſcher Erſchütterung, in einem lebhaften Spiele mit der Phantaſie, oder in einem angenehmen Vergeſſen jedes finſteren Augenblickes des Lebens zu erhalten ſchwuren. Der Kunſtſinn mußte einſchlummern, wo Künſtelei erwachte, man hatte mit einem fremden Unſinne begonnen, und begann nun mit einem nationalen Eigenſinne den Faden fort zu ſpinnen, den man Frankreichs induſtrieuſem Geiſte verdankte. Der Lüſtling oder Windbeutel, hatte man ihn noch ſo ſehr nationaliſirt, ſchwebte in Entre-acts und Pas-chaſſés, krümmte ſich zu den groteskeſten Wellenlinien, und trieb alle die Albernheiten der gekünſtelten franzöſiſchen Mimik. Die Väter und die Alten predigten, und zwar im Abbé-Style, welcher in den Kanzelton, der das Reich der nationalen Declamation characteriſirte, verſchmelz; der Geliebte löſte ſich in Seufzern auf, und die Geliebte in Thränen. Selbſt das franzöſiſche Coſtüme, das man angenommen hatte, wurzelte ſo feſt, daß es bis jetzt auf manchen Bühnen ein wahres Wunder iſt, einen alten Herrn in einem modernen Ajuſtement zu ſehen, ſo ſehr auch der größere Theil unſerer Seniorität ſich den Launen theils nationaler theils britiſcher Mode unterwirft. Freilich hatte der Dichter nicht ſelten recht viel Antheil an dieſen Verirrungen, aber immer zog die Sucht zu künſteln des Schauſpielers, auch ohne Conſentirung des Autors, eine ſubjective Alltäglichkeit einer objectiven Individualiſirung vor.

Dieß alles zuſammen genommen begreift die erſte Epoche unſerer Schauſpielkunſt, die ich den Zeitraum der Affectation nennen will. Man hatte die Natur nachgeahmt wie ſie war, das heißt, man hatte die conventionellen Erbärmlichkeiten und alltäglichen Individualitäten in das Reich der Kunſt gezogen. Man hatte vergeſſen, daß Natur nachahmen ſo viel heißen ſoll, als ſich eine ideale Natur ſchaffen, eine Natur, die ſich frei von ihrer Negativität in ihrer poſitiven Originalität ausſpricht, oder, wenn man will, die Natur a priori anſchauen; oder hatte man es gewußt, ſo hatte man die Bedeutung des Idealen mißverſtanden, indem man künſteln und affectiren für idealiſiren nahm, und was im Grunde nur ein Karrikiren war, das, ſtatt der Kunſt eine progreſſive Bewegung und Majorität ihrer Kräfte zu ertheilen, ſie in ein fieberhaftes Springen, in eine aſthe-niſche Minorität, oder wenigſtens in eine kreisförmige Schwingung brachte, die immer um ihren Mittelpunct herum läuft, ohne ihn zu finden. —

Da erblühete die neuere Heroen-Zeit in Thalia's

Welt, man bekämpfte mit kühnem Muthe und Heldensinne dieſe verwüſtenden Ungeheuer, weil man auch im Allgemeinen die Waffen gegen die fremden Abenteuer hob.

Die Nahmen Eckhof, Schröder, Brockmann, Reinecke, Iffland — werden an dem Horizonte der Schauſpielkunſt ewig leuchtende Sonnen bleiben, und nun begann die zweite Epoche, die ich mir die ſentimentale zu nennen erlaube, weil man die verlorne Grazie einer idealen Natur vermißte und ſuchte, die jetzt in ihrer vollen Blüte ſteht. Jetzt erſtanden in dem hiſtoriſchen Raume der deutſchen Schaubühne Individuen, deren tiefes, poetiſches Gemüth und hoher, reiner Kunſtſinn das Publicum zu einer Art poetiſcher Wuth oder lyriſcher Begeiſterung neigte, die, wenn ſie ſich gleich nicht in Oden und Dithyramben ausſprach, durch ihr inneres Feuer, wie durch eine Contagion, den Hochgeſchmack an den ſüßen Zaubereien der Schauſpielkunſt mittheilte. Man fühlte ſich mit hinreißender Gewalt fortgezogen, hin, wo man die ſüßeſten Thränen weinen konnte, wo das Leben auf einer idealen Höhe uns erſchien, und der Schmerz und die Freude ſich mit den Banden der Liebe umſchlang, wo die Menſchheit auf einer höheren und ſchöneren Stufe ſich ausſtellte, und der Menſch nicht die Feſſeln des Staubes, ſondern die ehernen Bande eines geheimnißvollen Schickſals, das ſich in der Form der Gegenwart modificirte, ſchüttelte. Man fühlte die ſüße Luſt bald zum dringenden Bedürfniſſe werden, dem ermattenden Geiſte, der unter den drückenden Verhältniſſen des Lebens zu erliegen begann, in einer reineren Atmoſphäre auf den freien Höhen der Kunſt Friſchheit und Claſticität einzuſtrömen. Dieſer vorgehaltene Spiegel, der uns zwar das verlorne Paradies, die verſchüttete Tiefe des Gemüthes, die vergiftete Phantaſie, die verkehrte Handlungsweiſe, aber gemeſſen mit einem idealen Maßſtabe, vorhielt, umklammert von unſerer Sehnſucht zeigte, erfüllte uns mit Schmerz und Wehmuth. Thränen — ſüße Thränen des Heimwehes fließen, und wir fühlen uns mehr erſchüttert als tauſend Controvers-Predigten thun könnten, denen immer das höchſte Princip des Lebens mangelt. Denn alle die dramatiſchen Spiele, die ſich in dem Kreiſe unſerer eigenen Werkeltagserbärmlichkeit bewegen, und uns unſere Sünden und Gebrechen in demſelben Colorite vorſtellen, in dem ſie unter uns erſcheinen, alle Darſtellungen der Proſa unſerer Alltagsnatur, wie man ſie in dem Hoſpitale unſers geſellſchaftlichen Lebens findet, ſind für jeden Menſchen nutz- und vergnügungslos.

Unter die idealſten Erſcheinungen in dieſem Departemente des Reiches des Schönen gehört ohne Zweifel Herr Mattausch, unſer geliebter Landsmann, den das glückliche Berlin unter die erſten Künſtler ſeiner Bühne zählt, und ich glaube meinem Vaterlande und dem kunſtliebenden Publicum Deutſchlands überhaupt kein unangenehmes Geſchenk zu machen, wenn ich die Bekanntmachung des trefflichen Spieles dieſes theuern Lieblings Thalia's, das uns mit der tiefſten Liebe und hoher Bewunderung für ihn erfüllte, als ein ſchmerzlich empfundenes Lebewohl nachrufe.

Ein unerſetzlicher Verluſt iſt es für uns, daß ihn gewiſſe Verhältniſſe zwangen, nicht dem eigenen Kunſtſinne in der Wahl ſeiner Gaſtrollen folgen zu können, daß wir alſo nicht einen Otto von Wittelsbach, einen Carl Moor, einen Piccolomini von ihm bewundern konnten, daß wir ſtatt dieſer Ambroſia eine ganz proſaiſche Koſt genießen mußten, wie Ursmar von Adelungen, Aballino und Ludwig der Springer. Doch von ſeinem Genius verherrlicht, gemutheten uns auch dieſe wohl und ſüß.

I.

Klara von Hoheneichen, dieſer Mißgriff in die deutſche Heroen-Welt, aus der Göthe, Schiller und Vabo ihre kühnen majeſtätiſchen Schöpfungen hervor riefen, gab ihn uns wieder den Liebenswürdigen, nach dem wir uns ſo lange ſehnten. Bei der ſtiefmütterlichen Behandlung, die der Dichter ſeiner Klara angedeihen ließ, bei ihrer gänzlichen Negativität ſpringt die poſitive Fülle der Genialität, die Herrn Mattausch mit der Künſtlerkrone ſchmückt, in die Augen. Er mußte hier produciren, nicht reproduciren; ſchaffen, nicht entwickeln. Denn wenn der Schauſpieler nur darſtellte, was der Dichter gab, wenn er nicht Vater würde an dem geiſtarmen Waiſen, ſo müßte der Unglückliche verſchmachten unter dem Drucke ſeiner Characterloſigkeit.

Wir ſahen durch Herr Mattausch wirklich etwas, wovon Herr Spies eine ganz dunkle Ahndung haben mochte, als er aus ſeiner etwas unreinen Hippokrene trank, um ſich zur Production dieſer Ritter-Tragi-Comödie zu ſtärken. Wir ſahen einen deutſchen Mann, aus dem ſich der zweideutige Sinn, den ihm ſein Vater gab, in einer neuen Einheit mit hoher Deutſchheit ausſprach. Mit wenig Worten, er wand ſo viel Blumen um das kalte nackte Eiſen, daß es beinahe ganz unſerem Geſichtspuncte entſchwand, und wir wirklich einen duftenden Blumenkranz zu ſehen wähnten, den uns der Genius der Poeſie reicht. Auch unſere liebenswürdige Liebich, der wir die ſüßeſten Thränen, die zarteſten Ge-

nüße des ſchwelgeriſchen Geiſtes verdanken, brachte das harmoniſche Spiel des Herrn Mattauſch durch die poetiſche Melodie ihrer Darſtellung zu einem vollen reizenden Accorde.

(Der Beſchluß folgt.)

Bemerkungen über Kunſt, Wiſſenſchaft und menſchliches Leben.

1.

Neuerungen, ſagt man, ſind gefährlich. Willſt du dich in Künſten, Wiſſenſchaften und anderen Dingen, die die Sphäre der menſchlichen Erkenntniß erweitern, die das Leben verſchönern und verbeſſern, die den menſchlichen Geiſt über das Gemeine und Herkömmliche erheben, vor der Gefahr neuer Entdeckungen ſichern, ſo gibt es dafür ein unfehlbares Mittel. Du darfſt dich nur bemühen, den Weg, den andere vor dir betreten und ausgetreten haben, mit handwerkeriſchem Mechanismus und gläubiger Hingebung fort zu wandeln, und dich vor jeder neugierigen Abweichung zur Rechten und zur Linken, zu welcher dich die nicht immer unterwürfige Vernünftelei des menſchlichen Geiſtes verleiten möchte, mit Sorgfalt und frommer Gewiſſenhaftigkeit zu hüten. Auf dieſe Weiſe haben es die Spanier vermocht, das ſtille Meer von Akapulko bis Manila zwei Jahrhunderte hindurch alle Jahre zu durchſegeln, ohne eine der Inſeln zu entdecken, die auf dieſer Bahn im Süden und Norden wie hingeſäet ſind. Man kann es in dieſer die Augen verſchließenden und die Ohren verſtopfenden Reſignation durch Uebung ſehr weit bringen, und dabei doch noch den Ruhm und die weſentlichſten Eigenſchaften eines mit dem Zeitalter fortſchreitenden Mannes ſich erwerben, wofern man nicht verſäumt, ſich aus Zeitſchriften die in Umlauf gekommenen Begriffe und Grundſätze ein wenig zu merken, und mit einiger Fertigkeit und Geſchicklichkeit, die durch techniſche Uebung leicht zu erlangen iſt, die Phraſen des Zeitalters anzubringen.

2.

Man ſollte nicht ſagen, wer ein guter Mathematiker iſt, iſt auch ein vorzüglicher Denker, ſondern, wer in der Mathematik, wenn er ſie fleißig ſtudirt, nicht zurecht kommen kann, iſt des geordneten Denkens unfähig. Die Mathematik iſt eine leichte Wiſſenſchaft; ſie zu erlernen iſt nur ein fleißiger Gebrauch der dem Verſtande urſprünglich eingeprägten Denkformen erforderlich, und zu ihrer Erweiterung bedarf es bloß einer kunſtfertigen Anwendung der Denkformen auf Größen. Es gibt unter den Mathematikern, ſo dürfen wir daher wohl einem der vorzüglichſten Mathematiker nachſprechen, die größten Plunderköpfe, die man nur finden kann, untauglich zu irgend einem Geſchäfte, das Nachdenken erfordert, wenn es nicht unmittelbar durch jene leichte Verbindung von Zeichen geſchehen kann, die mehr das Werk der Routine als des Denkens ſind.

3.

Warum gefällt ein Porträt in Wachs poußirt nicht, wenn es auch von Seite der Aehnlichkeit und als künſtliche Arbeit noch ſo viel Vorzüge hat? Warum erregt es ſogar ein unbehagliches, an Mißfallen gränzendes Gefühl? Vermuthlich nicht darum, weil der Wachsbildner, wenn es ihm nur um treue Nachbildung der wirklichen Natur zu thun iſt, kein anderes Talent als das der mechaniſchen Künſtlers zeigt; denn das Werk des gewöhnlichen Portrait- und Landſchaftmalers, wofern es nicht techniſch ganz mißlungen iſt, erweckt doch keinen Widerwillen, es gefällt ſogar, wenn es auch ſchon dem äſthetiſchen Sinne nicht das höhere Wohlgefallen abzugewinnen weiß. Die Gründe dieſes Mißfallens, die am Ende auf einem Principe ruhen, ſcheinen folgende zu ſeyn. Erſtlich: Ein Kunſtwerk ſolcher Art, indem es Geſtalt, Umriß, Farbe, Fleiſch u. d. gl. ähnlicher darſtellt, als es durch jedes andere Mittel möglich iſt, annt die Illuſion anderer Kunſtwerke nach, illudirt aber auf eine beleidigende Weiſe; es betrügt, indem man reges Leben zu erblicken glaubt, und plötzlich durch ſtarre Lebloſigkeit geſchreckt wird. Zweitens: Die Selbſtthätigkeit der Phantaſie, die bei anderen Kunſtwerken angenehm beſchäftigt wird, und ſelbſt noch bei den auf bloßes Treffen berechneten Nachbildungen des Bildhauers und Malers nicht ſtille ſteht, iſt bei einem ſolchen Bilde gänzlich vernichtet. Drittens: Das Idealiſiren, welches das Weſentliche ächter Kunſt und der Grund des reinen äſthetiſchen Wohlgefallens iſt, findet dabei gar nicht ſtatt. Kein Wunder, daß die Vaucanſonſche Natter ſelbſt bei den dem Kunſt-Idealismus nicht ſehr ergebenen Franzoſen der Kleopatra Marmontels geſchadet hat!

4.

Ach, es verhallt die Stimme des frommen Freundes der Wahrheit unter dem quiekenden Weibergewinſel und dem brutalen Renommiſten-Geſchrei der ſich bekämpfenden Parteien. Ein wilder Zuſtand der Wiſſenſchaften, die Zeiten des litterariſchen Fauſtrechts! Wann werden wir in einen Rechtsſtand treten!

S....

1805. Nr. 76.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 1. Juli.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Reviſe der neueſten Litteratur, nach Anleitung des Oſtermeß-Catalogs von 1805.

Eines der merkwürdigſten Bücher, welche in Deutſchland heraus kommen, iſt ein — Bücherverzeichniß, der ſo genannte Meß-Catalog, welcher bekanntlich von halb Jahr zu halb Jahr in Leipzig erſcheint. Man kann daraus mit einem Blicke die neueſte Litteratur, und durch dieſe die neueſte Geſtaltung der Welt, its form and pressure erfahren. —

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunſt ſchreibt man über alles, was in der Welt geſchieht, was geſchehen iſt, was geſchehen wird, und was — nicht geſchieht.

Am meiſten ſchreiben die Deutſchen. Sie zeichnen ſich mehr durch Schriften als durch Handlungen aus. Soll ein Volk große Thaten verrichten, ſo muß es vereint ſeyn, durch hundert verſchiedene Staaten aber ſind die Deutſchen getheilt: ihre National-Kraft kann ſich alſo nicht ſo ſehr durch Handlungen, als durch Werke ihres Geiſtes und ihrer Phantaſie äußern; und ſiehe, wo ihre Kraft Gelegenheit findet, ſich zu äußern, da erreicht ſie die höchſte Stufe. Große Feldherren konnte Deutſchland nicht in ſo großer Anzahl hervor bringen als andere Länder; es hat aber den größten Feldherrn neuerer Zeiten, einen Friedrich den Zweiten, und ferner die größten Dichter und Philoſophen hervor gebracht. Auch haben die Deutſchen jetzt die meiſten Kenntniſſe von allen Nationen. Sie ſind ferner das fleißigſte Volk in Europa. Während die anderen Nationen dem Vergnügen nacheilen, ihre Guineen zählen, die Schätze ihres Landes genießen, ſich auf dem Faulbette dehnen, oder den Schlummer aus den Augen reiben — denkt, forſcht, erfindet, ſammelt und — ſchreibt der Deutſche. Kundig aller älteren und neueren Sprachen benutzt er die Erfahrungen aller Zeitalter, aller Völker. Nichts, was nothwendig, gut, ſchön und nützlich iſt, entgeht ſeinem eiſernen Fleiße, und unter ſeinen veredelnden Händen gewinnt jede Wiſſenſchaft, jede Kunſt, jedes Gewerbe an Vollkommenheit. Die fleißige Nation, die ſelbſt die meiſten Erfindungen gemacht hat, macht ſich auch die Erfindungen aller übrigen zu eigen, und keine wird ſie haben, die nicht die Spuren ihrer Verbeſſerung trägt. Ein deutſcher Schriftſteller nannte ſie das Gedächtniß von Europa, und wirklich, wo iſt eine Nation, die ſo unabläßig ſorgt, daß alles Gute, welches Genie, Kunſt und Wiſſenſchaft hervor gebracht, erhalten werde? Stürben auch die europäiſchen Sprachen alle aus, ſo würde man durch die deutſche, wenn ſie übrig bliebe, alles Wiſſenswürdige erfahren können.

Ein großes, ausgebreitetes Feld iſt, vorzüglich durch die Deutſchen, das Feld der Litteratur geworden. Unzählbar iſt die Zahl der Bücher, die von der Erfindung der Schreibkunſt bis auf unſere Zeiten geſchrieben ſind. Hier iſt kein Stillſtand. Immerfort vermehrt ſich die Zahl der Schriftſteller und ihrer Schriften. Jeder Tag gibt dem anderen Lehren, in jeder Stunde werden neue Erfahrungen gemacht, in jedem Augenblicke geſchieht etwas neues. Unermeßlich iſt das Reich der Wirklichkeit, nicht zu überſchauen das der Vergangenheit, über die Vergangenheit und Wirklichkeit hinaus fliegt die Phantaſie, und unendlich wird das Reich der Dichtung.

Alle dieſe unzähligen Productionen des menſchlichen Geiſtes ſind an keinem Orte in ſolcher Menge aufbewahrt, als in — Leipzig. In der That, es iſt nur ein großes Bücher-Magazin, welches von tauſend Seiten immer neue Zufuhr erhält, und immer weiter und weiter ſich ausdehnt. Hier findet man zuſammen alles Alte, was dem Schiffbruche der Zeiten entgangen, was Jahrhunderte, was Jahrtauſende bewährt haben, und alles Neue, was von Meſſe zu Meſſe hier zuſammen geſtutet iſt. Das Beſte des Alterthumes und des Auslandes iſt in den Urſprachen, alles übrige Gute, ſelbſt oft das Mittelmäßige, in Ueberſetzungen vorhanden. Nicht leicht pflegt etwas von dem zu fehlen, was in deutſcher Sprache ſelbſt gedruckt iſt. Alle dieſe Vortheile bewirkt der einzelne Umſtand, daß Leipzig der große Büchermarkt Deutſchlands iſt, und daß jeder deutſche und ein großer Theil der auswärtigen Verlagshändler hier ihre Commiſſionairs haben, bei denen man alle von ihnen verlegten Schriften beiſammen findet.

Unbeſchreiblich groß iſt immer die Zahl der neuen zur Meßzeit hierher gebrachten Bücher. Dieſe und die von neuem wieder aufgelegten, ja die künftig noch herauskommenden Werke machen gewöhnlich den Inhalt des Meß-Catalogs aus. Aus dem vorherigen ergibt ſich ſchon, daß nicht bloß deutſche Werke, ſondern daß auch die vorzüglichſten des Auslandes entweder in den Urſprachen, oder doch wenigſtens in Ueberſetzungen darin enthalten ſind.

Hieraus erſieht man alſo mit einem Blicke den neueſten Standpunct, auf welchem ſich die Litteratur befindet, und da über alles Wichtige, was in der Welt geſchieht, geſchrieben wird, ſo kann man auch mit einem Blicke alles Wichtige überſehen, was in dieſer geſchieht und verhandelt wird. Lehrreich und intereſſant kann eine Revüe dieſes Catalogs werden, wenn man die wichtigſten Werke ſelbſt kennen gelernt hat.

Ihm zufolge hat die deutſche Litteratur nicht bloß die meiſten — denn das iſt kein Ruhm — ſondern abermahls die wichtigſten Werke hervor gebracht. Man ſieht aus allen Fächern, daß ſie gegenwärtig auf dem höchſten Standpuncte ſteht, und daß ſie bei keiner anderen Nation eine ſolche Höhe erreicht hat.

Die Deutſchen haben Urſache ſtolz darauf zu ſeyn. Die Litteratur iſt das einzige Band, welches ſie als Nation zuſammen hält, und ſie allein iſt es, die ihren National-Ruhm ausmacht. Was ſind auch alle Eroberungen von Ländern und Städten, gegen die Eroberungen im Fache der Wiſſenſchaften und Künſte? Durch jene werden die Völker roh, unterdrückt und arm, durch dieſe werden ſie veredelt, glücklich und reich.

Es iſt keine Wiſſenſchaft und Kunſt, die nicht abermahls durch die Deutſchen bereichert oder vervollkommnet iſt. Zwei neue Wiſſenſchaften ſind aus dem Schoße Deutſchlands hervor gegangen, Gall's berühmte Schädellehre und Aretins Gedächtnißkunſt. Außer einer ſtrengen — von Walther — und einer anderen ganz unbefangenen Beurtheilung, hat jene auch den Stoff zu einem Luſtſpiele geliefert. So lange wir die Original-Werke der Erfinder entbehren, müſſen wir uns, was die erſtere betrifft, mit Selperts Vorleſungen des Herrn Dr. Gall über die Verrichtungen des Gehirns, Berlin 1805, und mit den früher erſchienenen Werken von Froriep und W—r (Walther); und was die zweite betrifft, mit Käſtners Mnemonik der Alten, mit deſſen Erklärung der drei berühmten Stellen der Alten von der Gedächtnißkunſt, mit Schenkels und Sommers Compendium darüber, und endlich mit Klübers Contingent zur Geſchichte der Gedächtnißübungen in den erſten Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts — begnügen.

Es würde mich gar zu weit führen, wenn ich alle die vielen Schriften anführen wollte, womit die Deutſchen faſt alle Wiſſenſchaften bereichert haben. Beurtheilungen ſtreng wiſſenſchaftlicher Werke gehören für kein Unterhaltungsblatt. Ich will mich daher meiſtens bei der unterhaltenden Litteratur verweilen, und die wiſſenſchaftlichen Fächer nur ſummariſch durchlaufen, übrigens aber einige ſonderbare Eigenheiten bemerken, die mir aufgeſtoßen ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einige Ideen über Schauspiel und Schauspielkunst.

Veranlaßt durch das Spiel des Herrn Mattausch auf der ständischen Schaubühne in Prag.

(Beschluß.)

2.

Ifflands Dienstpflicht, ein wahrer Götterschmaus auf eine ganz mäßige Mahlzeit, war die zweite Kunstausstellung, die uns Herr Mattausch gab. Wenn gleich dieses Ifflandische Product die Forderungen eines ästhetischen Kunstkenners nicht ganz befriedigt, und manchen Fehler und Mangel an seinem Baue und seiner Gestaltung trägt, so eignet es sich doch zu einer tiefen tragischen Wirkung. Nur schade daß die Handlung durch ihre anarchische Verfassung da, wo sie den begonnenen Eindruck vollenden soll, sich in dem matten Spiele einiger Hof-Scenen auflöst, und wo sie wieder ergreifen soll, theils durch die dazwischen geworfenen Maschinerien geschwächt ist, theils ihre Erstlingskraft schon verloren hat. Diese Theilung des Stoffes, diese Gewalt der Episode über die weiter ausgedehnte Haupthandlung zieht eine Menge negativer Verhältnisse zur Vollendung des Ganzen nach sich, worunter ich eine Duplicität der Katastrophe rechne. Die eine ist der Schluß des vierten und die andere der des fünften Actes. Ich glaube nicht unbillig zu urtheilen, wenn ich sage, daß die **Einheit der Handlung** und die **Einheit des Gefühles** so innig verknüpft sind als Ursache und Wirkung, so innig als Seyn und Nichtseyn.

Die Darstellung des unglücklichen Secretairs Dallner, auf dem die Welt, eine schwere drückende Last, liegt, in dem das Leben, eine brennende schmerzende Fluth, strömt, gelang ihm zur ideellsten Täuschung. Bei der Vortrefflichkeit der ganzen Ausstellung drängten sich doch die Situationen am Schlusse des vierten Actes hervor; unter allen die Scenen, wo alles, was den Menschen über den Abgrund des Elends hält, den Unglücklichen verlassen hatte, wo alle Sterne an dem Horizonte des Lebens, Liebe, Hoffnung, Vertrauen, Bewußtseyn und Selbstachtung verlöschen. Ein Schicksal, welches das Sterbebette zur Hölle umschafft, und das Leben zu einer verächtlichen Sclavenkette herab sinken macht.

„Vater, ich bin kein Böswicht!" Dieser Ausruf der mit Verzweiflung ringenden Kindesliebe zerriß das Herz der Zuseher, und ich sah Augen in Thränen schwimmen, Augen, deren wohl jedes Parterre zu mehreren Duzenden zählt. Die vorletzte und letzte Scene des vierten Actes vollendeten den tiefen tragischen Eindruck. Diese versinnlichte Verzweiflung, die schon sich aufzulösen beginnt in dem Gefühle naher Vernichtung, der fest beschlossene Selbstmord, den verrathene Liebe und verlorne Selbstachtung gebaren, sprach sich in jeder Miene, in jeder Bewegung aus. „Daß ich keinen vermisse — ruft der Geist einer schrecklichen Ahndung aus der Tiefe der zerrissenen Vaterbrust — daß ich ja keinen vermisse!"

Höher steigen konnte die Fluth des tragischen Gefühles nicht, und wie der leidende Mann unter der Last seines Schicksals zu Boden stürzte, so brach die Gewalt der Empfindung in meiner Brust, und ich entfernte mich zerfließend in süßen Thränen, erschöpft von Schmerz und Mitleid, um nicht durch die zweite, weniger ergreifende Katastrophe aus dem Strome der Wehmuth, in dem ich jetzt schwamm, empor gerissen zu werden.

3.

Elise von Wallberg. Es gibt eine Kraft in uns, die jeder Schranken spottet, die Fesseln zu tragen lehrt, selbst aber auch nicht einen bindenden Faden duldet, die die Leiden und die Wuth einer ganzen Welt zu tragen vermag, und in Wehmuth zerfließt, wenn ein Auge in Thränen schwimmt, die kühn in die Arme des Todes fliegt, durch Gefahren wie durch Lorbeerhaine wandelt, und doch so genügsam in sich selbst leben kann, daß der Raum von zwei Quadrat-Klaftern ihr eine ganze Welt ist, die Berge von Hindernissen zertrümmern und in einer Thräne schmelzen — die von einem Pole zum anderen treiben und uns an ein Plätzchen fesseln kann, das ein schmales Hüttendach deckt. Wer weiß nicht, was ich meine, daß es die Liebe, die so oft besungene und gemalte und gezeichnete Empfindung ist. Wer kennt nicht ihre gigantische Kraft auch in Nerven, die sonst bei dem Anblicke eines Blutstropfens erschlaffen. Aber noch hat die Geschichte der Jahrtausende dieses Räthsel nicht gelöst, ihre Tiefe nicht ermessen, noch die zarten Fäden erspäht, mit denen sie das ganze System des Lebens leitet. Sie ist der wahre Proteus, in jeder Menschenbrust nimmt sie eine andere Gestalt an, doch überall trägt sie den Stempel ihrer hohen, ewigen Natur. Wo ihr noch jede andere Empfindung dient, oder beinoch von ihrer Süße schweigt, daß nur ihre monarchische Stimme in dem unendlichen Reiche des Gefühles ertönt, wo ihr das Schicksal tausend willige Sclaven gibt, die sie auf einen Nebenweg führen, um jedoch ihre Pfeilen schneiden zu können aus dem üppig empor sprossenden Rohre, da gleicht sie einem wilden Sturme, der über Blumen und Sträuche hinsaust, und nur Eichen zu entwurzeln und Mauern zu zertrümmern droht, weil sie sich ihm auf seiner Bahn entgegen thürmen.

Ideen dieſer Art objicirte Iffland, als er den Fürſten in ſeiner Eliſa von Valberg ſchuf, den Herr Mattauſch zum glühendſten ideellſten Leben hervor rief. Seine feine, männliche Geſtalt, das majeſtätiſche Spiel ſeiner Mienen, der Anſtand und die Freiheit ſeiner Bewegung trug freilich auch viel dazu bei. Auch nicht eine Nüance war dem Scharfblicke des ſinnvollen Künſtlers entgangen, und wir ſahen den fürſtlichen Menſchen mit ſeiner ſüßen, ſchwärmeriſchen Sentimentalität im Herzen, in einem gediegenen Character der Menſchheit, ein liebender und geliebter Mann und Gatte in den Armen der fürſtlichen Frau und Gattinn — und manches Herz wünſchte ſich Glück bei dieſem Anblicke, weit unter der Sonne des Thrones im kühlen Schatten eines wahlfreien Bürgerlebens zu ruhen.

4 und 5.

Abällino und das Kind der Liebe. Beide ſind für den genialiſchen Künſtler ſo unbedeutende Gegenſtände, wie für einen trefflichen Fortepiano-Spieler eine Kinder-Sonate, was läßt ſich von beiden ſagen? Kann ſich hier die Routine des Schauſpielers, oder dieſe verbunden mit der Kunſt zeigen? Ich glaube die erſtere allein — und mithin kann von einem Mattauſch hier die Rede nicht ſeyn.

6.

Ludwig der Springer. Eine der größten Sottiſen auf den guten Geſchmack, ein Pygmäe in einem Rieſenharniſche, eine poetiſche Fliege auf dem Thurmknopfe der Aeſthetik, ſo lächerlich als abgeſchmackt, ſo kraft- als planlos. Eigene Wahl hatte Herrn Mattauſch hier gewiß nicht mit dem Apparate eines Don Quixote geſchmückt; wie konnte ein Mann von einem ſo tiefen poetiſchen Gemüthe, von ſo reinem, klarem Kunſtſinne, Perlen in dieſem Sumpfe fiſchen wollen? Vermuthlich ſind es die geprägten majora vota eines ritter- und turnierliebenden Publicums, die die Direction bewog, dieſes unſelige Spectakel-Stück zu Tage zu fördern. Ungeachtet alles Kunſtaufwandes des Herrn Mattauſch, ungeachtet der trefflichſten Mitwirkung des ſämmtlichen Theater-Perſonals, beſonders unſerer Liebich und des Herrn Bayer, ging man mißvergnügt aus Thalia's Tempel, wo der ſchönen Göttinn edlere Opfer gebracht werden ſollten.

7 und 8.

Ifflands Jäger und das Vaterhaus. Dieſe beiden Geburten der Iffländiſchen Muſe gehören in das Fach der ſentimentalen Poeſie dieſes Dramatikers. Es ſind gewiſſer Maßen dramatiſirte Idyllen von der Art, wie ſie uns Voß und Göthe kennen lehrten. Der einzige Fehler, den man an beiden wahrnimmt, iſt der Mangel an phantaſtiſchem Colorit und poetiſcher Objectivität. Denn man hört nun nicht mehr gern auf der Bühne die Sittenlehre aus dem Munde eines Paſtors oder einer alten Mutter, wenn ihr Kühlerglaube noch ſo romantiſch gezeichnet wäre. Die Moral des Schauſpieles ſollte, meiner Meinung nach, nicht wie ein Refrain ſich wörtlich und buchſtäblich wiederholen in jedem Auftritte, ſondern die Handlung und ihr hiſtoriſcher Gang ſoll der Chor ſeyn, der ſie am Schluſſe des Gemäldes dem Publicum empfiehlt.

Indeſſen lebt in dieſen beiden Gemälden der ländlichen Einfalt und Ruhe viel Herzlichkeit, viel Wehmuth und Schmerz, Individualitäten, die, wenn ſie ſich in ihrer Fülle ausſprechen, zu dem letzten Zwecke der tragiſchen Darſtellung und ſeiner Erreichung das meiſte beitragen. Ueberdieß ſind beide ein würdiger Spielraum für den Künſtler, für den der Dichter, als ſein Kind, väterlich geſorgt hatte, und an deſſen Phyſiognomie man deutlich erkennt, daß der Vater ein größerer Schauſpieler als Dichter ſey. Herr Mattauſch leiſtete alles, was wir von ihm zu fordern gewohnt waren, und wenn ihm auch im Vaterhauſe einiges mißlang, ſo erſetzte er den Verluſt mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit in anderen Situationen, in die ihn der Faden der Handlung verwickelte. Aber auch unſere brave Muth gab uns, wie immer, die Gutherzigkeit und beſtheitsloſe Geſchwätzigkeit ſo treu und ſchön, daß uns nichts zu wünſchen übrig blieb. Auch Herr Liebich als Oberförſter verdient alle Hochachtung und alles Wohlwollen, das jeder gebildete Menſch für Kunſt und Wiſſenſchaft empfindet.

9.

Der Strich durch die Rechnung, von Jünger. Herr Mattauſch als Carl von Hitzig führte ſeine Aufgabe mit einer Präciſion durch, die uns die Vielſeitigkeit ſeines Genies zu bewundern zwang. Aber das Reich des Comiſchen eignet ſich nicht dazu, den Künſtler auf den Thron der Kunſt zu heben; denn wenn man ſeinen Werth nach der Tiefe und der Dauer des Gefühles, daß er erregte, berechnet, ſo würde er durch die momentane Erſchütterung des Zwerchfelles, oder durch das augenblickliche Vergnügen, mit dem er unſerem unedleren Theile ſchmeichelt, mehr verlieren als gewinnen. Wir ſind nun einmahl dazu geſchaffen, dem Vergnügen nur gleichſam einen Durchzug zu erlauben, und den Schmerz lange zu beherbergen. Wenn man aber die Darſtellung des Rauſches ausnimmt, den Herr Mattauſch zu ſcharf ausdrückte, ſo war dieſelbe im Ganzen muſterhaft.

—l.

Google

1805. Nr. 77.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 3. Juli.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Revüe der neueſten Litteratur, nach Anleitung des Oſtermeß-Catalogs von 1805.

(Fortſetzung.)

Die alte claſſiſche Litteratur war ſonſt ſchon ſo reichlich von den Deutſchen ausgeſtattet, daß nur wenige neue Gaben zu erwarten waren. Und das iſt denn wirklich der Fall geworden.

In der Pädagogik ſind ungefähr hundert und dreißig Schriften erſchienen. Hier glänzen die Nahmen Peſtalozzi, Olivier, Bertuch, Campe, Funke, Glatz, Niemeyer, Salzmann, Zerrenner u. ſ. w. Die Ausländer haben nichts bedeutendes in dieſem Fache geliefert.

Die philoſophiſche Litteratur hat zwar keine große Ausbeute gegeben, aber doch einige treffliche Schriften hervor gebracht. Arndt hat mit ſeiner bekannten feurigen Darſtellungskunſt Fragmente über Menſchenbildung, der vielſeitige Rheinhold eine Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philoſophie, und Bergk die Kunſt zu philoſophiren geliefert, eine vorzüglich den Jüngern der neueſten Philoſophie ſehr zu empfehlende Kunſt! — Von dem claſſiſchen Werke des Herrn Kurfürſten Erzkanzlers über das Univerſum iſt die fünfte Auflage, und von Klingers vortrefflichen Betrachtungen über die Welt und Litteratur der dritte Theil erſchienen. — Auch hier haben die Ausländer nichts Bedeutendes geliefert.

Das geſammte Fach der Naturkunde iſt eben ſo reichlich ausgeſteuert. Es ſind viele deutſche Original-Werke, aber auch viele Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen erſchienen. Es fehlt an Raum, um nur die wichtigſten hier zu bemerken. Das nähmliche tritt ein bei der Mathematik, der Oekonomie, der Technologie, der Handlungswiſſenſchaft u. ſ. w.

In der Geſetzgebung und der geſammten Rechtswiſſenſchaft haben ſich von jeher die Deutſchen ausgezeichnet. Beide Wiſſenſchaften haben ſie auch dieſes Mahl ſtark bearbeitet. Ich will nur zum Beweiſe das ſo genannte Civil-Geſetzbuch der Franzoſen anführen. Dieſes iſt zwei Mahl in deutſcher Sprache und ein Mahl mit Anmerkungen überſetzt worden. Mehrere Commentare über einzelne Materien deſſelben ſind ebenfalls in deutſcher Sprache heraus gekommen. Wenn ein fremdes, ohnehin nicht vorzügliches Geſetzbuch — welches hinter dem Preußiſchen weit zurück ſteht — ſo viele deutſche Federn beſchäftigte, ſo kann man leicht denken, daß die Deutſchen ihre eigenen und die in

Deutſchland aufgenommenen Geſetze noch weit beſſer werden beurtheilet haben. Und dieß iſt denn auch wirklich der Fall. Die größten Rechtsgelehrten haben die Deutſchen aufzuweiſen; ihre Schriften gehören aber nicht in ein Unterhaltungsblatt.

In der Arznei- Wund- und Vieharznei-kunſt iſt die Ausbeute eben ſo groß. Eine neue Peſt drohte dem menſchlichen Geſchlechte, ihre Verheerungen waren außerordentlich; ſie erregte bald die Aufmerkſamkeit der deutſchen Regierungen, die dagegen Quarantainen errichteten, noch mehr aber die der deutſchen Aerzte, die dagegen — Schriften heraus gaben. Ueber dreißig Schriften hat das gelbe Fieber veranlaßt. Unſere erſten Aerzte haben die Natur dieſer Peſt, wie es ſcheint, ſehr genau erforſcht, und die beſten Verwahr- und Heilungsmittel dagegen entdeckt und angegeben. Ein Herr Maclean hat zwar in einer eigenen Schrift zu beweiſen geſucht, daß Peſt und gelbes Fieber nicht anſteckend ſind; dieſem Beweiſe wird es jedoch an nichts mehr, als an beweiſender Kraft fehlen. Wer ſollte es aber glauben, daß ein ſo bösartiges Uebel den Stoff zu einem Roman hat hergeben müſſen (Meß-Catalog S. 264.), und daß Herr v. Beß es benutzt hat, um den Leuten das Zwerchfell zu erſchüttern, indem er ein Luſtſpiel von drei Aufzügen darüber geſchrieben hat (daſelbſt S. 274.)?

Ich komme jetzt zu der Litteratur, die die meiſten Liebhaber unter allen Nationen hat, die am meiſten anzieht und gefällt, zu der unterhaltenden Litteratur. Die Welt will mehr amüſirt als belehrt ſeyn. Die eine Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, die Damen, will nichts von Lehren und Predigten hören. Ihr angenehmſtes Geſchäft iſt — Romane zu ſpielen; natürlich iſt ihnen daher auch ein Roman die angenehmſte Lectüre. Selbſt der ernſte Geſchäftsmann, wenn er ſich abgearbeitet hat, lieſt nichts lieber, als ein Spiel des Witzes, oder ein Gemächte der Phantaſie, oder ein leicht geſchriebenes Werk, eine Reiſe, eine Geſchichte, kurz was ihn zu erheitern oder ſeine Falten auszuglätten vermag. Daher iſt die Lectüre dieſer Art ſo allgemein beliebt. Ich rechne dahin:

Erſtens, die Erd- und Staatskunde. Eine allgemeine Geographie hat Herr C. A. Müller geliefert, die zur Zeit die vollſtändigſte und neueſte iſt. Gaſpari's und Fabri's Werke dieſer Art waren zu weitläufig angelegt, als daß man ihre Vollendung erwarten konnte. Einen glücklichen Mittelweg hat Herr Müller eingeſchlagen; er liefert ein vollſtändiges Handbuch der Erd- und Länderkunde in vier Bänden. Es wäre zu wünſchen, daß ſie richtiger und genauer wäre. — Das ungeheure Rußland hat nur eine Schrift veranlaßt, nähmlich Bemerkungen über Rußland, ſeine Bewohner und deren National-Eigenheiten. Alexanders Schöpfungen macht Herr Storch in ſeinem Journale Rußland bekannt. Auch liefert der ruſſiſche Merkur von Herrn Heidecke viele Merkwürdigkeiten von dort. Das Journal St. Petersburg und Conſtantinopel entſpricht der Erwartung nicht. — Ueber die erſten Hauptſtädte Europa's ſind vortreffliche Beſchreibungen erſchienen; hier verdient zuerſt Conſt. de Ferri's Gemälde von London und den Engländern genannt zu werden, wovon jetzt der erſte Band in der deutſchen Ueberſetzung erſchienen iſt. Es iſt das neueſte und zugleich ein ſehr gutes Gemälde, ob es gleich hinter jenen von Archenholz und Göde weit zurück ſteht. Ueber England urtheilt kein Franzoſe ſo unparteiiſch als ein Deutſcher, und faſt immer fehlt es ihm an den mannigfaltigen Kenntniſſen, die dem Deutſchen eigen ſind, und zu einem richtigen Urtheile erfordert werden. Nächſt London iſt Petersburg die merkwürdigſte Stadt in Europa, weil ſie das Glück hat, den größten Regenten Europa's zu beſitzen. Peter der Große war der Urheber ihrer Gründung, Alexander I. iſt der Stifter ihrer Wohlfahrt. Was Petersburg am Ende ſeines erſten Jahrhunderts iſt, davon hat Reimer eine vortreffliche Schilderung zu liefern angefangen; möchte er nur dieſe nicht zu ſehr dehnen und der Verleger ſie nicht überheuern! Dann verdient genannt zu werden: Paris wie es war und wie es iſt, aus dem Engliſchen überſetzt; freilich keine getreue und unparteiiſche, aber doch eine unterhaltende Schilderung. Hiermit muß man Murhards Blicke auf Paris verbinden, und das, was Kotzebue und Reichardt kürzlich über Paris geſchrieben haben, dann wird man ſich eine richtige Anſicht von dieſer Hauptſtadt des feſten Landes verſchaffen können. Auch über Wien iſt eine neue Skizze von Pezzl, von dieſer jedoch nur das erſte Heft erſchienen. Schummels kleine Welt-Statiſtik mag die Reihe ſchließen. Sie wird das Studium der Statiſtik noch allgemeiner und ſelbſt die Damen dafür empfänglich machen. Wenn alſo künftig die Herren in Geſellſchaft über die Begebenheiten der Zeit ſich unterhalten, ſo werden die Damen nicht nur mit einſtimmen, ſondern ſelbſt zu kannengießern anfangen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Meine Gedanken über die Eigenheit der Malerei, besonders in Vergleich mit der Bildnerei.

Von der Zeit an als man wahrgenommen hat, daß der Einfluß der bildenden Künste, wenn ihnen von der Aesthetik eine bedingtere Richtung ihrer Ausübung vorgeschrieben und diese befolgt wird, ein wirksames Mittel zur Veredlung der Menschheit seyn könne — von dieser Zeit an bis ganz nahe zu unseren Tagen haben die meisten unserer Lebensweisen den knabenartigen Muthwillen der ewig jungen Kunst mehr in ängstlich ernste Nachahmung einzuengen, als ihr jugendliches Leben in mild väterlichem Sinne von Unarten abzuhalten gesucht. Statt ihre eigenthümlichen Arten deutlich zu entwickeln, und so jeder der Künste, ihrer eigenen Natur und Kräfte gemäß, ihren Wirkungskreis anzuweisen und zu erweitern, haben sie dieselbe meistens nur nach ihrem eigenen Sinne und ihrem individuellen Empfindungsglauben viel zu unbedingt angewiesen, die Kunstwerke der hohen antiken Bildnerei und die sublim naiven Schönheiten Raphaels als einziges Kunstziel zu betrachten.

Warum hat man aber nicht angefangen im nähmlichen Sinne die Aesthetik zu lehren, wie der in mechanischen Arbeiten und in seiner Technik wohl erfahrne Kunstmeister, der seines Lehrlings geistige und physische Organe nicht zu tyrannisiren wagt, indem er die mechanischen Werkzeuge nach seinem, ihm nur allein angebornen Gefühlsinne zu gebrauchen befiehlt. Von der Freiheit der Organe beim Vor- und Auftrage eines Kunstwerkes hängt allein die neuartige Wirkung auf die inneren und äußeren Sinne ab. Nur so kann jeder Künstler mit seinem ihm eigenen Kunst-Character die Kunstliebe immer erneuern und vermehren.

Wenn man dem jungen Maler wie dem jungen Bildner unbedingt sagt, in den Antiken allein ist bis jetzt das hohe Ideal der Schönheit für den äußeren Sinn so aufgestellt, daß durch mehr und mehr immer bewegliche Vereinfachung aller Linien der äußeren Form die menschliche Gestalt aus einem individuelleren kleinen Nothwendigkeits-Character in einen höheren, dem Allgeiste ähnlicheren Total-Character, folglich in einen freieren Zustand der Idealität erhoben wird, so setzt man — was bisher schon die neuere — zugestanden — veredelte Malerei deutlich beweist — den jungen Maler der Gefahr aus, daß durch zu einseitiges Verstehen des oben Gesagten, durch zu einseitig abstractes Memoriren im Nachmachen dieser, obwohl hohen und edeln aber nicht in Lebensthätigkeit begriffenen Formen für die Malerei eine Art von untergem Basrelief-Styl entsteht. In der Bildnerei wird es wegen Ausschließung der Farbe und Einschränkung auf wenige einzelne Wesen im Kunstwerke Nothwendigkeit, daß dieses mehr die Idealität seiner Gattungsvorstellung als ihren Bezug auf ein außer denselben liegendes Ganze ausbilde. Die der Malerei ganz bestimmt eigentlich zukommenden Beziehungen innerhalb des Kunstwerkes aber müssen mit ästhetisch gebildetem Geiste außer der schon vorhandenen Kunst in der Natur, im Leben studirt werden. Die vielfältigeren lebenden und unlebenden Stoffe, theils durch freien Willen, theils durch Elemente bewegt, sind auch wieder nicht in den antiken Bildnereien, sondern ebenfalls in der Natur und im Leben zu studiren.

Bei zu streng gesonderter Uebung im Nachahmen der Idealität äußerer Formen der Antiken bildet sich der Maler nicht genug jenen regen und lebendigen Styl an, der doch die höhere Wirkung der Malerei hervor bringen soll. Mehr also durch tiefes innersinniges Betrachten als durch formennachahmendes Memoriren sähe er den Antiken ab, wie die Erhabenheit der Gestalt eines jeden zu bildenden Wesens darin bestehe, es aus der höheren Gattungsform nicht mehr heraus zu individualisiren, als der Inhalt des Kunstwerkes jedes Mahl erfordert; diese durch Vernunft von den Antiken erlernte Characterisiik äußersinnlich auszubilden, bedachte und studire er das gebildet lebende Leben *). Auf diesem Wege wird er auch von dem irrigen, jetzt beinahe allgemein als richtig angesehenen Wahne abgehen, daß nur solche Stoffe zu Gewändern dürfen gewählt werden, die wegen ihrer Schwere den äußeren Eindrücken der bewegten Luft am meisten widerstehen, und wegen Geschmeidigkeit am willigsten sich jeder Gliedebewegung anschmiegen.

In einer Malerei sind immer nur wenige, meistens nur eine unter allen anderen Figuren, deren hohe Idealität mit so vorzüglicher Schonung muß behandelt werden. Die Malerei stellt mehr im Leben begriffene ganze Schöpfungen, mehr die geordnete Stufenfolge, von den klein beschränkten Thätigkeiten an bis zu den ausgedehnteren

*) Wenn die Kunstrichter für die Dichtkunst und Eloquenz die alten Classiker zu bedingt als einzige Vorbilder aufgestellt hätten, würden unsere Göthe, Schiller, Klinger und andere deßwegen nicht den Muth gehabt haben, die Erstlinge ihres Genies, so wie sie thaten, mit ihrer eigenen Aesthetik zu schaffen? Aber eine Menge von der immer thätigen Zeit erzeugter neuer Erscheinungen würden als unpoetisch unbenutzt aus der Dichtkunst verbannt, und unseren Zeitgenossen die schöne Litteratur weniger belehrend und bildend geblieben seyn.

Idealitäten, die in menſchlicher und jeder anderen Geſtalt erſchaffenen und erdichteten Weſen einbegriffen, vor; die Bildnerei hingegen mehr das ganz vom untergeordneten Leben getrennte Reich der Idealität, nur belebte Idealie. In Folge deſſen ſcheint es, daß der Beruf der Malerei dahin gehe, das practiſch gewöhnliche Erdenleben durch die Behandlung aller Gegenſtände des Seyns und des Lebens, in deutlich characteriſtiſcher Stufenfolge und in Verbindung mit dem höheren idealiſchen Leben darzuſtellen; der Bildnerei hingegen, uns das höhere idealiſche Seyn, nur in der idealeren Geſtaltung der erſten Schöpfungsweſen, ohne deren Verwandſchaft mit unſerem täglichen gewöhnlicheren Leben, vorzubilden.

Wenn die antike mediceiſche Venus in dem Moment des nur reinen Seyns alle Forderungen an die Bildnerei befriedigt, ſo ſind die Forderungen an die Malerei ausgedehnter. Der Maler kann die Liebesgöttinn nicht anders als in einer uns bekannten Localität, folglich mit Umgebungen zeigen. Die Localität und die Umgebungen deuten eben ſowohl einen Moment des Lebens als des Seyns an. Für den des Lebens müſſen die Localität und die Umgebungen in Bezug auf die Göttinn, und wieder die Göttinn in Bezug auf jene gebildet werden. Folglich iſt in der Malerei Venus nie — nur allein Venus, ſondern entweder die liebende, die frohe, die trauernde, oder die auf irgend eine Art im Leben begriffene Venus. Jeder dieſer Lebens-Momente ſoll weder in den Antiken noch in den Malereien Raphaels, ſondern allein in dem vor unſeren äußeren und inneren Sinnen verbreiteten Leben ſtudirt werden. Denn gewiß iſt es klar, daß wenn der Maler das bloße Seyn der Venus in der Antike nachahmend ſtudirt, er dadurch ſeine eigene Schöpfungskraft der Lebens-Idealität ſchwächt, und nicht den Genuß erzeugt, den die in einem intereſſanten neuen Lebens-Momente aufgebildete Göttinn gewährt hätte *).

Da in unſeren Tagen alles vom bloßen Verſtande abhängende Wiſſen und von der mechaniſchen Uebung abhängende Können (die Farben und Färbungslehre ausgenommen, welche ich dem Publicum mitzutheilen ſchon lange ſehnlichſt wünſche) für die Kunſt ſowohl techniſch als wiſſenſchaftlich durch mechaniſche Vortheile und Handgriffe ſowohl, als Theorien der Experimental-Phi-

*) Die vielbegabtesten Kunſtrichter zeihen ſogar an Canova, daß ſeine Statuen das uns bekannte Ideal-Leben weniger ausdrücken als es ſuglich ſeyn könnte. Den dadurch entſtehenden Mangel an Intereſſe rechnen ſie ſeinem zu ſklaviſchen Nachahmen der Antiken bei.

loſophie beinahe ganz vollendet und in ein Syſtem geordnet vor uns liegt, und jeder verſtändige und geſchickte junge Künſtler ſich durch Verſtehen der Theorien und durch Uebung der phyſiſchen Organe dieſes bald eigen machen kann; ſo wäre es doch ein Mahl Zeit, daß man dem Formen-Memoriren durch Copiren ein Ende machte, und ſo der eigenen Empfindung und dem eigenen Geiſte jedes Künſtlers Freiheit und Anlaß gebe, aus ſeinem eigenen Ideal-Leben unſer gewöhnliches zu veredeln und zu bereichern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Uz.

Uz, den ſein Mutterland einſt einen ſeiner größten Dichter, den deutſchen Horaz nannte, Uz, der in der philoſophiſchen Ode ſo viel geleiſtet hat, deſſen Theodicee, die wahre Größe, der ſtandhafte Weiſe, die Wiſſenſchaft zu leben u. ſ. w. ewig ihren Rang behaupten werden — Uz iſt längſt todt, und noch die Hoffnung unerfüllt, ihm ein ſeiner würdiges Denkmaal errichtet zu ſehen! — Sollte ſeine Vaterſtadt vergeſſen, daß ſie Urſache hat, ſtolz auf ihn zu ſeyn? Und wahrlich das hat ſie! denn Uz war nicht ein großer Dichter allein, er war auch ein im hohen Grade kenntnißvoller Gelehrter, ein biederer, edler, wohlwollender Mann, ein wahrer Weiſer in des Wortes vollſten Sinne. Irre ich nicht, ſo enthält Schlichtegrolls Necrolog ſeine Biographie: ich habe ſie noch nicht geſehen; aber ſchwerlich enthält ſie die Züge ſeiner reinen Liebe für Künſte und Wiſſenſchaften, ſeiner anſpruchloſen Beſcheidenheit, ſeiner kindlichen Gutmüthigkeit, durch die er ſeinen Freunden ſo theuer geworden iſt, und die ihn ſo wie ſeine litterariſche Zeitgenoſſen und Freunde, Weiße, Kronegk, Gleim ꝛc. ſo vortheilhaft gegen die jetzige Periode auszeichneten. Kurz vor ſeinem Tode ſandte ich ihm eine kleine philoſophiſche Abhandlung über Daſeyn, Unſterblichkeit und Wiederſehen. Hier einige Stellen der Antwort des liebenswürdigen Greiſes, die ſeinen Character rein ausſprechen:

„Daß Sie an Ihren alten Freund noch denken, und ihn mit Ihrer — Pſyche beſchenken, hat mir unendliche Freude gemacht. — Je mehr ein alter Mann ſeiner Auflöſung ſich nähert, deſto inniger intereſſirt er ſich für alles, was ihn ſeine, auch noch ſeiner nach dem Tode fortwährenden Exiſtenz verſichert u. ſ. w.

Sollte auch dieſes Memento für die Mitbürger meines edeln Lehrers und Freundes verhallen, ſo dringt mich doch Empfindung, eine Blume und eine Thräne auf ſeinen unbekannten Aſchenkrug fallen zu laſſen. J. S.

1805. Nr. 78.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 5. Juli.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Revüe der neueſten Litteratur, nach Anleitung des Oſtermeß-Catalogs von 1805.

(Fortſetzung.)

Zweitens, die Reiſebeſchreibungen. Sie ſind an der Tagesordnung, und finden nächſt Romanen und Schauſpielen die meiſten Liebhaber. Die merkwürdigſte Reiſe in unſeren Tagen hat ein Deutſcher gemacht, Herr von Humbold aus Berlin. Wahrſcheinlich wird keine Reiſe ſo lehrreich ſeyn als dieſe. Wir haben verſchiedene, ich glaube fünf, eigene Werke davon zu erwarten. Bis dieſe erſcheinen, müſſen wir uns mit dem Auszuge aus ihren Memoiren von Delamethrie begnügen. — Nächſt dieſer Reiſe verdient Barrow's Reiſe nach China genannt zu werden; ſie iſt die neueſte und ich möchte behaupten, auch die zuverläßigſte. — Adams, ehemahligen americaniſchen Miniſters in Berlin, Briefe über Schleſien verdienen ebenfalls einer ehrenvollen Erwähnung. Es iſt ſchon an ſich intereſſant, das Urtheil eines Ausländers zu hören. Herr Adams hat noch das Verdienſt, daß er frei von Parteilichkeit und National-Vorurtheilen iſt. — Ein Ungenannter befürchtet, daß Schleſien in ſeiner gegenwärtigen Kriſis fallen möge, und hat darüber in einem eigenen Werke gehandelt. Durch die Elb-Blocade und den engliſch-ſpaniſchen Krieg leidet Schleſien außerordentlich; es würde noch mehr leiden, wenn die Engländer gar keine ſchleſiſche Leinwand mehr nach Spanien paſſiren ließen, um den König von Preußen zu bewegen, der Coalition beizutreten. — Des Engländers Fell Reiſe durch die bataviſche Republik, überſetzt von Murhard, iſt zwar ſchon ein Paar Jahr alt, ſie verdiente aber doch eine Ueberſetzung. Seit der franzöſiſchen Eroberung dieſes Landes, wodurch es von ſeinem höchſten Flore in das tiefſte Elend herab geſunken iſt, haben wir keine beſſere Reiſebeſchreibung davon erhalten. — Von Gödes England, Wales, Irland und Schottland iſt der vierte Theil erſchienen, welcher in dem nähmlichen Grade höchſt unintereſſant iſt, als die drei erſteren Theile intereſſant waren. Ich kann den Deutſchen keine beſſere Kunſt empfehlen, als ſich kurz zu faſſen. Von Wales, Irland und Schottland kommt in dieſen vier Theilen noch keine Silbe vor. Auch möchte ich dem Profeſſor Göde eine lebhaftere Darſtellungsgabe wünſchen; ſein Gemälde enthält aber ſo viel Neues, und ſelbſt über das Bekannte ſo viel neue Anſichten, daß man über ſolche Kleinigkeiten leicht hinweg ſieht. — Szecks Reiſe durch Ungarn, dieſes immer noch ſo unbekannte und dennoch ſo merkwürdige Land, verdient eine rühmliche Erwähnung,

und trägt zur näheren Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner sehr viel bei. — Auch Herr von Kotzebue hat seine Reise nach Wien und Neapel herausgegeben; sie ist zwar schon in aller Händen, denn Herr von Kotzebue schreibt eben so leicht als angenehm. Auch hat er völlig Recht, daß Kunstwerke besser gesehen als beschrieben werden, und daß außer diesen Italien weniger Merkwürdigkeiten hat, als andere Länder. Wie sehr ist es zum Beispiel in den Wissenschaften zurück? — Die witzigste Reise, die wir kennen, macht den Beschluß. Es ist Thümmels Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs, zehnter Theil. Das Werk selbst schließt sich mit diesem Theile.

Drittens, Kriegs- und politische Schriften. In diesen kriegerischen Zeiten — wer sollte es glauben, machen die Kriegs- und politischen Schriften fast die geringste Zahl in dem Meß-Catalogo. Allein die Politik liefert nichts neues mehr, im Gegentheil sucht man in einem großen tongebenden und sachgebietenden Reiche geflissentlich das Alte wieder hervor, und verschmäht alle Neuerungen der letzteren reformirenden Jahre; auch darf sie weder sehr laut noch sehr freimüthig sprechen. So tief war die Politik noch nie gesunken! In einer unter dem Titel: **Historisch-politische Miscellen** erschienenen Schrift wird unser Jahrhundert auf dem Titel sehr treffend **das Jahrhundert der Contraste** genannt. In dieser niedergedrückten Lage, was konnte die Politik, was durfte sie liefern? Ein Zweig derselben, die so genannte **Cameral- und Policei-Wissenschaft**, hat indeß viele gute und reife Früchte getragen. Die Beförderung des **National-Reichthums** hat vorzüglich die deutschen Cameralisten beschäftigt. Herr Professor Jacob machte die Vorbahn mit seinen **Grundsätzen der National-Oeconomie**. Adam Smiths Werk über diesen Gegenstand, so anerkannt viele Vorzüge es auch besitzt, ist doch oft zu einseitig und zu local. Herr Jakob hat allgemeinere Grundsätze geliefert, und ist noch gründlicher als der Dritte. Herr **Chr. von Schlözer** und Herr **Reichsgraf von Soden** haben denselben Gegenstand bearbeitet. Die Schrift des letzteren zeichnet sich vorzüglich aus, und verdient viele Leser zu finden. **Krugs Betrachtungen über den National-Reichthum des Preußischen Staates** sind so vortrefflich ausgefallen, daß ihn der König sogleich zum Cammer-Rath befördert hat. — **Die bürgerliche Verbesserung der Juden** scheint den Deutschen sehr am Herzen zu liegen; es hat daher jemand eine Schrift gefertigt unter dem Titel: **Der Juden-Reformator, oder wie sind die Juden in einigen Jahren umzuschaffen, ohne daß einem einzigen der Kopf abgeschlagen werde?** Herr **Happach** hat sogar ein **eigenes Archiv für die Juden** angelegt. — Mehr noch als die Juden sind die **Armen** das Augenmerk der Cameralisten. In den ersten Städten sucht man ihren Zustand zu verbessern. Hamburgs vortreffliche Anstalten dienen fast überall zum Muster. Für das Herzogthum **Magdeburg** ist ein **Plan zur Verbesserung des Armenwesens** erschienen. Ein Herr **Klein** hat für **Oestreich ein Magazin für die Armenhilfe** angefangen. u. s. w.

Der **gegenwärtige Krieg** hat nur sehr wenige Schriften veranlaßt; aber er ist ja auch noch fast gar nicht zum Ausbruche gekommen. Die Haupt- und Staats-Actien, die der wahrhafte Moniteur sonst in jeder Woche verkündigte, sinkt jetzt nach ihm selbst zur bloßen Demonstration herab, um den eingeengten französischen Flotten Luft zu machen. Kleine Havareien, die die Engländer leiden, werden sie nicht zum Frieden zwingen. Am Ende sind es doch die Engländer, welche bei diesem Kriege gewinnen; der Handel der Welt ist in ihren Händen, und ein ausgebreiteter Handel macht immer die Staaten reich. England leert die Börsen des festen Landes, das ist sein größter Gewinn. Von der Landung aber spricht man und — schreibt man nicht mehr. Welcher Menschenfreund, welcher Weltbürger möchte auch den Untergang Englands wünschen? — Ein Herr **Buttmann** hat eine kleine Rede **über die Nothwendigkeit der kriegerischen Verfassung von Europa** herausgegeben; jedem Staate ist eine solche Verfassung zu empfehlen, sie sichert am besten gegen Unterdrückung und Uebermuth und gegen — Universal-Monarchie. — **Der letzte französische Revolutions-Krieg** hat zwei Schriften veranlaßt, die eine rührt von einem deutschen Officiere, die andere von **J. Ch. Maier** her. — **Zur Geschichte der ehemahligen Revolutions-Gräuel** dient **Bailly's Denkschrift eines Augenzeugen**, übersetzt von Wieland. — Ueber die **Einführung der erblichen Kaiserwürde** hat sich nur ein Schriftsteller, Herr Professor **Wieland**, vernehmen lassen. — Ueber **Frankreich, wie es war, wie es ist und wie es seyn wird**, ist eine Schrift aus dem Englischen übersetzt erschienen. Desgleichen ist eine Schrift heraus gekommen: **Die Franzosen in Hannover**, worin ihr Betragen und die gegenwärtige

Lage des Landes geſchildert wird. Dieſe iſt äußerſt traurig; das kleine, arme Land hat noch immer an die zwanzig tauſend fremde Gäſte zu bewirthen, und bringt kaum ſo viel hervor, um ſeine eigenen Einwohner zu ernähren. Die franzöſiſche Beſetzung dauert nun ſchon über zwei Jahre; noch haben die Einwohner keine Erlöſung zu hoffen. Iſt es daher zu verwundern, daß ſie verarmen? — Das Betragen der Franzoſen aber iſt ohne allen Tadel; ſie ſind ſo höflich, ſo gefällig, wie ſie es immer — einige Revolutions-Perioden abgerechnet — geweſen ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Meine Gedanken über die Eigenheit der Malerei, beſonders in Vergleich mit der Bildnerei.

(Fortſetzung.)

Die Frage: ob der Malerei oder der Bildnerei der Vorzug vor der andern zuerkannt werden ſolle? finde ich immer nicht verſtändlich genug. Da beide Künſte nur nach Maß unſerer beſchränkten Kenntniſſe und unſerer bekannten Vollkommenheit, ſich weit über die Kräfte eines Menſchen, ſogar über die Kräfte mehrerer Generationen erheben ſollen, ſo glaube ich, daß jede deciſive Antwort zu anmaßlich ſeyn würde. Folgende dahin deutende Bemerkungen mögen aber ahnden laſſen, wie ungefähr mit der Zeit dieſe Frage könne beantwortet werden. — Da die Bildnerei mehr nur auf das Seyn weniger reeller und imaginärer Weſen, und auf noch weniger Leben dieſer nähmlichen Weſen eingeſchränkt iſt, die Malerey hingegen, beinahe alles reelle und alles imaginäre Seyn und Leben umfaßt, ſo ergibt ſich deutlich, welcher von dieſen beiden Künſten in ihrer uns denkbaren Vollendung der Vorzug, mit der Zeit könne gegeben werden. Da aber jetzt, ohne Rückſicht des engern oder weitern Umfanges, die Technik und Theorie der Bildnerei vollendeter iſt als die der Malerei, ſie, die Bildnerei, folglich ihrer Idealität weit näher gebracht iſt; ſo kann man ſagen: der Bildnerei danke man mehr vollendete (idealiſche) Kunſtwerke als der Malerei. Alſo hat jetzt die Bildnerei den Vorzug mehrerer Annäherung ihrer Vollkommenheit. Und ſo mag einſtweilen, dieſer bisher zu unbeſtimmt geführte Proceß — den Fall ausgenommen, daß erwieſen würde: dem Menſchen ſey das alleinige Seyn weit wichtiger als das vereinte Seyn mit dem Leben — entſchieden ſeyn. Daß aber mit der Zeit, wann die Malerei durch vollendetere und bekanntere Technik und Theorie, ihrer Idealität mehr ſich nähernd, und wegen ihrem beinahe unendlichen Umfange, nebſt der Empfindung auch die ſpeculative Vernunft mehr beſchäftigen wird, das Beſtreben der Bildnerei bei früherer Annäherung zu ihrer Idealität ſich erkalten, und in Zukunft die letztere von Zeit zu Zeit ihr erneuertes Aufleben von der angeſtrengten Thätigkeit der erſtern wieder erhalten könne, iſt nicht ſchwer zu vermuthen.

Die nähmliche rein gebildete hohe Empfindung und dadurch veredelte Lebensliebe, die ſich auf Engelsſchwingen zur Anſchauung des hohen, ſchönen Geiſtes Raphaels erhebt, ſchaue von dieſer Höhe aus, ihres und ihres gleichen Geiſtes eigene Kraft und Würde. Von da aus wird ſie, wie ein weiſer Seher, in der eigenen Seele die hoch- und mildſinnigen Schönheiten in den Allegorien aller Mythen empfinden, deuten und mit dem Gepräge der ihr zugetheilten Schöpfungskraft in unſer Leben einſchaffen, und durch ihre eigenthümlichen Kunſt-Accente in immer neuen Harmonien unſer Seyn und unſer Leben veredeln.

Es mag hier an ſchicklicher Stelle ſeyn, einiges von Raphaels Kunſt-Character zu entwickeln. — Erſt ſeit einigen Jahren iſt es unſern deutſchen Wahrheitsforſchern mehr als den anderen Nationen gelungen, durch Humaniſirung der Philoſophie wieder unter ihren menſchlicheren Mitbürgern einen allgemeinen neuen Religions-Glauben, der nach Raphaels Zeiten durch Fanatismus und Selbſtſucht in Aberglauben, dann durch empfindungsloſe Vernünftelei in Unglauben ausgeartet war, zu ſtiften und zu verbreiten. Es iſt ihnen gelungen, die beglückende Empfindungswahrheit, in Beſcheidenheit eingehüllt, zu erreichen, und mit ihrem Apoſtel-Eifer ſie der Verkennung zu entreiſſen, und in der Würde der Glaubenswahrheit den Glaubensfähigen zur Huldigung groß und herrlich aufzuſtellen. Erſt durch dieſen mit Liebe genährten Glauben iſt der hohe Werth von reiner Gemüthsſchönheit in Raphaels Werken, die zu ſeiner Zeit nur empfunden ward, wieder erkannt, und mit Worten der Vernunft der rein gebildeteren Menſchheit mehr, als der abgeſonderten Kunſt, geoffenbaret und kundgemacht worden. Weder der von zu ſehr erdlichen Sorgen und dem Drucke der Nothwendigkeit der hohen einfachen Natur Entbildete, noch der zu ſehr durch ſinnliche Genüſſe und ſtückweis vereinzeltes Wiſſen und Können Verbildete; ſondern nur der Menſch, deſſen Geiſt zart und mild genug iſt, um das beſcheidene Schöne, das verkannte Gute zu lieben, und zugleich ſtark

genug, mit dem Großen und Edeln es öffentlich zu preisen, zu vertheidigen und ihm mit Liebe zu huldigen, nur der von der höheren Natur selbst in ihre Glaubensgeheimnisse Eingeweihte erkennt Raphaels Schönheiten, da die bessern Laien sie nur empfinden *).

Raphael stand mit seiner jungen Kunst im nähmlichen Verhältnisse wie der schöne gesunde, aber bescheidene Jüngling gegen seine erst Jungfrau gewordene Geliebte. Ungeachtet alles Gefühles seiner Kraft und seines Werthes huldigte er derselben mit der keuschesten und bescheidensten Liebe. Man sehe in seinen reifesten Werken mit welchem frommen und bescheidenen Geschmacke seine schön und behend geübten Organe immer nur mit Achtung für die idealischen Formen seines consequenten Geistes dieselben vortragen. Er entweihte nie seine Kunst, auch nicht mit einer einzigen Tusche des bloßen Muthwillens oder einer Laune, welche die hohe Unschuldige hätte können erröthen machen. Mit der größten Gräbtheit seiner äußern Fähigkeiten lenkte er dieselben immer nach der frommen und aussruchlosen Empfindung seiner Angeteten. Aber bald nach ihm, als die Kunst aus dem Zustande der beinahe kindlichen Candeur heraustrat, und durch Erfahrung mit ausgebreiteterem Wissen und Können dem Zustande der vollendeteren Reife sich nahete, wo sie keine solche zart empfindenden Künstler mehr zu Anbetern hatte, sondern Elegants, die aus Eitelkeit und Egoismus, um sich selbst wichtig zu machen, mit frivol oberflächlichem Prunke ihr huldigten, veränderte sich das schöne Verhältniß der Künstler zu der Kunst. Die neuern dreistern Künstler hingegen nehmen Raphaels Bescheidenheit aus eigener Eitelkeit und thörigter Suffisance für kleinlich beschränkte Schüchternheit. Von dieser Epoche an ward der Kunst, die noch nicht von human gebildeten Gelehrten zur Würde des eigenen Bewußtseyns ihres Werthes emporgehoben war, nur mit Fadaisen und Geckereien wie einer Coquette gefröhnt, und sie ward von der verbildeten Welt auch als eine solche angesehen, und nur des schlechten guten Tones wegen im öffentlichen Leben mit angewöhnten äußerlichen Achtungszeichen ertragen. Jetzt aber, Dank der wahren Philosophie unserer Jahre! steht die Kunst mit dem ihr zugestandenen Bewußtseyn ihrer Würde, auf dem Punkte höher gereifter Schönheit, von dem sie durchaus mit einem festen consequent angebildeten Character ins Leben eintritt. Und jetzt müssen unsre Tiefgelehrten ersucht werden, auf ihrer Hut zu seyn, daß die Kunst, ihre Verwandte, durch ihren Einfluß nicht in eine ernste Prüde sich verwandle. Auch unsere wahr und zart empfindenden Schöngeister mögen sich in Acht nehmen, aus übelverstandener Vorliebe für Raphael, die nun einmal zur Epoche der Mündigkeit erwachsene Kunst, aller Möglichkeit entgegen, in ihre jugendliche Naivetät und Unschuld zurück drängen zu wollen. Sie mögen bedenken, daß, wenn gleich die Kunst, wie es uns scheint, unter den Menschen geboren und erzogen ist, sie doch von göttlicher Abkunft sey und folglich nicht veralten, aber in ihrer, unter uns nie erreichbaren Vollkommenheit, für uns aufgehalten werden könne. In ihrem für uns wirklichen Stillstehen oder gar Zurücktreten macht sie, uns unbewußt, Erfahrungen die wir nicht ahnden; aber künftige Generationen werden die Vortheile davon genießen, und uns mit Recht tadeln, daß wir ihre Thätigkeit für uns gelähmt, und uns ihre großen schönen Genüsse entzogen haben. Sie mögen bedenken, daß von der nun für uns zur ewigen Schönheit gereiften Kunst unendlich mehr Reelles und Großes durch consequent redliches Vertrauen mit ihr zu gewinnen sey, als ehemals durch die zärtlichste Liebe von der jungen unschuldig Reizenden, und daß es besser sey, daß sie jetzt in ihrer Reife, da ihre Liebenswürdigkeit in Grazien-Weisheit sich veredelt hat, ihre ehemals so reizende Kindlichkeit zur Beförderung allgemein erwiederter Liebe, mit mütterlicher Freundlichkeit in unser eigenes Leben einbilde.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vielfältig, wenn die Gemüthigkeit zartsinnig gebildeter Künstler sich das Vertrauen von weniger fein und zart gebildeten erworben hatte, ist von diesen die Gewissensfrage, ernst und wichtig an sie ergangen: Wie es doch möglich sey, daß Raphael mit seiner Einfältigkeit (statt Einfachheit) und seiner Härte (statt Präcision und Bedingtheit) so allgemein gepriesen werden könne? — Bei der Antwort und Erklärung kam es nun darauf an, wie wenig oder wie viel der Fragende schon verbildet war; daß er entweder, wie ein reuiger Sünder, Besserung gelobte, und für die Bußpredigt dankte, oder den Prediger wie einen mystificirenden Phantasten verlachte.

Anecdote.

Die adeligen Canonici des Stiftes St. Jean zu Lyon behaupteten einst, sie, als uralte Edelleute, seyen nicht gehalten, bei Erhebung der Hostie nieder zu knien. Die strenge Sorbonne verwarf diese Anmaßung als arrogant und ärgerlich. Die Canonici appellirten an den geheimen Rath, und durch einen Schluß desselben vom 23. August 1555 ward das Urtheil der Sorbonne vernichtet.

1805. Nr. 79.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 8. Juli.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Revüe der neueſten Litteratur, nach Anleitung des Oſtermeß-Catalogs von 1805.

(Fortſetzung.)

Viertens, Lebensbeſchreibungen. Das letztere Jahr war für die Litteratur ein großes Sterbejahr. Kein Wunder, daß die Schriftſteller eilten, das Leben ihrer berühmteſten Zeitgenoſſen für die Nachwelt aufzubewahren. Für einen unſerer beſten Schriftſteller in dieſem Fache halte ich Herrn Baur, Prediger zu Göttingen bei Ulm. Seine hiſtoriſchen Gemälde ſind in einem ächt claſſiſchen Style geſchrieben; ihr einziger Fehler iſt in meinen Augen die Einförmigkeit ihrer Darſtellung. Jetzt hat Baur angefangen, die Gallerie der berühmteſten Perſonen des achtzehnten Jahrhunderts zu bearbeiten. Der erſte Theil enthält die deutſchen Dichter; es ſind aber keine lebende darunter. Dieß iſt nach meiner Meinung ein großer Fehler, denn ſo lange Dichter wie Wieland und Göthe, die ſo gewaltig auf ihr Jahrhundert wirkten, ausgeſchloſſen ſind, muß natürlich eine große Lücke in dieſer Gallerie bleiben. Warum ſollten wir nicht die Gemälde unſerer erſten Männer, wie die Engländer ihre public characters bei ihren Lebzeiten aufſtellen?

Ueber Kant ſind abermahls drei neue Biographien erſchienen; das Leben dieſes großen Mannes kann aber nicht viele Merkwürdigkeiten enthalten. Seine größten Thaten geſchahen auf der — Studir-Stube mit der Feder in der Hand, und dieſe wußte er nicht ſonderlich zu führen. Hätte Kant beſſer zu ſchreiben verſtanden, ſo würde er noch einmahl ſo viele Freunde gefunden haben.

Ueber den allumfaſſenden Herder iſt eine Characteriſtik von Danz und Gruber erſchienen. Eine ausführliche Lebensbeſchreibung dieſes Mannes haben wir noch zu erwarten. Bei Genies wie Herder iſt nichts mehr zu bedauern, als daß ſie nicht mehrere Jahrhunderte leben können. Dieſes Leben iſt für ſolche umfaſſende Köpfe zu kurz, ſie können nicht den zehnten Theil ihrer großen Plane zur Ausführung bringen. Leider heißt es faſt immer bei ſolchen Männern was Sueton von Cäſar ſagt: „Et talia agentem atque meditantem mors praevenit.“

Zu den merkwürdigſten Biographien gehören noch: Schlichtegrolls Necrolog, dritter Band; Schubarts Sendſchreiben über Poſſelts Leben, Meißners Bruchſtücke zu Neumanns Biographie, insbeſondere aber Marmontels Leben und Denkwürdigkeiten, wovon zwei Ueberſetzungen erſchienen

ſind, und die Lebensbeſchreibung des großen Helden und Staatsmannes Waſhingtons. Winkelmann und ſein Jahrhundert von Göthe, und Johann Winkelmann, eine Rede von Morgenſtern, mögen die Reihe merkwürdiger Biographien ſchließen.

Fünftens, die Geſchichte überhaupt. Wer ſieht nicht gern in den zauberiſchen Spiegel der Vergangenheit, wen intereſſirt nicht das Große, das Gute aller Zeiten, wer möchte nicht Troſt und Lehren aus der Geſchichte ſchöpfen? Die ältere Geſchichte iſt nur für denkende, für gebildete Menſchen, die neueſte Geſchichte intereſſirt mehr den Haufen, weil ſie den Stoff zu den Geſprächen des Tages liefert, und auch der Ungelehrte über die Zeitbegebenheiten ſchwatzt. Die alte Geſchichte wird wohl in Geſellſchaften des Beweiſes wegen citirt; ſie iſt aber faſt nie die Materie der Unterhaltung. — Die merkwürdigſten deutſchen Schriften in dieſem Fache ſind: Eichhorns Geſchichte der Litteratur, erſter Band; Hüblers Geſchichte der Römer unter den Imperatoren, dritter Theil; Hüllmanns deutſche Finanz-Geſchichte des Mittelalters; Voß Geſchichte der Deutſchen und deſſen Geſchichte Italiens; Manſo,s Sparta; Pölitz Handbuch der Weltgeſchichte; Rohrers Verſuche über die Bewohner der öſtreichiſchen Monarchie; Müllers Geſchichten ſchweitzeriſcher Eidgenoſſenſchaft, vierter Band; Bauers Geſchichte der merkwürdigſten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts; Bredows Chronik des neunzehnten; Schwaldeglers Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts; des Abbé Manns chronologiſche Ueberſicht der Univerſal-Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, aus dem Franzöſiſchen; und endlich Ancillon's Darſtellung der wichtigſten Veränderungen im Staaten-Syſteme von Europa ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. — Bei der hiſtoriſchen Litteratur iſt es übrigens auffallend, daß faſt keines der genannten Werke vollſtändig oder in gedrängter Kürze geſchrieben iſt. Die Deutſchen wollen immer alles erſchöpfen; darum legen ſie ihre Plane ſo weitläufig an, daß ſie kaum ausführbar ſind. Auch klebt ihnen noch ſehr ihr alter Fehler an: ſie erzählen zu breit.

Auf die wirkliche Geſchichte folgt mit Recht, ſechstens, die erdichtete. Die Alten ſcheinen jener den Vorzug vor dieſer gegeben zu haben; denn wenn ſie auch wirklich Romane hatten, ſo können es doch nicht viele geweſen ſeyn, die gleichzeitigen Schriftſteller würden ihrer ſonſt erwähnt haben; dieß iſt aber meines Wiſſens nicht geſchehen, und die Paar Romane, die bis auf unſere Zeiten gekommen ſind, verdienen kaum den Nahmen eines Romans. Wie ganz anders iſt dieß in unſeren Tagen. Romane, nichts als Romane verlangt die eigentliche Leſewelt. Dieſes Verlangen iſt ſo groß, daß es nicht zu befriedigen iſt. Die Roman-Schriftſteller ſind unaufhörlich beſchäftigt; in keinem Fache erſcheinen ſo viele Schriften, als im Fache der Romane, und doch geſchieht der Leſewelt kein Genüge. Woher dieſe gewaltige Liebhaberei? Daher: nichts iſt anziehender, als das Schöne; dieſes gefällt allen, ſelbſt den roheſten Naturen. Jeder Dichter aber ſucht in ſeinem Romane entweder das Schöne ſelbſt darzuſtellen, oder doch das Große, das Vortreffliche, das Gute; und alles dieſes in ein ſo ſchönes Gewand zu kleiden, als es ſeine Kräfte erlauben. Das Böſe ſelbſt in ſeiner höchſten Geſtalt und im kräftigen Style dargeſtellt, erweckt gleichfalls ein großes Intereſſe bei jedem Menſchen. Man ſieht nicht bloß gern, wie weit es die Menſchen im Guten, ſondern auch, wie weit ſie es im Böſen bringen können. Daher die ſtarke ausgebreitete Liebhaberei für Räuber- Zigeuner- Giftmiſcher- und Mörder-Romane, für die Rinaldini's, Domſchützen und ihre Geſellen. Der Roman iſt ferner der Spiegel des menſchlichen Lebens; jeder ſieht darin ſeines Gleichen oder höhere Naturen handeln, die ſich über das Gewöhnliche erheben. Im erſteren Falle glaubt er ſich ſelbſt in dem Romane abgeſchildert zu ſehen, und das ſchmeichelt ſeiner Eitelkeit; in dem anderen Falle wählt er ſich den Helden des Romans zum Muſter. Und während er nun alle dieſe Geſchichten lieſt, hat er die ihm läſtige Zeit getödtet, oder ſich doch auf eine angenehme Art unterhalten. Gibt ihn nun der Roman noch obendrein nützliche Lehren in den Kauf, die in ein ſchönes und reitzendes Gewand gehüllt, immer den meiſten Eingang gewinnen, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß der Roman ſo viele und ſo allgemein Liebhaber findet. Ihr erblickt ſie daher überall, auf der Toilette der Prinzeſſinn und auf dem Nähkorbe der Magd, in den Vorzimmern der Großen und in den Wachtſtuben der gemeinen Soldaten. Da wo alle eure mühſamen und tiefſinnigen Meditationen nicht hin gelangen, da figuriren die unſterblichen und ſterblichen Werke der Roman-Dichter. Iſt es daher zu verwundern, daß in keinem Fache ſo viel gedruckt wird, als in dem romantiſchen, und daß die Leſewelt faſt nicht zu ſättigen iſt? Kann man es alſo den Verlegern verdenken, wenn ſie die Roman-Schreiber in immerwährendem Athem erhalten, und ſie ſo ſehr drängen, daß ſie ſchon nach Verlauf eines Jahrzehends, wie Lafontaine, ihre (litterariſche) Zeugungsfähigkeit einbüßen?

Die Romanen-Litteratur hat auch dieſes Jahr wieder die meiſten und über zwei hundert und ſiebenzig Artikel hervor gebracht — ach, und wohl nie iſt die Ernte weniger ergiebig geweſen! des Strohes iſt genug gewachſen, aber die Aehren ſind taub. Die guten Romane laſſen ſich gewiß in der ſehr kleinen Zahl eines Dutzends zuſammen faſſen. Mag die comiſche Muſe zuerſt auftreten. In dieſen ernſten Zeiten liebt man nichts mehr, als was dieſen Ernſt zu vertreiben fähig iſt. In Geſellſchaften ſind diejenigen die beliebteſten, die die anderen durch ihren Scherz und ihren Witz aufheitern können; die Luſtigmacher ſind unentbehrliche Perſonen. Eben ſo iſt es mit den Büchern. Alle Welt verlangt luſtige Geſchichten. Kann man die läſtige Zeit oder auch nur die Muße verlaxen, ſo hat man ſie auf die angenehmſte Weiſe hingebracht, man iſt froh und aufgeräumt. Aber, gütiger Himmel! welch einen Mangel haben wir an ächt comiſchen Romanen, und wie ſchwer iſt es, in dieſen verfeinerten Zeiten das Lachen zu erregen? Dem Pöbel genügen ſeine Eulenſpiegel und ſeine Wachtelpeter, den gebildeten Mann bringt kaum ein Cervantes, ein Le Sage, ein Voltaire, ein Fielding und noch weniger ein Smollet, ein Jünger und Müller zum Lachen. Ewig Schade iſt es, daß Lichtenberg keinen comiſchen Roman geſchrieben hat; der würde ächt comiſch geworden ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Meine Gedanken über die Eigenheit der Malerei, beſonders in Vergleich mit der Bildnerei.

(Beſchluß.)

Die nicht richtig verſtandene Achtung für Raphaels Kunſt und die Schönheit der Antiken hat nebſt den ſehr bewunderungswerthen Fortſchritten der heutigen Kunſt, doch einige ſie aufhaltende Vorurtheile erzeugt. Durch das, mit zu großen Ausſchließungen alles Anderen, gehäufte Lobpreiſen und Erheben der dort ſich befindenden Schönheiten, gab man nähmlich andere eigene Genie-Schöpfungen, die die Kunſt hätten veredeln können, der Verachtung preiß, indeß ſie mit vernünftiger Würdigung der ganzen Kunſtmaſſe, beſonders der Malerei, durch kluges An- und Unterordnen, die höhern Schönheiten erhoben, und mit denſelben das uns bekanntere Leben veredelt haben würden.

So wird, wenn man die Gewänder zu ausſchließlich nach dem Vorbilde Raphaels und der Antiken zu behandeln empfiehlt, unrichtig darunter verſtanden, daß die neuern Stoffe nicht zur Kunſt geeignet ſeyen, und aus dieſem Grunde werden dann manches Mahl die uns näheren Geſchichtsereigniſſe und gleichzeitigen Sittengemälde verdrängt, die wegen moraliſcher und ſittlicher Wirkung unſer Intereſſe eben ſo gut als die ältere Geſchichte verdienen. Man ſehe ein Mahl mit weniger einſeitig gebildetem Kunſtſinne, in der Skizze der Vermählung der Maria von Medicis von Rubens, in der Münchner Bildergallerie *), die breit, reich und doch nicht ſteif behandelten Ornat-Stoffe der im feierlichen Gottesdienſte begriffenen Cardinäle, Biſchöfe, Prieſter und Acolythen; die Königinn mit ihrem Gefolge von Damen iſt in gleichen, dichten, weiſſen Atlas gothiſch, weit und feſtlich gekleidet, und doch jede in verſchiedenem, eigen weiblich graziöſem Character ſchön lebend vorgeſtellt. Die Färbung in ſeinen gelungenern großen Arbeiten iſt aus der Empfindung der Wahrheit zu hoher Idealität erhoben. Seine Carnation iſt friſch und blühend, im Sinne der Natur, aber von erdlicher Dünſtigkeit und äußerer Haut-Trockne ganz befreiet, folglich vorzüglich zum Studium des Colorits überirdiſcher Scenen geeignet. In den meiſten ſeiner Malereien herrſcht ein Geiſt der Größe, Opulenz und nebſt dem bedingten Leben der Figuren noch eine andere Art von Beweglichkeit, durch Elemente und andere Zufälligkeiten erzeugt, wie ſie in Raphaels conſequent überdachten Compoſitionen nicht zu ſehen ſind, und bei deren Anſchauung der Menſch, wenn nicht ſein höheres Leben, doch ſein aufgebreiteteres, mit ſchön ſtolzem Bewußtſeyn fühlt. Sollen denn dieſe Eigenſchaften nicht auch als Verdienſte anerkannt, und nebſt den höheren Empfindungsſchönheiten, in die Maſſe der Kunſt als nützlicher Zuwachs aufgenommen werden? Sogar der als frecher Manieriſt von den überfeinen Kunſtrichtern verſchrieene Tiepolo, hat große, von ihm allein erzeugte, wahre Malerſchönheiten. Im Helldunkel hat er eine, der idealiſchen Wahrheit gar nicht widerſprechende,

*) In dieſer Gallerie befinden ſich die Skizzen der Malereien, die das Palais Luxembourg in Paris zieren. Dieſe Skizzen — ungeachtet man ihrem Inhalte den Vorwurf einer zu ſehr ausſchweifenden Phantaſie mit Recht machen kann, indem Rubens die griechiſche Mythologie in den catholiſchen Cultus und in unſere, in gänzlichem Widerſpruche mit ihr ſtehenden Religions-Geheimniſſe, unſinnig genug einmiſchet — zeigen vielfältig Grazie und Geiſtesfeinheit in hohem Grade, und bei Beſchauung derſelben iſt einem unbegreiflich, wie der große Mann dieſe ſchönen Verdienſte in den meiſten ſeiner größer ausgeführten Arbeiten ſo gänzlich vermiſſen läßt.

ergreifende Wirkung; und wenn gleich nicht graziös-schöne, doch überall eine ideal-männliche Characteriſtik. Nirgends ſieht man die in kräftiger, freilich freier, Imagination erzeugten conſequenten Formen mehr mit Geſchmack und organiſcher Leichtigkeit vorgetragen, als bei ihm. In ſeinen Plafonds, in ſeinen Altarblättern und anderen reichhaltigen Malereien von ihm in Würzburg, ſieht man trefflich geordnete Gruppen, die ohne alle Härte mit Deutlichkeit, und ohne Beſchränkung der Local-Farben, dunkel von einem hellen, und hell von einem dunkeln Grunde, mit natürlicher Bedingtheit ausgeſprochen, ſich lesbeben. Die Idealität ſeines Helldunkels und ſeiner einfach ſchönen Färbung ſind Früchte von männlichem Hellſinn des Geiſtes, die das Gemüth erweitern und erfreuen *). Noch unendlich viele Beiſpiele von Verkennung einſeitig hohen Kunſtſinnes, der in Bezug auf das Kunſtganze ernſte und warme Würdigung verdiente, wären noch anzudeuten, wenn eine weitere Ausdehnung hierüber nicht mit der nur fragmentariſchen Form dieſes Aufſatzes im Widerſpruche wäre. Dieſes mag hinlänglich ſeyn, den mit ausgedehnterem Kunſtſinne begabten Kunſtzöglingen anzuzeigen, wie ſie mit mannigfaltigerem Forſchen und Betrachten, unter der redlichen Leitung erfahrner Kunſtmeiſter für die Mittheilung der Technik zu vollendeterer Ausbildung ihres Kunſtgeiſtes mit Bewahrung ſeiner Eigenheit gelangen können, was durch zu langes und vieles Copiren durchaus verhindert wird.

Ich kann mich nicht enthalten, noch zum Schluſſe eines jetzt in die Kunſtliebe ſich eindringen wollenden Unweſens zu erwähnen. Schon mehrere Mahle, wenn ich zu meinem Studium die Münchner Bildergallerie beſuchte, habe ich junge Fremde von Geiſt mit einer Art affectirter Verachtung und ihnen nachgeſehener Anmaßlichkeit, vor allen Malereien die nicht von den erſten Kunſt-Patriarchen der italieniſchen Schule herkommen, vorübergehen, dann aber noch ein Mahl in dem Stiegenvorplatze, wo, zur Anſchauung des von ſeiner Kindheit an immer ſich verändernden und bildenden Kunſtgeſchmackes auch die Erſtlinge der deutſchen Malerei vor Albrecht Dürers Zeit, aufgehängt ſind, ſtehen bleiben, und mit ſehr wortreichem Enthuſiasmus dieſer Malereien Sublimität, deutſche Kraft, Aechtheit und Wahrheit, ihrem myſtiſch ſcheinenden Geiſte nur kennbar, daraus vorpredigen geſehen. Wenn dann ein richtig empfindender practiſcher Künſtler darauf bemerkte: Alle die hoch geprieſenen, ihm verborgenen Schönheiten müßten, wenn ſie wirklich da wären, ſo tief unter trockener, geſchmackloſer Arbeit verborgen liegen, daß ſie nur mit alles durchdringenden Wunderaugen könnten geſehen werden, und er wiſſe nicht, ob der wirklich jedermann ſichtbare Stol, ganz im Geiſte des ſchwerfälligen, ungraziöſen Geſchmackes jener Zeiten, ſo wie er in den handelnden deutſchen Reichsſtädten zu Hauſe war, unſerm jetzt, wenn gleich auch eleganten, doch graziöſen Zeitgeſchmacke vorzuziehen ſey; daher er nur in das Lob, welches der unermüdenden Geduld und der bewunderungswürdigen Erfahrenheit in der Maler-Technik dieſer Meiſter mehr, als ihrem ſchwerfällig ungebildeten Geiſte gelte, mit einſtimmen könne; da zeigte ſich es bald in ihren Repliken, daß die eloquenten Lobredner des ſchlechten Geſchmackes auch zugleich meiſtens Apoſtel oder Jünger des modernen falſchen Myſticismus — der wie der Zinzendorfiſche das menſchliche Herz in Seelenangſt einengt — waren, die, der Himmel weiß von wem oder durch was aufgefordert, die auf dem Wege des verſtändlich Guten fortſchreitende Menſchheit, wieder in den Zuſtand des enigmatiſch-phantaſtiſchen Wähnens unnatürlicher Geheimniſſe zurück zerren, und Mißtrauen in die jetzige Bildung erregen wollen. — Ich wünſche zur Ehre der Menſchheit, daß dieſe neue Herrnduterei wegen zu beſchränkter Kenntniß des heutigen Menſchengeiſtes nur darum affectirt wird, um auf eine neue Art zu glänzen, und daß es keinem gelingen möge, dem Menſchen ſeine ſo mühſam errungene Geiſtesfreiheit wieder auf irgend eine Art zu entwinden.

K.

*) Sogar Paul Richters tief launigem Genie, das wegen ſeiner eigenſten Eigenheit, in keiner hergebrachten Form ſich bewegen will, laſſen die richtig und wahr empfindenden Kunſtrichter Gerechtigkeit wiederfahren. Wäre es denn zu wünſchen, daß wir wegen ihres Strenge Jean Pauls Scharf- und Tiefblicke in die Menſchheit entbehren müßten?

Vereinigung.

Wahrheit und Güte und Schönheit, ihr Blumen im Himmel entblühet!
Strahlen des ewigen Lichts, Heil'ge! wo findet man euch?
Wo verſammelt ihr euch, — nur in der idylliſchen Schöpfung?
„Nein wir leben auch hier, ſiehſt du, im kindlichen Sinn!“

S....L

1805. Nr. 80.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 10. Juli.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Kunstnachrichten aus Mailand.

Vom 24. Junius.

Die zur Beurtheilung der, in Folge des Programms der Mailänder National-Academie der schönen Künste vom 1. April 1804, eingesandten Werke niedergesetzte außerordentliche Commission hat ihre Urtheile darüber im Auszuge bekannt gemacht. Die Preise wurden folgender Maßen zuerkannt.

Architectur. Die Aufgabe für dieselbe war ein militairisches Waisenhaus, welches außer den Wohnungen und Wirthschaftsgebäuden auch Schulen und Werkstätten enthalten sollte, worin die zur Kriegswissenschaft einschlägigen Requisiten gearbeitet würden. Mit diesem mußte noch eine Kirche oder Capelle, eine Palestra, eine Reitbahn und eine Naumachie zum Schwimmen verbunden werden. Die Academie hatte dabei eine weise Eintheilung des Ganzen, schöne ihrer Bestimmung entsprechende Formen und einen geschmackvollen aber ernsten Styl zur Bedingung gemacht.

Sechs der eingeschickten Zeichnungen hatten die Bedingungen des Programms erfüllt. Den Preis (von einer goldenen Medaille sechzig Zechinen am Werth) erhielt Nr. 5. mit der Aufschrift: Unum autem vitae praesidium in artibus situm est. Bei Eröffnung des versiegelten Zettels fand man den Nahmen Lorenzo Santi von Siena. Dieser Künstler hat zwar die Grenzen der Aufgabe darin überschritten, daß er mit dem Waisenhause noch ein sehr großes Arsenal verband; allein da das Programm mehrere militairische Werkstätten u. d. gl. gefordert und sich nicht näher bestimmt hatte, so glaubte die Commission die Idee des Verfassers nicht mißbilligen zu dürfen. Sein Plan übertraf alle anderen sowohl in Hinsicht der durchaus darin herrschenden gemächlichen Eintheilung und Anordnung, als auch rücksichtlich der vielen wohl angebrachten eleganten Formen. Der schöne Styl, der die Hauptheile des Gebäudes auszeichnete, ließ übrigens nichts zu wünschen übrig, als daß die unbedeutenden, bloß der Eurythmie wegen eingeschobenen Massen ganz weggeblieben seyn möchten.

Der nächste zum ersten Preis war Nr. 4. (Almani von Mailand). Wenn die nothwendigsten Gebäude, z. B. Küchen, Speisesaal, Abtritte ꝛc. im Plane nicht gefehlt hätten, die Zimmer für sechzehn Personen nicht zu dunkel und dumpfig, die mittlere Stiege heller und dem übrigen entsprechender gewesen wären, so würde diese besonders schöne Zeichnung wegen der glücklichen Idee, ihres Charakters von Eleganz und schönem Style der ersten den Sieg vielleicht streitig gemacht haben.

Malerei. Die Aufgabe für die Malerei war: der Tod des Aegisth. Die Beschreibung, welche Lucian

von Samosata in seinen Werken von einem Gemälde gleichen Inhalts hinterlassen hat, sollte hierbei zum Leitfaden dienen. Die Stelle aus dem Lucian ist folgende: Orest und Pylades, die man todt geglaubt hatte, stehlen sich in Agamemnons Pallast und morden den Aegisth; Klitemnestra liegt bereits todt und halbnackt in ihrem Blute auf einem Bett. Alles ist in der höchsten Bestürzung über die entsetzliche Mordthat; die einen schreien, die anderen weinen; diese suchen zu entfliehen, jene thun vergeblichen Widerstand ꝛc.

Den Preis der goldenen Medaille (von hundert und zwanzig Zechinen am Werth) erhielt unter den drei eingeschickten Werken Nr. 1. mit der Aufschrift: alcum semper urgendo, und dem versiegelten Nahmen: Marco Capizucchi von Rimini. Ausdruck und Colorit waren sehr lobenswerth. Die Zeichnung aber hätte richtiger, der Styl reiner und das Schickliche besser beobachtet seyn dürfen.

Bildhauerkunst. Gegenstand. Ein Bas-relief, vorstellend die Musen an Alfieri's Denkmaal.

Den Preis (die goldene Medaille von vierzig Zechinen) erhielt Nr. 1. mit der Aufschrift: Alfierius. Der Nahme des Künstlers ist Carlo Pinelli von Carrara.

Kupferstecherkunst. Die Aufgabe war irgend ein bisher noch nicht mit Beifall herausgegebenes Werk eines guten Künstlers. Davon sollten sechs Abdrücke avant la lettre eingeschickt werden.

Die Commission fand unter den eingesandten Arbeiten zwar mehrere, welche viel Lob verdienten, aber keine, die sie bei dem gegenwärtigen blühenden Zustande dieser Kunst des Preises werth hielt.

Figuren-Zeichnung. Alcäus und Sappho im Elysium. Auf der einen Seite der Sänger von Mitilene, wie er die ernsten Saiten rührt und Schlachten und große Begebenheiten singt — auf der anderen seine zarte Landsmänninn, die Schmerzen der Liebe klagend. Edle, männliche Gestalten sammeln sich um jenen — um diese zarte Mädchen und Jünglinge. Die dreizehnte Ode im zweiten Buche von Horaz sollte dem Künstler hier wieder zum Leitfaden dienen.

Nr. 2. mit der Aufschrift: Vidimus aeoliis fidibus querentem Sappho — erhielt den Preis von dreißig Zechinen. Der Nahme des Künstlers ist Francesco Nenci von Anghiari im Toscanischen. Seine Zeichnung empfahl sich durch Einheit des Ausdruckes, guten Effect und richtige Eintheilung.

Der Preis der Ornamenten-Zeichnung ward aus der nähmlichen Ursache, die bei den Kupferstichen Statt fand, ebenfalls nicht zuerkannt.

Revüe der neuesten Litteratur, nach Anleitung des Ostermeß-Catalogs von 1805.

(Beschluß.)

— Unter den comischen Producten der letzteren Messe steht der Ritter der Wahrheit von A. F. C. Langbein oben an; er wird oft, aber nicht immer das Zwerchfell erschüttern. Die Geschichte geht zu oft den gewöhnlichen Gang, und über das Gewöhnliche lacht man nicht. Indeß verdient Herr Langbein immer unsern Dank für diese seine neueste comische Zeugung. Nach dem Meß-Cataloge sollte auch von Falk ein satirischer Roman, „die Irrfahrten des Johann von der Ostsee" erscheinen, er ist mir aber noch nicht zu Gesicht gekommen. Sandhagens Lehr- und Reisejahren fehlt es auch nicht an comischen Situationen, und bei dem großen Mangel in der comischen Litteratur — der empfindlich wie der jetzige Brotmangel ist — wird die Erscheinung dieses Romans immer willkommen seyn.

Herr Fr. Kind hat uns kleine Erzählungen, Aufsätze und Gedichte unter dem Titel: Malven, geschenkt, bekannte Blumen, die der Dichter vorzüglich lieb gewonnen. Eben so hat Rochlitz zu ähnlichen Aufsätzen, worunter sich auch ein Drama befindet, aus dem Pflanzenreiche einen Nahmen entlehnt, nähmlich Glycine. Beide gehören jetzt zu unseren besten Roman-Dichtern. Rochlitz ist nicht bloß ein unterhaltender, sondern auch ein nützlicher Dichter; Fr. Kind gefällt aber mehr: seine Sprache ist lebendiger, seine Phantasie feuriger, sein Genie schöpferischer. — Laun (Herr Schulz) hat nichts neues, sondern nur Fortsetzungen in die Welt geschickt. Wohl ihm und seinen Lesern! seine wenigen Launen gibt er so oft und so in einem fort zum besten, daß er sie längst ganz ausgesprochen hat; dem Publicum wenigstens gefällt sie nicht mehr. Daß sie dem Herrn Schulz aber noch selbst gefallen muß, beweist der Umstand, daß er noch immer ein und dieselbe Saite stimmt. — Ganz ein anderer Mann ist Herr Gustav Schilling. Er hat schon jetzt seine meisten Collegen überlebt; sein Genie scheint unerschöpflich zu seyn. Wie viele Romane und Erzählungen hat er nicht schon in die Welt gesandt, und wo ist eine, die nicht immer neues, mannigfaltiges Interesse erweckte? Schade

nur, daß der kräftige Mann ſich ſo ſehr in ſeinen ſchlüpfrigen Schilderungen gefällt. Für Jünglinge und Mädchen ſind ſeine meiſten Romane verbotene Sachen. Dieſes Mahl hat er nur ein neues Product, den dritten Theil ſeiner Abendgenoſſen geliefert. Auch iſt eine neue Auflage von Röschens Geheimniſſen erſchienen. So gefährlich dieſer Titel lautet, ſo iſt dieſer Roman doch ſehr, ja ſelbſt den Frauenzimmern zu empfehlen. — Der Verfaſſer der Heliodora (Lindau) hat uns mit niedlichen Mährchen und mit einer Erzählung, das Vermächtniß eines Einſamen, beſchenkt, und endlich hat auch Anton Wall (Herr Heine in Altenburg), der zur Calamität der Litteratur wieder zu lange geſchwiegen, ſein treffliches Mährchen, Murad, vollendet. — Der Neſtor der deutſchen Dichter, Herr Wieland, hat von Muſäus claſſiſchen Volksmährchen eine neue Auflage veranſtaltet. Die vortreffliche Verfaſſerinn der Marie Müller hat den Kranz der romantiſchen Litteratur mit einer neuen Blume verherrlicht: Liebe und Entſagung. — Von der berühmten hiſteriſchen Dichtung: Herrmann der Saſſen Herzog, iſt der zweite Theil heraus gekommen. Hier iſt Geſchichte mit Dichtung nicht à la Schlenkert, ſondern auf eine Art verwebt, daß ſie allgemein gefällt. Zum Schluſſe verdient ein neuer Roman-Dichter genannt zu werden, Herr C. Wagner, deſſen erſtes Product: Willibalds Anſichten des Lebens, ſo gut gerathen iſt, daß ſich das Publicum noch viel Gutes von ihm verſprechen darf. — Als Ueberſetzungen vorzüglicher ausländiſcher Romane und Erzählungen ſind noch zu bemerken: Ariel der unſichtbare Erinnerer, aus dem Engliſchen von Oertel; Elmonde, oder das Kind des Geheimniſſes, nach dem Franzöſiſchen des Ducray-Duminil; Auswahl der beſten Novellen von Fiévée, dem Verfaſſer von Suskens Ausſteuer; Jerome, aus dem Franzöſiſchen von Piganlt le Brün; vor allen aber Rameau's Neffe, ein Nachlaß Diderot's, mit Anmerkungen überſetzt von — Göthe.

Es iſt übrigens ein wahres, immer mehr um ſich greifendes Uebel, daß der Troß der Roman-Dichter, gerade der Theil, der den Haufen an ſich zieht, kein Gefühl mehr von Scham, Zucht und Ordnung hat. Spitzbuben, Räuber und Mörder ſind ihre Helden; ſie betäuben den Verſtand, vergiften das Herz, und kirren die Wolluſt. Schamloſes Geſindel! Da ſind erſchienen: Lobeſteins Strumpfbänder, eine Reihe geheimer und galanter Anecdoten; erotiſche Bravouren von einem H. A. Langbein; Leben eines Lüderlichen Landpredigers, von einem Geiſtlichen, dem verſtorbenen Paſtor Schwager!!!; der Jenenſer, ein comiſcher Roman (wahrſcheinlich aus einem jenaiſchen Bierkruge); nicht zu gedenken der vielen Räuber-Romane im Geſchmacke des unſterblichen Rinaldini. — Der Romanen-Litteratur zunächſt verwandt iſt

Siebentens, die Litteratur der Schauſpiele.

Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, ſtill, an uns vorüber gehn.

In dieſer Litteratur herrſcht eine große Dürre. Wenig bekannte Nahmen ziehn die Aufmerkſamkeit auf ſich. Man hat daher wohl gethan, einige ältere Stücke von Schröder und anderen wieder neu aufzulegen. Kotzebue und Iffland, ohne welche die Bühnen nicht fortkommen können, haben nichts beigeſteuert, und — Schiller — er ging heim zu ſeinen Vätern! Bisher hatten wir einen drückenden Mangel an Luſtſpielen; nun werden wir einen noch drückenderen an Trauerſpielen haben.

Achtens, unter den eigentlichen Gedichten verdienen Haugs Epigramme zuerſt genannt zu werden. Wie oft haben ſie uns nicht ſchon in den Almanachen ergötzt? Hier finden wir ſie nebſt ſeinen vermiſchten Gedichten beiſammen. Hat die Nation, die ſich für die witzigſte hält, wohl ſolche witzige Sinngedichte aufzuweiſen? Auch unter den deutſchen Sinndichtern gebührt Herrn Haug — die erſte Stelle. — Jedem Freunde der Dichtkunſt wird die Nachricht willkommen ſeyn, daß auch Herr C. Schreiber eine Sammlung ſeiner Gedichte herausgegeben hat. Als Jüngling dichtete er ſchon wie ein Meiſter, was wird er nicht als Mann leiſten? Eben ſo wird ſich jeder Muſen-Freund über das dritte Bändchen von Grambergs Kränzen und die neue Sammlung von Herr v. Steigentesch's Gedichten freuen.

Zum Schluſſe meiner Revüe will ich noch einige beſondere Erſcheinungen in der neueſten Litteratur erwähnen. Sie hat Werke von Königen und Fürſten aufzuweiſen! Das Univerſum von dem Herrn Kurfürſten Erz-Canzler iſt bereits angeführt. Nun ſind auch Guſtavs III. Königs von Schweden Werke erſchienen. Der regierende Herr Herzog von Gotha hat kleine vortreffliche Erzählungen unter dem Titel: Ein Jahr in Arkadien, geſchrieben.

Die wiſſenſchaftlichen Deutſchen gehen in ihrem Eifer für die Wiſſenſchaften ſo weit, daß ſie ſogar gemeine Fertigkeiten und Handthierungen zur Wiſſenſchaft erheben.

Da haben wir erhalten: auch den Koch, wie er seyn sollte, und zwar schon die zweite Auflage; die Kunst zu lieben, für — jetzige Zeiten; die Kunst zu schneidern, oder vollständiges Handbuch für Herren- und Damen-Schneider, von Fuper und Renner; die Kunst nach der Scheibe zu schießen, von J. G. Mayer; die neueste und vollkommenste Transchier-Kunst; die Kunst zu schwimmen; und endlich die Kunst, sich ohne Blitzableiter vor dem Blitze zu verwahren.

Noch verdienen einige sonderbare Titel erwähnt zu werden. Ein Herr Wendel handelt von der Errichtung des Reiches der Schönheit, das ist der Aesthetik. — Herr Doctor Becker hat einen Rathgeber vor — bei — und — nach dem Beischlafe geschrieben. — Die Verläumdung, sagt man, sey unter dem weiblichen Geschlechte zu Hause; es hat daher jemand ein Buch verfertigt, wie dem Laster der Klatscherei aus Verläumdungssucht unter den Frauenzimmern abzuhelfen sey? — Bei dem Froste des Herzens und dem einreissenden Egoismus ist es nützlich, die Menschenliebe zu empfehlen, dafür hat ein deutscher Gelehrter gesorgt und ein eigenes Lehrbuch der Menschenliebe herausgegeben. — Es hat jemand Betrachtungen über den zu frühen Genuß des neuen Weines angestellt, und gibt ihnen den Titel: Bacchus im Kampfe mit Aeskulap. — Für die Leichenpredigten ist ein eigenes Magazin erschienen, worin für jeden möglichen Fall passende Leichenpredigten enthalten sind. — Ein Herr Wick hat eine Anweisung mit Gott zu wandeln herausgegeben. — Die Dienstmägde scheinen den Schriftstellern nicht sehr hold gewesen zu seyn; es ist daher ein allgemeines Klaggeschrei über sie erschollen, verbunden mit einem Blicke in die Zukunft. Auch ist ein Versuch (??) einer Anweisung gute Mägde zu bekommen erschienen. — Die Menschenkenntniß ist bekanntlich eine nützliche Sache; es hat daher ein N. N. die Kunst herausgegeben, sich in alle Leute zu schicken. Gut daß Knigge todt ist; denn sonst würde er es stark geahndet haben, daß man seinen Nahmen diesem Buche vorsetzte. — Aus Ungarn sind hundert Taschenspielerkünste und ein Recept für Hypochondristen, sich auf der Stelle die Grillen zu vertreiben, nach der Messe gebracht. — Heil allen Hypochondristen und Süchtlingen! Ein deutscher Gelehrter hat stärkende Magentropfen für Hypochondristen herausgegeben. Da vorzüglich dergleichen Süchtlinge unter den Gottesgelehrten angetroffen werden, so scheint ein anderer Gelehrter deßhalb theologische Spaß-Castanien zum Drucke befördert zu haben. — Für die Hausfrauen ist ein eigener Schatzkasten mit 176, sage ein hundert sechs und siebenzig Hausmitteln erschienen. — Einem frommen und ehrsamen Doctor träumte, daß ihm seine Gattinn nach ihrem Tode wieder erschienen sey. Ein Traum, sagt man, steckt wie der Schnupfen an. Des Doctors Traum veranlaßte daher nicht nur ein halbes Dutzend sehr ernsthafte medico-physico-theologische Träume, sondern nun träumten auch andere, daß ihnen ihre Großmütter, ihre Schwestern und sogar ihre — Katzen und Pudel nach ihrem Tode erschienen seyen. Das werden hoffentlich die letzten Erscheinungen seyn, wenigstens sind es die letzten litterarischen, worüber diese Revüe gehalten wird.

L. H. S—r.

Reflexionen.

Was ich von Larochefaucault und Labruyere halte? — Larochefaucault hat mehr Reputation als er verdient; manches Mahl hat er sogar Unrecht, daß er Recht hat. — Labruyere ist nicht bestimmt genug. Er ist ein Portrait-Maler, aber seine Portraite sehn ihrem Originale nicht ähnlich. Sein Hauptfehler ist, daß er statt des Menschen nur den Franzosen darstellt.

Es ist gewiß, daß man nie so dumm ist als unter den Dummen; geistvolle, witzige Gesellschafter hingegen sind Glutpfannen, an deren Feuer sich unsere Einbildungskraft erwärmt, und neu belebt zu den lichthellen Regionen aufsliegt.

Niemand ist liebenswürdiger als geschreute Leute, wenn sie manches Mahl das sind, was unsere Nachbarn überm Rheine böte heißen; aber ein dummer Mensch ist ärgerlich, selbst wenn er zuweilen etwas Kluges spricht.

Für den, der die Gabe nicht hat, etwas Schönes zu sagen, gibt es noch eine Kunst, sich in Gesellschaft gefällig zu machen — die Kunst zu hören. Man kann dabei auch von dem langweiligsten Menschen zugleich noch manches lernen, wenn man das Gespräch anzuspinnen und zu leiten versteht.

Verbesserungen.

In Nr. 74. Seite 296 auf der ersten Spalte Zeile 5 von unten lese man Cedrenus statt Adrenus. Auf der zweiten Spalte Zeile 3 von oben lese man schlanr Pipin statt schene Pipin.

1805. Nr. 81.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 12. Juli.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Aus einem Manuſcripte:

Die Hütte in den Alpen.

Noch ein Mahl erklangen die ſüßen Accorde, und nun erſtarben ſie in langen wehmüthigen Tönen.

Julius verſank in fromme Phantaſien. Liebliche Geſtalten der vergangenen Tage ſchwebten ſeinem Geiſte vorüber, eine ſchöne Zukunft breitete ihre Arme aus, holde magiſche Träume führten ihn ihren ſchmeichelnden Liebkoſungen entgegen.

Werner weckte ihn aus dieſen ſüßen Spielen. Er kündigte ihm an, es ſey Zeit zurück zu kehren, wenn ſie anders noch ihre Wohnung erreichen wollten, ehe die hereingebrochene Nacht ſie hindere, über dieſe Felſen den Weg hinab zu finden.

Schweigend ging Julius neben dem Freunde, noch immer ſelig verloren im leiſen Nachklange der gehörten Töne. Es war ſchon finſter, als ſie in das Haus eintraten.

Julius war mit Werner auf der Univerſität bekannt geworden. Eine zarte Freundſchaft hatte ſich um ihre Herzen hergelegt, und ſie für immer zum feſten Bunde umſchloſſen. In einer ſchönen Stunde der Begeiſterung verſprach Julius, Wernern in ſeinem Vaterlande zu beſuchen. Eine weite Reiſe hatte ihn zwei Jahre daran verhindert, jetzt erſt hatte er ſein Wort erfüllen können. Werner war ſchon verheirathet, und lebte zufrieden und glücklich in ſeiner ländlichen Wohnung, die in einem freundlich wilden Alpthale nicht weit von einem See ganz einſam da lag.

Schon viele Streifereien hatte Julius an der Hand des Freundes in die umliegenden Gebirge gemacht. Ein Plätzchen gefiel ihm vorzüglich, und zog ihn mit holder Traulichkeit an ſich. Es war eine einzeln hervorſpringende Felſenklippe; die beinahe über dem See ſchwebte. Rings umher ragten die Gipfel hoher Alpen, kleine reitzende Thäler ſchlängelten ſich zwiſchen den Füßen der mächtigen Gebirge, und öffneten dem Blicke luſtige Wieſengründe, in denen zerſtreute Wohnungen lagen. Das klare Gewäſſer des Sees ſpielte in ſilbernen Wellen zu ſeinen Füßen. Wenn er dann Abends da ſaß in dieſer wilden Herrlichkeit der Natur — der letzte Strahl der untergehenden Sonne in dem ſtillen Waſſer noch ein Mahl gelinde aufzitterte, die hohen Alpſpitzen freundlich zu ihm hernieder glänzten, von einem Saume goldener, magiſch geſtalteter Düfte eingefaßt, der blaue Himmel ſich in tauſend purpurnen Wellen brach, und in ſchönem Widerſcheine ſich über den klaren See hinüber legte — dann gingen die Geiſter ſeliger Tage der Kindheit ſeinem

Inneren vorüber, und ſeine Seele wohnte in ihnen, und er verſtand die Entzückt.

Jeden Abend fand Julius auf dieſem Platze. Auch geſtern war er ſo dagelegen in holder Trunkenheit, als ihn plötzlich leiſe zarte Melodien umſchwebten. Sie drangen zu ihm aus einer Bucht des Sees herüber; es ſchienen einzelne Griffe einer Laute zu ſeyn, in die eine melodiſche, weiche Stimme folgende Worte ſang:

Am blauen Himmel ſtehet
Des Lichtes ſüße Spur,
Und Liebesathem wehet
Die heilige Natur.

Es hüllt die Abendwolke
Der Sonne Angeſicht,
Und aus den Sternen windet
Sich freundlich helles Licht.

Durch alle Erdenzeiten
Schlingt ſich ein ewges Band,
Hell dämmert aus dem Dunkel
Das neue Vaterland.

Dann trinket mit Entzücken
Das Herz der Liebe Strahlz.
Geendet ſind die Leiden,
Des Lebens irre Qual.

Dort lebt in ſüßen Sternen
Des guten Geiſtes Macht;
Das Leben zu beglücken,
Ward uns die heil'ge Nacht.

Wie das Flüſtern himmliſcher Geiſter drangen die Töne in ſein Innerſtes; ſeine Blicke ſuchten umſonſt den Ort, woher ſie kamen. Bald erloſch alles in eine weite Stille, und Julius mußte ſich begnügen, ſeine Neugierde vielleicht am nächſten Tage geſtillt zu ſehen. Er durchforſchte zu dem Ende alle Thäler um den kleinen See her: friedliche Landleute wohnten darin; was er ſuchte fand er nicht.

Julius und Melanie waren ſchon lange im Garten, als auch der Vater erſchien. Sie ſagten ihm nun, daß ſie nicht hätten fortgehen wollen zu Wernern, ehe ſie ihn nicht zuvor geſehen hätten, und verſprachen, recht bald wieder da zu ſeyn. Der Alte begleitete ſie bis an den Hügel, wo ſie ſich niederſetzten — er, um nach einiger Ruhe wieder zurück zu kehren nach der Wohnung, Julius und Melanie, weil hier ihre Liebe ſo ſchön und erfreulich erblühet war. Alle drei waren in Betrachtungen verloren, Melanie ruhte mit ihrem Kopfe auf Julius Bruſt, und ſchien eingeſchlummert.

„Ich weiß nicht — fing endlich der Alte an — warum ich noch immer gegen dieſe kleine unbedeutende Reiſe von einem Thale in das andere ſo eingenommen bin? Ich lächle über die flüchtigen Geſtalten, die an meinem Inneren drohend vorüber eilen, und auf dieſen Weg hindeuten, und ich habe in der That auch wenig ſchlafen können dieſer Gaukeleien wegen; aber daß ſie mich noch bis hierher verfolgen, in das klare Licht des Tages!"

„Ich will Dir's ſagen — entgegnete Melanie — du liebſt mich zu ſehr, und fürchteſt, Julius möchte mich nicht ſo glücklich machen, als es dein Herz wünſchet, und da kommen denn dieſe ſchlimmen Träume, und regen auch die vergeſſenen Gedanken wieder auf in deinem Kopfe, und da erinnerſt du dich an all das Böſe, was dir die Menſchen gethan haben. Ja, ja, Vater! ſo iſt es; aber dein Herz weiß nichts davon, dein Herz iſt gut, und wird mich und Julius immer lieb haben."

„Es mag ſeyn!" ſagte der Alte.

„Ganz möchte ich des Vaters Ahndungen die Wahrheit nicht abſprechen — ſagte Julius zu Melanie. — Deutlicher und ſtrenger beweiſen kann ich dieß freilich nicht; aber war es mir doch ſelbſt ſchon manches Mahl in meinem Leben wie jetzt dem Vater; und immer, wenn dieſe weiſſagenden wunderbaren Geiſtertöne in mein Inneres hinein geſprochen hatten, hat ſich mir bald darauf das Leben in neuer Liebe und Lebendigkeit geöffnet, oder eine zarte Hoffnung meines Herzens ward vom tödtenden Schickſale ergriffen und vernichtet. Es iſt überhaupt — fuhr er fort — etwas wunderbares um das ganze irdiſche Daſeyn! So ſchön ihn die Erde anlächelt, und ihre freundlichen Blumen und Früchte ihm bieten mag — der Geiſt des Menſchen bleibt immer ein Fremdling in dieſer geiſtlichen Aufnahme, und geht ungerührt den ſüßen duftenden Gaben vorüber. Ich will euch nicht, ſagt er den zarten Kindern, und blickt ſehnſüchtig gegen den blauen Himmel. Aus der Zukunft erwartet er, was ihm die Gegenwart ſo hold anbietet, und dieſe Zukunft — bleibt ewig unberührt und entfernt von der inneren Hoffnung. Ja ſelbſt das Höchſte, was der Menſch erwartet, und wozu er innerlich angetrieben wird in ewiger Sehnſucht — ſelbſt die Liebe, glaube ich, iſt ihm nur deswegen das Heiligſte, weil er in ihr den zarten Abglanz jenes himmliſchen Lichtes anſchaut, das ihn einſtens umfing, ehe er noch die Strafe der irdiſchen Geburt erduldet hatte. In ihrer frömmſten Begeiſterung liegt ihm das Unendliche, das Göttliche aufgethan, und er kämpft muthig um ihren Beſitz mit den Geiſtern der neidiſchen Erde, die ihn zu ſich hinab ziehen wollen in ihre Tiefen.

Daher glaube ich auch, daß einzig die Kunst des Menschen Bestimmung sey, weil sich in ihren Gestaltungen die Liebe so sichtlich erbildet und abspiegelt, und den Geist einweiht, die wunderbaren Ahndungen des Herzens wahrhaft vor sich hin zu stellen, und in hohen Formen zu betrachten. Und es ist ein tief bedeutendes Wort, was Schiller sagt:

Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr;
Du Heilige rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet.

Wahrlich! mit der Liebe erlischt das Leben, und es sinkt seine Schöne in traurige, furchtbare Ruinen, und der Mensch kann sich nicht mehr heraus finden, aus dieser unendlichen Fremde."

„Du hast mich ganz traurig gemacht — sagte Melanie zu Julius — und ich sollte mich doch freuen, daß ich dich gefunden habe, und wir uns lieben. O gewiß, es ist eine wunderbare Sache das Leben! und ich möchte es noch lieber einen wunderbaren Glauben nennen; denn wir werden es doch nimmer ergründen. Ach Julius! auch der Vater hat mich ganz angesteckt mit seinen trüben Verstellungen, und wir wollen lieber wieder nach Hause kehren, und morgen erst deinen Freund besuchen."

„Warum wollten wir das? — antwortete der Alte. — Morgen wird es wie heute seyn, und so alle folgenden Tage. Wenn der Augenblick vor dem Menschen steht, wo sich ein wichtiges Ereigniß für ihn entscheiden soll, so verwirren sich seine Gedanken; was er dann vernimmt, mißräth ihm, alle Umstände färben sich in einem widrigen Lichte, weil er sie dann ungeschickt behandelt. Und da er dieß selbst bemerkt, und schon trüb gestimmt ist, so zieht er leicht ungünstige Ahndungen daraus, die dann auch nothwendig eintreffen werden. Geht immer, meine Kinder! und kümmert euch nicht über die Träume meines alten Kopfes."

„Sey heiter, fröhlich, meine geliebte Melanie! — fuhr Julius fort, und legte ihre Hand auf seine Brust. — Fühlst du, wie heiß hier die Liebe für dich lebt? — und mit diesem süßen Gedanken laß uns zu dem Freunde eilen, daß er sich freue mit uns."

„Aber der Vater muß uns begleiten — rief Melanie aus ihrem Nachsinnen erwachend. — Gewiß ich gehe nicht ohne ihn. Schwebt mirs doch immer in Gedanken, als wenn ihm ein neues Unglück zustehen würde, wenn er nicht mit uns geht."

Von dieser Furcht war sie nicht abzubringen, so viel Mühe sich auch Julius gab, da er bemerkte, wie mißbilligend der Alte diese Worte aufgenommen hatte. Melanie warf sich weinend an den Hals ihres Vaters, und bat so lange und dringend, bis er endlich nachgab, und mit zu gehen versprochen hatte. Julius ward vorausgeschickt, um seinen Werner vorzubereiten; langsam und zögernd gingen der Vater und Melanie nach.

Nachricht von einer Zeichnung des Benvenuto Cellini.

Zu dem Verzeichnisse der noch vorhandenen Werke des Benvenuto Cellini, welches Göthe dem neuen Anhange seiner Uebersetzung beigefügt hat, kann man noch eine getuschte Zeichnung hinzusetzen, wovon das Original sich in England befindet. Sie hat die Form eines Ovals, und stellt ein Gefecht zwischen geharnischten Reitern vor; im Ganzen herrscht eine große Bewegung, die einzelnen Figuren stellen sich in einer schönen Abwechselung dar. Den Werth dieser Zeichnung erhöht noch eine fleißige Ausführung, so wenigstens, wie sie für eine getriebene Silberarbeit am angemessensten seyn mochte.

Dieß ist alles, was wir aus der Ansicht einer sorgfältigen Copie (im Jahre 1802) uns noch erinnern können; sie ist in der schönen Sammlung von Original Drawings berühmter alter Meister enthalten, welche vor einigen Jahren der große Zeichner, Herr Mats in London, in einem prächtigen Folio-Bande herausgab. Die Erfindsamkeit dieses Mannes scheint uns beinahe alles das schon geleistet zu haben, was man anfänglich sich von der neu erfundenen Kunst der Lithographik versprach. Ob es uns gleich gegenwärtig an Gelegenheit zu einer genaueren Vergleichung fehlt, so möchte indessen doch, was die Nachbildung der Crayon-Zeichnungen betrifft, der größere Vortheil wohl auf Seiten der neuen Erfindung seyn, zu welcher Annahme wir uns durch das, im vorigen Jahre, vom Herrn Professor Kloß gezeichnete Bildniß des Herrn Professor Schelling veranlaßt finden.

B. D—n.

Reflexionen.

Es gefällt mir gar nicht, daß man alle die ehrliche Leute heißt, welche nicht stehlen, weil sie reich sind oder sich vor dem Galgen fürchten. Und doch verdienen jene crassen Egoisten nichts besseres, welche über eine schöne, edle Handlung lachen oder spötteln, weil sie keines Enthusiasmus fähig sind — welche nicht das Gute thun,

das in ihrer Macht ſteht, und für fremde Leiden und eigene beſſere Gefühle abgeſtumpft, den armen Teufel, den der Staat ſelbſt zum Verbrecher macht, derthin bringen, wo ſie hin gehören.

Ich habe eine ſchlechte Meinung von einem Lande, wo es Spitzbuben gibt und keine Diebe; da fehlt es nur an Muth. Hätten die, welche dem Reiſenden im rauhen Winterfroſte einer December-Nacht im Holze auflauren, etwas geſcheuteres zu thun, ſie würden ihren Hals gewiß nicht daran wagen. Sie ſetzen ihr Leben aufs Spiel, weil vielleicht die Noth ſie bringt, weil ſie vielleicht zu gut denken, oder die Gelegenheit nicht haben, eine Pharo-Bank zu halten, Wucher zu treiben, oder in der Livree ihres Herrn mit mehr Gemächlichkeit zu ſtehlen.

Die Hölle iſt mir ſchon recht, wenn ſie nur nicht ewig dauert; das Fegfeuer gleichfalls; was ich aber in der anderen Welt vermiſſe, iſt ein dritter Ort, zu dem ſich doch ſehr viele qualificirten — Narren-Spitäler.

L....

Die bewaffnete Aphrodite.

Nach dem Lateiniſchen des Auſonius.

In dem ernſten Kriegsgewande
Stand auf Sparta's Stein-Altar
Aphrodite, die am Strande
Kypros einſt geboren war.
Schalkhaft ſchaut das Aug', das blaue,
Unterm Helm' vor, deſſen Baue
Sich entwand der Locken Guß,
Golden wie der Sonne Gruß.

Um des Buſens weiche Wogen,
Um des Leibes Zartgeſtalt
Sich des Panzers Ringe zogen
Straff mit drückender Gewalt,
Und der Schönheit zarte Roſe
Lag dem Rohen in dem Schoße:
Aphrodite ſtand bewehrt
Mit der Lanze und dem Schwert.

Neben ihr in hoher Schöne
Angebornes Majeſtät,
Schildbewaffnet ernſt Athene
Mit dem Oelzweigkranze ſteht,
Wie ſie aus des Vaters Stirne,
Dem gebährenden Gehirne,
In der hohen Götter Rang
Als der Weisheit Göttinn ſprang.

„Liebe girrt der matte Knabe —
Sprach Athene's ernſter Mund —
„Aber was ich geb' und habe
„Machen große Männer kund.
„Bald geleert iſt deine Schale,
„Doch in Plato's Ideale
„Lebe ich, ein heilig Wort,
„Auch im Strom der Zeiten fort.

„Für die Ewigkeit geboren,
„Hin bis an des Lebens Rand
„Herrſche ich; du biſt verloren,
„Wenn der Jugend Gott ſich wand,
„Statt das blanke Schwert zu zücken,
„Kämpfe nur mit ſüßen Blicken;
„Denn dir blüht der Lorbeerreis
„Nur in zarter Jugend Kreis."

Lächelnd Anadyomene
Dieſe ſtolzen Worte hört,
Nicht der Stolz der hoh'n Athene
Hat den weichen Sinn empört.
„Zartſinn ſchmückt das Reich der Frauen,"
Liſpelt ſie mit Selbſtvertrauen,
„Und der Waffen ſchwer Gewicht,
„Sieget nur, beſieget nicht.

„In dem Kampfe der Titanen
„Floh der Götter heil'ger Kreis.
„Nur ich ſchwang der Liebe Fahnen
„Ueber unſern Vater Zeus.
„Schönheit kann den Muth erſchaffen.
„Fürchte mich! Auch ohne Waffen
„An des ſchönen Ida Fuß,
„Raubte dir den Sieg mein Kuß."

S....l.

1805. Nr. 82.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 15. Juli.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Der dreizehnte Julius.

Aus der Erde hervor entsprießen der Blumen Geschlechter,
Vaterlos, mutterlos nicht — aber verlassen, allein:
Doch des Menschen Keim, den hat die Natur, die besorgte,
Dem bewahrenden Schoß' wachsamer Frauen vertraut.

Preis euch allen und Dank, ihr Edeln! denen am frommen
Busen der Säugling liegt, die ihr mit liebender Angst
Pfleget des Blüthenleibes, der kindlichen Seele, und frühe
Körner der Tugenden streut in die empfängliche Brust.

Aber drei Mahl Preis und flammende Opfer des Dankes,
Herrliche Mutter, Dir! welche die Fürstinn gebar!
Sorgsam hast Du gewartet die zarte Pflanze, ins Leben
Sie am Sonnenstrahl' freundlicher Liebe geführt,
Daß Sie, ein Völker beschattender Baum, nun die Krone im Himmel
Wiegt, und den Segen herab auf die Erde uns schickt.

Stille feiern die Musen und ernst die heilige Stunde,
Da die Erzeugte zuerst grüßte das himmlische Licht —
Da die Charitinnen ihr nahten, Sie weihend dem schönen
Bunde — da die Natur, segnenden Blickes, Sie sah —
Und mit der nimmer verlöschenden Fackel der Engel der Liebe
An dem Opfer-Altar kniete im stummen Gefühl.

Und es feiern sie mit ihnen, wem immer die Götter
Für das Schöne den Sinn und für das Gute verliehn *).

*) Zu dieser Nummer gehört der beiliegende Contour nach der Zeichnung eines Kamer.

Schreiben aus München vom 14. Julius.

Zwei Abende sind vor unsern Sinnen und unserm Gemüthe vorüber gezogen, voll schöner, freundlicher Genüsse. Der Zauber des Gesanges und der Musik in dem Meisterstücke der dramatischen Kunst, der Oper, und die Feerei einer neuen wundersamen Beleuchtung hatten sich an diesen Tagen zu einer uns bisher unbekannten Höhe empor geschwungen. Aber es galt auch die Feier einer liebenswürdigen Fürstinn, die in schöner innerer Lebensthätigkeit hinaustritt über die Schranken des Gewöhnlichen, und so mußten wohl die Künste, die sich zur Verherrlichung Ihres Nahmens verbunden hatten, ebenfalls mehr als das, wenn auch Vorzügliche, doch hier Gewöhnliche leisten.

Der Vorabend des festlichen Tages fand die ganze schöne Welt in den Logen und dem Parterre des Hof-Theaters versammelt, und die geschmackvolle Beleuchtung des Hauses erhob das glänzende Amphitheater mit seinen geschmückten Reihen selbst schon zu einem vorläufigen Schauspiele. So wie die Fürstinn aber eintrat, richteten sich aller Augen allein auf Sie hin, und die Gewalt der Musik ertönte, und ein unaufhörliches Vivat, wie es nur aus wahrer Herzensüberzeugung oder aus dem Enthusiasmus sympathetischer Hinreißung hervor geht. Die Ouvertüre war die von Sarginés; als aber am Ende derselben der Vorhang aufrauschte, und die Vielgeliebte, welche diese, und nicht die Vorstellung der Ginevra erwartet hatte, auf einmahl ein ganz neues Schauspiel erblickte, und das Vergnügen der gelungenen Ueberraschung aus des glücklichen Gatten Augen strahlte — da war keiner, der ungerührt blieb, der nicht herzlich Theil nahm an der schönen Freude.

Daß hier, wo kein italienisches Oper-Personale existirt, und die meisten unserer Sänger und Sängerinnen die italienische Sprache wenig verstehen und sprechen, dennoch italienische Oper gegeben wird, ist schon an sich nichts kleines. Würde man aber gar sagen, die erst genannte Oper sey schwerlich irgendwo mit so viel innerem Werthe und äußerer Pracht aufgeführt worden als hier, so wäre es kein Wunder, wenn man in den Verdacht einer lächerlichen Parteilichkeit fiele. Daß es nun aber dennoch so ist, dafür bürgt eine Menge unbestochener und fremder Zeugen. Die Vortrefflichkeit des Orchesters ist bekannt. Unsere erste Sängerinn, Madame Cannabich, sang und spielte als Ariodante, wie immer — sehr schön; Mademoiselle Harlas, als Ginevra, übertraf sich und unsere Erwartung, und ich halte diese Rolle unstreitig für ihren höchsten bisherigen Triumph. Herr Brizzi — seit einigen Monaten churpfalzbaierischer Cammer-Sänger — spielte den Polinesso, und ward sehr applaudirt. Die Chöre waren unübertrefflich; die Decorationen, unter denen sich der Wald im zweiten Acte auszeichnete, neu und prächtig. Am Costüme war Gold, Silber und Sammet verschwendet. Die vierte Scene im ersten Acte nahm sich besonders pompös aus: nachdem die Großen des Reiches, die königliche Wache und das Volk, dann Dalinde mit den Hof-Damen im festlichen Zuge in der großen Halle angelangt waren, hörte man von ferne einen kriegerischen Marsch, der immer näher kam, und während welchem die schottischen Krieger und die brittischen Hilfsvölker mit den gefangenen Irländern und ihren eroberten Feldzeichen vorüber zogen. Tief im durchbrochenen Hintergrunde der Bühne erschien jetzt Ariodante auf einem mit zwei weißen Pferden bespannten Triumph-Wagen, und hinter ihm vierzehn seiner mit Lanzen bewehrten Garden zu Pferde. So albern und mesquin sich das Introduciren dieser Thiere gewöhnlich, besonders auf einer nicht gar großen Bühne, ausnimmt, so that es doch dieses Mahl, nach der getroffenen Anordnung, dem Ganzen keinen Schaden, und es läßt sich leicht vermuthen, daß dieses Spectakel-Wesen von dem größeren Theile mit ungemeinem Beifalle aufgenommen ward. Nach geendigter Vorstellung ward Herr Brizzi heraus gerufen, und man sah mit Vergnügen, daß er mit Madame Cannabich an der einen, und Mademoiselle Harlas an der anderen Hand vortrat. — —

Den Abend des Festtages eröffnete ein Concert in dem Lustschlosse von Nymphenburg. Der Feier des Tages huldigte hier mit unseren einheimischen auch eines der seltensten Talente des Auslandes, Mariane Sessi. Sie sang zwei Arien von Farinelli, und mit Herrn Brizzi ein Duett aus den riti d' Epheso. Mit frohem Erstaunen zogen die Freunde des wahren Gesanges und des reinen Geschmackes aus diesen isolirten Bruchstücken die größten und zuversichtlichsten Folgerungen für den Effect, den ihre hohe, hellstrahlende Stimme und ihr einfach schöner, seelenvoller Vortrag auf der größeren Schaubühne hervor bringen würde.

Die Nacht war dämmernd heran gebrochen, als das Concert sein Ende nahm. Schon seit einigen Stunden durchrauschte den nahen Garten die aus der Hauptstadt herbei geströmte Volksmenge, und dahin begab sich jetzt auch der Hof mit seinem Gefolge. Die Wege, welche durch die neue englische Anlage führen, waren in kleinen Entfernungen durch sinnreich versteckte Lampen erleuchtet,

die in zwei Schuh tiefen Graben brannten, ſo daß man nicht die Flamme, ſondern nur die Strahlen derſelben erblickte. Dieſe Erſcheinung war eben ſo neu als gefällig, denn die Gegend und die Gebüſche ringsum waren wie mit goldgrünem Glanze übergoſſen.

In einer kleinen Viertelſtunde kam man zu Badenburg, dem eigentlichen Standpuncte der Beleuchtung, an. Auf einem natürlichen Hügel, von ehrwürdigen Baumgruppen umſchattet, erhebt ſich dieſer Garten-Pavillon, und ein ausgedehnter See mit maleriſch hinſchlängelnden Ufern, von pittoreskem Buſchwerke, duftenden Linden und Zitteraspen bekränzt, breitet ſich hier vor dem Auge aus. Aus ſeinem Schoße erheben ſich mehrere kleine Inſeln, deren kunſtloſe Partien den feierlichen Ernſt des großen Waſſerſpiegels freundlich unterbrechen. Dieſes ganze Geſtade mit allen ſeinen Krümmungen war auf die nähmliche Art durch eine Menge unſichtbarer Flammen erleuchtet; es ſchien wie von einem matten goldenen Schimmer beſäumt, und in zart verduftenden Bildern ſpiegelten ſich das grüne Land und die zitternden Wipfel der Bäume in den glänzenden Fluthen. Ein ſüß ſchauerliches Gefühl ſprach aus dieſem Wunderlichte, und eine myſtiſche Stille herrſchte in den Lüften, und lag auf dem weiten See, und langſam zogen die Wolken am Firmamente hin. Da trat die Gefeierte in das dunkle Ruderſchiff, und vom linken Ufer her erſcholl der grüßende Lärm der Janitſcharen-Muſik und geleitete ſie weit in den See hinein.

Die Muſik ſchwieg — und ringsum waltete nun ein noch tieferes Schweigen, durch das laute Plätſchern der leichten Ruder noch deutlicher bezeichnet. Und als das langſam hingleitende Boot rechts um die hervor ragende Landzunge bog, da ertönte ein Orcheſter von blaſenden Inſtrumenten, die hier im Hinterhalte lagen, und ſanfte Hirtentöne, die wehmüthigfrohen Laute der Alpenthäler, klangen vom verklärten Geſtade herüber in das warme bewegte Herz.

Aber in der Mitte des Sees, dort, wo im Hintergrunde ſich der Virtenhügel erhebt, ragten graue Felſenmaſſen aus dem Schoße einer zweiten Inſel hervor, und auf ihnen empor ſah man in funkelnder Pracht einen ſiebenzig Fuß hohen Obelisk durch die Lüfte ſchreiten. Tief in den grünen Waſſerſpiegel hinein warf die feurige Nadel ihr zitterndes Strahlenbild, und mit ihm den Nahmen der geliebten Fürſtinn. Und als das Schiff vorüber zog, begrüßte es ein unſichtbarer Chor melodiſcher Stimmen, die die Feier des Tages ſangen, und die umliegenden Inſeln und Geſtade beantworteten die letzten Tacte jeder Strophe mit künſtlich dem Echo nachgeahmten Wiederhalle. Eine ſchwimmende Welt von Tönen zog jetzt daher durch den goldenen Duft der Lichtſtröme, die rings aus dem Dunkel der Nacht hervor wallten, und ihre geheimnißvollen Wogen trugen Sinne und Gemüth in das Götterland der Phantaſien. Und dieſſeits am dunkeln Geſtade wähnte man die Schatten des ſtygiſchen Ufers, und drüben über den Fluthen die lichten Auen Eliſiums zu erblicken, und man beneidete die Glücklichen, die der alte Charon im ſchwarzen Boote hinüber fuhr in Perſephone's friedliche Hallen.

Zu bald verſcheuchte dieſe luſtigen Traumbilder der laute Jubel, mit dem das wimmelnde Ufer die Landenden begrüßte. Der Hörnerklang, die Trommelſchläge und Trompetenſtöße erwachten jetzt wieder von neuem, und zwiſchen den frohlockenden Reihen der Zuſchauer trat der glänzende Zug die Stufen des Pavillons hinan, und ſetzte ſich zum feſtlichen Mahle.

Und die bunten Schaaren irrten nun fort durch die krummen Wege, an der mächtigen Waſſerſäule vorüber, deren hoher Strahl ein ſymboliſches Brillant-Feuer ſchwebend in Lüften trug, und zogen heim auf der freundlich erleuchteten Heerſtraße; und im Garten und Felde ward es ſtill und einſam, die Flammen erloſchen, und das Schauſpiel des heutigen Tages war zu Ende.

Noch ein Mahl muß ich auf dieſe neue und wunderſame Art der durch den Widerſchein verſteckter Lampen hervorgebrachten Beleuchtung, in der ſich der kunſtgenährte Sinn des Herrn Hofgarten-Directors Schell ſo ſchön ausſprach, zurück kommen. Sie iſt wahre Malerei, für Aug und Herz erfunden und berechnet. Nicht die Sonne, nicht der Mond vermögen ſolche Licht-Effecte hervor zu zaubern. Gern ruht das Auge auf dieſem ſanften, warmen Glanze, und die Phantaſie wird hingetragen auf den magiſchen Wolken dieſes räthſelhaften Schimmers in neue, ferne Welten.

Sie ſind vorüber — aber gern und oft noch werden wir an die frohe Veranlaſſung und den ſchönen Genuß dieſer feſtlichen Stunden zurück denken.

Kunſtnachrichten aus Stuttgart.

Juny.

Raphaels Madonna della Sedia.

Vom (Kupferſtecher) Profeſſor Müller.

Dieſer berühmte Künſtler, der ſich durch ſeine Schlacht bei Bunkershill in die Reihe der Berwick, Bartolozzi und Morghen erhoben hat, iſt vorigen Herbſt

ſchon mit Raphaels Madonna fertig geworden, wovon er die Zeichnung in Paris ſelbſt nach dem göttlichen Originale, mit äußerſter Genauigkeit und der ſchärfſten Beſtimmtheit gefertigt hatte. Unſtreitig gehört dieſes Blatt unter ſeine vollendeteſten Werke, und wer es mit dem von Morghen — der denſelben Gegenſtand behandelt hat — vergleicht, und das Raphael'ſche Original genau kennt, der wird ſchwerlich einen Augenblick anſtehen, unſerem Landsmanne in Abſicht der Treue, Richtigkeit und der artiſtiſchen Ausführung den Preis einzuräumen. Ich habe hier einen fertigen Abdruck avant la lettre vor mir, der ſo voll Kraft und lebendigen Ausdruckes iſt, daß man ſagen möchte, der Künſtler habe mit dem Griffel gemahlt. Jedem, der das Original nur ein Mahl ſah, wird es hier gleichſam mit allen ſeinen Farben vergegenwärtigt. Alles iſt, wie in den anderen Müller'ſchen Werken, mit dem Grabſtichel ausgeführt, nichts radirt. Jede Abſtufung des Colorits findet man durch die meiſterhafte Behandlung des Kupferſtechers marquirt, und die Genauigkeit iſt ſo weit getrieben, daß ſelbſt der ſchärfſte Späher, vom Seelenausdruck an in Augen und Geſichtern, bis zu den kleinſten Zierrathen und Umgebungen hinab, ſchwerlich etwas vermiſſen wird. Was man von dem meiſterhaften Ueberſetzer verlangt, daß er in den Geiſt ſeines Originals eindringen, und mit möglichſter Treue und Richtigkeit, äſthetiſchen Ausdruck und Geiſt verbinden müſſe, das kann man buchſtäblich von der vorliegenden ſchönen Arbeit ſagen. Das Göttliche des Raphael'ſchen Geiſtes, der ſich ſo vorzüglich in dieſer Madonna manifeſtirt hat, iſt über der treuen Nachbildung der Formen nicht verloren gegangen — wie dieß dem allzu treuen Kupferſtecher und Ueberſetzer ſo oft zu begegnen pflegt. Die Augen voll Seele und Leben, das Fleiſch rund und weich, die Haare wollig und ſanft, die Lichter vortrefflich conſervirt, und doch bei aller Stärke nicht abgeſetzt, ſondern durch Puncte in die angränzenden Partien verſchift — daher alles ſo lebendig, ſo friſch, ſo hervorſpringend! Die Gewänder ſind in der Farbe gehalten, und würden durch die dürftige engliſche Färbung weit mehr verlieren, als ſie durch dieſe abwechſelnde, doch die Harmonie nirgends beleidigende Behandlung der Striche gewonnen haben.

Dieſes höchſt intereſſante Blatt, das bis zur vollſten Reife ausgeführt iſt, und worin man ſtets neue Schönheiten entdeckt, iſt für die bekannte große Pariſer Sammlung verfertigt, und wird nicht einzeln ausgegeben, daher es zur Zeit unter die Seltenheiten gehört.

Ich freue mich, dieſem Artikel beifügen zu können, daß Herr Profeſſor Müller in Paris einen Sohn hat, der im Zeichnen und Stich ganz den Pfad ſeines Vaters wandelt, und in beiden bereits ſo rühmliche Proben gegeben hat, daß man mit Zuverſicht hoffen darf, er werde dereinſt ſeinen geſchickten Vater erreichen, wo nicht übertreffen.

Daß Lavaters Büſte von Dannecker, von ſeinen dankbaren Landsleuten, den Zürichern, mit Enthuſiasmus aufgenommen worden, iſt Ihnen vermuthlich aus den öffentlichen Blättern bekannt. Sie hatte ſchon in Gyps bei einer Kunſtausſtellung in Paris das Acceſſit erhalten; gewann aber durch die Ausführung in Marmor noch ſo viel, daß man kaum mehr zu der Gyps-Büſte zurückkommen mag. Der Künſtler kannte den Verewigten nicht perſönlich, und mußte bloß nach der Todten-Maske und einigen Portraits arbeiten; deſſen ungeachtet gelang ihm die Aehnlichkeit vollkommen, und er wußte damit eine Idealität zu verbinden, welche dieſe Büſte zu einem bleibenden Kunſtwerke ſtempelt. Man glaubt einen ehrwürdigen Patriarchen oder Seher vor ſich zu haben, deſſen ausdrucksvollem Geſichte der Character des Genius, der Salbung und der Redlichkeit ſichtbar aufgedrückt iſt. Beſonders ſind die Augen mit ſeltener Kunſt behandelt, und ganz ohne das Todtenähnliche, was die meiſten Büſten entſtellt. — Derſelbe Künſtler ſteht jetzt im Begriff, dem größten Tragiker unſerer Nation, dem unvergeßlichen Schiller, ein ſeiner würdiges Denkmaal zu ſetzen. Herr Dannecker hat nähmlich vor mehreren Jahren ſchon Schillers, ſeines akademiſchen Freundes, Büſte in Lebensgröße gefertigt, und damit alle bis jetzt vorhandenen Abbildungen des Dichters, ſowohl an Aehnlichkeit als Ausdruck übertreffen. Dieſe Büſte wird er jetzt in coloſſaler Größe in Marmor ausführen, und hat bereits den Anfang machen laſſen. Es iſt billig, daß die Heimath hinter den enthuſiaſtiſchen Huldigungen, welche jetzt ganz Deutſchland dem großen Dichter bringt, nicht allein zurück bleibe.

I. N. R. I.

Bei der letzten Krönungs-Illumination in Mailand ſtellte jemand in ſeiner Transparente dieſe bekannte Aufſchrift über dem Kreuze vor. Als ihn die Policei darüber befragte, ſagte er, er hoffe daß jedermann, wie er es gemeint, geleſen haben werde, nähmlich: Imperator Napoleon Rex Italiae.

1805. Nr. 83.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 17. Juli.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Kunstnachrichten aus Stuttgart.

(Fortsetzung, Juni.)

Oedipus.

Vom Gallerie-Director Hetsch

Von diesem Meistergemälde, welches der Künstler vor einigen Jahren in Rom verfertigte, und das man mit Zuversicht an die Spitze seiner Werke setzen darf, war ich Ihnen längst Rechenschaft schuldig; jetzt erst hohle ich es nach, nachdem ich es, allein und in Gesellschaft von Kennern, oft und verweilend genug betrachtet habe.

Das Tableau stellt die höchst rührende Scene aus dem Sophokles dar, wo Theseus dem alten blinden Oedipus seine beiden Töchter wieder in die Arme führt, und der Greis ausbricht:

„Das Liebste, was ich hab', umfass' ich nun,
Und stürb' ich jetzt in eurem Arm, so wäre
Ich nicht der Menschen Unglückseligster!
Stützt meine Seite — lehnt euch dicht
An euren Vater, daß ich wieder mög'
Ausruh'n von meiner Sorg' und Einsamkeit" ꝛc.

Der Alte sitzt auf einem Felsenstücke — den rechten Fuß herausgekehrt, den linken gegen den Fels gestemmt. Vor ihm auf den Knien seine jüngere Tochter, hinter ihm die ältere, das Knie aufgestützt, den linken Arm auf des Vaters Schulter, ihr Gesicht an das seinige geschmiegt. Der blinde Greis umschlingt mit beiden Armen seine Kinder, das Haupt gegen die ältere gekehrt. Brust und Arme des Vaters sind entblößt, er trägt ein gegürtetes Unterkleid und sitzt auf einem hellblauen Mantel, der über das rechte Knie auf den Boden hinabströmt.

Das liebevolle himmlische Antlitz der vor ihm liegenden jüngeren Tochter, ihr nackter, vollendet geformter rechter Arm, den sie gegen den Vater ausbreitet, ihr blondes, lockiges Haupthaar, in schönen Wellen über das weiße Gewand hinabfließend — die ganze Grazien-Bewegung dieses zarten, harmonisch geschwellten Mädchenkörpers; die anschmiegende Liebe der älteren Tochter, ihre reitzende Gruppirung mit dem Greise, ihr sanft gesenkter Blick, ihr schön gezeichneter, herrlicher Arm, ihr üppiger Umriß, der sich überall durch die duftige Hülle verräth, ihr schwarzes aufgebundenes Haar, ihr lebenvolles Colorit — sind reiche Nahrung für den Freund und Fühler des Schönen. Wer das Große und Heroische liebt, der findet hier nicht minderen Steff in den Figuren des Theseus, des Oedipus und in den colossalen, wild bewachsenen Felsenmassen, von denen die Gruppe umgeben ist. Die herculisch breite Brust des Alten, der gewaltige linke Fuß, der sich gegen den Felsen stemmt, noch strotzend von Fülle und Muskel-Kraft,

das Große, Gedachte und Homerische dieser höheren, selbst in ihrem Ruine noch bewundernswerthen Natur — zu deren rhythmischem Anschauen schon sich so wenige Künstler zu erheben wissen; dieses theure blinde Haupt, mit grauem Bart und gramerbleichten Locken — voll Empfindung, voll Seele, voll thränenweckenden Ausdrucks, wenn gleich des verklärenden Augenlichtes beraubt; das überall Edle und Heroische, in keinem Puncte Zurückstoßende in der ganzen Haltung des sitzenden Alten — dieß alles beweist, wie sehr der Künstler in den antiken Geist seiner Fabel eingedrungen sey, und wie wenig ihn die Gebrechlichkeit unserer Zeit hinderte, sich zum altgriechischen Ideale zu erheben.

Fast noch mehr als Oedipus berechtigt uns zu obigem Lobe die Figur des Theseus. Er steht in einiger Entfernung von der rührenden Gruppe: beide Hände auf seine Keule gestützt, ruhend auf dem linken Fuße, von einem kurzen rothen Mantel umworfen, den Helm auf dem Haupte. Bescheiden, ruhig, in sich selbst belohnt, sich an seiner That und der Scene des Wiedersehens weidend, steht der Held und scheint zu sagen:

— — — — — — Fern
Bin ich zu zürnen, daß dein erstes Wort
Die theuern Töchter grüßet, und nicht mich.
Nicht daß in Worten, daß in edeln Thaten
Mein Leben strahlend sey — bestreb' ich mich."

Dieser Theseus ist wieder ächt Homerisch gedacht — ein Heros von höherer Natur, aufgestellt als Maßstab für eine verkrüppelte Enkelwelt, sich an ihm hinauf zu messen. Er hat ein von der Vordergruppe ganz verschiedenes Colorit: Gesicht, Brust und die ganze linke Seite sind im Schatten, alle Umrisse des gestählten Körpers sichtbar, der männliche Hals voll tragender Kraft, die Form des Gesichtes — ein Alexander — nach meinem Gefühle die gelungenste, schönste Figur im Gemälde.

Den Grund der Gruppe bildet ein großes Felsenstück mit Bäumen und wildem Gesträuche bewachsen: hinter Theseus verliert sich der Prospect hinaus in die Ferne. Diese wild behuschte romantische Felsenmasse würde für sich schon, als Landschaft, eines Meisters würdig seyn, und ihre wilde Größe stimmt hier ganz mit der Hoheit der dargestellten Personen zusammen. Die Farben der Gewänder sind durchgehends mit Klugheit berechnet, stechen nirgends grell ab, und bilden ein das Auge erfrischendes Ganzes; das Licht ist trefflich vertheilt — auf die Brust des Vaters und die beiden Arme der Töchter concentrirt, und nicht auf zu viele Puncte verstreut; das Fleisch, jedem Alter angemessen — anders bei der Blonden, anders bei der Brünette; bei dem Vater und bei Theseus wieder ganz verschieden behandelt. — Was man sonst schon zum Lobe des Coloritts dieses Künstlers gesagt hat, das gilt im vorzüglichen Grade bei gegenwärtigem Gemälde: seine Farben haben Kraft, Reife, Abwechselung und Schmelz, und das Auge verweilt mit immer neuem Vergnügen darauf. Mit besonderem Fleiße und auffallender Richtigkeit sind die Extremitäten gezeichnet. Das Ganze ist durchgehends in der großen Manier gehalten; und nichts Kleinliches stört den erhebenden Eindruck. (Die Figuren colossal, das ganze Tableau ungefähr zehn Schuh hoch, und vierzehn breit.)

Bei einem solchen Werke Fehler und Versehen aufzuspüren, überlassen wir dem Neide und der artistischen Eifersucht; was wir davon sagten, hat das Mitzeugniß der competentesten Kenner für sich, und wir gaben uns, indem wir schrieben, bloß dem begeisternden Eindrucke hin, welchen das herrliche Ganze auf uns gemacht hat.

Demoiselle Schmalz hielt sich auf ihrer Reise nach Italien einige Wochen hier auf, und bezauberte uns im Achill, Don Juan, Axur und Camilla, durch die Magie ihres Gesanges. Ihre Stimme ist nicht ganz angenehm, und hat etwas Schneidendes — ist dabei aber von einem Umfange, einer Biegsamkeit und Kraft, daß ein Tenorist wie Kreb dazu gehörte, um neben ihr zu bestehen. Es war ein seltener Genuß, dieses Paar neben einander singen zu hören! Demoiselle Schmalz hat in ihren Manieren viel von Crescentini und Madame Seffi angenommen, und nur ein Talent wie das ihrige durfte sich an solche Muster wagen. Diese Ausdauer und diese durchdringende Kraft in der Höhe wird man wohl auf den meisten Theatern vergebens suchen.

Gedanken über die Vernachlässigung des Studiums der deutschen Sprache.

Gegrundfestet auf den weisheitsvollen Sinn und die Thaten der heldenmüthigen Vorfahren, noch immer treu geblieben dem angestammten Character von Biedersinn und Dauerhaftigkeit, und berühmt durch Erfindungsgeist und vielfältige Erzeugnisse in Künsten und Wissenschaften, hat die deutsche Nation in der Reihe der cultivirten Völker alter und neuer Zeit sich eine ausgezeichnete Stelle erworben. Nicht weniger darf sie auf den eigenthümlichen Vorzug einer Sprache stolz seyn, die als treu be-

wahrtes Eigenthum des Vaterlandes ſich über die latiniſirenden Sprachen unſerer Nachbarn erhebt, die vermöge ihrer ausgebreiteten Herrſchaft auf die Denkungsart vieler Völker Einfluß erhalten, und durch die in ihr aufgeſtellten Geiſteswerke vielleicht noch auf entfernte Zeitalter wirkſam ſeyn wird, ſo wie es die Denkmäler Griechenlands und Roms für die Cultur des neueren Europa geworden.

Bei dem hohen Grade von Vielſeitigkeit und Ausbildung, den dieſe Sprache in unſern Zeiten erreicht hat, wie lehrreich und wichtig für die Cultur-Geſchichte unſerer Nation müßte es nicht ſeyn, noch jetzt die verſchiedenen Stufen zurückmeſſen zu können, auf denen ſie beim Wechſel ſo mancher äußeren Schickſale ſeit zehn Mahl hundert Jahren, zwar der Grundlage nach immer dieſelbe bleibend, doch gemäß dem Genius der Zeiten ihre Geſtalt und Form verändernd, gegenwärtig zu einer ähnlichen Reinheit ihrer Bildung gelangt iſt, wie einſt im Alterthume die Sprache des Plato und Cicero. Denn ſo wie in kaum vergangenen Zeiten es den Menſchen gelungen, von tauſend Zufälligkeiten der früheren Jahrhunderte ſich loszuwinden, — nachdem wir vorhin zu einem allgemeinen Glauben im Handeln und Denken uns bekannt, nachmahls aber bald dem Chriſtenthume und bald dem Paganismus angehörend, ein zweideutig Volk geworden — ſo hat auch ſeitdem die deutſche Sprache ſowohl von dem Gemeinen und Unpoetiſchen des bürgerlichen Lebens, als von dem Pedantismus der Gelehrten ſich empor geſchwungen; nicht mehr an einförmige Darſtellungen, an einen herrſchenden Ton feſtgebannt, wie etwa bei den Minneſingern oder den Polemikern der Kirchen-Reform, hat ſie eine Ungebundenheit und Freiheit ſich errungen, die der mannigfaltigſten Formen empfänglich iſt, und durch eigene Beſtimmung faſt alle Zufälligkeiten der früheren Zeiten wie in einem künſtleriſchen Sinne wieder in ſich aufzunehmen vermag, was bisher durch den glücklichen Erfolg einiger Verſuche genugſam beſtätigt worden.

Dem Genius unſerer Sprache von den früheſten Zeiten bis zu der gegenwärtigen Epoche noch von Jahrhundert zu Jahrhundert nachzuforſchen, wäre wegen der langen Reihe noch vorhandener Monumente nicht unmöglich; und dennoch vernachläſſigten wir hier mit vieler Gleichgültigkeit, was wir immer beklagen werden, daß es bei den Denkmälern des griechiſchen und römiſchen Alterthumes uns nicht verſtattet worden. Was überhaupt auch ſchon von dieſem Vorhaben abzuſchrecken pflegt, iſt das gewöhnliche Vorurtheil, als ob in früheren Zeiten die deutſche Sprache in Form und Ausdruck nur durch den Character der Rohheit und Dürftigkeit ſich ausgezeichnet habe. Dieſe fortgepflanzte Meinung aber ward hauptſächlich ſchon zu einer Zeit verbreitet, wo Deutſchland, im Staube einer elenden Polemik verſunken, wirklich arm an Werken des Geiſtes war, wo dem jetzt häufiger reiſenden Deutſchen in Italien und Frankreich eine zu dem einſchmeichelnden Tone der Höflichkeit mehr gebildete, in Liedern und Unterhaltungsſchriften glänzende Sprache begegnete.

In jenen Zeiten ſehen wir die deutſche Jugend ſo manches andere Gute ihrer Väter gegen fremden Tand vertauſchen; die Unfähigkeit, das wirklich noch vorhandene Beſſere nach ſeinem Verdienſte zu ſchätzen, und die Empfindlichkeit, gegen ſeine Nachbarn zurück geblieben zu ſeyn, ließen vor andern den deutſchen Adel die Sprache des Vaterlandes bei den weicheren Tönen der Ausländer vergeſſen, und nach ihrer Heimkunft gewöhnte mancher ſich leicht, über die bürgerliche Einförmigkeit der Landesſitte ſtolz hinweg zu ſehen. Vor jener Zeit waren die Deutſchen, wie bekannt iſt, ein hochherziges, auf ſich ſelbſt beharrendes Volk geweſen, aber ſeitdem unſere Jugend die Waffenübung und alte Ritterſitte nach und nach verlernte, war auch die vorige Kraft und Selbſtſtändigkeit verſchwunden, und — wie noch geſchieht — der Deutſche ließ ſich von italieniſcher Prahlerei und franzöſiſcher Geſchmeidigkeit zu leicht imponiren; den ſo geſtalteten Autoritäten ward immer mehr Glauben beigemeſſen, und man verſtand ſich dazu, die vaterländiſche Sprache als ein Gemiſch von rauhen barbariſchen Tönen zu verachten.

Wenn hier und in anderen Stücken jene Generation ſich ſo blöde bezeigte, ſo läßt ſich dieß freilich als einen Beweis von der Entartung der Nation anſehen, aber ſollte nicht der wahre Grund hiervon vielmehr in der urſprünglichen Richtung ihres Characters liegen? Nämlich, da den Deutſchen nunmehr jenes Element mangelte, worin die Anlage jeder männlichen Tugend ſich hätte entwickeln können, blieb dennoch das Bedürfniß nach dem Beſſeren in ihnen rege; das Gute, was ſie daheim verfehlten, glaubten ſie nun gar zu gern noch bei andern anzutreffen, aber dadurch waren ſie den Verträglichkeiten ſo mancher gleiſſenden Auſſenſeite hingegeben. Und viele Schwachheiten, die aus der damahligen Periode herſtammen, ſind auch noch jetzt nicht unter uns getilgt, obwohl wir unſern eigenen Werth beſſer zu erkennen das Anſehen haben wollen.

Zwar was den urſprünglichen Kern und den vormals ſo blühenden Zuſtand unſerer Sprache anbetrifft, ſo hätte

man billig erwarten können, unſere Gelehrten würden der hierüber herrſchenden Meinung eine beſſere Belehrung und Aufklärung entgegen geſtellt haben; gewöhnlich aber trugen dieſe, durch einige Bekanntſchaft mit den jüngern Werken des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts irre geführt, zur Beſtärkung jener Vorurtheile nur noch mehr bei. Wenn auch nicht zu läugnen iſt, daß man als hervorſtechenden Character des genannten Zeitalters einen gewiſſen Mangel an Feinheit, eine Unförmlichkeit der Orthographie und andere Beweiſe von jenen Verunſtaltungen antrifft, welche die Sprache während der Meiſterſängerſchulen aus den rohen Händen des Handwerks an ſich genommen hatte; ſo zeugt es doch immer von einer großen Kurzſichtigkeit unſerer Gelehrten, daß ſie dasjenige Gute, was trotz einer ſo ungünſtigen Auſſenſeite ſich damahls noch in der deutſchen Sprache erhalten hat, nicht erkennen wollten, und aus dieſem Grunde, ihrer ungleich ſchöneren Bildung vor der bemerkten Periode nachzuforſchen faſt gänzlich vernachläſſigten.

Hauptſächlich, weil die meiſten Sprachforſcher nach einem kurzen Anfange bei den erſten Verſuchen ſtill ſtanden, mußte das Studium der Cultur-Geſchichte unſerer Mutterſprache immer ohne bedeutenden Erfolg, da die genaue Ueberſicht jedes ihrer Zeitalter fehlte, zurückbleiben, von ſo großer Wichtigkeit es auch dem Hiſtoriker, Philologen und Dichter hätte ſeyn können. Dieſe Lauigkeit, oder dieſer Mangel an progreſſiver Tendenz iſt auch noch in unſern Zeiten ſehr allgemein; über ein Minneſängerliedchen mögen ſie ſich den Kopf zerbrechen, den Kampf der Burgunden und die großen Gedichte vom Triſtran und Titurel läßt man unberührt, als ob ſie gar nicht da wären; die Werke unſers ächt deutſchen Hans Sachs ſind beinahe nur als Bibliotheks-Seltenheiten bekannt.

Eine vordem in den ſchönen Künſten herrſchende äſthetiſche Schule hat ſich bemüht, immer mehr den Wahn unter uns zu befeſtigen, als ob die wirkliche Bildung der deutſchen Sprache und Poeſie erſt mit dem ſchleſiſchen Dichter, M. Opitz begonnen habe. Es iſt wahr, das große Gemüth dieſes trefflichen Mannes ertheilt in ſeinen beſſern Werken auch der Sprache einen eigenthümlichen, ruhigen und vollen Ton, der bis dahin ihr fremd geblieben; aber offenbart ſich deſſen ungeachtet hier nicht eine faſt gleich ſtarke Maſſe von Unbehilflichkeit und Gemeinheit als von natürlicher Schönheit und Lebendigkeit? Was ſeine Zeitgenoſſen und Nachfolger betrifft, ſo brachten dieſe meiſtens nur abgeſchmackte Caricaturen altrömiſcher und italieniſcher Poeten zum Vorſchein, die ſie in einzelnen Ausdrücken nachahmten; — denn ſie waren ſämmtlich aus dem gelehrten Stande — unter dem endloſen Haufen ihrer Gelegenheitsgedichte ging das Schöne, was uns in manchem alten Volksliede noch jetzt rührt, gänzlich zu Grunde.

Sollte die Würdigkeit der Sprache nach dem zu ſchätzen ſeyn, was ein großes Genie in ihr geleiſtet und hervorgebracht hat, ſo ſehe ich nicht ein, mit welchem Rechte man die natürliche, ſchöne, ungezierte Sprache des edeln Hans Sachs ſo ſehr gegen die ſchleſiſche Periode zurückſetzen könne, in der man überall auf eine geiſtloſe Reimerei und einen mißgeſtalteten poetiſchen Ausdruck zu ſtoßen pflegt. Zwar in jenen Zeiten ward man nicht müde, das Schickſal der deutſchen Heldenſprache zu preiſen, die durch Opitz zu einem ſolchen Glanze empor gehoben ſey; aber eben dieſe Lobredner waren es gewöhnlich, die durch eigene Geiſtesarmuth ſie nur noch mehr lähmten. Es iſt überhaupt zu merken, auch in Rückſicht auf unſere jetzige Periode, daß in weniger cultivirten Zeitaltern nie ſo viel Hohes und Niederes in der Litteratur neben einander gefunden wird, als wo die Sprache ein Mahl angefangen hat, ſich ſelbſt bewußt zu ſeyn, in Politur und Ausbildung Fortſchritte gemacht zu haben. B. D—n.

(Der Beſchluß folgt.)

Wohlgemeinter Rath aus Wielands kleineren proſaiſchen Schriften B. 1. S. 233, den manche Schreier unter den jetzigen Gelehrten berückſichtigen ſollten.

„Vor allem, lieben Brüder! hüten wir uns vor der Thorheit, unſere Meinungen für Axiome und unumſtößliche Wahrheiten anzuſehen, und anderen als ſolche vorzutragen. Es iſt ein widerlicher harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es gibt einen, der noch unausſtehlicher iſt — der Ton eines Energumenen, der auf dem heiligen Dreifuße ſitzend alle ſeine Reden als Götterſprüche von ſich gibt. Beſcheidenheit kann uns vor dem einen und vor dem anderen ſicher ſtellen.“

Die Grazien an die Dichter.

Immer verlangt euch nach uns, und ſelten könnt ihr uns finden! —
Wollt ihr gewinnen das Kind, müßt ihr die Mutter nicht fliehn.

G....l.

1805. Nr. 8.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 19. Juli.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Theater.

Regensburg den 16. Juli 1805.

Ich eile Ihnen das Vergnügen zu ſchildern, welches ich in den wenigen Tagen meines hieſigen Aufenthaltes im Schauſpielhauſe genoſſen habe. Herr Director Walter, welcher mit einer braven Geſellſchaft von Bremen hierher kam, und das neue Theater ſeit dem September des vorigen Jahres inne hat, gab dem hieſigen Publicum ein wahres Feſt dadurch, daß er ſeinen Jugend- und Kunſtfreund, den k. k. National-Schauſpieler Herrn Koch und deſſen Tochter, Madame Roſe, hierher lud.

In dem Taubſtummen — der am 13. Juli gegeben ward — war Herr Koch der Abbé de l'Epée. Schon ſein Auftreten rechtfertigte ſeinen Künſtlerruf, und war Bürge, daß unſere geſpannte Erwartung — ich darf nicht ſagen — nicht getäuſcht, ſondern übertroffen werden ſollte. Die Stimmung war feierlich und heilig — ſeine lange Erzählung im zweiten Acte jedermann zu kurz — man wünſchte Ihn, nur Ihn zu hören. Wohlthätig für Auge, Ohr, Herz und Verſtand war ſein Spiel. Ein laut ſprechender Beweis für das Kunſt-Talent der Madame Gaſtmann iſt es, daß ſie an der Seite des Herrn Koch — dennoch alle Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und Anerkennung ihrer meiſterhaften Darſtellung des Grafen von Solar zu bewirken wußte.

Im Pulo, am nähmlichen Abend, gab Herr Koch den Grafen — und wie? mit welcher Leichtigkeit ohne ſeinem Stande zu vergeben, mit welcher guten Laune ohne leichtfertig zu werden, mit welcher Herzlichkeit ohne die feine comiſche Linie zu überſpringen. — Unſer aller Puls ſchlug ſchneller vor Freude. —

Am 14. ſahen, hörten, bewunderten und liebten wir Madame Roſe als Maria Stuart. — Ihr etwas ſtarker Körperbau machte einige beſorglich für die Wirkung ihres Talents. Allein — ſo und nicht anders, dachten wir, mußten wir uns Maria denken, wie ſie Mad. Roſe gab. Mit wenig Mitteln weiß ſie viel Zweck zu erreichen. Sie ſcheint ruhig, und alles ſpricht an ihr. Ihre Worte haben Gewicht ohne ins Schwere zu fallen. Ohne den gewöhnlichen Gebrauch der Klagetöne weiß ſie tief zu rühren. Ewig werde ich die gebrochenen, aus dem Innerſten kommenden und in das Innerſte greifenden Töne nicht vergeſſen, womit ſie folgendes ſprach:

Und weil mein Leichnam
Nicht in geweihter Erde ruhen ſoll,
So bulde man, daß dieſer treue Diener
Mein Herz nach Frankreich bringe zu den Meinen.
Ach! es war immer dort! —

Ihr Organ iſt das glücklichſte, das die Natur nur immer ihren Lieblingen gewähren kann; ihre Declamation verräth

Uebung, Nachdenken und gänzliches Eindringen in den Sinn der Worte. — Mit einem Worte: ganz Regensburg hat an Vater und Tochter nichts auszusetzen, als — daß sie nicht in Regensburg bleiben.

Klopstocks erste Liebe.

Wer Klopstocks Oden und einige Episoden seiner Messiade gelesen hat, dem mag es wohl nicht unentdeckt geblieben seyn, daß dem frommen Sänger die Freuden und Leiden der Liebe nicht fremd waren. In einem neueren Hefte der Isis finden wir mehrere Briefe von ihm an Bodmer, worin er viel von seiner ersten Liebe spricht. Diese Stellen alle sind so characteristisch, so naiv und anziehend, daß wir sie hier im Auszuge herausgehoben haben. — Nur einige kleine Notizen über seine verschiedenen zärtlichen Verhältnisse, wie wir sie aus dem Munde eines seiner guten Bekannten erhalten haben, mögen ihnen vorangehn.

Klopstocks erste Geliebte, die nähmliche, wovon in diesen Briefen die Rede ist, war Fanny, die Schwester des Dichters Schmied. Damahls schrieb er die Ode an Fanny und die schöne Elegie, Selmar und Selma. Klopstock glaubte glücklich zu lieben, aber sie verließ ihn, und heirathete einen sächsischen Officier.

Seine zweite Liebe nahm einen wahrhaft romantischen Gang. Klopstock ward bekanntlich durch den dänischen Minister Bernstorf, der die ersten Gesänge der Messiade in Paris gelesen hatte, nach Copenhagen berufen. Bei seinem Abschiede aus Deutschland sagte ihm einer seiner gelehrten Freunde — entweder Gotter oder Gleim — er würde in Hamburg ein Frauenzimmer kennen lernen, die sein Gedicht richtiger beurtheile, als viele der damahligen Kritiker, und die den Verfasser desselben über alles verachte. Da sie eine Verwandtinn von ihm war, so gab er Klopstock einen Brief mit, und den Auftrag, sie zu besuchen. Sie ist es, die er in seinen Gedichten Meta und Eidli nennt, und die leider nur auf eine zu kurze Zeit seine Gattinn ward.

Zuerst verdient die Art bemerkt zu werden, wie Meta Klopstocks Messiade kennen lernte; es geschah an der Toilette. — Indem der Friseur nähmlich ihre Haare ordnete, ließ er ein bedrucktes Blatt Papier fallen, das er zu Wickeln brauchte. — Meta griff nach demselben; es enthielt Verse, und diese waren aus den Gesängen der Messiade, die zuerst in den bremischen Beiträgen erschienen. Entzückt über das, was sie gelesen hatte, verschaffte sie sich das Ganze, und gerieth darüber mit ihrem gelehrten Vetter G... in Correspondenz, wobei sie sich bei einer richtigen Kritik in große Lobpreisungen des Gedichtes und des Dichters ergoß.

Klopstock ging nach seiner Ankunft in Hamburg zum dänischen Residenten; er traf ihn nicht zu Hause, aber auf dem Rückwege fiel es ihm ein, daß er in der nähmlichen Straße sey, wo Meta wohne, an die er den Brief abgeben solle. Er trat ins Haus, eine Magd erschien, und er ließ sagen, daß er die Demoiselle M. zu sprechen wünsche. Die Magd kam mit der Entschuldigung zurück, Mamsell befinde sich bei der Arbeit, und bate ihn auf den anderen Tag. Klopstock ließ ihr entgegnen, er habe einen Brief von ihrem Verwandten G.; aber er erhielt zum zweiten Mahle statt der Antwort eine Entschuldigung und die Bitte, den Brief da zu lassen und wieder zu kommen. — Halb unwillig nannte er seinen Nahmen. Der trieb nun Meta schnell von der Waschbütte hinweg, und uneingedenk ihres Anzuges, der weißen Waschschürze, und der aufgekrempten Aermel stand sie bewundernd vor dem jungen Sänger, den sie so oft bewundert und gepriesen hatte. Nach damahliger, und in Nord-Deutschland zum Theil auch jetzt noch fortdauernder traulicher Sitte, reichte Meta ihrem Gaste einen Caffee, und hing, ihm gegenüber sitzend, so an den Worten seines Mundes, daß sie in dem Gedränge der Empfindungen die gewöhnliche Fassung ganz verlor, und im wechselnden Gespräche einen Teller voll Brodeln mit ihren Fingern zu Mehl zerrieb. Diesen Teller hatte anfangs sie und nachher Klopstock bis zu seinem Tode aufbewahrt, als Denkmaal der ersten Stunde des Zusammentreffens, das ihre Herzen auf ewig verband.

Klopstock vergaß einige Tage den dänischen Residenten ganz, und verlebte bei Meta die seligsten Stunden seines Lebens. — Das Mädchen, das damahls Klopstock las, ihn so richtig würdigte, und in schöner Häuslichkeit zugleich die Hausarbeiten besorgte, muß auch wohl eines der edelsten und vortrefflichsten ihres Geschlechtes gewesen seyn. — Er reiste darauf nach Copenhagen, kam später zurück, und Meta ward seine Gattinn. — Er genoß in diesem Bunde des ungetrübtesten, schönsten Glückes; aber leider mußte er die geliebte Gattinn in dem Augenblicke verlieren, wo die höchsten Freuden der Liebenden warteten, sie starb im Kindbette. — Bei Altona liegt sie begraben. — Zwei Linden ließ er setzen, eine für sich und eine für Meta. Ihre Linde grünte, und ist zum herrlichen Baume geworden, die seinige erstarb. — Auf ihrem einfachen Grabmaale liest man die Worte: Hier ruht Klopstocks Meta mit dem

Kinde im Arme, das ſie ihm nicht gebähren konnte.

Der Sänger trauerte lang und tief um die Verlorne. Später verband er ſich zum zweiten Mahle mit der Frau von Winthem, die in ſeinen Oden unter dem Nahmen Windeme vorkommt, und in ihrer Jugend eine der erſten Schönheiten Hamburgs war. Sie war die Wittwe des ehemahligen Kaufmannes Herrn v. Winthems, und auch dieſe Liebe hatte einen ſehr romantiſchen Anſtrich; aber ſie hat den großen Entſchlafenen überlebt, und daher gehört wohl die Erzählung der beſonderen Vorfälle dieſer Verhältniſſe jetzt noch nicht hierher.

Im erſten Briefe ſagt er: Und nun führ' ich Sie noch, unter dem Verſprechen des tiefſten Stillſchweigens, in das innere Heiligthum meiner Angelegenheiten. — Ich liebe das zärtlichſte und heiligſte Mädchen (an welches meine dritte Ode gerichtet iſt) aufs zärtlichſte und heiligſte. Sie hat ſich noch nie gegen mich erklärt, und wird ſich ſchwerlich gegen mich erklären können, weil unſer Stand ſehr verſchieden iſt. Aber ohne ſie kann ich durchaus nicht glücklich ſeyn. Ich beſchwöre Sie demnach bei dem Schatten Miltons und ihres ſeligen Knaben, bei Ihrem großen Geiſte beſchwöre ich Sie, machen Sie mich glücklich, mein Bodmer, wenn's Ihnen möglich iſt! —

— Ich unterrichte hier des Handelsmannes Weiß Sohn, welcher ein Dichter werden wird, der meinem Unterrichte keine Schande macht; auch hält ſich hier der größte Theil meiner Verwandten auf, die beſſer ſtehen als meine Eltern; hier endlich wohnt das göttliche Mädchen, das ich liebe, und das die Brudertochter meiner Mutter iſt. — Was nun immer, Ihrer Vermuthung nach, geſchehen kann, ſeyen es Hoffnungen oder keine, das ſchreiben Sie mir doch, ich bitte Sie, ſo bald möglich; befreien Sie mein von mächtiger Liebe ergriffenes Herz — kennt' ichs doch in der Ode nur andeuten, nicht völlig ausdrücken — von ſeinem Kummer, oder drücken Sie es ganz nieder. Dieß Aeußerſte wird mir noch erträglicher ſeyn, als das ſtürmiſch wogende Meer unſerer Gedanken. Denn Sie müſſen wiſſen, daß die Liebe mich, der ich ſonſt gleichmüthig und von feſtem Character war, bei ihrem plötzlichen Anfalle ſo erſchüttert, daß ich kaum zu athmen vermag. Wahrlich, noch niemand hat ſo geliebt wie ich, oder ſeiner iſt noch nirgends Meldung geſchehen. —

Im zweiten Briefe: Das iſt eine ſchöne Belohnung für meine Lieder, daß ichs aus dem Munde eines der rechtſchaffenſten Männer gehört habe, daß er mein Freund ſey. Wie zärtlich ſind Sie wegen meiner Unruhe bekümmert geweſen! Ich war ſonſt groß genug, nicht unruhig zu ſeyn; da ichs aber werde, ſo finde ich einen Freund, der mich wieder in mich ſelbſt zurück ruft. Aber ich gehe gleichwohl mit langſamen Schritten in mich ſelbſt zurück, und ſehe mich noch immer um. Die Schmerzen der Liebe (denn dieſe ſind meine Hauptunruhe) ſind ſo was Großes, daß ſie es verdienen ſo viel Gewalt über mich zu haben. Diejenige, die ich liebe, iſt jetzt am härteſten gegen mich, härter, als da ich das erſte Mahl an ſie ſchrieb. Ihr Brief, die Empfindung, daß ich ſo edel und heilig liebe, und alle meine Religion machen, daß ich hierbei nicht ganz unglücklich bin. Die wenigſten von dieſen Empfindungen weiß ſie; oder wenn ſie einige davon entdeckt, ſo läßt ſie mich nicht wiſſen, daß ſie ſie entdeckt hat; ſie iſt aber fähig, ſie alle zu fühlen. Wie würde ſie Ihren Brief empfinden, wenn ich ihn ihr leſen dürfte, und wenn ſie mich liebte, wie würde ſie mich mit ihren ſeelenvollen Augen anſehn! Sie hat eine gewiſſe Schönheit, die ſie von allen anderen unterſcheidet. Ich kann Ihnen das jetzo nicht anders ſagen, als daß ſich dieſe Schönheit völlig zu meinen Liedern auf ſie ſchickt. Vielleicht war ihr Laura ähnlich, die ſo ſehr nach der Unſterblichkeit dürſtete. Die Radichin, von der ich dieſe Zeilen in meiner Ode geſagt habe:

— — —

Ach! warum ſtarbſt du, göttliche Radichin!
Schön, wie die junge Morgenröthe,
Heilig und ſtill, wie der Sabbat Gottes?

gehörte in dieſe Ordnung von Schönheiten, ob ſie gleich von anderer Bildung war.

Sie iſt jugendlich ſchön, nicht wie das leichte Volk
Roſenwangiger Mädchen iſt,
Die gedankenlos blühn, nur im Vorübergehn
Von der Natur und im Scherz gemacht;
Leer an Empfindung und Geiſt, leer des allmächtig
Triumphirenden Götterblicks.

Sie iſt jugendlich ſchön, ihre Bewegungen
Sprechen alle die Göttlichkeit
Ihres Herzens; und werth, werth der Unſterblichkeit
Tritt ſie doch im Triumph daher,
Schön wie ein feſtlicher Tag, frei wie die heitre Luft,
Voller Einfalt wie du, Natur!

Ich weiß nicht, ob derjenige, deſſen Schickſal mir ſo viel Schmerz ordnet, hier keine Glückſeligkeit für mich ſieht, wo ich ſo viel Glückſeligkeit ſehe, oder ob er ver-

derſiehr, daß ich die Freuden der erſten Umarmungen auszuhalten noch nicht fähig ſeyn werde, und daß er mich alſo erſt ruhiger werden laſſen will. So viel weiß ich, daß ich auf ſeinen ewigen Tafeln nicht den leichteſten Zug lindern kann, und daß ich viel Beruhigung, inſonderheit jetzt, da ich dieſes ſchreibe, darin finde, daß ich mich ihm unterwerfe, und daß ich derjenigen, die ich ſo unausſprechlich liebe, die allerreinſte Glückſeligkeit, auch wenn ſie mich nicht wieder liebt, aus vollem Herzen wünſche.

Sehen Sie, ich mache Sie zum Vertrauten meiner geheimſten Gedanken. Meine übrigen Freunde wiſſen gar nichts von meinen Schmerzen. Selbſt meinem leidſten Schmied *) habe ich ſehr wenig davon geſchrieben.

— Wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ich bei Vollendung des Meſſias etwas zur Verherrlichung unſerer großen und ganz göttlichen Religion werde beigetragen haben! Wie ſüß und entzückend ſind dieſe Vorſtellungen meinem Geiſte! Das iſt meine große Belohnung, und die zeigen Sie mir, mein theuerſter Freund! von ferne. Ich muß hier abbrechen, denn die mitternächtlichen Stunden kommen, und ich will mich meiner ſtillen Schwermuth und meinen Thränen ganz überlaſſen, daß meine göttliche Freundinn vielleicht den Antheil, wovon Sie mir geſchrieben haben, noch daran haben wird.

Im dritten Briefe: Ich weiß, Sie kennen mich ſo, daß Sie mir keinen Mangel des männlichen Muthes im Unglücke vorwerfen. Mein Unglück beſteht auch nur darin, daß mich einige äußerliche Umſtände in dem Beſitze desjenigen, was ich eigentlich Glück nenne, beunruhigen. Hiervon nehme ich den Schmerz meiner Liebe aus. —

(Der Beſchluß folgt.)

*) Bruder ſeiner Geliebten.

Solons Spruch über die menſchlichen Leiden.

Der weiſe Solon führte ſeinen leidenden Freund auf eine Anhöhe, und hieß ihn auf die vor ihnen liegende Stadt hinſehen. „Siehſt du — ſprach er — in allen dieſen Palläſten und Hütten wohnt euch nicht einer, der frei von Leiden wäre, und ich bin verſichert, daß, wenn alle ihr Ungemach auf einen Haufen zuſammen würfen, damit es hernach zu gleichen Theilen ausgetheilt würde, dennoch lieber ein jeder ſeinen alten Theil wieder zurückfordern als den neuen annehmen würde."

Da die Größe der Leiden und des Unglücks der Menſchen ſehr verſchieden iſt, ſo folgt jedoch natürlich, daß die am meiſten Leidenden immer gewinnen würden, wenn ſie mit weniger Leidenden gleich zu theilen hätten. Letztere könnten mit ihrem neuen Antheile oft nicht zufrieden ſeyn; aber erſtere müßten dieſes doch ſeyn, da ihr voriger Unglücksantheil immer eher vermindert als vermehrt worden wäre.

Der Weltweiſe muß alſo einen anderen Sinn bei ſeinem Ausſpruche gehabt haben, wenn er ſagte, daß gleichwohl jeder ſeinen alten Theil wieder zurück fordern würde. Er wollte wahrſcheinlich nur ſo viel ſagen: daß kein Menſch ſeine alte Exiſtenz werde verlaſſen wollen, um eine fremde zu erhalten.

Die Wahrheit dieſes letzteren Satzes iſt in unſeren Gefühlen tief gegründet. Wer mit ſeinem Zuſtande unzufrieden iſt, wünſcht ſich oft in der Lage eines anderen zu ſeyn, den er für glücklich hält. Der Arme wünſcht oft ſo reich zu ſeyn wie dieſer oder jener ſeiner Nachbaren. Dieß heißt aber noch nicht, daß er wünſchte der reiche Nachbar ſelbſt zu ſeyn. Wenn er ſeine ganze Perſönlichkeit gegen die des letzteren vertauſchen ſollte oder könnte, wenn ſein ganzes Ich aufhören, und er ein anderes Ich werden ſollte, ſo würde er ſich, wenn er ein wenig nachdenken könnte oder möchte, mit ſeinem Wunſche wohl bedenken. Es iſt die Frage, ob der Unglückliche auf die Weiſe glücklich, und der Arme auf die Weiſe jener ganz andere reiche Mann noch werden wollte? — Der Menſch will nur Unglück gegen Glück vertauſchen, aber das nähmliche Ich, welches er ein Mahl iſt, will er immer verbleiben.

In dieſem Sinne iſt wohl der vorgekommene Spruch des Weltweiſen auszudeuten. Nicht ſeinen alten Unglücksantheil würde jeder zurück fordern, denn es hätte ihm weniger zu Theil werden können, ſondern ſeine eigene Individualität würde jeder behalten oder zurückfordern wollen, und wie geſagt, wenn es auch Ernſt ſeyn könnte, dieſe um keinen Preis vertauſchen.

Das Leben an uns.

Eine Charade bin ich, und habt ihr mich endlich gelöſet,
War ich mehr als ich ſchien? — Mehr als ein ſpielendes Wort? —

....f.

1805. Nr. 85.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 22. Juli.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Klopſtocks erſte Liebe.

(Beſchluß.)

Im vierten Briefe. — Ich habe bis hierher gewartet, Ihnen etwas entſcheidendes von meiner Liebe entdecken zu können; aber dieß geht bis jetzo nicht an. Ihren Brief an Mademoiſelle Schmied, den ich immer zum Andenken meiner vielleicht unglücklichen Liebe heilig aufbehalten werde, habe ich ihr nicht gegeben. So ſehr er mich entzückte, ſo ſehr ich's wünſchte, ihr ihn geben zu können, und ſo ſehr ſie ihn ſelbſt würde geſchätzt haben, ſo wagte ich's gleichwohl nicht. Ich habe ihn ihrem Bruder, dem ich mein ganzes Herz offenbart habe, geſchickt. Er hatte ſchon vorher einen ſehr zärtlichen Brief an mich geſchrieben. Er hatte mir geſchrieben, daß dieſe Liebe dasjenige wäre, was er ſchon lange heimlich gewünſcht. Er ſagt unter andern:

Freund! ich kannte dein Herz, des Mädchens Zärtlichkeit kannt' ich;
Siehe, drum bat ich ſie dir heimlich vom Himmel herab.

Er erzählt mir hierauf eine kleine Fabel, worin ſteht, daß ich zu furchtſam wäre. Das angenehmſte dabei war, daß ſeine Schweſter meine Briefe, die an ſie eingeſchloſſen waren, neugierig genug geweſen war, zu erbrechen. Er hat mir, da ich ihm Ihren Brief geſchickt, einen ungemein zärtlichen Brief geſchrieben. Es iſt ein recht göttlicher Jüngling! Meine, ſeiner Schweſter ſo koſtbare Thränen, die ganze Nachwelt, die ſich für mich intereſſirte, hätte ihn mit einem ehrerbietigen Schauer vor meine Liebe erfüllt. Ich will Ihnen hier keinen weitläufigen Auszug aus ſeinem langen Briefe machen. Ich will Ihnen nur noch ſagen, daß er an ſeine Schweſter ohne Hülle ſchreiben will, und ihr Ihren Brief ſchicken. Ich weiß nicht, ob ichs wagen werde, ihr in dieſer Zwiſchenzeit die hier beigebogene alcäiſche Ode zu geben. Wie glücklich wäre ich, wenn ich alle Empfindungen meines Herzens darin hätte ausdrücken können! Ach, das göttliche Mädchen! wie ſehr hat ſie meine ganze Seele eingenommen! Ich will Ihnen nichts mehr von ihr ſagen, aus Furcht, ich möchte es ſchwächer ſagen, als es in dieſer Ode ſteht. Ebert hat den Leonidas überſetzt. Die Geſchichte von dem Teribazus und der Ariana hat mich ſo angegriffen, daß ich mir wie das marmorne Bild vorkomme, das über dem Grabmaale eines todten Helden ſteht. Sie werden in den letzten Stücken der Beiträge eine Elegie finden, in der ich meine F. ſchon damahls im Sinne hatte. Um die Zeit, nähmlich beinahe vor einem Jahre, habe ich auch die inliegende Ode an Ebert gemacht, bis auf die an Sie gerichteten Zeilen. Ich will hier mein Schreiben noch ein Mahl

abbrechen, ſo ungern ich auch meine Antwort aufſchiebe; vielleicht währt es nicht zu lange mehr, daß ich Ihnen etwas Entſcheidendes ſchreiben kann. Wenn Sie mich lieben, mein theuerſter Freund, ſo bitten Sie mir dieſe Liebe vom Himmel herab. Ich würde ohne ſie ſo unglücklich ſeyn, als ich zu ſeyn fähig bin.

Im ſechſten Briefe. — Ich will kommen, Ihnen Ihre Thränen, die ich Ihnen vielleicht von neuem erregt habe, abzutrocknen; Sie müſſen mir aber auch die meinigen abtrocknen: denn ich muß Ihnen ſagen, daß ſich das Schickſal meiner Liebe noch nicht entwickelt hat. Bald erklärt ſich die Hoffnung mit einigem Lächeln für mich, bald iſt alles rathſelhaft. Ich weiß nicht, wie Ihnen die Sache vorkommen wird. Sie würde Ihnen vielleicht anders vorkommen, wenn ich Sie Ihnen ganz umſtändlich erzählen könnte. Ich will Ihnen nur zweierlei ſagen: wider meine unvergleichliche Fanny müſſen Sie deßwegen nicht das geringſte haben, und wider meine Furchtſamkeit auch nicht zu viel; denn ich erzittre nur vor dem Gedanken, wenn Sie meinen Character darin auch nur einiger Maßen verkennen ſollte, daß ich ſie, auch in den geringſten Theilen der Glückſeligkeit, nur einiger Maßen unglücklich zu machen nicht entſchloſſen bin. — Was ich ſonſt bisher von Ruhe genoſſen habe, iſt meiſtens eine Folge dieſes Gedankens geweſen: Wenn wir durch einigen Geſchmack von tugendhaften Thaten und durch einige kleine Edelmüthigkeiten, die uns nicht ſchwer ankommen, ob ſie gleich dem Pöbel ſchwer ſcheinen, ein Mahl Miene gemacht haben, als wenn wir wohl tugendhaft ſeyn wollten, ſo kommt die Vorſehung, greift unſer Herz an, und thut eine große Frage an uns: Ob wir uns auch hier wohl unterwerfen, ob wir auch hier wohl tugendhaft ſeyn wollen? Sie ſehen, daß dieſer Gedanke von weitem Umfange iſt. Aber ich wundere mich gleichwohl, wenn ich meine Liebe dagegen meſſe, daß er mich aufrichten kann. Ich muß Ihnen aber auch frei bekennen, daß ers nicht allein thut. Einige kleine Hoffnungen kommen mir bisweilen ſo lächelnd vor, daß ich noch nicht weiß, ob ich gewiß oder wann ich zu Ihnen kommen werde. Wie würden mir Ihre ſchönen Gegenden, das heitere Geſicht Ihrer und, wenn ich es ſagen darf, auch meiner Freunde, die freie, und ſonſt ſo ſüße Muße ohne meine Fanny vorkommen. Ich kann es nicht läugnen, ich bin bisweilen über die mir ſelbſt ganz außerordentliche Zärtlichkeit zu dieſem göttlichen Mädchen ſelbſt erſtaunt.

Im neunten Briefe. — Ich ſchicke Ihnen hier eine Ode, die noch niemand, die weder Fanny noch ihr Bruder geſehn hat. Ich habe ſie noch vor Anfang dieſes Jahres gemacht. Sie iſt oft die Geſpielinn meiner Einſamkeit geweſen. Aus dem Inhalte werden Sie leicht ſehen, warum ſie Fanny und ihr Bruder nicht zu ſehen bekommen haben. Nun wollen Sie auch das Schickſal meiner Liebe wiſſen? Ich kann Ihnen nichts weiter ſagen, als daß es mir jetzt wahrſcheinlich vorkommt, daß ich geliebt werde. Sie werden leicht ſehen, daß bei mir nicht wenig zu dieſer Wahrſcheinlichkeit gehört. Wie glücklich wäre ich, wenn ich erſt mit völliger Gewißheit ſagen könnte:

Wie ſtolz war ich, ſie zu gewinnen;
Auch dieſer Ruhm verewigt ſich!
Beneidet ſie, ihr Königinnen!
Und Könige, beneidet mich!

Sehr viel kommt hierbei darauf an, daß ich mein Glück mache. Wie groß wird das in meinen Augen, was ſonſt ſo klein in denſelben war! Ich weiß von Ihnen gewiß, daß Sie hierbei thun, was Sie thun können. Und welch ein theurer Freund werden Sie mir dadurch!

Von ihr geliebet will ich Dir feuriger
Entgegen wallen —

Fr. Gottl. Klopſtock.

Gedanken über die Vernachläſſigung des Studiums der deutſchen Sprache.

(Beſchluß.)

Mit dem Anfange des kaum verfloſſenen Jahrhunderts ſchien für das Studium der älteren deutſchen Litteratur ein günſtiger Zeitpunct einzutreten; mehrere wichtige Denkmäler der früheſten Zeiten wurden nach einander hervor gezogen und bearbeitet; indem aber dieſe Verſuche faſt bloß auf gelehrte Rückſichten angelegt waren, ſo konnten diejenigen, welche ſich der Sache annahmen, auf unſere damahlige Litteratur keinen Einfluß gewinnen, weil es ſchwer iſt, für einen noch ungewohnten Gegenſtand Intereſſe zu erregen, den man mit den eben herrſchenden Anſichten und Meinungen nicht in Berührung zu bringen weiß.

Hiervon abgeſehen, ſo war durch Schiller, Scherz und andere nunmehr der Grund zu jenen mehr verſprechenden Arbeiten gelegt worden, womit bald darauf einige verdiente Männer in der Schweiz und der ungründliche Gottſched — der mehr wollte, als er geleiſtet hat — vor den Augen des deutſchen Publicums hervor traten. Da ſie als die Koryphäen unſerer damahligen Litteratur, die kaum angefangen hatte, einer allgemeineren

Ausbildung nachzustreben, von einem zahlreichen Anhange umgeben waren, so hätte man von ihnen ungleich größere Fortschritte erwarten können, als ihren Vorgängern möglich waren; sie hatten sich hier ein noch unbekanntes Feld eröffnet, welches jeder, unbekümmert um seinen Nachbar, nach seiner jedesmahligen Lage hätte durchforschen und erhellen können; da sie aber stets in wechselseitige Kriege gegen einander verflochten wurden, und von dem Interesse der Gegenwart sich zu sehr abhängig machten; da sie überdieß nicht verstanden, bei den Zeitgenossen eine größere Theilnahme für ihre Bemühungen zu erwecken, so war es nicht zu verwundern, daß ihre anfängliche Thätigkeit in einem bisher verwahrlosten Fache der Litteratur, dessen reichhaltige Schätze man nun erst näher hatte kennen gelernt, größtentheils ohne einen bedeutenden Erfolg bleiben mußte.

Seitdem haben mehrerseits und auf verschiedenen Wegen einzelne Gelehrte unter uns sich bemüht, das Andenken an die frühere deutsche Litteratur von Zeit zu Zeit wieder zu beleben; keiner aber kann sich rühmen, so vieles und so großes als der eine Bodmer für dieses Studium gethan zu haben; übrigens scheinen die meisten sich zurück gezogen zu haben, vermuthlich durch die Gleichgiltigkeit des Publicums, welches ihren Absichten nicht gleich entgegen kam, verdrossen gemacht. Auch trifft man noch jetzt durchgängig die nähmliche Kaltblütigkeit und eine solche Unbekanntschaft mit der Litteratur und dem Character unserer Vorfahren unter uns an — die letzten zwei Jahrhunderte etwa abgerechnet — daß unsere Nachbarn, die eine billigere Achtung gegen das einheimische Alterthum hegen, und das Classische nicht bloß mit blinder Verliebe bei Griechen und Römern verehren, uns hier beschämen könnten, und daß diejenigen, welche die Schicksale aller Künste und Wissenschaften erzählen, aus den unzusammenhängenden, ihnen vorgearbeiteten Materialien nur ein dürftiges und schiefes Ganze an einander zu reihen im Stande sind. Diesen Mangel an Theilnahme und Unterstützung pflegen die meisten dem Eigensinne des Publicums aufzubürden; ich aber möchte diesem so oft gemißbrauchten Publicum, welches eben so leicht von Betrügern als von einem trefflichen Manne sich verbereiten und lenken läßt — während es selbst zu urtheilen glaubt — nicht gern Unrecht thun, und will daher versuchen, jenen Punct auf eine allgemeinere Betrachtung zurück zu führen.

Das Feld der gesammten Litteratur ist bekanntlich von einem solchen Umfange, daß der Einzelne nicht einmahl vermögend ist, die meisten auch keinen Antrieb fühlen, mit jedem ihrer besonderen Fächer durch eigene Einsicht und Nachforschung sich bekannt zu machen; sonach finden wir es sehr bequem und willkommen, besonders in dem gegenwärtigen encyklopädischen Zeitalter, aus den Händen eines anderen, compendiarisch gerade so viel uns reichen zu lassen, als wir für unsere subjectiven Bedürfnisse eben für hinreichend halten. Da nun bei dem immer vermehrten Wachsthume der Litteratur dergleichen Mittelsmänner sich nur desto häufiger einzustellen pflegen, wie die Erfahrung lehrt, so tritt bei manchen Gegenständen wohl der Fall ein, daß eben dieser Mittelsmann zu bequem, oder auch wirklich unfähig ist, über irgend einen quäßionirten Punct, von welcher Art er seyn mag, hinlängliche und befriedigende Auskunft zu geben, etwa, daß er das Ganze nur nach der Symphysis seiner Vorurtheile beurtheilt, also in ein falsches Licht stellt, oder als unwichtig ausgibt und vornehm zurückweist, besonders wenn die Vergleichung unserer und der vormahligen Zeiten sich mit hinein mischen läßt: dieser darf dann nur auf irgend eine Art sich Ansehen beim Volke verschafft, und den Aberglauben der Kleinen für seine Verdienste in Anspruch genommen haben, und von nun an wird auch das Edelste und Vortrefflichste in Gefahr kommen, von den meisten frech und übermüthig verachtet, von jenen, die sonst noch für seine Aufnahme mitgewirkt haben würden, kaltblütig auf die Seite gelegt zu werden; etliche wenige aber werden vielleicht noch das Loos des Guten und Schönen — verkannt zu seyn — beklagen; doch ihre Stimme wird wenig vermögen gegen die Autorität des falschen Ruhmes, der in unserem Zeitalter auf die mannigfaltigste Weise die Gemüther beherrscht.

Wer umständlich beweisen wollte, wie sehr das bisher Gesagte bei dem durch Bodmer mit außerordentlichem Eifer geförderten Studium der älteren deutschen Litteratur sich ereignet habe, würde eine Menge Einzelheiten, die, weil sie geringfügig sind, besser vergessen werden, in Anregung bringen müssen. Jener Kaltsinn des gebildeten Publicums gegen alles, was die früheren Zeitalter unserer Litteratur betrifft, gründet sich hauptsächlich auf die Urtheile derjenigen, die eine unverdiente, gefährliche Autorität sich erschlichen hatten, was bei der beschränkten Geistes-Cultur jener Zeiten nicht schwer war; die aber selbst, unempfänglich gegen die anspruchlose Schönheit alterthümlicher Bildungen, mit oberflächlichen Urtheilen und einer vornehmen Sprödigkeit auf sie herab sahen, indem sie an den Tändeleien einer falschen Aesthetik hängen geblieben, von den Eingebungen einer

mißverſtandenen Aufklärerei irre geführt, und an den lächerlichen Eigendünkel einer gewiſſen ſächſiſchen Cultur feſtgebannt waren. Dieſe letztere trieb eine lange Weile ihr erbauliches Spiel mit den ſchönen Wiſſenſchaften, ward aber bald, trotz den arbeitſeligen Jüngern und Magiſtern, in einen kümmerlichen Stillſtand verſetzt, indem die Grundſätze, worauf ſie ſich ſtützte, alle progreſſive Thätigkeit des Geiſtes hinderten.

Die Urtheile dieſer äſthetiſchen Verbrüderung hatten ſich bald unter uns ein breites Feld zuwege gebracht; ſie zeigten ſich für die Stimmung, die in unſerer Litteratur herrſchend geworden war, ſo behaglich und bequem, daß die Anzahl derjenigen, welche die Denkmäler der früheren deutſchen Bildung in Schutz nahmen, im Kampfe gegen die allgemeinen Vorurtheile faſt immer den kürzeren zog. Ihre Bemühungen würden unſtreitig von einem beſſeren Erfolge begleitet geweſen ſeyn, wenn ſie dieſen nicht auf einem verkehrten Wege hätten erzwingen wollen, und da ſie durchgängig mit Kleinigkeiten hervor traten, ihre Armuth weniger bloß geſtellt hätten. Wir bemerken in allem, was bisher von dieſer Seite geleiſtet worden, zu wenig Zuſammenhang, zu wenig Hinwirken auf einen Zweck, man erforſchte nicht einmahl, von wo man auszugehen hatte; bei dieſer Unbeſtimmtheit erhielt alles, was nur in den litterariſchen Kram paßte, ſeinen Platz, aber keine Stellung — welches ich nicht berühren würde, wenn man hier nur mit jenem Eifer zu Werke gegangen wäre, der einſt die Wiederherſteller der alten Litteratur beſeelte, die alles und jedes, ohne Anſehung ſeines Werthes, hervor ſuchten; man ſtörte das Intereſſe durch Beimiſchung der dumpfen Mythologien einiger nordiſchen Völker; man benutzte den günſtigen Augenblick zu wenig, das Angefangene kam nicht zu Stande. Es fehlte freilich an öffentlicher Aufmunterung, aber es geſchah auch faſt nichts vor den Augen des Publicums, was dieſes zu einer lebhafteren Theilnahme hätte bewegen können; unſren Akademien aber, denen es hauptſächlich obläge, den Gang der geſammten Litteratur zu pflegen und zu unterſtützen, kam bei den fortgeerbten Methoden nicht einmahl in den Sinn, ſich um dergleichen fremde Sachen zu bekümmern.

Da man auf dieſe Weiſe nur immer fragmentariſch und unbeſtimmt in den Zeiten der Vergangenheit umherſtreifte, und nirgends zu einem Ganzen der Einſicht gelangte, ſo darf uns nicht befremdend ſcheinen, daß bisher keiner ſich gefunden, der die Schickſale unſerer Litteratur von dem Uebertritte der Nation zum Chriſtenthume auf eine kräftige und befriedigende Art dargeſtellt hätte. Man hat wohl hier und da eine Ueberſicht verſucht, aber gewöhnlich das meiſte überſehen; die mannheimer Geſellſchaft machte die Geſchichte der deutſchen Sprache einſt zum Gegenſtande einer Preisaufgabe; aber wer möchte ſich Führern überlaſſen, die, ohne es ſelbſt zu merken, eines großen Theils ihres Weges ganz unkundig bleiben mußten? Das Zeitalter der ſchwäbiſchen Dichter hat eine große Celebrität erhalten, aber in wie vielfacher Rückſicht ſind wir hier noch zurück? In den darauf folgenden Perioden, wie liegt nicht die ganze Ausſicht in Nebel gehüllt? Die Veränderungen, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte in der Litteratur vorgingen, aus welchen Urkunden hat man ſie bisher aufſtellen können oder wollen? Sogar der uns näher liegende Uebergang von Hans Sachſens einfältiger Form zu Opitzens geregelter Darſtellung iſt noch von niemand auf eine hiſtoriſche Anſicht jener Zeiten zurückgeführt worden. Ueber die erſte Bildung der deutſchen Proſa hatte man ſich ſo wenig unterrichtet, daß man ſie erſt mit dem Doctor Luther beginnen laſſen konnte, der, wenn wir von der Bibel-Ueberſetzung dieſes ausgezeichneten Mannes abſehen, der Sprache wohl eine polemiſche Miene, aber keine äſthetiſche Bildung zu geben vermochte. Darum auch wirkte er von dieſer Seite ſo wenig auf die angränzenden Perioden; denn alle Polemik iſt, ihrer Natur nach, bloß temporär, die Schönheit aber beherrſcht Jahrhunderte lang die Gemüther. Von Leſſing weiß man nicht, daß er Nachahmer gehabt, aber noch ſpät waren Petrarcha's kunſtvolle Lieder ein begeiſternder Quell für die zahlreichen Dichter ſeiner Nation; ſo auch ſehen wir Luthern ohne Nachfolger bleiben, während in Deutſchland noch manche anmuthige Comödie und Hiſtorie von Liebesſachen zum Vorſchein kam, worin die Nachklänge von dem unſchuldigen Tone der alten Zeiten ſich fort erhielten.

Dieſer vielen Mängel ungeachtet könnte man doch nicht ſagen, daß die umfaſſende hiſtoriſche Darſtellung der deutſchen Litteratur gegenwärtig ein Bedürfniß wäre — mit welchem Ausdrucke ſchon häufig eine überflüßige Schreiberei entſchuldigt worden — aber eine beträchtliche Lücke in dem Syſteme der geſammten Litteratur iſt ſie unſtreitig. Man gebe uns dieſe Darſtellung, nicht vereinzelt, ſondern als ein ächtes Ganze, ausgeführt im Geiſte Winkelmanns, nicht nach Art eines Diogenes Laertius, und wir würden jene ungeheure Kluft nicht mehr erblicken, die zwiſchen uns und der vermeinten Barbarei des Mittelalters, zwiſchen dieſer und den Denkmaalen der claſſiſchen todten Litteraturen ſich geſenkt hat, aus denen, wie einſeitige Kenner behaupten, hervorgegangen ſeyn ſoll, was in der unſrigen lebt.

W. J. Docen.

1805. Nr. 86.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 24. Juli.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Zwei Scenen aus Collins Balboa.

Vierter Auftritt.

Maria. Balboa.

Balb. Maria!

Mar. Balboa!

Balb. Fühlſt du dich glücklich?

Mar. Ach unausſprechlich!

Balb. Lies nun das Entzücken
In meinen Augen; fühl's an dieſem Kuſſe,
Den wonnevoll ich auf die Hand dir drücke!
(umarmt ſie.)
Verzeih! Ich bin berauſcht! zu viel des Glücks!
Ich hab' es nicht verdient, gewonnen nur.

Mar. Die Stunde naht, die ewig uns vereint.

Balb. Sie naht! ſie naht! Mit ihr ein neues Leben.

Mar. Ein neuer Kampf und neue Lebensſtürme.

Balb. Mit Muth hinein; die Liebe weckt den Muth.

Mar. Und ſinken wir? —

Balb. Nie ſinkt die Liebe, nie!

Mar. An dieſen Glauben will ich feſt mich halten.

Balb. Warum, geliebte Seele! nun ſo ängſtlich?
Ganz anders ſtimmt mich dieſes Tages Feier!
Wie kann ich dir's erklären, wie beſchreiben?
Als auf den Bergen von San Miguel
Die lang erſehnte Sonne mir erſchien,
Der ihrem Glanz die Nebelhülle riß,
Ich dann des Meeres unermeßne Fluth
Der erſte ſah, und laut als Herr begrüßte —
Da glaubt' ich ſchon das höchſte Glück zu faſſen.
Es war ein Wahn. Was jene Länder bergen,
Iſt flimmernd Gold, ſind eitle Perlen nur.
Viel edlern Schatz verbirgt dies treue Herz;
Wohl mir! Ich darf es mein jetzt nennen, mein!
Und ſtolz erheb' ich mich, ein Herr der Welt,
Da ich ihr Schönſtes, Köſtlichſtes gewann.

Mar. Ich kann dir doch nur Liebe, Liebe geben.

Balb. Und ich mit Liebe Liebe nur vergelten.

Mar. Zu groß iſt dieſes Glück! Es kann nicht währen!

Balb. Mach' deinem Herzen Luft. Was fürchteſt du?

Mar. Iſt nicht die nahe Trennung ſchon genug? —
Beneidenswerth iſt noch des Mannes Loos,
Ihn reißt die Zeit im Thatenfluge fort;
Nur dem Verlaſſ'nen, einſam Weilenden
Wird jeder Tag zur bangen Ewigkeit. —
Verede meinen Vater, nimm mich mit!

Balb. Wo denkſt du hin? Dich ſollt' ich dann mit Hunger,
Mit Froſt und Hitze kämpfen, leiden ſehn?

Das fordre nicht. Soll dieſer zarte Fuß
Die Felſenklippen blutend überklimmen?
Und wenn — mich ſchauerts — einſt ein Kampf —

Mar. (heftig) Das iſt's!
Dann kämpf' ich dir zur Seite, Balboa!

Balb. Um ſchnell den Muth in meiner Bruſt zu tödten? —
Für dich beſorgt, könnt' ich für andre ſorgen?
Ich bin nur ruhig, wenn du ſicher biſt.

Mar. Selbſtſüchtiger! Ich aber ſoll für dich
In Gram und Angſt und Einſamkeit vergehen.

Balb. Gott und die Liebe wird mich ſicher leiten.
Sey ohne Furcht! Wo bleibt dein Muth, Maria?
Wenn düſter uns die Gegenwart umſchwebt,
Wer möchte thöricht noch bei ihr verweilen?
Laß uns im Geiſte ſchnell die Zukunft faſſen,
Zu ihr nur leben, die uns freundlich lacht.
So ſchaff' ich oft mir eine beſſre Welt
Und meine höchſten Lebensfreuden ſelbſt.

Mar. Und welche Ausſicht winkt dir nun ſo freundlich?

Balb. Du kannſt das fragen, holde Schöpferinn?
Ein Bild von Engeln oft im Traum' geſehn,
Ein Bild von ferner Wirklichkeit verſagt,
Vollendet hebſt du's auf aus deiner Bruſt!
Ha! wie der Adler nach der Sonne ſteugt,
So ſtreb' ich ſchon dem holden Bild' entgegen.
Der Indier mit dem Kaſtilier
Im Freundſchaftsbund'; ein Volk ſie beide;
Das heil'ge Kreuz des frommen Bundes Zeichen;
Ein feſt auf Menſchlichkeit gegründet Reich,
Wo man mit Liebe herrſcht, gehorcht aus Liebe;
O, dieß zu gründen eil' ich ſchnell hinweg!
Bald hebt es ſich empor, bald flieg' ich her,
Entreiße dich den Gräueln hier, um dort
Als frommer Liebe ſprechendes Symbol
Mit freudenreichem Frühlingsglanz' zu leuchten.

Mar. Wird dieſes Ideal auch wirklich werden?

Balb. Der ſchwache Menſch erhält von oben Kraft.
Gott ruft die Bilder vor in unſerm Geiſt',
Wenn er durch uns das Herrliche vollbringt.
Auch auf den König laß uns kühn vertrauen:
Befehle ſind von ihm nach Hiſpaniola
Bereits gelanget. Carlos will es nicht,
Daß man als Sclaven dieſe Menſchen braucht;
Ein gleiches Recht mit uns ſoll ihnen werden.
Er haßt den Zwang, der ſie zu Heuchlern macht.
Ich haſſ' ihn auch, ich Balboa, bei Gott;
Verkündet hab' ich's ſchon in Miguel.

Mar. Mein Balboa! mein Alles! o, mein Leben!
Könnt' ich entzückt nun zu den Unſern rufen:
O, ſeht den Helden, der ein Menſch verblieb!

Balb. O, rühme mich! Wie gerne mag ich's dulden,
Denn unbewußt verkündeſt du dein Lob.
Ich bin ein neuer Menſch! Dein Werk bin ich!
Das iſt mein höchſter Stolz; ich bin dein Werk!
Einſt brauſte Kampf in meinem öden Herzen,
Nun waltet in der vollen Bruſt mir Friede.
So reich bin ich durch dich! o Gott! ſo reich!
Und andre ſollten darben? Nein, o nein!
Rund um mich her will ich das Glück verpflanzen!
Seit Liebe mir aus deiner Seele quillt,
Möcht liebend ich die ganze Welt umfaſſen!
(Marie ſetzt ſich, tief erſchüttert, und verhüllt ihr Geſicht.)
Sieh da! du weinſt? — Was quält dein zartes Herz!

Mar. Du liebſt die ganze Welt —
(aufbrechend) Doch haßt man dich!

Balb. Dem Haſſe künd' ich Kampf, will kämpfen, kämpfen,
Bis ich dir ihn beſiegt zu Füßen lege. —

Mar. Du ſcherzeſt, und mir ſchwillt das bange Herz,
Hier wogt es auf! ſo ängſtlich! Balboa!
Ich fürchte, wehe mir! — o großer Gott! —

Balb. Maria! Nein, ſo ſah ich dich noch nie.
Woher die Angſt? Ich fürchte nichts, Geliebte!
Froh lebt mir Muth im lebensvollen Buſen.
Soll ich dir ſagen was mich hebt? So höre!
Wenn Schlummer rings, was lebt, gefangen hält,
Das heil'ge Schweigen heil'gen Ernſt erweckt,
Das Mondlicht Schauer gießet in mein Herz,
Die Sterne freundlich winken aus der Ferne,
Da ſcheint es mich zu fragen: Balboa,
Iſt auch das Werk, das du beginnſt, von Gott? —
Dann dring' ich ein in meines Herzens Tiefen,
Und forſche ſcharf durchſchauend ſeine Krümmen,
Ob Goldſucht, Herrſchluſt, Ruhmbegierde,
Ob Gottesliebe, Menſchenliebe mir
Die Fahnen reiche zu dem Heereszuge. —
Noch rief ich ſtets: Mein Werk, es iſt von Gott!
Es tönt das Echo nach: Von Gott! von Gott!
Getröſtet kehr' ich zu dem Lager heim;
Süß iſt mein Schlaf, und heiter mein Erwachen.
Das ſchafft mir meinen Muth, Vertrau'n auf Gott!

Mar. Wie will ich beten! Gott! wie will ich beten!

Balb. Du ſollteſt mich auf meine Schiffe wünſchen,
Sie führen mich zum neuen Leben ein,

Zur Ruhe! Hier, Geliebte! komm ich nicht
Zur Ruh, wo feſſellos die Härte thront.
Ich habe ſie mit Seufzen nur geduldet,
Geduldet um der ſchönern Zukunft willen;
Doch klagte murrend mein Gewiſſen ſtets!
Nein länger würd' ich dieſe Wuth nicht dulden,
Ein Kampf entſtände. — Laß mich fliehn, Maria!
Um dort die lang verſchob'ne theure Pflicht
Der Menſchlichkeit mit frohem Sinn zu löſen.

Mar. So ziehe hin, erfülle deine Pflicht!
Wie ſagteſt du? Ein Kampf entſtände? Weh! mit wem? —
O, ſchone meines Vaters — bulde — trage! —
Gewinn' ihn dir, der Menſchheit! Sieh, er ſchenkt
Dir meine Hand — gewinn' ihn dir durch Liebe!
Wenn du mit ihm den Feindeskampf beginnſt,
Dann, Balboa! dann brichſt du mir das Herz!
Weh' mir! Er kommt!

Balb. Sey ruhig Liebe, ruhig!

(Der Beſchluß folgt.)

Beſchluß der Darſtellung des Spiels des Herrn Mattauſch.

10.

Der Spieler von Iffland. — Die zweite Beneſiz-Vorſtellung des Herrn Mattauſch, in der wir ihn ſchon vor zwei Jahren bewunderten. Ein Strom tiefer Empfindungen, die alle dem Character des jungen Wallenfeld und ſeinem tragiſchen Verhältniſſe zu ſich ſelbſt und zu der Welt um ſich entquellen, wogt in dieſem Drama Iffands. Die Moral geht einen ernſten Schritt hin durch die täuſchende Welt vor uns, und feſſelt die fliehenden Geſtalten der mimiſchen Kunſt feſt in unſerm Gemüthe durch den tragiſchen Ernſt der Handlung. Bei der hohen Vollendung ſeines Spiels gelang ihm die letzte Scene am trefflichſten, wo er den theuern Satz auf die Charte, ſein einziges Kind, von dem unglücklichen Spieltiſche, wo er das Glück und die Ruhe des Lebens verſchwendet hatte, wegreißt, und verzweiflungsvoll und gegeiſelt von den Erynnien des Bewußtſeyns „das iſt zu viel!“ ausruft, wo alles von Mitleid, Erbarmen, Schauer und Entſetzen ergriffen, von dem Strome der ſchönſten aller Täuſchungen hingeriſſen ward, wo alles, von dem kunſtgerechteſten Ariſtarchen, bis tief hinab zu jenem Individuum, das ſeine abgeſtumpften Sinne nur an den Späzen eines Wildfangs oder Muthwilligen ergötzt, und ſein Auge an den Mord- und Raub-Scenen einer Johanna von Montfaucon weidet, auf den Wellen der Mitempfindung ſchwamm.

11 und 12.

Nicht um des Sprüchworts-es willen: „Das Beſte kommt zuletzt“ oder vielleicht, um das meiſte darüber zu ſagen, habe ich die Ordnung der Darſtellungen geſtört, und Kabale und Liebe und Maria Stuart, die beiden Sterne, die den Sonnenlauf der Schillerſchen Genialität bezeichnen, mir zum Beſchluſſe aufbewahrt. Ganz Deutſchland, einige proſaiſche Naturen ausgenommen, die eine Erſchütterung des Zwerchfells einer wehmüthigen Schmeichelei des Gefühles vorziehn, ihr höchſtes Vergnügen in der Tödtung der Zeit, nicht in edlen Geiſtesgenüſſen, wobei hoch herab aus dem hohen Himmel der Tragik der Genius der Menſchheit uns die ſüßeſten Thränen über unſer Loos entlockt, und dem unter der Lebenslaſt ſinkenden Muthe die ſchöne Hoffnung und den ſüßen Troſt zuflüſtelt: Die Welt iſt nur der Tugend Prüfungsfeuer, und geläutert wird ſie einſt in reineren Höhen die Lorbeerkrone ihres Lohnes erhalten, hat nur eine Stimme dafür.

Zwiſchen Kabale und Liebe — ohne Zweifel einem der größeſten Triumphe der deutſchen ſo genannten bürgerlichen Tragik — und der idealen Maria Stuart, liegt Schillers poetiſche Laufbahn geſchloſſen, wenn gleich die gigantiſchen Räuber vorangingen. Maria Stuart iſt ſein vollendeteſtes Trauerſpiel, mit dem die Braut von Meſſina wohl um den Lorbeerkranz ringen kann, ihn aber doch nie erringen wird. Don Carlos iſt größer als tragiſches Epos, aber Maria Stuart größer als epiſche Tragödie. Die Jungfrau von Orleans hat einen romantiſchen Schwung, der die tragiſche Höhe Maria Stuarts bei aller ſeiner Kraft und Energie nicht erreicht. Wallenſtein iſt ein trefflich aufgethürmtes Rieſenwerk, aber die Motive, die Rührung und Mitleid produciren ſollten, ſind geſtört durch des Helden dargeſtellte, dem richtenden Blicke ausgeſtellte Handlung. Auch iſt ſein gigantiſcher Kampf gegen das dräuende Schickſal mehr Bewunderung zu erregen, als Schmerz und Mitleid, wie die ſanfte, ergebene Dulderinn Maria, einzuflößen geeignet. Herr Mattauſch hätte als Ferdinand von Walter und Mortimer auch die Geduld des grämlichſten Kritikaſters, der ſo gern nach Flecken in der Sonnenſcheibe ſpäht, erſchöpft. Der hohe Geiſt des Dichters ſchwamm in der ſchönſten Verſinnlichung vor unſern Augen, jede Nüance dieſer Charactere, dieſer

enthuſiaſtiſchen liebenden Schwärmer, trat in ein ideales Leben, und wir ſtarben, in ſüße Wehmuth aufgelöſt, mit den ſterbenden Helden hin.

Meine Darſtellung des Spiels des Herrn Mattausch ſchließe ich mit der aufrichtigſten Verſicherung an ihn, daß die Stunden, wo der Genius ſeiner Kunſt uns zur glühendſten Liebe für ihn hinriß, noch in der Erinnerung jedes gebildeten Menſchen die ſüßeſten Genüſſe hervorzaubern werden, und daß, wenn gleich die Zeit des ſchönen Hellas vorüber iſt, wo Kränze des Künſtlers Stirn umwanden, und Marmor die geliebten Züge verewigte, Er nichts deſto weniger ſich ein Denkmaal in der Tiefe unſeres Gemüthes errichtet, daß jede Abendſtunde in ſeiner Erſtlingsgröße erhält, und durch die Hoffnung eines frohen Wiederſehens mit immer blühenden, nie verwelkenden Blumen geſchmückt ſeyn und bleiben wird.

Herr Kordemann, Schauſpieler aus Weimar, trat auf unſerer Bühne in ſechs Gaſtrollen auf, nähmlich als Philipp in Johanna von Montfaucon; als Hamlet; als Hauptmann Klinker im Epigramm; als Baron Roſenau in Jüngers Entführung; als Antonius in der Octavia, und als Reckau in Schröders Portrait der Mutter. Wir erwarteten mit frohen Erwartungen einen Künſtler, der ſich in der atheniſchen Schule gebildet habe, und in den Ergüſſen ſeines Genius die ſchöne Zeit eines Polus — Schauſpielers in Athen — reproduciren würde; allein wir fanden uns traurig getäuſcht. In allen ſeinen Darſtellungen lebte auch nicht ein Funke jener göttlichen Künſtlergluth, die uns entgegen flammt aus den deutſchen Propyläen, und Hamlet verhielt ſich ſo paſſiv gegen den wahren Geſichtspunct, aus dem dieſes dramatiſche Räthſel gefaßt werden muß, daß man wirklich zweifeln muß, ob Herr Kordemann das, was unſer treffliche Göthe über die Ausſtellung dieſes Kunſtwerkes in ſeinem Wilhelm Meiſter geſagt hat, geleſen habe, obſchon ihn die Anweſenheit dieſes großen Mannes immer daran hätte erinnern ſollen. Derſelbe Geiſt ſprach aus allen ſeinen Darſtellungen, und ich müßte mich einer unendlichen Menge von Real- und Verbal-Tautologien ſchuldig machen, wenn ich weiter etwas darüber ſagen wollte.

—l.

Nachtrag zu dem Schreiben aus München vom 14. Julius — in Nr. 82. —

Der Einſender des hier erwähnten Aufſatzes, der es ſich zur Pflicht gemacht hatte, keinen der bedeutenderen Umſtände des Feſtes unerwähnt zu laſſen, findet bei ſpäterer Durchleſung deſſelben, daß er einer der vornehmſten Scenen der Beleuchtung mit keinem Worte gedacht hat. Nicht fern nähmlich von der Landzunge, von deren Ufer der liebliche Alpenreigen ertönte, erhob ſich ein ſchöner, joniſcher Tempel den Charitinnen geweiht, und aus dem Heiligthume hervor ſtrahlte das transparente Bildniß der Fürſtinn von den drei Huldgöttinnen triumphirend empor gehalten. Der ſchöne Effect des Wiederſcheins dieſer großen, à jour erleuchteten Maſſe in den Fluthen läßt ſich leicht denken.

Der Tempel ſowohl als der — nicht ſiebenzig — ſondern neunzig Fuß hohe Obelisk, in deſſen Mitte in brillantirtem Feuer der Nahmenszug der Churfürſtinn ſchimmerte, waren von der Anordnung des Herrn Oberbau-Intendanten Gärtner, dem ſeine architectoniſchen Kenntniſſe und ſein reiner Geſchmack einen ſo vorzüglichen Platz unter den deutſchen Künſtlern anweiſen, und unter deſſen merkwürdigſten Kunſterzeugniſſen das Schloß und die Schloß-Capelle in Coblenz Aufmerkſamkeit verdienen.

Das iſt das Wahre und Eigenthümliche des Geiſtes, der von der Kunſt und Wiſſenſchaft durchdrungen iſt, daß er von ſeiner Höhe leicht und lebendig herab ſteigen, die ſtrengeren Reſultate ſeiner Erkenntniß in jede Sphäre freundlich einführen und ihren beſchränkten Stoff nach den Bedingungen des gefälligen Scheines geſtalten kann — ſo daß, wie die Frucht aus der Blume, die Blume wieder aus der Frucht hervor ſprießt. In Anmuth muß ſich der trockene Ernſt des Wiſſens kleiden, wenn es aus ſeiner umfaſſenden Allgemeinheit heraus in das angewandte ſinnliche Leben tritt. Dadurch vergibt es ſich nichts, und wird nicht ſchlechterer Natur. Die ſchöne, ſchon erwähnte Erſcheinung der großen Nymphenburger Waſſerſäule mit dem von ihr ſchwebend getragenen ſymboliſchen Feuer, war das leichte Spiel des nähmlichen ernſten Geiſtes, dem wir in ſeinem Fache — Herr Joſeph von Baader iſt nähmlich Commiſſair über ſämmtliche Brunn- und Waſſerwerke, und über alles Maſchinen-Weſen bei den churfürſtlichen Bergwerken, Hütten und Salinen — ſchon ſo viele wichtige und nützliche Erfindungen und Verbeſſerungen verdanken.

Da das ganze Gartenfeſt, ſo gelungen und an ſich vollendet es auch war, doch von den Directoren deſſelben nur als ein Verſuch angeſehen ward, ſo haben wir die ſchöne Hoffnung, bei einer künftigen Gelegenheit noch glänzendere Darſtellungen zu ſehen.

*****,

1805. Nr. 87.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 26. Juli.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Zwei Scenen aus Collins Balboa.

(Beſchluß.)

Fünfter Auftritt.

Pedrarias. Eſtimoſa. Linares. Gefolge. Vorige.

Ped. Ich ſucht' euch, Vasco Nugnez Balboa!
Mit dieſer Edeln, meiner Freunde Zahl,
Um euch, den Bräutigam, zur Braut zu führen;
Doch habt ihr wohl auch dieſes Mahl den Weg
Zu meiner Tochter ohne mich gefunden.
(zu dem Gefolge.)
Caſtilianer! Edle meiner Fahnen!
Es wünſcht des Königs heil'ge Majeſtät,
Daß meine Tochter ſich mit Balboa,
Adelantado ſeines Reichs, vermähle.
Weil — ſchreibt der König — er uns beide liebt,
Und innig uns vereinigt wiſſen möchte,
Mich, ſeinen Diener, deſſen Treu' er **kennt**,
Und ihn, **berühmt** durch Heldenmuth und That.
Sie liebten lange ſich, wie ich erfuhr,
Und ihre Herzen ſind des Bundes einig.
Ich aber habe ſo bei mir gedacht:
Untadelich und alt iſt ſein Geſchlecht —
Er ſelbſt ein Mann, der ſeinen Adel ziert;
Denn niemand iſt, der dieſen Balboa
Unritterlicher That, verletzter Treue,
Auch nur des ſchwächern Fehls bezeihen könnte.
Da nun ihn jeder liebt und hoch verehrt,
Wird meines Königs Wunſch für mich Befehl.

Eſtim. Der König lebe hoch!

Alle. Er lebe! lebe!

Ped. (leiſer) Maria! komm, mein Kind! mein einziges!
Ich will dich nochmahls ſchließen an mein Herz,
Eh' du ſodann — du bebſt? — Und warum bebſt du?
Iſt dieſer Bund nicht deines Herzens Wunſch? —
Noch iſt es Zeit! — Nicht übereilt, Maria!
Wenn auch nur Ahnung deine Bruſt durchfliegt;
Verachte nicht die Warnung! Frei entſcheide!
Ich nicht, du ſelbſt entſcheideſt nun dein Schickſal.

Mar. Aus Vaterhand erwart' ich nun mein Glück.

Ped. Dein Glück? Von meiner Hand? Was iſt dein Glück?

Mar. (ſchüchtern) Wir lieben uns.

Ped. Wohlan! (laut) Adelantado!
Nehmt ſie! Von meinem Herzen nehmt ſie weg!
Nun iſt ſie euer —

Bald. Doch ihr kindlich Herz
Wird noch für euch an meinem Herzen ſchlagen.
(zu einem Bothen)
Was bringt ihr?

Bothe. Briefe von San Miguel.

Bald. Bis nach der Trauung!

Ped. Nein! leſ't ſie ſogleich.
Vor allen geh' euch ſtets des Königs Dienſt!
(Balboa zieht ſich zurück. Indeſſen ſpricht Pedrarias leiſe mit Maria.)

Ped. Maria!

Mar. Vater!

Ped. Warum weinſt du?

Mar. Ihr ſcheint erzürnt.

Ped. Daß du den Vater nicht
Beſchuldigſt, wenn dich Unglück einſt befällt.

Mar. An ſeiner Seite wird es ſchönes Glück.

Ped. Die Trennung von dem Vater wird dir leicht,
Das hab' ich nicht vermuthet.

Mar. Dankgefühl
Wird die Entfernte feſt mit euch verbinden.

Bald. (tritt vor.)
Die wack're Mannſchaft von San Miguel!
Sie harret ſehnlich meiner Rückkunft ſchon.

Ped. So reiſet nach der Trauung ſchleunig ab;
Es iſt auch alles ſchon hierzu bereitet.

Bald. Noch heute? Wie? Das iſt doch wahrlich ſeltſam!

Ped. Mag's euch doch ſeltſam ſcheinen — nur gehorcht!

Bald. (heftig) Ha, Pedrarias!

Mar. Balboa! O Gott!

Ped. Was ſoll der Ton?

Bald. (Sich zwingend) Wie ihr befehlt, geſchiehts!

Ped. Noch bin ich euer Herr! Vergeßt es nie!

Bald. Als meinen Vater ſeh' ich euch vor mir.
So kam es dann, daß euer rauhes Wort
Mich flüchtig nur verwundet hat. — O laßt
Die Hoffnung mir, daß treuer Kindesſinn
Zuletzt doch euer Herz gewinnen könne.
Auf dieſe Hoffnung gönnt mir eure Hand.

Ped. Sehr ſonderbar! Bin ich denn euer Feind?
Laßt das! Nun freilich — eure Worte kann ich nicht
So ſüß erwiedern. — Doch die Tochter ſcheint'
Ich euch, mein einz'ges vielgeliebtes Kind —
Daran genüg' euch. Seyd ihr doch am Ziel.
Der König wünſcht dieß Band; auch wünſchen's
Bei Hof und hier von euren Freunden viele,
Und ich nun auch, des Königs Wunſch verehrend.
Komm meine Tochter! Gehet zum Altar!

Mar. Auch euren Segen, Vater!

Ped. Lebe wohl!
(leiſe) Was machſt du da? Was weineſt du? Iſt's Reue?
Sie kommt zu ſpät.
(laut) Don Perez Eſtimoſa!
Vertretet Vaterſtelle! Führt ſie hin!
Mir wird das Herz zu ſchwer!

Mar. (abgehend) O großer Gott!

Ped. (ruft ihr nach)
Maria!

Mar. (kommt zurück) Vater!

Ped. (kämpft mit ſich) Meinen Segen! Fort!

Den Herren Journaliſten.

(Eingeſendet.)

Unter den Deutſchland überſchwemmenden Zeitſchriften gibt es viele, die ſich zum Lobe ihrer Herausgeber auszeichnen. Von den eigentlich wiſſenſchaftlichen müßte man dieß, ihrem Titel nach, ohnehin erwarten dürfen. Manche blos unterhaltende, zerſtreuende Journale ſuchen wirklich ganz beſcheiden einen Ruhm darin, keine Perſönlichkeiten, Anzüglichkeiten, bittercritiſche Anmerkungen, Beleidigungen, noch viel weniger Zweideutigkeiten oder höchſt unintereſſante Nachrichten und dergleichen Aufſätze zu liefern. Sie nehmen keinen Theil an der Sünde, den Geiſt der Zeit, der nur an Kleinigkeiten Gefallen findet, zu unterhalten, die Sinnlichkeit zu vermehren, und die edelſte Kraft im Menſchen in einer Art von Apathie zu erhalten; ſo umfaſſend auch der dem Publicum vorgelegte Plan ſeyn mag, wo hinein ſich das Unbedeutendſte wie das Geiſtreichſte zwingen ließe, ſo wenig verleitet ſie weder Gewinnſucht noch Neid, die verantwortungsvollere Bahn zu betreten. Ihre Aufſätze haben faſt alle durchgängig Gehalt, ſie ſind zum Theil Uebungen im Denken, belehrend, aufklärend, und werden eben daher auch immer ihr, wenn auch nicht das zahlreichſte, Publicum finden. Dieſen Ruhm ſollte billig jeder, welcher einen Buchdrucker beſchäftigt, zu erſtreben ſuchen. Nicht immer ſieht man es jedem giftigen Samenkorne an, welche tiefe Wurzeln es ſchlägt, welche giftige Nebengewächſe es erzeugen kann. Die Sorgloſigkeit mancher Eltern, die es — welchen Fall ich erlebte — ſehen mögen, daß ihre mannbaren Töchter einen Fr. Br. leſen, müßte allein ſchon eine hinlängliche Aufforderung ſeyn. Sind denn manche Producte in der Journal-Welt etwa beſſer wie Romane? So lobenswürdig indeß, wie geſagt, die Tendenz mancher Journaliſten iſt, ſo habe ich, und

ich gewiß nicht allein, doch noch zu wünſchen, daß die Materien nicht ſo oft unterbrochen werden möchten. In der dritten und vierten Nummer eines Journals werden zum Beiſpiel zwei Aufſätze abgebrochen, davon man die Fortſetzung für die dritte erſt in der fünften, für die vierte erſt in der ſechſten Nummer, den Schluß derſelben vielleicht gar erſt in der achten und neunten Nummer findet. Dieß muß ſchon dem ſehr unangenehm ſeyn, der nur dieſes eine Journal hält; wer nun vollends Theilnehmer an einem Journal-Cirkel iſt, darin vielleicht ein Dutzend ſolcher Zeitſchriften gehalten wird, alſo vier bis fünf andere Journale lieſt, ehe er von dem in Anrege ſtehenden wieder eine Nummer anſichtig wird, dem muß die Unterbrechung, wenn der Stoff vollends nicht geſchichtlich, alſo nicht leicht zu behalten iſt, gewiß recht widrig ſeyn. Auch den Director des Cirkels bringt ſie in Verlegenheit; er ſoll eigentlich dafür ſorgen, daß keine Blätter unvollkommen in Circulation geſetzt werden. Läßt er nun die, welche den Anfang der Aufſätze enthalten, liegen, bis die Fortſetzungen nachſchleichen, ſo werden, zumahl wenn er die Journale durch den Buchhändler erhält, Klagen über Verzögerung entſtehen. Wer aber — ſeit die Cammern und Poſt-Directoren glauben, daß die Poſt eine vortrefflich ergiebige Geldquelle iſt — kann die ohnehin theuern Journale allein auf dieſem Wege ſich noch verſchaffen? Freilich können eingegangene Aufſätze für den jedesmahligen Raum zu groß ſeyn, freilich mag der Herausgeber eines Journals dafür halten, in ſo weit dem Zeitgeiſte huldigen zu dürfen, daß er in jedem Blatte für die gewünſchte Abwechslung ſorgt, aber gewiß müßte die Fortſetzung und der Schluß einer angefangenen Materie in der nächſten Nummer folgen. Die Halliſche Litteratur-Zeitung ſcheint ſich dieß zum Geſetz gemacht zu haben. Hat die Redaction derſelben eine Recenſion in dieſer Nummer abgebrochen, ſo beſchließt ſie ſie, wenn irgend möglich, auch unfehlbar in der unmittelbar darauf folgenden Nummer, und nimmt darin den abgebrochenen als erſten Gegenſtand auf. Journale die monatlich, heftweiſe erſcheinen, ſollten beſonders, da es an Raum nicht fehlen kann, meinen Wunſch um ſo gewiſſer erfüllen, wären ſie auch berechtigt, ihre Aufſätze als Quellen zu betrachten. Iſt es doch gewiß auch einſt dem ſie benutzenden Gelehrten ein recht unangenehmer Zeitverluſt, wenn er in vier oder fünf, wenn auch zuſammen gebundenen Heften, die Fortſetzung der ihn beſchäftigenden Materie aufſuchen ſoll. Daß es, nebenbei geſagt, allen Leſern geht wie mir, kann ich nicht behaupten; aber ich weiß, daß ich oft einen Aufſatz lieber nicht angefangen hätte, hätte ich gewußt, daß er nicht im nähmlichen Stücke würde geendigt werden. Die Erfüllung meines Wunſches möchte vielleicht auch als ein Sandkörnchen zu dem den Zeitläuften entgegen zu ſetzenden Damm angeſehen werden können.

D....

Die zwölf Zeichen des Zodiaks.

(Aus einem noch ungedruckten Gedichte über die Landwirthſchaft.)

Per duodena regit mundum Sol aureus astra.
Virg.

Bevor der Pflug das Feld mit tiefen Furchen ſtreifet,
Erforſche Lag' und Luft, wer ſich dem Pfluge weiht:
Dort wo das Sternenheer im Firmamente ſchweifet,
Erſpähe kühn ſein Blick die Saat- und Erntezeit.

Und wie der Steuermann, dem auf des Meeres Wogen
Wohlthätig ſeine Bahn der Sphären Licht erhellt;
So ſchimmre das Geſtirn herab vom Azur-Bogen,
Und leite ihn; in ihm beherrſche er das Feld.

Wo Babels Mauern ſtolz einſt in die Wolken ſtiegen,
Drang mit dem ſcharfen Blick' der Hirt ins Sterngefild:
Als roher Wildheit noch Cultur und Künſte ſchwiegen,
Sah er im Sonnenkreiſ' des Jahres wechſelnd Bild.

Zwölf Zeichen, von Apoll im Lauf' des Jahrs verdunkelt,
Erſchienen gleich entfernt dem Späher, unverrückt:
Da ſann er den Zodiak, in dem's geſchrieben funkelt,
Was ihm das Jahr verlieh und was ſein Haus beglückt.

Kaum wich des Winters Froſt, ſieh', da gebar die Heerde
Den Widder ihm; der war der Erſtling der Natur:
Des Hirten Genius entſteh mit ihm der Erde,
Und hob vergötternd ihn empor zur' Himmelsflur.

Die Zeit wieß ihm der Stier, wo ſein Geſchlecht ſich mehrte;
Von Ziegen ward der Mai mit Zwillingen beſchenkt:
Der Krebs, in dem vom Nord die Sonne rückwärts kehrte,
War ihm das Zeichen, daß ſie ſich nun früher ſenkt.

Im Löw' entflammten ſich die ſchwülen Sommertage;
Der Jungfrau mild Geſtirn verhieß der Ernte Feſt:
Der Sonne und der Nacht wog gleiche Zeit die Waage;
Dem grauſen Scorpion entſprühten Seuch' und Peſt.

Des Schützen Zeichen hieß das Wild im Forst erlegen:
Der Steinbock war das Ziel, wo Titans Lichtgespann
Gleich ihm, der höchsten Stuf' entgegen klimmt: den Regen
Entgoß dem Wolkenschoß der finstre Wassermann.

Der Fische Sinnbild galt der Zeit, wo in die Netze
Das gier'ge Schuppenheer der schlaue Fischer schließt.
So früh sah schon das Aug' am Firmament Gesetze,
Die es noch heut erstaunt in Flammenzügen liest. — —

—s—

Declamatorium der Madame Düwe in Prag.

Madame Düwe, die wir schon vor vierzehn Jahren in ihrer Entwickelung sahen, und welche seit diesem in Carlsbad eine eigene Gesellschaft entreprenirt hatte, soll, wie man spricht, um Darstellung einiger Gastrollen angesucht haben, die man ihr abschlug. Auch soll sie, falls sie den Beifall des Publicums errungen hätte, auf ein Engagement gerechnet haben. Wenn diese Sage sich rechtfertigt, so that man wirklich nicht gut daran, den Antrag nicht anzunehmen; denn unsere liebenswürdige Liebich kann bei aller Schönheit ihrer Darstellungen doch nicht Maria Stuart und Elisabeth, Octavia und Kleopatra mit einem Mahle geben; dieß wäre bei aller Duplicität der menschlichen Natur zu viel auch von der größten Künstlerinn gefordert, und Madame Schochert, wenn auch ihr Spiel den Character glücklich ausdrückte, verliert doch äußerst viel durch ihre minder gefällige Aussenseite. Auch ist Madame Liebich, die versinnlichte weibliche Zartheit und Sanftmuth, zu weiblich für die männliche Brittinn Milford. In diesen Characteren, scheint es, dürfte Madame Düwe mit vielem Glücke reüssiren, und unsere Bühne hätte durch diese Acquisition viel gewonnen. Schon die Ankündigung des Declamatoriums verrieth ein Misverhältniß zwischen Madame Düwe und unserer Theater-Direction, denn Sie unterzog — Worte der Ankündigung — ihre Fähigkeiten als deutsche Schauspielerinn der Beurtheilung des Publicums. Diese Worte scheinen das Gerücht zu verbürgen.

Die Gegenstände des Declamatoriums waren: Schillers Ode an die Freude, dessen Taucher, dessen Kraniche (des Ibycus), der Monolog aus dem Prologe der Jungfrau von Orleans, und das Lied vom braven Manne von Bürger. — Madame Düwe erntete allen Beifall, den eine sanfte, angenehme Stimme, die die schönsten Ideen zweier der größten Dichter Deutschlands vor dem dürstenden Schönheitssinne des Publicums versinnlicht und verlebendigt, einzuernten vermögend ist. Einige einzelne, weniger gerathene Stellen hätte man der anmuthigen Declamatorinn eher verziehen, als die zu schauspielmäßige Form des Declamatoriums überhaupt; denn sie stellte sich uns auf einer erhöheten Bühne aus, und begleitete die memorirten Gedichte mit der lebhaftesten, uneingeschränktesten Mimik im ganzen Sinne dieser Kunst, das heißt, das Spiel der Glieder entsprach immer den Ideen des Dichters, die sie mit schöner Stimme vortrug. Wäre sie in den Gränzen des Declamatoriums an sich geblieben, so würden gewiß keine so vielseitigen Urtheile über sie gefällt worden seyn, und sie würde doppelt den Beifall aller Anwesenden gewonnen haben.

—l.

Aus den Bemerkungen über Kunst, Wissenschaft und menschliches Leben.

Gewöhnlich findet man den Verlust eines Kindes, das noch im Wochenbette oder in den ersten Lebensmonaten stirbt, erträglicher, als wenn man es später verliert, wo es mehrere Freuden gewährte, noch mehrere versprach und so viele Erinnerungen zurück läßt. Nicht so die feiner fühlende Mutter. Ihr ist der Tod früher verstorbener Kinder darum in einem hohen Grade schmerzlich, weil sie so wenig Andenken an sich zurück lassen, und beinahe mit Wegsetzung der Wiege wieder vergessen sind. In der That ist dieses Hinwegschwinden des kaum erschienenen Menschen ein trübseliger Gedanke, der düstere Gefühle erregt.

Es gibt, wie überhaupt ein überliefertes nicht selbst erworbenes Wissen, so auch eine überlieferte Menschenkenntniß, die gleich jenem irre führt, verkehrt angewendet und ohne inneres Bewußtseyn ihrer Richtigkeit ausgekramt wird. So sprechen bisweilen nachsprechende Menschenkenner von dem feinen Geschmacke und zarten Gefühle des weiblichen Geschlechts in Beurtheilung von Schriften und menschlichen Characteren, die von diesem Zartgefühle nicht die entfernteste Ahndung haben. So erblickt der so genannte Weltmann, durch Tradition verleitet, im Gelehrten, vorzüglich im Schulmanne, sogleich den Pedanten, und legt Aeußerungen und Geberden, die in Bescheidenheit, Schüchternheit oder edelem Selbstgefühl gegründet seyn können, als Producte des Pedantismus aus.

1805. Nr. 88.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 29. Juli.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Ueber die Herausgabe der ſämmtlichen Schriften Winkelmanns.

An den Herrn Bibliothekar Dasdorf in Dresden.

Winkelmann und ſein Jahrhundert in Briefen und Aufſätzen, herausgegeben von Göthe. Wohl hätte Winkelmanns Andenken auf keine würdigere Art unter uns gefeiert werden können, als durch die lang erwartete Erſcheinung dieſes Werkes, welches zu den vorzüglichſten Erzeugniſſen der letzten Meſſe gehört, und worüber wir eine nähere Inhaltsanzeige uns vorbehalten müſſen. Ueber Winkelmanns Leben und Verdienſte hatten zwar ſchon mehrere geſchrieben; ihm iſt eine noch unlängſt in Dorpat gehaltene, ein wenig affectirte, Rede gewidmet *). Doch möchte alles dieſes gegen das von Göthe uns hier mitgetheilte unbedeutend und entbehrlich ſcheinen. So vielfältige Unterhaltung aber auch ein ſo lehrreiches Werk zu gewähren im Stande iſt, ſo erregt es doch in dem Leſer nur gar zu leicht die unangenehme Erinnerung, daß diejenigen Männer, auf welche die deutſche Nation ſtolz zu ſeyn Urſache hätte, ſchon nach einigen Momenten der Bewunderung und Nacheiferung unter uns vergeſſen und überſehen zu werden pflegen. Winkelmanns Werke, die ſeinen Ruhm in Europa ausgebreitet haben, die in unſerer Litteratur eine höchſt bedeutende Stelle einnehmen, ſo ſehr ſie auch ihrer Vortrefflichkeit wegen ein allgemeineres Studium verdienten, ſind bei uns ohne Zweifel nur hier und da von einem Gelehrten oder Kunſtfreunde gekannt und geſchätzt; im übrigen hat man ſie in Deutſchland ſo ſehr vernachläßigt, daß am Schluſſe des obigen Werkes (S. 470.) zuerſt vom Herrn Profeſſor Wolf der Wunſch geäußert ward, man möge von den ſämmtlichen zerſtreuten Schriften Winkelmanns eine vollſtändige brauchbare Ausgabe liefern, nachdem man doch in Frankreich ſchon vor zwölf Jahren hierzu den Anfang gemacht, und die Ausgabe durch die Commentare und Zuſätze aus den Schriften Leſſings, Heyne's und anderer erweitert hatte.

Da ich den nähmlichen Wunſch ſchon ſeit längerer Zeit gehegt hatte, ſo will ich dieſen Gegenſtand, den Wolf nur mit wenigem berührt, zu einer näheren Anſicht zu bringen verſuchen; ſollte auch vorerſt nichts dadurch gewonnen werden, als daß die Gerechtigkeit dieſer Wünſche von dem kunſtliebenden Publicum nur anerkannt würde.

Es ſind gegenwärtig ſo manche Hilfsmittel des archäologiſchen Studiums entweder neu eröffnet, oder doch erſt brauchbarer gemacht worden, daß die gehörige Be-

*) Joh. Winkelmann. Eine Rede von C. Morgenſtern. Leipzig bei Göſchen. 1805.

nutzung derſelben für die Bearbeitung der Winkelmanniſchen Schriften nur von einem thätigen Forſcher und Kunſtkenner — dem aber auch eine beſonders günſtige Lage zu dieſem Geſchäfte vergönnt wäre — zu erwarten ſteht. Was aus den Schriften der Alten für die Geſchichte der Kunſt und die Erklärung der noch vorhandenen Denkmäler zu erndten iſt, ſollte zuvörderſt genauer und ſorgfältiger unterſucht werden, indem Winkelmann von dieſer Seite manches ungenutzt ließ, oft aus einzelnen Worten und Sätzen folgerte, was nicht darin liegt, und zum Theil auch durch den Mangel kritiſcher Ausgaben beſchränkt war. Einige haben ſeit Winkelmann, was jene Mühe erleichtern würde, mit einzelnen Autoren den löblichen Verſuch gemacht, alle auf die bildenden Künſte ſich beziehenden Stellen aus ihnen heraus zu leſen; den weitſchichtigen Plutarch hat noch neuerlich Facius hierzu benutzt. — Auch wäre es nicht unmöglich, daß in dem durch das wildeſte aller Elemente *für uns* geretteten Herculanum, von wo aus eine kleine Welt von Kunſt-Producten hervor ging, ſich noch altgriechiſche Urkunden erhalten hätten, die uns über die Anſicht der Kunſt bei den Alten nähere Aufſchlüſſe gäben. Man kann ſich zwar durch den thätigen Herrn Haiter aus den herculaniſchen Rollen noch weit wichtigere Aufklärungen verſprechen, als ein Paar Nachrichten zur Geſchichte der Kunſt; doch würde die Freude der Alterthumsforſcher gewiß ſehr groß ſeyn, wenn ſich von dem oberflächlichen *Philodemus* ein Werk über die Malerei vorfände, wie wir von demſelben eines über die Muſik und Rhetorik von dorther erhalten haben.

Ferner ſind nach Winkelmann eine Menge einzelner antiquariſcher Gegenſtände durch andere Gelehrte zuerſt unterſucht und in ein helleres Licht geſtellt worden — ſollte auch einiges ſeitdem nur noch verwickelter erſcheinen — man hat Winkelmanns Behauptungen von mehreren Seiten geprüft und berichtigt: lauter Vortheile, die dem Herausgeber ſeiner Werke zu ſtatten kommen würden. Wie ſehr die *Theorie der Kunſt* durch die neueren Anſichten gewonnen habe, darf hierbei kaum berührt werden.

Ein großer Gewinn für eine ſolche Unternehmung würde zuletzt aus den Entdeckungen alter Kunſtwerke entſpringen, die nach Winkelmanns Tode in Italien und Griechenland in ſo bedeutender Anzahl aus dem Schoße der Erde hervor gezogen worden; Malereien und Werke der Sculptur jeder Art, wodurch der Archäologie und Kunſtgeſchichte eine Menge neuer Aufklärungen und Beſtimmungen zufließen könnten, und was ſtände nicht zu erwarten, wenn dieſe Nachforſchungen noch ferner in und um Rom und in den verſchütteten Städten mit dem gehörigen Fleiße fortgeſetzt würden? Es iſt nur zu bedauern, daß die neu gefundenen Antiken ſich ſo leicht zu zerſtreuen pflegen, und an Orte, wo niemand ſie nutzen kann, hin verpflanzt werden; daher es ſehr zu wünſchen wäre, daß gleich nach ihrer Auffindung durch genaue Abbildungen für ihre allgemeinere Bekanntmachung geſorgt würde, die uns doch einiger Maßen für den Verluſt des Originals entſchädigen könnten. Die ſchöne Hamiltonſche Vaſen-Sammlung ward ein Raub der Wellen; ihr Beſitzer ſoll ſich darüber mit den von W. Tiſchbein verfertigten Copien getröſtet haben; mir aber ſcheint der Untergang jener Sammlung um ſo beklagenswerther, da man gegen die *Treue* dieſer Zeichnungen wohl mit Recht ein wenig mißtrauiſch ſeyn darf; denn ſie ſind offenbar in einer *Manier* gearbeitet, die mit dem flüchtigen Pinſelſtriche der griechiſchen Vaſen-Zeichner wohl ſchwerlich übereinſtimmt.

Bei allen dieſen Hilfsmitteln würde der neue Herausgeber der Winkelmanniſchen Schriften ſich gewiß nicht über den Mangel an Stoff zu beſchweren haben; vielmehr würde der ſo ſehr angehäufte Vorrath ihm häufige Schwierigkeiten verurſachen, beſonders wenn er, wie billig, es ſich zur Pflicht machte, in ſeinen Anmerkungen überall mit jener weiſen Sparſamkeit und Mäßigkeit zu verfahren, die Winkelmann bei ſeinen Arbeiten durchgängig vor Augen hatte. *Ausführliche* Ergänzungen würden daher wie alle polemiſchen Angriffe zu vermeiden ſeyn; man ſollte bloß die Ehre des Urhebers dadurch zu befördern ſuchen, daß man ſeinen vortrefflichen Werken diejenige Pflege nicht verſagte, die ſie ſo ſehr bedürfen, um ſie für den gegenwärtigen Leſer ganz brauchbar zu machen.

Vielleicht würden dann die ſämmtlichen Werke dieſes Mannes ſich am füglichſten in fünf Abtheilungen bringen laſſen, welche wir hier noch kürzlich angeben wollen, ohne jedoch einer beſſeren Einſicht im geringſten vorzugreifen. — Als Einleitung ſollte zuerſt, in Betreff des Verfaſſers, die vortreffliche Göthesche Characteriſtik in obigem Werke vorangehen, welche zugleich eine fortſchreitende Biographie einſchließt; da ſie aber auf einzelne Data nicht Rückſicht nimmt, ſo würde es zweckmäßig ſeyn, eine chronologiſche Ueberſicht von Winkelmanns Leben und Studien voran zu ſchicken, wobei alle Umſtändlichkeit vermieden werden könnte, da man in ſeinen Briefen den Commentar darüber zu ſuchen hätte. Nächſt dem ſollten auch die Bemerkungen des Herrn Profeſſor Wolf über Winkelmanns frühere gelehrte Bildung hinzukommen,

die den Schluß des Göthe'ſchen Werkes ausmachen. In Anſehung des archäologiſchen Studiums ſelbſt würde ich es dem Herausgeber zur Pflicht machen, die Schickſale deſſelben vom ſechzehnten bis zum gegenwärtigen Jahrhunderte in einer allgemeinen Ueberſicht zuſammen zu faſſen, woraus das Reſultat hervor gehen würde, daß Winkelmann noch jetzt als der bedeutendeſte Mann in dieſer ganzen Reihe anzuſehen ſey. Ueber dieſen nicht unintereſſanten Gegenſtand iſt meines Wiſſens bisher noch nichts erſchienen, was eine neue Arbeit überflüßig machen könnte.

Die ganze erſte Abtheilung würde ſodann aus den kleineren Schriften Winkelmanns beſtehen, die manche vortreffliche Aeußerungen über die bildende Kunſt enthalten, in denen man den friſchen Geiſt ſeiner erſten Unterſuchungen — Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke — und die gelehrte Unkünſtlichkeit ſeiner letzten Arbeiten — Verſuch einer Allegorie — wahrnimmt. Was zur Erklärung der früheren Arbeiten nothwendig ſey, hat Göthe an ſeinem Orte ſchon eindringend genug erinnert. Man ſehe S. 406.

Die zweite Abtheilung würde die Geſchichte der Kunſt des Alterthumes, dieſes herrliche Denkmaal des Geiſtes ihres Verfaſſers, umfaſſen, welche einer kritiſchen Bearbeitung unſtreitig am meiſten bedarf, zugleich mit Winkelmanns eigenen Anmerkungen, die man ſo wenig in der Wiener Ausgabe, als in den franzöſiſchen und italieniſchen Ueberſetzungen benutzt hat.

Hier nächſt, um unſern deutſchen Winkelmann nicht zu unterbrechen, könnte die vollſtändige Sammlung ſeiner Briefe folgen, unter denen die ſo eben von Göthe herausgegebenen wohl die angenehmſten, ſo wie die an Heyne die gelehrteſten ſind; am beſten vielleicht wenn ſie in chronologiſcher Folge und in verſchiedenen Abtheilungen nach den Perioden ſeines Lebens geordnet würden. Nach dem Göthe'ſchen Verzeichniſſe iſt ihre Anzahl nunmehr vier hundert fünf und zwanzig; doch ſcheinen die italieniſchen an Bianconi nicht mitgezählt zu ſeyn. Die minder wichtigen könnten übrigens wegbleiben, nur wäre zu wünſchen, daß die früher gedruckten eben ſo, wie die jetzt herausgegebenen erſcheinen möchten, nähmlich ohne jene Caſtrationen, die oft genug, was bei Winkelmann am meiſten characteriſtiſch war, mögen unterdrückt haben.

Ein Werk, welches früher als die Geſchichte der Kunſt und einige kleinere Abhandlungen geſchrieben worden, aber eigentlich keine zuſammenhängende Arbeit wie dieſe iſt, haben wir für die vierte Abtheilung zurückbehalten, nähmlich das Verzeichniß der Stoſchiſchen Gemmen-Sammlung in franzöſiſcher Sprache. Da die Veranlaſſung dieſes Katalogs mercantiliſch war, und die Arbeit ſelbſt nur eilfertig betrieben werden konnte, ſo iſt leicht einzuſehen, daß Winkelmann bei mehrerer Muße und Freiheit ein weit wichtigeres Werk über dieſe unſchätzbare Sammlung verfaßt haben würde. — Wer kann es glaublich finden, daß unter dieſer ungeheuren Zahl kleiner Bildwerke nicht eine Menge untergeſchobener neuer Producte verſteckt ſey? Dieſe Ungewißheit ließe ſich durch eigene Anſicht des Cabinettes, welches im Beſitze des Königs von Preußen iſt, beſeitigen; die Abbildungen der wichtigſten Stücke, welche man in der Original-Ausgabe ungern vermißt, würden aus der jetzt wieder fortgeſetzten Kupferſtichſammlung der Frauenholziſchen Kunſthandlung ſupplirt werden können.

Für die fünfte und letzte Abtheilung würde das koſtbare Werk der Monumenti inediti beſtimmt werden, welches der Verfaſſer immer mit einer gewiſſen Vorliebe anſah, da er mehrere Jahre und einen großen Theil ſeines Vermögens darauf verwendet hatte. So wie der Text mancher Berichtigungen bedarf, ſo würde auch ſehr zu wünſchen ſeyn, daß die Abbildungen der alten Denkmäler vorher noch mit den Originalen verglichen werden könnten; denn nicht ſelten widerſpricht die Zeichnung den Lobſprüchen, die Winkelmann dem Originale ertheilt.

Dieſes wäre ungefähr der Proſpectus zu einer neuen Ausgabe der Winkelmann'ſchen Werke, wie ſelbe nach meinem Erachten am füglichſten einzurichten wäre. Zu der Ausführung dieſer Vorſchläge möchte indeſſen eine Vorbereitung nöthig ſeyn, die unter Hunderten kaum Eines Sache ſeyn dürfte. Vielleicht alſo daß ein ſolches Unternehmen einen beſſeren Fortgang haben würde, wenn mehrere Gelehrte und Künſtler in einem gleichen Sinne und nach denſelben Grundſätzen ſich vereinigten, ein Denkmaal zu Stande zu bringen, welches dem unſterblichen Winkelmann und der Nation mehr Ehre bringen würde, als wenn man ihm ein ſteinernes Monument errichtete; indem es edler und würdiger iſt, den Eigenſchaften großer Männer thätig nachzufolgen, als ihren Manen durch eine Inſchrift Glanz ertheilen zu wollen.

Ich ſchließe dieſe Bemerkungen mit dem Wunſche, daß bald einige Männer in Deutſchland zu einem ſo ehrenvollen Unternehmen ſich vereinigen möchten, angefeuert durch Winkelmanns Gefühl, geleitet durch den Scharfſinn Leſſings, und geſtützt auf Wolfs philologiſche Eindringlichkeit. —

B. J. Docen.

Ueber Devisen.

Der größte Feind der Geselligkeit, also der Geistes-Cultur so wie des Lebensgenusses, ist wohl der Mangel an solchen geselligen Vergnügungen, die für alle passen, die bunten Blüthen der Gesellschaft in einen duftenden Kranz schlingen, alle interessiren, und bei der großen Abstufung der geistigen Bildung, bei der nicht minder großen Mannigfaltigkeit der Neigungen und Ansichten alle Glieder der gesellschaftlichen Cirkel anziehen, verschmelzen und erfreuen — also den Zweck der Gesellschaft erfüllen.

Dieser Mangel hat die Herrschaft der herz- und geistlosen Kartenspiele geschaffen, welche überdieß die Gesellschaft isoliren statt sie zu einen. Pfänderspiele sind nur für eine gewisse Classe, der es um Küsse zu thun, und die dazu durch Jugend und Unbefangenheit berufen ist; auch sind sie nicht dazu geeignet, die Stirnen der Eheherren zu entrunzeln.

Zu Vorlesungen, zu philosophischen, moralischen, ästhetischen Disputationen — in London und Paris unter beiden Geschlechtern Sitte — sind wir in Deutschland wohl auch nicht reif genug. Dazu gehört eine ästhetische Höhe, die mindestens in einem großen Cirkel selten ist.

Sollte also wohl der nicht eine Geselligkeitskrone verdienen, welcher die Central-Puncte der Gesellschaften, die Bande der Geselligkeit zu vermehren, zu veredeln verstände?

Ich schlage dazu die Veredlung der Devisen vor. Wer unter uns hat nicht die Bemerkung gemacht, daß Fröhlichkeit, Munterkeit, Witz und Laune am Ende eines Gastmahls am stärksten petilliren? Die Sitte, kleine Denksprüche, kurze Reime in bemahlte Mehl-Figuren zu backen, und am Ende der Tafel zum Desert aufzutischen, ist alt. — Sie verliert sich, und mit Recht. Denn welches war der Gehalt dieser Denksprüche, dieser Reime? — Entweder enthielten sie Plattheiten oder Zoten, und dieß mußte gesittete Gesellschaften, besonders weibliche, oft sogar abschrecken, sie nur zu öffnen, geschweige, was doch der Zweck ist, mitzutheilen. Doch die Idee ist und bleibt sinnig. Man veredle die Figuren und vermannigfaltige sie; man fülle sie dann nicht mit Plattitüden oder vollends trivialen Zweideutigkeiten. Heitre Laune, schalkhafte Naivetät, feiner Scherz, Witz, mouſſirend wie der Champagner, der die luxuriösen Mahlzeiten schließt, ergieße sich in diesen Denksprüchen und Reimen. Das Gebiet des Epigrammes, des freundlichen Xenien, der Räthsel, der Charaden und Logogryphen ist ja groß genug. Die bunte Vertheilung der Aufgaben und Antworten, die Heterogenität der Hülle und des Inhalts biete dem leichten gesellschaftlichen Scherze, der freundlichen Neckerei, dem harmlosen, gutartigen Spotte einen weiten Spielraum fröhlicher Unterhaltung. Sollte denn der Speculations-Geist eines Beselmeier und seiner Genossen diese Idee nicht auffassen? Sollten die besseren, witzigen und sentimentalen Dichter unserer Nation den Lohn verschmähen, durch ihre Beiträge zur Beförderung der Geselligkeit, ja wohl selbst der Humanität mitzuwirken? Gibt es wohl einen Punct, wo sie sich mehr Empfänglichkeit für das Schöne, Anmuthige, für die leichten Spiele der Laune, für die Blitze des Witzes und der Phantasie versprechen dürften?

J. S.

Aus den Bemerkungen über Kunst, Wissenschaft und menschliches Leben.

Eine sonderbare Begierde, die wohl bisweilen auch den besten Menschen anwandeln kann, ist die: seinen liebsten Freund sich todt zu denken, um sein Leben zu beschreiben. So mag im Arzte beim anblicke eines Menschen, dessen Aeußeres auf eine sonderbare innere Organisation schließen läßt, die Begierde, ihn zu seciren, im Henker bei Erblickung eines langen Halses der Wunsch, ihn zu köpfen, rege werden. Es ist nichts anderes als die Begierde des Landschaftsmalers, eine schöne Gegend abzuzeichnen, nichts anders als — Kunsttrieb.

Manche üble Laune kommt zuverläßig nur von einer unreinen Haut her; sie könnte in einer Minute rein weggewaschen werden. Wenn die Taufe bei den Kindern ein symbolisches Reinigungsmittel des sittlichen Menschen ist, so könnte man sie bei Erwachsenen auch als ein physisches gebrauchen.

Von drei goldenen Worten dreier Weisen des Alterthumes, Thales *), Chilons **) und Antonins ***), ist nur das erste: Erkenne dich selbst, in die Spruchweisheit des gemeinen Lebens aufgenommen worden. Die zwei anderen verdienen es nicht weniger: Wache über dich selbst — Vereinfache dich selbst.

*) Γνωθι σ'αυτον. **) Φυλαξον σ'αυτον. ***) Απλωσον σ'αυτον.

1805. Nr. 89.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 31. Juli.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Fragmente einer Reisebeschreibung von der baierischen Grenze durch Salzburg und einen Theil Tirols.

(Fortsetzung. S. Nr. 56 u. 57.)

Hallein.

Nach einem genußreichen Tage und voll von den Bildern der romantischen Natur am Königssee kehrten wir durch das enge, reitzende Achthal zurück, um über einen hohen Berg hinüber in das weite und prächtige Salzathal zu wandern. Hinter uns lag der majestätische Wahsmann von der Abendsonne vergoldet, sein schneebedecktes Haupt in glühenden Purpur getaucht; zur Seite die breite Wand des mächtigen Untersberges; vor uns die waldige Höhe, die wir zu ersteigen hatten. Die unglaubliche Schlechtigkeit des Weges nach Hallein läßt sich bei dem starken Verkehr dieses Ortes mit Berchtesgaden nur durch den ehemahligen Druck eines mächtigen Nachbars auf den schwächeren erklären. Diese Ursache fällt nun weg, und vermuthlich wird bald eine bequemere Straße zum Besten der seufzenden Creatur über dieses Gebirge führen. Hier und da liegen einsame Hütten unter Bäumen versteckt, die die öde Gegend ein wenig beleben — wahre Einsiedeleien, deren Bewohner einen langen Winter unter Schnee begraben sind, und die übrige Jahreszeit nur eine kümmerliche, mühselige Existenz haben können.

Endlich war die beschwerliche Höhe erstiegen. Der Weg führte steil abwärts nach Hallein. Zur Rechten hatten wir die Salzwasserleitungen aus dem Dürrenberge und schwindelerregende Abgründe, links ein steiles, waldiges Gebirge, und in der Abenddämmerung lag Hallein unten im schönen Thale, das die Salza wie ein Silberband durchzog. Den vollen Genuß dieser prächtigen Aussicht hatten wir jedoch erst den anderen Morgen, als wir den nähmlichen Weg nach den Salzbergwerken hinauf stiegen. Da lag die blühende Landschaft wie ein Miniatur-Gemälde zu unseren Füßen. Der Blick schweifte ungebindert durch das weite, fruchtbare Thal mit seinen hundert Dörfern und Schlössern und Höfen, er begleitete die rauschende Salza bis hinunter zu dem vielthürmigen Salzburg, und verlor sich endlich in Baierns gesegneten Gefilden. Mit jedem Schritte wechselte die Aussicht, bis zuletzt die ganze Landschaft hinter dem Bergrücken verschwand, und die schöne Marmor-Kirche des Dürrenbergs vor uns lag.

Bald war der Berg vollends erstiegen, und wir bereiteten uns zur Einfahrt in sein durchwühltes Eingeweide. Jeder erhielt sein Bergmannsgewand, und so metamorphosirt zogen wir nach dem Freudenberge. Der Eingang ist in den Marmor gehauen, tiefer hinein sind die Gänge mit Holz gestützt. Nach einem langen, schauer-

lichen Wege, den uns das Grubenlicht nur sparsam erhellte, kamen wir an die erste Einfahrt in ein tiefer liegendes Werk. Die Art, wie man die Stollen befährt, ist von der in anderen Bergwerken gewöhnlichen sehr verschieden, und hat beim ersten Mahle etwas Aengstliches. Statt der hängenden Leitern sind hier zwei einen Schuh von einander stehende Bäume, die sich unter einem sehr spitzen Winkel in die Tiefe senken. Zwischen diese setzt man sich, hält mit der rechten Hand ein Seil, in der linken das Grubenlicht, und fährt mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in die Tiefe. So durchflogen wir in drei verschiedenen Absätzen hundert vierzig Lachter, und fanden zuletzt an der höchst angenehmen Bewegung so viel Geschmack, daß wir es bedauerten, daß die ungewohnte Fahrt so bald geendigt war.

Bei all dem Interessanten, was das Innere des Bergbaues darbietet, verläßt den, welcher nicht daran gewöhnt ist unter der Erde zu hausen, doch ein gewisses drückendes Gefühl nicht; man athmet schwerer, die Last des Gebirges scheint auf einem zu liegen, und man sehnt sich herzlich nach Gottes lieber Sonne. Gewiß, die Menschen, die sich in die Erde vergraben, um für uns ihre Schätze heraus zu hohlen, sie verdienten einen besseren Lohn, als diese armselige Fristung eines mühevollen Lebens; sie müssen viel entbehren! für sie sind die Reitze der Natur verloren, und ich glaube nicht einmahl, daß der Sinn für ihre Schönheiten in der Seele eines Bergmannes sich erhalten kann. —

Nur der dumpfe Hammerschlag der Bergleute, oder das Rollen eines Schubkarrens, der den Schutt wegschaffte, unterbrach zuweilen die Todtenstille in diesem weiten Grabe. — Das merkwürdigste, was wir in dieser unterirdischen Welt fanden, waren für uns die Sinkwerke, große Höhlen, durch das in die ausgehauenen Gänge eingelassene Wasser gebildet: dieses löst das Salz auf, die Erdtheile fallen zu Boden, und so erweitert sich nach und nach der Gang in ein geräumiges Gewölbe, das sich durch den Niederschlag immer mehr nach der Oberfläche des Berges erhebt. Eines dieser Sinkwerke soll, wenn ich mich noch recht erinnere, die ungeheure Quantität von sieben hundert tausend Eimer fassen. Man beleuchtete uns diese unendliche Gruft mit vielen Kerzen, der Effect war indessen nicht so groß, als wir ihn nach den vielleicht übertriebenen Beschreibungen erwartet hatten. Das Licht brach sich zwar hier und da in den Salz-Krystallen und spielte mit allen Farben des Regenbogens; im Ganzen verbreitete es aber nur einen düsteren Schein durch die schauerliche Höhle, die kaum sechs bis sieben Schuh Höhe hat, und in jedem Augenblicke den Einsturz zu drohen scheint. Wir eilten bald wieder hinaus und suchten die Oberwelt.

War die Einfahrt in den Berg merkwürdig, so ist es die Ausfahrt nicht minder. In einem tausend Lachter langen Grade bestiegen wir eine Wurst; der Führer beleuchtete die Nacht mit Holzfackeln; zwei Knappen spannten sich an den Wagen, und mit pfeilschneller Geschwindigkeit flogen wir die schiefe Fläche hinunter. Die geringste Bewegung rechts oder links würde uns an dem Gesteine zerschmettert haben. Von fern fiel der Tag wie ein goldener Punct in die Höhle, und plötzlich befanden wir uns im Freien; das Auge erblindete vom ungewohnten Glanze der Sonne, und nur allmählig ertrug es wieder das wohlthätige Licht, das ihm fremd geworden war. Wir nahmen zum Andenken einige Stücke Steinsalz mit, das hier fast von allen möglichen Farben gefunden wird, und eilten den Berg hinab in das reitzende Salzathal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Phantasus *).

Erster Gesang.

Aus vollem Horn, wie schön und mütterlich
Ergießest du, Natur! den milden Segen? —
So weit mein Auge strahlt, wohin es immer sich
Verliert, auf nah und fernen Wegen,
Kommt deine Liebe ihm entgegen.
Im weichen Moos', das üppig unter
Dem Fuße mir eilt zu entsprießen;

*) Die Redaction der Aurora glaubt diesem Gedichte, trotz seines größeren Umfanges, den Platz hier aus mehreren Ursachen nicht versagen zu können. Es hat einen Künstler zum Verfasser, der schon vor vielen Jahren die literarische Bahn nicht ohne Ruhm betrat, und in dem die edlere Kunstansicht, wie sie jetzt in einigen gemeinschaftlichen Kreisen aufblüht und treibt, schon lange in männlicher Reife aufbewahrt lag. Schade, daß zufällige lastende Verhältnisse und der prosaische Ernst des gemeinen, bürgerlichen Lebens — wozu der Kampf mit Krankheiten mancherlei Art kam — seine schönste Zeit mit Frost und Hagelwetter schlug, und ihn seine Probleme, wie sie vor seinem Geiste standen, practisch zu lösen hinderten. Die Verlagshandlung dieser Zeitschrift wird nächstens in den Stand gesetzt seyn, das Publicum mit einem interessanten Erzeugnisse dieses kunstgenährten und vielerfahrnen Mannes zu überraschen.

Im grünen Laubdach hier, wo froh und munter
Die kleinen Sänger hangen, zwitſchernd mich
Umflatternd; in dem Schmelze jener Wieſen,
Die täglich Flora's Hand voll neuer Blumen ſtickt;
Im Ambra-Duft, mit dem dein Hauch mich ſüß erquickt —
Erkenn' ich dich, Natur! Vom Strome deiner Wunder
Fühl' ich ergriffen mich, dem Irdiſchen entrückt.

Horcht, wie dort ſprudelnd vom umrankten Fels herunter
Die vollen Krüge der Najaden fallen;
Wie froh durch's weite Thal die Silberwellen ſchallen,
Bis ſie der See empfängt, zu dem ſich, ſchön geſchmückt
Gleich einem Bräutigam, herab der Hügel bückt.

Gleich Flocken ſinkt ein leichter Blüthenregen
Hin auf den Waſſerfall weit ſchimmernd hell;
Und ſeine Beute durch die Fluren ſchnell
Trägt nun der Bach mit lautern Wellenſchlägen. —
Wie alles vor mir eilt und ſich verwirret
In reger Freude, wie um Feld und Au
Die Biene ſummt, der braune Käfer ſchwirret,
Und an dem Waſſerſpiegel, roth und blau
Der Buttervogel tanzt und irret? —
Und tief im Graſe blinkt und hoch in Lüften ſchwebt
Die kleine Schöpfung, grün und grau
Und gelb und weiß geſchmückt; im ſchönen Bau
Vollendet, alles lebt und webt,
Und trägt ſein Daſeyn froh zur Schau.

Wer leitet meinen Blick? Wo trägt es mich hinan? —
Zerriſſen iſt die Binde, und ich ſtehe
Verklärt auf lichter Sternenbahn.
Die Heiligthümer ſind mir aufgethan;
Der Wonne Taumel faßt mein klopfend Herz; ich ſehe
Dein Strahlenantlitz, ewige Natur! —
Ein froher Sturm trägt von des Himmels Höhe
Zur Erde dich, und deines Fluges Spur
Bezeichnet Wohllaut, Kraft und Leben.
Du haſt ſie neu geſchmückt, und trunkne Anger heben
Altären gleich die grünen Schultern, ſtreu'n
Dir tauſend Blüthenkränze; Thal und Hain
Durch die ihr Silberband die Ströme ſchlängelnd weben,
Begrüßen dich jetzt laut; der Heerden muntre Sieh'n
Begegnen blökend dir! der Vögel Chöre ſchweben
Herab, und brüllend ſchmiegt an deinen Wagen
Der gelbe Löwe ſich, der zott'ge Bär,
Und an der Meute ſtolz vorüber jagen
Die königlichen Adler her —
Sie alle ſind benannt, dein ſüßes Joch zu tragen.

Ein Himmelskind haſt du geboren
Mit Uranus, deß zarte Hand
Die Sternenleier rührt, das dir am leichten Band
Auf allen Pfaden folgt, daß nie verloren
Dein Segen geht; in ihr haſt du, geſchmückt
Mit allem deinem Reiz, dein Bildniß abgedrückt.

Sie kommt! die Harmonie — Welch ſüßer Lebensdrang
Durchzittert mir das Herz? Es ſchwebet
Vor dir ein ſchöner Herold her — Geſang,
Der jede Nerve ſpannt und neu belebet.
Geſchlagner Saiten Jubelklang
Verkündet dich; es bebet
Kein Lüftchen; alles horcht, der Flüſſe raſcher Gang
Hält an, der Lieder Chor verſtummt; es rauſchet
Kein Blatt im Walde; Aug' und Ohr,
Steht jede Creatur. So lauſchet
Auf Flora's Schritt der Lenz; ſo ſtand am Lebensthor
Deukalions erſtaunte Saat wie trunken.

Wer hat ſo ſtark zum Jubel und ſo voll
Geröſtet dich? Wer hat in dich den Funken,
Den ſüß entzündenden, gelegt? Wo quoll
So rein der Wolluſtborn, und welchem Stern entſunken
Iſt dieſes Zauders Himmelsſtrahl? —
Auf Silberflügeln, wie im Siegeswagen,
Seh' über Blumen ich dich hingetragen.
Und wie du nahſt, iſt alles ſchon durchdrungen
Von Wonne, jauchzt und ſingt mit allen Zungen
Loblieder der Verſchönerinn
Des Daſeyns, der Eröffnerinn
Des Freudenquells, wie keine ſonſt erklungen.

Heil dir! verlaß uns nie; doch nimm auch heute
Mit dir den Phantaſus, den du
Am Blumenufer einſt in ſüßer Ruh
Dem liederreichen Pan gebarſt. Vereint kommt beide
Mit aller eurer Fülle mild und rein.
Was unſre Herzen edler ſchmücket,
Was hoch in Seligkeit entzücket,
Des Lebens Blume ſprießt aus euch allein.

Wo weilt der Gaukler noch? Wo in den goldnen Sand
Drückt raſch ſein Fuß die leichte Spur? Wo ſchwellen
Die Morgenlüfte noch ſein ſchimmerreich Gewand?
In welches neuen Lichtmeers Wellen
Taucht er den Purpur-Nacken? Ha, es lacht
Dem Zögernden vielleicht die Pracht
Von Iris Farben. Oder ſchallen
Ihm neue Töne vor? Schon fallen

Im Sturm des Waldes, in der Fluthen Schlag
Die Titaniden, und der helle Tag
Verſchließt ſich über ihnen, und tief hallen
Des Orkus Höhlen nach. — O kehre bald,
Vom Schimmer rings umfloſſen, mit den braunen
Geflammten Locken; gib der zärtlichen Gewalt
Der Mutter nach! Dich ruft der laute Wald,
Dich ruft mein Herz, du Führer holder Launen.

Seht hin, liebreitzender Geſtalt
Hüpft durch die Büſche dort der Lächelnde, umgeben
Von tauſendfarb'gem Larventanz, hervor,
Halb Knab' und Mädchen; an dem Rücken ſchweben
Ihm Amors Schwingen, hinterm Faunen-Ohr
Der Schmetterlinge Flügel. Seht! ſchon heben
Die Wunder-Gruppen, Bienenſchwärmen gleich,
Sich um ihn her. — So ſtand vor dir das Reich
Gebildeter Ideen, mein Angelo. Es weben
In mir die Fäden ſich ſchon an, ein inn'rer Drang
Treibt mich. O Harmonie! dein ſüßer Klang
Schenkt jeder Bildung Wärme, Licht und Leben.

Zu welcher Scene ladet ihr mich ein? —
Soll ich die Tiefe eurer Macht ergründen? —
Du weißeſt ſelbſt, o Phantaſus! mich ein
Zum Prieſter, deine Wunder zu verkünden?
Mit Zittern folg' ich dir ins Heiligthum; ſchon bricht
Wie aus der dunkeln Nacht der glüh'nde Funken
Entgegen mir ein Zauberlicht;
Und ſieh! ich ſchwebe wonnetrunken
An einer neuen Schöpfung Rand.

Was öffnet ſich dem Blick voll Staunen
Hier für ein fremdes Feenland? —
Auf Traubenhügeln ſchwärmt ein Volk von Faunen
Mit krummgebognem Stab' und Rehefellen,
Und dop'pen Hörnern, die der Stirn entſchwellen,
Vom kühlen Epheukranz umlaubt.
Und um der Nymphen Lilienacken ſchlagen
Die Arme ſie voll Luſt, und tragen
Die ſchöne Beute hin zum grünen Rand' der Wellen,
Wo man die Freude gibt und raubt.

Es weckt das trunkne Heer
Den Helden Baſſareus; der nun nicht länger mehr
In kühler Grotte ruht, der heiß're Klang der Schellen
Und Klapperbleche lernt um ihn. Seht hin, geweiht
Dem Scherze Cyprivers, ein neues Volk, mit hellen
Geflammten Augen, ähnlich Phosphor-Quellen,
Dem Bart und Fuße Amalthea leiht,
Hüpft meckernd ſchon voran. Dem Taumelzug' geſellen
Sich Greis und Jüngling zu. Schon hallt
Das lange Thal vom Lärm berauſchter Nymphen.
Dort kommt Silen in luſtiger Geſtalt;
Voll Muthwill packen ihn die Mädchen, ſchimpfen
Ihn faulen Winzer, necken ihn; er lallt
Mit ſchwerer Zunge: Gnade, und ſie ſchwingen
Die grün bekränzten Becher hoch, und ſpringen
Im Ringeltanze muthig Arm an Arm.
Aus Grotten, Quellen und von Klüften
Regt ſich noch mancher neue Lebensſchwarm,
Geweckt von euch, ihr Göttlichen! In Lüften,
Den Schmetterlingen gleich, ſchwebt über blum'gen Triften
Ein loſes Amor-Heer; mit Windeseil
Ziſcht hin in Cliria's Herz der ſcharf geſchliffne Pfeil,
Der Schmerz und Wonne trägt. Zum Wagen
Des ſchönſten Gottes kehrt den Blick ſie ſchmachtend, zieht
Mit Augen voller Glut ihn zu ſich, doch er flieht,
Und hin welkt in den jungen Tagen
Der Sonnenwende gleich, die wen'ge Wochen blüht,
Ihr Leben, und es wird die Quelle zarter Klagen.

Auch Bacchus, dem die Purpurwange glüht,
Fährt ihr herbei auf ſteilem Wagen. —
Ha ſeht, die wilden Tiger jagen
Voll Wuth den Abhang hin; was nicht entflieht,
Stürzt unter ihrem Fuß. Blutriefend ſchlagen
Die Räder auf den Fels, das dumpf der Abgrund tönt.
Ein Trupp Centauren ſprengt, mit Trauben reich bekrönt,
Dem Wagen vor und nach; auf ſtarken Rücken tragen
Sie ſchlanke Mädchen hin, die zu dem hellen Schall
Der Pfeifen und der Trommeln Wiederhall
Mit leicht gehob'nem Arm die Klapperbleche ſchlagen.

(Der Beſchluß folgt.)

Anecdote.

Im Jahre 1423 vertrieb ein gewiſſer Claude de Beauveir, Herr von Chaſteleux in Frankreich, die Räuber, welche das kleine Städtchen Cravan, ein Eigenthum des Stiftes von Auxerre, eingenommen hatten. Dankbar ernannte ihn das Stift zu ſeinem erſten Canonicus. Dem gemäß erſchien der Ritter ſtets im Chor in kriegeriſcher Rüſtung, geſtiefelt, geſpornt, mit dem Chor-Rocke angethan und über ihm das Degengehäng und den Degen; in der einen Hand einen Falken, in der anderen ein Baret mit einem weißen Federbuſche geſchmückt. Es ward ihm im Chor rechter Hand zwiſchen dem Pönitentiarius und dem Subcantor ſeine Stelle angewieſen.

1805. Nr. 90.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 2. August.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Fragmente einer Reisebeschreibung von der baierischen Grenze durch Salzburg und einen Theil Tirols.

(Fortsetzung.)

Das Salzathal.

Der ganze Weg durch diese zauberische Gegend gleicht einem Spaziergange durch einen englischen Garten. Kleine Wäldchen wechseln mit üppigen Saatfeldern; in Gebüschen versteckt liegen friedliche Dörfer, deren Thurmspitzen malerisch hervor ragen; zur Rechten hohe, waldige Gebirge; links in der Ferne gut angebaute, mit Bauerhöfen und Landsitzen geschmückte Anhöhen; die Salza beständig zur Seite, die sich schäumend über ihr Felsenbett hinwälzt, und über uns ein heiterer Himmel — ich habe die Natur selten so lachend gesehen, und mich nicht leicht froher gefühlt, als auf dieser Wanderung nach dem schönen Golling, das am Fuße der Gebirge ruht, die dieses Thal schließen. Warum müssen in diesem schönen Garten so viele unglückliche Geschöpfe leben, deren Anblick die Seele verstimmt, und ihr den Genuß aller dieser Reize verkümmert? — In diesem Thale fangen die Cretins — hier Feren genannt — an häufig zu werden: eine Abart des Menschengeschlechts, die eben so viel Ekel als Mitleid erregt — mißgestaltete, häßliche Gnomen mit einer welken, fahlen Haut, dickköpfig und triefäugig, als Kinder schon abgelebten Greisen ähnlich, und im Gesichte einen Ausdruck der Stupidität und Viehheit, der sich nicht beschreiben läßt. Noch hat kein Arzt oder Naturforscher ihre Entstehung genügend erklärt. Das Wasser und die Gebirgsluft können die Ursachen nicht seyn, denn die übrigen Bewohner dieser Thäler, besonders die Männer, sind ein schöner, kräftiger Schlag Menschen. Fast in jeder Familie findet man einen solchen Wechselbalg, und alle anderen Kinder sind gut organisirt und gesund. Diese ekelhaften Geschöpfe, bei denen ein anderes Organ ungewöhnlich stark seyn soll, pflanzen sich zuweilen unter sich selbst fort, sie theilen aber zum Glücke ihren Abkömmlingen nur eine ephemere Existenz mit.

Ehe man Golling erreicht ist etwa eine halbe Stunde vom Wege ab einer der prächtigsten Wasserfälle. Durch blühende Wiesen und Fruchtfelder und Gärten steigt man eine beträchtliche Höhe zum Göllengebirge hinan, über dessen Gipfel der Schwarzbach in drei donnernden Cascaden herunter schäumt. Oben wölbt sich der Felsen zu einem weiten Portale, hinter welchem der Waldbach hervor rauscht, und wie ein breites Silberband hinab rollt in die Tiefe, sich in einem Becken sammelt, und zum zweiten Mahle in die enge Kluft sich stürzt, die er sich seit Jahrtausenden ausgewühlt hat. Wir sahen in

der Folge mehrere Waſſerfälle, die dieſen an Größe und Höhe weit übertreffen, aber ſeiner und maleriſcher iſt keiner; die Natur hat hier gleichſam das Ideal aufgeſtellt, das keine ihrer übrigen Nachbildungen erreichen konnte. Vordem war der Pfad, der zu dieſem Heiligthume führt, äußerſt ſteil und unwegſam; der Prinz von Schwarzenberg, Domherr zu Salzburg, dieſer gefühlvolle Freund der ſchönen Natur, hat ſich aber um alle, die hierher wallfahrten, ein großes Verdienſt erworben, indem er einen bequemen Fußſteig herſtellen ließ, der ſich in mancherlei Krümmungen den Berg hinanwindet, und die abwechſelndſten Geſichtspuncte zur Betrachtung dieſes großen Schauſpiels darbietet. Hier und da ſind Ruhebänke angebracht, die man ungern verläßt, und doch immer höher hinauf getrieben wird, bis man endlich auf der Spitze des Berges dem Waſſerfalle gegenüber ſteht, und ihn in ſeiner ganzen Herrlichkeit überſieht. Unten am Fuße treibt der Bach eine Pulvermühle, die man wegwünſcht, weil dieſe Werkſtätte der Zerſtörung in der Nähe einer der ſchönſten Natur-Scenen dem Gefühle wehe thut, und mit den Empfindungen am Waſſerfalle einen allzu ſchneidenden Contraſt hervor bringt.

Nicht weit von Golling ſind die berühmten Oefen, eine tiefe Bergſchlucht, durch die ſich die tobende Salza hindurch zwängt. Ungeachtet wir von der Beſchwerlichkeit, die damit verbunden ſeyn ſollte, vieles gehört hatten, wollten wir ſie doch gern ſehen, und ein rüſtiger Gemſenjäger, der uns den Weg dahin völlig gefahrlos ſchilderte, erbot ſich zum Führer. Aber bald erfuhren wir, daß das, was dem kühnen Felſenbewohner ein leichtes Spiel iſt, für uns Söhne der Ebene eine halsbrechende Arbeit war, und wäre der Rückweg nicht eben ſo gefährlich als das Vorwärtsſchreiten geweſen, es hätte wohl keiner von uns die Oefen geſehen. Durch dichtes Geſträuche über lockeres Steingerölle kletterten wir an der ſteilen Felſenwand hinauf und hinunter; unter den Füßen wich das kieſige Erdreich; ein ſchwacher Strauch war oft unſere einzige Stütze, und ein Fehltritt hätte uns unausbleiblich in die grauſenvolle Tiefe geſtürzt. Wäre nicht jeder mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt geweſen, er hätte an den komiſchen Gruppen, die wir bildeten, ſich königlich ergötzen müſſen. Hier kroch einer auf Händen und Füßen, dort ſaß ein anderer zwiſchen zwei Felsſtücken und konnte nicht vor- noch rückwärts, bis ihm der Führer aus ſeinem Nothſtalle heraus half. Einer wand ſich ſtumm und ängſtlich am Abgrunde hin, der andere ſchimpfte auf den tollen Gemſenjäger, der uns die Sache ſo leicht geſchildert hatte, und ein dritter bravirte die Gefahr mit waghalſigen Sprüngen. So gelangten wir endlich an das Felſenthor, aus welchem die Salza, tobend über den gefundenen Widerſtand, hervor ſchäumt, und das furchtbar ſchöne Schauſpiel ließ uns der ausgeſtandenen Angſt und Gefahr vergeſſen. — Ein mächtiger Felſen hatte ſich dem Fluſſe quer in den Weg gelagert; ſeine Wuth durchbrach ihn endlich, vielleicht nach einem tauſendjährigen Kampfe, und nun wölbt er ſich über ihn wie ein hoher, majeſtätiſcher Triumph-Bogen. Die ſenkrechten Bergwände ſtehn ſo nahe beiſammen, daß ein kühner Springer hier über die ganze Salza ſetzen könnte, die unten in der gräßlichen Tiefe, auf welche ein ewiges Dunkel ſich gelagert hat, über ungeheure Felſenſtücke ſich donnernd fortwälzt. Ueber den Abgrund führt eine Brücke, die aus einem einzigen Baume mit einem ſchwachen Geländer beſteht. Hier ſchwebt man gleichſam in freier Luft, und ſieht in die ſchwindelnde Kluft hinunter und durch das ewige Felſen-Portal hindurch, und hört den wilden Strom herauf toſen, und ſteht wie ein Gezauberter an der gefährlichen Stelle, und vergißt über dem majeſtätiſchen Schauſpiele den Abgrund, der einen mit jedem Augenblicke zu verſchlingen droht.

Auf einem minder gefährlichen, aber noch immer ſehr mühſamen Wege erſtiegen wir vollends die Höhe, und kamen bei Brunneden, einer einſamen Capelle, wieder auf die vortreffliche Heerſtraße, vergnügt daß wir das gefährliche Abenteuer glücklich beſtanden hatten, und einſtimmig des Glaubens, daß das Geſchehene der Anſtrengung und der Angſt, die es uns koſtete, wohl werth geweſen ſey. Wir labten uns noch ein Mahl an der himmliſch ſchönen Ausſicht, die man von dieſer Anhöhe auf das prächtige Salzathal genießt, und ſtiegen in eine melancholiſche Tiefe hinab, wo uns zur Seite die Salza dem Felſenthore entgegen rauſchte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Phantaſus.

(Beſchluß.)

Doch welch ein Freudenfeſt beginnet hier? —
Kehrt Wonnemehrer dir! im frohen Tanz' der Stunden
Der Tag zurück, wo ſanft von Morpheus Macht gebunden
Auf Naxos Meeresſtrand, des Minos Schmach und Zier,
Die holde Ariadne du gefunden?
Gekommen iſt er — ja, Triumph! Schon zeigſt du mir
Die Nymphe, Phantaſus! vom Sternenland' umwunden
Ihr lockenreiches Haupt; ſie naht, ihr weicht die Schaar
Berauſchter Thyrſus-Schwinger; ſeitab ſpringen

Centaur und Satir; gleich dem jungen Aar
Schwebt Amor über ihr; was darf hier nicht gelingen,
O holder Liber? Ha! wie wallt dein trunknes Haar,
Da du den Arm ihr beutst, sich leichter aufzuschwingen
Zum stolzen Wagen. Ueberselig Paar,
Das Amor neu verknüpft mit immer süßern Schwingen,
Der Sonne gleich an Glanz, die Jahr an Jahr
In ew'ger Jugend reiht mit Chronos goldnen Ringen.

Wo Evan trägt — wohin mich deine Wuth? —
Der Taumel reißt mich fort und fort; mich packen
Des Pardels Klau'n. Wer führt durch Aetna's Glut
Mich aufwärts? Faßt Zeus Adler mich am Nacken
Wie Ganymeden? Oder tragen
Des Cerus Flügel mich? Fort ohne Rast
Geschleudert fahr ich hin. An deinem Wagen
O Starker! angespannt, gebunden, festgeschlagen
Wie Prometheus am Fels, wälzt über mir die Last
Sich hin, ich zucke, stürze schon
Von Klipp' zu Klippe fort, und hör' im Fallen
Noch über mir von Cymbel-Ton
Und wilden Bacchanal das ferne Thal erschallen.

Laß rasten Sohn der Harmonie! zu wild
Der Wuth im Sturme nicht den Zügel schießen.
Schon dränat, gleich unerschlachten Riesen,
Und taub für deiner Mutter Lyra, sich
Heran ein scheußlich Mißgebild,
Chimären nicht, und Pallas Schreckenbild
Unähnlich nicht, vor dem das Leben schnell entwich.
Und tiefen Abscheu's Schauder fallen
An's kalte Herz mir, halten's fest
Umflochten, Vipern gleich, die aus den blut'gen Krallen
Der Geier schüttelt auf sein hungrig Nest.

Nur du, o heil'ge Tochter der Natur!
Die du der Mutter reinstes Siegel
Auf jede Bildung prägest — Maß und Schnur
Reichst du dem Eilenden; mit allzukühnem Flügel
Verirr, ein Phaeton, im Fall' er Licht und Spur.
Du rufst, und wie im Zauberspiegel
Erwacht bei ihm ihr reizend Bild,
Das anmuthsvoll ihn lockt; da eilt er mit Verlangen —
Wie vom Gebirg' die Lämmer froh und mild
Zur Mutterbrust zurück — die Schönste zu umfangen.

Kein Lybien zeigt, kein Eis-Pol undankbar
Sich dir, o Zauberinn! und frische Blüthen hangen
Und Früchte, wo du dich hin wendest; Ambrosia
Rinnt Honig dir vom Fels; der schwarze Sitz der Schlangen
Schmückt sich nach deinem Wink zum Tempel blumenreich.
Du läßt sogar des Lebens frischen Zweig
An Lethe's Ufer blühn, auf Euridice's Wangen
Der Schönheit opfern, und im Reich'
Des Orcus Amors Liebeskränze prangen.

Welch großes Schauspiel rückt dort wieder her? —
Ein Thal, gleich Hagelsaat, voll weißer Steine!
Sind dieß von Phlegra's Kampfschlacht die Gebeine?
Ist diese Tanne da der blitzgeschlagne Speer
Des Himmelsstürmers? Dort die Klippe an der Ecke
Wohl Pallas Schädel? Jene Felsenstrecke
Des wilden Typhon Rumpf, der hier
Als ewige Trophäe gefesselt liegt? Wohl tausend
Gerippe liegen da gethürmt, und tausend
Zerschlagne Schilde noch; durch Nebel und durch Dampf
Zieht Geier her; sind es, o Jupiter! von dir
Die Schlachtgebilden, die zum Kampf
Sich heutegierig heben? Stürme sausen
Hohlsäudend nieder, Donnerwellen krausen
Und rollen schwer ins Thal. Beginnt vor mir
Die hehre Schlacht noch ein Mahl? Recken
Nicht die Giganten zu Olympos Höh'n
Schon die verwegnen Schultern? Banger Schrecken
Umfaßt mein Inneres. Sieh! da steh'n
Die furchtbarn Reihen; Fichtenwälder kränzen
Die Felsenstirne; blaue Ströme drehn
Sich unter ihnen weg zu Schlangenschwänzen.
Wie raucht ihr Odem! grimmig weh'n
Des Hauptes Locken ihnen nach! Wie lodern,
Dem Aetna gleich, die rothen Blicke! fodern
Olympos dich, dich ew'ges Götterheer
Zum Streit hervor. Du kommst. Schon rollet schwer
Dein eh'rner Wagen, Starker Schleuderer
Der Blitze! Furcht und Schrecken laufen
Weit vor ihm her, und Flucht und schneller Tod.
Zur Seite schießt dein Adler hin; dem Haufen
Der schnöden Frevler gilt sein Schrei Gefahr und Noth.
Die Klippen fahren wolkenan zersplittert
Vom mächtigern Hephästos. Horch! es kracht
Der Donner, und der Tag hüllt sich in Nacht; es zittert
Und dröhnt die Erde im Gebrüll der Schlacht.
Schon streckt Encelades nach Joris Donnerwagen
Die frech verwegnen Schultern, schnaubend Hohn
Wähnt er des Himmels Kraft geschlagen,
Er stürmt die Wolkenburg, und wirft den Pelion
Auf Ossa's Rücken jauchzend; doch getroffen
Vom schnellen Blitz' stürzt er, ihm rollet schon
Die Bruderrotte nach, er ächzt, gespalten, offen

Die ſchwarz verſengte Bruſt; mit Zagen
Ergreift und feſſelt an des Siegers Wagen
Die Frevler höh're Macht. Zur Seite weichen
Die Donner, und in hellerm Glanze ſteigen
Die Götter ſiegreich zum Olymp.

Ein ſüßer Klang
Tönt auf mein Innerſtes ſo ſanft herab; es bleichen
Gleich Wolken nach des Phöbus Niedergang
Die ſtarken Bilder weg: die Stürme ſchweigen,
Und lieblich ſchallt beim frohen Reigen,
Dem Flötenton' vermählt, ein Liebesſang.
Du führeſt, Phantaſus! begleitet von den Scherzen
Und Grazien hierher die Königinn der Herzen,
Die ſchöne Paphia, die Mutter ſüßer Schmerzen.
Preis dir, o Heiligſte! hier in dem zarten Chor
Der Schäferinnen. Nicht aus Thetis Schoß, dem hellen
Beperlten Schaume nicht, ſtiegſt du ſo ſchön hervor!
Aus meinem Innern hier, den unverſiegten Quellen
Der reinſten Wolluſt. — Wie der leichte Flor
Um ihren Buſen flieht, den Wellen
Des Schmerlenbaches gleich! Wie ſchwellen
Die Blumen unter ihrem Tritt' empor,
Sich ſchmiegend um den zarten Fuß! Wie ſäuſeln
Die jungen Weſte ſpielend durch ihr Haar,
Und ſchütteln, wenn ſie es in Locken kräuſeln,
Ambroſia herab. — O, ſeht nur Paar und Paar
Die Amoretten und die Nymphen; ſie bereiten
Dir Königinn! das Lager ſchon, dann leiten
Die Huldgöttinnen dich zur Ruh, doch, zart gerührt
Dein Buſen, nickeſt du mit ſüßem Winke
Dem Heſper, der den ſchönen Jäger zu dir führt,
Daß er am Himmelsbogen eilig blinke.

Wer hat, ſag' an, ſo zart dich hingeſtreckt?
Vecelli's Zauberſtab? Wie hingegoſſen
Von des Guglielmo Meiſterhand, umfloſſen
Von Zephyrs lindem Hauch' liegſt du, und reich bedeckt
Vom eignen Gold der Haare, o Cythere! —
Und wer hat über dir den Baldachin geſteckt?
Warſt du's, mein edler Balthaſar, die Ehre
Der neuern Kunſt, der leicht das Schwere
Zu heben weiß, den nie ein Tadel ſchreckt.
Vielleicht Bernini, reich an Witz, die Zier
Von Florenz? — oder du Albano, der die Chöre
Der Nymphen freundlich paart? Es ſind ja dir
Die Scherze alle hold, die deiner pflegen,
Und um dich reiten, wenn du malſt, auf ihren Bögen
Die Liebesgötter her. Vielleicht auch liebſt du hier
Die Hand, o mein Battoni, auserleſen
Mit einer Grazie auf alle Weſen
Zu ſtreun der Schönheit Blumen? Die
Klang nicht unſerm des Wohllauts Zauber, lange
Vorher gehörte Töne ſchallten im Geſange
Rafine's dir zurück. Vielleicht
Auch hat den Schmuck der luft'gen Purpur-Wände
Die holde Erato im Tanze leicht
Geordnet? Oder banden gar die Hände
Der Charitinnen fern von üpp'ger Pracht
Hier die Gewänder, daß im Fallen
Das eigner Schwere ſie natürlich niederwallen?

Ja! nun errath ich ihn; der zärtliche Vertraute
Der Muſen, Wieland iſt's, der mit der goldnen Laute
So oft ſie unter dieſen Myrthen
Verſammelt. Er, der Liebling aller Hirten
Iſt Schöpfer hier. Noch klinget hell
Von ſeinem Lied der Hain, Nadine! gierig reckt
Der Faun ſein lauſchend Ohr, der Satir ſtreckt
Den Hals, und ſchlürft mit Luſt am ſüßen Quell.

Seht, wie am Buſen dort der braun beſchwingten Nacht
Das kalte Silberlicht erwacht.
Der Göttinn Stirne ſtrahlt. Sie ruhet nie
Von Amors Pfeilen krank, in kühler Myrthenlaube,
Bei goldner Heerde nicht; nie horchet ſie
Dem ſanften Flötenklang'; beim frohen Saft der Traube
Erquickt kein Tanz ihr Herz, kein warmer Strahl
Durchdringt die Marmor-Bruſt. Mit ſchön geſchmückten Füßen,
Der Amazone gleich, bewaffnet eilt durchs Thal
Die Keuſche; leicht geſchurzte Nymphen grüßen
Beim Klang' der Hörner ſie. Saron zieht
Hinab die blut'ge Jagd; der Anger hallt
Vom fernen Ruf; der hohe Forſt erſchallt
Von Doggen-Laut, das Wild erbebt und flieht.

Auf euren Wink, o Göttliche! entwallt
Dem blauen Ocean des Lebens raſcher Flug.
Es folgt der Saiten ſtarkem Zug'
Der Fluthen unbegrenzte Macht,
Und türmet hoch ſich auf. In königlicher Pracht,
Den Dreizack ſchwingend zieht Neptun umher,
Der ſchwarze Delphin hängt in ſeinem Barte, ſchwer
Von ſalz'ger Fluth; er ruft vom hohen Muſchelwagen,
Den durch der Wogen Schaum fiſchſchwänz'ge Roſſe tragen,
Den heißern Stürmen zu, das blaue Heer
Tritonen, die die krummen Hörner blaſen,
Eilt ſchnell voraus, bezähmt iſt ſchon das wilde Raſen
Der Fluthen.

Und des Meeres heitrer Glanz,
Der Fiſche kreiſend Spiel, der Wellen Schall und Tanz
Huld dir, o Galathee! Stolz ſchwebſt du im Getümmel
Der Nereiden hin; es lacht der Waſſerhimmel
Zu deinen Zug herauf. Schon flicht ſich in den Kranz
Der Gaukelnden das jauchzende Gewimmel
Der Waſſer-Faunen mit dem Glaucus ein.
Im Silberſtrahle gleiten hin die frohen Reih'n
So ſchön und friſch geſchmückt
Als hätten aus Fameſe's Wunderſälen
Die Gruppen lebend ſich hierher gerückt;
Dem lauten Muſchelſchall vermählen
Sie frohe Lieder, und in Scherz und Eile tauſchen
Sie Kuß um Kuß.
Des Lebens Ströme rauſchen
Von allen Seiten höher, und es ſchwebt
Die Freude vor dir her, o Harmonie! es ſchallen
Dir neue Chöre, denn vor allen
Haſt du die Muſen ausgeſchmückt
Mit Zaubergeſang, den ſelbſt der Nachtigallen
Verliebte Kehle nicht erreicht. Schon ſtrebt
An meine Bruſt Olympos Glanz, ſchon klingen
Die ſel'gen Lieder — ach! das Glück
Des Lebens öffnet ſich — und ihre Töne bringen
Des Janus frohes Reich, die goldne Zeit zurück.

1805. Nr. 91.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 5. Auguſt.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Was ſoll aus unſerm Schauſpiel werden?

Die Menſchen wie ſie ſind und ſeyn könnten, nicht wie ſie ſeyn ſollten, muß der Schriftſteller ſich zum Gegenſtande machen, der ſein Schärflein zu ihrer Veredlung beitragen will. Wenn mein gutes — wenigſtens gut gemeintes — Wort einen guten Ort findet, wie mich das Sprichwort verſichert, ſo darf ich mich des lohnenden Bewußtſeyns freuen, nicht allein geſchrieben, ſondern gewiſſermahen auch mitgehandelt zu haben zum Beſten des Ganzen als ein tüchtiger Kosmopolitiker. Ich betrete hier freilich einen Weg, den ſchon viele vor mir gewandelt ſind, aber ich kenne meine Vorläufer eines Theils gar nicht, und anderen Theils — es mag meine Zerſtreuung oder ihre Inconſequenz daran Schuld ſeyn — habe ich beinahe rein vergeſſen, was ſie alles gemeint und geſagt haben. Die Quelle meiner Bemerkungen iſt aus meinem Innerſten entſprungen, und es iſt alſo ganz meine Schuld, wenn ich nicht das halbe ſchriftſtelleriſche Heiden- und Chriſtenthum, in die Form von kritiſchen Noten und Anmerkungen gegoſſen, meinem Texte unterlege.

Der Menſch, als ein ſeltſames Gemiſch von Thierheit und Göttlichkeit, wendet ſich immer wie das Heliotropium zu der Sonne, ſo zu Vergnügen und Freude. Nachdem nun die Göttlichkeit oder Thierheit auf der Wage des inneren Lebens überwiegt, erhebt er ſich entweder in den Sonnenraum eines edeln Vergnügens, oder vergräbt ſich, ein blinder Maulwurf, in den Boden, um da in dumpfem, thieriſchem Wohlleben hinzubrüten. Der Göttlichkeit nach und nach unter ihrer drückenden Laſt empor zu helfen, ihre Feſſeln zu löſen, daß ſie das ſchimpfliche Joch abwerfe, dieſe Lautmachung des inneren heiligen Klanges ſollte jedem Weltbürger überhaupt und jedem Politiker insbeſondere am Herzen liegen. Jahrhunderte arbeiteten ſchon und arbeiten noch an dieſem Experimente der moraliſchen Phyſik, daß Prometheus geſtohlner Funke nähmlich wieder lodere auf dem Altare ſittlicher Freiheit, und rein und keuſch emporflamme zu den verwandten Sternen. Um dieß aber glücklich zu bewerkſtelligen, ſollte man, glaube ich, die Menſchheit an ihrer ſchwächſten Seite faſſen, und ſich nur äußerſt zarter Motive und Vehikel bedienen. Und gibt es wohl eine ſchwächere Seite als da, wo die Sehnſucht nach Vergnügungen brennt, und gibt es zartere Motive als die elaſtiſchen Federn der Freude? Der Hang zum Vergnügen iſt ewig, er beherrſcht uns mit einer monarchiſchen Allgewalt, die er ſelbſt am Rande des Grabes noch ausübt, und die den lebensarmen Greis zum ſpielenden Kinde umgeſtaltet. Warum ſollte alſo der große Mann, dem die Gottheit

Millionen geſchaffner Weſen anvertraute, nicht dieſes blumenumflochtne Leitband ergreifen, um die freudedürſtende Menge hin zu lenken zu der reinen, hell aufſprudelnden Quelle. Die Pyramiden der Criminal-Acten, die aller Orten aufgethürmt ſtehen, bewahren wenig Verdammungsurtheile edler, für Vergnügungen empfänglicher Gemüther. Man kann wohl, wie Shakespeare ſagt, lächeln und immer lächeln, und doch ein Böſewicht ſeyn; aber freuen und immer freuen kann ſich nur der gute, ſittliche Menſch. Die Natur des Vergnügens iſt die der Tugend, denn beide quellen nur aus dem reinen, ungetrübten Borne des Lebens, der immer klar und ſpiegelhell erhalten wird und frei von dem häßlichen Laiche des Laſters. Daß ſich der Böſewicht an den Opfern ſeiner Schlechtheit freue, iſt eben ſo unrichtig als daß der Fromme mit frohem Antlitze das Elend des Böſen ſchaue. Dieſe ſo genannte Freude, dieſes Lächeln des Nichtswürdigen iſt nichts anderes, als ein convulſiviſches Verzerren des Nerven-Syſtems, ein gewaltſamer Rauſch der Selbſtbetäubung, und die Verzweiflung an ſich ſelbſt. Die reine Freude — von dieſer muß die Rede ſeyn, wenn auch das Beiwort wegfallen ſollte — iſt die lebendigſte Antinomie des Böſen; denn wenn ſie in ihrer erſten Anregung noch an der Schale des Materiellen klebt, ſo trennt ſie ſich, nachdem ſie durch ihre eigene Wärme gereift iſt, immer mehr und mehr davon, und übt ihre Schwungkraft in reineren Luftkreiſen. Das Schlechtwerden aber verſetzt die Menſchheit immer in eine regreſſive Bewegung, vergräbt den göttlichen Schatz immer tiefer und tiefer in die Schlacken des Materiellen, und ſo gelangt ſie zu ihren beiden Polen, die ſich nimmer vereinigen laſſen. Dieſe Regreſſion, oder dieſes Sinken der Göttlichkeit unter die Thierheit zu verhüten, dieſen intellectuellen Kampf der Gigenten gegen den Olympos ſiegreich für das Unſterbliche zu entſcheiden, ſey nicht weniger die Pflicht derer, die über Humanität und Philantropie ſchreiben, als jener, die in der Maſchine der geſellſchaftlichen Verfaſſung die treibende und bewegende Gewalt an ſich gebracht haben. Laſter und Verbrechen verhüten war von jeher eine würdigere Aufgabe der Geſetzgebung als — ſie beſtrafen.

Dem großen Haufen Geſchmack an blos intellectuellen Vergnügungen beibringen zu wollen, hieße wohl, ein zweiter Herakles die Ställe des Augias reinigen. Aber die Lebensröthen des Geiſtes, die Sinne, in einem freien Spiele mit dem inneren Leben zu erhalten, ſcheint doch nicht unter die Kategorie der frommen Wünſche zu gehören, und der philoſophiſche Politiker ſollte um ſo mehr nach dieſer Veredlung des aus ſich ſelbſt heraustretenden Lebens ſtreben, welches kühn den Fehdehandſchuh dem Scheine und der Täuſchung hinwirft, je mehr er überzeugt ſeyn muß, wie oft der äußere Sinn zu dem inneren zum Verräther wird, und wie dieſer oft um eine einzige Schmeichelei ſeinen Herrn und Meiſter verräth und verkauft.

Dieſen zu reineren Genüſſen zu locken, ſeine Empfänglichkeit zuſammen zu ziehen, damit durch die weiten Räume des elaſtiſchen Gewebes nicht auch das gröbere, das im Inneren zerſtörende durchdringe, daß ſeine Natur durch die feine, zarte Nahrung ſich veredle, daß ſeine Kraft nicht in Stein- oder Schwefelregen, in Erdſtößen und feuerwerfenden Vulcanen ausſtröme, ſondern in herrlichen Nordſchein, in Frühlingslächeln und helle Sommernächte ſich auflöſe — dieß ſey die Pflicht jedes politiſchen Oeconomen. So lange ſich das Phyſiſche des Menſchen, als Organ des Intellectuellen, aus ſeinem rohen Chaos nicht zur verſtändigen Einheit entwickelt hat, ſo lange Gaum und Magen die Stimmenmehrheit in der Rathsſitzung der Sinne behaupten wird, und die anderen mit verſchloſſener Kraft und in halbem Schlummer dieſe intellectuel-politiſchen Verſammlungen vergähnen werden, ſo lange wird wohl das Böſe ſeine Superiorität behaupten in der ungeſelligen Geſellſchaft der Menſchen. Denn immer mehr wird ſich der ſchwelgeriſche Sinn in dem Reiche der Thierheit verlieren, und ſeine ungezähmte Kraft die Gränzen, welche Religion und Staatsklugheit um jede individuelle Sicherheit zogen, ſpottend überſpringen. Wie kann der Sclave des Irdiſchen die heilige Frucht der Religion genießen, die ſeinen inneren Sinn für das unſchätzbare Geſchenk ewiger Freiheit ſchärfen ſoll? Wie ſoll der Menſch, der kein anderes Vergnügen kennt als die Süße des Wein-Pocals, das Elend der anderen empfinden und den Thränen der Armuth und Noth ſein Herz öffnen? Für den Kitzel ſeines Gaums verkauft der Neger an der Goldküſte Vater und Mutter, Weib und Kind, und ſein ſchwarzer Fürſt ſein Volk; ja wenn er im Rauſche alles hingegeben hat für das elende Gift, dann verkauft er noch ſeine eigene Freiheit und unveräußerlichen Menſchenrechte.

Schon die Natur hat dieſe Sinne auf eine niedrige Stufe geſetzt — können die Menſchen auch dieſe Hieroglyphen nicht enträthſeln? Wird man, was man ſeit Jahrtauſenden begann, nicht endlich auszubilden fortfahren? Wie viele Opfer verſchwendete das Alterthum nicht, um die Sinnlichkeit zu verfeinern, und die gröberen Theile über der Glut ſchöner Vergnügungen aufzulöſen.

Was that nicht Hellas, das für sich eine geschlossene Anthropologie liefert, da in seiner Geschichte die Menschheit alle Stufen ihrer Bildung auf und ab ging? Ist ihr kindlicher Sinn für das Schöne, ehe noch Lydiens und Persiens Schwelgereien den niederen Sinnen den Zügel der Sitten überlieferten, für uns nicht ein Ideal, dem wir glühend, wenn auch auf sentimentalem Wege, nachstreben sollten? Was that ihre Religion nicht, um diesen schönen Theil der Sinnenwelt, selbst in dem Kreise des so genannten gemeinen Lebens, prädominiren zu machen? Der schönen Tänze lebenreiches Spiel, die den Altar der Götter wie sprechende Blumenketten umzogen, der Tempel majestätische Pracht, in welchen sich die schöne Welt der Kunst erschloß, der Säulen riesenhafte Gewinde, der Götter unsterbliche Schaar, die kühn der Bildner vom hohen Olymp herab zog und in den harten Marmor schloß, der Liebeshauch der sanften Flöten, und dich, du schönster Sohn der Poesie, der die Menschheit in ein Meer melodischer Wellen taucht, himmlischer Gesang — euch alle belebte, mit euch umgab sich die edle Naivetät der antiken Religion, und was thut nicht noch die unsere für die Veredlung der Sinnlichkeit? Die hohe Vermählung des nordisch grotesken und südlich reinen Geschmackes im hohen Gewölbe der Kirchen, das schöne Reich der Gemälde, aus wundersamen Scenen des Himmels und der Heiligen hervor gerufen, die hohe Fluth einer auf stürmisches Hinreißen potenzirten Instrumental-Musik, die vom hohen Chore herabströmt in die geöffneten Gemüther, und von dem Geiste des Gesanges überflogen uns in wehmüthigen und frommen Gefühlen auflöst — welche edeln Schätze für den nimmer satten Geiz der ewig lüsternen Sinne!

(Der Beschluß folgt.)

Fragmente einer Reisebeschreibung von der baierischen Grenze durch Salzburg und einen Theil Tirols.

(Fortsetzung.)

Der Paß Lueg.

Es gibt vielleicht in ganz Deutschland keine wildere Gebirgskluft als der Paß Lueg ist. Zwischen zwei himmelhohen Felsenwänden liegt ein tiefes, finsteres Thal, das kaum weit genug ist, um die Salza aufzunehmen, die sich zwischen dem Gebirge hindurchzwängen muß. Ihr zur Rechten windet sich eine mit unsäglicher Arbeit angelegte Heerstraße hin, die bald am Bergrücken nur zu hängen scheint, bald über furchtbaren Abgründen schwebt, in deren Tiefe die Salza rauscht. Finstere Tannen und Fichten, mit welchen das ganze Gebirge bekleidet ist, vermehren noch das Schauerliche der Gegend, und die Sonne dringt nur wenige Stunden des Tages in diese ewigen Schatten. Kühn an den Felsen hingeklebt steht ein Wachthaus da, unter dessen Thore die Straße durchgeht; das Thal hat hier gerade Raum genug für die Straße und den Fluß. Das Wachthaus sollte seiner Bestimmung nach diesen Paß vertheidigen, und es ist in der That unmöglich, daß ein menschliches Wesen durch diese Schlucht dringen könnte, ohne diesen Posten passiren zu müssen. Indessen ist jetzt die Bewachung dieses Einganges zwei alten Invaliden anvertraut; die Befestigung ist von keiner Bedeutung, und im letzten Kriege wußten die Franzosen über die unwegsamsten Gebirge diese Enge zu umgehen, bei der, wie bei Thermopylä, eine Hand voll Menschen das zahlreichste Heer würde aufhalten können. — Ungefähr eine Stunde mag sich der Weg durch diese zerrissenen Bergwände durchziehen, die ehemahls ein zusammenhängendes Gebirg ausgemacht zu haben scheinen, bis die Salza sie durchbrach: am Ausgange des Passes kommt man an einen hohen Ofen, der zwischen waldigen Hügeln versteckt liegt, und über diesen erhebt sich malerisch das Bergschloß Werfen, und blickt herrschend in das sich erweiternde, romantische Thal. Diese Feste mag ehedem bedeutend gewesen seyn, jetzt macht sie nur eine reitzende Partie in dem schönen Landschaftsgemälde aus. Ihre Mauern und Thürme sind noch gut erhalten, wenige friedliche Invaliden dienen ihr zur Besatzung, und ihre Thore stehen offen und unbewacht. Am Fuße des Berges breitet sich der schöne Marktflecken Werfen aus, die Gebirge weichen hier auf beiden Seiten weiter zurück, und die Salza strömt durch ein gut gebautes, fruchtbares Thal, das sich eine kleine Strecke oberhalb des Ortes wieder verengert, aber seine romantische Schönheit beibehält.

In St. Johann, einem beträchtlichen Marktflecken, sahen wir eine kirchlich-militairische Feierlichkeit. Es war gerade Sonntag und Scapulier-Fest; ein heiterer Himmel lachte auf das schöne Thal herab, und festlich geschmückt zog alt und jung nach dem Marktplatze, von wo der Zug ausgehen sollte. Die junge Mannschaft hatte sich in ein Corps formirt, das sehr gut ins Auge fiel. Alle waren roth gekleidet, auf dem runden Hute schwankte ein grüner Eichenzweig, und jeder hatte seine Kugelbüchse, die er fertig zu handhaben wußte. Ein alter Bürger, durch einen Tressenhut und einen stattlichen Sä-

bel ausgezeichnet, commandirte die Scharfschützen, die in Reihe und Gliedern den Zug begannen und schlossen. Die Fahnen wehten stolz in der Luft, eine kriegerische Musik ertönte; singend zogen Mädchen und Weiber, Männer und Jünglinge nach dem Alter und paarweise geordnet, durch den Markt hinaus auf die Fluren, und bei den errichteten Altären gab das Schützen-Corps zu verschiedenen Mahlen donnernde Salven mit einer Genauigkeit, die dem geübtesten Militair Ehre gemacht haben würde. Ein reichliches Mahl und fröhliche Tänze beschlossen die Feier des Tages. Es war ein schöner Anblick, so viele weißgekleidete und frohe Menschen beisammen zu sehen. Die Männer sind durchaus ein schönes, kräftiges Volk, das weibliche Geschlecht hingegen schien hier seinen gewöhnlichen Beinahmen nicht zu verdienen, und wenn auch hier und da unter der Menge ein hübsches Gesichtchen zu finden war, so ward es durch den geschmacklosen Anzug ganz entstellt. — Dergleichen kirchliche Feierlichkeiten sind wahre Volksfeste, die man nicht ohne Theilnahme sehen kann. Man gönnt dem arbeitsamen Landmanne herzlich diese Lust, die er durch seinen mühseligen Beruf so sehr verdient, und man wünscht, daß bei der Einschränkung oder gänzlichen Abschaffung jener Feierlichkeiten doch an ein Surrogat dieser Vergnügen gedacht werden möchte, worauf sich das Landvolk das ganze lange Jahr über freut. Es verdiente gewiß die Aufmerksamkeit der Regierungen, zu einer Zeit, wo man mit Recht mehrere ländliche Feste vermindert, auf andere zweckmäßige öffentliche Belustigungen zu denken, und der arbeitenden Classe für jede Jahreszeit eine passende Feierlichkeit anzuordnen. Ein frohes Volk ist immer auch ein gutes und gut zu regierendes Volk!

Zwei Stunden oberhalb St. Johann steht in dem sich immer mehr verengenden Thale, nicht weit von der Straße, ein so genanntes Mifflons-Haus, einst für Mönche bestimmt, die der Verbreitung der Ketzerei im Erzstifte Einhalt thun, und die zum Protestantismus sich neigenden Salzburger zur allein seligmachenden Kirche zurück führen sollten — ein trauriges Denkmaal jener finsteren Zeiten, wo ein übel verstandener Eifer für Rechtgläubigkeit dem Lande unheilbare Wunden schlug, und ihm dreißig tausend seiner besten und fleißigsten Bürger entzog. Jetzt bewohnen Franciscaner dieses Haus, denen aber ihre Vorfahren nichts zu thun übrig gelassen haben. Es ist keine Spur jenes Lichtes mehr zu finden, das einst wie ein Wetterleuchten diese Thäler durchzuckte, und das salzburger Landvolk gehört jetzt unter die rechtgläubigsten in der ganzen Christenheit.

Noch zwei Stunden weiter, und man wird, indem man um einen hervorspringenden Felsen sich wendet, plötzlich von dem prächtigen Wasserfalle des Gasteinbaches überrascht, der bei dem Goldschmelzwerke von Lend sich aus dem wilden Gebirge hervorstürzt und unten mit der mächtigeren Salza vereinigt. Unvorbereitet auf dieses Schauspiel machte seine unerwartete Erscheinung einen desto stärkeren Eindruck, und obgleich der Fall keiner der höchsten ist, so wird er doch durch die Fülle des Wassers äußerst imposant. Mit Ungestüm stürzt der Waldstrom über die nackten Felsen und löst sich in Schaum auf, sammelt sich unten in ein weites Bassin, von wo aus seine krystallenen Fluthen noch die Werke der nahen Schmelze treiben, ehe sie ihren kurzen Lauf enden und ihren Nahmen verlieren.

Das Dorf Lend liegt etwas weiter zurück in einem romantischen Thale, das sich hier in einen Kessel erweitert und hinter dem Dorfe zu schließen scheint. Hier verließen wir die Salza, deren Laufe wir von Hallein aus ununterbrochen gefolgt waren, und stiegen mühsam die wilde, furchtbare Klamm hinan, die den Eingang in das Gasteinthal wie ein zweiter Paß Lueg beherrscht.

Des Dichters Schwur.

Bei des Sonnenrosselenkers Glut,
Bei des Phoibos goldgewobner Leier
Ist der Eid, der heilige, mir theuer,
Den ich laut jetzt schwöre reich an Muth.

Ueber meines innern Lebens Fluth
Schwebe in des Zartsinns keuschem Schleier
Meiner Muse jugendliches Feuer,
Nur dem Zarten werd' ich hold und gut.

Preise wer da will des Königs Thron,
Preise wer da will des Krieges Söhne,
Die des Glückes Schoße nie entfliehn;

Ich bin nur der schönen Muse Sohn,
Darum preis't ihr Saiten nur das Schöne,
Und der Kuß des Schönen sey mein Lohn.

G.

1805. Nr. 92.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 7. Auguſt.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Muſik in München.

Wenn es für den einzelnen Künſtler ruhmvoller iſt, nach neuen Lorbeern zu ringen, als ſich einen weich gepolſterten Richterſtuhl und Faulſeſſel aus denen zu bereiten, die andere für ihn geſammelt haben, ſo iſt dieſes auch nicht weniger für das Ganze der Kunſt von erſprießlichem Nutzen. Daß man ſich hier aber mit dem Ausruhen und vom alten Capital Zehren nicht begnügt, beweiſt der allgemeine Eifer, die wirklich leidenſchaftliche Theilnahme, die man an allem nimmt, was Muſik heißt. Es hat auch wirklich dieſer Zweig der Kunſt ſeit einiger Zeit wieder bedeutend gewonnen, und die ihm zu Theil gewordene Begünſtigung unſerer durchlauchtigſten Fürſtinn, unter deren Lieblingsbeſchäftigungen die Tonkunſt einen vorzüglichen Rang einnimmt, mag dazu nicht wenig beigetragen haben. Durch die Acquiſition des Herrn Brizzi ſcheint die Vocal-Muſik einen neuen Schwung erhalten zu haben, und vor kurzem erſt hörten wir ihn und Mariane Seſſi in der Clemenza di Tito. Die Reſultate ihrer beiderſeitigen Anſtrengungen konnten natürlich für uns nicht anders als höchſt intereſſant ſeyn.

Da der Nahme Seſſi hier nun einmahl genannt iſt, ſo dieße es des Rechtes und des Fremdlings Werthes nicht achten, wenn wir zugleich des Enthuſiasmus nicht erwähnen wollten, deſſen rühmliche Flamme durch das lebendige Spiel, die ſchöne Declamation und den tief ergreifenden Geſang der anſpruchsloſen Künſtlerinn in uns entzündet ward. Doch wollen wir uns weder in Vergleichung noch in Beweiſe und Demonſtrationen einlaſſen, indem ein Kunſtwerk nur durch das von ihm aufgeregte innige Gefühl erfaßt und begriffen werden will. Auch ſcheint es uns wirklich ein weſentliches Kennzeichen des Vortrefflichen zu ſeyn, wenn man von ſeiner Gegenwärtigkeit ganz durchdrungen, weder an ein anderes noch an eine Zuſammenſtellung mit demſelben denkt. Nicht das Erhabene coquettirend und poſſierlich nachäffend, ſondern im Bewußtſeyn innerer Kraft und im vollen Einklange mit jener unſichtbaren Welt, die wir nur durch unſer Sehnen nach ihr kennen, durchfloß ihre metallene Stimme das Reich des Wohllautes, und das gerührte Herz erbebte, wenn ſie ihr tiefes Leiden in den anſchwellenden und wieder hinſchwindenden Tönen liebend ausbildete, und man ſah um ſich, und ſuchte mitfühlende Seelen, und hätte denen nicht gut ſeyn mögen, die dieſe Luſt nicht mit einem getheilt hätten. Eine beſonders angenehme Erſcheinung für jene, welche nahe genug waren es zu bemerken, war die durch den Schmerz der ausdrucksvollen Geſichtszüge zart durchſchimmernde innige Freude — nicht über den todenden, ſondern über den au-

genblicklichen leiferen, aber aus der Tiefe des Gemüthes hervorgehenden Beifall, der sie öfters zu unterbrechen drohte. Es thut uns leid, die in ihrer Kunst so ganz und innig lebende Meisterinn nur ein Mahl gehört zu haben.

Was unser Orchester betrifft, so nähert es sich — Dank sey der gütigen Aufmunterung, die das Talent hier findet — der Vollkommenheit wieder, die es unter dem Nahmen des Mannheimer Orchesters einst so berühmt gemacht hat. Für jedes Instrument haben wir hier mehrere bedeutende Virtuosen, und Leben und Präcision im Ganzen wird man schwerlich an einem anderen Orte in höherem oder auch nur gleichem Grade finden. Die Besoldungen der meisten ausgezeichneten Mitglieder des Orchesters sind unter der jetzigen Regierung vermehrt, und noch über dieß ist eine jährliche Summe zur Aufmunterung für junge hoffnungsvolle Anfänger ausgesetzt worden. Auch geht man mit der Organisation einer musicalischen Pflanzschule um, und der Musik-Director Cannabich ist kürzlich mit dem Auftrage nach Paris gereist, die dortigen Conservatorien zu besuchen und zu sehen, was von dem Wichtigsten und Nützlichsten dieser Anstalten für Baiern anwendbar gemacht werden könne.

Unter solchen Aussichten läßt sich noch vieles hoffen, um so mehr, da unser Churfürst seinen Künstlern, theils durch Erlaubniß zu reisen, theils dadurch, daß sie in München selbst alle wichtige und merkwürdige Musiker hören können, Gelegenheit genug verschafft, sich auszubilden und mit der Zeit fortzuschreiten. So lockend diese Aussicht zugleich für fremde Virtuosen ist, so wichtig mag ihnen auf der anderen Seite die Bemerkung seyn, daß der, welcher sich in seinem Fache nicht besonders auszeichnet, ein Wagestück beacht, hierher zu kommen; denn der musicalische Geschmack sowohl des Hofes als des Publicums, unter welchem wir den zur Beurtheilung geeigneten großen Theil desselben verstehn, ist eben dadurch, daß man viel vorzügliches hört, so gebildet und geläutert, daß man wohl nicht leicht strengere Richter findet. Schon mancher, dem ein angemaßter übertriebener Ruf und Zeitungen und Journale die Lorbeerkrone aufgesetzt hatten, hat hier einige Zweige und Blätter daraus eingebüßt, und der Areopag, zu seiner Ehre sey es gesagt, ist — wenn nicht seltene zufällige Umstände eintreten, und die Aeußerungen seines Urtheils modificiren — streng und unerbittlich.

S.....

Was soll aus unserm Schauspiel werden?

(Beschluß.)

Man hat den Zusammenhang der äußeren mit der inneren Welt so ziemlich enträthselt. Je reiner und deutlicher jene Phänomene — daß sich die Glut der Empfindungen nähmlich durch äußere Einwirkung entwickle, daß ein Object in Vorstellung übergehe, und diese zur Empfindung transcendire, daß das Geistige im Menschen mit seiner Organisation zusammenhänge wie Wirkung und Ursache, daß der innere Sinn mit dem äußeren in einem rückwirkenden Verhältnisse stehe, daß mit einem Worte der Mensch der feinste Punct sey, wo Subjectivität und Objectivität sich vereinige, eine monarchische, unbedingte Individualität im Reiche der geschaffenen Wesen zu versichern — je reiner und deutlicher, sage ich, sich diese Phänomene aussprachen, je fester mußte man das Ziel bestimmen, der Weg zur objectiven Sittlichkeit, als der würdigste Strebungspunct der Politik, gehe durch die Vorhallen der Sinnlichkeit.

Die Religion ist freilich der Punct, in dem Philosophie und Poesie zusammentreffen, aber sie ist zu mystisch und vermöge ihrer Abstraction mehr geeignet die Ideen als die Empfindung zu beschäftigen, folglich kann sie nur mittelbar die Bildung der Sinnlichkeit betreiben, denn ihr unmittelbarer Zweck ist tiefer, und auf die Idealisirung des inneren Lebens gerichtet. Aber das Schauspiel ist seiner Natur nach ganz poetisch und spricht sich durch eigene Sinnlichkeit anschaulicher und vernehmbarer aus. Freilich muß hier der Politiker dasselbe idealisiren, und auf eine höhere Stufe, als es jetzt steht, potenziren. Denn so lange es uns weiter nichts reproducirt als unsere eigene Erbärmlichkeit, das Leben in dem negativen Verhältnisse mit unseren Umgebungen, so lange ist das Theater von einer Sittenschule weit entfernt, und die Identität einer Predigt mit einer dramatischen Vorstellung bleibt in sofern relativ, als man statt des alten Kothurnus nur Bänderschuhe in der Anschauung über sich findet. Man sage, ob ein Chor im Geiste des Sophokles nicht mehr Wirkung macht auf das menschliche Gemüth als stundenlange Kanzelvorträge. Diese reine poetische Philosophie über Menschen und Menschenschicksal, gerade noch auf dem Orte, wo sie ein Opfer ihrer eigenen Kraft oder des Spieles eines allmächtigen selbst Götter beherrschenden Wesens fiel, eingeströmt, den in Mitempfindung aufgelösten Gemüthern, wie viel Einfluß muß dieser zarte Bildungs-Proceß auf den Character einer Nation haben *)!

*) Welch ein kräftiger Muth das Kleine zu dulden muß die

Die Schauſpiele eines Jünger, Kotzebue, Ziegler und ſo vieler anderer ſind nur zu einem augenblicklichen Vergnügen geſchaffen. Ihr Zweck iſt, den Geiſt einige Stunden lang in einer apathiſchen Unthätigkeit zu erhalten, und uns auf unſere eigene Koſten zu beluſtigen, da unſere ſubjective Negativität uns wie ein ungeſtalteter Satir in die Augen ſpringt. Die Natur der Sittlichkeit geht hier den Weg, den die Kunſt gehen muß. So lange der Künſtler aus ſeiner individuellen Sphäre hervor tritt, und ſich nach dem Endlichen bildet, was ſich ihm am erſten opponirt, wird er um ſo fehlerhafter, je mangelhafter ſein Vorbild iſt. Die Tendenz des Künſtlers ſey das Unendliche. Hat er ſich ſein Unbedingtes ohne prüfende Wahl retardirt, und den Schein des Schönen für das Schöne an ſich ergriffen, ſo wird er bald auch die Einſeitigkeit ſeines Muſters liebenswürdig finden, und alle die Mängel dieſer häßlichen Liebenswürdigkeit werden ſich in ſeinen Producten naturaliſiren. So ſtrandet der Maler, der mit Copirung maleriſcher Vergehungen am ſchönen Geſchmacke oder mit der Nachahmung der Natur mit allen ihren zufälligen Verkrüppelungen, ohne ſie zu idealiſiren, ſeine Künſtlerlaufbahn beginnt, an den Klippen und Sandbänken der niederländiſchen Schule, über die nur hohe Genialität und glühendes Talent den Kunſtſinn gefahrlos hintragen konnte.

Man gebe dem Schauſpiele ſeinen urſprünglichen Adel, dem Luſtſpiele ſeine Geiſel, dem Trauerſpiele ſeine Kothurne und ſeine Krone wieder, und es wird mit dem Geſchmacke, als der feinſten Sinnlichkeit, auch die Sitte auf der Bahn der Bildung, mithin auf dem Wege der Vervollkommnung fortſchreiten. Der zarte Genius der Zeit wird ſchon verhindern, daß Schrecken und Entſetzen in Thaliens Tempel die werdenden Mütter nicht mehr krampfhaft ergreife, daß ein Sokrates nicht lächerlich gemacht werde, und die Tugend des Antiken wird ſich in dem Geiſte des Modernen rein und ſtark ausſprechen, ohne jene gewaltſamen Motive zu Hilfe zu nehmen.

G.....

Ueber National-Character.

Es wäre meiner Meinung nach zum Vortheil der ganzen Menſchheit zu wünſchen, daß man überzeugt würde, die Verſchiedenheit der Klimate, der Himmelsſtriche und des Erdbodens überhaupt habe eigentlich keinen Einfluß auf die mehrere oder wenigere Vollkommenheit der Geiſteskräfte ihrer Bewohner. Unſere tiefen Denker hätten ſich die kleine Mühe geben ſollen, den Laien zu zeigen, daß der von Natur noch ſo rüſtige Geiſt ſeiner eigenen erdlichen Perſönlichkeit und den ſie umgebenden anderen Perſonen nur in dem Maße kund wird, als ſeine Localität ihm Gelegenheit gibt, ſich zu üben, zu vervollkommnen und ſein Erworbenes anzuwenden, und daß dieſe Gelegenheiten mehr von der richtigeren Organiſation des politiſchen Gemeinlebens als von dem Klima und den übrigen phyſiſchen Beſchaffenheiten des Landes und ſeiner Bewohner abhängt. Freilich muß hier eingeſtanden werden, daß ein gelinderer Himmelsſtrich und eine fruchtbare Erde der größeren Bevölkerung vortheilhafter ſey, als das Gegentheil davon, und daß durch größere Bevölkerung unausbleiblich mehrere Geiſteskräfte in Gemeinthätigkeit geſetzt werden können; aber es bleibt dabei immer wahr, daß es auch auf das richtige Organiſiren dieſer größeren Geiſtesthätigkeit für die Localität ankommt, daß die Bewohner ſich ihrer phyſiſchen, politiſchen und moraliſchen Glückſeligkeit nähern oder ſich davon entfernen.

Wer erkennt noch ſelt den fünf letzten, der Revolution vorhergegangenen Regierungen Frankreichs den keuſch ſchwärmend ſentimentaliſchen und romaneſken Geiſtes-Character der Chevalerie dieſer Nation? In was für einem Contraſte ſteht das heutige ſüdliche Italien mit dem nach Größe aller Art ringenden Heldengeiſte des alten Roms, mit dem zart- und hochpoetiſchen Kunſtgeiſte deſſelben im Mittelalter? Seit lange her haben unſere Nachbarn in Nordweſten uns zum Vorwurfe phyſiſcher und moraliſcher Trägheit Anlaß gegeben. Kann aber eine Nation von Natur träg und ſtumpf ſeyn, die ſich lange Zeit durch kluge und hochherzige Seehelden, durch das muthigſte, behendeſte Schiffsvolk und ſeine ganze Marine überhaupt impoſant für ganz Europa und ſiegreich in allen Welttheilen ausgezeichnet hat? Von uns Deutſchen will ich keines weiteren Character-Zuges Erwähnung thun — weil ich ſelbſt beſorge, ich möchte, ich könnte nicht frei genug von Vorurtheilen ſeyn — als des einzigen, der mehr auf der Veränderung der phyſiſchen Conſtitution als jener der Geiſtes-Modification ſich zu gründen ſcheint. Unſere Vorfahren waren wackere Trinker, ſo daß der ſich wirklich eine Art von Anſehen und Würde erwarb, der bei feſtlichen Mahlen nach feſtgeſetzten Vorſchriften am erſten ſchnell und geſchickt ſeinen Becher leeren konnte. Daß dieſe phyſiſche oder ſittliche Eigenheit auf Veränderung des Klima durch Ausſhauen und Vermindern der großen Wälder, durch Anbauen und Einführen neuer Erdfrüchte aus fremden

Bruſt durchwallen, wo man das Große mit Gigantenſtärke tragen ſieht!

Gegenden und Weltheilen, ſich gründen könne, widerlegt ſich dadurch, daß ſich der größere Hang zum Weintrinken ganz deutlich, ſogar beim Volke, noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erſtrecke. Aeltere unter uns noch lebende Menſchen bezeugen dieß. Aber alle nur mögliche nach und nach entſtandene klimatiſche und Culturs-Veränderungen können keine in ſo kurzer Zeit bemerkbare Veränderungen hervorbringen. Aehnliche Unterſchiede bei erwähnten und anderen Nationen mögen gewiß noch mehrere aufgefunden werden. Hier nur noch einige Bemerkungen; in wie fern ſie mehr oder weniger im Zuſammenhange mit dem Zwecke des gegenwärtigen Aufſatzes ſind, möge eine richtigere philoſophiſche Völkerkunde entſcheiden.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Leben und die Kunſt.

Des Lebens Keim hat ſtrebend ſich erſchloſſen,
Der Strahl der Freude lockte ihn hervor.
Der Frühling war zur Hälfte kaum verfloſſen,
Da ſproß die Pflanze königlich empor;
Der Farben Chor hat innig ſich verbunden,
Und liebend ſie mit hohem Reiz umwunden.

Ihr Haupt erhebt ſie hoch in freie Lüfte,
Geküßt von Helios, des goldnen, Strahl,
Sie ſtreut dafür ihm dankbar ſüße Düfte,
Der Kindlichkeit, der ſchönen, Ideal.
Doch bald verſchwand der Mai, und immer höher
Erhebt ſie ſich, dem Aether-Dome näher.

Und ſieh, es fällt der glüh'nden Sonne Schwüle,
Gleich einem mörderiſchen Schlangenzahn,
Die Krone auf dem ſchlank entſproßnen Stiele
Mit wild zerſtörender Gewalt jetzt an.
Sie neigt ſich langſam, endlich ſinkt ſie nieder
Und küßt die mütterliche Erde wieder.

Ein neidiſches Geſchlecht von wilden Ranken
Umdüſterte mit Nacht die Liegende,
Und zog der Kraft ſich frei zu heben Schranken,
Es liegt beſiegt die ehmahls Siegende.
Was ſonſt mit Macht dem Aether zugeflogen,
Hat nun die Ohnmacht in den Staub gezogen.

Die Feuchte bleicht das reine Grün der Blätter,
Es welkt der ſchöne, zart gewobne Bau,
Die Wurzel ſtarrt; erſcheint nicht bald ein Retter
Von des Olympos diamantner Au,
So ſtirbt ſie hin, die reinſte der Naturen,
Und bald verweht ſind ihres Daſeyns Spuren.

Da öffnen ſich die überird'ſchen Hallen,
Es ſtrahlet des Olympos Majeſtät,
Die Schöpfung lauſcht. Zeus hohe Worte ſchallen,
Und kreiſend ſich das All noch ein Mahl dreht.
Die Erde und der Himmel ſchmilzt in Küſſen,
Bis ſich das neue Werk dem Schoß' entriſſen.

Es ziert die Stirn der Götterkunſt Siegel,
Ein Richtmaß hält die kaum geborne Hand,
Und ſo herab auf leichtem Zephyr-Flügel,
Schwebt die Geſtalt ins düſtre Sorgenland;
Ein Genius, belebt mit höherm Leben,
Sieht man ihn nun die Pflanze ſanft umſchweben.

Es welkt wie Gras vor ſeinem Strahlenglanze
Der Ranken wilde, mörderiſche Brut.
Ein neues Leben gießt ſich in die Pflanze,
Durch jede Faſer ſtrömt ein neuer Muth.
Die Poren öffnen ſich, die Säfte kreiſen,
Und kühn geſprengt der Ohnmacht Ketten reißen.

Und liebend hebt der wunderſame Engel
Die kaum erwachte Dulderinn empor,
In neuem Schmuck erſteht der ſchlanke Stengel,
Im Schmuck der Jugend, den er ſchon verlor;
Die Krone ſinkt nicht mehr zur Erde nieder,
Der ſüße Kelch ſtrömt neue Düfte wieder.

Und immer mehr an inn'rer Kraft gewinnend
Entwickelt ſich der ſchlanke Körperbau.
Der holde Genius ſieht freundlich ſinnend
Empor zu ſeiner Heimat goldner Au,
Als glaubte er, Zeus würde ſelbſt ihn loben,
Und ſieh! ein Strahl fleugt ſchnell herab von oben.

In ſchlanker Hoheit ſproßt indeß die Pflanze,
Durchdringt mit freudelndem Giganten-Muth
Der Lüfte Raum, bis hin zum Sternenkranze
Treibt ſie die heil'ge dithyrambſche Wuth:
Hier hüllet ſie in Wolken ihre Krone,
Und blühet auf an Dios goldnem Throne.

K...

1805. Nr. 93.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 9. Auguſt.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Ueber National-Character.

(Beſchluß.)

Nach allgemeiner Wahrnehmung der verſchiedenen Körper-Form und Hautfarbe der in verſchiedenen Himmelsſtrichen wohnenden Menſchen iſt man auf den Gedanken gerathen, das Menſchengeſchlecht ſey eben ſo wie die Thiergeſchlechter aus verſchiedenen Racen entſprungen. Dieſer Meinung werden mit Recht mehrere Bedenklichkeiten entgegen geſetzt. Auch kann es gar nicht als unmöglich gedacht werden, daß das Menſchengeſchlecht auf unſerer Erde nach deren hinlänglichen Vollendung mit einem einzelnen Paare begonnen habe, und daß ſpäter durch weitere Ausdehnung die folgenden Familien, die zum Beiſpiel in die mittäglicheren, heißeren Zonen auswanderten, durch immer anhaltendes Fortwirken der die Haut bräunenden Hitze, dieſe Hautfarbe den Bewohnern jener Länder, je nach dem Grade der phyſiſchen Einwirkung, mehr oder weniger eigenthümliche Unterſcheidung ward; wobei noch dieß dazu mag beigetragen haben, daß die ſchwangeren Weiber in der Zeitfolge mehr dunkel- als hellfarbige Menſchen ſahen, und daher ihre Empfindung und Imagination mehr zu Gunſten der dunkeln als der hellen Farbe beiwirkte. Wenn dieſe Muthmaßung nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit iſt, ſo darf auch eine andere gewagt werden, nähmlich: daß ſich der animaliſche Körper nach Verhältniß des milderen oder rauheren Klima's in ſeiner Zuſammenſetzung nach und nach dem Klima anpaſſend geſtaltet habe, alſo auch aus den nähmlichen Gründen, wie die Hautfarbe, nationelles Character-Zeichen ward. Sollte daher nicht vermuthet werden können, daß, da die eben angeführten nationellen Abzeichnungen durch die ungehinderten Einwirkungen der klimatiſchen Natur-Elemente entſtanden, dieſe Abzeichnungen ſich im nähmlichen Verhältniſſe bei den folgenden Generationen verwiſchen werden, als die Menſchen ihrem Menſchen-Inſtincte gemäß nach und nach vom bloß animaliſchen Leben ſich entfernen, und durch unausbleibliche moraliſche Cultur — auf welchem Wege die verſchiedenen Nationen ſich auch immer mehr vermiſchen — dem höher gebildeten Leben ſich nähern und dadurch unter allen Himmels-Zonen ſich mehr nach der höheren Menſchengattung uniformiren und äußerlich characteriſiren werden? Ueberdieß beſtätigt ſich täglich unter unſeren Augen die Wahrheit, daß Menſchen von ganz verſchiedenen Temperamenten und daraus folgender äußerer Geſtaltung, alſo ganz verſchiedenen äußeren Characteren, ähnliche Geiſteskräfte beſitzen, und mit denſelben ſich im ähnlichen politiſchen Berufe vortheilhaft auszeichnen, ſie alſo für das moraliſche und politiſche Glück ihrer Staatsgenoſſen nur verſchiedene Inſtrumente ſind, die zu der Harmonie und Melodie derſelben

Kunſt-Compoſition, jedes ſeiner verſchiedenen Natur nach, und je richtiger es im Einklange des ganzen Orcheſters geſtimmt iſt, ihre Aufgaben ausführen *).

Man weiß, daß da, wo viele Einzelheiten in ein großes Eins zuſammen verbunden werden ſollen, jedes Einzelne zur Geſtaltung und Erhaltung des organiſirten Einen entweder als ein Erſtes, Zweites, Drittes u. ſ. w. der Deutlichkeit halber benannt werden muß; daraus folgt aber nicht, wie die Beſchränktheit es wähnt, daß dieſes Erſte mehr als das Zweite und ſo fort, nöthig ſey. Dieſe unſerer beſchränkten Ueberſehbarkeit nothwendige Eintheilung von Erſten, Zweiten u. ſ. w. hindert nicht, daß der große Welt-Compoſiteur, der die vielſinnige und vielſeitige Kunſt allein ganz kennt, nicht einem der, nach unſerem Uebereinkommen, letzten Inſtrumente des großen Orcheſters, dem Virtuoſen zu lieb, eben ſo gut wie jedem anderen Inſtrumente, ein großes allſtimmiges Concert aufegte, bei deſſen Aufführung alle anderen Inſtrumente mehr und weniger wahrnehmbare, aber nothwendig untergeordnete Secondär-Mittel werden. Wenn daher ein Individuum eines ſolchen uns ſcheinbar untergeordneten Inſtruments bei Aufführung ſeines Concertes mit wahrer Virtuoſität, mit Geſchmack und organiſcher Gewandtheit deſſen Eigenheiten entwickelt und verkündet, ſo wird bei allen Individuen des ganzen Orcheſters und den muſikkundigen Zuhörern die Achtung dafür nicht geringer als für die anderen ſeyn, wenn gleich die Orcheſter-Diener und Blaſebalgtreter bei ihrer vorgefaßten Meinung von der größeren Vortrefflichkeit der Prime-Geiger — und geringeren Bedeutung der Contrebaſſe bleiben. Sie kennen die Rangordnung nur nach der Ordnung, in welcher die Stimmen nach einander aufgelegt werden. Dann wird ihnen auch das Herbeitragen des gewaltigen Contrebaſſes beſchwerlicher als das der Geigen.

*) Gott verhüte nur, daß nicht noch ganze große Orcheſter erfunden werden, die, wie eine Savoyarden-Orgel, nur einen rohen Menſchen zum Muſik-Director nöthig haben. Mit dieſem Geſchenke würde das mit Empfindung begrei-fende Ueben der Individuen aufhören, und der feinere Geiſtes-Accent aus der Wirklichkeit der Tonkunſt entfliehen. Was für Menſchen würden alsdann ihre Empfindung bis zu hoher geiſtig poetiſcher Compoſition erheben? Um dieſes Unglück in der Tonkunſt, in den bildenden Künſten und im ganzen Gebiete des Schönen zu verhüten, muß durchaus die höhere allgemeine Lebens-Philoſophie mehr befördert werden, damit durch die daraus abſtrahirte Kunſt-Aeſthetik das ſeelenloſe Orgeln aus dem ganzen Gebiete des Kunſtlebens verbannt werde.

Die Naturlehre hat uns deutlich überzeugt, daß im großen animaliſchen Naturleben, bei dem Menſchen ſowohl als bei allen anderen lebenden Geſchöpfen, die phyſiſche Organiſation durch das rauhere oder mildere Klima und die daraus ſich erzeugenden phyſiſchen Bedürfniſſe ſich ſo ordnet und geſtaltet, daß wiederum dieſes Rauhere und Mildere ihrer Wohn-Localitäten, das eine ſie weniger ſchwer und unthätig, und das andere ſie weniger zart und petulant characteriſire. Die meiſten Bewohner eines Landes oder eines Welttheiles verbleiben ferner mehr und weniger in ihrer Gegend, und genießen nach Verhältniß ihrer Verbildung und ihres Glückesbeſitzes immer mehr ausſchließlich ihre eigenen Local-Erzeugniſſe: da iſt es freilich ganz klar, daß aus dieſer Urſache ſchon die äußere Geſtalt, wenn auch bei immer zunehmender Verminderung, doch einen National-Character beibehalten muß.

Das Geiſtesleben hingegen erhält und pflanzt ſich auf ganz anderen Wegen fort. Bei den einzelnen Menſchen iſt das Begehren nach Geiſtesbedürfniſſen unendlich verſchieden. Wenn man auch annehmen will, daß jeder Menſch urſprünglich eben ſo viel Geiſt habe als der andere, ſo iſt doch erwieſen, daß einer ſehr viel zu ſeiner Entwickelung, ſeinem Wachsthume oder ſeiner Veredlung braucht, und ein anderer ſehr wenig. Dann wieder, daß der eine ſehr viel Hang und Begierde zu dieſer Veredlung zeigt, daher viel verlangt, ein anderer aber gar nichts. Dieſe Geiſteslebensgenüſſe müſſen nach den Geſetzen der Natur nicht immer augenblicklich zur Bedingung des geiſtigen Lebens, wie die des phyſiſchen, befriedigt werden. Im Gegentheile iſt hier die unbefriedigte Begierde darnach ſchon Interims-Nahrung. Dieſes Begehren nach unanimaliſcher Nahrung darf auch nicht ſo ungeſtüm ſeyn, weil ſie in ihrer beſten Miſchung und Verſchiedenheit nicht aus der Wohn-Localität zu erhalten iſt. Sie muß nicht durch einander nahe ſich befindende Individuen mitgetheilt, nicht durch andere Organe genoſſen, nicht durch andere verdauet und wieder in anderer Geſtalt anderen als Entſtehungsſtoff mitgetheilt und abgeſetzt werden.

Jede Geiſtigkeit des Individuums des einen Erd-Poles iſt der Geiſtigkeit des Bewohners vom entgegengeſetzten eben ſo zuträglich und ſeinem Geiſtesleben ſo angemeſſene Nahrung, als die Speiſe in einer Schüſſel zwei Brüdern am heimiſchen Tiſche genoſſen. In allen Zonen und Ländern gibt es nur eine Wahrheit und nur eine Natur. Die Erkenntniß derſelben iſt überall die nähmliche, die Mittheilung dieſer Erkenntniß befördert nur deren Quantität beim Mittheiler und beim Erkenner, aber nicht deren Qualität, die immer die nähmliche

iſt. — Wo die Mittheilung befördert wird, befindet ſich am meiſten Geiſteskraft und folglich am meiſten National-Macht.

Wenn Seereiſende auf einer unbekannten Inſel landeten, und die müßigen Paſſagiere im Inneren keine Salz-Gradier-Häuſer ſähen, und dann bei dem Küſtenbewohner ein gutes, einfaches Gaſtmahl genößen, das keinen Haut-gout hätte, und deßwegen glauben wollten, die Bewohner des Landes beſäßen kein Salz?

K.

Humanität.

Wir haben ſo viele Worte, über deren Begriffe wir noch nicht einig ſind. Die natürliche Folge hiervon iſt, daß jeder nach ſeiner eigenen, oft ſehr verſchrobenen Anſicht ſich Begriffe bildet, und daher der eigentliche Sinn eines Wortes ſehr verunſtaltet wird. Ob und wie oft dieß der Fall ſchon mit dem Wörtchen Humanität geweſen ſeyn mag, will ich nicht unterſuchen, ſondern mich begnügen, die ächte Bedeutung deſſelben aufzufinden.

Humanität iſt lateiniſchen Urſprunges. Die ganze Staatsverfaſſung der Römer war das ſprechendſte Bild der Humanität, wenn man ihren Sclaven-Stand abrechnet *), der aber überhaupt mit ihrer Bildung im grellſten Contraſte ſtand. Ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß, obgleich jetzt ſo ſehr mit dieſem Worte geſpielt wird, wir kaum den Schatten jener Humanität beſitzen, wie ſie unter republicaniſchen Helden im Umtauſche war. Freilich war ſie nicht ſo ſentimentaler Natur, wie diejenige, auf die wir uns ſo viel zu gute thun, aber ſie hatte deſto mehr inneren Werth. Alle Vorzüge, die bei uns geltend gemacht werden können, concentriren ſich in dem Glanze eines Fürſtenthrones. Was nicht von dieſem erhabenen Brennpuncte beleuchtet wird, und von da ſein Gepräge erhält, iſt verſchlagene Münze.

Der wahre Sinn des Wortes Humanität ließe ſich durch Gefühl für Menſchenwürde am beſtimmteſten erklären. Sie iſt eine holde Eigenſchaft, die aus dem Herzen quillt, und vor dem leiſen Ahnen höherer Kräfte in ſich und in anderen ihrer Gattung die Hand eines weiſen Schöpfers erkennt. Der reinſte Ausdruck der Humanität liegt in Fichte's Motto: „Was Menſchenantlitz trägt, ſey dir heilig."

*) Der aber in mancher Hinſicht viel Gutes hatte, und der die ungeheure Menge Bettler, die unſere neueren Staaten oft überſchwemmen, unmöglich machte.

A. des H.

Nur dadurch daß wir unſere Gattung ehren, ehren wir uns ſelbſt. Hat das ganze keinen Werth, ſo haben die Theile ſchon zum voraus keinen. Gefühl für Menſchenwürde iſt uns alſo durch den Trieb nach Selbſterhaltung ſchon angeboren. Aber nicht bloß die einfache Würde als Menſch iſt es allein, der wir Verehrung durch ein humanes Betragen zollen. Je mehr das Individuum ſeine Bildungsfähigkeit benutzt, je mehr es dieſe angeborne Würde durch Veredlung ſeines Weſens erhöht, deſto mehr muß die Achtung ſteigen.

Humanität iſt es, das Verdienſt, wo es immer ſey, zu ſchätzen; Thorheit aber, nur für das Gepräge Sinn zu haben, das zufällige Verhältniſſe gleich einer Münze aufdrücken, und das nicht ſelten gleich jener der hohen Garanten Lügen ſtraft.

...ſt.

Beitrag zur Kraniologie.

Galls Kraniologie iſt jetzt die Puppe, mit der die elegante und litterariſche Welt ſpielt; denn einer Puppe bedarf ſie, wie das Kind; es ſey nun Vaccination, Steinregen, Philoſophie, das gelbe Fieber, oder Hirnſchädel-Phyſiognomik. Es wird Ihnen alſo ein älterer Beitrag zu dieſem Mode-Studium nicht unwillkommen ſeyn.

Der Zufall warf mir ein Planeten-Buch mit — nicht ſchlechten — Holzſchnitten in die Hand; gedruckt im Jahre 1674.

Das vierte Capitel des fünften Buches handelt von den Stirnen, iſt mit vier Köpfen geziert, und folgenden Inhalts:

„Eine rundte auferhebte Stirn bedeutet einen freyen Menſchen gegen jedermann, freilich, eines guten Verſtands, und mit viel Tugenden umgeben."

„Eine glatte ebene Stirne, von Haut und Bein, ohne Runzeln, bedeut ein Menſchen, der leicht zanket, böß, betrogen, und doch mehr einfätig dann weiß."

„Der eine kleine Stirn hat, iſt einfältig, zornig, grauſam, begierig hübſcher Ding."

„Welches Stirn wohl rund iſt, und an den Ecken der Schläfe ausgedruckt, und bloß vom Haar, der iſt eines guten Verſtands, kühn in Böſem, hochmüthig, weltlicher Güter und Ehren begierig."

„Stirn in den Ecken der Schläf ſpitzig, der iſt ein böſer unbeſtändiger Menſch, einfältig und ſchwacher Begreiflichkeit."

„Welches Stirn an den Schläfen iſt von groben Fleiſch zuſammen gedruckt, der iſt ein ſtolzer, hoffärtiger, zorniger Menſch, eines groben Verſtands.“

„Welches Stirn gefaltet iſt, und in der Mitte Spält hat, der iſt einfaltig, hochmüthig, und hat doch böß Glück. Welches Stirn an allen Orten groß iſt, etwas rund und bloß von Haar, der iſt kühn, eines guten Verſtands, bößlistig, hochmüthig, zornig und lügenhafftig.“

„Welches Stirn faſt lang und hoch iſt, in die runde, alſo daß das Angeſicht gegem dem Kinn ſpitzig iſt, der iſt einfältig, ſchwach, und hat böß Glück.“

J. S.

Die Tageszeiten einer Unglücklichen.

Der Morgen.

Aurora fährt heran im goldnen Wagen,
Von Millionen Perlen glänzt die Flur,
Im Brautgewande lächelt die Natur,
Die Lerche ſingt, die Nachtigallen ſchlagen,
Des Frühlingsmorgens hehre Jugendpracht
Begrüßt der Glocken ländliches Geläute,
Und aller Weſen Buſen hebt die Freude. —
Ach! Ich nur bin zu neuem Gram erwacht.
Im Thau der Wieſen ſeh' ich alle Thränen,
Die ich in ſtiller Einſamkeit geweint —
Die Nachtigall — klagt um den fernen Freund,
Ach! nur mein Ohr vernimmt ihr leiſes Sehnen.
Und jener Glocken feierlicher Klang —
Er tönt mir meinen nahen Grabgeſang.

Der Mittag.

Hoch über uns ſteht auf azurnem Grunde
In voller Pracht des Tages Königinn.
Die Arbeit ruht, und mit vergnügtem Sinn
Begrüßt der Hirten Volk die Mittagsſtunde.
Der duftenden Caſtanien Blätterdach
Beſchirmt das Mahl, das Fleiß und Hunger würzen,
Und während Kuß und Scherz die Stunde kürzen,
Entbebt der Kranken Bruſt ein ſchmerzlich Ach.
Wie neid' ich euch bei eurem kargen Mahle,
Ihr Glücklichen! — die Milch aus irdner Schale
Macht Liebe euch zum reinen Nectar-Trank.
Die beſſre Koſt, mit Sorgfalt zubereitet,
Unangerührt ſteht ſie und unbeneidet,
Drum ach! ich fühle einſam mich und krank.

Der Abend.

Die Sonne ſinkt, des Hirten ſanfte Flöte
Erſchallt melodiſch in der ſtillen Luft —
Aus tauſend Blumenkelchen athmet Duft.
Es prangt der Apfelbaum mit hoher Röthe:
Der Zephyr, der in ſeinen Blüthen ſpielt,
Wirft, losgeriſſen, manche auf mich nieder —
Auch meine fielen — kehren nimmer wieder,
Es hat des Schmerzes Hand darin gewühlt.
Wie jene dort ſinkt meines Glückes Sonne,
Und mein Gemüth umfängt nun düſtre Nacht;
Das Schickſal, das der innern Schmerzen lacht,
Zerſtörte ſchnell den kurzen Traum voll Wonne.
Wann ſchließt dies müde Auge endlich ſich,
Von dem ſo lang' des Schlafes Balſam wich?

Die Nacht.

Der volle Mond mit ſeinem Silberſcheine
Strahlt freundlich wieder von der klaren Fluth,
Still iſt's umher; vom Schlaf befangen ruht
Ein jedes Weſen. Ich nur wach' und weine,
Kein Laut erſchallt, als nur das ferne Wehr,
Und meines Herzens ungeſtüme Schläge.
Kein Stern erleuchtet mir die dunkeln Wege
Des Lebens; Gram und Sehnſucht drückt mich ſchwer.
Wenn ich zum Mond die naſſen Augen wende,
Dann denk' ich ſeufzend, ach! und betend: „ſende
Nur einen Blick dorthin, mein ferner Freund!“
Umſonſt, du ſchlummerſt; meine Augenlieder
Flieht nur der Schlaf, und nimmer kehrt er wieder,
Bis endlich mir der letzte Schlaf erſcheint.

Bemerkung.

Ihr lacht, wenn ihr eine Gebetsformel der Derwiſche von der Claſſe der Seijah, einer Art Bettelmönche, leſet, welche alſo lautet: O Gott! verleihe mir fünf tauſend Goldſtücke oder fünf tauſend Reisklöße *).

Lachet nicht! man könnte euch leicht ähnliche Gebete, über die ihr nicht lachen dürft, und Gebete nach Schlachten aufweiſen, über die zu lachen euch die Menſchlichkeit verböte.

*) S. Mikoſch's Reiſe eines Polen nach der Türkei.

1805. Nr. 94.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 12. August.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Das Alpenhirtenfest zu Interlaken.

(Auszug aus einem Briefe.)

Gern, würdiger Freund! erfülle ich ihre schmeichelhafte Aufforderung, Ihnen einige Nachrichten über das schweizerische National-Fest zu Interlaken zu liefern. Außer dem Vergnügen, welches mir die Befolgung jedes ihrer Winke verursacht, kann es nur ein sehr angenehmes Geschäft für mich seyn, mir die näheren Umstände, welche dieses interessante Fest begleitet haben, wieder zu vergegenwärtigen.

Die reitzenden Gestade des Bodensees; das liebliche Thal, worin die gewerbsame Stadt St. Gallen liegt; das arkadische Appenzeller Land mit seinen überall malerisch umher zerstreuten einzelnen Wohnungen voll Reinlichkeit und Wohlstand; der hohe, mühsam erstiegene Riesenberg Sentis mit seinen beiden romantischen Seen und mit seinen langen Schneefeldern; die anmuthigen Thäler Toggenburgs, von bewaldeten Gebirgsketten umgürtet; der von düsteren Felsen umschlossene Wallenstädter See; die romantische Landschaft von Glarus mit ihren himmelanstrebenden Gebirgsmassen, deren Gipfel immer mit blendendem Schnee, oft mit dunkeln Wolken bedeckt sind; das liebliche Linthal mit seinen rauschenden Wasserfällen, trefflichen Obst- und Gemüsgärten, und mit seinen fleißigen, vor der Schwelle ihrer friedlichen Wohnungen am Spinnrocken beschäftigten Weibern; der hehre Gotthard mit seinem überraschenden Uebergange aus dem grausenhaften, von der wüthenden Reuß durchtobten Felsenschlunde der Schöllenen in das elysische Urserenthal; die im Schweiße unsers Angesichts und nicht ohne banges Herzklopfen erklommene steile Maienwand; der leider in neidische Nebel verhüllte Grimsel; das wahrhaft idyllenartige Haßlithal mit dem herrlichen Reichenbache, in dessen schäumend von der Höhe herabstürzender Wasserfülle sich die lieblichen Farben des himmlischen Bogens malen; der am Fuße der ungeheuren, mit ewigem Schnee prangenden Felsen des Wetterhorns, des Mettenberges, des Schreckhorns, des Eiger liegende Grindelwald, wo schmackhafte Erdbeeren und duftende Blumen neben hoch sich thürmenden Eiswölbungen gepflückt werden; das in nicht minder hohe Felsenmassen eingeengte, von der hehren, nie von einer menschlichen Berührung entweihten, blendend weißen Jungfrau beherrschte Lauterbrunnenthal mit dem, gleich einer ätherischen Lichtgestalt von einem beinahe tausend Fuß hohen Felsen herabschwebenden Staubbache — dieß, würdiger Freund! waren die genußreichen Gegenstände, welche der Weg in die Gegend von Interlaken meinem entzückten Auge und meinem zu dem hohen

Urheber alles Erhabenen und Großen in der Natur oft empor gehobenen Herzen darbot.

Nachdem ich mich eines Quartiers versichert hatte, ward die noch vor dem Feste übrige Zeit einem Streifzuge nach der reinlichen und freundlichen Stadt Bern gewidmet, welche in mehr als einer Hinsicht als die vorzüglichste Stadt der Schweiz angesehen werden kann; ihre reitzende Lage, ihre regelmäßigen Gassen, ihre schönen Gebäude mit den bequemen, gegen Regen und Sonnenhitze schützenden Bogengängen, ihre anmuthigen öffentlichen Spatziergänge mit den malerischesten Aussichten, und vorzüglich der biedere, edle, männliche Sinn, der — ein Erbstück der vorigen musterhaften Regierung — ihre Bewohner besonders zu beleben scheint, berechtigen sie, auf diesen Platz Anspruch zu machen.

Die Straße von hier nach Thun, welche mit wohlhabenden Dörfern und schönen Landhäusern besetzt ist, und durch trefflich angebauete Gegenden führt, welchen die hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Felsen Grindelwalds und Lauterbrunnens einen majestätischen Hintergrund bilden, war durch Kutschen, Cabriolets, Reuter und Fußgänger ungemein belebt, welche dem Schauplatze des Alpenhirtenfestes zuströmten. In den Wirthshäusern zu Thun war für treffliche Bewirthung, so wie in dem Hafen für bequeme Ueberfahrt der Schaulustigen bestens gesorgt. Eine in diesem Sommer so seltene Wohlthat, die heiterste Witterung, begünstigte die Fahrt über den schönen Spiegel des Sees, dessen hügelige Ufer mit Dörfern und Landhäusern, mit üppigen Wiesen, fruchtbaren Feldern und grünenden Weinreben geschmückt, dem Auge ein höchst anziehendes Gemälde darstellten. Die zu Neuhaus glücklich gelandeten Ankömmlinge vertheilten sich nun in die zu ihrer Aufnahme bestimmten Wohnungen, und versammelten sich zum Theil des Abends im Vorhofe des Amthauses oder auf dem grünen Rasen vor dem Wirthshause zu Interlaken, wo die aus verschiedenen Gegenden der Schweiz eingetroffenen Theilnehmer am Feste unter dem Schatten alter, ehrwürdiger Eichen und Nußbäume allerlei Vorübungen ihrer morgen zu zeigenden Geschicklichkeiten anstellten.

Das Thal von Unterseen und Interlaken, zwischen den kaum eine Stunde von einander entfernten reitzenden Seen von Thun und Brienz, am Eingange der Thäler von Lauterbrunnen und Grindelwald, gehört unstreitig zu den anmuthigsten Gegenden der Schweiz; treffliche Weiden, herrliche Obstgärten, fruchtbare Felder umgeben von allen Seiten die zahlreichen ländlichen Wohnungen, welche in diesem lieblichen Thale zerstreut sind; die aus dem Brienzer See in den Thuner See strömende Aar, über welche mehrere Brücken führen, bespült nordwärts den Fuß der hohen Gebirge, welche diese romantische Landschaft umgürten. Sie erhielt schon früh am Tage des Festes einen neuen Reiz durch die zahlreichen Gruppen von Herren und Damen, von Stadtbewohnern und Landleuten, welche dem Schloßhofe des in altklösterlichem Geschmacke erbauten Amthauses zu Interlaken zuwallten. Gegen neun Uhr erhob sich der Zug durch eine Allee von hohen, mehrere Jahrhunderte alten Nußbäumen nach dem zu dem Feste bestimmten Platze; ein Trupp Musikanten eröffnete ihn, dann folgten die Schützen, die Alphornblaser, die Schwinger, die Steinstoßer, die Sänger und Sängerinnen, endlich die Kampfrichter mit den Stiftern des Festes, an welche sich die zahlreiche Schaar Fremder aller Classen anschloß. Eine mit herrlichem Grün und lieblichem Blumenschmelze bekleidete, geräumige, ebene Wiese, von einem Kreise anmuthiger Hügel umschlossen, war der trefflich gewählte Schauplatz dieses Festes. Ueber einen dieser Hügel, auf welche sich zahlreiche Haufen von Landleuten gelagert hatten, ragten die Trümmer der alten Burg Unspunnen aus Gruppen von Bäumen und Buschwerk malerisch hervor; hinter diesen Ruinen erhoben sich die hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Felsen des Lauterbrunnenthals, unter welchen die majestätische Schnee- und Eis-Pyramide der hehren Jungfrau sich eben so sehr durch ihre blendend weiße Bekleidung als durch ihre Höhe auszeichnete. Um diesen von hohen Bäumen beschatteten Wiesenplatz waren hölzerne Bänke aufgeschlagen, auf welchen das schöne Geschlecht Platz nahm, während die Herren sich demüthigen Schäfern gleich zu den Füßen der Schönen auf die grünen Auen lagerten; am Eingange der Wiese waren mehrere Zelte errichtet, unter welchen der eßlustige Fremde mit Vergnügen zweckmäßige Anstalten zu seiner gastfreundlichen Bewirthung treffen sah. Vorräthe von Obst, Brot und Eßwaaren aller Art, so wie Fässer voll Weines waren an mehreren Orten aufgestellt, um für die Bedürfnisse der Landleute zu sorgen.

Das Fest ward mit Gesang eröffnet; mehrere Gruppen von Sängern und Sängerinnen ließen abwechslungsweise die Weisen und Lieder ihrer Heimat ertönen, worin sie in der einfachen Sprache der Natur das Glück des Hirtenlebens schilderten, oder die Großthaten ihrer Vorfahren ins Gedächtniß zurück riefen, und sich zur Nachahmung der Tugenden derselben ermunterten. Dann fielen die Alp- und Waldhörner ein, oder die Schützen machten das Echo der benachbarten Berge von dem Donner ihrer Gewehre wiederhallen.

Hierauf zeigten die Steinſtoßer ihre Kraft und Geſchicklichkeit, indem ſie theils einen in die Erde geſteckten Pfahl mit einer ſchweren eiſernen Kugel umzuwerfen ſtrebten, theils einen beinahe zwei Centner ſchweren Steinklumpen mit mannhafter Stärke auf die Schulter hoben, und zehn, zwölf ja wohl gar fünfzehn Schritte weit fortſchleuderten; endlich traten die Schwinger auf, mit einem um die Beinkleider gewundenen Gürtel; bei dieſem umfaßten ſie ſich mit ihren markigen Gliedern, und ſuchten ſich gegenſeitig in die Höhe zu heben und rücklings zu Boden zu werfen. Mehrmahls machten ſich zwei an Stärke und Gewandtheit gleiche Kämpfer einander den Sieg eine geraume Zeitlang ſtreitig, bis eine falſche Bewegung oder ein augenblicklicher Nachlaß der angeſtrengteſten Kraft den Ausſchlag gab; oft ſtürzten beide Ringer zugleich zu Boden, wo dann derjenige ſich für überwunden erkennt, welcher mit dem Rücken zur Erde geſtürzt wird.

Der ganze Morgen verfloß unter dieſen verſchiedenen Uebungen und Kampfſpielen, welche an die olympiſchen Spiele Griechenlands erinnerten. Die Zuſchauer der höheren Claſſen wurden hierauf unter die Zelte entboten, wo für die Bedürfniſſe des Gaumens mit freigebiger Gaſtfreiheit geſorgt war. Es wurden patriotiſche Geſundheiten ausgebracht, und in herzlichem Einklange Lieder angeſtimmt, welche Liebe zur alten, theuer erworbenen Freiheit und Unabhängigkeit athmeten, und Eintracht und edeln Gemeinſinn anrühmten. Mit erwärmtem Herzen kehrte dann die Geſellſchaft auf ihre vorigen Plätze zurück, und unter dem Schalle der Waldhörner erhielten nun die Sieger in den verſchiedenen des Morgens vorgenommenen Uebungen und Kämpfen aus den Händen ſchöner Damen die ihnen von den Kampfrichtern zuerkannten Preiſe, welche in ſchön geſchmückten Schafen, in Gewehren, in Kleidungsſtücken und in ſilbernen Denkmünzen beſtanden. Die ſchöne Welt verſammelte ſich des Abends in dem Amthauſe zu Interlaken, wo ein munterer Ball das Feſt beſchloß, während die Landleute ſich vor und in dem Wirthshauſe mit Kegelſpiel, Tanz und Geſang beluſtigten.

So endigte ſich dieſes Feſt mit heiterer, allgemeiner Zufriedenheit; fürſtliche Pracht und Verſchwendung zeigte ſich freilich nicht dabei, aber gewiß ließ der edle Sinn und das herrliche Local, in dem es gefeiert ward, bei jedem Theilnehmer angenehme Erinnerungen zurück.

Hatte die Hinreiſe dem Freunde großer Natur-Scenen vielfältigen Genuß gewährt, ſo war der Rückweg nicht minder reich an reitzenden Gegenſtänden. Die lieblichen Seen von Brienz, Lungern und Sarnen, die romantiſchen, herrlich bebauten Gefilde Unterwaldens, wo man ſich ganz in eine glückliche Idyllen-Welt verſetzt wähnen würde, wenn nicht die Brandſtätten von Stanz nur zu ſehr an die Gräuel neuerer Zeiten erinnerten; der maleriſche Vierwaldſtädter See mit ſeinen mannigfaltigen Felſen-Gruppen, das hochgethürmte Luzern, die anmuthigen Geſtade des Züricher Sees mit ſeinen zahlloſen Landhäuſern, wohlhabenden Dörfern, niedlichen Städtchen, und endlich das hehre Schauſpiel des Rheinfalls — welcher Schatz von hohen Bildern, von lieblichen Erinnerungen, nicht zu theuer erkauft durch manche Beſchwerde!

***

Parabel.

Endlich war Jupiter müde das ewige Gewimmer der unterdrückten Tugend und den Triumph des Laſters zu hören. Drei Mahl ſchüttelte er ſein Haupt, die ambroſiſchen Locken flogen um ſeinen Nacken, und der Olymp bebte. Strafe ſey — ſagte er, und ſtand vom Throne auf, daß die goldenen Stufen erklangen — komm donnertragender Adler und folge mir! Schon ſtand Jupiter auf einer Wetterwolke und ſah — daß mehr Schwachheit als Bosheit, mehr Irrthümer als Laſter, mehr Tyrannei des Herkommens als eigene boshafte Grundſätze auf der Welt ſeyen. Als er Weiſe bei der nächtlichen Lampe erblickte, die die Menſchen lehrten oder lehren wollten, und hungerten; als er die Miene des Dulders ſah, der mit dem Elende des Lebens beladen Gott pries — da wandte er ſein Antlitz, die Blitze entſanken der hohen Rechte, und eine Thräne fiel herab ins Meer. Thetis faßte ſie in einer Muſchel auf, und die Thräne ward zur Perle. Wenn Zevs nun zürnen will, und Wetterwolken ſich um ihn her verſammeln, ſo ſtreckt Thetis ihre Hände mit der Perlenmuſchel empor. Dann lächelt Jupiter, und unter ihm neigt ſich der ſiebenfarbige Bogen des Friedens.

Paradies.

Er flammt empor aus meinem Aſchenkruge
Der ewige, der unerſchaffne Geiſt;
Verweſung, Grab und Tod hemmt nicht im kühnen Fluge
Den Götterfunken, der vom Staub ſich reißt.

Veredlung iſt der große Zweck des Ganzen,
Löſt mild und freundlich jeden Zweifel, hebt
Der Zukunft Verhang, theilt die Wolken und Verpflanzen
Verklaret was hienieden blüht und lebt.

Verpflanzung iſt der Menſchheit leiſes Ahnden;
Veredlung, was ſie ſehnet, hofft und träumt.
Wohl ihr, daß in der Phantaſei geſchäft'gen Händen
Der volle Freudenbecher ewig ſchäumt.

Wohlthät'ge Phantaſei! mit Zauberſtrahlen,
Nach jedes eigner Laune, faſſeſt du
Ihm ſeinen Himmel ein; ihn freundlich auszumalen
Miſcht bunte Farben Bonzen-Hand dazu.

Der Bonze dreht an ſeinem Wunderkaſten;
Es gafft der meiſt ideenloſe Schwarm.
Im Schoße Abrahams ſieht hier der Chriſt ſich raſten,
Der Muſelman in einer Huri Arm.

Den Griechen trägt — o goldner Traum der Alten! —
Hier Charons Kahn ans liebliche Geſtad;
Entgegen ſchweben ihm die blühenden Geſtalten;
Entgegen winkt die Ernte ſeiner Saat.

Der Schwärmer ſieht ſich von der Gottheit Glanze,
Gleich Sonnenlicht, verklärt und beter an;
Der Dichter, ſich bekränzt von Grazien im Tanze,
Und jeder koſ't den lieben, ſüßen Wahn.

Ich dräng' an dieſe magiſche Laterne
Mich nicht; mir zeigt der Schutzgeiſt der Natur
Ziel der Veredlung dort in der azurnen Ferne;
Hier allenthalben ihre leiſe Spur.

Dieß Ziel iſt der Accord verwandter Seelen,
Wo die Empfindung Töne ſucht und gibt;
Die zauberiſche Muſik, der Laut und Noten fehlen,
Und die vereinet, was ſich faßt und liebt.

O Seligkeit, für die ich einzig lebe;
Die mir mein treuer Genius verhieß;
O Wonne, die ich ahn', nach der ich glühend ſtrebe,
Eliſium, Walhalla, Paradies!

J. S.

Miſcellen.

Ich kenne Leute, die ſich einbilden und viel darauf zu gute thun, daß ſie aufrichtig ſind und niemand kritiſiren, weil ſie von niemand Gutes ſagen; ſie glauben Haushälter zu ſeyn, weil ſie niemand etwas geben: geſcheute Leute, weil ſie an nichts glauben; ehrlich, weil ihnen keine Fallſtricke gelegt werden; tugendhaft, weil ſie nicht liebenswürdig genug ſind, jemand an ſich zu locken; ſie halten ſich für Denker, weil ſie nichts leſen, für Epicuräer, weil ſie gern Ganeleber-baſtete eſſen; ſie gehören niemand an, weder dem guten Geiſte noch dem böſen, ſondern ſich allein, und in ſchlimmere Hände hätten ſie nicht fallen können.

„Wenn das menſchliche Gemüth einen großen Antrieb erhält, bleibt es nicht wie ein bewegter Körper bei dem Puncte ſtehen, wozu man berechnete, daß die urſprünglich angewandte Kraft es führen werde. Unter dem Einfluſſe mannigfaltiger Urſachen wird es in ſeinem Schwunge gehemmt, oder durch einen neuen Anſtoß fortgetrieben, und erhält auf dieſe Art oft eine Richtung, die von der zuerſt beabſichtigten gänzlich verſchieden iſt.“

Dieſe richtige Bemerkung des großen Waſhingten könnten ſich diejenigen zu Gemüthe ziehen, die gewohnt ſind die Menſchen bloß nach den Regeln der angewandten Mathematik zu behandeln. Die Erfahrung lehrt auch, daß ſolche Pſycho-Mechaniker die Reſultate gewöhnlich ganz falſch berechnen, und als freiwillige, unaufhörliche Märtyrer ihres Syſtems nur in activer und paſſiver Unruhe das Flämmchen finden, das ihrem ſich ſelbſt verzehrenden Leben die Nahrung gibt.

Entſtehung der gelehrten Geſellſchaften in Frankreich. — Bis zum Jahre 1324 war in Frankreich nur die ſcholaſtiſche Theologie gekannt, die in Schulen gelehrt ward. Kein litterariſcher Körper beſchäftigte ſich mit angenehmeren Kenntniſſen. Um dieſe Zeit hatten ſieben Toulouſaner, dieſer langweiligen Monotonie müde, den Einfall, ſich von Zeit zu Zeit auf einem freien Platze vor Toulouſe zu verſammeln, und ihre Landsleute durch Briefe, in provenzaliſchen Verſen geſchrieben, zu ſich einzuladen. Sie unterzeichneten ſich, die luſtige Geſellſchaft der ſieben Troubadours, und verſprachen demjenigen Poeten, deſſen Verſe von der Geſellſchaft für die beſten gehalten würden, ein goldenes Veilchen. Romuald Vidal aus Caſtelnaudari erhielt den erſten Preis mit dem Titel, Doctor der luſtigen Geſellſchaft, im Mai 1324. Als die Geſellſchaft zunahm, gab ſie ſich Statuten, die Liebesgeſetze genannt wurden. Ein Aufgenommner durchlief Grade; er ward nach dem erſten gewonnenen Preiſe und nach gehörigem Examen Candidat, dann Doctor, und mußte alsdann verſprechen, der jährlichen Verſammlung beizuwohnen, wo, wie man es nannte, die Hauptluſt ausgetheilt ward.

Krieg zerſtörte den Garten der Geſellſchaft; ſie flüchtete nach dem Rathhauſe von Toulouſe, und nannte ſich nun das Collegium der Rhetorik. Die Preiſe vermehrten ſich, und zu dem goldenen Veilchen ward eine Roſe und andere Blumen hinzugefügt. Eine Toulouſer Dame, Clemence Iſaure, legirte eine Summe zu Preisvertheilungen, und machte ſich dadurch nicht wenig berühmt. Es wurden nun auch lateiniſche Oden, Elegien, Hymnen und Poeſien angenommen, die aber alle zum Lobe Gottes oder der heiligen Jungfrau ſeyn mußten, denn das nunmehrige Collegium gehaltete außer der Liebe zu Gott und der heiligen Jungfrau keine andere.

1805. Nr. 95.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 14. August.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Character in Kleidung,

als Nachtrag zu dem Aufsatze: Character in Hinsicht auf Kunst und das gebildete Leben.

Priesterkleidung.

Aus der am weitesten von uns entfernten und kaum bekannten Vorwelt wissen wir, daß ungeachtet der Einfachheit des Alterthumes der Sitten die im Cultur-Stande begriffenen Völker alle einen sehr auffallenden Unterschied bei öffentlichen, ganze Gesammtheiten betreffenden Handlungen in das Costüme der dabei vorhandelnden Personen gesetzt haben. Bei dem Cultus der Gottheit, als einer den Geist veredelnden und erhebenden Handlung, hat man mehr durch richtige Empfindung als durch Gründe sich überzeugt gefühlt, daß im Aeußeren der Priester als daher, von den andern Classen verschiedener Mittelwesen zwischen den Menschen und dem von ihren Sinnen nicht erreichbaren Allgeiste das Gewöhnliche der uns bekannten Menschheit durch hohe und vornehme Auszeichnung entfernt werden müsse. Dadurch geschah es auch, daß vermittelst des sinnlichen Eindruckes der Augen das Gemüth der im Tempel zum Anbeten Versammelten nicht zum alltäglichen Erdenleben herabsinken konnte. Bei allen Nationen, denen die Wohn-Localität durch Genüsse mehrerer Art das Leben versüßte, die das Gemeinleben beförderten und bildeten, haben die Priester sich immer bei ihren Berufshandlungen durch feierliche und kostbare Umgebungen ihrer Person ausgezeichnet. Diese Art sich auszuzeichnen bestand immer und überall darin, daß ihre gottesdienstliche Kleidung groß, weit und kostbar war, eine über alle niedere Berufsthätigkeit erhabene Bestimmung ankündigte, und immer mehr oder weniger von dem gewöhnlichen National-Costüme unterschieden war. In diesem immer im nähmlichen Sinne fortgesetzten Verfahren sieht man eine allgemein empfundene Ueberzeugung, daß man bei dem Dienste der Gottheit auch in jeder verschiedenen Begriffsform beabsichtigt habe, durch solche, Erhabenheit ausdrückende Umgebungen das Aeußerliche des gewöhnlichen Menschen zu verdrängen, und so die anbetende Menge durch die Sinne vom Gewöhnlichen abzuziehen, und desto eher in einen Zustand von hohen begeisternden Empfindungen zu erheben. Diese Gewohnheit hat sich von wer weiß wie weit her, in dem Judaismus, in dem indischen und griechischen Paganismus, von da in dem römisch heidnischen und von diesem in dem christlichen und mahometanischen Cultus — in diesem dennoch am wenigsten merkbar — beinahe ohne sehr merkliche Unterschiede immer fort, sogar bis in unsere Tage bei den Katholiken und den neugriechischen christlichen Secten fortgepflanzt und erhalten.

Man glaubt gern, daß wenn eine Sitte, eine Gewohnheit sehr lange und sehr allgemein sich erhält, wohl manches Gründliche zu deren Rechtfertigung anzuführen seyn werde, und es scheint auch als wenn diese, von Jahrtausenden her bei den Völkern aller Welttheile beobachtete Feierlichkeiten in den gottesdienstlichen Handlungen der Tempel, Moscheen und Kirchen, dieser Prunk mit Kleidungen und kostbarem Geräthe, Bildnerei, Musik und so vielen imponirenden Ceremonien schon dadurch, daß durch die äußeren Sinne das Gemüth über seine alltäglichen Erdlichkeiten erhoben ward, viel zu rein religiöser Empfindung beigetragen habe. Wenn dieser Meinung nicht gründlich widersprochen werden kann, so läßt sich auch nicht allerdings gut finden, daß man damahls, als die christliche Religion von manchen den herrlichen Stamm verunstaltenden Auswüchsen befreiet ward, so viele schöne Aeste, die ihm den Character des Lebensbaumes gaben, im Eifer auch mit abgehauen, und dadurch die Wohlthätigkeit seines Schattens und seiner Früchte für unser lechzendes Leben vermindert habe. Mußte man denn, um den Priestern ihre Hierarchie zu entwinden, sie auch zwingen, bei ihren kirchlichen Feierlichkeiten in dem nähmlichen Costüme, wie die übrigen Vornehmeren der Bürgergemeinde zu erscheinen *)?

Auffallend ist es, daß, ungeachtet die Reformatoren deutlich verlangten, die Priester sollten sich in ihrem Aeußerlichen von anderen achtbaren Bürgern nicht unterscheiden, doch diese Priester gegen den Sinn und Willen der Reformatoren, um in der Folge ein ernsteres und, nach ihrer Aussage, weniger eitles Ansehen zu haben, bei unzähligen Mode-Veränderungen immer ihre alte, äußerliche Form beibehielten, und doch so sich auszeichneten. Wahrscheinlich ward durch dieses Costüme meistens nur dieß errungen, daß durch die allernächsten Umgebungen — die Kleider — der Priester ihre Gemeinden auch in einen finsterern Ton gestimmt wurden, und eine ernste Empfindung, die weniger für Eleganz und für ächte Grazie empfänglich war, sich mehr über diese als die der katholischen Lande verbreitete. Die Folgen davon waren, daß so, wie die Katholiken, wenn sie sich durch kostspielige Opfer und Dispensationen mit ihrem Gewissen und dem ihnen zum Räthsel gemachten Gotte versöhnt hatten, wieder froh und sinnlich lebten, sie, die Protestanten, hübsch verständig und mehr traurig in öffentlichen Sitten ihrem, ihnen begreiflich verständigen Gotte huldigten. Wenn auf den Kanzeln der einen ein schmutziger, in einen Sack gekleideter Mönch auf seine Zuhörer tobte und schimpfte, als ob sie alle die ausgemachtesten Böswichter wären, und ihnen mit siedendem Höllenöl drohte, wenn sie sich nicht zu Geldopfern und Kasteiungen verständen, so sah man auf den Kanzeln der andern ernste schwarze Männer mit ungeheuren weißen Kragen, die sichs hauptsächlich angelegen seyn ließen, ihre gleichfalls schwarz eingehüllten Zuhörer mißtrauisch gegen alle Freuden des Lebens zu machen, und die dem lieben, freundlichen Sonnenscheine keine andere wohlthätige Kraft zuerkannten, als die, des Herren Gaben, deren wir nicht werth wären, reifen zu machen. Die Menschen, die in human freundlicher Geselligkeit die schöne Natur ehrten, bewunderten und genossen, und dadurch ihr Herz zur höheren Liebe bildeten, galten ihnen für Kinder des Fleisches und der Welt, und wurden außer den Bezirk der Gnade im Glauben verwiesen. Wenn auf jener Seite durch mystischen Bombast und schwindelnden Fanatismus Geist und Gewissen tyrannisirt ward, so ward auf dieser Herz und Empfindung gelähmt, nur aus dem Verstande wieder an den Verstand hingepredigt und gelehrt, wie man mit Klugheit alle Schritte berechnen, und nie den eitlen Menschenempfindungen und Lebensthätigkeiten sich vertrauen müsse. Aber durch diese vom Trübsinn erkünstelte Empfindungslosigkeit wurden alle höhere und feinere Genüße des Lebens, die den Geist veredelnden schönen Künste und die Menschheit belebende Grazien mit Gewalt aus aller Thätigkeit verdrängt.

Es ist wahrscheinlich, daß, da in unseren Tagen schon der rein humanere Zeitgeist den Fanatismus und die Heuchelei beinahe schon siegend nur noch in der Flucht bekämpft, es nicht ganz schwer seyn würde, wenn man sich einmahl über das Aeußerliche des Cultus und das Ceremonielle in den christlichen Religions-Abtheilungen verstände, die ohnehin in der Moral nicht wesentlichen Meinungsunterschiede dann auch bald sich aufheben würden.

*) Noch bis vor etwa zwölf Jahren mehr und weniger hatten in den protestantischen Städten, Reichsstädten besonders, die Priester das nähmliche Costüme bei den größten Kirchenfeierlichkeiten beibehalten, wie ehemahls im übrigen öffentlichen Leben der Reformations-Zeit. Nur erst lange nach der Reformation, wo bis dahin das gottesdienstliche Costüme ganz das nähmliche, wie das der achtbaren, rechtlichen Bürger war, nahm man nach und nach wahr, daß, da es ganz aus der Mode kam, es den Priestern ein nicht ehrwürdigeres sondern nur ein finsteres, unfreundliches Ansehen gab, und fing an, anfangs nur im öffentlichen, dann, aber sehr schüchtern, auch im Berufsleben ihr Costüme dem humanisirenden Zeitgeiste zu lieb, weniger verunstaltend zu modificiren, aber nicht zu erhöhen.

Nur in dieſer Richtung der Thätigkeit des Gemeingeiſtes kann nach der Liebeslehre Chriſti die Harmonie aller, die Menſchen beglückenden Tugenden im ſegnenden Leben ertönen. Dann ſtehen die Chriſten mehr als irgend ein Volk der Vor- und Mitzeit auf dem ſchönen Puncte, wo die Empfindung im Einklange herrſcht mit der Vernunft, und wo die Harmonie aller Tugendkräfte, eine rein thätige Moral, nach dem Sinne ihres großen Lehrers zur beſeligenden Religion wird.

Da die Berufsbeſchäftigungen der Prieſter des Religions-Cultus aber in allen Zeiten und bei allen Völkern, dieß ganz eigene unter allen Berufsbeſchäftigungen anderer Menſchen, vom Könige bis zum Taglöhner ſie Auszeichnende haben, daß ſie in gar keinem, weder geiſtigen noch phyſiſchen Verkehre mit anderen Menſchenthätigkeiten ſtehen; da alſo der Religions-Cultus ganz und gar nicht mit irgend einem erdlichen Berufe anderer Menſchen zuſammenhängt, ſo erklärt ſich deutlich, daß aus dieſem Grunde das Amts-Coſtüme der Prieſter mehr ein koſtbarer Ornat als eine Kleidung ſeyn müſſe. In allen anderen Feierlichkeiten ſtehen die Menſchen wieder im Verhältniſſe mit Menſchen, und die Feierlichkeiten haben immer unter ihnen ſelbſt wechſelſeitiges Intereſſe, und in dieſer Hinſicht iſt der einzige Religions-Cultus eine Ausnahme von allen Feierlichkeiten, und verdient daher eine beſondere Aufmerkſamkeit, wenn von Characteriſtik die Rede iſt.

Ueber das Schöne und Erhabene.

Das Urtheil über das Schöne oder Erhabene eines Gegenſtandes beruht auf dem Geſchmacke, der aber an ſich ſehr verſchieden ſeyn kann, obgleich wir billig zwiſchen einem rohen und einem geläuterten unterſcheiden, und letzteren, abgeſehen von individuellen Anſichten, durch beſtimmte Regeln zum Geſetzgeber für jede Beurtheilung erheben.

Ein Gegenſtand kann nur durch Mannigfaltigkeit und Einheit gefallen, da beide die erſten und einzigen Erforderniſſe zu einem vollendeten Ganzen ſind. Schön nenne ich einen Gegenſtand, wenn die Mannigfaltigkeit ſeiner Theile hervor ſticht, aber auch nur dann, und wenn die Einheit ſich in der Anſchauung verliert, ohne jedoch ganz zu verſchwinden.

Erhaben iſt aber ein Gegenſtand, wenn die Einheit überwiegend das Gefühl des Sehers zur Bewunderung der Größe ſtimmt, ſo daß die Mannigfaltigkeit im Augenblicke der Begeiſterung beſcheiden zurück tritt.

Harmonie der Theile zu einem vollendeten Ganzen iſt Einheit. Aber nicht nur das Ganze, ſondern jeder einzelne Theil muß Einheit haben.

Iſt ein Gegenſtand ſo klein, daß ſeine Theile nicht leicht erkennbar ſind, ſo fehlt ihm Mannigfaltigkeit, da das Auge nicht auf beſtimmten Puncten verweilen kann, ſondern unbefriedigt darüber hingleiten muß; und Einheit, weil die Harmonie der Theile, da dieſe ſelbſt unerkennbar ſind, alſo ihre Grenzen in einander zerfließen, und nur ein verworrenes Bild geben, eben ſo wenig aufgefaßt werden kann.

Aus ähnlichen Urſachen wird das zu Große nicht auf Erhabenheit Anſpruch machen dürfen, wenn es dem Blicke zu umfaſſen unmöglich iſt, derſelbe daher nur bei einzelnen Theilen verweilen kann, denen aber, da ſie mit dem Ganzen im Verhältniſſe ſtehen müſſen, das zweite Erforderniß, Mannigfaltigkeit, fehlt.

Kein Gegenſtand kann alſo ſchön und erhaben zugleich ſeyn, da beide Begriffe ſich ganz entgegen geſetzt ſind. Wo Einheit und Mannigfaltigkeit im Gleichgewichte ſtehen, iſt kein Reiz zu einem äſthetiſchen Gefühle vorhanden; ein ſolcher Gegenſtand bleibt alſo für den Geſchmack gleichgiltig.

Das äſthetiſche Gefühl des Schönen und Erhabenen wird durch Anſchauung erregt, und dieſe ſetzt Ruhe voraus.

Grazie iſt bei Bewegung was Schönheit bei Ruhe iſt. Beide aber unterſcheiden ſich ſchon dadurch hinlänglich ſo, daß man nicht architektoniſche Schönheit im Gegenſatze zur Grazie zu ſetzen nöthig hat. Jene kann durch dieſe im hohen Grade gewinnen, da hier an einem Objecte zwei Vorzüge vereint ſind, aber eine kann nie in die andere übergehen.

Ungezwungenheit iſt das Weſen der Grazie, ihr Gegenſatz iſt Affectation. Die Griechen ſchufen mit ihrer üppigen Phantaſie eine Göttinn der Liebe als Ideal der Schönheit; die Grazie mochte ſich nicht ſo leicht in einem Bilde zuſammendrängen laſſen, daher theilten ſie ihre Eigenſchaften, und weil Grazie ein Vorzug der zarten Weiblichkeit, ſo wie der des Mannes Würde iſt, ſo mußten drei Mädchen die Altäre beſteigen. Durch die Nahmen dieſer drei Huldgöttinnen verſinnlichte dieſe dichteriſche Nation ihren Begriff von Grazie, der aber theils zu viel, theils zu wenig in ſich faßte.

Man bedient ſich auch in anderen Wiſſenſchaften der Worte „ſchön und erhaben", allein ſie ſind dort nur entlehnt, und werden auch bloß analogiſch angewendet. Uebrigens bleiben ſie immer ausſchließendes Eigenthum der Aeſthetik.

S....r.

Das Schickſal und die Menſchheit.

Ein Fragment.

Das Schickſal.

— — — — —
— — — — —

— — Verblendete, der Täuſchung Reich
Umgibt dich mit der Träume Bildern,
An ſeinen Ketten ſchleppt des Irrthums Hand
Dich durch des Lebens gräuelvolle Auen,
Der Schein, des Truges Sohn, umgaukelt dich;
Denn nimmer ſchaut ein ſterblich Aug' das Wahre.

Die Menſchheit.

Mag immerhin des Staubes ſchwere Laſt
Auf jenem kleinen Stern mich niederdrücken,
Dort bin ich nur ein Fremdling, nur ein Gaſt,
Und weiter ſchaut mein Geiſt mit Liebesblicken,
Und find' ich dort den Frieden nicht, die Raſt,
So wird im ſchönern Reich' er mich entzücken.
Du ſelbſt und deines Grimms Tyrannen-Hand
Hat mir die ſchöne Hoffnung zugewandt.

Das Schickſal.

Es wälze ſich der Peſt empörter Brand
Von einer Gränze wilder in die andre,
Es bade ſich der Kinder wilder Muth
Im Blut, dem rauchenden, der Eltern;
Der ſüßen Liebe Luſt umwebtes Band,
Der Freundſchaft tief verborgne Kette
Vergehe in den brennenden Ruinen,
Und eine Flamme, Lebendes und was
Bewußtlos ſich nur dehnt in todten Maſſen
Und Formen, lecke auf zu meinem Thron'. —

Die Menſchheit.

Der Prüfung Ort ſind jene niedern Fluren;
Wie ſich das Gold erpräſt in Feuerglut,
So meiner Kinder reinere Naturen
In Flammen deiner ewig regen Wuth.
Vernichtungen ſind deines Trittes Spuren,
Und wo du warſt, erſtrömt ein Meer von Blut.
Doch muß mich ſelbſt dein Grimm, der grauſe, retten,
Und beſſer mir in ſchönern Zonen betten.

Das Schickſal.

Der Laſter Eumeniden ſende ich,
Und hier das Thor auch dahin zu verſchließen.

Die Menſchheit.

Der Lorbeerkranz iſt nur des Kampfes Preis,
Des Sieges Hand bricht ihn vom ſchönen Baume,
Er folgt uns oft auch aus des Lebens Kreis,
Und ſchmückt das todte Haupt im kühlen Raume.
Das Glück geht mit dem Muthe ein Geleis,
Und niemand lähmt ſein Flügelpaar im Traume.
Nur durch die Nacht der leichumwallten Kriege
Erglänzt das Malen-Sonnenlicht der Siege.

Das Schickſal.

Das Elend ſchließt dein mattes Auge zu,
Das Elend reißt dich aus dem Schlummer wach.

Die Menſchheit.

Das Elend? — Nein — auch dort gibt's ſchöne Stunden,
Es wölbt ſich über mir ein reines Blau,
Sanft von der Liebe zartem Arm umwunden
Durchirre ich die anmuthreiche Au.
Und hat im Innerſten ſich eine Glut entzunden,
So tilgt ſie ſchnell der Freundſchaft ſüßer Thau.
Am ſchönen Band von Blumen und von Seide
Geleitet mich zum Schlummer oft die Freude.

Das Schickſal.

Der Laſter Saat entblüht in hohen Wegen,
Der Tugend Blume neigt das ſchöne Haupt.

Die Menſchheit.

Bewußtſeyn iſt der Tugend ſchöner Lohn,
Beſcheidenheit beugt ihre Krone nieder,
Nicht dort in Gaias Schooße iſt ihr Thron,
Sie ſtrebet liebend nach der Heimat wieder,
Und iſt ſie kaum dem ird'ſchen Raum' entflohn,
Umtönen ſie der Engel heilge Lieder,
Verklärt wird ſie in jenen goldnen Auen
Das Antlitz, ach! das göttliche, erſchauen.

St.

Ueberſchrift

eines ländlichen Tempels im Pappelwalde zu —

Ruhiger Rückblick auf durchrungene Leiden!
Wiedergenuß ſeliger Stunden der Liebe!
Ernſtes Sinnen auf Weisheit, zum hohen Zweck der Vollendung!
Stille Betrachtung! — Euch weih' ich den einfachen Tempel.

1805. Nr. 96.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 16. Auguſt.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Olindo und Sofronia.

Aus T. Taſſo's befreitem Jeruſalem *).

Die Unternehmung, wodurch Gottfried von Bouillon mit ſeinen Kreuzfahrern Jeruſalem den Händen der Türken entriß, iſt, wie bekannt, der Gegenſtand von Taſſo's Heldengedichte, dieſem Meiſterſtücke der italieniſchen Poeſie. Für diejenigen, welche das Original nicht kennen, merke ich nur noch an, daß die Handlung dieſer Epiſode in dem Augenblicke beginnt, da Gottfried gegen die Stadt anrückt, und Aladin, der Tyrann von Jeruſalem, theils vor dieſem auswärtigen Feinde, theils vor den chriſtlichen Einwohnern ſeines Gebietes zittert.

*) Einſender dieſes hat die neueren Ueberſetzungen des befreiten Jeruſalems geleſen. So ſehr er dabei manche Verdienſte anerkennt, ſo wenig haben ſie ihn befriedigt. Die von ihnen gewählte Form mußte ihnen natürlich zu enge Bande anlegen; denn wie hätten ſie ſich in der Sprache der Ueberſetzung ſo ungezwungen und harmoniſch bewegen können, wie in der vielförmig und wohlklingend fließenden Urſprache. Auch glaubt er, daß ſich die Bedingungen der Versart hier nicht ſtrenger angeben laſſen, als es in gegenwärtigem Verſuche geſchehen iſt, wenn nicht Sinn und Annehmlichkeit der Diction dem ewigen Jambus — deſſen Monotonie die italieniſche Proſodie unmerkbar macht — und dem Reime, an dem wir unendlich ärmer ſind als die überalpiſchen Sänger, aufgeopfert werden ſollen.

1.

So rüſtet der Tyrann ſich in der bangen Veſte,
Und nur Ismeno iſts, der ſeine Hoffnung nährt,
Ismeno, welcher oft der Todten ſtarre Reſte
Der Gruft entzieht, und wieder athmen lehrt,
Ismeno, deß Gebot mit dumpfer Formeln Schalle
Bis in den tiefſten Raum des Abgrunds niederklingt,
Die Hölle ſchreckt, und ihre Geiſter alle
Nach Willkühr, Sclaven gleich, zu Frevelbienſten zwingt.

2.

Einſt Chriſt, doch jetzt gebückt vor Muhammed's Altären
Hat er des Chriſtenthums Gebräuchen nicht entſagt;
Bereit zu allem, was nur die Verruchtheit wagt,
Miſcht er zu einem Gräu'l zwei ſchlecht verſtandne Lehren.
Nun treibt ihn, der ſich ſonſt von allen Menſchen fern
Mit ſeiner Kunſt verbirgt, aus ſeinen finſtern Höhlen
Die Noth des Reichs hervor; er eilt zu ſeinem Herrn,
Durch böſern Rath die Bosheit zu beſeelen.

3.

„Herr! — hub er an — der ſtolze Bouillon führet,
Durch Eile fürchterlich, ſein Siegerheer ins Feld;
Doch Allah kämpft, es kämpft mit uns die Welt,
Wenn wir nur thun, was uns zu thun gebühret.

Du König haſt als Herrſcher und als Held
Durch weiſe Verſicht längſt dein hohes Amt vollführet;
Erfüller ſeine Pflicht ein jeder treu wie Du,
So eilt der Feind jetzt ſeinem Grabe zu.

4.

Mich rief dein Beiſpiel auf. In Arbeit und Gefahren
Dein Mitgehilf, ſo weit er helfen kann,
Beut, was ein Kopf mit längſt ergrauten Haaren
Und die Magie vermag, dein treuer Freund dir an.
Die aus dem Reich' des Lichts verbannten Engelſcharen
Erwarten dienſtbereit, was meine Liſt erſann,
Und willſt du mir ein günſtig Ohr verleihen,
So höre den Entwurf zu kühnen Zaubereien.

5.

Im Chriſten-Tempel ſoll in unterird'ſcher Gruft
Auf heimlichem Altar ein Bild des Weibes prangen,
Zu welchem jenes Volk als ſeiner Göttinn ruft,
Weil der begrabne Gott von ihr das Licht empfangen.
In ſtiller Pracht beſtrahlt ein ewger Fackelſchein
Das Heiligthum; ein Schleier hüllt es ein,
Und was mit frommer Hand der Glaube ihr geweihet,
Hängt rings, ein langer Kreis von Gaben, hingereihet.

6.

Dieß Bild muß unſer ſeyn. Du ſelber trägſt es fort,
Und ſtellſt es dann mit deinen eignen Händen
In deinem Tempel auf, ich aber werde dort
Myſterien von ſeltner Kraft verſchwenden,
Die jede Noth, ſo lange dieſer Ort
Den neuen Schmuck verſchließt, allmächtig von dir wenden,
Gleich einer Götterburg, die ewig unerſtürmt,
Dein Diadem durch hohe Wunder ſchirmt."

7.

Er ſprachs, und der Tyrann, der keinen Troſt verſchmähte,
Flog ſchon der Kirche zu, von Ungeduld entbrannt;
Er zwang die Prieſter, nahm mit frecher Räuberhand
Und trug das keuſche Bild zu jener ſchmutz'gen Stätte,
Wo heil'ge Gaukelei'n, vom Aberwitz erdacht,
Vom Frevel eingeführt, den Himmel oft empören,
Und murmelnd ſtand Jömen im Grau'n der Mitternacht,
Die Himmelskönigin gottläſternd zu beſchwören.

8.

Doch als noch kaum der neue Morgen graut,
Iſt auch der fremde Schatz — von ſeinem Ort verſchwunden.
Die Schaar, der Aladin den Tempel anvertraut,
Sucht alle Winkel durch, und als ſie nichts gefunden,
Zeigt ſie's dem König an, der fürchterlich erhitzt
Vor Ingrimm bebt, und durch den Grimm geblendet
Sogleich das Urtheil fällt: das Bildniß iſt entwendet,
Ein Chriſt hat es geraubt, ein Chriſt verbirgt es jetzt.

9.

Ob er mit Recht die Gläubigen beſchuldigt?
Ob nicht der Himmel ſelbſt hier ſeine Macht enthüllt,
Und ohne Menſchen Hand das hochverehrte Bild
Der Jungfrau, welcher er, als ſeiner Fürſtinn huldigt,
Vor neuem Gräu'l geſchützt? — Noch zweifelt das Gerücht;
Doch war die That, entblößt vom Beiſtand höh'rer Mächte,
Des frommen Eifers Werk — der Fromme thut Verzicht
Und opfert froh dem Himmel ſeine Rechte.

10.

Indeß läßt der Tyrann, von Rachedurſt beſeelet,
Kein Mittel unverſucht. Ein königlicher Lohn
Erwartet den Verrath, und weh' dem Unglücksſohn',
Der Räuber oder Raub in ſeinen Mauern hehlet!
Allein trotz Macht und Wuth, Verſprechen oder Dreh'n,
Ob der Beſchwörer gleich die ganze Stadt durchſpüret,
Der Himmel — hab' ein Menſch, hab' er die That vollführt —
Verbarg ſie, dem Jömen und ſeiner Kunſt zum Hohn.

11.

Als nun der König ſieht, daß ſtets ein dichter Schleier
Auf dem, was er die That des Laſters nennet, ruht,
Entbrennt der Haß, entbrennt die wilde Glut
Des Zorns in ihm vernunftlos, ungeheuer.
Nichts iſt ihm heilig mehr, befriedigt muß der Drang
Nach Rache ſeyn, geſtillt die wuthentflammte Seele.
„Es ſterbe — ruft er aus — daß ich ihn nicht verfehle,
Der unbekannte Dieb in aller Untergang."

(Die Fortſetzung folgt.)

Theater.

Daß Thalia und Melpomene nicht erſt jetzt in den churfürſtlich fränkiſchen Fürſtenthümern einheimiſch geworden, ſondern ſchon im ehevorigen Jahrhunderte zu Hauſe geweſen ſind, beweiſt der nachſtehende, zu Würzburg durch Johannes Volkmar 1619 gedruckte Comödien-Zettel einer von den geſammten Schülern vor dem Kaiſer Ferdinand dem Zweiten aufgeführten Tragico-Comödia (auch dieſe Gattung iſt alſo älter als man glaubte),

Daniel,

welcher denn auch das Talent des unbekannten Dichters und die Sprache des Zeitalters verkündet.

DANIEL
TRAGICO-COMOEDIA

Dem Allerdurchleuchtigſten, Großmächtigſten, Unüberwindtlichſten Fürſten und Herren, Herrn

FERDINANDO II.

Gehaltne

Von der Academiſchen Jugendt, PP. Soc. Iesu zu Würtzburg.

Auffzug.

Alle Actores ziehen auff in guter Ordnung: Der Prologus ſalutirt jhr Majeſtät, darauff auch beyderſeits ſich die Muſicanten mit den Actoribus eynſtellen.

Actus primi

Periocha oder Innhalt.

Scena I.

Joachim König in Jeruſalem will ſich auß Hoffart deß Tributs entſchlagen, welchen er Jährlich Nabuchodonoſori verobligirt zu geben, ohngeacht jhme von Jeremia dem Propheten vorgeſagt worden, daß jhm ſein Anſchlag ſo wider Gottes Willen übel außſchlagen würde.

Scena II.

Nabuchodonoſor ſändet einen auß ſeinen Rentmeiſtern den Tribut zu forderen welcher truhig empfangen, mit einem Backenſtreich abgewieſen wirdt, darauff Joachim einen Kundſchaffter in Babylonien abfertigt, zu vernehmen, wie ſtarck Nabuchodonoſor ſeye: läſt ferner ſein Volck durch Abiſaeum muſtern.

Scena III.

Der Kundtſchaffter kompt widerumb, zeigt an, wie Nabuchodonoſor mit groſſem Volck allbereit im Anzug vnd vor der Thür ſey: Der Thurnhüter gibt Anzeigung, er rück ſchon der Statt zu. Joachim rüſtet ſein Volck zum Streit vnd Widerſtandt.

Scena IV.

Nabuchodonoſoris Heroldt fordert die Statt auff: Joachim biet den Spitz: Darauff der Feindt die Statt mit allem Gewalt angreifft, ſtürmt vnd erobert.

Scena V.

Joachim wirdt gefänglich herauß geführt, mit ſeinem Sohn Jechonia, welchen Nabuchodonoſor nach vielem Geſpött enthaupten, vnd in Stücken zerhawen läſt.

Scena VI.

Nichts deſto weniger auß Gnaden vbergibt er das Jüdiſch Regiment widerumb Jechoniæ, mit angedingtem Tribut vnd zeucht nach Babylon mit Daniele vnd anderen gefangenen ſeinen Geſellen, läſt ſie in Kunſt vnnd Geſchicklichkeit wol vnd fleiſſig vnterrichten, befihlt daß ſie wol gehalten vnd tractirt würden.

Chorus braucht ſich, vnd lehret vns die Demut vnd den Gehorſam gegen Gott vnd von Gott vns vorgeſetzter Obrigkeit, wann wir mit Joachim nicht wöllen geſtrafft werden.

Actus ſecundi

Periocha.

Scena I.

Jechonias beweint den leydigen Fall ſeines Vatters, vnd iſt gleichfals zu rebelliren bedacht.

Scena II.

Nabuchodonoſor nimbt ſeinen Weg wider nach Jeruſalem, vnd führt Jechoniam mit allen vbrigen Juden in die Babyloniſche Gefängnuß, darüber ſich dann das Volck hefftig beklagen thut, vnd Gott vmb Barmhertzigkeit anrufft.

Scena III.

Malaſar Danielis vnd der Knaben Zuchtmeiſter, ſo von Königlichem Geblüt in die Gefängnuß geführt werden, beruffe die Knaben zu einem Pancket, deſſen ſich meiſtertheil erfrewet, ſpringen vnd ſpilen wil: Daniel aber vnd ſeine 3. vbrige Geſellen bitten vmb kein ander Speiß, Tranck noch Spiel, als vmb das Waſſer, Linſenmuß, Betten vnd Faſten, vnd nach verloffenen zehen Tagen, ſeyn ſie ſchöner vnd leibiger als die anderen.

Scena IV.

Daniel, vnd die drey Knaben, beſchlieſſen abermalen eynhelliglich wider allen Wolluſt der Speiſſen vnd Heiggeilheit deß Fleiſches ritterlich zu fechten.

Scena V.

Den Knaben werden von Nabuchodonoſore viel Fregen fürgehalten: auff welche alle Daniel mit Antwort vnd Weißheit, es allen andern vorthut, darumb ihn dann der König ledig ſchlägt der Dienſtbarkeit, vnd jhm zu lieb alle Juden, mit Verwilligung, daß ſie eygene Richter vnd Gericht haben mögen.

Scena VI.

Judas vnd Bemoth, vnterreden ſich, vnd beſchlieſſen Suſannam fälſchlich zu beklagen.

Scena VII.

Joſedech der Juden Richter, läſt durch den Pittel ein Gerichtstag außruffen: Suſanna wirdt fälſchlich angeklagt, wirdt für Gericht gefordert, vnd von dem Engel geſtärckt.

Scena VIII.

Suſanna geht für Gericht, befihlt jhre Kinder jhrem Haußwirth, vnd Helciæ jhrem Vatter. Die zwen Alten bekräfftigen jhr Anklag mit einem Eydt, derowegen ſie

zu verſteinigen von dem Volck geführt wirdt: ohnangeſehen der groſſen demütigen Fürbitt jhres Vatters, Mann vnd Kinder.

Scena IX.

Daniel laufft dem Volk entgegen, ſchreyt vnnd heiſt die Sach beſſer examiniren, Suſanna ſey vnſchuldig: vnd er wirdt alsbaldt zu einem Richter vber dieſen Handel, von dem Volck erkoſen.

Scena X.

Daniel verhört abſonderlich beyde Kläger, vberzeugt ſie der Falſchheit vnd eines vnzüchtigen Hertzens: Darumb das Volck Gott Danck ſagt, vnd beyde Alten verſteiniget. Suſanna aber lobet Gott, vnd wirdt mit höchſten Frewden ledig geſprochen vnd heymgeführet.

Chorus erfrewet ſich, vnd läſt ſich luſtig hören.

Actus tertij

Periocha.

Scena I.

Nabuchodonoſor gantz laß vnd ermüdet, begibt ſich zur Ruhe, beſtelt Danielem vnnd eine liebliche Muſic darzu, damit es ſanffter abgehe. Morpheus befindt ſich auch allda, vnd bildet dem König ein wunderbarlichs Geſicht für von einem Bildt vnd Berg ꝛc.

Scena II.

Der König erwacht darob mit groſſem Geſchrey vnnd Alterierung ſeines Gemüths: läſt die Wahrſager forderen, will kurtzumb deß Traums Verſtandt wiſſen: einer auß den Schwartzkünſtlern beſchweret den Teuffel, welcher ſie vbel empfangen thut, verkriechen ſich alle, der König treibt mit Ernſt auf ſein Propoſitum, will ſie erwürgen laſſen, weil ſie den Traum nicht ſagen noch außlegen kundten.

Scena III.

Daniel wird ſolches gewar, verheiſt dem König den Traum außzulegen, begert vmb einen Stillſtandt der Execution: darnach rüfft er Gott an, vnnd wirdt von dem Engel vnterwieſen nach Notturfft, was es für ein Traum geweſen.

Scena IV.

Daniel legt den Traum auß: der König erkänt vnd bekent Daniels Gott: ſetzt Danielem vber alle Reichshändel, begabt, vnd lädt jhn zu Königlicher Tafel; vnd vmb ſeinetwegen werden auch die 3. Knaben verehret, welche Daniel ermahnet, vor allem Gott mehr zu lieben vnd förchten, als den König, deſſen Gemüth vnd Gnadt vnbeſtändig ſeyen.

Scena V.

Der König thut ſein Gebett vnd Opffer bey dem Abgott Bel: welches zu thun Daniel ſich weigert, mit Vermelden, Bel eſſe vnd trinke nicht, ſey von Erd vnd Erden gemacht, die Belspfaffen freſſen das täglich auffgetragen Futter, welches er durch die geſidte Aſchen darthun will.

Scena VI.

Danieli nach erfundenem Betrug, wirdt von dem König Gewalt geben, den Bel zu verſchmettern, vnd den Drachen, ſo die Babyloner bißher angebetet vmbzubringen mit Bäch vnd Kauderwerck.

Scena VII.

Archelaus ſampt dem Ariſtedemo wecken ein Auffruhr vnter dem Volck, wöllen Danielem todt haben, weil anderſt der König ſeines Reichs ſicher ſeyn: wirdt alſo Daniel der zerſtörten Götzen halben in die Löwengrub geworffen, vnd Chorus beklagt jhn.

Scena VIII.

Habacuc der Prophet bringt jhm zueſſen, vnd Daniel lobet GOtt.

Scena IX.

Als jhn nach 7. Tagen Nabuchodonoſor lebendig gefunden, vnd auß der Gruben gehoben, befahlt er Danieli Widerſächer in die Löwengrub zu ſtürtzen, welche Chorus weil ſie dem Vnſchuldigen einen Strick gelegt, in welchen ſie ſelbſten gefallen, außlachen thut.

Scena X.

Nabuchodonoſor ſtrebt aus Vbermuth nach Göttlichen Ehren, läſt einen groſſen Götzen auß Goldt auffrichten, will daß man jhn daran als einen Gott verehren ſoll. Daniel beklagt ſich ab der Hoffart vnd Wanckelmütigkeit des Königs, welcher erſt zuvor den wahren Gott erkennet hatte.

Scena XI.

Der König läſt außruffen ſeinen Befelch, daß zu gehörten Muſicaliſchen Inſtrumenten ſich jedermann gehorſamlich einſtellen, vnnd das Bildt anbeten ſoll, wer nicht des fewrigen Ofens gewertig ſeyn will.

Scena XII.

Daniels Geſellen, wöllen den wahren GOtt allein anbeten, werden in den Ofen geworffen, die Soldaten und Henckersbuben werden verbrent vnd verletzt: die Knaben ſingen GOttes Lob in dem Ofen. Endlich ſihet Nabuchodonoſor den Engel Gottes bei den 3. Knaben: rufft ſie vnverletzet auß dem Ofen, erkänt Gott, vnd befihlt denſelben von jedermännigklichen anzubeten, zu loben vnd ehren, welches mit allerley Inſtrumenten vnd Stimmen geſchicht.

Epilogus.

Getruckt zu Würtzburg, durch Joannem Volkmar. Im Jahr, 1619.

1805. Nr. 97.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 19. August)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Olindo und Sofronia.

Aus T. Taſſo's befreitem Jeruſalem.

(Fortſetzung.)

12.

„Damit der Schuldige mir nicht entrinne, falle
Die Unſchuld mit. Die Unſchuld? Ha! wo gibt
Es einen in der Schaar, der unſern Nahmen liebt?
Auch Einen nur? Sie ſind Verbrecher alle.
Und iſt von dieſer Schuld auch irgend einer frei,
So mag er jetzt für ältre Frevel büßen,
Auf, meine Treuen, auf! zur Rache! fliegt herbei,
Mit Schwert und Feuer! brennt, laßt Blut in Strömen fließen!“

13.

Der Sultan ruft's, und das Gerücht durchläuft
Alsbald die Gläubigen, die angedonnert ſtehen,
Betäubt, erſtarrt. So grauenvoll ergreift
Die Furcht des Todes ſie, den ſie ſo nahe ſehen.
Ach! keiner war ſo kühn, der — nicht an Widerſtand,
Der nur an Flucht, an feige Bitten dachte,
Bis dem verzagten Volk, gleich einer Götterhand,
Und unverhoffter noch, ein Mädchen Hilfe brachte.

14.

Ein Mädchen ſtolz und kühn und in der Blüthenzeit
Des Lebens, die allein für hohe Tugend lodert,
Und, reich an Schönheit, ihr nur ſo viel Sorgfalt weiht,
Als holde Sittſamkeit geſtattet oder fodert.
Wen wenigen gekannt erhöht ſie ihren Werth,
Indem ſie vor der Welt beſcheiden ihn verhehlet,
Und ſich ein niedres Dach zum Zufluchtsorte wählet,
Wo ſie kein Blick, kein Schmeichelwörtchen ſtört.

15.

Allein die Keuſchheit ſucht vergebens eine Wache
Für ſeltner Schönheit Glanz. Cytherens ſchlauer Sohn
Erſpäht die Flüchtlinginn, und ſchnell in ſeiner Rache
Spricht der Verräther jeder Vorſicht Hohn.
Ach! Amor, welcher ſelbſt bald Argus, bald geblendet
Jetzt unſer Aug' umhüllt, jetzt wieder löſt und wendet,
Wie oft hat Amor nicht durch tauſend Wächter ſchon
Der Sehnſucht Blick nach ihrem Ziel geſendet.

16.

Sofronie hieß ſie, Olind er; ſie beglückt
Ein Glaube, eine Stadt zeugt' ſie in ihrer Mitte.
Groß iſt ſein Wunſch, doch klein die Hoffnung, ſtumm die Bitte,
Weil ihn Beſcheidenheit, wie jene Liebreiz, ſchmückt.
Er weiß nicht oder wagt nicht freundlich ihr zu nah'n,
Sie ſieht ihn nicht, ſieht ihn vielleicht mit Unmuth an;
Und ſo hat unbemerkt, verkannt, wo nicht verachtet
Der Arme noch bis jetzt in ſtiller Glut geſchmachtet.

17.

Jetzt hört Sofronia das schreckliche Gerücht,
Daß Feu'r und Tod die Gläubigen bedräuen;
Sie hört es und beschließt ihr Völkchen zu befreien.
Hoch flammt ihr stolzer Muth; allein ihm widerspricht
Die Scham; was er beschließt, das darf die Jungfrau nicht,
Bis endlich ein Entwurf die Streitenden verbindet,
In dem sich Muth und jungfräuliche Pflicht,
Sittsam der eine, kühn die andre, wiederfindet.

18.

Die Schwerter blitzen schon, der Aufruhr schwillt,
Doch geht sie ganz allein, und jeder weicht und weilet,
Wo sie, den Blick gesenkt, verschleiert, nicht verhüllt,
Voll hohem Reiz durch dichte Schaaren eilet.
Man sieht sich zweifelnd an: „Hat Zufall oder Kunst
Ihr Antlitz so geschmückt, die Locken so vertheilet?“
Von der Natur beglückt und von des Himmels Gunst
Wird, was dem Zufall auch sie überläßt, zur Kunst.

19.

So geht sie anspruchslos und angestaunt von Allen
Hin zum Pallast. Ihr flammt des Königs Blick
Entgegen, Waffenklang erfüllt die weiten Hallen,
Allein sie weicht nicht einen Schritt zurück.
„Ich nahe mich dem Thron' — beginnt sie frei von Schrecken —
Um den verhaßten Dieb Dir König zu entdecken;
Es halte Dein Befehl den Lauf der Strafe ein,
Und den Du suchst, soll dein Gefangner seyn.“

20.

Der Keuschen Reitze Pracht, die wie mit Himmelslichte
Sein Auge blendeten, der würdevolle Muth
Verwirrten Aladin und milderten die Wuth
In seiner Brust, auf seinem Angesichte.
Wär' minder ernst ihr Blick, und menschlicher sein Sinn,
Ihn zöge Lieb' und Lust zu ihren Füßen hin;
Doch soll ein feindlich Herz der Schönheit Macht empfinden,
So muß sie schmeichelnd sich, nicht hehr und stolz, verkünden.

21.

Verwund'rung, Staunen war's, es war ein niedrer Trieb,
Wenn es nicht Liebe war, was diese Tigerseele
So plötzlich bändigte. „Wohl! — sprach er — ich befehle,
Dein Volk bleibt ungekränkt: nur sprich, wer ist der Dieb,
Und wo verbirgt er sich?“ — „Du siehst ihn vor Dir stehen —
Erwiedert sie — ja, König! diese Hand
Vollendete die That. Das Bild hab' ich entwandt.
Mich suchst Du. Ueber mich laß Deinen Zorn ergehen.“

22.

So streckt sie für ihr Volk dem fürchterlichen Fluch,
Der auch des Stärksten Herz entnervt' und niederschlüge,
Die kühne Stirne dar. Großmüthiger Betrug!
Was ist die Wahrheit neben dieser Lüge?
Der Sultan trat zurück. Erstaunen hindert' ihn
So schnell wie sonst im Jachzorn aufzuglüh'n.
„Die Antwort — sprach er — thut mir nicht Genüge;
Wer hat dir seinen Rath, wer seinen Arm geliech'n?“

(Der Beschluß folgt.)

Eine Ehestandsgeschichte, wie es zum Glück nicht viele gibt.

(Aus Thiébaut's Souvenirs de Berlin.)

— — Elliot, englischer Gesandter zu Berlin, verliebte sich sterblich in die damahls für die erste Schönheit geltende einzige Tochter der Frau von Werles: da er sie heirathete, war sie noch nicht sechzehn, er aber kaum dreißig Jahr alt. Glücklich durch seine Gemahlinn, dachte er nun auf nichts, als sie eben so glücklich zu machen, und ließ deßwegen keines der Mittel unbenutzt, die ihm als einem Manne von Vermögen und Ueberlegung dazu schicklich schienen; so verschafte er ihr die annehmlichsten Vergnügen des gesellschaftlichen Umganges, und versammelte um sie her einen Cirkel, der gemischt, aber dabei auserlesen war: zugleich aber wendete er auch alles an, damit sie sich mancherlei Kenntnisse erwerbe, und ihr Kopf und Herz gebildet werde. Unglücklicher Weise war diese schöne, junge Dame eben so einfältig und wunderlich als eigensinnig und kokett. In den Lehrstunden, die ihr so angenehm als möglich gemacht wurden, hatte sie Langeweile; sie mochte nichts als schale Romane lesen, und bei den sanftesten, freundschaftlichsten Vorstellungen ward sie mürrisch und grob. Sie ward schwanger, und kam kurz zuvor, ehe ihr Gemahl nach Dänemark reisen sollte, mit einer Tochter nieder.

Der immer zärtliche Gemahl versprach ihr bei dem Abschiede, er wolle die künftige Wohnung auf das sorgfältigste nach ihrem Geschmacke einrichten lassen, und dann sie recht bald abholen. Bei seinem Eifer Wort zu halten hatte er den Verdruß, aus den Briefen seiner Gattinn zu sehen, daß sie gar kein Verlangen habe, zu ihm zu kommen. Als er ihr endlich gar meldete, daß die Zeit ihrer Wiedervereinigung heran nahe, und nur festgesetzt werden dürfe, sprach sie von nichts als von Aufschub auf ungewisse Zeit, und brauchte dabei ihre Gesundheit und

andere Urſachen zum Vorwande, deren Nichtigkeit ihr Gemahl leicht einſehen konnte. Alles zuſammen genommen mußte Herrn Elliot Unruhe machen, und beweg ihn auch wirklich, ihre Abreiſe feſtzuſetzen, und den Tag dazu zu beſtimmen; aber die ſchöne Dame erklärte ſich, daß ſie ihr Vaterland niemahls verlaſſen werde.

Dieſe trotzige und bittere Antwort, die etwas weitläufig und durchdacht war, überzeugte Herrn Elliot, daß ihr jemand dabei müſſe geholfen haben, denn er wußte wohl, daß ſeine Gemahlinn nicht einen ſo ordentlichen, zuſammenhängenden und deutlichen Brief aufſetzen könne. Auf der Stelle reiſte er nun mit einem einzigen Bedienten ab, und kam eines Abends ſehr ſpät zu Berlin an, wo er ſich unter angenommenem Nahmen für einen hamburger Kaufmann ausgab, und bei ſeinem Freunde Veliß, einem Engländer, der ſeit einigen Jahren als Arzt daſelbſt anſäßig war, abſtieg. Durch heimlich eingezogene Erkundigungen erfuhr er nun, daß ſeine Gemahlinn zu einem Picknick bei Michelis im Thiergarten gegangen ſey, und vor Mitternacht nicht zurück kommen werde; er begab ſich hierauf in ihre Wohnung, ließ alle Bediente in einem Zimmer zuſammen kommen, und ſchloß ſie darin ein; dann ging er in das Zimmer ſeiner Gemahlinn, erbrach ihren Schreibtiſch, und nahm alle Papiere zu ſich, unter denen ſich auch das Concept des von ihr empfangenen kränkenden Briefes befand, welches der ſchöne Knipdauſen, ein Cavalier bei dem Prinzen Heinrich und Vetter ſeiner Gemahlinn, eigenhändig aufgeſetzt hatte; nun ging er in das Kindszimmer, und befahl der Amme, ihre und des Kindes Sachen einzupacken und mit ihm zu gehen; ſchickte hierauf auf die Poſt, um Pferde zu beſtellen für Elliot, bevollmächtigten Miniſter ſeiner Majeſtät des Königs von England bei dem Könige von Dänemark, der mit ſeinem Kinde und einigen Bedienten nach Copenhagen reiſt; endlich ging er in den Pferdeſtall hinab, und zwang mit dem Degen in der Fauſt den Kutſcher, der ſich anfangs weigerte, anzuſpannen und ihn zur Poſt zu fahren, von wo er abreiſte, indem er am Stadtthore obige Erklärung eigenhändig geſchrieben und beſiegelt abgab.

Dieſe Begebenheit machte ein großes Aufſehen, und jedermann bewunderte die weiſen Maßregeln, mit welchen dieſer Ehemann ſich vor allem anderen ſeines Kindes verſicherte, und daſſelbe gegen alle in der Folge vielleicht erdenklichen Chicanen als ſein wirkliches Kind beſtätigte. Gleich nach ſeiner Ankunft in Copenhagen ſchrieb er an Knipdauſen, und forderte wegen des Conceptes, das er in Händen hatte, Rechenſchaft von ihm. Knipdauſen, der nicht ohne Urſach der ſchöne genannt ward, war übrigens äußerſt ſtolz, eingebildet und eitel, er antworte auch Herrn Elliot, der nun nochmahls, aber unter ſeinem Nahmen mit einem Secretair und zwei Bedienten abreiſte. Prinz Heinrich hatte unterdeſſen die ganze Begebenheit erfahren, und da er ſich ſehr für die Tochter ſeiner Freundinn, der Frau von Werles, intereſſirte, ſo begab er ſich auf das nicht weit von Rheinsberg gelegene Landgut, wo ſich Madame Elliot ſeit jenem Auftritte zu Berlin aufhielt, und ſuchte ſie auf alle mögliche Art und Weiſe zu ihrer Pflicht und zur Vernunft zurück zu bringen, aber alles war vergebens. Die Närrinn antwortete trotzig und aufgebracht, daß ſie ihren Vetter liebe, daß ſie der ganzen Welt zum Trotze ſeine Frau werden wolle, und wenn dieß nicht ſeyn könne, ſo wolle ſie ſeine Maitreſſe oder Magd werden. Der Prinz, der bei einer ſolchen Denkungsart nichts ausrichten konnte, ließ gleich nach ſeiner Zurückkunft in Rheinsberg Knipdauſen rufen, von dem er mehr Verſtand erwartete, aber noch ſchlimmer aufgenommen ward. Der Cavalier unterſtand ſich ihn zu fragen, was er für ein Recht habe, ſich in Sachen zu miſchen, die ihn nichts angingen, und er vergaß ſich ſogar ſo weit, daß er ſagte, die Fürſten wären nichts als Tyrannen, die mit der Sclaverei, in welcher ſie ihre Umgebenden hielten, noch nicht zufrieden, auch ihr Deſpoten-Joch ſelbſt dem häuslichen Leben aufzegen wollten. Der Prinz befahl ihm, ſich auf ſein Zimmer zu begeben, wo er ihm andeuten ließ, ſich heute noch aus dem Schloſſe zu entfernen und ſich nie wieder darin ſehen zu laſſen.

Knipdauſen reiſte ab, und zwei Stunden darauf traf Elliot ein, und ſtieg bei dem Generaladjutant des Cavallerie-Regimentes des Prinzen, Herrn von Karbengſt ab, der ihm es ausreden wollte, ſich mit Knipdauſen zu ſchlagen, ſich aber ſelbſt zum Zeugen anbot, als er hörte, daß Knipdauſen die Briefe aufgeſetzt habe.

Auf der Poſt erfuhr man, daß Knipdauſen nach dem Mekkenburgiſchen abgegangen ſey, wahrſcheinlich um allen Nachforſchungen zu entgehen. Elliot eilte ihm nach, und kam gegen drei Uhr Nachmittags in ein Städtchen, wo nur ein einziges erträgliches Wirthshaus war. Bei ſeiner Eilfertigkeit unterließ er doch nicht, ſich nach allem umſtändlich zu erkundigen, und auf die Frage, ob er in dieſem Wirthshauſe logiren könne, antwortete man ihm, daß ſchon ein anderer Reiſender allen Platz für ſich behalten habe. An dieſer weiſen Maßregel glaubte Elliot

ſeinen Mann, den er ſuchte, zu erkennen; er geht alſo mit einem Degen, mit Piſtolen und einem guten ſpaniſchen Rohre verſehen hinauf, tritt in das Zimmer, und ſchließt es hinter ſich zu. Als er auf ſeinen gemachten Antrag eine abſchlägige Antwort erhalten hatte, konnte er ſich nicht mehr mäßigen, ſondern prügelte den ſüßen Herrn mit dem Rohre ſo lange, bis er bereitwillig war, ſich zu ſchlagen. Während beide auf das Feld hinaus gingen, behauptete Kniphauſen immer, daß es nicht mehr hell genug wäre, und daß die Sache bis zum nächſten Morgen müſſe verſchoben werden; Elliot hingegen ſagte, für einen Mann, der keine Beleidigung auf ſich ſitzen ließe und nach Rache dürſte, wäre es noch hell genug; dabei redete erſterer immer ſo laut, daß die Einwohner im Städtchen wohl merken mußten, daß von einem Duelle die Rede ſey, und wirklich folgten ſie auch den beiden Streitenden nach, die ſich vor dem Städtchen von zwei bis drei hundert Menſchen umgeben ſahen. Jetzt ſah Elliot zu ſeinem größten Leidweſen, daß er ſich unmöglich mitten in dieſem Haufen von Menſchen ſchlagen könne, er verſtand ſich alſo dazu, es bis den anderen Morgen, wenn es hell wäre, zu verſchieben, und ſo gingen beide in das Wirthshaus zurück.

Der Engländer hatte Ruhe nöthig, und legte ſich gleich ſchlafen; als er aber am folgenden Morgen in aller Frühe aufſtand, hörte er, daß ſein nobler Gegner noch mitten in der Nacht die Flucht ergriffen habe. Da er nicht wußte, wie er ihn erfragen ſollte, kehrte er nach Berlin zurück, wo er jedermann, der es hören wollte, erzählte, was ſich zu Rheinsberg und im Meklenburgiſchen zugetragen habe. Der ſchöne Kniphauſen war auch in dieſe Stadt gekommen, wo er Hilfe oder wenigſtens einen Zufluchtsort zu finden hoffte; aber ſein Vetter, der Herr von Keith, ein Mann von Kenntniſſen und ein ſtrenger Philoſoph hört das allgemeine Stadtgeſpräch, geht zu ihm und ſagt ihm: „Ich war Ihr Freund, aber ich erkläre Ihnen hiermit, daß, ſeitdem Sie ſich ſo mit Schimpf und Schande befleckt haben, ich es nicht mehr bin; unterdeſſen ſind Sie doch mein Vetter, deſſen ich mich ſchämen muß: ich kann weder für mich noch für die Meinigen einen Schimpf dulden, alſo ſchlagen Sie ſich mit Elliot, oder ich ſelbſt bohre Sie nieder! Jetzt mögen Sie wählen.“

Kniphauſen kannte den unbiegſamen Character ſeines Vetters, und meinte, daß für ihn die wenigſte Gefahr wäre, wenn er ſich ſchläge. Keith bekam den Auftrag, die Ausforderung zu machen, und mit Elliot den Ort, die Stunde und die Waffen zu verabreden. In Begleitung von einigen Zeugen und mit guten Piſtolen verſehen ging die Reiſe nach Baruth, einem ſächſiſchen Städtchen ſechs Meilen von Berlin. Auf den Vorſchlag eines Vergleiches zog Elliot ein Papier aus der Taſche, auf welchem er ſchon die Erklärung aufgeſetzt hatte, kraft welcher er ſich nicht ſchlagen wollte, und verlangte, daß Kniphauſen dieſelbe Wort für Wort eigenhändig abſchreibe, und ſie dann, ohne etwas daran geändert oder ausgelaſſen zu haben, unterzeichne. Hierin erklärte er Herrn Elliot nicht bloß für einen Mann von Ehre, der frei von allem Vorwurfe, Tadel und Fehl ſey, ſondern bezeugte überdem noch, daß die beiden Briefe, die Elliot beſitze, nichts als falſche, erdichtete und verläumderiſche Ausſagen enthielten, und daß, wer ſie auch möchte geſchrieben oder dictirt haben, offenbar und nach ſeiner gewiſſen Ueberzeugung ein niederträchtiger Menſch und Lügner ſey. Kniphauſen las den Aufſatz und ſchwur, daß er dieß nie unterſchreiben würde. Hierauf wurden beide von den Zeugen an ihren Platz geſtellt, und Kniphauſen nahm von Elliot den Vorſchlag an, den erſten Schuß zu thun. Er fehlte, und nun wurden Vorſchläge gemacht: Kniphauſen verlangte, daß nur einige Worte verändert oder ausgeſtrichen würden, aber Elliot erwiderte: nicht ein Buchſtabe. Beide gingen wieder an ihren Platz, Elliot ſchoß, und durch eine glückliche Bewegung Kniphauſens mit dem Kopfe ſchlug die Kugel in einen Baum, vor welchem dieſer Held ſtand. Man lud von neuem, Kniphauſen ſchoß, und verwundete Elliot leicht in die Hüfte, da aber dieſer ſich nichts daraus machte, ſo wuchs bei jenem die Furcht mit einem Mahle ſo ſtark, daß er abſchrieb und unterzeichnete was man verlangte. Elliot reiſte ſogleich nach Berlin zurück, wo er ſich von einem Fieber und einer Diarrhöe curiren ließ, die ihn ſeit zehn Tagen ſehr abgemattet hatten, ohne daß er jemand etwas davon geſagt hätte.

Der ſchöne Vetter wollte ſich zu Baruth erholen, ward aber von dem Magiſtrat arretirt und gefangen geſetzt. Als die Eheſcheidung ausgefertigt war, heirathete er ſein ſchönes Mühmchen, und begab ſich mit ihr auf ein von ihren Oncln ihr zugefallenes Landgut, weil niemand mehr mit ihnen umgehen wollte. Der Ueberdruß geſellte ſich bald zu ihnen; ſie machten einander Vorwürfe, und vertrugen ſich ſchlecht, bis ſie einige Jahre nach ihrer Verheirathung, die ihnen ſo viel koſtete, ſtarben, ohne von jemand bedauert zu werden.

1805. Nr. 98.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 21. Auguſt.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Olindo und Sofronia.

Aus T. Taſſo's befreitem Jeruſalem.

(Beſchluß.)

23.

„Wie? Sollte meines Ruhms ein andrer mit genießen?
Auch nur des kleinſten Theils von meinem Ruhme?
Nein! —
Ich war allein genug, den Anſchlag zu beſchließen,
Und wie ich ihn beſchloß, vollführt' ich ihn allein.“ —
„So mag dann auch auf dich — fällt ihr der König ein —
Auf dich allein die Rache ſich ergießen.“ —
„Auf mich — erwiedert ſie — was kann gerechter ſeyn?
So wie der Ruhm ſey auch die Strafe mein.“

24.

Hier ſieht man den Tyrann von neuem Grimm erheben:
„Wo bargeſt du das Bild?“ — „Ein Bild von ſolchem
Werth —
Verſetzt ſie — birgt man nur, indem man es zerſtört.
Ich hab' es ungeſcheut den Flammen übergeben;
Denn ſo nur konnt' ich uns der Sorge ganz entheben,
Daß kein Ungläubiger von neuem es entehrt.
Was ſuchſt Du Herr? — den Raub? Den wirſt Du
nimmer finden.
Den Räuber? Der iſt hier, und läßt ſich willig binden.

25.

Doch heiß' ich dann nur ſo, wenn der ein Räuber heißt,
Der, was Gewalt ihm nahm, mit Recht ſich wieder
nimmt.“ —
Sie ſpricht's. Der Sultan knirſcht, das letzte Band
zerreißt,
Das ſeine Wuth gezähmt: ſein wildes Auge glimmt.
Jetzt wird ihr keuſches Herz, ihr Antlitz groß und mild,
Ihr königlicher Geiſt umſonſt Erbarmen flehen,
Und Amor hebt umſonſt der Schönheit Zauberſchild,
Um dieſem Sturm zu widerſtehen.

26.

„Hinweg!“ — ruft Aladin — der Hochverräther Tod
In Flammen ſterbe ſie!“ — Und auf das Machtgebot
Greift man, entſchleiert ſie, und legt ihr dann erbittert
Die Kette an, die nun den zarten Arm beſchwert.
Sie ſchweigt, nicht unbewegt; ein leichter Froſt durchfährt
Die hochgeſchwellte Bruſt; doch bleibt ſie unerſchüttert,
Indeß ein flüchtig Blaß die Wangen überzittert,
Und wie der Unſchuld Glanz ihr Angeſicht verklärt.

27.

Die That ward kund, und fluthenähnlich nahten
Gedrängte Scharen Volks; Olind flog mit herbei.
Man nennt die Heldinn nicht, ihm ahndet wer es ſey.
Und als er wirklich nun, was ſein Gefühl errathen,

In der Gefang'nen ſie, für die ſein Buſen glüht,
Und die Gefangene bereits verurtheilt ſieht;
Sieht, wie die Henker ſich zum Henkerdienſt bereiten,
Drängt er mit Ungeſtüm das Volk rings auf die Seiten.

28.

„Ich, König! — rief er — bin's — indem er vor ihn trat —
Sie nicht! Sie kann allein aus Thorheit ſich verklagen.
Wann hat ein ſchwaches Weib erdacht ſolch eine That?
Wo nähm' es Muth und Liſt, um glücklich ſie zu wagen?
Wie hat ſie unbemerkt — gebeut ihr es zu ſagen —
Durch Deiner Wächter Schar dem Bilde ſich genaht?
Ich bin es, ich allein, der jenen Raub verübte!"
So edel liebt' Olind der Ungeliebte.

29.

Gelaſſner fährt er fort: „Ich ſtahl um Mitternacht,
Wo Luft und Licht in euren Tempel fallen,
Von oben mich hinein, durchſchritt des Vorhofs Hallen,
Und ſtieg von einer Höh', die noch mich ſchwindeln macht,
Zu meinem Ziel. Ich bin's, dem Ehr' und Tod gebühret,
Und meine Strafe ſoll kein andrer mir entziehn!
Mein ſind die Feſſeln, jene Fackeln glühn
Für mich, für mich nur wird der Holzſtoß aufgeführet."

30.

Ein ſanfter Schau'r durchbebt Sofronien, und empor
Hebt ſie das Aug', das ſie voll Mitleid nach ihm wendet:
„Was machſt du hier? Was drängt, wenn dich nicht Wahnſinn blendet,
Auf dieſen Schauplatz dich, Unſchuldiger! hervor?
Bin ich nicht ſtark genug, allein zu tragen
Was eines Menſchen Zorn mir droht.
Nein, dieſe Bruſt kennt keine Furcht, kein Zagen,
Und ich will kein Geleit auf meinem Weg' zum Tod."

31.

So rührend drang auf ihn die ſüße Stimme ein,
Doch ihn zum Widerruf, zum Wanken nur zu bringen,
Iſt ſie zu ſchwach. Wo mag ein Schauſpiel größer ſeyn
Als hier, wo Edelmuth und Lieb' im Kampfe ringen?
Wo Tod des Siegers harrt, und des Beſiegten Loos
Am Wink des Mächt'gen hängt, den ſie zur Rache zwingen,
Des Mächt'gen, deſſen Haß ſich immer mehr entflammt,
Je eifriger Olind und ſie ſich ſelbſt verdammt.

32.

Er wähnt ſie ſpotten ſein und bieten, ihm zum Hohne,
Des Todes Schrecken hohn: „Gut! — ruft er wild ergrimmt —
Ich glaube beiden, und auch beiden ſey beſtimmt
Der Sieg und die dem Paar gebührt, die Siegeskrone."
Geendet hat er kaum, und ſieh! der Henker band
Das ſchöne Paar mit hart verſchränkten Stricken
An einen Marterpfahl, doch Rücken gegen Rücken,
Und ein Geſicht vom andern abgewandt.

33.

Schon ſtand das Mordgerüſt, die Todtenfackeln flammten
Heran; ſchon ſtieg der Dampf rings in die Höh'.
Da endlich ſeufzt Olind ſein lang verhaltnes Weh
In Klagen aus, und ſpricht zu ſeiner Mitverdammten:
„Dieß alſo iſt das Band, ſo lang' und heiß erſehnt,
Um dich mit mir für immer zu verbinden?
Und dieß das Feu'r, von dem ich einſt gewähnt,
Es würde Herz und Herz mit gleicher Glut entzünden?

34.

Weh mir! ein andres Band verhieß und andre Flammen
Die Lieb', ein andres ſchlingt das ehr'ne Schickſal mir!
Ach! lange trennt' es mich, zu lange nur! von dir,
Nun fügt es hart im Sterben uns zuſammen!
Doch weil es deinen Tod, und dieſen Tod befahl,
So freut mich's, daß ich doch zum Holzſtoß dich begleite,
Wenn auch nicht zum Altar! — Dein Loos iſt meine Qual,
Nicht meines — ſterb' ich doch Sofronien zur Seite!

35.

Und o! ich prieſe mich und meinen Tod beglückt,
Wenn ich, ſo lang der Holzſtoß rauchte,
Die Bruſt an deine Bruſt gedrückt,
In deinen Mund den müden Geiſt verhauchte,
Indeß der deinige zugleich der Qual entrückt,
Sich mit dem letzten Ach in mich herüber tauchte!" —
Die Thränen hemmen jetzt ſein Angſtgeſtöhne,
Doch ſanft verweiſt ihn ſo die fromme Schöne:

36.

„Mein Freund! ganz andre Wünſch' und andre Klagetöne
Erheiſcht in dieſer Stund' ein höh'rer Gegenſtand.
Vergißt du deiner Schuld, und daß des Ew'gen Hand
Die Guten dort mit ew'gem Lohne krone?
In ſeinem Nahmen duld', und leicht wird deine Pein;
Erhebe froh dein Herz zum höchſten Sitz der Wonne;
Sieh zu dem Himmel auf, wie ſchön er iſt! zur Sonne!
Sie tröſtet uns, ſie ladet mild uns ein."

37.

Hier ſchluchzt der Heiden Volk lautweinend, Seufzer heben
Der Chriſten Bruſt, verhaltner, bänger nur;
Es fühlt ſelbſt der Tyrann die Stimme der Natur
Mit ſeiner Macht ſein hartes Herz durchbeben.

Er fühlt's und zürnt, und tritt mit abgewandtem Blick,
Um nicht den ſtolzen Sinn zu beugen, ſchnell zurück.
Nur dir iſt noch kein ſchwacher Laut entfallen,
Sofronia! — du ſchweigſt, beweint von allen.

38.

Doch weil nun jeder bebt und heimlich für ſie fleht,
Auf einmahl ſprengt ein Held, vor welchem alle weichen,
Im Flug' herbei. Die äuß're Majeſtät
Verkündigt einen Mann, und ſeine Tracht verräth,
Er komm', ein Wanderer, aus fern entleg'nen Reichen.
Allein die Neugier ward des Tigers bald gewahr,
Der auf dem Helme prangt — und aus dem Fehdezeichen
Schließt jeder und mit Recht, daß es Klorinde war.

39.

Sie, die ſich ſchon als Kind mit angeſchaffnem Adel
Von dem, was weiblich heißt, verachtend abgewandt,
Klorinde neigte nie zur Spindel, nie zur Nadel,
Nie zu Arachne's Kunſt die übermüth'ge Hand.
Dem weichen Putze feind, und den bewachten Hallen —
Denn wahre Sittſamkeit bedarf des Zwanges nicht —
Floh ſie ins freie Feld. Stolz waffnet ihr Geſicht
Und ihre Reitze, die auch drohend noch gefallen.

40.

Schon damahls lenkte ſie das kriegeriſche Pferd
Mit zarter Hand nach Willkühr hin und wieder,
Sie bildete zum Lauf' und härtete die Glieder
Durch Ringen ab, und prüfte Lanz' und Schwert,
Bis ſie ſich viel geübt zu blut'gen Abenteuern,
Zu Jagd und Schlacht in Wald und Feld zu zieh'n,
Und hier wie dort geſcheut, ein Mann den Ungeheuern,
Im Männerkampf' ein Ungeheuer ſchien.

41.

Sie kam aus Perſien, um Gottfrieds Siegermacht
Zu widerſtehn; denn ihrem Heldenmuthe
Genügt es nicht, daß ſie mit Chriſtenblute
Schon oft das Feld gefärbt und Ströme trüb gemacht.
Und nun, ſo wie ſie kommt, erblickt ſie dieſe Menge
Und dieſes Mordgerüſt! — Begierig hinzuſehn,
Begieriger der Schuldigen Vergehn
Zu wiſſen, trabt ſie näher an's Gedränge.

42.

Jetzt hält ſie gerade wo empor der Holzſtoß ſteigt,
Um das gebund'ne Paar noch näher zu betrachten,
Und ſieht, daß jener ſeufzt, indeß im ſtillen Schmachten
Das ſchwächere Geſchlecht die größte Stärke zeigt.
Der Jüngling weint, doch wie ein Edler weinet,
Den Mitgefühl, nicht eigner Jammer drückt,
Indeß Sofronia ſo ſtarr gen Himmel blickt,
Daß ſie ſchon vor dem Tod' der Erd' entſchwunden ſcheinet.

43.

Klorindens Herz wird weich, und eine Thräne glüht
Die Wang' herab; ſie litt, doch ungleich ſtark, mit beiden,
Und fühlt ſie deſſen Schmerz, der ſeinen Schmerz verrieth,
So fühlt ſie tiefer noch das nicht verrath'ne Leiden.
„Wer ſind die zwei? — ſo ſpricht ſie einen alten Mann,
Der bei ihr ſteht, mit ſchnellen Worten an —
Sag! heißt ihr Schickſal oder ihr Verſchulden
Sie dieſen ſchrecklichſten der Martertode dulden?“

44.

Sie fragt's voll Ungeduld, und der bewegte Greis
Theilt willig alles, was er weiß,
Der Heldinn mit. Sie ſtaunte; denn Klorinden
War es nicht ſchwer, die Wahrheit auszufinden.
Ihr Vorſatz iſt gefaßt, das liebenswürd'ge Paar
Zu retten, ſey's durch Bitten oder Waffen.
Sie fliegt herbei; ſie winkt der Henkerſchar,
Die Flammen, welche rings herauf drohn, wegzuſchaffen.

Notizen und Berichtigungen über Bonneval,

K. K. General-Feldzeugmeiſter, nachherigen Chef des türkiſchen Bombardier-Corps unter dem Nahmen Ahmed Paſcha.

Die verſchiedenen über dieſen merkwürdigen Mann erſchienenen Memoiren und Anecdoten-Sammlungen tragen mehr oder weniger den Stempel der Unwiſſenheit und Romanen-Fabricatur. So thut er ſich in einem derſelben auf die Einführung der Bajonette bei den Janitſcharen und der Kappenſtiefel bei den Spahis zu gut, und Muſti und Wiſir machen ihm Vorwürfe, daß er kein ſeiner Würde angemeſſenes Serai (Harem hätte es heißen ſollen) halte. Ich denke, daß dieſe kleine Probe ſchon hinreicht, um einen Begriff vom Ganzen zu geben.

Der Graf Bonneval ward im Jahr 1671, dem Sterbejahre Turenne's, geboren. Seine Familie war eine der älteſten im Limouſin. In ſeinem elften Jahre ſchon ward er bei der Marine angeſtellt, und war bald darauf mit bei dem Treffen von Dieppe, la Hogue und Cadix. Eine Ehrenſache, wegen welcher er ſich die Ungnade des Staats-Secretairs der Marine, Herrn von Pontchartrain, zuzog, war Urſache, daß er den Seedienſt verließ, und unter die franzöſiſche Garde ging; bei dem einige Jahre ſpäter ausgebrochenen Succeſſions-Kriege aber erhielt er die Erlaubniß, für drei und dreißig tauſend Livres ein Infanterie-Regiment zu kaufen, welches unter dem Befehle des Marſchalls von Catinat nach Italien marſchirte. Bonneval diente unter dieſem und ſeinen zwei Nachfol-

gern, dem Duc de Villeroi und dem Duc de Vendome mit beſonderer Auszeichnung, ſo daß ſelbſt der Prinz Eugen, der die kaiſerliche Armee commandirte, bei Luzzara auf ihn aufmerkſam ward. Ein Vorſchuß von drei tauſend Livres, den er im nähmlichen Kriege zum Beſten des Militair-Spitals gemacht hatte, und deſſen Zurückzahlung er von dem Armee-Intendanten begehrte, hatte für ihn die bedeutendſten Folgen. Er wendete ſich nähmlich, wie ihm der Duc de Vendome gerathen hatte, nach vielen Unannehmlichkeiten darüber, ſchriftlich an den Kriegs-Staats-Secretaire, ſetzte das Factum ruhig aus einander, endigte aber ſeinen Bericht mit den Worten: „Ich habe übrigens nicht geglaubt, daß eine Auslage, die mit Wiſſen und Bewilligung des Herzogs gemacht ward, noch der Reviſion der Herren von der Feder bedürfe; lieber will ich ſie ſelbſt tragen.“ Herr von Chamillard antwortete ihm hierauf: „Mein Herr! ich habe den Brief erhalten, den Sie ſich die Mühe gaben, in Betreff der Bieler Rechnungen an mich zu ſchreiben. Wäre die Summe wirklich verwendet worden, ſo würden ſie die Auslage nicht ſelbſt tragen wollen; und da ſie kein ſolcher großer Herr ſind, der dem Könige Geſchenke machen kann, ſo ſcheint es mir, als wollten ſie mit den Herren von der Feder deßwegen nicht abrechnen, weil ſie zu gut nachrechnen.“

Dieſer Brief war nun freilich grob und ungerecht, und mehr als hinlänglich, um den ohnehin leicht reizbaren Bonneval raſend zu machen. Er ſetzte ſich auch ſogleich hin und ſchrieb ſo zurück: „Ich habe den Brief erhalten, den E. E. ſich die Mühe gaben, mir zu ſchreiben, und in welchem es ihnen ſcheint, ich fürchte die Herren von der Feder, weil ſie gut nachrechnen. Ich muß Ihnen aber nur ſagen, daß der hohe Adel von Frankreich ſein Gut und Blut im Dienſte ſeines Königs gern hingibt, an ſeiner Ehre aber ſich von niemand antaſten läßt. Wenn ich daher in Zeit von drei Monaten wegen dem mir von Ihnen angethanen Affront keine vernünftige Genugthuung erhalte, ſo werde ich mich in die Dienſte des Kaiſers begeben, der Leute von Stande zu Miniſtern hat, und die mit ihres Gleichen umzugehen wiſſen.“

Bonneval erhielt keine Antwort. Die Furcht in Verhaft genommen zu werden bewog ihn, Urlaub zu nehmen und nach Venedig zu gehen. Er wollte durch den dort reſidirenden franzöſiſchen Bevollmächtigten, den Abbé de Pompone, die Sache wieder ins Geleis bringen; allein dieſer ſuchte Chamillard zu gefallen, und leiſtete Bonnevaln ſchlechte Dienſte, und da ihm obendrein endlich das Geld ausging, ſo folgte er dem Rathe und Beiſpiel des Marquis de Langallerie, und ging zum Kaiſer über. Er verlor dadurch ſein Regiment und mehr als hundert tauſend Thaler Vermögen in ſeinem Vaterlande. Prinz Eugen ſorgte, daß er als General-Major angeſtellt ward, und als ſolcher diente er bei der Attaque der turiner Linien, zu deſſen ſiegreichem Ausgange und glücklichen Folgen er das meiſte beitrug. Bei Tortona war er es, der den projectirten Abzug verwarf, zuerſt auf dem eroberten Walle ſtand und mit eigener Hand die zwei vornehmſten der feindlichen Officiere niederſtach, worüber ihn der Kaiſer Joſeph I. mit einem ſchmeichelhaften Handſchreiben begnadigte.

Italien, Dauphiné und Flandern wurden nach und nach der Schauplatz ſeiner Tapferkeit und militairiſchen Einſicht. Aber ſo brav er im Felde und ſo klug er im Cabinette war, ſo inconſequent und unvorſichtig war er im gewöhnlichen Leben. So ſchlug er ſich einſt während den utrechter Friedensunterhandlungen mit einem Franzoſen, der es übel genommen hatte, daß Bonneval gegen Mylord Stafford behauptete, Ludwig XIV. habe die Univerſal-Monarchie im Kopfe, und einige Tage darauf mit einem preußiſchen General, der von Ludwig das nähmliche ſagte, was er ſelbſt im erſten Duell verfochten hatte.

Unter Carl VI. ward Bonneval General-Lieutenant, und bekam eines der älteſten Regimenter. Bald darauf kam er auch in den Hofkriegsrath.

Als Carl im Jahre 1715 als Alliirter von Venedig den Türken den Krieg erklärte, und Prinz Eugen die Armee in Ungarn commandirte, ſtand Bonneval wieder unter ihm, und zeichnete ſich vorzüglich bei Peterwardein aus, wo er einen Lanzenſtich in den Unterleib erhielt; weßwegen er von nun an immer eine eiſerne Bandage tragen mußte. Mit Lorbeern bedeckt kam er nach geendigtem Feldzuge nach Wien zurück. Der Graf de Luc, ein Verwandter von ihm, der damahls franzöſiſcher Geſandter in Wien war, ſuchte durch den Günſtling und Miniſter des Regenten, den Abbé Dubois, die Sachen einzuleiten, daß Bonneval nun wieder nach Frankreich kommen dürfe. Dubois, der Sohn eines Barbiers aus Brives la Gaillarde aus dem Limouſin, verwendete ſich mit Vergnügen für ſeinen Landsmann, Prinz Eugen that deßgleichen, und Bonneval ging wirklich nach Paris, wo ihn ſeine Mutter gegen ſeinen Willen mit der Tochter des Marſchalls und nachherigen Herzogs von Biron verheirathete. Was er voraus geſagt hatte, geſchah. Einige Tage nach der Hochzeit reiſte er ab nach Ungarn, und ſah ſeine Frau, die beſte Seele von der Welt, die er ſehr ſchätzte, aber die er nicht Zeit gehabt hatte, lieben zu lernen, nicht mehr wieder.

(Die Fortſetzung folgt.)

1805. Nr. 99.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 23. Auguſt.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Skizzen aus der Geſchichte baieriſcher Fürſtinnen und Prinzeſſinnen.

Maria Victoria, Gemahlinn des Dauphin von Frankreich, des Sohnes Ludwigs XIV.

Maria Victoria war die Schweſter des Kurfürſten Max Emanuel. Als ein Mädchen von ſechzehn Jahren ward ſie dem alten Kaiſer Leopold dem Großen, der eine dritte Frau ſuchte, von ſeinen Miniſtern zur Braut vorgeſchlagen. Eine preußiſche Intrigue bewahrte ſie vor dieſem Unglück; denn der kaiſerliche Leibarzt Becker, der im Jahre 1676 an verſchiedene europäiſche Höfe geſchickt ward, um die heirathsfähigen Prinzeſſinnen zu beſichtigen, empfahl dem Kaiſer auf Veranlaſſung des ſo genannten großen Kurfürſten von Brandenburg die Tochter des Pfalzgrafen von Neuburg.

Vier Jahre ſpäter gefiel es einem anderen Monarchen, den die Geſchichte ebenfalls den Großen nennt, nähmlich Ludwig XIV., die von dem kaiſerlichen Ehe-Procurator als zu ſchwächlich erklärte Maria Victoria für ſeinen Sohn zu begehren. Ihre Ausſteuer war mit Blut befleckt, denn der Kurfürſt gab ihr als Heirathsgut ſechs Ortſchaften mit, die er an ſeinen nächſten Verwandten, den Kurfürſten von der Pfalz, zu fordern hatte, und die Ludwig XIV. durch die Gewalt der Waffen an ſich brachte.

Der Dauphin, ein Zögling des berühmten Boſſuet, war neunzehn Jahre alt, als ſeine Braut in Frankreich ankam. Frau von Sevigné ſchildert in ihren Briefen den erſten Eindruck, den die baieriſche Fürſtinn an dem franzöſiſchen Hofe machte. Boſſuet und Frau von Maintenon wurden ihr bis an die Gränze entgegen geſchickt. Sanguin, der von dem Könige den Auftrag hatte, ihm Nachricht von ihrem Ausſehen zu geben, ſagte ihm: „Sire! sauvez le premier coup d'oeil.“ — „Dieß war ſehr gut geſagt — ſetzt die Frau von Sevigné hinzu — denn ihre Naſe und ihre Stirn ſind zu lang, welches einen unangenehmen Eindruck macht; aber ſie hat ſo viel Anſtand, ſo ſchöne Arme, ſo ſchöne Hände, ſchönen Wuchs, ſchönen Gang, ſchöne Zähne, ſchöne Haare, und ſo viel Gutmüthigkeit, iſt zuvorkommend ohne fade zu ſeyn, vertraulich ohne ihre Würde zu vergeſſen: kurz, ſie hat ſo viel Liebenswürdiges in ihrem Betragen, daß man ihr den erſten Eindruck gern vergibt. Wenn ihr Geſicht nicht angenehm iſt, ſo iſt es doch ihr Verſtand; alles was ſie thut und ſagt, iſt ein Beweis davon. Man kennt die geiſtvolle Antwort, die ſie Ludwig XIV. gab, als er ſagte: „Sie haben mir noch nicht erzählt, daß ihre Frau Schweſter, die Großherzoginn von Florenz, ſo außerordentlich ſchön iſt.“ — „Es iſt wahr, Sire! — erwiederte ſie — ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß meine

Schweſter die ganze Schönheit der Familie hat, während mir das ganze Glück derſelben zu Theil geworden iſt.“

Der Dauphin dagegen war, nach den Schilderungen gleichzeitiger Schriftſteller, ein Prinz ohne Anſtand und ohne Lebensart, ſo ſchwach am Hofe wie der gemeinſte Höfling, und daher als ein ſolcher von ſeinem Vater behandelt, ohne Liebe und ohne Haß, ein Feind der Wiſſenſchaften — weil man ihn in der Jugend zu ſehr angeſtrengt hatte — ohne Geſchmack in der Auswahl ſeiner nachherigen Geliebten, ſo faul, daß er Stunden lang auf dem nähmlichen Flecke ſaß oder lag, ohne ſich zu bewegen, äußerſt wortkarg und eben ſo arm an Kentniſſen als an Empfindungen; kurz, ein Menſch ohne Leben und ohne Character. Drei Jahre lang blieb er ſeiner Gemahlinn ergeben, und die franzöſiſchen Schriftſteller ſagen, er würde ihr ewig treu geblieben ſeyn, wenn ſie nicht durch ihren übergroßen Hang zur Einſamkeit ſein Herz von ihr abgewendet hätte. Sie ſoll ſich mit ihrer baieriſchen Kammerfrau Beſſola von aller Geſellſchaft entfernt, und den ganzen Tag mit derſelben deutſch geſprochen haben, ohne darauf zu achten, daß ihr Gemahl dieſe Sprache nicht verſtand. Die ausführlichſten Nachrichten, die wir hierüber haben, ſind von der Madame d'Orleans, einer pfälziſchen Prinzeſſinn. In ihren Briefen, die urſprünglich deutſch geſchrieben ſind, einem der anziehendſten Bücher, beſonders nützlich für Hofleute — erzählt ſie Folgendes von der Dauphine *):

„Sie war zwar häßlich, aber doch angenehm durch ihren Verſtand und große Politeſſe. In ihrem erſten Kindbette hat man ſie ſo übel tractirt, daß ſie ſchief geworden; ſonſt hatte ſie eine gar artige Taille. Sie ſprach ſo platt baieriſch wie die Bauern, ſo daß ich anfangs kein Wort verſtehen konnte. Mit ihren baieriſchen Devotionen habe ich ſie brav ausgelacht, und in viel Aberglauben beſabuſirt. Als ſie in Frankreich angekommen, hat der ſchöne Hof ſchon angefangen in Decadence zu gehen, denn es war der Anfang von der Maintenon Regierung; die hat alles verdorben. Es war kein Wunder, daß meine arme Dauphine ſich wieder nach Hauſe gewünſcht, die Maintenon hat ſie gleich nach ihrem Beilager leiden machen, daß es ein Erbarmen war. Madame la Dauphine hat ſelber ihre Heirath gemacht, meinte mit ihren eigenen Flügeln zu fliegen, und ihr eigener Herr und Meiſter zu ſeyn. Man that ſie aber gleich in der Maintenon Hände, die regierte ſie, und wollte ihre Hofmeiſterinn ſeyn, als wenn ſie ein Kind von ſieben Jahren wäre, und ſie war über neunzehn, das hat ſie betrübt.“

„Sie hatte eine Favoritinn bei ſich, ſo Beſſola hieß, das war ein falſch Menſch, hat ſie an die böſe Zott *) verkauft. Dieſe Beſſola konnte nicht leiden, daß Madame la Dauphine mit jemand in der Welt ſprechen ſollte als mit ihr, war intereſſirt und jalouſe. Ich ſagte es der Dauphine deutſch heraus, daß es eine Schande wäre, daß ſie ſich ſo von der Beſſola regieren ließe, daß es ihr nicht erlaubt wäre, mit jemand, wenn ſie wollte, zu reden, daß dieſes keine amitié ſondern eine Sclaverei wäre, womit man ſie bei Hofe auslachte. Sie hat mirs nicht übel genommen, lachte und ſagte: Hat nicht ein jedes ſeine Schwachheit? — Beſſola iſt die meinige.“

(Der Beſchluß folgt.)

*) Man vergleiche mit dieſen Nachrichten das Souvenir de Madame de Caylus, einer Nichte der Madame de Maintenon.

*) Dieſen Ehrentitel gibt die Herzoginn von Orleans gewöhnlich der Madame de Maintenon.

Notizen und Berichtigungen über Bonneval,

K. K. General-Feldzeugmeiſter, nachherigen Chef des türkiſchen Bombardier-Corps unter dem Nahmen Achmed Paſcha.

(Fortſetzung.)

Bonneval war in kurzer Zeit auf dem Wege, auf dem es ihm nicht fehlen konnte, einſt die ganze kaiſerliche Armee en Chef zu commandiren; aber ſeine Unvorſichtigkeiten traten ihm darauf entgegen. Die erſte war eine Unannehmlichkeit mit dem Prinzen Eugen wegen einer Perſon, die dieſer ſehr werth hielt. Auch ſeine freien und unbeſonnenen Aeußerungen über die Religion machten ihm viel Feinde. Zudem war er luſtigen Humors, freimüthiger Laune, mit Ruhm bedeckt, von ſeinen Gegnern im Kriege geachtet, von den Soldaten auf den Händen getragen, von den Generälen beneidet, von der Bürgerſchaft wegen ſeiner Popularität geliebt, von dem Pöbel wegen ſeiner Freigebigkeit angebetet, unfähig einer niedrigen, gemeinen That — Urſachen genug, ihm etwas anzudichten. Hätte Bonneval ſich ein wenig genirt, mit dem Miniſter eine Partie Trictrac machen, ſich an eine Hof-Dame anſchließen wollen, ſo wäre es anders gegangen; aber er war von Jugend auf Soldat geweſen, Seeſoldat, und hatte von ſeinen Landsleuten die geſelligen Airs zur Erreichung ihrer Abſichten nie gelernt. Uebrigens that er des Guten wirklich manches Mahl zu viel, beſonders bei dem Souper hinter der Champagner-Flaſche, wenn er gleich kein Trinker war, und einige

Complets über das Kriegs-Miniſterium waren eben nicht geeignet, ihn wieder in Gnaden zu bringen.

Bonneval begehrte daher nach Brüſſel zu gehen — andere ſagen, er ſey hin geſchickt worden — und hielt dort als Feldzeugmeiſter ein Haus, welches dem des kaiſerlichen Miniſters Marquis de Prié vielen Abbruch that, der ſich dieſer und einiger anderen Urſachen wegen an ihm rächen wollte. Man erinnert ſich, aus den älteren Memoiren geleſen zu haben, wie ihm Bonneval bald nur zu viel Gelegenheit dazu gab. Seine Donquixotterie, wie man es hieß, in Betreff der Königinn von Spanien ward ihm höchſt übel genommen, und ſeine Anklagen über Malverſation und Mißbrauch der Gewalt wurden nicht bewieſen, und ſchienen nur Haß gegen de Prié zu verrathen. Ein Brief an den Prinz Eugen war mit der nähmlichen Feder geſchrieben wie der an Chamillard. Sein Degen, der immer vorkam, war hier nicht an ſeinem Platze. Aber wenn er auch ſträflich war, ſo war es doch zu hart, den Mann, der dem Kaiſerhauſe ſo viel Dienſte geleiſtet und der mit Narben und Lorbeern bedeckt war, an die italieniſche Grenze führen zu laſſen, und ihm das öſtreichiſche Gebiet bei Lebensgefahr zu verbieten. Seine Verhaftnehmung hätte unter der brüſſeler Bürgerſchaft beinahe einen Aufſtand erregt, und die Verzweiflung, in der ſein Regiment war, konnte nicht größer ſeyn; denn die Soldaten riſſen ihre Bruſt auf, zeigten die Wunden, die ſie unter ſeinem ſiegreichen Commando erhielten, riefen heulend den Nahmen Bonneval, und zerbrachen in der Wuth ihre Flintenkolben, ehevor ſie auf dem Markte das Gewehr ſtrecken mußten.

Die Art aber, wie Bonneval ein Türk ward, iſt merkwürdig genug, um hier etwas ausführlicher erzählt zu werden. Schon in Holland war ihm der Antrag gemacht worden, in ſpaniſche Dienſte zu treten. Er ſchlug dieſen Antrag nicht geradezu aus, nahm ihn aber auch nicht beſtimmt an, und dankte für alle Unterſtützung, die ihm der Hof von Madrid anbieten ließ, unterhielt jedoch von Venedig aus, wohin er ſich ſpäter begab, eine Correſpondenz mit dem ſpaniſchen Premierminiſter Marquis de Lapos. Da er von Wien immer Nachricht von den Planen des Kaiſers erhielt, ſo ertheilte er den Spaniern oft einen guten Rath; aber einige ſeiner wichtigſten Briefe, worin er ſie vor dem wiener Cabinette warnte, kamen dem Grafen Königseck, kaiſerlichen Geſandten in Madrid, zu Geſicht, der ſie ſeinem Hofe ſchickte.

Am Himmelfahrtstage nun, wo man in Venedig maskirt herum geht, begegnete der kaiſerliche Geſandte, Graf von Boulegne, auch dem Bonneval, erkannte ihn, und zog ihn auf die Seite, indem er ſich ihm gleichfalls zu erkennen gab. „Graf — ſagte er hierauf — Sie ſtehn mit Spanien in Verhältniſſen, die dem Intereſſe meines Monarchen ſehr entgegen ſind, und er iſt davon unterrichtet. Sie haben dieß und jenes nach Madrid geſchrieben.“ Er erzählte ihm hierauf alles ſo umſtändlich, daß Bonneval ausrief: „Ich glaube, Sie haben meine Briefe in der Taſche.“ Der Geſandte fuhr hierauf in den gemäßigſten und freundſchaftlichſten Ausdrücken fort, ihm davon abzurathen, und ſtellte ihm vor, daß es Seiner Kaiſerlichen Majeſtät ein leichtes ſey, ihn in einer offenen Stadt wie Venedig aufheben zu laſſen; in Rückſicht ſeiner vielen, dem Erzhauſe geleiſteten Dienſte aber wollten Höchſtdieſelben es nicht thun, ſondern er könne ihn verſichern, daß es bloß von ſeinem Benehmen abhänge, ob alles wieder zu ſeinem Wunſche arrangirt würde.

Bonneval hatte wahrſcheinlich höchſt Unrecht, dieſen Verſicherungen keinen Glauben beizumeſſen; indeſſen merkte er ſich den guten Rath, ging nur mit Vorſicht aus, und dachte wirklich daran, ſich einen anderen Aufenthaltsort zu wählen. Um in London eine Zeitlang eine Rolle zu ſpielen, überlegte er, brauche er mehr Geld. In Holland und in der Schweiz hielt er ſich nicht ſicher genug. Schon lange hatte er gewünſcht, nach Conſtantinopel zu gehn, und bei Gelegenheit der Ratification des Paſſarowitzer Friedens den Kaiſer um Erlaubniß dazu gebeten, der es ihm wegen den mit ſeinem Range verknüpften Umſtänden abſchlug. Jetzt entwarf er wieder das Project, ſich zu gleicher Zeit, als er ſeine Neugier befriedigte, dadurch auch vor dem wiener Hofe ſicher zu ſtellen, und unterdeſſen die Wendung abzuwarten, welche die ſpaniſchen und öſtreichiſchen Verhältniſſe nehmen würden, und in die Dienſte des ſpaniſchen zu treten, mit dem er während der Zeit nicht abbrechen wollte. Er nahm alſo den Vorwand, nach Corfu zum General Schulenburg zu gehen, der ihn auch wirklich eingeladen hatte, um ihm ſeine neu angelegten Fortificationen zu zeigen; aber ſtatt deſſen ging er mit fünf oder ſechs ſeiner Leute nach Ragusa, und mit Hilfe eines franzöſiſchen Paſſes, in dem er bloß als ein Reiſender angegeben war, nach Bosnien. Als er in die türkiſche Gränzſtadt und Feſtung Bosna Serai einritt, erkannte ihn der Major vom Regimente Odward, der in Geſchäften ſeines Regiments, das in Eſſek lag, dort war, und vor einer Thüre ſaß und Tabak rauchte. Der Major ſtand auf, grüßte den Grafen ſehr höflich und redete ihn auf deutſch an; Bonneval aber that als ſähe er ihn nicht, und ritt fort in das für ihn

bestellte Quartier. Der Major aber versäumte keinen Augenblick, sondern lief eiligst zum Festungs-Commandanten Ahmed Pascha Ghasi, und sagte diesem, es befinde sich hier ein bedeutender Mann, ein General der Infanterie von Sr. Kaiserlichen Majestät, Nahmens Graf Bonneval, der so eben angekommen sey; er vermuthe, seine Absicht sey, bei der Pforte Dienste zu suchen, was sein Monarch nicht zugeben könne; er protestire also hiermit förmlich, daß der Pascha sich dieses Herrn vergewissere, um ihn im Falle einer gebetenen Auslieferung an Seiner Kaiserlichen Majestät Abgeordnete übergeben zu können. Er setzte hinzu, daß er sogleich abreise, um Bericht darüber nach Wien zu erstatten, und er lasse seine Protestation, von der er die Abschrift mitnehme, in deutscher und türkischer Sprache bei ihm zurück. Der Commandant ließ hierauf die Vornehmsten der Stadt zusammen berufen, um mit ihnen zu berathschlagen, was hier zu thun sey, und das Resultat davon, das ihnen die Furcht vor den Deutschen erpreßte, war, daß Ahmed Pascha den Grafen Bonneval nicht weiter ziehen lassen dürfe; der Pascha schickte daher seinen Kiaja oder Intendanten mit zwei anderen vornehmen Türken zu Bonneval und ließ ihm sagen, er dürfe nicht von Bosna Serai weg, ein deutscher Officier habe ihn erkannt und gegen seine Abreise protestirt. Bonneval hatte hierauf mehrere Unterredungen mit dem Pascha, der sehr höflich gegen ihn war, und ihm alles anbot, was er nur bedürfen könne; aber Bonneval brauchte es nicht, indem er von Venedig tausend Ducaten und für drei tausend Ducaten Werth mitgenommen hatte. Dagegen stellte er dem Pascha dringend vor, wie unbillig und gegen alles Völkerrecht es sey ihn aufzuhalten, er sey nicht mehr in kaiserlichen Diensten, sondern sein eigener Herr und Franzose von Geburt. Die Furcht vor den Kaiserlichen aber war stärker als seine ganze Beredsamkeit. Der wiener Hof negocirte indessen durch seinen Internuntius bei der hohen Pforte Bonnevals Auslieferung, und soll, wie Bonneval glaubte, auch im Serai aufgesucht haben, ihn todt oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen, in welchen Plan man auch den Kiaja des Ahmed Pascha gezogen hatte. Ein sehr bigotter und reicher Grieche aus Essek war der Chef desselben, und hatte dem Kiaja fünf tausend Piaster für seinen Antheil versprochen. Um die Ausführung zu erleichtern, hatte man dem Grafen eine ganz isolirt gelegene Wohnung angewiesen. Dieser aber hatte sich die Einwohner des Ortes und die Häupter der Janitscharen, die in Bosnien auch ein Wort zu sagen hatten, durch allerlei kleine Geschenke und Aufmerksamkeiten zu Freunden gemacht. Von diesen erfuhr er stets was gegen ihn im Werke war. Aus Vorsicht fing Bonneval an einige dreißig große Hunde zu halten, die nun seine erste Leibwache ausmachten. Der Kiaja aber suchte ihn — gewiß gegen den Willen eines Hofes, der sich noch nie zu solchen Mitteln herabwürdigte — mit Gift aus dem Wege zu räumen, welches ihm drei Mahl mißlang. Der Pascha rieth ihm sogar, nirgends eine Tasse Caffe, bei ihm selbst nicht, anzunehmen. Da Bonneval nun sah, daß man ihn mit Gewalt verderben wolle, sann er auf Mittel sich zu retten, und vertraute sich einem der Häupter der Janitscharen. „In drei Tagen sollst du von mir hören — antwortete ihm der großmüthige Muselman — du darfst auf mich zählen.“ Er kam auch zur bestimmten Zeit mit dreien seiner Cameraden. „Wir sind vierzig Anführer der Janitscharen — redete er ihn an — unser Corps in Bosnien ist sechs tausend Mann stark, und nimmt dich in seinen Schutz. Diesen Abend werden zehn der bravsten und zuverläßigsten unserer Leute hierher kommen, die stets bei dir seyn und nach acht Tagen von zehn anderen abgelöst werden.“ Jetzt aber komm mit uns zum Pascha; wir wollen ihm und seinem Kiaja sagen, was die Sache ist.“ Als sie vor den Pascha kamen, wo auch der Kiaja und andere vornehme Türken waren, nahm jener wieder das Wort und sagte: „Wir haben gehört, daß es Leute gibt, die diesen Fremden aufpeeren, oder mit Gewalt und Gift ums Leben bringen wollen. Wir wissen was vorgeht und wer die Urheber davon sind; aber wir erklären hiermit, daß das Corps der Janitscharen ihn in seinen Schutz genommen und ihm eine Leibwache von zehn Mann gegeben hat. Die geringste Beleidigung, die ihm angethan wird, soll mit dem Leben gebüßt werden, und wer ihn angreift, kann darauf rechnen, in Stücke gehauen zu werden, und wenn ihr selbst es wäret, Herr Pascha! Wir bitten euch also mit dazu beizutragen, daß ihm nichts zu Leid geschieht, und daß er so behandelt wird, wie sein Rang und sein Ansehen es mit sich bringen.“ Dieser kühne Schritt frappirte den Pascha, der, wenn er gleich Bonnevalin wohl wollte, dennoch schlimme Folgen davon fürchtete. Niemand aber erschrack mehr als der Kiaja, der den Grafen jetzt in Ruh zu lassen schien. Dieser hatte indessen an den Fürsten Rakohi sowohl als an den französischen Gesandten Herrn von Villeneuve geschrieben, von denen er aber keine Antwort erhielt; denn in dem Briefe an den ersten hatte er den Titel „Hoheit“ vergessen, und der zweite wollte bei dem Kaiser den Gefälligen machen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

1805. Nr. 100.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 26. August.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Beschluß der Nachrichten von dem Leben der Dauphine Maria Victoria.

„Monsieur le Dauphin — sagt die Herzoginn von Orleans — hat sehr wohl mit seiner Gemahlinn gelebt, wohl zwei oder drei Jahr, so lange die alte Zott mit der armen Dauphine zufrieden war; aber sobald sie ein wenig in Freideur kamen, da unterfing sich die alte Montchevreuil dem Dauphin zu sagen, daß seine Gemahlinn ihn nicht lieb habe, daß sie nichts lieb habe, als die Bessola, daß alle Menschen ihn für einen Sot hielten, weil er den ganzen Tag in einer Kammer bliebe, wo man mehr deutsch als französisch spräche, daß die Bessola nur die Confidentinn wäre, und daß die Dauphine Galanterie hätte; um sie an sich zu ziehen, müsse er ihr Jalousie geben, und parties de plaisir mit ihren Hofsfräuleins machen. Ich weiß dieses alles durch Madame la Dauphine selber, der es der Dauphin, so sie noch liebte, selbst erzählt; aber die alte Hexe hat das so oft wiederhohlt und dem Dauphin so viel Gelegenheit gegeben, daß er erstlich verliebt werden von der Rambüre, so hernach Herzoginn von Polignac geworden. Sobald diese Liebe angegangen, hat alle amitié für Madame la Dauphine aufgehört; über das hatte Monsieur le Dauphin die Schwachheit, daß er foiblesse für die faveur hatte, und hierin wie ein gemeiner Cortisan war."

„Falsch war der Dauphin nicht mit seiner Gemahlinn, alles ging tambour battant, und die böse, falsche Hexe, die Bessola, die so ganz an die alte Zott gewöhnt war, und ihren Befehlen folgte, zog die Dauphine je mehr und mehr von ihrem Herrn ab, und that ihren möglichsten Fleiß, die Dauphine von allen Menschen abzuhalten, um erstlich alles von ihr bis auf den letzten Heller zu ziehen, und zum andern sich wohl bei der alten Zott zu halten, indem sie ihre arme Fürstinn allzeit mehr und mehr unglücklich machte, welches der armen Dauphine auch das Leben gekostet hat."

Nach allen Nachrichten ist es gewiß, daß die Dauphine vom ganzen Hofe vernachläßigt ward, und daß ihr Gemahl sich einem wahren Wüstlinzleben dahin gab. Die Dauphine, deren größtes Unglück war, an einem Hofe zu leben, an welchem Schönheit für eine Schuldigkeit angeschlagen ward, trauerte im Stillen über die Vereitlung aller ihrer Hoffnungen. Sie starb im zehnten Jahre ihres Ehestandes, wie einige behaupten, an Gift; nach Versicherung der Hofärzte aber an einem hypochondrischen Fieber. Merkwürdig ist in jener Hinsicht, daß gerade zur selben Zeit ihr Gemahl die deutsche Kaiserwürde suchte, und ihr Bruder gegen Frankreich ins Feld zog. Auch sagt die Madame d'Orleans in ihren eben angeführten Briefen: „Man hat die Dauphine ums Leben

gekracht, als wenn man ihr mit einer Piſtole durch den Kopf geſchoſſen hätte.“

Nur zwei Tage nach ihrem Tode waren die Hofluſtbarkeiten eingeſtellt, am dritten hatten ſie wieder ihren Fortgang. Der Dauphin blieb ſeinem Character auch bei ihrem Leichenbegängniſſe treu. Er wollte ſich zu Tode lachen, als er mit dem langen Trauermantel angethan war. Bei dem feierlichen Begräbniſſe der Dauphine war man des Ceremoniels wegen in großer Verlegenheit, indem ſeit mehr als zwei hundert Jahren keine Dauphine geſtorben war. Das Opfer bei der Seelenmeſſe veranlaßte eine drollige Begebenheit, die von der Madame d'Orleans auf folgende Art erzählt wird:

„Bei Madame la Dauphine von Baiern Service, wie ich zur Offrande ging und die Kerze brachte mit den Goldſtücken, und dem Biſchof übergab, ſo die große Meſſe ſang, und in einer chaise à bras bei dem Altar ſaß, wollte er die Kerze an die geben, ſo ihm in der Meſſe dienten, und die Prieſter von des Königes Capelle waren. Die Mönche aber von St. Denis prätendirten, daß die Kerze mit dem Golde ihnen zukäme; die kamen ſpornſtreichs daher gelaufen, und warfen ſich auf den Biſchof, deſſen Stuhl fing an zu wackeln, die Mitre fiel ihm vom Kopfe, und hätte ich noch einen Augenblick gewartet, ſo wäre der Biſchof mit allen Mönchen auf mich gefallen. Deßwegen ſprang ich eilends vier Staffeln von dem Altar herunter, und ſah der Bataille zu, welche mir aber ſehr poſſierlich vorkam, daß mir unmöglich war, das Lachen zu laſſen, und alle Menſchen lachten.“

Notizen und Berichtigungen über Bonneval,

K. K. General-Feldzeugmeiſter, nachherigen Chef des türkiſchen Bombardier-Corps unter dem Nahmen Ahmed Paſcha.

(Beſchluß.)

Nach Verlauf von ſieben Monaten, während welcher Zeit der Internuntius immer auf Bonnevals Auslieferung drang, ſchickte er einen ſeiner Leute nach Conſtantinopel, der aber auch nichts ausrichtete. In einer Unterredung mit Mehemed, dem Kiaja des Groß-Viſirs, ſagte ihm dieſer, er könne nicht glauben, daß Bonneval ein Franzoſe ſey, wie er doch behaupte, indem ihn nähmlich, da er nicht mehr in kaiſerlichen Dienſten ſtehe, der franzöſiſche Geſandte nicht reclamire, der doch tagtäglich ſich für die unbedeutendſten Perſonen ſeiner Nation verwende. Noch ſieben Monate vergingen, und Bonneval war noch nicht weiter gekommen. Um dieſe Zeit kam in Serai ein Courier vom Groß-Viſir an den Paſcha mit Aufträgen an, die das Land betrafen. Sobald dieſer ſeine Depeſchen übergeben hatte, kam er zu Bonneval und erzählte ihm: in der Canzlei des Groß-Viſirs liege eine Ordre des Großherrn an Ahmed Paſcha, des Inhalts, ihn, Bonneval, den Deutſchen auf der Grenze auszuliefern, und dieſe Ordre würde ein Expreſſer überbringen, der drei Tage nach ſeiner Abreiſe abgehen ſollte. Ob es mit dieſer Ordre ſo ganz richtig war, iſt nicht außer allem Zweifel. Bonneval gab dem Courier ein gutes Trinkgeld, brachte aber den ganzen Tag und die Nacht in großer Unruhe zu. Es fiel ihm die Correſpondenz ein, die er mit dem ſpaniſchen Hofe von Venedig aus geführt hatte, und von der der wiener Hof genau unterrichtet war; er vermuthete, daß man ihm ſeine Reiſe nach der Türkei als ein Verbrechen auslegen würde, wenn er ſich gleich nur dadurch vor ſeinen Feinden ſicher ſtellen wollte, und die Neugier mehr als rachſüchtige Politik Urſach daran war. Er ſah ſich auf dem Puncte, von allen verlaſſen, einen ſchimpflichen Tod oder eine harte, ewige Gefangenſchaft zu erleiden. In dieſer fürchterlichen Lage entſchloß er ſich, ein Türk zu werden, und führte dieſen ſeinen Entſchluß ſo aus: er ließ nähmlich durch einen ſeiner Leute, welcher der Sprache mächtig war, einen guten Muſelman zu ſich auf das Zimmer kommen, ließ ihn das muhamedaniſche Glaubensbekenntniß ein paar Mahl herſagen, und lernte es auswendig. Darauf ging er mit dieſen zweien zum Paſcha, ſagte ſein: „La illahe ill allahi we Muhammed Reſul ullahi“ — Es iſt kein Gott außer Gott und Muhammed iſt ſein Prophet — her, und erklärte ſich für einen Muſelman. Als der Paſcha das hörte, ſtand er auf und küßte ihn. Zwei Tage darauf kam die Ordre des Großherrn, Bonnevalen den Oeſtreichern auszuliefern, wirklich an, aber nun zu ſpät; der Paſcha hatte ſchon einen Tatar abgeſchickt, um ſeinem Hofe von des Grafen Entſchluß Nachricht zu geben, und bald darauf erhielt er neue Befehle von dort, Bonnevalen einſtweilen monatlich zwei hundert fünfzig Piaſter auszuzahlen, und zwar von dem Tage ſeiner Ankunft in die Türkei an.

Bonneval hat immer und vor jedermann behauptet, der franzöſiſche Geſandte zu Conſtantinopel, Villeneuve, ſey es eigentlich, der ihn gezwungen habe, den Turban zu nehmen. „Ich habe es ungern gethan — ſetzte er hinzu — da mich mein Stern nun aber einmahl hierher geführt hat, ſo werde ich thun, was einem ehrlichen Manne geziemt.“

Seine Feinde hörten deßwegen nicht auf, ihn noch immer zu verfolgen. Die Revolution, welche Ahmed III. um den Thron brachte, verzögerte Bonnevals Berufung nach Conſtantinopel. Nachdem die Ruhe dort wieder hergeſtellt war, ließ ihn der Wiſir Topal Oſman Paſcha kommen, der nähmliche, der Anno 1735 die Perſer unter Thamas Kuli Chan aufs Haupt ſchlug. Kaum war der kaiſerliche Geſchäftsträger Thalmann davon unterrichtet, ſo ging er zum Wiſir, beklagte ſich darüber, und verſicherte, daß, wenn die Pforte den Grafen nach Conſtantinopel kommen laſſe, der wiener Hof im Stande wäre, ſogleich zu brechen und ihr den Krieg anzukündigen. „Wenn der Herr Ordre von ſeinem Hofe hat — antwortete ihm darauf der ſtolze Topal Oſman — mit mir in dieſem Tone zu reden, ſo weiſe er ſie auf. Ich bin es vollkommen zufrieden, und erkläre gleichfalls den Krieg; indeſſen mögen Sie einſtweilen nach den ſieben Thürmen wandern. Glauben Sie, daß der Kaiſer mein Gebieter jeden Muſelman und nahmentlich den Graf Bonneval in ſeinen Staaten nicht hinſchicken oder hinberufen kann, wo es ihm beliebt? — Haben Sie aber keine Ordre, ſo etwas zu behaupten, ſo mißbrauchen Sie ihre Autorität, und halten mich für einen Schwächling, dem Sie Furcht einjagen wollen. Erklären Sie ſich alſo.“ Herr Thalmann ſah, mit wem er zu thun hatte und zog gelindere Saiten auf. Aber der Wiſir war einmahl aufgebracht, und hieß ihn hinaus gehen.

Wären die Türken aus ihrer Unthätigkeit zu bringen geweſen, ſie hätten, von Bonnevals Rath und That unterſtützt, damahls Europa erſchüttern können, und ſie hätten ſich ihm wahrſcheinlich entweder ſehr furchtbar gemacht, oder ſie wären daraus fortgejagt worden.

Das Glück, das Bonneval übrigens in der Türkei gemacht hat, iſt nicht groß. Er bekam den Auftrag, ein Corps zu formiren, nach welchem man die anderen bilden könnte, und war daher zum General der Bombardierer und Minirer ernannt, bekam den Rang eines Paſcha von zwei Roßſchweifen und ein Jahrgehalt von dreißig tauſend Gulden, welches er Zeitlebens behielt.

Aber auch in dieſer kleinen Beſchränkung gab er ſeinen geheimen Wunſch nicht auf, an der Spitze der Osmanen noch einmahl gegen den Kaiſer und den Prinzen Eugen aufzutreten. Seine viertauſend Bombardierer armirte und exercirte er ganz auf europäiſche Art. Die Ebene von Scutari war ſtets mit Neugierigen angefüllt, welche dieſe Manoeuvres hinüber zog; aber die Janitſcharen wurden ei erſüchtig: ſie fürchteten, es möge ihnen gehn wie den Strelitzen in Rußland, und ſie dürften ein Staatsopfer der neuen Miliz werden. Ihr Mißvergnügen erſchreckte den ſchwachen Sultan; der Groß-Wiſir mußte nachgeben, und die vier tauſend Mann wurden ohne ihren Chef an die perſiſche Grenze in den Krieg geſchickt. Diejenigen, die dort umkamen, wurden nicht durch andere erſetzt, und das ganze Corps der Bombardierer kam endlich auf drei hundert, und das der Mineurs auf zwei hundert herab.

In einem von ihm aufgeſetzten Memoire ſetzte er vorzüglich drei Punkte aus einander, die er als die Urſachen angab, warum die Türken ſeit der Belagerung von Wien ſo viele Provinzen verloren und in ſo manchem Feldzuge unglücklich geweſen. Erſtens, weil ſie immer ſpäter als die Deutſchen im Felde erſcheinen. Zweitens, weil dieſe ſich ſtets an den Ufern der Donau retranchirten, indem ſie wohl wüßten, daß der tollkühne Muth ihrer Feinde ſie dort und zwar nicht anders als mit großem Nachtheil angreifen würde. Drittens, weil ſie die deutſchen Armeen, die allen ihren Kriegs- und Mundvorrath durch die Donau bezögen, nicht von dieſem Fluſſe abzuziehen dächten. Gewiß iſt es, daß Bonnevals Uebergang zu der Pforte das größte Aufſehen erregte. Von allen Seiten erhielt er Briefe von Menſchen aller Art, die ſich erboten zu ihm zu kommen, denen er aber immer widerrieth. Drei junge Leute von Stande, ein Franzoſe, ein Irländer und ein Schottländer gingen gerade nach Conſtantinopel, und ergriffen den Turban ohne ſein Vorwiſſen. Da der Schritt einmahl gethan war, ſuchte er ſie freilich zu unterſtützen, aber die Pforte that ſo wenig für ſie, daß ſie ſich bald wieder heimlich davon machten.

Bonneval war unendlich thätig und immer mit politiſchen Planen und Projecten beſchäftigt, welche aber Neid, Eiferſucht und Unwiſſenheit nicht zu benutzen verſtanden. Das alles machte ihn am Ende oft verdrüßlich. Ueberhaupt war er, trotz ſeinem natürlichen Hange zur Fröhlichkeit, manches Mahl ſehr nachdenkend. Der Chevalier de Maya hatte ihn einſt zu einem kleinen Diner mit einer italieniſchen Sängerinn eingeladen. Mitten unter einer Arie ſah man Thränen in ſeinen Augen, die ihm wahrſcheinlich die Erinnerung verfloſſener Tage entlockte. In ſeinem ſiebenzigſten Jahre ſchrieb er ſeinem Bruder dem Marquis: „Ermüdendes Nachdenken macht, daß ich oft nicht mehr recht bei mir bin; häufige Anfälle vom Podagra und andere Uebel zwingen mich, den älteſten unſeres Hauſes um Rath zu fragen, was ich thun ſoll.“ Der Marquis antwortete ihm hierauf: „Wenn Sie damahls zu dem Schritte gezwungen worden ſind, ſo haben ſie jetzt die Freiheit ihn zurück zu thun. Wir

haben beide nur noch wenige Augenblicke zu leben übrig: das nöthige Geld werde ich ihnen überschicken."

Wirklich suchte Bonneval die Türkei zu verlassen, und hatte sich deßhalb an den König von Neapel gewendet. Eine neapolitanische Fregatte sollte im Archipel kreuzen, Bonneval sich darauf begeben, und von da nach Rom gehen, wo ihn der Papst aufnehmen und der König unterstützen würde; aber Bonneval starb noch vor der der Ausführung des Plans in Gegenwart seines Imams und eines als Arzt verkleideten Jesuiten, ohne etwas für seine erste oder zweite Religion zu sagen oder zu thun. Er ward auf einem türkischen Kirchhofe nächst seinem Hause begraben, und die Grabschrift sagt: hier liege ein unter den Franken ausgezeichneter großer Herr, der so glücklich gewesen, den wahren Glauben zu ergreifen und an dem Tage zu sterben, an dem einst der Prophet geboren werden.

So starb der unglückliche, nicht ganz schuldfreie aber immer interessante Ahmed Pascha, am Ende einer ruhmvollen und stürmischen Laufbahn. Er war ein schöner, großer und starker Mann, von edlem, militairischen Aussehen. Die orientalische Kleidung und sein grauer Silberbart dazu standen ihm sehr vortheilhaft. Vorher hatte er seine Haare rund getragen wie später Carl XII. Eine seiner Unterhaltungen, wenn er allein war, soll darin bestanden haben, sich französisch anzuziehen. Die weißen seidenen Strümpfe und die Schuhe mögen mit dem rasirten Schedel und langen Barte sonderbar genug contrastirt haben. Seine Wohnung war in Pera; er hatte einen französischen Koch, und that sich in Betreff des Weines keinen Zwang an. In der Türkei hat er sich weder verheirathet noch ein Harem gehalten.

Italienische Litteratur.

Unter dem Titel: Ricciardetto ammogliato, hat Herr Tadini ein comisches Heldengedicht in zwölf Gesängen geliefert, das als eine Fortsetzung von dem berühmten Gedichte: Ricciardetto des Fortinguerra zu betrachten ist.

Das letztere fand zu seiner Zeit sehr vielen Beifall, erlebte mehrere Auflagen, und ward in mehrere Sprachen übersetzt, unter anderen in die französische durch den Vater des Generals Dumouriez. Nach dem Urtheile der Kunstrichter soll die Fortsetzung oder vielmehr das für sich auch als ein Ganzes bestehende Gedicht des Herrn Tadini alle Vorzüge des ersten in sich vereinigen.

Die Fabel des Gedichtes spielt in den Zeiten Carls des Großen; denn Ricciardetto ist sein Nachfolger, seine Frau, die schöne Königinn Despina, ist die Tochter eines Königs aus Africa. Sechs Monate sind den Neuvermählten, wie es sich gebührt, Honigmonate der Liebe; aber nun wird der König eifersüchtig wie ein Spanier, obwohl er ein Franzos ist, und diese ewige Eifersucht und die schlaue, vielseitige Galanterie der Königinn setzen die Handlung des Gedichtes in Bewegung, und bringen die sonderbarsten, komischsten Situationen hervor. — Als eingreifende Hauptpersonen erscheinen zwei Freunde und ehemahlige Waffenbrüder des Königs in Palästina, Rinaldo und Rolando, zwei tapfere Paladine, die Schrecken der Sarazenen, die sich gleichfalls nach dem Beispiele ihres königlichen Freundes vermählt haben, und beinahe gleiche Eheschicksale mit ihm theilen: ferner ein Groß Almosen-Geber, Don Prisco, und dessen Bruder Rondinetto, ein junger, schöner und kräftiger Officier; überhaupt aber fehlt es dem Gedichte nicht an Handlung. Es weht in demselben eine blühende, oft üppige Phantasie, die Gemälde sind lebhaft, und die Schilderungen, da wo sie es seyn sollen, höchst komisch und fein oder bitter satirisch; und das Ganze muß allerdings als ein gelungenes Werk in einer Dichtungsart sehr willkommen seyn, die bei anscheinender Leichtigkeit eine der schwersten ist.

C.

Miscellen.

Freudenarm ist des Menschen Leben, der sein Geschlecht für schlimm hält ohne Ausnahme; aber diese Meinung schützt ihn vor den herbesten Leiden, denen der fühlende Arglose, der seine Nebenmenschen für besser hält, oft erliegt.

Der größte Theil des Menschengeschlechts hat die Kraft des Gemüths bis auf die letzte Spur verloren, und erbärmlich verhüllt er sich nun in den Mantel der Delicatesse, wie man, die Prüderie verderbter Menschen zu beschwichtigen, gewisse Theile schlechter Statuen neuerer Zeiten in Feigenblätter verhüllt. Wer sich zu schwach fühlt groß zu werden, sucht einen armseligen Ersatz in dem Bestreben zartfühlend zu erscheinen.

Das Altwerden hat nebst der einen guten Seite, daß man lange lebt, auch die, daß man leichter stirbt.

1805. Nr. 101.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 28. August.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Malta.

So wie in mancher Epoche der vorigen Jahrhunderte, so zieht auch seit einigen Jahren wieder Malta die Aufmerksamkeit und die Theilnahme Europens auf sich. Diese kleine Insel ist an sich sowohl als durch ihre Schicksale schon merkwürdig genug, und wir wollen daher einige der allgemein interessantesten Bemerkungen und Angaben darüber aus einem in diesem Jahre erschienenen weitläufigen Werke für den Leser ausheben.

Die erste Erwähnung von Malta macht Homer in seiner Odyssee, wo sie unter dem Nahmen Hyperia vorkommt. Im Jahr 1519 vor Christi Geburt landeten die Phönicier dort, und ließen eine Colonie zurück. Ihre bisherigen Einwohner waren Phäakier. Diese Colonie ward sehr bald bedeutend; dem Herakles Tyrios, später Alexikakos, der Juno, dem Mitras, dem Mercur, dem Osiris und der Isis wurden Tempel errichtet. Sie hieß jetzt Ogygia. Von dieser Zeit hat man noch Medaillen mit punischen Inschriften.

Im Jahre 736 der nähmlichen Zeitrechnung kamen die Griechen und vertrieben die Phönicier. Sie nannten die Insel Melita, des guten Honigs wegen oder der Tochter des Nereus zu gefallen, errichteten dem Apoll einen Tempel und setzten Archonten ein. Von den damahls aufgeführten Gebäuden und Monumenten sind aber keine andere Spuren mehr übrig, als die Ruinen des Schlosses von Ayrigent, neben der großen Fontaine, und einige Excavationen am Hügel ta Bengemma, die ehemahls zu Begräbnissen dienten. Noch war im Museum der öffentlichen Bibliothek zu sehen ein viereckiger Altar, der Proserpina geweiht, mit dem sicilianischen Embleme der Syracusaner — eine Statue des Hercules von weißem Marmor — mehrere Medaillen mit den Köpfen der Juno und Isis.

Im Jahr 528 vor Christi Geburt eroberten die Kartaginenser ein Stück davon, und endlich das ganze Gebiet, aber die Einwohner blieben ihren Göttern und Penaten getreu, und man sprach sowohl griechisch als punisch im Lande. Die Reichthümer Karthago's verbreiteten bald auch auf Malta einen solchen Wohlstand, daß es in der Zeit des ersten punischen Krieges das Augenmerk der römischen Habsucht ward. Attilius Regulus plünderte die Insel. Cornelius brachte sie unter römische Botmäßigkeit, aber bald entzog sie sich derselben wieder, bis endlich nach dem siegreichen Seetreffen des C. Lutatius im Jahre 242 vor Christi Geburt die Kartaginenser den Römern alle Inseln zwischen Africa und Italien und mit ihnen auch Malta abtraten. Die Römer begünstigten ihre Einwohner, schickten einen Prætor hin, mun-

terten die Handlung und die Manufacturen auf, die sich hauptsächlich mit Verfertigung wollener Zeuge beschäftigten, und stellten ihre Tempel wieder her. Eine Menge Medaillen, Inschriften und Statuen zeugen von diesem Aufenthalte der Römer. Unter den ersten findet sich keine mit dem Brustbilde eines Kaisers.

Bei der Theilung des römischen Reiches fiel Malta dem Kaiser Constanz zu. Als aber der Nord mit seinen wandernden Horden den Süden überschwemmte, und unter andern die Vandalen sich Siciliens bemächtigten, nahmen sie auch Malta mit weg. Zehn Jahr später wurden sie von den Gothen daraus verjagt. Ihr Handel lag zu Boden, ihre Blüthe war hingewelkt.

Unter Justinian schien ihr ein neuer Glücksstern aufzugehn. Sein Feldherr, Belisar, landete dort im Jahre 533, vereinigte sie mit dem Kaiserthume und öffnete die Quellen des Handels wieder. Sie ward reich und gewerbsam, aber sie hatte unter den Kaisern die Privilegien verloren, die sie unter den Römern hatte, und konnte sich nie zu ihrem vorigen Glanze emporschwingen. Die Griechen, die auf ihr zurück blieben, um sie zu vertheidigen oder Theil an ihrem Handel zu nehmen, hatten von ihren Vorältern nichts ererbt als ihren Nahmen und ihren Stolz, und zogen sich bald den Haß der Einwohner zu, die sie endlich auch neuen Eroberern aufopferten. Von dieser Zeit existirt kein Monument als eine Inschrift in der Kirche der heiligen Agatha, eine Epitaph und eine kleine sonderbare Figur von Bronze.

Unter dem Kaiser Basilius griffen die Araber Malta an. Die Griechen, die darin waren, vertheidigten sich tapfer; aber ihre Feinde waren auch innerhalb der Mauern. Dreihundert von ihnen wurden von den Einwohnern selbst in die Flammen geworfen. Nicht wie siegende Feinde, sondern wie Brüder zogen die Araber ein, wurden aber noch im nähmlichen Jahre daraus verjagt. Die Griechen behielten sie noch vier und dreißig Jahr; dann nahmen sie die Araber wieder weg, rotteten alle Griechen aus, verkauften den Maltesern ihre Weiber und Kinder zu Sclaven, vertheilten ihre Güter und Ländereien unter sich, und setzten eine Regierung ein, die unter dem Emir von Sicilien stand. Sie ließen die christliche Religion ungestört, waren überhaupt gerecht und billig, und, um den Mangel an Einkünften zu ersetzen, schickten sie jährlich eine Anzahl bewaffneter Schiffe aus, die gute Prisen machten. Diese gefährliche Art des Gewinnes gefiel den Einwohnern von Malta: thätig und tapfer von Natur, folgten sie dem guten Beispiele, das ihnen ihre Herren und Meister gaben, übertrafen sie bald, und wurden die besten Corsaren, die das mittelländische Meer aufzuzeigen hatte. Die Araber bauten auch ein Fort an dem nähmlichen Orte, wo jetzt das Schloß Sant Angelo steht, und befestigten die Stadt. Ein großer Grabstein mit arabischer Schrift und mehrere goldene Medaillen sind noch von jenen Zeiten übrig geblieben.

Den Arabern nahmen sie im Jahre 1090 die Normannen weg, die unter dem Graf Roger ins Land fielen. Sie gestanden den Besiegten gegen Entrichtung eines gewissen Tributs und Loslassung aller Christen-Sclaven freie Religions-Uebung zu; aber doch verließen die meisten von ihnen lieber die Insel. Einige derselben, die sich zu Chalma ta kabria aufhielten, suchten einige Jahre später die Stadt während des Gottesdienstes zu überrumpeln, aber es mißglückte ihnen, und nun wurden alle von der Insel vertrieben.

Durch die Heirath Constanza's, der Erbinn von Sicilien, mit dem Sohne des Kaisers Friedrich Barbarossa, Heinrich dem Vierten, kam Malta aus den Händen der Normannen in die der Deutschen, und ward zur Grafschaft und zum Marquisat erhoben. Es war jetzt in einem elenden Zustande: die Kriege hatten es ausgesogen, sein Handel lag ganz darnieder; beinahe die Soldaten der Festung nur waren seine Bewohner. Friedrich II. schickte die unglücklichen Kalabresen aus Cesano hin. Diese halfen ihm durch ihre Betriebsamkeit und ihre Thätigkeit wieder etwas auf; aber sein Zustand war doch nicht sehr beneidenswerth. Zwei und siebenzig Jahr lang blieb es unter der Botmäßigkeit der deutschen Kaiser.

Carl von Anjou, Bruder Ludwig IX., König in Sicilien, bemächtigte sich hierauf desselben. Die Verschwörung zur sicilianischen Vesper ward in seinem Schoße entworfen. Sicilien ging verloren. Noch blieb Malta den Franzosen getreu. Zwei Jahr später ward Carls Flotte in jenen Gewässern vom Admiral Roger angegriffen. Der Tod des französischen Befehlshabers entschied den Sieg zum Vortheil der Arragonier. Sie landeten und nahmen die Insel weg. Umsonst waren alle spätere Versuche und Anstrengungen Carls sie wieder zu erobern. Die Monumente der Normannen, der Deutschen und der Franzosen aus den Zeiten ihres Besitzes sind — fromme Stiftungen und Kirchenschenkungen.

Noch hatte Malta den harten Kampf mit einem widrigen Schicksale nicht ausgekämpft. Noch mehr als es gelitten hatte, mußte es von den vielen kleinen Tyrannen leiden, denen es die Könige von Arragonien und Castilien als Apanage für ihre Bastarde oder als einen

Gnadenlohn für Günſtlinge zu Lehen gaben. Umſonſt ſuchten ſeine Einwohner unter Ludwig, dem Sohne Peter II. es dahin zu bringen, daß Malta und Gozo mit den Demainen der ſicilianiſchen Monarchie vereinigt würde. Unter Alphons erboten ſie ſich die dreißig tauſend Gulden zu zahlen, wofür die Inſel Anno 1428 verſetzt worden war, wenn jene Vereinigung vor ſich gehen würde. Der König nahm es an und erlaubte ihnen, ſich ſogar mit Gewalt jeder Verletzung dieſes Vertrages entgegen zu ſetzen. Er gab ihnen die Erlaubniß, ſich gegen ihn zu revoltiren, aber nicht die, ſich einen Herrn aus eigener Wahl zu geben. Damahls beſtand ihre Regierung in einem ſo genannten Volksrathe, welcher aus den Adeligen und den Vornehmſten des Landes beſtand, und der die Mitglieder der Staatsverwaltung und der Gerichtshöfe ernannte. Der König beſtätigte die Mitglieder des Rathes, und ſchickte eine Militär-Perſon, welcher die ausübende Gewalt, die Handhabung der Polizei und die Vertheidigung der Inſel aufgetragen war. Malta und Gozo zahlten dem Fiscus jährlich nicht mehr als ein und vierzig Ducaten.

Als aber Carl V. an die Regierung kam, betrachtete er dieſe zwei Inſeln von einem ganz anderen Geſichtspuncte als es ſeine Vorfahren gethan hatten, welche ſie nur für unbedeutende Nebentheilchen ihrer großen Reiche anſahen. Er ſah, daß Malta das mittelländiſche Meer beherrſche, von der einen Seite Siciliens Küſten beſchütze, von der anderen Africa bedrohe, und nach ſeinem Belieben den Handel zwiſchen den zwei Welttheilen begünſtige oder beläſtige, und ſeine Klugheit rieth ihm, eine ſo vortheilhafte Lage zu benutzen; aber er ſah noch weiter: er fürchtete, Malta könne einſt ſeinen Nachfolgern entriſſen werden, und ihren Feinden ein zu bedeutendes Uebergewicht in der Wagſchale von Europa geben; er ſchied ſie daher ganz ab von ſeinen Erbländern, und ſah ſich nach einer Macht um, der er ſie übergeben könne, die ſich beſonders ihre Exiſtenz angelegen ſeyn laſſe, niemand ſchaden könne, von allen aber reſpectirt ſey; er hatte dabei den Vortheil, drei Mahl hundert vierzig tauſend Livres jährlich zu erſparen, welche ihm nur die Garniſonen in Malta, Gozo und Tripoli koſteten. Seine Wahl fiel auf den Orden des heiligen Johannes von Jeruſalem, der, aus ſeinem Mutterorte vertrieben, auf Italiens Küſten herum irrte. Dieſe Souverainetät übertrug ihm Carl im Jahre 1530.

(Der Beſchluß folgt.)

Skizzen aus der Geſchichte baieriſcher Fürſtinnen und Prinzeſſinnen.

Hedwig, Gemahlinn Georgs des Reichen, Herzogs in Baiern.

„Man würde ſchaudern — ſagt ein berühmter Schriftſteller — wenn man die geheimen Paſſions-Hiſtorien der unſchuldigen Opfer kennte, die wie Juwelen oder Blumen an ein mit Hermelin umgebenes Titular-Herz geheftet werden, und meiſtens ungeliebt, ungenoſſen auf dem Parade-Bette zerfallen, von niemand beweint als von einem oder zwei weichherzigen Menſchen, die im Staatskalender nicht ſtehn.“

Ein Biſchof aus Regensburg war der Unterhändler, der die dreizehnjährige Königstochter aus Polen, die Prinzeſſinn Hedwig, zu dem reichen Herzoge Ludwig nach Landshut führte, um dem Prinzen Georg die Stelle der plötzlich geſtorbenen böhmiſchen Braut zu erſetzen. Jedermann im Lande hat von der verſchwenderiſchen Pracht geleſen oder gehört, mit welcher die Hochzeit dieſes fürſtlichen Paares vollzogen ward. Sie koſtete über ſiebenzig tauſend Ducaten, eine für jene Zeiten unerhörte Summe.

Der ſchönſte Schmuck des Feſtes aber war die junge, reitzende Fürſtinn. Ihre Anmuth und Beſcheidenheit wird von den baieriſchen Chronik-Schreibern über alles erhoben. Wie gern hätte ſie die Freuden des Vaterhauſes für die lärmenden Prunkſpiele des Beilagers eingetauſcht! —

Bald ward ſie aus dem Taumel geriſſen, in den der plötzliche Wechſel ſie eingewiegt hatte. Das glänzende Feſt war kaum verrauſcht, ſo führte Herzog Georg ſeine junge Gemahlinn nach Burghauſen in das finſtre alte Schloß, das zu ihrem Gefängniſſe beſtimmt war. Hier mußte die reitzende Fürſtinn, ein Opfer der Eiferſucht und Hartherzigkeit, ihr Leben vertrauern. Nie durfte ſie die öden Mauern verlaſſen, keine Geſellſchaft war ihr verſtattet, der Herzog ſelbſt beſuchte ſie nur ſelten. Die baieriſchen Schriftſteller bejammern dieſes Schickſal, und klagen die Ungerechtigkeit des Herzogs an; aber ſie erzählen uns nicht, daß die Eltern der Fürſtinn ihr trauriges Loos zu verbeſſern geſucht hätten.

Hedwig ſtarb in der Blüthe ihres Alters, ſelbſt noch als Mutter unglücklich, da ſie ihrem Gemahl eine Tochter ſtatt eines Sohnes geboren hatte, und dadurch den berühmten landshutiſchen Erbfolgekrieg veranlaßte.

Ein Jahr nach ihr ſtarb der Herzog an den Folgen einer Wunde, die ihm der Kaiſer Max im Scharfrennen zu Nürnberg verſetzt hatte. In dem Kriege, der über

ſtine Verlaſſenſchaft entſtand, wurden viele Bezirke von Baiern losgeriſſen, unter andern einige bedeutende Ortſchaften, die der Kaiſer mit Tirol vereinigte, und die benannten Aemter, über deren Zurückforderung man vor einigen Jahren einen Rechtsſtreit gegen die Reichsſtadt Nürnberg eingeleitet hat.

Der Erzbiſchof von Compoſtello in Ulm und Antwerpen.

Kaiſer Carl V. hatte in ſeinem Gefolge ſtets eine große Menge Biſchöfe, die nicht geringen Einfluß auf ſein Verfahren gegen die Proteſtanten hatten. Einer der vornehmſten unter ihnen war der Erzbiſchof von Compoſtello, von dem du Cheſne in ſeiner Geſchichte der Niederlande und der ſpaniſchen Religion folgende charakteriſtiſche Anecdoten erzählt.

Als Carl V. nach Ulm — bekanntlich eine der erſten Städte, welche die Reformation annahm — gekommen war, wollte der Erzbiſchof auch die dortige Kirche beſuchen, und ritt alſo in Begleitung einer großen Menge Capellane auf ſeiner Mauleſelinn dahin. So wie er einen Schritt in die Kirche that, fiel er ſchnell wie todt zu Boden. Die Capellane und ſeine Dienerſchaft ſprangen hinzu, hoben ihn auf, brachten ihn wieder zu ſich, und ſetzten ihn in einen Stuhl. Auf Befragen ſeiner Vertrauten, was ihm fehle und wo dieß Uebelſeyn herrühre, ſchüttelte er ein wenig den Kopf, faltete die Hände und rief Gott und alle Heilige an, ſie ſollten von oben herab Rache über die kirchenräuberiſchen Hunde kommen laſſen, die den Tempel Gottes aller ſeiner Zierde beraubt, und weder in den Fenſtern noch auf den Altären einen Heiligen gelaſſen hätten. Die Capellane bemüheten ſich, ihn zu tröſten und ihm Recht zu geben; meinten aber, man dürfe darüber ſich gar nicht wundern, daß ſie die Heiligen aus ihren Kirchen auf Erden verjagt hätten, da ſie dieſelben ſogar aus dem Himmel vertrieben, und ihnen alle Anbetung verſagten. Während dem blickte der Erzbiſchof ein Mahl in die Höhe, und bemerkte bei dem Chore ein Fenſter mit einem gemalten Chriſtus-Bilde. Ganz wie neu geboren warf er ſich nun mitten in der Kirche nieder, und betete laut bei ausgeſpannten Armen: „Ich danke dir, mein Gott! daß du dich mir an dieſem Orte haſt zeigen wollen, und ich glaube, daß du dich nicht von den Hunden haſt wollen erblicken laſſen, weil ſie dich ſonſt gewiß, wenn ſie dich geſehen hätten, zerbrochen, und wie die übrigen Heiligen hinaus geworfen haben würden.“

Während ſeines Aufenthaltes zu Antwerpen hatte er bei einem Maler einen gekreuzigten Chriſtus zwiſchen den beiden Schächern beſtellt; als der Maler das fertige Gemälde brachte, mußte er eine Zeitlang in einem Vorzimmer warten, wo die dort befindlichen Capellane dasſelbe lobten, aber beſonders als einen Fehler daran ausſetzten, daß die beiden Schächer noch lebten, und nur der zur Linken halb todt ſchien, da doch alle beide todt ſeyn ſollten. „Im Gegentheil — erwiderte der Maler — ich habe nicht gefehlt; denn erzählt nicht der heilige Lucas, daß der zur Linken läſterte, und der andere ihn deßwegen mit Worten ſtrafte? Wenn ſie alſo mit einander redeten, ſo mußten ſie noch am Leben ſeyn.“

Unterdeſſen kam der Erzbiſchof dazu, und erkundigte ſich, worüber ſie mit einander diſputirten. Die Caplane ſagten ihm nun, daß der Maler die Schächer lebend gemalt habe, und ſich deßwegen auf den heiligen Lucas berufe. Ganz außer ſich vor Beſtürzung ſagte der Erzbiſchof: „Gott behüte und bewahre! Ein Maler weiß was der heilige Lucas ſagt? Ein Maler lieſt das Evangelium? Ein Maler beweiſt aus dem Evangelium?“ — Mit frommer Miene ſich zu den Caplanen wendend — „Die Leute hier in der Stadt ſind alle Lutheraner. Packt auf der Stelle ein, und laßt uns von hier fort reiſen.“ — Den Tag darauf verließ er Antwerpen.

Anecdoten.

Ein Gefangener in der Baſtille, Herr Lambe, hatte einſt den Miniſter Argenſon vergebens um ſeine Befreiung gebeten, und endigte damit: „Nun ſo geſchehe was Gott gefällt.“ — „Sagen ſie lieber — rief der Miniſter — was dem Könige gefällt, ſo werden ſie richtiger und als ein guter Franzoſe ſprechen.

Durch die Intrigue des Cardinals Mazarin wurden die Prinzen von Condé, von Conti und der Herzog von Longueville nach Vincennes gebracht. Der Prinz Conti, der ſich die Zeit mit Leſen vertrieb, verlangte einſt die Nachahmung Chriſti. „Und ich — ſagte der große Condé, der es hörte — bitte mir die Nachahmung des Herrn von Beaufort aus.“ Dieſer war kurz vorher aus Vincennes entflohen.

Die Nachkömmlinge der Portugieſen, welche ſich zuerſt auf der Küſte von Africa niedergelaſſen haben, nennen ſich noch immer weiße Menſchen, wiewohl ſie längſt eben ſo ſchwarz und wo möglich noch häßlicher ſind als die übrigen eingebornen Einwohner.

1805. Nr. 102.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 30. Auguſt.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Scene aus einem ungedruckten Schauſpiele:

Odyſſeus.

Säulengang vor dem königlichen Palaſte in Ithaka, ſchräg im Hintergrunde hinlaufend. Der übrige Raum vor ihm iſt Straße. — Zug der Freier nach dem Markte zum Bogenkampfe (um Penelopeiens Hand). Die Freier ſind feſtlich gekleidet und bekränzt. Vor ihnen Muſikanten, nach ihnen (jenen unſichtbar) die Erynnien, Bogen, Lanze und Geißel ſchwingend unter dräuenden Geberden. Man ſpricht im Vorübergehen.

Antinoos.

Friſch auf, ihr Zinken! —

Eurimachos.

Haſt du ihn verſucht?

Agelaos.

Der Bogen däucht ein Erbe vom Geſchlecht
Der himmelſtürmenden Titanen mir zu ſeyn,
Solch eine Macht erheiſcht der Sehne Zug! —
Mit ſtrenger Waffe muß die ſtrenge Hand
Erobert werden nach ſo manchem Jahr.

Demoptolemos.

Ja, Freunde! der hat ſich als Mann erprobt,
Der ſich durch dieſes Werk den Dank verſchafft!

Elatos.

Der Stärkſte ſoll der Höchſt' im Lande ſeyn!

Dolios.

Und nur dem Mächtigſten will ſie gehorchen.

Peiſandros.

Wer aus der Ueppigkeit der Freiungsjahre
Die meiſte Männerkraft noch in ihr Lager
Mitbringe, will ſie durch den Kampf erkennen.

Polytherſes.

Wen hältſt du für den Glücklichen —

Leiodes.

der ſie
Umarmt? Held Kteſippos hat Apollon
Drei Hekatomben für den Sieg gelobt;
Der führt ſie heim! (Gelächter.)

Eurydamas.

Ein königlich Gelübde hat
Bei Zeus! der Weiberkönig ſtolz gethan!
Das iſt ſein Brauch, ein trabend Wort zu reden.
Doch dieß Mahl hat der Citle nicht bedacht — —

Leiodes (zu Kteſippos).

Freund, ſorge nicht! der Gott verſucht dich nimmer,
Wie du das Wort zu halten auch vermöchteſt;
Man ſagt, er achte nicht auf deſſen Flehn,
Der Aphrodite's Freund zu lange geweſen.

Amphinomos.

Laßt ab, ihr Freier! von dem wilden Spotte,
Daß nicht etwa des Freundes heilig Blut
Den Freudenkranz bespritze!

Kteſippos.

Nimmer ruht
Der dort, und rauben will mit frechem Muth
Der Stolze mir der Ehre heilig Gold,
Mich ſtill beneidend um den Minneſold,
Den mir ein jedes Mädchen vor ihm zollt.
Doch ende, oder —

Leiodes.

Lacht ihr, Freunde? Wißt!
Des Held Kteſippos Macht erſchlug ſchon Heere —
Von Fliegen, die ſich kühn genaht, den Glanz
Des lieblichen Geſchmeides zu verwüſten.

Kteſippos.

So laßt uns ſeh'n, ob ich des Bogens Herr ſey!

Amphinomos.

Verachteter! was willſt du ſo beginnen?

Leiodes

O laß ihn! eh' er noch den Knabenbogen
Im Schweiß' des Angeſichts geſpannet, geht er
Zum Aïs mit hinab, wofern er nicht
Sogleich Verzicht thut auf der Waffen Zier;
Denn ſie gewaltig zu regieren, iſt
Der Männer ehrend Handwerk und nicht ſeines!

Leiokritos.

Ein reich Geſchenke möchteſt du verdienen,
Wenn zum Odyſſeus du hinunter kämſt
Mit froher Kunde, daß ſein treues Weib
Ihr lange ödes Lager neu belebt,
Und heute noch den ſiegbekränzten Mann
Hinzugeführt.

Amphimedon.

Schämt euch! was die Götter euch verſagt,
Das tadelt ihr an ihm: was euch der Himmel gab,
Ob deſſen Mangel wird er hart von euch verſpottet.

Leokritos.

Wohl gar ein Freund! Auch du gingſt ſchicklicher
Mit ihm, als dort zu ſitzen bei uns Männern,
Du Feiger!

(Wie ſich auf der einen Seite der Saal verliert, ſtürzt Melantho auf der anderen heraus.)

Melantho.

Amphinomos! Amphinomos!

Amphinomos (innen).

Wer ruft?

Melantho.

Der Warnung Stimme, komm!

Amphinomos (zurückkommend).

Was willſt du?

Melantho.

Ich bitte, bleib und geh nicht auf den Markt!

Amphinomos.

Weißt du, was dort geſchieht?

Melantho.

Man kämpfet dort
Mit Bogen um die Königinn, doch bleib
Und geh nicht auf den Markt!

Amphinomos.

Biſt du von Sinnen?

Melantho.

Dank
Den Göttern, die den Sinn mir wohl bewahrt,
Die huldreich mir ihn zart und wunderbar gegeben,
Daß er ſchon Wunden fühlt, die erſt die Hand
Der Zukunft ſchlägt. Darum, bei deinem Leben
Beſchwör' ich dich: bleib, geh nicht auf den Markt!

Amphinomos.

Du träumeſt, wie dein Brauch. — Doch nein! dieß
Mahl nicht!
Ha! ich erſchaue deinen eiteln Plan:
Abhalten willſt du mich die Hand mir zu gewinnen,
Um die man kämpft; nach deiner ſoll ich greifen,
Dich —

Melantho.

Nein! bei Pallas, nein! nicht Liebe will dich fangen,
Den Buſen preßt bedeutungsvolles Bangen
Um dich; es iſt nicht eitler Traumbetrug.
Wohl göttlicher als Eingeweid' und Vogelflug
Weiſſagt des Weibes Herz; erfüllt wird, was es ſpricht.
Wie unbegrab'ne Schatten kommt es an
In ihm, geheimnißvoll, und meldet ſich,
Die zarten Saiten zart berührend, was annoch
Im Schoß' der Zukunft ungeboren liegt.
Des Priams Tochter hat ihn früh erkannt,
Des Hauſes Sturz, da es noch glänzend ſtand.

Antinoos (zurückkommend).

Sieh doch! vergeſſen hab' ich heut' das Schwert,
Das ſonſt die Nacht kaum von den Hüften trennt. (ab.)

Amphinomos.

Fürwahr, ein Wunder! Eil'! ich warte dein.

Melantho.

Auch Zeichen ſind geſchah'n: drin an den Wänden
Im Saale ſah man Blut, und Schatten ſind erſchienen;

Der Sonne Mittagsglobe ſtarb in Nacht.
Hochſchwanger geht die Zeit mit Unglück — wehe
Den Sterblichen, in deren dunkler Nähe
Das Ate-Kind wie Blitzesſtrahl ſich entbindet!
Verderbend fährt es hin, und was es findet,
Den Guten wie den Böſen, ſtürzt ſeine Wuth,
Bis es ertrinkt im wogenden Menſchenblut.

Amphinomos.

Geh nach Dodona doch! Nichts fehlt dir als
Der Dreifuß. —

Melantho.

Könnteſt du ſo trauend an mich glauben,
Wie an das heil'ge Wort der gottbewohnten Tiefe,
Wohl glücklich wär' ich dann, ich warnte keinen Tauben.

Amphinomos.

Was ſoll ich fürchten? Sprich! wo iſt Gefahr?
Kein zornig Eiſen dräut mir dort in Feindes Hand,
Auch nicht des Meeres mörd'riſch falſcher Tücke
Vertrau' ich mich, und keine Jagd
Verlocket mich in die Gefahren der Gebirge —
Es iſt ein friedlich Feſt, wozu ich gehe.

Melantho.

Gedenk' an der Lapithen blut'ge Hochzeit!
Gefährlich iſt die Waffe in der Nähe
Des ſchäumenden Pocals, gefährlicher
Ein Feſt, das ein beneidet Glück mit Waffen
Entſcheidet; denn es kommen ungelad'ne Gäſte,
Der Eiferſucht und Zwietracht Geiſter, zu dem Feſte.

Amphinomos.

Wie? Bin ich unbewehrt, erhebet ſich
Ein ernſter Kampf? Und iſt's dir unbekannt,
Wie oft im Wettkampf mich der Sieg bekränzt? Traun!
warne
Mich nimmermehr vor andrer Kraft und Händen,
Ich möchte ſonſt den Arm mit Weiberblut mir ſchänden!
(zu Eurydamas, der ſuchend zurück kommt.)
Was ſuchſt du?

Eurydamas.

Meinen Pfeil.

Amphinomos.

Gewaltig hat
Die Stunde der Entſcheidung euch zerſtreut!
Die Hand trägt, was das Auge will.

Eurydamos.

Bei Ares! (ab.)

Melantho.

Auch dich, Amphinomos! hat dieſe Stunde
Gewandelt. Nie warſt du ſo hart, unbändig
Und finſter wie der Mann, der mit der Leier
Aus ferner Fremde kam. Seltſam bewegt
Sein Anblick mir das Herz, mir graut vor ihm,
Wie vor der ſchwarzen Kere. — Ach, Amphinomos!
Wenn ihn der Traum der Schaffnerinn gemeinet hätte —
Vorgeſtern hatte mich die Eos früh geweckt,
Und Eurilleia ſchlief noch. Sieh! da ſchoß
Ihr plötzlich in die Faltenwang ein freudig Roth,
Odyſſeus! Odyſſeus *)! rief ſie, ja du biſt's!
Heil uns! du biſt gekehrt! o dieſe Narbe —
Ich ſchweige ja. — Sie ſchwieg. Schnell aber trat
Das Bild des finſtern Mann's vor meine Seele —
Die Ruhe floh vor ihm, und banges Ahnden
Quält mich um Mitternacht, ſeit ich dieß Wort vernommen.
O achte, du Geliebter! auf mein Mahnen!
Vermeid' ihn, nimmer ſey ihm nah'; denn er —

Amfinomos.

Erſchlägt mich wohl mit ſeinem Saitenſpiel! —
Wie eure Zunge leicht beweglich iſt
Auch euer Herz, gewaltig werdet ihr
Von Furcht beherrſcht und Täuſchung. Drum vernimm:
Gleich treffe dich, und ſtatt hier in das Amt
Des Manthos einzupfuſchen, rüſt' ein herrlich Mahl,
Das nach des Kampfes Mühen uns erfreue!

Die Freier.

Wohl! wohl geſprochen!

Amphinomos.

Kommt, laßt uns gehn!
(ſie gehen ab.)

Melantho.

Ein Wort noch — höre — Er geht! er geht!
Unglücklicher! dich raffet das Verderben.
Wild, blutig ſteht er dort der düſtre Mann,
Beherrſcht den grauſen Bogen ſtatt der Leier,
Und ringsum ſtürzt die hohe Kraft der Freier.
Er zielt — flieh! flieh, Amphinomos! — O wehe!
Wohlan! entzwei nun, Kere! reiß auch mir
Des Lebens ſchwarz Geſpinnſt! zuvor komm ich ſonſt dir!
(ſie eilt den Freiern nach.)

*) Es haben ſich nach und nach mehrere Freier, die während dieſes Geſpräches zurückkommend über die Bühne gingen, mit einem Mienenſpiele, das Verwirrung ausdrückt, um das ſprechende Paar geſtellt. Eine wild verzerrende Lache wandelt ſie an bei den Worten: Odyſſeus! Odyſſeus! wie auch bei der nächſten Rede des Amphinomos.

....r.

Malta.

(Fortsetzung.)

Malta liegt unter dem drei und dreißigsten Grade der Länge und dem fünf und dreißigsten der Breite. Sie ist die südlichste europäische Insel, und ihr Umfang beträgt sechzig französische Meilen. —

Was ihre Einwohner betrifft, so haben diese, ungeachtet sie die Beute so vieler Sieger und so verschiedener Völker geworden, dennoch stets ihren eigenthümlichen, ursprünglichen Character behalten, und es scheint daher, als ob sie sich im Ganzen wenig mit diesen Fremden vermischt hätten. Ihre Physiognomie bezeugt ihre africanische Abstammung sehr deutlich; sie sind klein von Statur, dabei voll Stärke und Muskel-Kraft; ihre Haare sind kraus: ihre Nase ist mehr platt gedrückt als hervorstehend; sie haben aufgeworfene Lippen und eine Hautfarbe wie die Barbaresken, deren Sprache auch das meiste mit der ihrigen gemein hat, und in welcher sie sich beide recht gut verstehen. Haben sie es nun ihrer Lage, den Fremden, mit denen sie in Handelsverhältnisse gekommen, oder ihren Siegern zu danken — genug, sie sind arbeitsam, treu, thätig, haushälterisch, nüchtern und tapfer geworden, und verdienen mit Recht den Ruf, in dem sie stehen, die besten Matrosen im mittelländischen Meere zu seyn. Diese neu erworbenen guten Eigenschaften schließen freilich die ihnen von Alters her anhängenden Fehler des Eigennutzes, der Heftigkeit, Raubgier, Rachsucht und Eifersucht nicht aus. Die punische Treue paßt auch auf sie noch, und selbst jene, welche ihnen große Anlagen für Künste und Wissenschaften zugestehn, können sie doch nicht über den Vorwurf des Fanatismus und der Unwissenheit, den man ihnen macht, rechtfertigen.

Die Kleidung der Malteser besteht in einem weiten Baumwollenen Hemde, einer weiten Jacke mit silbernen oder wohl gar goldenen Knöpfen, einem Kapuchon, der etwas über die Hüften reicht, einem langen Gürtel, der etliche Mahl um den Leib herum geht, mit einem Messer darin, das sie nie verläßt, weiten Pantalons und ein Paar rindsledener Sohlen, die mit Riemen an die Füße gebunden sind; meistentheils aber gehn sie barfuß; auch tragen sie nicht Hüte, sondern weiße, rothe, blaue oder gestreifte Kappen. Die Wohlhabenden tragen einen Fächer in der Hand, und auf der Nase Brillen mit blauen oder grünen Gläsern, um ihre Augen vor den auf dem weißen Boden zurückprellenden Sonnenstrahlen und der ungeheuren Hitze zu verwahren; dennoch trifft man viele Blinde dort an, und eine Menge anderer mit blöden Augen. Uebrigens tragen sich die wenigen Bürger, Rechtsgelehrte, Geistliche ꝛc. ganz nach französischer Sitte.

Es gibt wohl kein frugaleres Volk in der Welt als die Malteser sind; ein wenig Zwiebel oder Knoblauch, ein Paar Sardellen mit ein Paar Tropfen Oel und gesalzener Fisch machen ihre gewöhnliche Nahrung aus. An großen Fest- und Feiertagen regaliren sie sich mit Schweinfleisch. Diese Thiere liefen sonst frei herum, blieben Tag und Nacht auf den Straßen und freien Plätzen und suchten sich ihr Futter; selten hörte man, daß eines davon beschädigt oder gestohlen worden wäre.

Seinem natürlichen Boden ist der Malteser mit großer Liebe zugethan. Nie, auch in der größten Entfernung und nach langer Zeit, thut er Verzicht darauf, ihn wieder zu betreten. Seine kreidige Felsen-Insel nennt er nicht anders als die Blume der Welt.

Die Weiber und Mädchen sind im Ganzen genommen klein, haben aber gewöhnlich schöne Hände, niedliche Füße und hübsche schwarze Augen. Sie scheinen ein wenig zu schielen, oder haben, wie man es heißt, einen falschen Blick. Es kommt dieß von der Gewohnheit her, immer mit einem Auge nach etwas zu sehen; denn ihr halbes Gesicht ist hinter einem schwarzseidenen Schleier — faldetta — versteckt, den sie sehr artig zu arrangiren und mit vieler Grazie zu verschieben wissen. Sie sind ihrer National-Tracht treuer geblieben als die Männer, denn auch die reichsten und vornehmsten haben sie beibehalten.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

Grillen.

Paradoxie ist meistens der erste Flammenwurf des Genies; schade aber daß er oft dazu dient, der betreibenden Armuth die Opferkerzen anzuzünden.

Das alte Geschlecht der Griechen brauchte die Musik zur anmuthigsten Abspannung; bei uns gehört sie unter die Stimulantia.

Die griechischen Philosophen suchten ihre Nationen durch Sitten, nicht allein durch Gesetze zu regieren.

Es ist nichts comischer, als der fromme Glaube der Musik-Verehrer, die directe Einwirkung der Töne auf die Natur und den Organismus der Thiere sey ein Vorzug der Tonkunst vor den anderen schönen Künsten. Ist es nicht ein crimen laesae majestatis, im Wettstreite der schönen Künste an Bestien als Schiedsrichter zu appelliren?

Gr.

1805. Nr. 103.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 2. September.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Correspondenz-Nachricht aus Prag.

Madame Düwe gab ein zweites Declamatorium, das aber schon weniger Anspruch auf ein zahlreiches Auditorium machen konnte, da es den Reiz der Neuheit, diese unendliche Attractiv-Kraft aller Existenzen, die diesem, nur für eine kleine Zahl von Kunstfreunden frequentabeln Seelenschmause für ein großes Publicum zur heraushebenden Folie dienen muß, verlor. Auch hat im Ganzen genommen Madame Düwe dieses Mahl weniger geleistet, als man ihrem ersten Declamatorium nach von ihr zu hoffen berechtigt war. Hauptsächlich war es die Form, die den Zuschauer zu contrastirend ansprach, denn jeder erwartete nur ein Declamatorium; aber statt dessen fand man immer ein Schauspiel, das in die Sphäre der Monodrame hinüber spielte. Jedes einzelne Object ihrer Kunst erhielt eine monodramatische Individualität durch den Reichthum von Mimik, mit der Madame Düwe jedes Wort ausschmückte, und mit alter Schulgerechtsamkeit überlud, durch die theaterähnliche Bühne, die mit rothem Tuche überzogen uns eher an die Spies'sche als Schillersche Maria Stuart erinnerte, und besonders durch den adjutirenden Soufleur, der aber äußerst schlecht sein Incognito behauptete — und so verschwand der Zauber, der sonst diese Art von Kunstdarstellungen zu begleiten pflegt. Denn um unsere Phantasie so zu täuschen, daß man sich aus einem wohl decorirten Tanzsaale heraus gerissen träumen sollte in die ideale Welt des Schauspiels, waren die Umgebungen zu prosaisch, und die schnellen Uebergänge von einer Rührung, von einer Bewegung zur anderen mußten den Zuhörer in einem kühlen Schwanken erhalten. Madame Düwe declamirte wiederhohlt, und wie die Affiche meldete, auf Begehren: erstens, Schillers Taucher, der ihr trefflich gelang; zweitens, Bürgers Lied vom braven Manne, der seit seiner ersten Kunstausstellung durch Madame Düwe an seiner Bravheit nichts verloren hatte; dann gab sie uns das Bäumchen Wunderhold; eine Scene aus Maria Stuart; eine aus Kabale und Liebe, wobei sie aber sehr viel verlor, und eine aus Brandes Medea, wo sie sich noch mehr von ihrem Ziele entfernte, wenn es ihr mit den Worten ihrer Ankündigung Ernst war.

Beschluß von Malta.

Die Malteserinnen lieben vorzüglich Gold und Silber in ihrem Anzuge, und man sieht oft Bäuerinnen mit solchem Schmucke von vielem Werthe einher gehn. Ueber einem kurzen Hemde tragen sie ein leinenes oder baumwollenes Unterröckchen, und darüber eine Art farbiges, meistentheils blaues Oberröckchen nebst einem Mieder

mit Hermeln. Das nähmliche Tuch, das ihren Busen bedeckt, ist auch hinten an ihrem Kopfe fest gemacht. Armbänder, Braselets, Ohrringe u. d. gl. gehören durchaus zu ihrem Putze. Sey es, daß die Sitten der Araber oder das Beispiel der Spanier Einfluß auf die Denkungs- und Gemüthsart der Männer in Malta hatte, so viel ist gewiß, daß ihre Eifersucht das schöne Geschlecht zu strenger Zurückgezogenheit verdammt. „Zwei Mahl nur — so sprechen die vorsichtigen Alten — dürfe das Weib öffentlich erscheinen, am Tage ihrer Hochzeit und an ihrem Sterbetage.“ Die Heirathen wurden gewöhnlich zwischen den beiderseitigen Eltern und Verwandten verabredet. War man über die Mitgabe einig, so schickte dann der Bräutigam seiner Künftigen einen mit Guirlanden wohlgezierten Fisch, der einen goldenen Ring im Maul hatte. Hierauf ward der Tag der Zusammenkunft bestimmt, an dem man die gemeinschaftlichen Freunde und Verwandten mit eingemachten Früchten und kühlenden Getränken bewirthete. Vor dem Zusammentreten aber begaben sich die beiden Mütter in ein Gartenhäuschen oder ein besonderes Zimmer, und machten aus Honig, Salz, Anis und allerlei aromatischen Kräutern eine Mischung, mit welcher sie die Lippen der Braut bestrichen, um damit anzudeuten, ihre Rede müsse sanft und klug seyn.

Die Todtengebräuche waren nicht weniger sonderbar. Wenn ein Einwohner von Malta starb, ließ man zwei Weiber kommen, welche, in einen großen Trauermantel gehüllt, klägliche Lieder sangen, die Traubenblätter von dem Hofgeländer herunter rissen, in den Zimmern herum liefen, die Blumentöcke umwarfen und einige kostbare Meubles zerbrachen, die sie dann nebst Asche und Kamin-Ruß in einen Kessel voll siedendes Wasser warfen, und mit dieser Brühe unter lautem Heulen alle Thüren des Hauses anstrichen; dann kamen sie in die schwarz ausgeschlagene, von allen Geräthschaften geleerte Todtenkammer, und fuhren fort, ihre Klagelieder herab zu heulen, während welchen die anderen Frauen sich auf die Brust schlugen, sich Büschel Haare abschnitten und auf die Bahre legten, und überhaupt einen furchtbaren Sabbath machten. Sogar den Pferden im Stalle wurden die Schweife abgeschnitten. Bei dem Begräbniß waren diese Weiber noch durch ein Paar Trompeten verstärkt. Unter den Kopf des Todten legte man ein kleines Kissen voll Lorbeer- und Orangen-Blätter. Ein Teppich ward auf das Grab gedeckt und blieb einige Tage da liegen, damit man nicht darauf treten möge. Drei Tage lang ward in der Küche des Verstorbenen kein Feuer angezündet, der entfernteste Verwandte oder der nächste Freund schickten das Essen den Bewohnern des Hauses zu. Die Pest im Jahre 1676 unterbrach diese Gebräuche, und sie wurden nachher nicht wieder eingeführt.

Noch herrscht bei dem Volke die alte Sitte der afrikanischen Christen zu der Römer Zeiten, sich mit einer Nadel und schwarzem Pulver Kreuze und andere Figuren auf die Arme stechen zu lassen.

Malta ist sehr fruchtbar; jede Jahreszeit liefert eine reichliche Ernte. In mittelmäßig gutem Erdboden erhält man gewöhnlich sechzehn bis zwanzig für eines, in dem Besten vier und sechzig. Die Erde liegt nur einen Schuh hoch auf dem Felsengrunde, und wird im Sommer gewöhnlich nur von dem Nachtthaue befeuchtet. Die Zeit der Getraideärnte fällt in den Monat Mai und den Anfang des Junius. Die Rosen, die Feigen, der Honig von Malta sind berühmt. Ueberhaupt gedeihen alle Arten Früchte und Gemüse sehr gut dort. Die Malteser sind übrigens auch als geschickte Fischer und Vogelsteller bekannt. Die so genannten Malteser-Hündchen waren schon bei den Griechen und Römern bekannt, und werden sogar von Aristoteles ein Mahl angeführt. Doch hat sich ihre Race jetzt beinahe verloren.

Der Zuwachs der Volksmenge in Malta aber ist ein merkwürdiges Phänomen, und liefert den besten Beweis für die Güte seiner vorigen Verfassung. Auf einem Boden, der kaum so viel hervor bringt als man braucht, um sich drei Monate davon ernähren zu können, gedeiht dieses kleine Völkchen in einem alle anderen Länder weit übertreffenden Verhältnisse. Auf dem nähmlichen Raume, auf welchem in Island 1, in Schweden 14, in England 152, in Holland 224 Menschen leben, leben in Malta 1103. Im Jahre 1530 zählte es kaum 50,000 Einwohner. Nach der Belagerung von 1565 waren diese auf 10,000 herunter gekommen. Im Jahre 1592 wüthete die Pest dort; dennoch zählte man im Jahre 1632 auf Malta und Gozo 51750 Seelen, und im Jahre 1798, nach unaufhörlichen Kriegen und epidemischen Krankheiten, 114,000. Aber die Malteser sind auch genügsam und arbeitsam; die Regierung legte ihrer Thätigkeit keine Hindernisse in den Weg; die Abgaben waren gering; ihr Souverain verzehrte seine Einkünfte in ihrem Lande; zahlreiche Institute gaben den Talenten Beschäftigung, der Hilfosigkeit Unterstützung, und Müßiggang und Armuth waren so von der ganzen Insel verbannt.

Devisen.

In Nr. 88. dieses Jahrganges der Aurora rückte die Redaction derselben einen Vorschlag ein, wie man den verrufenen Gebrauch der Devisen, die beim Desert gewöhnlich aufgetischt werden, zweckmäßig veredeln, und dadurch zur Beförderung der Geselligkeit, frohen Laune und witzigen Unterhaltung beitragen könne. Sehr angenehm überraschte sie neulich das Schreiben eines geschätzten Freundes aus Bremen, durch welches sie erfuhr, daß diese Idee daselbst schon vor einiger Zeit ausgeführt worden, und in den gebildeten Cirkeln die geist- und sittenlosen deutschen und französischen Reime schon verdrängt habe. Dem Briefe lagen wirklich einige gedruckte Bogen bei, welche eine große Anzahl gut gewählter Distichen aus Göthe's, Schillers, Herders Schriften, und, wie es uns scheint, auch einige aus des Correspondenten Schreibpult enthalten. Unter wie vielerlei Gestalten noch Witz und genialischer Scherz mit Denksprüchen wahrer Lebensweisheit verflochten — sich hier zeigen, und durch seine Anspielung auf individuelle Verhältnisse der freundschaftlichen Cirkel Interesse erhalten können, liegt deutlich am Tage. Hier nur einige Proben der glücklichen Wahl, mit der die ernstere Muse ihre Freunde beschenkt hat.

Ist es Ernst, so zaudre nur länger nicht, mache mich glücklich —
Wolltest du scherzen? Es sey, Liebchen des Scherzes genug.

Du verklagest das Weib, sie schwanke von einem zum andern;
Table sie nicht, sie sucht einen beständigen Mann.

Freunde! treibet nur alles mit Ernst und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den, ach! so vieles entstellt.

Frage nicht, wer mich dir sendet, nicht darf ich den Nahmen verrathen;
Frage nicht, wenn nicht dein Herz selber den Glücklichen nennt.

Freund! genieße dein Leben, als müßtest du morgen schon weggehn,
Schone dein Leben, als ob ewig du weiltest hier.

Daß ich schweige, verdrießt dich. Was soll ich reden? Du merkest
Auf der Seufzer, des Blicks leise Beredsamkeit nicht.

Glücklich macht die Liebe nur den, den die Göttinn geliebt hat;
Was in den Rosen blüht, wissen die Lieblinge nur.

Drücke den Pfeil zu schnell nicht ab, der nimmer zurückkehrt.
Glück zu rauben ist leicht, wieder zu geben so schwer.

Suchst du Hilfe des Freunds, so suche mit heiterm Gesicht sie,
Leichter gedeihet ein Wort unter der fröhlichen Stirn.

Tief im Herzen trag' ich den Pfeil der Lieb', und ich werd' ihn
Tragen, bis ihn der Tod selbst mit dem Herzen zerbricht.

Willst du immer weiter schweifen,
Sieh' das Gute liegt so nah:
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da. u. s. w.

N....

Verheerung.

Wild, wie in der öden Burg die Eule,
Wohnt in meiner Seele Gram;
Sterbend röcheln all die süßen Wünsche,
Die das Herz auch todt noch liebt.

Und verlassen, wie die Wittwe, jammert
Es in lauten Seufzern auf,
Bebend faßt es seine todten Kinder,
Küßt gebeugt den kalten Mund.

Ewig sehnend, ewig unbefriedigt
Stirbt am Leben selber es,
Weinet nie geweinte Thränen, stirbt und
Wird zum eignen Leichenstein.

Seele, meine Seele, ach! was bist du?
Wie so groß und wie so klein!
Die du glänzend stolz berührt die Sterne,
Steht auf einer Erde nur.

Du pflückst Welten dir zum Strahlenkranze,
Selber strahlender als sie,
Und verwundest deine Rosenfüße
An der harten Erde doch.

Haſchest leicht dir eine glüh'nde Sonne,
Wiegest sie mit starker Hand,
Lösch'st mit deinem Odem ihre Flamme,
Hüllest wieder sie in Licht.

Lang'st umher im grenzenlosen Raume
Mit dem ungemess'nen Arm',
Birgst selbst die Unendlichkeiten alle
Tief in deinen weiten Schoß.

Ach! und kannst in der so kleinen Thräne
Deine Kraft zerrinnen sehn!
Sehen, wie sie von den leichten Lüften
Aufgesogen schnell verfliegt.

Diese kleinen rosenfarbnen Kinder,
Die, bald todt, an ihrem Fuß
Mit dem letzten Athemzuge kämpfen,
Wie die Blum' im Sonnenbrand'.

Sind sie werth die kraftersüllte Thräne,
Die vom Auge zagend rollt,
Und die frevelnd die geraubte Stärke
Dieser gier'gen Erde bringt?

Meine Seele, stoße weg die Erde,
Fasse kühn mit deiner Hand
Jene lichterfüllten Sphären oben,
Schwinge eilend dich hinauf!

Ha! was ist ein Leben zwischen Nectar
Und Ambrosia verschlürst,
Wenn es dunkel, wenn es schweigend, langsam,
Ohne That vorüber schleicht.

F. D.

Anecdote von Friedrich Wilhelm I. König von Preußen.

Ein gewisser Rath, der lange in Diensten des Grafen von Metternich gestanden hatte, war von Regensburg nach Berlin gekommen, um dem Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten ein Project vorzulegen, wodurch seine Einkünfte jährlich um eine Million vermehrt werden sollten. Er hatte die Erlaubniß erhalten, dem Könige seinen Plan zu Wusterhausen vorzulegen, und machte sich mit einem italienischen Musicus, Nahmens Zanchi, den er zur Gesellschaft beredet hatte, auf den Weg. Der König las den Vorschlag und fand zu seinem Erstaunen, daß er in nichts weiter bestand, als seinen Ministern und übrigen Beamten den dritten Theil ihrer bekanntlich ohnedieß schon sehr schmal zugeschnittenen Besoldungen abzuziehen. Ohne den Project-Machern etwas zu sagen, ließ er zwei Stadtdiener kommen und einen spanischen Mantel bringen, und eine Sonnette, eine Maschine mit einem eisernen Halsbande und einem Stücke Holz, wodurch die Arme fast kreuzweis über einander gezwungen wurden, gleichsam in der Stellung eines Violin-Spielers. Mit dem Mantel ward auf Befehl des Königs der Rath angethan, und Zanchi mußte sich zur Sonnette bequemen, so viel er auch betheuerte keinen Theil an dem Projecte, sondern bloß seinem Freunde aus Gefälligkeit Gesellschaft geleistet zu haben; denn der König fragte ihn, ob er nicht wisse, daß man gewisse Personen schon der Gesellschaft wegen hängen lasse? Die beiden Herren wurden demnach zu Fuße zurück geschickt, und in ihrem neuen Staate dem spottenden Volke Preiß gegeben.

Den projectirenden Rath hatte diese Reise dergestalt angegriffen, daß er sich gleich nach der Zurückkunft zu Bette legen mußte; der feinere Italiener aber, der mit einer jungen Französinn, Nahmens Mademoiselle Michau, versprochen war, behandelte die Sache galanter. Er begab sich selbst zu seiner Schönen und erzählte, der König habe sich einen Spaß machen wollen, und es freue ihn sehr, daß er für seine Person das Glück gehabt habe etwas dazu beizutragen. Seine Gebieterinn war so wohl damit zufrieden, daß sie ihn drei Tage darauf heirathete, aber nicht öffentlich; denn alles würde hinzu gelaufen seyn, nicht sowohl um den Violin-Spieler zu sehen, als die Schöne, die den Muth hatte, die Ehre seines Nahmens und seines Abenteuers zu theilen.

Diese Anecdote befindet sich in einem Briefe von Ancillon an Leibnitz, der Brief ist in der neulich herausgekommenen Briefsammlung der dritte. Sie erinnert zugleich an die Geschichte des unglücklichen römischen Höflings Petronius Turinus, den der Kaiser Alexander Severus wegen seinen betrügerischen Versprechungen mit Rauch von angezündetem Stroh ersticken ließ, wobei ausgerufen ward: Fumo punitur qui fumum vendidit. — Rauch und Projecte gibt es zwar noch genug; aber das Ersticken und der spanische Mantel sind in unseren aufgeklärten, humanen Zeiten aus der Mode gekommen.

C.

1805. Nr. 104.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 4. September.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Anadyomene.

(Eine Preisſchrift in einem Cirkel von Freunden und Freundinnen des Schönen gegeben und gekrönt.)

An Euphonien.

Nur Ihr Wunſch, meine ſüße Euphonie! und die Idee, in Ihren Augen als Sieger zu erſcheinen, einen Lohn zu gewinnen, der bei aller ſeiner Einfachheit den unendlichen Werth hat, von Ihnen ertheilt zu werden, hat mich vermocht, gegen meinen Grundſatz, die Mythologie auf Anthropologie oder gar auf Kalender-Gottheiten zurück zu führen und ſo den ſchönen Schleier zu zerreißen, der Hellas Mythen verhüllt, zu ſündigen. Wenn jemand aus unſerem kleinen Cirkel überzeugt iſt, daß man dieſen ſchönen Glauben der alten Welt unangetaſtet laſſen ſollte von unſerem ſpitzfindigen Verſtande, daß die Kunſt des Schönen unendlich dabei verlöre, wenn man dieſe kindlichen Spiele der Phantaſie auf kalten Ernſt und nackte Wahrheit glücklich reduciren würde, ſo bin ich es, und Sie können den hohen Grad von Achtung, die ich für Sie fühle, daraus abſehn, daß ich hier mit ſo viel Aufopferungen und entſchieden gegen mein ſüßeſtes Intereſſe kämpfe.

Ihr Bild, meine ſchöne Freundinn! war es, das mich freundlich umſchwebte, wenn mich meine Philoſophie wie Pallas Athene den zürnenden Achilleus bei den Locken faßte, um mich zurück zu ziehn von meinem ausgeſtellten Objecte, das ſo ſehr mit meiner tiefſten Subjectivität contraſtirte, und ſo unternahm ich etwas, das ich, hätte es aus meinem Ich ſich entwickelt, mir nie verzeihen würde.

Nicht lange iſt es, daß in unſerer kleinen Geſellſchaft unſer Freund R—, den Sie als einen enthuſiaſtiſchen Anhänger der Natur-Philoſophie kennen, ein gewichtiges Wort ſprach über die Wechſelwirkung des Geiſtes und des Körpers, und auf ihre Reminiſcenz auf dieſe Unterſuchung appellire ich beim Anbeginne meiner Ausſtellung.

Sie können, meine zarte Euphonie! leicht begreifen, daß in dem kraftvolleren Zeitalter der Menſchheit das Gefühl der Liebe, das auch Ihrem ſo harmonievollen Inneren gewiß nicht fremd iſt, einen gediegeneren freieren Character haben, und ſich mit aller möglichen Gränzenloſigkeit und Ungebundenheit ausſprechen mußte, und daß mithin der Glaube an ein göttliches Weſen, das dieſe überaus ſüße Empfindung aus ſeinem Nichtſeyn hervor rief, ſehr bald in dem glühenden Sinne erwachen und an Unendlichkeit immer mehr und mehr gewinnen mußte.

Der ſchöne, tief empfindende Grieche, der dem helleniſchen Ideal ſo feurig nachſtrebende Römer, der

üppige Perser, der kaufmännische Phöniker, der düstere, schwarzblütige Aegypter, der rohe Assirer, alle Völker, deren Charakter wir enträtheselt haben, beteten eine Göttinn der Liebe an.

Jeder schmückte sie mit den Reitzen aus, die er in der Tiefe des eigenen Gemüthes trug, jeder malte sie mit den Farben seiner Phantasie, die nach den Local-Umständen bald freundlicher, bald düsterer waren; aber keiner trug ein reineres Ideal der Liebe in seiner poetischen Tiefe als der schön gestaltete Hellene. Da nun dieser seinen Schönheitssinn auf einen so hohen Punct potenzirt, seinen Geschmack so entwickelt und ausgebildet hatte, daß es eine von den tiefsinnigsten Hieroglyphen an der hohen Pyramide der Geschichte ist, wie in dem Charakter einer Nation so innig sich so viel Weichheit und Festigkeit, so viel Liebenswürdigkeit und Energie, so viel Anmuth und Größe, so viel Elasticität und Unbiegsamkeit vereinigen konnte, so mußte auch sein göttliches Ideal der Liebe, als die höchste Blüte der Phantasie und das reinste Gemälde der apotheosirten Menschheit, allen anderen vorgezogen und aufgestellt werden.

So gebar Anadyomenen die feine Phantasie der Griechen:

An den Gestaden von Kythere, einer Insel des ägeischen Meeres, entstieg den schäumenden Fluthen die Göttinn und Königinn der Liebe. Von Scherzen und Spielen umflogen empfängt sie ein Berg dieser Insel, wo sie den Horen anvertraut wird. Nachdem sie zur höchsten Schöne entwickelt lange auf der Erde verweilt, tritt sie ein im herrlichen Olympos. Alles ist hingerissen von dem überaus süßen Anblicke. Dionisos vergißt seinen Wein und seine Siege, der wilde Ares Kampf und Schlacht — sie huldigen Anadyomenen. Allein die Göttinn, um den Chor der Götter nicht zu entzweien, nahm den ungestaltetsten und anspruchlosesten unter allen, den hinkenden Hephästos, da sie an seiner Seite hoffen konnte, uneingeschränkt das Schöne und Kraftvolle zu lieben, und vom Schönen und Kraftvollen sich lieben zu lassen. Aber auch Ares, Hermes und Dionisos freuten sich ihrer Liebe. Von dem ersten empfing sie den Eros, von dem zweiten den Anteros und die Charitinnen. Auch die Sterblichen überfloß der Strom ihrer Liebe. Anchises, von dem sie den Aeneas gebar, und Adonis, der Syrier, genossen in ihren Armen olympische Wonne. Ihre Umgebung bestand in allem was Himmel und Erde Reitzendes hatte. Ihr süßes Kind Eros, der zarte Knabe, schwebt auf goldenen Fittigen vor ihr, trägt in einer Hand den Köcher, in der anderen eine Larve; die Charitinnen, Aglaja mit der Rose, Thalia mit dem Spielwürfel und Euphrosyne mit einem Myrthen-Zweige in der Hand umtanzen ihre ewig schöne Gebieterinn und Mutter.

Schon ihr Nahme verräth ihre reitzenden Functionen, Freude und Anmuth über alles was sterblich und unsterblich ist zu verbreiten. Anadyomene selbst sitzt auf einem Wagen, gezogen von zwei Löwen, eine Taube auf ihrem süßen Schoße, die eine weiche Hand hält drohend drei Pfeile, und die andere leert das Horn des Ueberflusses über alles was im Himmel und auf der Erde empfindet. Der Aether, der sie umschwimmt, von summenden Bienen durchschwärmt, ist rein und klar, wie er sich nur im Saale der Götter ausdehnen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Shakespear's Troilus und Kressida.
Mit einer Parallele.

Dieses Schauspiel ist aus den trüben und verfälschten Quellen des Mittelalters genommen: aus den Nacherzählungen des Guido, aus Chaucer und einigen gothischen Erzählungen, die sich vor Uebersetzung Homers in Europa umher trieben. Hätte Shakespear den Homer genau gekannt und studirt, so wäre es ihm gewiß nie eingefallen, einen Troilus und Kressida zu schreiben. So wie das Stück jetzt ist, gleicht es mehr einer Travestirung, als einem großen ernsthaften Heldenspiele. Wenigstens bin ich überzeugt, daß es sich mit leichter Mühe travestiren ließe — wo man dann ganze Scenen von Shakespear ganz beibehalten könnte.

Jenen gothischen Erzählungen des Mittelalters zufolge legt hier der Dichter ungefähr folgende Fabel zum Grunde.

Im Laufe des trojanischen Krieges geht Kalchas der Priester zu den Griechen über, weil ihm Troja's Fall geweissagt ist. Während eines Waffenstillstandes bringt er die griechischen Führer dahin, daß sie seine zurückgelassene einzige Tochter Kressida für den gefangenen Trojaner Antenor zurück fordern. Diomedes erhält den Auftrag zur Auswechselung. Aber zwischen Troilus und Kressida hatte sich inzwischen eine leidenschaftliche Liebe entsponnen, und nur das Ansehen des Priamus und Hektors vermag es über die Liebenden, sich — unter Verheissungen und Gelübden ewiger Treue — zu trennen. Diomedes wird durch Kressida's Schönheit zur Liebe entzündet, bleibt ihr Hüter in Kalchas Gezelt, und findet bald Gegenliebe bei ihr. Selbst das Liebeszeichen des Troilus loost er ihr ab, und trägt es nach Rittergebrauch auf seinem Helme in der Schlacht. —

Dieß ſieht Troilus und entglüht in Wuth gegen den Verführer. Er verrichtet mit Hektor herrliche Thaten: Patroklus fällt, der raſtende Achill wird zur Rache aufgejagt, und erſchlägt den großen Hektor, da er eben entwaffnet vom Kampfe ausruht u. ſ. w.

Man ſieht, daß hier der göttliche Stoff der Iliade zu einer mit Liebe überzuckerten Rittererzählung herabgewürdigt iſt, und muß es ſchmerzlich bedauern, daß Shakespear das unſterblichſte aller Gedichte nicht ſelbſt gekannt hat.

Freilich verläugnet der Britte ſeinen großen Genius auch hier nicht, und das Bild Hektors ragt in koloſſaler Größe aus ſeiner traveſtirten Fabel hervor. Auch die Charactere Troilus, Aeneas, Pandarus, Ajax, Ulyſſes, Neſtor, Diomedes, Therſites und Kreſſida ſind — zwar nicht ächt Homeriſch, doch in den Grundzügen richtig und mit dramatiſcher Fertigkeit gezeichnet. Es iſt, als erblickte man dieſe Heroen, um einige Jahrtauſende verſetzt, von der Hand eines geſchickten gothiſchen Meiſters in Stein gehauen, zwar in den Grund-Linien noch kenntbar, aber durch geſchmackloſe oft kleinliche Umgebungen entſtellt und ganz entkleidet von dem Götter-Nimbus, womit ſie die ſchaffende Hand des Vaters der Dichtkunſt umgab.

Wenn wir ſagen, daß in dieſem trojaniſchen Kriege Ritter-Floskeln, Teufel und Hölle, der Freitag und der Sonntag, Ariſtoteles, Milo von Krotona, Trommeln, ja am Schluße ſogar die Gans von Wincheſter vernommen, ſo iſt dieß ganz dem berüchtigten Geiſte der Unwiſſenheit des Mittelalters und den bekannten Anachronismen und unverzeihlichen Coſtüme-Fehlern dieſes großen Dramatikers gemäß, welcher nicht nur die Sitten und Charactere aller Länder und Zeiten, ſondern ſogar das oft Jahrhunderte frühere Coſtüme ſeines eigenen Vaterlandes auf ſein Zeitalter zurückführte. So läßt ſich oft ein groſſes Genie Fehler zu Schulden kommen, die jeder Schulknabe weiß, und Schulknabenſeelen werfen ſich auf dieſe Fehler, und ſuchen das große Genie zu verkleinern; es ſteht aber dieſer Flecken ungeachtet unerſchüttert da, und ſpottet der Kritikerpfeile, ſpottet ſeiner eigenen Fehler und aller Verwüſtungen und Verwandlungen der Zeit.

Hier einige Stellen — ubi ex ungue leo prodit —

„So lange die See glatt und ruhig iſt, wie viel ſeichte, nichtswürdige Kähne wagen es da, ihren geduldigen Buſen zu durchſegeln, und mit edleren, größeren Schiffen einerlei Weg zu nehmen. Aber laß den Nordſturm einmahl die ſanfte Thetis in Wuth bringen, und nun ſieh! das ſtarke eichenrippige Schiff über flüßige Gebirge daher fahren wie das Roß des Perſeus. — Wo iſt dann der unverſchämte Kahn, deſſen ſchwache, ungezimmerte Seiten eben erſt mit der Größe wetteiferten? Entweder hat er ſeine Zuflucht zum Hafen genommen, oder er iſt dem Neptun zum Raube geworden. Eben ſo unterſcheiden ſich wahre und ſcheinbare Tapferkeit in den Stürmen des Schickſals; denn wenn es heiter und ſonnig iſt, dann leidet die Heerde mehr von der Weſpe als vom Tiger; wenn aber ſpottende Winde den Nacken knotiger Eichen beugen, und Inſecten unter den Schatten flüchten, dann wird der Tiger von gleicher Wuth erhitzt — iſt eben ſo wild wie die Wuth, und antwortet dem ſcheltenden Schickſale mit Tönen des Donners.“

„Ein einziger Zug der Natur macht die ganze Welt mit einander verwandt, daß alle mit einem Munde neugeborne Herrlichkeiten preiſen — wenn ſie gleich aus vergangenen Dingen gemodelt ſind, und dem ein wenig vergoldeten Staube mehr Lob ertheilen als dem beſtaubten Golde.“

„Agammemnon. Wer iſt jener Trojaner, der ſo ſchwermüthig blickt?“

„Ulyſſes. Des Priamus jüngſter Sohn, ein wackrer Held — noch nicht reif, und doch ſchon unvergleichbar; ein Mann von Wort, der mit Thaten ſpricht, und deſſen Zunge unthätig iſt — nicht leicht gereizt, aber iſt er es ein Mahl, nicht leicht beſänftigt. Sein Herz und ſeine Hand ſind beide offen, beide freigebig; denn was er hat, das gibt er, was er denkt, das zeigt er. Indeß gibt er nicht eher, bis ſeine Ueberlegung ſeine Wohlthätigkeit leitet, und würdiget einen unanſtändigen Gedanken des Herausſagens nicht. Männlich wie Hektor — aber noch weit gefährlicher; denn Hektor gibt mitten in der Hitze des Zornes zärtlichen Geſinnungen Raum; er aber iſt in der Hitze des Gefechtes rachgieriger als eiferſüchtige Liebe. — Er heißt Troilus, und man baut auf ihn eine zweite Hoffnung — eben ſo feſt gegründet, wie die auf Hektorn. Dieß Zeugniß gibt ihm Aeneas.“

Ferner, die höchſt rührende Scene zwiſchen Hektor und Neſtor, wo letzterer ſagt:

„Ich habe dich, tapferer Trojaner! oft geſehen, wenn du für das Geſchick deines Vaterlandes kämpfteſt, und durch die Reihen der griechiſchen Jugend dir blutige Pfade bahnteſt — habe dich dem Siege und der Unterjochung Trotz bieten ſehen, wenn du dein immer weiter dringendes Schwert durch die Luft ſchwangſt, und es nicht

auf den Sinkenden fallen ließest. Dann sprach ich zu denen, die mich umstanden: „Seht, Zevs ist dort, und theilt Leben aus!“ Auch sah ich dich ausruhen und Lust schöpfen, wenn dich ein ganzer Kreis von Griechen wie beim olympischen Kampfe umschloß.“ —

„Kassandra. O fahre wohl, theurer Hektor! Sieh, wie du stirbst — sieh, sieh — dein Auge wird bleich! Sieh, wie deine Wunden aus so vielen Oeffnungen bluten! Horch, wie Troja heult — wie Herkula ihr Jammergeschrei erhebt! wie die arme Andromache die schneidenden Töne ihres Grams ergießt! Sieh, Verwirrung, Wahnsinn und Betäubung gleich sinnlosen Bildsäulen auf einander stürzen, laut rufend: Hektor, Hektor ist todt!“

(Der Beschluß folgt.)

Phantasien und Bilder.

Jupiter und Ganymed.

Als Ganymedes! dich einst von der Ebene Blumengefilden
Lockte der schattige Wald zu den idäischen Höh'n,
Wo dir beim Tönen der Jagd des Wildes Spur zu verfolgen
Jugendlich brannte der Muth, hierhin und dorthin gewandt;
Damahls oft, wann genug dich ergötzt die rauschende Jagdlust,
Eilte die kindliche Brust von den Gefährten hinweg,
Und du erwähltest den einsamen Hügel, das Aug' in den blauen
Ruhigen Aether gesenkt, ahndend der Seligen Glück;
Rings umgab dich die blumige Flur, die krystallene Quelle,
Und aus dem Dunkel des Hains tönte der Vögel Gesang.
Hier durch Reinheit und Tugend der Himmlischen Freund, in der Unschuld
Pflege erzog die Natur liebend dein junges Gefühl;
Aber den Körper auch schmückte sie dir mit den Blumen der Anmuth,
Zu harmonischem Maß bildend der Glieder Gestalt,
Die in der sparsamen Fülle der wellenförmigen Rundung
Kaum sich entwickelt, bis wo Jüngling und Knabe sich trennt.
Sieh, da gedachte der Gott vor dem Drohen des irdischen Dämon,
Dessen zerstörendem Hauch Jugend und Schönheit erstirbt,
Früh dich zu retten, damit du des Hades schauerlich Dunkel
Nicht erblicktest, wenn trüb schwindet das alternde Jahr;
Und von der Sterblichen Loos dich befreiend in blühender Jugend,
Führte dich Jupiters Hand eilend den Himmlischen zu,
Wo du des Amors Gespiele voll seliger Ruhe nun wandelst,
Und in verklärterem Reiz schmückst den olympischen Saal.
Denn auch die Götter erfreuet die anmuthstrahlende Jugend,
Und den Mächtigsten selbst krönt sie mit heiterer Lust;
Thronend in ruhiger Würde der Vater der Götter und Menschen,
Der mit allherrschendem Sinn lenket das Schicksal der Welt.
Gütig blickt er, o Jüngling! auf dich; den hohen Gedanken
Schmieget die sanfte Gewalt reitzender Formen sich an,
Löset gefällig den Ernst, wo sich die erhabene Stirne
Oeffnet voll Majestät unter dem wallenden Haar,
Und zertheilt von der herrlichen Brust die umwölkenden Sorgen,
Wie um die lechzende Saat spielet des Zephyros Hauch. —
Also in lieblichen Bildern hat Hellas Muse befreundet,
Was in des Lebens Bezirk feindlich getrennet sich flieht;
Daß in rauher Form nicht die ernstere Würde erstarre,
Hat sie mit milderndem Glanz zu ihr die Anmuth gesellt;
Und um so hoher Schönheit ein Abbild den Menschen zu leuchten,
Weihte Urania einst, Seele des Platon! dich ein.

B. Docen.

Grillen.

Das Zeitalter kann wie ein verzärteltes Kind nur durch die Ruthe gebessert werden. Jede individuel subjective Laune sollte ihren Aristophanes finden.

Der Tonkünstler bleibt ewig sentimental, er sucht die Natur immer und findet sie nie. —

Schon Aristoteles beklagt sich über das Publicum, das die Musik unbedingt goutirte.

1805. Nr. 105.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 6. September.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ueber Shakespeare's Troilus und Kressida. Mit einer Parallele.

(Beschluß.)

Da man Shakespeare'n mit Recht den Homer unter den Dramatikern nennt, so ist hier eine kurze Parallele zwischen beiden an ihrer Stelle.

Beide mahlen ins Große und Gigantische, und füllen die ganze sich weit ausdehnende Seele mit ihren Gedanken, Bildern und Characteren. Selten läßt Shakespeare einen Character ganz so, wie er ihn in der Natur oder in seinen Quellen fand; sondern nur die Grund-Linien behält er bei, und führt ihn übrigens mit dichterischer Freiheit zum Großen und Idealen empor. Sein Othello, Jago, Richard III., Macbeth, Lear, Heinrich V., Coriolan, Cäsar, Brutus, Antonius, Falstaff, Caliban und eine Menge anderer Charactere — sind Colossen ihrer Art, wie man sie nicht in der Natur findet. Eben so Achilleus, Ajax, Diomedes, Odysseus, Hektor, Sarpedon, Agamemnon u. a. Schöpferische Einbildungskraft hat diese Character-Bilder ins Große und Ungeheure ausgedehnt: der Telamonier bewegt sich wie ein Thurmfels; Achilleus wiegt eine Lanze von eilf Schuhen; Coriolan bewegt sich wie ein ungeheures Gerüste; der Boden wimmert unter seiner Ferse; sein Blick vermöchte einen Harnisch zu spalten; ihm fehlt zu einem Gott nichts als Ewigkeit, und ein Olymp, worin er thronte.

Neben diesem Character der Größe, der sich auch auf Bilder und Gleichnisse, so wie auf die Massen des Plans erstreckt, finde ich in beiden Dichtern eine bewunderungswürdige Aufmerksamkeit, man möchte sagen Neugier, auf alle Gegenstände der belebten und unbelebten Natur. Was uns im cultivirten Leben wegen seiner Alltäglichkeit entgeht, darauf hefteten sie unermüdet das Auge ihrer Neugier. Homer kannte alle zu seiner Zeit gangbaren Gewerbe des Lebens, alle Erscheinungen der stets wechselnden Natur, alle Formen und Aeußerungsarten des prothensartigen Menschen-Characters. Er war in der Werkstatt des Schmiedes, des Zimmerers, des Vergolders, wie in der des Künstlers; im Pallaste des Fürsten wie in der Hütte des Viehhirten; in der Rathsversammlung wie im Felde der Schlacht zu Hause, und stellte in seinen göttlichen Gedichten dar, was seine Wißbegier eingesammelt hatte. Eben diese Vielseitigkeit, eben dieß Umfassen des ganzen Lebens, der ganzen Natur, eben diese Totalität im Beschauen, Auffassen und Darstellen finde ich auch bei dem Britten. Auf alles, was ihm im Leben vorkam, heftete er seinen Adlerblick, und wußte es in seinen Dramen auf eine bewundernswürdige Art zu benutzen. In den Sälen der Großen wie im Comtoir

des Kaufmannes, in den Büreaus der Miniſter und Geſchäftsleute wie auf dem Exercier-Platze, in den Parlaments-Häuſern wie in Gaſthöfen und Caffee-Stuben, auf dem menſchenwogenden Markte, wie im Zimmer des ſtillen, harmloſen Privat-Mannes, in den Ateliers der Künſtler, wie in den Werkſtätten der Handwerker, auf der maſtenbedeckten See wie auf dem Lande, mit den Schrecknissen der Winternacht wie mit den Wonnen des Lenztages war er vertraut, und nahm aus dieſen Magazinen die erſchütterndſten Stellen in ſeinen Werken. Nicht wie die meiſten übrigen Dichter, welche faſt einzig in ihren Phantaſie- und Bücherwelten leben und in der wirklichen Welt fremd ſind; ſondern wie der practiſche, wirkſame Mann des Lebens ſahen ſich dieſe großen Menſchendarſteller überall um, und verſchafften ſich eine intuitive Ueberſicht alles deſſen, was der menſchliche Geiſt bis auf ihre Zeiten entdeckt hatte. Zu wiſſen wie das Erz gegoſſen, das Schiff gezimmert, das Haus gebaut, Rüſtung und Waffen geſchmiedet, Stoffe erzeugt und verarbeitet, der Boden bebaut, die Frucht geſäet, geerntet und zur Nahrung gemacht wird; zu erforſchen wie man Metalle hebt und verarbeitet, Thiere zähmt und benutzt, eine Oeconomie gut einrichtet, wie alle die tauſend Erzeugniſſe des menſchlichen Kunſtfleißes erzielt werden — war eben ſo ſehr Gegenſtand ihrer Mißbegierde als die höheren Erſcheinungen der Natur und des Menſchen-Characters. Sowohl bei Homer als bei Shakespeare findet man Stellen genug, wo ſie ſich bis auf das kleinſte Detail des Lebens einlaſſen, und uns durch ihre Geringfügigkeit in Verwunderung ſetzen, und gleich darauf ſtoßen wir wieder auf Reden und Geſinnungen, wie ſie nur den größten Seelen eigen zu ſeyn pflegen.

Homer war ein ausgebildeterer Geiſt als Shakespeare, und hatte die Welt und die Sitten der Völker durch Reiſen und ein hohes Alter ungleich beſſer kennen gelernt als der Britte, der mit brittiſchem Stolze das Ausland verſchmähte, und ſelbſt dann, wenn er ausländiſchen Stoff nahm, alles auf heimiſche Sitten zurück führte. Homer läßt den Trojanern und ihrem großen Hektor ſo volle Gerechtigkeit wiederfahren, daß man ſich geneigt fühlt, ſich auf ihre und nicht die griechiſche Seite zu ſchlagen. Shakespeare beſchimpft wo er kann den franzöſiſchen Nahmen, und bringt ſelbſt der Größe und dem Verdienſte mit ſichtbarem Widerwillen ſeinen Tribut. Hierin folgte er ganz den Vorurtheilen und dem verjährten Haſſe ſeines Volkes. — Er läßt ſich gar häufig Anachronismen, kleinliche Wortſpiele — eine Liebhaberei ſeiner Zeit — ſchmutzige Anſpielungen, Trivialitäten, Marionetten-Späße, Sünden gegen den guten Geſchmack und den guten Ton zu Schulden kommen. Homer behandelte einen Gegenſtand, welcher einige Jahrhunderte vor ihm das Auge aller Welt auf ſich gezogen hatte, mit einer Sach- und Coſtüme-Kenntniß, als wäre er Augenzeuge und Mitthäter aller jener Ereigniſſe und Thaten geweſen, welche ſein Hochgeſang feiert. Es fehlt auch bei ihm nicht an Barbareſken — an kriegeriſcher Rohheit und Ungeſchlachtheit, an empörenden Grauſamkeiten, an Ungereimtheit und Zerſtörung des poetiſchen Effectes durch ein oft unzeitiges Wunderbares; aber er folgte darin ganz dem Zeitalter, das er darſtellte. — Hierin weichen beide Dichter beträchtlich von einander ab, daß Homer uns ganz das Zeitalter gibt, worin ſeine Handlung ſpielt; Shakespeare hingegen jedem gewählten Stoffe — ſelbſt dann, wenn er ſich müht ſeiner Umgebungen zu vergeſſen — unvermerkt ſein eigenes Zeitalter unterſchiebt. Homer behauptet überall den Character der Größe, und ſetzt uns — ſelbſt geſunken und am Boden liegend — durch ſeine Gliederkraft in Erſtaunen. Shakespeare ließ ſich durch den falſchen Geſchmack ſeiner Zeiten häufig zu Gallerie-Stücken, Hanswurſtiaden und den fadeſten Wortſpielen verleiten — und dieß gerade oft in ſeinen erhabenſten Scenen, als ob ſie eine feindliche Hand eingeſchaltet hätte. Seine größten Fehler gehören dem Zeitalter an und nicht ihm; ein großer Dichter aber ſoll ſich überall über ſein Zeitalter erheben; er ſoll den Ton geben und nicht annehmen.

Der Mangel an Gelehrſamkeit und an claſſiſchem Studium war Shakespeare'n ſo wenig nachtheilig, daß ich vielmehr darin hauptſächlich den Grund ſeiner Originalität und der vollen Entfaltung ſeines Genius erkenne. Noch keiner, der ſich die Claſſiker zu Muſtern nahm, hat ſie je übertroffen; nur ſehr wenige ſind ihnen gleich gekommen. Die Griechen ſelbſt, die ſich den Homer zum Muſter nahmen — wie weit blieben ſie nicht hinter ihm zurück, und wie ſehr iſt dieß bei Virgil der Fall geweſen! Ein großer Dichter braucht claſſiſche Muſter bloß zur Erweckung und Befeuerung ſeines Geiſtes; den Stoff wie die Form ſeiner Bildungen nimmt er aus den Schachten der Natur, aus den Tiefen ſeiner eigenen Seele. Ganz ſo hielten es Homer und Shakespeare: ſie fanden beide Vorgänger in ihrem Dichtungszweige, aber nur unbedeutende, die ihnen zu wenig mehr dienten als ſie an ihre Ueberlegenheit zu erinnern. Die Natur und ihr eigener Geiſt waren ihre Quellen und Führer, und nur durch ſie gelangten ſie auf die Bahn der Unſterblichkeit. Die göttlichſten und bewundertſten Stellen in beiden Dich-

tern ſind nichts anderes, als die lebhafteſten Ausbrüche der göttlichen, ewig unveränderlichen Natur. Mehr Kunſt würde ſie nur verſteckt, geſchwächt und ihnen ihre Allgewalt auf das Menſchenherz genommen haben. Wie manche Meiſterzüge ſelbſt in vorzüglichen Dichtern bleiben wirkungslos, weil das Goldkorn der Natur zu ſehr durch Kunſt verſteckt und gleichſam incruſtirt iſt! — Die claſſiſchen Muſter ſind ſo verführeriſch, daß ſie ſelbſt den großen Milton auf Abwege leiteten und ihn um einen guten Theil ſeiner Eigenheit brachten. Sie imponiren; ſie haben die Sanction von Generationen und Jahrhunderten für ſich; man wird zu ihrer Nachahmung fortgeriſſen, und hat durch dieſes Beſtreben ſchon verlornes Spiel. Allein auf dem Pfade der Natur und des Genie's kann man ihnen gleich kommen, oder ſie übertreffen; wer hinter ihnen her läuft, der bleibt ewig zurück.

Einen anderen Berührungspunct zwiſchen beiden großen Dichtern finde ich in ihrer bewunderungswürdigen Menſchenkenntniß. Beide kannten den Menſchen vom Throne bis zur Hütte hinab. Man leſe bei Shakespeare die Verhandlungen und Geſpräche der Fürſten, der Miniſter, der Staatsräthe — und vergleiche ſie zum Beiſpiel mit den Verhandlungen des engliſchen Parlaments; man leſe ſeine himmliſchen Liebes- und Freundſchafts-Scenen; denke zurück an die ganz originellen Natur-Charactere ſo mancher ſeiner Weiber und Mädchen; man erinnere ſich ſeiner Verſchwörungs- und Mordauftritte; ſeiner unnachahmlichen Monologen, wo er Tugend und Laſter vor unſeren Augen bis in die Elemente ihrer Entſtehung verfolgt; ſeiner coloſſaliſchen Verbrecher; ſeiner Tugendhelden, ſeiner Alltagsmenſchen — man gehe hinab bis zum Bedienten im Vorzimmer, zum Knechte im Stalle, zur Wirthinn in der Schenke, und man wird überall Züge der Natur, die Farbe des jedesmahligen Standes und Gewerbes, den ſchärfſten, umfaſſendſten Beobachtungsgeiſt finden. — Eben dieſe außerordentliche Menſchenkenntniß zeigt Vater Homer im Felde der Schlacht wie in den Character-Zeichnungen und Reden ſeiner Griechen und Trojaner; in der Rathsverſammlung, in den Stadt- und Lager-Scenen; auf den Wanderzügen ſeines Odyſſeus; im lermenden Gewühle der Freier; unter dem ländlichen Dache des guten Eumäus; im Weibergemache, in der Küche der Magd und des Knechtes. — Eine nie raſtende Aufmerkſamkeit auf alle Stände des Lebens gehörte dazu, um es zu dieſer Meiſterſchaft zu bringen. — Unter den Neueren finde ich nur bei Fielding dieſen Grad von Menſchenkenntniß, und vermiſſe ſie dagegen im Ganzen ſehr unter den deutſchen Schriftſtellern und Dichtern. Menſchenkenntniß findet ſich überhaupt weit mehr unter Geſchäftsleuten als unter Gelehrten, und letztere bedürfen ihrer auch weniger. Der Dramatiker dagegen, der Epiker, der Roman-Schreiber und Erzähler — dieſe müſſen, wenn ſie groß werden wollen, den Menſchen kennen, wie der große Regent und Geſchäftsmann. Um auf die eine oder andere Art auf Menſchen wirken zu können, muß man vor allen Dingen die Menſchen kennen.

Wohl kann der große Dichter, wie es auch Shakespeare häufig gethan hat, aus ſich ſelbſt neue und ungewöhnliche Menſchen-Charactere hervor bringen — ſolche, wie er ſie nie, weder im Leben noch in Büchern fand, und die gleichwohl den vollen Stempel der Humanität tragen; aber tiefe und gründliche Menſchenkenntniß muß überall zum Grunde liegen, wenn keine Caricaturen und Ungeheuer hervor gehen ſollen. Darin eben erhebt ſich der Dramatiker zum Künſtler, daß er die aufgefaßten Charactere nicht bloß copirt, ſondern veredelt, läutert und idealiſirt. Menſchen wie Moor, wie Poſa, die Fürſtinn Eboli, Thekla, Max, Mortimer, Maria, die Braut und andere, findet man — wie ſo viele der griechiſchen und engliſchen Bühne — freilich nicht im wirklichen Leben, und ſie ſind Geſchöpfe des ſelbſt producirenden Genies; aber die einzelnen Züge dieſer Charactere liegen zerſtreut im Leben und in der Geſchichte, und die Phantaſie des Dichters hat ſie nur aufgefaßt und ein Ganzes daraus gebildet. Je mehr er die Natur wirklich beobachtet, je größer ſein eingeſammelter Vorrath von wirklichen Characteren iſt, deſto reicher wird der goldene Born fließen, deſto fähiger wird er ſeyn, neue Combinationen zu treffen, und Ideale jeder Art aufzuſtellen. Denn das Idealiſiren ohne vorläufige Beobachtungen taugt überall nichts, am allerwenigſten im Drama; und nichts iſt fader, unbeſtimmter und unintereſſanter als willkürliche Theater-Charactere ohne alle Menſchenkenntniß. Die von anderen gemachten Beobachtungen können uns zwar zu Hilfe kommen, aber den Mangel an Selbſtbeobachtung erſetzen ſie nie. Daher ſelbſt wirklich gute poetiſche Köpfe, welche, nach der Lehre unſerer Zeit, die Erfahrung verſchmähten, und ſich allein auf ihre Ideal-Kraft verließen, bloß dunſtige Phantome und Oſſianiſche Schattenbilder ſtatt Menſchen hervor brachten, und bei aller Anſtrengung durchaus nichts Bedeutendes wirken konnten. Der gute Künſtler ſchafft ſich aus einer Menge einzelner Individuen ein erhebendes Ideal-Bild, worin er das einzeln bemerkte Schöne, Große oder Schreckliche concentrirt, verklärt, gattet. Er legt mithin die

Natur zum Grunde, veredelt und übertrifft ſie aber gleichſam, weil er das Begränzende vermeidet und nach einem Unendlichen ſtrebt.

Sch....

Anadyomene.

(Fortſetzung.)

Sie werden, meine ſüße Euphonie! das Urbild dieſer Gruppirung vergebens in Montfaucon und in den Statzen des Begerus und Gorläus ſuchen. Ich habe die Züge zu dem Character dieſes Gemäldes den berühmteſten Künſtlern des Alterthumes geſtohlen, und daraus ein Ganzes geformt. Skopas und Apelles, Pythagoras von Paros und Socrates — ehe er noch der trefflichſte Menſchenbildner ward — Anakreon und Sapho, Horaz und Ovid mußten die Strahlen ihrer Phantaſie dazu ſpenden. Es iſt die Zuſammenlockung des feinſten Lichtes in einen Punct, und ich wünſchte nichts ſo ſehr, als daß ſich unſer Freund entſchließen wollte, mein Ideal durch ſeinen Pinſel zu realiſiren.

So entſprang dieſes ſchöne Ideal der Liebe, dieſe reitzende Apotheoſe der ſüßeſten menſchlichen Empfindung; ſo entwickelte ſich die Natur des inneren Lebens zu dieſer Klarheit in der Phantaſie des gefühlreichſten Volkes. Unbegränzt von den Schranken der Vorurtheile, die jetzt unſere Sinnlichkeit umlagern und uns verbieten, das aus ſich ſelbſt heraustretende Leben genießen zu laſſen, wohin es der innere Drang führt, ungebändigt von ihren Religions-Begriffen, die vielmehr ihre Bekenner zu den ſüßeſten Verirrungen lockte und empfänglicher machten für den ſinnlichen, heftigen Anſpruch, ſelbſt durch die erſten poſitiven Geſetze nicht nur nicht eingeſchränkt, ſondern vielmehr aufgemuntert, äußerte ſich dieſes energiſche Gefühl mit originaller Heftigkeit und Sanftmuth zugleich in ihrem Sinne.

So wie das reitzende Klima ihres glücklichen Landes das Gleichgewicht hielt zwiſchen der entkräftenden Glutluft Aſiens und Africa's; ſo fand auch ihr Geiſt jene glückliche Mittelſtraße zwiſchen der Weichheit und Ueppigkeit des Orientalers und der Härte und reſignirenden Genügſamkeit des Nordländers. Ihr Genuß war beſonnener und berechneter als der des Perſers, Meders und Lydiers, und folglich auch dauernder und ſüßer. Welch eine himmliſche Wolluſt läßt uns Epicurs und Ariſtipps Philoſophie, die wir überdieß nur aus einigen Fragmenten kennen, empfinden, während wir die Ueppigkeiten jener Völker in den Schwelgereien unſerer Moslemin bemitleiden. Durch dieſes nüchterne, potenzirte Raffinement, dem die beſtändigſten, glänzendſten Genüſſe entſtrömten, divergirte ihre Philoſophie der Sinnlichkeit, ihre Theorie des Vergnügens von der aller anderen Völker der alten und neuen Welt, eben ſo wie ihre Mythologie an Reinheit und Feinheit der Ideen, an Glanz und Reichthum der Phantaſie jede andere überſtrahlt.

Sie fühlten das ſüße Geheimniß in ihrem Innerſten erwachen und leben; die tief hervorquellenden myſtiſchen Ausſprüche des erwachten Geſchlechtstriebes verſetzten ſie aus ihren rohen und kriegeriſchen Vergnügungen in die Situation eines ſich ſelbſt beſchauenden Träumers. Zu unbekannt mit dem eigenen Organismus, um in ihm die Urſache dieſer Auflöſung zu ſuchen, zu ungebildet um die Einwirkung der Schönheit auf den äußeren und inneren Sinn zu ahnen, glaubten ſie eine höhere Macht im Spiele, durch deren Wunderkraft dieſe ſüße Quelle im Innerſten ihres Lebens entſpringe. Gewohnt, ſelbſt das Gewöhnliche mit Enthuſiasmus zu umfaſſen, glühten und flammten ſie bei der Idee, einen Gott in ihrem Buſen zu tragen. Dieſer ſchöne Aberglaube war der Born aller der ſüßen Mythen, durch die man das, was man empfand, zu verſinnlichen ſuchte. Der unbekannte Urſprung dieſer Empfindung gab Anlaß, dieſe Apotheoſe verſinnlicht dem Meere, das bei dem Mangel an geographiſchen und nautiſchen Kenntniſſen das Symbol des Unbekannten, des Ungekannten ſeyn mußte, entſteigen zu laſſen.

Die Sanftmuth, die Milde, mit der ſich dieſe Empfindung ankündigte, die Weichheit, die Zartheit, mit der ſie ſich ausſprach, das Unbeſtimmte, ja ſo zu ſagen Liebliche, Characterloſe, das ſie begleitete, ließ die Idee einer männlichen Gottheit, die durch ideale Kraft und Stärke ihre Unſterblichkeit erringen mußte, nicht zu; die Gewalt, die dieſe Empfindung in dem Auge der Frauen über den Mann hatte, mußte ſie zur Göttin geſtalten. So wie ſich aber die Geſellſchaft der Menſchen immer mehr und inniger verknüpfte, Staaten ſich entwickelten und Nationen entſprangen, wurden dieſe Ideen, die ſonſt in tauſend Köpfen, bald in reitzenden bald in abenteuerlichen Geſtalten exiſtirten, immer einfacher, mithin anſchaulicher und verſtellbarer, erhabener und ſchöner.

(Der Beſchluß im nächſten Stück.)

1805. Nr. 106.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 9. September.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Anadyomene.

(Beſchluß.)

Es gab Feuerköpfe unter dieſen Natur-Mythologen, die mit der Kraft eines Perikleiſchen Jahrhunderts combinirten, durch deren Abſtractions-Proceß ſich das Chaos von Phantaſien zu einer idealen Welt bildete und formte, in deren Gehirn die ungeſchlachte Maſſe von Sagen und Mährchen in ein ſophiſtiſches Syſtem zuſammen floß. Dieſe leiteten an dem Gängelbande ihrer Einbildungskraft Nationen, deren Zutrauen ſie durch die Uebermacht ihres Geiſtes gewonnen hatten, und warfen ſich endlich zu Repräſentanten einer Gottheit auf, die ihnen ihre Exiſtenz zu verdanken hatte, und ihren Schöpfern auch zu jener Gemächlichkeit des Lebens verhalf, die noch bis jetzt Imam und Bramine von der Gutherzigkeit und Geiſtesbeſchränktheit ihres Volkes genießen.

Durch dieſe Zuſammenziehung der Form der organiſchen Menſchen-Maſſe, durch dieſe Aſſimilation des inneren Lebens und durch das Ineinanderſchmelzen der äußeren Lebensthätigkeit, worin man manche Bequemlichkeit und manches Vergnügen, das man früher nicht genießen konnte, genoß, entwickelte ſich nach und nach der Sinn für das Anmuthige und Reitzende, aus dem endlich aber, freilich viel ſpäter, der Begriff des Schönen *) hervorſprang, der eben in dem Grade gedieh und ſich rundete, als ſich die Formen des menſchlichen und beſonders des weiblichen Körpers veredelten, an dem nur das Zarte und Sanfte gefällt, und auch das Zufällige, das ſie umgab, zum Beiſpiel Putz, Kleidung u. ſ. w. delicater und raffinirender behandelt ward.

Durch dieſe Annäherung des aus ſich ſelbſt heraustretenden Lebens zu dem negativen Pole der Sinnenwelt entwickelte ſich auch der Progreſſions-Trieb des inneren Lebens gegen den Indifferenz-Punct, auf dem die unendliche Idee des Schönen als Abſolutes ſtand, und an die Idee des poſitiven Pols der intelligibeln Welt gränzte. Aus dem Conflicte dieſer beiden Welten, die ſich unter der Höhe des Indifferenz-Punctes trafen, ging der Olymp in aller ſeiner Majeſtät und Klarheit hervor, bevölkert durch die beiden erſten endlichen Potenzen, durch die Dichtkunſt und Sternkunde. Anadyomene, die der erſteren ihren Urſprung verdankte, denn die Tiefe des menſchlichen Urgemüthes war Poeſie, trat ein in den Götterſaal mit aller Polarität des höchſten Liebreitzes und der ideellſten Anmuth ausgerüſtet.

*) Daß ich hier bloß von der Blüte des Körpers und nicht von der Blüte des Geiſtes, der eigentlich als der unendlichen Idee das Prädicat des Schönen zukommen ſollte, ſpreche, entgeht, meine Theure! Ihrem durchſchauenden Blicke wohl nicht.

Das Reich der Götter, das im höheren Begriffe sehr horizontal unter dem reellen Pole des Organismus lag, obschon es in die Grenzen des ideellen Pols der Kunst mit Gigauten-Schritten übertrat, gerieth in Aufruhr über die herrliche Erscheinung, und drängte sich gewaltig das Herz der schönsten der Göttersrauen zu erobern.

Der Gott des Feuers, Hephaistos, der bei seiner häßlichen Körper-Form der anspruchloseste war, ist der Glückliche, und als die Hypotheose des Kunstsinnes umarmt er das Ideal der Schönheit, die reitzende Anadyomene. Ich kann es beinahe vor dem Tribunale meines inneren Richters nicht verantworten, meine theure Euphonie! daß ich in dieser Mythe eine so ideale Ansicht des Lebens, einen so reinen Anspruch des inneren Sinnes suche. Allein irre ich — und es geschieht wirklich nur um Ihretwillen, Euphonie, wenn ich irre — so ist ein anmuthiger, idealisirter Irrthum dem poetischen Freunde immer verzeihlicher, als eine prosaische, kleinliche Verzerrung des an sich doch poetischen Ideals der Mythologie. Zwar hat schon Hermann in seinem Handbuche der Mythologie eine ähnliche Idee ausgestellt, aber ich glaube bedeutend von ihm abgewichen zu seyn.

Hier ist die Anthropologie wieder in den siebenfachen Schleier der Apotheose gehüllt. So wie in der Geschichte jener Tage auf dem Kampfplatze der Roheit mit der Bildung das Herz der Jungfrau, der süße Genuß ihrer blühenden Reize oft und meistens der Preis heroischer Kühnheit und Größe war, so wie diese Heroen in ihrem kräftigsten Liebeswüthen kein Verhältniß schonten, genußgeizig, ungezähmt dem Gegenstande ihrer Wahl sich aufdrangen, und dieses kühne Aufdringen, diese Despotie und Tyrannei der Liebe, nach dem Geiste des energischen Zeitalters in den Augen der überwältigten und bezwungenen Frauen nicht nur verzeihlich sondern auch liebenswürdig ward, so lobpreiste der Genius der Zeit den wilden Gott der Kriege als den ersten Verführer der anmuthreichen Göttinn der Liebe, von dem sie den Eros, den immer jugendlichen, gleichblühenden, reitzenden Götterknaben, der die Religion seiner schönen Mutter durch seine Siege unter Göttern und Menschen verbreitete, eine schöne Copie des kampfgewaltigen Vaters und der liebreichen, zarten Mutter, empfing. Auch von dem Hermes, dem Götterboten und Gotte der Beredsamkeit, empfing sie den Anteros und die Grazien.

Der tief fühlende Hellene empfand ganz, wie viel das schmeichelnde Kosen der Zunge, die schönstötende Sprache, wenn sie durch lebendiges Gefühl und durch die poetisirende Einbildungskraft eindringender gebildet erscheint, auf das Menschenherz überhaupt und das Frauenherz insbesondere wirke. Er empfand die süße Kraft der Suada in ihrer überströmenden Fülle, er kannte den Triumph der Sprache, wenn der liebende Mann begeistert, ergriffen, durchglüht von seinem Gefühle durch die melodische Darstellung seines Zustandes, durch die tönenden Bilder der Sprache, durch das gigantische Ansprechen seiner poetischen Empfindungen, die heraus traten aus ihrer geheimnißvollen Tiefe, sich den Weg zu dem Allerinnersten des jungfräulichen Herzens bahnte, einen Schranken der Strdubung nach dem anderen niederriß durch die Gewalt seiner Beredtheit — und so ward Hermes der Vater des Anteros und der Charitinnen.

Auch der schöne Schutz- und Pflegegott des Weines, der neues Leben in das Blut des Greises strömt, und die erschlaffende Nerve mit frischer Kraft stählt, gewann Anadyomene's Liebe durch das ewige Lächeln seines Auges, durch die ewigen Rosen seiner Wangen, durch die ewige Jugend und Schönheit seines Körpers. Man fühlte die unwiderstehliche Kraft des süßen Traubensaftes, mit der er zu wollustreichen Tändeleien und lieblichen Aussprüchen der Sinnlichkeit hinzog, man kannte die hohe Göttergewalt, mit der er seinen Blitz in das Menschenblut geworfen hatte, seine reitzenden Lockungen zu den Wechselumarmungen der entglühten Geschlechter, und so schloß seine Gottheit die göttliche Dreizahl der himmlischen Anbeter Aphrodite's.

Daß Heldenmuth und Schönheit das Band zwischen den Göttern und den Menschen enger knüpfe, daß auf der Stufe der Naturen der kraftvolle Mann der nächste an den Göttern stehe, und um die Kette der Zeit und des Raumes zu zeugen, die den Olymp und die Erde umwindet, erfreuten sich auch Erdensöhne, Anchises und Adonis, der Umarmungen der ewig blühenden, göttlichen Schönheit, die dem ersten den Aeneas gebar, den der Dichter als unwiderstehbar in Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur schildert.

Hier, meine süße Euphonie! schließe ich die Geschichte der Göttinn der Liebe, in sofern sie sich in die Frage, die Sie unserer Gesellschaft vorzulegen die Güte hatten, schloß, und gehe auf ihre Umgebungen über.

Die Charitinnen, das Ensemble von allem was Himmel und Erde Anmuthiges und Liebreitzendes hat, umtanzen ihre schöne Gebieterinn und Mutter. Schon in dem Nahmen, unter dem man diese reitzende Dreieinigkeit — das waren sie im ganzen Sinne des Wortes, denn nie fand man sie getrennt, stets alle drei ein-

ſtimmig, froh und armverſchlungen beiſammen — begriff, ſpricht ſich ihre himmliſche Natur rein aus, Charitinnen, die Freudegebenden oder eigentlich die Freudigen.

Jugend und Anmuth ſchmücken ſie, Frohſinn und Heiterkeit, eine ewig ſtille und klare Fluth des Lebens, drückt ihre Stellung aus. Jenes fröhliche Unbewußtſeyn der materiellen Beſtimmung und des phyſiſchen Zweckes ſeines Daſeyns, nicht jene erröthende Decenz, die, wie Schiller bemerkt, ein negatives Verhältniß des Bewußtſeyns zum Ideal der Unſchuld andeutet, überſtrahlt die nackten Geſtalten.

Aglaja hält die Roſe mit den lebendigen Fingern, Thalia den Spielwürfel, Euphroſyne — etymologiſch, meine Freundinn! heißen die Holden die Wonnige, die Blühende, die Fröhliche; ich möchte es Ihnen auch aus den helleniſchen Stammwörtern beweiſen, wenn Sie ſtatt Corneille und Boileau Sophokles und Homeros geleſen hätten — den Myrthen-Zweig, den ſchönen, den deutungsvollen Myrthen-Zweig. Welch ein heiliger, geheimer, tiefer Sinn athmet aus dieſer reitzenden Gruppirung! Die Geſchichte der Liebe verbirgt ſich hinter der ſchönſten Allegorie.

„Haſt du nun, glühender Jüngling! — ſo ſcheint Aglaja zu liſpeln —
„Dir erfleht von mir die Liebe der reitzenden Jungfrau,
„Dann erwarte dein ſchöneres Loos, des Glückes Vollendung
„Von der lächelnden Schweſter, die wirft den entſcheidenden Würfel,
„Lächelt dein Schickſal dir in Thalia's freundlichem Blicke,
„Dann umkränzt Euphroſyne dich mit der bräutlichen Myrthe."

Nun kommt ſie ſelbſt, die Herrliche, der Himmel und Erde opfern, auf einem Wagen von Löwen gezogen. Kraft und Großmuth, der ſchöne Character der Liebe, die herrliche Miſchung und Unvermählung des Himmliſchen und des Irdiſchen in dieſem Gefühle lebt in dieſem Gemälde. Eine weiße Taube ſitzt in ihrem Schoße, und ſpielt wollüſtig mit den glänzenden Schwingen auf der üppigen, reitzenden Fülle. Es iſt auch Ihr Lieblings-Geflügel, meine liebreiche Freundinn! das ich ſo oft um die ſüßen Küſſe, um die ſanften Schmeicheleien, die Sie ihm gaben, beneidete. Sie iſt das Sinnbild der Sanftmuth, Simplicität und inneren Ruhe. Anadyomene hält Pfeile in der einen Hand — kann ich wohl mehr thun als Sie, meine Freundinn! an die ſüße Verwundung Ihres eigenen Herzens erinnern — in der anderen das Horn des Ueberfluſſes — was fehlt dem Liebenden, wer tauſcht den Schoß der Geliebten um den mächtigſten Kaiſerthron — wer einen Kuß um die Schätze beider Indien? — Scherze und Spiele umflattern ſie. — Kennen Sie nicht die unzählbaren ſüßen Tändeleien, wenn man Herz an Herz und Arm in Arm zum muthwilligen Kinde ſich verjüngt, und jeder Sinn mit ſüßen Neckereien erquickt wird. — Die Bienen, die ſie umſchwärmen, was ſind ſie anders als das ſchöne Bild des glücklichſten Leichtſinnes, wo die glühende Liebe auch aus der minder reitzenden Blume des Lebens den ſüßen Honig der Wonne zu ſaugen verſucht. —

Sie ſehen, daß der fein organiſirte, mit der ſchönſten Blüte der Phantaſie ausgeſchmückte Hellene alles erſchöpfte, was das Gemälde der Liebe ſchön und anmuthig machen konnte. Daß er keinen Zug in ihrem Character unausgemalt, keine Nüance ihrer holden Natur unentwickelt, unausgebildet und unvergöttert ließ, und alle Forderungen, die Poeſie an Gefühl und Phantaſie machen kann, befriedigt habe, und daß der ganze Umfang ſeines Vorſtellungs- Begehrungs- und Gefühlsvermögens ſich zu dem ſchönſten und mannichfaltigſten Studium eigne. Ich bin innig überzeugt, daß Ihr lebendiger Sinn für das Gute mir noch oft Gelegenheit geben wird, Sie in die reitzenden Heſperiden-Gärten des Hellenismus zu begleiten.

G....

Feſtlichkeiten im fünfzehnten Jahrhundert.

Bei dem Banquet, welches Philipp der Gute, Herzog von Burgund, im Jahre 1453 zu Lille in Flandern gab, waren eine der Hauptunterhaltungen für die Gäſte die Entremets, welche auf drei Tafeln von verſchiedener Größe aufgeſtellt waren. Auf einer Tafel ſah man, erſtens, eine Kirche mit vier Sängern darin und einer Glocke im Thurme; zweitens, einen Felſen, auf deſſen Gipfel ein nackter Knabe Roſenwaſſer von ſich fließen ließ; drittens, ein gut betacketes und beladenes Kauffahrteiſchiff mit ſeinen Matroſen; viertens, ein künſtlich verfertigter Springbrunnen in ſchönem, blühendem Gebüſche aus Glas, welches nebſt einer grünenden Wieſe von farbigen Felſen eingeſchloſſen war, in der Mitte ſtand der heilige Andreas mit dem Kreutze, aus deſſen einer Spitze ein Waſſer ſprang, welches ſich durch die Wieſe ſchlängelte.

Auf der zweiten und längſten Tafel ſtanden, erſtens, eine Paſtete, die mit achtzehn Muſicanten gefüllt war, welche ſich tapfer hören ließen; zweitens, ein Schloß, auf deſſen Hauptthurme man Meluſinen in Geſtalt einer Schlange erblickte, aus zwei anderen Thürmen floß Orange-Waſſer und füllte die Schloßgraben aus; drittens, eine Windmühle, auf deren höchſten Flügel eine Stange mit einer Aelſter geſteckt war, nach welcher Leute aus allen Ständen mit Bogen und Armbrüſten ſchoſſen, welches andeuten ſollte, daß jedermann auf dieſen Vogel ſchießen dürfe; viertens, in einem Weinberge eine Tonne mit ſüßem und ſaurem Weine, auf welcher ein prächtig gekleideter Mann ſaß, der in der Hand einen Zettel hielt, worauf zu leſen war: qui en veut si en prenne; fünftens, eine Wüſte, wo ein Tiger mit einer Schlange kämpfte; ſechstens, ein Wilder, der auf einem Cameele ritt; ſiebentens, ein Mann, der mit einem Stocke an ein Gebüſch ſchlug, um die Vögel heraus zu treiben, den aber hinter einer Roſenhecke in einem Obſtgarten eine Dame und ein Herr ausſpotteten, indem ſie ſich die Vögel wohl ſchmecken ließen; achtens, ein Narr, der in einem wilden Felſen- und Gletſchergebirge auf einem Löwen ritt; neuntens, ein See mit vielen Städten und Schlöſſern an den Ufern, auf demſelben fuhr ein vollſtändiges Schiff mit ausgeſpannten Segeln.

Auf der dritten und kleinſten Tafel ſah man, erſtens, einen Wald mit indiſchen Bäumen, und fremde Thiere aller Art liefen darin herum; zweitens, einen Löwen, der mitten auf einer Wieſe an einen Baum gebunden war, und auf welchen ein Mann einen Hund durch Prügeln hetzte; drittens, einen Kaufmann, der mit einem Korbe voll Waaren aller Art durch ein Dorf ging.

Von dem Banquet ſelbſt will man nur ſo viel ſagen, daß jede Tracht aus acht und vierzig verſchiedenen Gerichten beſtand, und daß der Braten auf mehreren mit Gold und Azur geſchmückten Wagen lag. Nicht weit davon war ein Büffet voll mit Geſchirr von Gold, Silber und Criſtall, welches mit koſtbaren Steinen beſetzt war, und der langen Tafel gegenüber vor dem Büffet ſtand ein Pfeiler mit einem nackten Frauenzimmer — welches hinten durch die langen Haare, vorn aber durch einen mit griechiſcher Schrift beſchriebenen Schleier verhüllt war — aus deſſen rechter Bruſt während dem Banquet Hypokras floß; neben ihm war an einem anderen Pfeiler ein lebendiger Löwe gefeſſelt, über dem geſchrieben ſtand: Ne touchez à ma Dame. Nachdem die Gäſte alles dieſes hinlänglich betrachtet hatten, ſetzten ſie ſich an die Tafeln zum Banquet, und ſogleich läutete in der Kirche die Glocke, worauf drei kleine Kinder und ein Vorſänger einen ſchönen Geſang anſtimmten; dann ließ ſich aus der Paſtete ein Schäfer auf einem Dudelſacke hören. Nun kam durch die Hauptthüre ein prächtig geſchirrtes und bedecktes Pferd; auf dieſem ſaßen Rücken an Rücken zwei maskirte Trompeter, die, während ſechzehn Ritter in der Hausfarbe (Livrée) das Pferd rückwärts herum führten, ein Stück bliesen. Nach dieſem Entremets ertönte in der Kirche die Orgel, und in der Paſtete ward auf einem (deutſchen) Horne geblaſen.

Hierauf trat ein mit einer grünen, ſeidenen Decke behangener Eber in den Saal, der trug ein Ungeheuer, das halb Menſch und halb Greif war; in den Händen trug es zwei Wurfſpieße und eine Tartſche, auf ſeinem Kopfe ſtand ein Menſch auf dem Kopfe. Als der Eber wieder abgegangen war, ward in der Kirche geſungen, und in der Paſtete ward in Begleitung eines anderen Inſtrumentes auf einer Doulcine geſpielt.

Nun ließen ſich am Ende des Saales vier Trompeter hinter einem grünen Vorhange hören; dieſer ward aufgezogen, und Jaſon in voller Rüſtung trat auf, ſchauete ſich in dem unbekannten Lande um, kniete nieder mit einem Blicke zum Himmel, und las einen Brief, den ihm Medea mitgegeben hatte, als er ſich zur Eroberung des goldenen Vließes von ihr getrennt hatte. Mit einem Mahle ſtürzten vier gewaltige Stiere auf ihn los, denen Feuer und Flammen aus Mund und Naſe ſprühten; er vertheidigte ſich tapfer gegen ſie mit der Lanze, und zog ſchon das Schwert, als es ihm einfiel, daß ihm Medea ein Fläſchchen mit einem Liqueur mitgegeben habe, das ihm jetzt wohl helfen könnte; er ſpritzte alſo den Liqueur gegen die Stiere, das Feuer hörte auf zu ſprühen, und ſie waren beſiegt. Der Vorhang fiel, in der Kirche ertönte die Orgel, dann ward in der Paſtete „La sauvegarde de ma vie" geſungen. Nun trat ein prächtig bedeckter weißer Hirſch mit vergoldeten Geweihen in den Saal; dieſer und ſein Reuter, ein ſchön geputzter Knabe von zwölf Jahren, ſangen im Diſcant und Tenor die Arie: Je ne vey onques de pareille, worauf ſie ſich entfernten, und dann in der Kirche wieder eine ſchöne Motette, darauf in der Paſtete aber in Begleitung einer Laute eine Arie geſungen ward. Nach einem kurzen Trompeter-Stückchen hinter dem Vorhange ward dieſer aufgezogen. Jaſon ſpazierte ruhig umher, als plötzlich eine abſcheuliche Schlange mit großen feurigen Augen auf ihn losſtürzte, aus deren Rachen und Naſenlöchern Feuer, Rauch und ſtinkendes Gift ſtrömte.

(Der Beſchluß folgt.)

1805. Nr. 107.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 11. September.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Festlichkeiten im fünfzehnten Jahrhundert.

(Beschluß.)

Nachdem Jason die Schlange mit der Lanze und dem Schwerte lange bekämpft hatte, hielt er ihr endlich den Wunderring, den ihm Medea geschenkt hatte, vor, und nun konnte er ihr leicht den Kopf abhauen. Nach einem Orgelspiele in der Kirche und einer Flöten-Musik in der Pastete erschien an der Decke des Saales ein brennender Drache, der hin und her flog und mit einem Male wieder verschwand. In der Kirche ward wie immer gesungen, und in der Pastete spielten Blinde auf der Leier. Jetzt flog an dem einen Ende des Saales ein Reiher auf, und von dem anderen her stieß nach einem anhaltenden Falkenier-Geschrei ein Falke auf ihn, und brachte ihn mitten im Saale herab, wo er dem Herren präsentirt ward. Nach einem Gesange in der Kirche und einer Musik mit Tambourins in der Pastete ließen sich die Trompeter wieder hinter dem Vorhange hören; als dieser aufgezogen war, sah man Jason mit den vier Stieren pflügen, und dann die der Schlange ausgerissenen Zähne, die er in einer Jagdtasche aufbewahrt hatte, säen, woraus gewappnete Männer hervor wuchsen, die sich einander trotzig ansahen, und gegen einander kämpften, bis alle auf dem Platze blieben und der Vorhang fiel. Nach einem Orgelspiele in der Kirche entstand in der Pastete zwischen einer Jagd-Musik ein solches Hundegebell, als wenn alle Arten Jagdhunde in einem Walde losgelassen worden wären. Dieß waren die weltlichen Entremets bei diesem Banquet.

Nun kam durch die nähmliche Thür, durch welche die vorigen Entremets herein und hinaus gegangen waren, ein Mitleid erweckendes Entremets, welches wohl das wichtigste war. Ein großer Riese nähmlich in einem langen, grünseidenen gestreiften Kleide mit einem Turban auf dem Kopfe, wie ihn die Saracenen in Granada trugen; in der linken Hand hatte er eine schwere, große, zweischneidige Streitart nach alter Façon, mit der rechten aber führte er einen mit Seide bedeckten Elephanten, der ein Schloß mit einem Frauenzimmer trug, welches mit einem Kleide von weißer Seide angethan und durch einen schwarzen Mantel und weißen Schleier wie eine Klosterfrau verhüllt war. Bei dem Eintritte in den Saal sah sie die Gesellschaft an, und befahl in Versen dem Riesen still zu halten, weil sie mit der edeln Gesellschaft sprechen wolle. Der Riese erschrack heftig und ging noch bis vor den Herzog, wo sich alles neugierig um das Frauenzimmer versammelte, welches in einer langen gereimten Rede erklärte, daß sie die heilige Mutterkirche sey, welche bisher viele schwere Trübsale habe

erdulden müſſen; ſie ſey daher von einem Orte zum andern, bei dem Kaiſer, bei Königen, Fürſten, Herzogen u. ſ. w. kurz bei allen guten Chriſten geweſen, um Hilfe zu erbitten, und jetzt erſcheine ſie hier vor dieſem Herzog und bitte ihn und die Verſammelten, ſich ihrer gegen den allgemeinen Feind der Chriſtenheit, den Türken, anzunehmen *).

Nun traten viele officiers d'armes in den Saal; der letzte derſelben war ein Ritter vom goldenen Vließ und Wappenkönig; dieſer trug in der Rechten einen Faſan mit einem koſtbaren Halsbande von Gold, Edelſteinen und Perlen; nach ihm kamen zwei von Rittern des goldenen Vließes geführte Frauenzimmer, dieſe blieben vor dem Herzoge ſtehen, und der Ritter mit dem Faſan redete ihn ſo an: „Erhabener, mächtiger Fürſt! mein furchtbarer, gnädiger Herr! Sehet hier die Damen, die ſich euch demüthigſt empfehlen, und weil es von Alters her der Brauch iſt, bei großen Feſten und edeln Verſammlungen der Fürſten, Herren und Adeligen den Pfau oder einen anderen edeln Vogel darzubringen, um nützliche und giltige Gelübde abzulegen, ſo bin ich mit dieſen beiden Frauenzimmern abgeſandt worden, um euch dieſen edeln Faſan zu übergeben und euch zu bitten, ihrer eingedenk zu ſeyn.“ — Der Herzog ſah hierauf mitleidig die Mutterkirche an, und zog ein Schreiben aus dem Buſen, worin er gelobte der Kirche beizuſtehen. Als dieß der Ritter vom goldenen Vließ geleſen hatte, dankte die Kirche laut in Verſen Gott, und forderte alle Anweſende auf ein gleiches zu thun.

Der Rieſe führte nun den Elephanten mit der Dame fort, und da es zu lange gedauert hätte, bis alle ihre Gelübde abgelegt haben würden, ſo ward durch den Ritter vom goldenen Vließ ausgerufen, daß jeder ſein Gelübde morgen ihm ablegen, und dieß als giltig angeſehen werden ſollte. — Die ganze Geſellſchaft war ſchon aufgeſtanden, die Tafel aufgehoben und abgetragen, als unter Vortritt vieler Fackelträger, Tamburin- Laute- und Harfenſpieler eine in weißen Atlas gekleidete Kloſterfrau mit einem Schleier und weißen damaſtenen Mantel eintrat; auf ihrer linken Schulter war ein Zettelchen geheftet, worauf mit goldenen Buchſtaben ihr Nahme Gnade Gott geſchrieben ſtand; hinter ihr folgten zwölf Ritter mit eben ſo viel verſchleierten Damen an der Hand. Nun trat die erſte Dame vor den Herzog und verſicherte, daß Gott die Gelübde des Herzogs und der übrigen Herren gehört und gnädig angenommen habe, und daß er der ganzen Chriſtenheit, dem Kaiſer, Könige u. ſ. w. dieſe zwölf Frauenzimmer, welche eben ſo viel Tugenden wären, ſende, und ſie würden ſiegreich ihr Unternehmen ausführen, auf der Erde Ruhm und endlich das Paradies erwerben; dieß übergab ſie dem Herzoge auch ſchriftlich. Nun ſtellte ſie eine Tugend nach der anderen dem Herzoge vor, nahm ihnen die Schriften, die ſie in den Händen trugen, ab, und machte durch Ableſen derſelben die Anweſenden mit ihren Nahmen und ihren hohen Eigenſchaften bekannt. Dieſe Tugenden waren: der Glaube, die Liebe, die Gerechtigkeit, der Verſtand, die Klugheit, die Mäßigkeit, die Stärke, die Wahrheit, die Freigebigkeit, der Fleiß, die Hoffnung, die Tapferkeit. Hierauf empfahl ſich die Gnade Gott und ließ die Tugenden, als zu dem Unternehmen nothwendig, zurück; dieſen wurden nun ihre Zettel von den Schultern genommen, und es ward mit ihnen getanzt und Mummerei gehalten.

*) Der letzte chriſtliche Kaiſer im Orient hatte nähmlich bei allen Fürſten der Chriſtenheit und beſonders auch bei dem Herzoge von Burgund um Hilfe und Beiſtand gebeten. Dieſem ſchmeichelte dieß ſehr, und er verſprach viel, hatte aber ſeit drei Jahren wegen anderer Kriege nichts thun können; unterdeſſen war Conſtantinopel eingenommen, der Kaiſer geſtorben, und das chriſtlich-orientaliſche Reich zerſtört worden. Der Herzog beſchloß alſo durch ein Bankett alle Ritter und Vaſallen zu verſammeln, und ſie zu einem Kreuzzuge gegen die Türken aufzufordern, der aber natürlich wegen der ſiegreichen Macht Mahomeds II. unterblieb.

Einige Züge zu einem Ideal der Mythologie.

Das Reich der bereits erſchienenen Mythologien, das an äußerer Extenſion immer mehr und mehr gewinnt, und an individueller Intenſion immer mehr und mehr verliert, je mehr ſich jeder Gymnaſial-Schüler, den ſein trockues Schulbuch mit den Diis majorum et minorum gentium oberflächlich und ſeicht genug bekannt machte, für fähig hält, eines der ſinnigſten Räthſel des Alterthumes zu löſen, ſteht immer mit der Prätenſion, die Philoſophie und Kunſt an ihm zu machen gezwungen iſt, in einem äußerſt negativen Verhältniſſe. Alle bisher erſchienenen mythologiſchen Unterſuchungen ſind nicht nur nicht tief genug eingedrungen in den tiefen Sinn dieſes ſphyngiſchen Aenigma, in wiefern nähmlich die richtige Anſicht der alten Wiſſenſchaft und Kunſt ſich in ihm begründet, ſondern haben vielmehr, freilich mehr oder weniger und oft auf eine indirecte Art, das Chaos der alten Mythen nur noch dunkler und verworrener gemacht.

M. G. Hermanns Handbuch der Mythologie nach Homer und Heſiod (Berlin 1787 bei Nicolai) iſt trotz ſeiner mancherlei Mängel und Negativitäten ein Leitſtern nach dem ſchönen Reiche, wo man die feinſte Materie und die üppigſte Form zu ſuchen hat. Minder mit ſubjectiven Anſichten überladen, minder mit ſcholaſtiſchen Unterſuchungen ausgeſchmückt würde dieſes Handbuch Anſpruch auf die conſequenteſte Objectivität haben; aber der ſorgſame Geiſt unſers Zeitalters, der überall nach ſeinem eigenen Sinne, und ſey es auch in den Producten der entfernteſten Jahrhunderte, grübelt, weht und athmet auch in dieſer ſchönen Abhandlung einer reineren mythologiſchen Welt.

Homeros oder die Zahl der Rhapſoden, die man unter ſeinem Nahmen zur Einheit reducirte, und Heſiodos ſind doch die älteſten Urkunden der Geſchichte der Phantaſie, wie ſie die Mythe von Stufe zu Stufe potenzirte und dann als National-Religion conſtituirte, und aus dieſen quillt mithin der reinſte Strom mythologiſcher Dichtungen. Das Zeitalter des Mäoniden war es, wo ſich die Blume der Phantaſie unter dem Sonnenſtrahle der ſpeculativen Vernunft erſchloß, wo ſich der erſte Entwurf zur plaſtiſchen Ausbildung erhob; eine neue Mythologie müßte, in ſofern ſie uns dem religiöſen Geiſte des Alterthumes näher bringen und zu Kunſtdarſtellungen aus ihrer Welt entflammen ſollte, ein treuer Abdruck dieſer ſchönen Blüte ſeyn. Da, wo ſie zur Frucht zu reifen begann, und die geſchloſſene Blume nicht mehr den Thau der kindlichen Einfalt trank, wird ſie ſchon weniger genießbar für den reinobjectiviſirenden Künſtler, um ſo mehr, als das nimmer ſtille Wogen der Menſchenmaſſe und die mancherlei und äußerſt variabeln Völkerverknüpfungen jedes mythiſche National-Eigenthum zerſtörte, die Menge der Theogenien und Mythologien in eine Maſſe zuſammenſchmelzen machte, worin ſich die ähnlichen Theile verſchlangen, und der etwas heterogenen, über der Feuerglut der Dichtung zu einer ſcheinbaren Homogeneität, die ſich aber trotz ihrer niederen Potenz im Reiche der Erkenntniß doch nur äußerſt ſchwer auf ihre Original-Atome zurück führen ließ, auflöſten.

Kaum hatte ſich Homeros und Heſiodos poetiſche Wunderwelt dem kindlichen Sinne der Kunſt erſchloſſen, als ſich die von dem idealen Glanze befangene mit liebender Inbrunſt ſtürzte in dieſes Conflict der Ideen und Bilder, um ſich einen Liebling nach dem anderen daraus zu entführen, an dem ſie ſo lange mit inniger Zärtlichkeit hing, bis er ſich in die ſubjective Form ſeines eigenen Selbſt goß, und doch die entſchiedenſte Objectivität beſaß. Das unentwickelte poetiſche Gemüth, das jetzt aber auf mehreren Wegen eine Tendenz hatte, ſchwelgte mit frohem Muthe von dem Fleiße der Piſiſtratiden, es fand das Sonnenreich der Unendlichkeit in der Tiefe jener poetiſchen Erzväter, und beherrſchte durch ſeine hohe Glut den reichen Stoff, der eine Welt von Individualitäten in ſich ſchloß.

Die Tragik, die Lyrik, die in Hellas auf das höchſte potenzirten Arten der univerſalen Poeſie, ſchöpften aus dieſer unverſiegbaren Quelle; auch Platons zuweilen poetiſche Philoſophie nahm ihre ſchönſten Bilder aus dieſem unermeſſenen Raume. Die Plaſtik und Graphik liehen ihre ſchönſten Producte aus dieſer unerſchöpfbaren Schatzkammer, ja ſelbſt die verſchloſſenſten Keime nahmen ſie liebend daraus in ihren Schoß, und entwickelten ſie zur himmelan ſtrebenden Lebensthätigkeit. Wer kann es ergründen, wie oft die Gartenkunſt der Griechen die Gärten des Alkinous zum nachzubildenden Muſter nahm. Urſachen genug den beiden Kronen der Dichter die erſten Plätze in der Reihe der Mythologen einzuräumen, Urſache genug den weiten Umfang der Mythologie auf das Reich dieſer beiden poetiſchen Patriarchen einzuſchränken; denn da alles, was aus der caſtaliſchen Quelle ſich begeiſterte, in ihrem Reiche ſeine Individualität gewann, und nur den goldenen Faden ihrer Mythen ausſpann, um es zu einem formellen Gewebe zu verarbeiten, ſo muß ſich jedes Syſtem der Mythen in dieſen beiden Urbildern wieder finden, damit die homeriſch-heſiodiſchen Individualitäten nicht die Genialität des dichtenden und bildenden Künſtlers, der ſie mit treuem Liebesſinne faßte, verdunkeln, und ſo auch im umgekehrten Verhältniſſe der Sinn des Künſtlers nicht auf Unkoſten der heiligen Urzeit bereichert werde.

Aus dieſer Aſſimilation, aus dieſem inconſequenten Zuſammenfaſſen verſchiedener Anſichten älterer und neuerer Mythologen, aus dieſen zweckwidrigen Verſuchen, die Univerſal-Mythologik in eine Form zu gießen, entſpringt die Verwirrung, die im Reiche der Mythen herrſcht, und die man bisher immer gleich unerklärbar ohne einen erſten und letzten, ohne Standpunct und Grenzen, Britte, Franzoſe und Deutſcher zuſammenfaßte und ausſtellte.

Durch einen Abſtractions-Proceß müßte aus dieſem Wirbel von Götter- und Helden-Mythen das griechiſche Eigenthum als der höchſte und feinſte Punct der Mythologie gerettet, und auch dieſes in ſeine erſten urſprünglichen Gränzen zurück geführt werden; denn wenn man eine Mythologie der Griechen, die jede einzelne Götter- und Heldenſage, die die unendliche Genialität des poeti-

ſchen Hellas hervor zauberte, und jedes einzelne Große und Gigantiſche, was kindlicher Verſtand und überwiegende Phantaſie von dem erſten Rhapſoden der Ilias bis zu dem Erſterben der alexandriniſchen Polyzeit, in dem nach helleniſchen Formen ſtrebenden Römerſinne, apotheoſirte, in ſich begreifen ſollte, ſo würde das wiſſenſchaftliche und Kunſt-Studium der Antike eben ſo wenig dabei gewinnen, als ein Schüler, dem man ſeinen Cornelius Nepos aus Phraſen und Figuren kennen lehren wollte. Der Buchſtabe würde zwar verſtanden, aber der Geiſt entflöhe ſeiner zertrümmerten Hülle. Auch würde das Studium des claſſiſchen Alterthumes um ſo mehr entadelt, je mehr man ihm allen Reiz der Selbſtthätigkeit und des eigenen Nachdenkens benehme, und man würde zuletzt noch den Geiſt der Griechheit aus den zuſammengeſtoppelten Mythen ſublimiren und erkennen wollen.

Für den Dilettantismus in Wiſſenſchaft und Kunſt reicht das mythologiſche Sublimat hin ſeinen Schönheitsſinn in immer reger Tugendkraft zu erhalten; den ausübenden Künſtler aber bedaure ich, der aus Eiſternen ſchöpft, während ihm das Tempe mit allen ſeinen Urquellen winkt; denn nie wird dann ſein Product, es ſchwebe in Bildern oder Ideen, claſſiſch werden.

G.....

Weniger bekannte characteriſtiſche Bemerkungen aus einem neueren Werke über ruſſiſche Sitten und Gebräuche.

Die Dörfer in Rußland haben zwar keine Vorſteher aus eigener Wahl, doch verſammeln ſich dieſe mit den Aelteſten des Dorfes oft bei beſonderen Veranlaſſungen, wenn zum Beiſpiel Recruten geliefert oder die herrſchaftlichen Abgaben eingetheilt werden. Dieſe Zuſammenkünfte heißen Mir, das heißt Friedensverſammlungen, und werden auf der großen Straße im Freien gehalten. Der Aelteſte des Dorfes präſidirt dabei, und hält einen Stab in der Hand, das Zeichen ſeiner Würde, der friſch abgehauen und geſchält iſt. Er ſteht gewöhnlich neben einem friſchen Kuhfladen, in deſſen Centrum er ſeinen Stock ſtellt.

Unter den ruſſiſchen Armeen befinden ſich gewöhnlich etliche vierzig bis fünfzig tauſend Coſaken. Die vom Jaik und der Wolga ſo wie die ſibiriſchen cantoniren insgemein längs des Caucaſus im orenburgiſchen Gouvernement und dort herum. Die doniſchen Coſaken ſind die tauglichſten in den Krieg, und unter ihnen iſt der Tſchenguweiſche Stamm der ausgezeichnetſte. — Ihre vornehmſte Waffe iſt eine fünfzehn bis achtzehn Schuh lange Lanze; wenn ſie zu Pferd ſteigen, greifen ſie mit der Linken die Mähne, ſetzen den Fuß in den Steigbügel, und ſchwingen ſich ſo, indem ſie die Lanze mit der Rechten auf die Erde ſtoßen, mit großer Behendigkeit in den Sattel. — Ihre Pferde ſind klein, mager, ſteif aber unermüdlich, und gewöhnt, ſchlechte Witterung, Hunger und Durſt zu ertragen, worin ſie ihren Herren gleichen. Ihre Officiere halten beſonders viel auf ſchöne Waffen.

Die Baſchkiren wohnen am Ufer des Ural. Der Nahme Baſchkir heißt in ihrer Sprache ſo viel als Bienenmann, denn ihr Hauptgeſchäft beſteht in der Bienenzucht. Dieſer Volksſtamm unterſcheidet ſich von ſeinen wandernden Nachbarn dadurch, daß er im Winter in Häuſern und Hütten lebt wie die Ruſſen, im Sommer aber wohnt er in Zelten von Filz. Männer und Weiber tragen die nähmlichen Hemden, wozu ihnen die Neſſelſtaude den Stoff gibt, weite Hoſen und Pantoffeln, wie die Aſiaten. Im Winter tragen die Reichen eine Pferdehaut, und laſſen die Mähne, welche über den Rucken zu liegen kommt, im Winde fliegen. Sie ſind die ſchmutzigſten und faulſten aller tartariſchen Völkerſtämme, aber auch die luſtigſten und gaſtfreundlichſten, dabei tapfer und große Pferdeliebhaber. Sie führen Pfeil und Bogen. Ihre Sprache iſt ein Dialect der tartariſchen. In Kriegszeiten müſſen ſie drei tauſend Mann Reiterei ſtellen, wovon jeder mit Lanze, Pfeil und Bogen, Helm und einer Art Panzerhemde bewaffnet iſt. Doch haben die meiſten auch Piſtolen und Säbel; übrigens kleidet ſich jeder in welche Farbe er will, und hat ein Handpferd bei ſich. Sie thun den Dienſt der leichten Truppen.

Sobald der Winter förmlich da iſt, ſchlachten die Pächter ihr Rindvieh, Schweine und Geflügel, und ſetzen es der freien Luft aus, damit es gefriere; das nähmliche geſchieht mit dem Wildpret und den Fiſchen. Dadurch wird in Rußland ſowohl in Rückſicht der Winternahrung als des Transports, der ohnedieß weit ſicherer iſt, viel geſpart. Die entlegenen Provinzen, das Eismeer und das kaſpiſche Meer ſchicken auf dieſe Art ihre Vorräthe nach Petersburg, wo der große Markt kurz vor Weihnachten anfängt. Das gefrorne Fleiſch iſt im Mittelanſchlage ungefähr dreißig Procent wohlfeiler als das friſche, und der Geſchmack iſt ganz der nähmliche, wenn man nur die Vorſicht gebraucht, es vor dem Kochen in kaltem Waſſer aufthauen zu laſſen. Ein ſolcher Markt nimmt ſich mit den hoch aufgethürmten Maſſen von ſchuppichtem, gefiedertem und Hornvieh ganz beſonders aus.

1805. Nr. 108.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 14. September.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Ueber Gaſt-Rollen.

In Frankreich und England iſt es längſt Sitte, daß die Glieder der Hauptbühnen die Provinzen bereiſen. In Paris geht es mit dieſen Reiſen ſo weit, daß die Theater oft während des größten Theils des Jahres ihre vorzüglichſten Subjecte miſſen. Die franzöſiſchen Journale führen darüber Jahr aus Jahr ein die lauteſten Klagen.

In Deutſchland hat Iffland dieſe Reiſen an die Tagesordnung gebracht. Ifflands Darſtellungskunſt iſt bekannt, die nordiſchen Journale wetteifern in ſeiner Apotheoſe; es bedarf alſo wohl keiner Bemerkung, daß auch ſeine theatraliſchen Wanderungen Gewinn für die Kunſt ſind. Aber ob er damit, daß er den Ton der Theater-Reiſen, der Gaſt-Rollen angab, ſeinem Vaterlande ein wohlthätiges Geſchenk gemacht habe? Das iſt doch wohl noch der Prüfung werth.

Dieſe Theater-Reiſen ſind in den letzten Jahren aufs höchſte vervielfältigt worden. Wenn ein darſtellender Künſtler von entſchiedenem Talente, wenn z. B. ein Gern, eine Unzelmann, eine Jagemann fremde Bühnen beſuchen, ſo iſt der Gewinn für das Publicum und für die Kunſt unläugbar. Ein genialiſches Talent gehört nicht ſeinem heimiſchen Publicum, es gehört meiſtens ſeinem Vaterlande an, es iſt ihm den Genuß ſchuldig, ſeine Erſcheinung kann und wird allgemein auf Ausbildung und Nacheiferung wirken; aber wer mag es billigen, wenn jetzt jeder Schauſpieler, der ſich nur über das Mittelmäßige erhebt, oder dem vielleicht der Weihrauch eines ungebildeten oder von den Menſchen beſtochenen Publicums übertriebenen Dünkel eingeflößt hat, nun, von der Poſaune der Zeitungsſchreiber geleitet, die Parterre und Bühnen Deutſchlands brandſchatzt? Was für eine wohlthätige Wirkung auf den Geſchmack, was für Gewinn für die Kunſt läßt ſich von ſolchen Gaſt-Rollen denken? Wohl aber hat dieſe Gaſt-Rollen-Manie für die mehreſten Bühnen Deutſchlands eine ſehr traurige Seite. Selbſt berühmte Künſtler ſcheuen ſich nicht, daraus eine förmliche Speculation, ein Gewerbe zu machen. Wenige Theater in Deutſchland haben einen Fond, der ihre Erhaltung ſichert. Opern- Spectakel- und Maſchinerie-Wuth hat alle Theater-Directionen auf ſtrenge Diät geſetzt. Wien, Berlin, Hamburg und höchſtens München ausgenommen, wo iſt das deutſche Theater, das nicht an dem durchaus verderbten Geſchmacke der Parterre krankte? Zu den ungeheuern Contributionen, in die Schikaneder ſie mit ſeinen Zauber-Opern, Kotzebue ſie mit ſeinen Spectakel-Stücken geſetzt hat, bedurfte es nur noch dieſer theatraliſchen Wanderungsſeuche, um vollends ihre Auszehrung zu bewirken. Die mittelmäßig-

ſten dieſer wandernden Künſtler, ein ****ch, eine M*** u. ſ. w. ſpannen dabei ihre Forderungen ungewöhnlich hoch. Auch glaube man ja nicht, als ob es in der Macht der Directionen ſtände, den Wanderern die Gaſt-Rollen zu verſagen. Da iſt keiner, der nicht irgend eine Empfehlung an einen bedeutenden Mann oder eine Dame, welche die Direction ſchonen muß, zu erbetteln oder zu erpreſſen verſteht; und wehe der Direction, die es wagte, eine ſolche Empfehlung zurück zu weiſen! Hierzu geſellen ſich noch andere bedeutende Nachtheile; die theatraliſchen Wanderungen werden nähmlich ſo häufig, daß oft mehrere Monate hindurch die vorzüglichſten ſtehenden Glieder der Bühnen gar nicht zum Spielen kommen: jene Wanderer treten immer in Parade-Rollen auf, dieſen werden alſo die ſchönſten Rollen ihres Faches beinahe gänzlich entzogen; dieß muß den Künſtler ſchmerzen, der ſeine Kunſt mit Liebe anfaßt, und das Publicum gewinnt wahrlich nicht dabei.

Vielleicht iſt es ſogar noch zweifelhaft, ob ſelbſt die Wanderungen vorzüglicher Künſtler Gewinn für das Ganze ſind? Welches Theater außer dem Berliner und Wiener kann Künſtler wie Iffland ꝛc. bezahlen? Und doch ziehen ſich alle Parterre aus ihrem Spiel einen Kunſtmaßſtab ab, der dort in economiſcher Hinſicht unerreichbar iſt. Sie ſteigen mit ihren Anſprüchen und Forderungen; nur mit dem, was ſie für die Kunſt leiſten, bleiben ſie auf der alten Linie. Sie verkümmern ſich ihren Genuß, und richten die Directionen zu Grunde.

Allerdings iſt kein Theater beſſer als ein ſchlechtes oder mittelmäßiges, aber es gibt noch Abſtufungen unter den Parterren Deutſchlands, die keinen Iffland ꝛc. bezahlen können; darum allen Genuß des Theaters aburtheilen wollen — möchte doch wohl zu den Extremen gehören.

Alles wohl überlegt ſcheint es mir alſo kein Wort zur Unzeit zu ſeyn, die Stimme gegen dieſen Gaſt-Rollen-Unfug zu erheben, der hier und da ſo weit umgreift, daß er einer Conceſſion ähnelt.

J.

Ein paar Stellen aus dem zweiten Theile von: Fedor, der Menſch unter Bürgern.

„Es iſt ein Unglück, wer von Natur mit einer lebhaften Vorſtellkraft begabt iſt. Wie unendlich groß erſcheint einem da nicht ein jedes Gut, weil man mehr darin ſieht und entdeckt als jeder andere! Welchen ſtürmiſchen Character nimmt da auch nur der geringſte Grad von Hoffnung an. Mir iſts zu Zeiten in meinen Träumereien, als müßte ich die Aeonen Brama's leben, damit ich nur alle Freuden kennen lerne, die Eugenien's Umgang mir gewähren kann. Und am Ende, wenn die Täuſchung ſchwindet, iſt der arme Schächer nur ein paar Augenblicke — leuchtet ihm auch Hymen in den Hafen — nur ein paar Jahre glücklich geweſen. So will es das grauſame Loos der Sterblichen. Gaukelbilder locken ſie aus der Wiege zum Grabe.

Aber nein. Ich gebe meine lebendige Phantaſie nicht weg um alle Schätze Indiens. Die traurige Realität des Glückes iſt ein enger Rahmen, allenfalls ein Rahmen ſtarrend von Gold, der das ſchöne Gemälde des Lebens einſperrt in ein beſtimmtes Viereck. Der Beſitzer ſteht in ſeiner peinlich geordneten Gallerie davor, ſtochert ſich als Kunſtkenner die Zähne und gähnt. — Aber ſo lange ein flammender phantaſtiſcher Geiſt nach ſeinem Glücke noch die Arme ausſtreckt, ſo lange iſt das Leben, hingezaubert in die Ferne von unſerer Hoffnung — unendlich nach allen Seiten hin. Es hat keinen Rahmen — wie das Gemälde, das ein feuriger Kunſtliebhaber beſitzt, der in der Idee auf ſeiner kleinen Wachsleinwand das Weltall erblickt, und es eben darum vom ganzen Weltall nicht trennen mag. So bringt die ewige Vorſicht alles ins Gleiche, und keiner geht ganz leer aus am Quell des Daſeyns. Der arme Schlucker wird zum Dichter, ißt die ambroſiſchen Broſamen, die von dem Tiſche der Götter fallen, und der Günſtling des Glückes in der wirklichen Sinnenwelt iſt zu einer ewigen proſaiſchen Langeweile verdammt.

Laßt mich darben wie Homer und Taſſo, aber laßt mir mein lebendiges Anſchauungsgefühl. In ihm habe ich die Ewigkeit gefunden. Mit dem Feuer, das es in mir anzündet, erleuchte ich mir die öden Nächte dieſſeits und jenſeits des Grabes. Jeder Augenblick iſt für mich der Schöpfungs-Moment eines Himmels, ich ſchmücke mit Sonnen wie mit Kerzen den Raum des Daſeyns zu einem Tanzſaale aus, in dem die Sphären rollen, und mitten im Gewimmel des ewigen Lebens, mitten zwiſchen den rollenden Sphären begegnet mir unter einer neuen Geſtalt Eugenie, erkenne ich ſie wieder und weine vor Freuden. Jede Trennung verwandter Elemente, die mir in der Wirklichkeit oder in einem Kunſtwerke gezeigt wird, jedes Wiederzuſammentreffen nach langem Herumirren am Ziele der Schönheit, jede Auflöſung einer Diſſonanz — der Himmel verzeih mirs, ſelbſt in der heiligen Muſik des göttlichen Schickſals — iſt für mich nur ein Symbol von Trennung und Wiederſehn, Schmollen und Ver-

ſchonung im ſüßen, ſpielenden Umgange mit Eugenien. Ach darum bin ich ein Schwärmer, ich weiß es wohl. Ich ſchwelge in ſinnlichen Bildern von einer Einzigen, die ich vergötze, und laſſe die ewige göttliche Urwahrheit ihr dienen. Ich bin krank, aber es verdrießt mich zum Arzte zu ſchicken; ich werde alſo verſchmachten. Das iſt eben ſo natürlich. Aber meine Seele iſt ſchon längſt todt — wie die Antigone ſagt beim Sophokles — und ſo verdrießt michs zu leben." — —

„Peliſſon — ſage mir was du willſt. Die Natur ſelbſt iſt heilig und keuſch in ihren Trieben, ſo lang ſie nicht durch überverfeinerte Bildung und eine verſchrobene Verſtandesanſicht von den Dingen in künſtliche Hitze gejagt wird. Nichts beweiſt das mehr als die Aufwallungen der Geſchlechterneigung bei Menſchen, die noch nicht ganz verdorben ſind. Ich gehöre nicht zu den Platonikern, welche ſich einbilden, nur die unſichtbare denkende Monade zu lieben, die in ihrem Mädchen, nach den Einbildungen eines Philoſophen, etwa ſtecken mag. Ich liebe die äußere Geſtalt, als den Ausdruck des unbekannten Weſens für meine Sinne, als das Schattenbild der verborgenen Göttertochter, das einzige, was mir von ihr gegeben iſt. Aber das fühle ich auch, daß dieſe Liebe zur ſinnlichen Geſtalt, dieſe unwiderſtehliche Neigung, mit der uns die Natur zu ihrem letzten Zwecke lenkt, ganz aus heiliger Ferne beginnt, anfangs ſtumm und ſtill und leiſe, wie ein Schatten dem Schatten ruft, wie die Geiſter aus fernen Jahrhunderten zu einander reden. Man nähert ſich, aber wo noch wahre Natur iſt, mit geheimer Scheu, wie zu einem göttlichen Tempel, langſam unter Furcht und Zittern durch unzählige feine Stufen des Vertrauens und Mißtrauens. Man beſpricht ſich mit einander, aber kein Wort kommt über die Zunge. Nur allein der Gott der Liebe kennt das Geſpräch der beiden ſchüchternen Seelen, und bringt als Vermittler Gedanken zu Gedanken. So verwickelt ſich nach und nach, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ein geiſtiges Weſen in das Geſpinſt des anderen, ihre Ahndungen begegnen ſich, jedes weiß im voraus genau, wenn und warum das andere naht oder ſich entfernt. Da iſt kein Abſchied mehr, keine Trennung, wie im freundſchaftlichen Umgange der übrigen Menſchen. Beſtändig geht das Geſpräch fort, auch wenn man ſich fern iſt. Was ſoll der gute Tag oder der gute Weg, wenn man im eigentlichſten Sinne immer beiſammen bleibt? Und ſey es, daß man auch zürne auf einander, daß man in ewigem gerichtlichem Streite liege über die ſüßen Rechte des Herzens, über alles, was man ſich wechſelſeitig zugeſtehn will, oder nicht will — die Beziehung bleibt immer die nähmliche. Man ſteht ſich immer gegenüber vor dem gemeinſchaftlichen Richter Amor als Partei, und iſt am Ende doch froh, wenn die Güte gepflogen wird, wenn die Güte verfängt. — Sieh Freund, das iſt der bedächtige Gang, den die Natur uns führt, um ihr heiligſtes Werk, das Leben des Menſchen zu erhalten durch alle Reihen der Zeit. Der Keim zur Vereinigung zweier Menſchenſchickſale durch die Liebe beginnt in unſichtbaren Regionen. Was davon ſichtbar wird für die Sinne, iſt nur das Ende einer langen Geſchichte. Nur langſam reift die ſüßeſte Frucht der Schöpfung, und kein Blütentag in Amors Gärtner-Kalender darf mit gewaltſamem Frevel überſprungen, beſchleunigt werden. Erſt Charactere, Meinungen und Vorurtheile müſſen bezwungen, erſt Freiheit des Geiſtes muß gefeſſelt, die Jugend der Phantaſie im ſchönſten Roſenlichte verklärt werden, erſt Gedanken müſſen ſich zuſammen neigen und eng in einander verweben, ehe die Natur an ihr Ziel kommt, das die Erhaltung der Gattung iſt. Es ſoll ja durch die Liebe der Eltern kein Thier, es ſoll ein Menſch, ein denkendes Weſen ſein Daſeyn erhalten. Darum müſſen die Eltern nicht thieriſch, ſondern menſchlich lieben."

Vermählung des Erzherzogs Maximilian mit der Prinzeſſinn Maria von Burgund.

Im Jahre 1476 nach Oſtern kamen, beauftragt von dem Kaiſer, der Herzog Ludwig von Baiern und der Biſchof von Metz (aus dem Hauſe Baden) zu Madame Marie nach Gent, und betrieben die Heirath des Herrn Maximilian von Oeſtreich, des Sohnes des Kaiſers mit Madame Marie von Burgund, und es war ihnen wirklich daran gelegen, dieſe Heirath zu Stande zu bringen, denn der Herzog Carl wünſchte noch bei Lebzeiten dieſe Verbindung. Außerdem ward Madame von dem Könige von England für Herrn von Eſcalles, ſeinen Schwager, begehrt, wobei er große Anerbietungen machte. Der König von Frankreich begehrte Madame für den Herrn Dauphin, und die Herren von Cleve und von Ravenſtein wollten ſie für ihre Söhne haben; ſo war alſo beſagte Madame von allen Seiten im Gedränge. Es ward Rath gehalten und darin Madame geſagt, ſie möchte ſich erklären, welchen ſie von allen dieſen zum Gemahl zu haben wünſchte; worauf ſie kalt antwortete: „Ich vernehme, daß mein Herr Vater (Gott hab ihn ſelig) die Heirath zwiſchen dem Sohne des Kaiſers und mir genehmigte und bewilligte, und ich bin nicht geſonnen,

einen anderen als den Sohn des Kaisers zu haben.“ — Dieses bewog die beiden oben erwähnten Gesandten noch mehr in Madame zu dringen. Nach erhaltener Nachricht kam er den Rhein herab nach Köln, und begab sich von da nach Gent, wo er sehr ehrenvoll und in großem Triumph empfangen ward. Abends nach dem Nachtessen besuchte Herr Maximilian Erzherzog von Oestreich die Mademoiselle Marie von Burgund, wobei das Gedränge so groß war, daß man sich kaum retten konnte. Als sie in das Prachtzimmer gekommen waren, ward von der Vermählung gesprochen; diese Unterredung dauerte aber nicht lange; denn sie ließen bald einen Bischof holen, der sie mit einander verlobte. Tags darauf in der Frühe ward die Prinzessinn von zwei Rittern, ihren Unterthanen (dem Grafen von Chimay und dem Herrn von Gruthuse) geführt, und vor ihr her trugen die Kerzen Mijn Jonker von Geldern und Mademoiselle von Geldern seine Schwester, beide sehr schöne Kinder. Dieß war der ganze Pomp bei der Vermählung des Sohnes des Kaisers mit der reichsten Erbinn auf der Welt, und weiter ging nichts bei dieser Hochzeit vor, welche den 18. August 1477 gefeiert ward.

Folgende Anecdote ist wenig bekannt worden, und verdient doch gewiß es zu werden:

„Nach der Krönung des französischen Kaisers Napoleon ward unter andern auch zu Süresne ein Mädchen auf Kosten des Staates verheirathet. Bei der Trauung befand sich noch ein anderes Mädchen, das die Blicke und das Interesse aller Anwesenden heftete. Dieses gute Geschöpf, das einzig von seiner Arbeit einen alten Vater ernährte und ihre dürftige Familie unterstützte, war auf der Liste derjenigen, die in einem benachbarten Dorfe ebenfalls vom Staate ausgesteuert werden sollten. Einige Tage vor der Trauung äußerte ihr Verlobter, er hoffe, sie werde die Aussteuer nicht für ihre Familie, sondern allein für sie beide verwenden. Das edle Mädchen geht sogleich zum Pfarrer des Ortes, erklärt ihm: sie sey entschlossen, ihren armen Vater nie zu verlassen; sie sähe vor, ihr Verlobter werde sie an der Erfüllung dieser Pflicht hindern, und wolle sie nicht heirathen. Die Kaiserinn erfuhr diesen edeln Zug kindlicher Liebe, und belohnte ihn mit einer Börse von tausend Franken.

Weniger bekannte characteristische Bemerkungen aus einem neueren Werke über russische Sitten und Gebräuche.

Eine der beliebtesten Winterunterhaltungen besteht darin, auf kleinen Schlitten von künstlichen Eisbergen herunter zu fahren. Es gibt kein noch so kleines Dörfchen, wo man, besonders in der Fastnachtwoche, nicht einen solchen Berg findet. Zu Petersburg besonders werden sie im Großen und auf Kosten des Gouvernements aufgeführt. Man macht dazu ein Gerüst ungefähr fünf und dreißig Fuß hoch, zu dem man auf der einen Seite mittelst einer Treppe hinauf steigt, auf der entgegen gesetzten Seite ist der Abhang angebracht, der einen Winkel von fünf und vierzig bis fünfzig Grad bildet. Oben befinden sich immer besondere dazu bestimmte Führer mit kleinen Schlitten, welchen man sich auf den Schoß setzt, und so ohne Gefährde die Reise antritt.

Die Petersburger Gondoliere sind herrliche Ruderer, und hübsch gekleidet, wie die von Venedig. Ihre Schiffe haben, nachdem sie größer oder kleiner sind, drei bis sechs Paar Ruder. Man sieht nicht allein darauf, daß sie jung und stark, sondern auch, daß sie gute Sänger sind; auch haben sie meistens die neuesten Arien inne. Wenn sie den Fluß abwärts fahren, und also wenig oder gar nichts zu thun haben, so spielen sie das Rojek, eine Art Schalmei, oder die Schellentrommel, oder sie haben ein Paar hölzerne Löffel in der Hand mit Schellchen an den Enden, mit welchen sie, wie mit Castagnetten den Tact schlagen. Von fern nimmt sich diese Musik auf dem Wasser ziemlich gut aus.

Das Kegelspiel in Rußland ist nicht ganz das unsrige: die Kegel werden nähmlich nicht mit einer Kugel, sondern mit einem Stück Holz von der nähmlichen Form umgeworfen und wenn man es recht machen will, aus einem um sie gezogenen Kreise heraus geworfen. Die Verlierenden müssen gewöhnlich die Gewinnenden zur Strafe eine bestimmte Strecke weit auf dem Rücken tragen.

Das Nahe und Ferne.

Wie der Mensch berechnet die Bahnen der hohen Gestirne,
Wo sie nach ew'gem Gesetz herrlich vollführen den Lauf,
Also versteigt er zur Ferne sich stets, das Nahe vergessend,
Und die eigene Bahn kennt er so selten, ach! selbst.

E.

1805. Nr. 109.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 16. September.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Ueber fürſtliche Reiſen.

Schon der ehrwürdige Büſch äußerte einſt — in ſeinem Werke „Ueber den Geldumlauf" — den Wunſch, daß einer der vielen Autoren, die müßig am litterariſchen Markte ſtehen, eine Geſchichte der Fürſtenreiſen bearbeiten möchte; er verſprach ſich davon weſentliche Vortheile, und er hat unſtreitig recht.

Noch iſt ſein Wunſch nicht erfüllt, und doch kenne ich nicht leicht ein intereſſanteres Thema. So wie der launige Yorik die ſämmtlichen Reiſenden claſſificirt hat, ſo laſſen ſich auch in ernſter Rückſicht die Fürſtenreiſen claſſificiren. — Philoſophiſch bearbeitet würden ſie zugleich einen wichtigen Fürſtenſpiegel und einen ſehr anziehenden Beitrag zur Geſchichte der Menſchheit liefern. Man erinnere ſich nur an die Reiſen Peters des Großen, Kaiſer Joſeph des Zweiten, König Ludwig des XVI. nach Cherbourg, der Kaiſerinn Katharine nach der Krimm, des Kaiſers Napoleon u. ſ. w.

Zu welchem Zwecke wurden dieſe Reiſen unternommen? Wie wurde dieſer Zweck erfüllt? Welches waren die Reſultate? Das ſind die Aufgaben, die der philoſophiſche Schriftſteller aus der Geſchichte bearbeiten müßte, um dem Werke Intereſſe zu geben. An Materialien würde es nicht fehlen, nur ſind dieſe freilich ſehr zerſtreut.

Einſender dieſes, der nicht abgeneigt iſt, dieſes Werk zu unternehmen, ladet alle Freunde der Geſchichte ein, in dieſem Zeitblatte die merkwürdigſten Fürſtenreiſen anzuzeigen, und zugleich die Quellen anzugeben, aus denen man zu ihrer Bearbeitung ſchöpfen müßte. Es verſteht ſich, daß Feldzüge nicht unter die Reiſen zu rechnen ſind, daß hier, ſo wie von bedeutenden, alſo auch nur von ſolchen Reiſen die Rede iſt, welche Fürſten in oder außer ihren Staaten zu ihrem Unterrichte oder aus ſtaatswirthſchaftlichen Motiven, oder auch nur zu ihrer Unterhaltung unternommen haben.

Der Ritter de la Morlière. Ein Schöngeiſt und Parterre-Führer des vorigen Jahrhunderts.

Der Ritter de la Morlière ſtand anfangs im Solde eines unſterblichen Dichters, der, um großen Beifall zu erhalten, kleine Mittel nicht für zu gering hielt. Voltaire wollte bei ſeinem Drange des Ruhmes zu genießen, der ihm doch nicht entgehen konnte, denſelben durch Waffenglück erwerben; er ſah ſich genöthigt, mit der Spitze des Degens um die Kronen zu kämpfen, die der Verſtand ihm hätte ſollen um die Stirne winden.

Die redlichen Seelen, die an die Macht der Vernunft und der Wahrheit glauben, sehen ungern das Genie mit den Waffen der Mittelmäßigkeit kämpfen; aber man muß wohl Cabale mit Cabale zurück drängen. Es ist lange nicht so ungewöhnlich einen Dichter zu sehen, der die erste Vorstellung eines Trauerspieles durch ein Detaschement von zuverläßigen Leuten von Geschmack aufrecht halten läßt, als den Ritter Grammont, der eine Partie im Ballhause durch ein Piquet Dragoner unterstützen läßt. Der Ritter de la Morlière commandirte das fliegende Corps Voltaire's, und er zeichnete sich in diesem kleinen Kriege aus; aber seine Ideen vermehrten sich durch den Gebrauch seiner Geisteskräfte, die Ruhmbegierde keimte in seiner Seele. Er fühlte sich zu etwas besserem gemacht, als sich mit seiner Kunst blos darauf einzuschränken, den Ruhm eines anderen zu sichern; er faßte also den Entschluß, sich eine kleine Oberherrschaft von einer ganz neuen Art zu bilden.

Er fühlte daß, um anderen zu seinem Nutzen zu dienen, er sich in den Stand setzen müßte, schaden zu können. Gleich jenen kriegerischen Abenteuern, von denen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert Italien wimmelte, und welche den Dienst ihrer Söldnerbanden jedem anboten, der sie bezahlen wollte, bot dieser Ritter den dramatischen Dichtern seine Liebe oder seinen Haß an, indem er ihnen erklärte, daß der kleine Haufe nicht unthätig bleiben könnte, und daß sie ihn für oder wider sich wählen müßten. Diese List gelang ihm, er ward der Aretin der Schriftsteller; aber unglücklicher Weise sind diese Herren nicht so freigebig mit goldenen Ketten: ein Paar Mahlzeiten, ein Paar Louisd'or auf unbestimmte Zeit geliehen, eine kleine Finanz-Speculation mit Billets auf das Parterre, über das er zu schalten hatte, das Gefühl seiner eigenen Wichtigkeit, dieß war sein ganzer Sold. Es ist begreiflich daß bei dieser Finanz-Speculation ein Theil der Billets dienten, seinen Speisewirth und seine Wäscherinn zu besänftigen, und der andere, seinen Anhang zu besolden.

Aber man wünscht nun auch zu wissen, durch was für Kunstgriffe er nach Gefallen die Eindrücke leitete oder wenigstens modificirte, welche die fünfhundertköpfige Hydra, Parterre genannt, im Theater empfängt, und die bei ihren Aeußerungen der Billigung oder Mißbilligung durch einen schnellen und unüberlegten Stoß fortgerissen zu werden scheint. Es ist dieß eine hohe Kunst, die zu fein verwickelt und zu sehr über meinen Horizont ist als daß ich sie beschreiben könnte; doch will ich es versuchen, einen Begriff davon zu geben.

Der Ritter de la Morlière war kein Mann mit — noch ohne Geist. Er hatte sich ein dreistes und seltsames Geschwätz geschaffen, das etwas blendendes an sich hatte. Bei einem gemeinen Gesicht hatte er in seinem Benehmen und seinen Manieren ich weiß nicht was, das dieses nicht war. Was in seiner Miene und seinem Tone besonders auffiel, war seine Kühnheit. Seine ganze Litteratur schränkte sich auf die Kenntnisse des Theaters und der Romane ein. Das Publicum hatte er mit einem Romane, Angola, beschenkt, der einiges Glück gehabt hatte, wiewohl er nur eine solarische Nachahmung des Tanzai und des Sopha war, welches geistreiche und wunderliche Werke sind, die der Prosaist Crebillon einen Augenblick Mode machte, aber heut zu Tage fast ganz vergessen sind, und in welchen die Träume und die Feerei noch lange nicht so phantastisch sind als die Sitten, die darin geschildert werden, und das Geschwätz, das für Sprache der großen Welt ausgegeben wird. Durch diesen Roman gewann de la Morlière alle seine Achtung, und er machte denselben zu einer Epoche, nach der er alle Begebenheiten des Jahrhunderts datirte: es war seine Hegira. Er behauptete überdem, daß ihm die Wahrheit der Schilderungen, die in seinem Werke wären, manchen Verdruß bei Hofe verursacht hätten, und daß die Herzoginn von *** ihm niemahls verziehen hätte.

Die Gelehrten, die nicht sonderlich in der so genannten Welt lebten, besuchten noch gewisse Caffee-Häuser; die Nachbarschaft der comédie française und mehrere bekannte Schriftsteller, die immer in das Caffé Procope kamen, hatten diesem seinen alten Nahmen erhalten. Hier war der litterarische Fechtsaal, wo fast alle junge Leute, die einigen Anspruch auf Schöngeisterei machten, zusammen kamen und zuhorchten, um sprechen zu lernen, und Kenntnisse aufraffren, um sie wieder an Mann zu bringen. Ihr Verstand ward durch die Wärme und Freimüthigkeit, die bei diesen unaufhörlichen öffentlichen Untersuchungen herrschte, geschärft und erhielt in dieser Schule eine Art Stärke und Scharfsinnigkeit, die man weder in der Einsamkeit noch in anderer Gesellschaft erlangen kann; mit dem Geschmack an dem Disputiren bekamen sie Geschmack an den Wissenschaften, und mit den übeln Gewohnheiten nahmen sie gute Grundsätze an. Hier machten manche ausgezeichnete Gelehrte ihren ersten Feldzug.

Der Ritter de la Morlière war in dieser Schule einer der Professoren. So wie er erschien, drängte sich ein Kreis von Jüngern um ihn her; leutselig und mit Würde empfing er den einen mit einem günstigen Blicke,

machte den anderen, an den er ſich ſprechend wendete, aus beſcheidener Eitelkeit errathen, und unterrichtete ſie alle. Mit einer flüchtigen Bemerkung beurtheilte er das neue Werk, verkündigte das Glück oder den Fall des nächſtens zu ſpielenden Stückes, erzählte die Anecdoten des Tages oder der Nacht, und erdachte welche, wenn er keine wußte, oder ſie zu ſeinem Zwecke nöthig hielt. Mit ſeinem gewöhnlichen abſprechenden Tone ſprach er eben ſo vertraulich von einem guten Buche, das er nicht im Stande war zu leſen, als von einem Manne im Amte, dem er nie nahe gekommen war. Ein Ton, der halb der eines Mannes von Welt, halb der eines Mannes von Gelehrſamkeit war, gab ſeinen Worten einen gewiſſen Nachdruck, und ich weiß nicht was für ein ausländiſcher Orden, von dem er eben ſo ſorgfältig das Kreuz verbarg als das Band ſehen ließ, machte den Zauber vollkommen. Man ſieht leicht, wie ſehr alles dieſes einem Haufen junger Leute, die eben das Collegium verlaſſen hatten, oder eben aus der Provinz gekommen waren, imponiren mußte.

Der Tag einer erſten Vorſtellung war ein wahrer Schlachttag: das Caffee-Haus war das Haupt-Quartier, wo man wegen dem Plan der Manövres Kriegsrath hielt. Der Haufe des Ritters beſtand aus Freiwilligen und Söldlingen, dieſe commandirte und leitete er; doch rechnete er immer am meiſten auf die erſteren. Bei ſolch einer Gelegenheit entwickelte er die Grundſätze ſeiner zu eigenem Gebrauche gemachten weltermendiſchen Kunſt zu dichten.

Wenn er zum Beiſpiel eines der neuen Trauerſpiele in Protection nahm, die aus gemeinen Characteren, alten, aufgeſtutzten Situationen, überall zuſammengeſtoppelten Hemiſtichien zuſammen geſetzt, aber doch geſchickt verwebt ſind, ſo ſagte er: „Meine Herren! Natur! Elegang! keine ſolche Taſchenſpielerſtreiche, womit man die Einfältigen blendet, keine ſolche Zuckungen der Empfindung, die man für Ausdruck hält; es iſt in Racine's Manier, es iſt eine griechiſche Tragödie.“ War es eines von jenen declamatoriſchen Trauerſpielen, wo man große Charactere aufzuſtellen glaubt, wenn man die Tugenden und Laſter ſo kindiſch übertreibt, daß ſie die Schulknaben bewundern, ſo war es ganz Corneille.

War ein Trauerſpiel voll Machinationen, Theater-Streichen und großen Erſchütterungen, ſo war es an Erfindung, Pracht und Kühnheit über die Regeln hinaus; dem Genie waren neue Bahnen gebrochen. Man begreift leicht, wie dieſe Redensarten des Wohlwollens ſich dem Haſſe zu Gefallen umkehrten; das Natürliche ward einfältig, das Erhabene ſchwülſtig, und die Theater-Stücke waren magiſche Laternen.

(Der Beſchluß folgt.)

An die Verächter der Politik.

Poſſelt iſt todt, Schlözer ſchweigt, und nur dann und wann erhebt der würdige Herausgeber der Minerva ſeine Stimme. Was wird aus der Politik werden, wenn die Veteranen gar nicht oder ſo ſelten ſprechen, und die meiſten Menſchen ſie verſchmähen?

Unter jungen Leuten iſt es Ton, über alle politiſche Unterſuchungen ſtolz hinweg zu ſehen. Der eine Theil poltert in den finſteren Stollen der Philoſophie herum, und während ihm ſelbſt alles Nacht iſt, glaubt er alles nur mögliche Licht auffaſſen und ausſprechen zu können. Der andere Theil ſchwatzt unaufhörlich von Künſtlern und Kunſtſinn, von äſthetiſchen Tendenzen und dergleichen, und ſein höchſtes Kunſt-Product iſt ein ſchlecht geklimpertes Sonnett, oder ein Roman, deſſen Held ein Pinſel wie der Verfaſſer iſt.

Die Alten kannengießern bei Wein und Bier, und leſen höchſtens die Zeitungen im Schweiße ihres Angeſichtes. Wenn es nichts zu ſchlagen gibt, reden ſie von Rüſtungen, Kriegserklärungen und von den Hochzeiten und Feierlichkeiten der Potentaten. Von der Wiſſenſchaft Politik verſtehen ſie kein Wort.

Die Damen — wollen vollends gar nichts davon hören. Der Stoff ihrer feinen Geſpräche ſind keine Staats- ſondern Stadtneuigkeiten, und wollen ſie, wie das doch anfängt wieder aus der Sitte zu kommen, gelehrt thun, ſo ſprechen ſie von rührenden Romanen, und zuweilen gar — aber dann ſehen ſie auch ſtolz über die anderen hinweg — von der Kunſt — und zwar mit den techniſchen Worten der neueſten Schulen.

So iſt die Politik alſo bei den meiſten Menſchen verkannt, gehaßt und verachtet. Und doch iſt ſie die Wiſſenſchaft, die Kunſt, das Geſchäft — wie man es nennen will — von dem, ich möchte ſagen, alles in der Welt abhängt. Wenn kein Weltſtürmer uns zertreten oder wie eine zuſammengeraffte Waare verſchleppen kann; wenn kein kleiner und kein großer Tyrann uns drücken, und keiner uns ungeſtraft beleidigen darf; wenn uns keiner in unſer Eigenthum greift; wenn wir unſere Künſte und Gewerbe ruhig treiben und mit Weib und Kind unſern Kohl in Frieden eſſen können — wem verdanken wir das? Nur allein der Wiſſenſchaft, die man Politik

nennt. Kurz was wir sind, das sind wir durch sie. Und doch sieht man diese Wissenschaft über die Achseln an.

So lebt man, oder vielmehr, so vegetirt man fort, bis eine Haupt- und Staats-Action, eine Revolution, ein unvorhergesehener Krieg einen aus seinem Schlummer rüttelt. Während man nun da steht und sich den Schlaf aus den Augen reibt, hat einen der Feind schon umgangen, eingeschlossen und besiegt. Nun ist und bleibt man eine Null, weil man die Kunst, wodurch einen der Feind zur Null gemacht, selbst für eine Null gehalten hat.

Die Politik ist nothwendig wie der Staat nothwendig ist. Spötter halten beide für mala necessaria. Die Menschen können nicht ohne Gesellschaft, und Gesellschaften können nicht existiren, wenn sie nicht in Zucht und Zaum gehalten, das ist, regiert werden. Denn der Mensch ist ein grimmiges Thier, wenn keine höhere Gewalt ihn in Schranken hält. So lange es also Menschen und Gesellschaften gibt, so lange wird es auch eine Kunst geben müssen, wodurch sie regiert werden. Diese Kunst, man könnte sie eine der ersten Künste nennen, ist die Politik.

Der Mißbrauch der Politik kann auf sie selbst oft ein falsches Licht werfen, aber mit welcher Sache läßt sich nicht Mißbrauch treiben? Wächst nicht die Heilpflanze neben dem giftigen Unkraute, nicht der Lolch unter dem Weitzen; schleicht nicht die Kröte zwischen den hüpfenden Fröschen umher? Freilich ist es gut, daß jeder rechtliche Mensch auf seiner Hut ist, wenn die Politik zur gemeinen Prellerei herab sinkt; aber in der Zeit der Drangsal muß man auf eine bessere hoffen. Nur durch die Politik kann diese herbei geführt werden. Sie gibt ja selbst die Mittel an zu verhüten, daß wir nicht geprellt werden.

L. H.

Die Jungfrau im Haine.

„Ach schmücke noch mit falbem Bleich
Dich nicht, o stiller Hain!
Und schließ mich in dein Schattenreich
Noch länger, Holder! ein.
Umdufte mich mit Blütenqualmen
In deinem Labyrinth von Palmen."

„O hülle dich in kaltes Eis
Du süße Quelle nicht,
Und spiele mit dem grünen Reis,
Das über dir sich flicht,
Und rolle ferner Fluth auf Fluthen,
Dem Aug' und Lippen zu gemuthen."

„Verstumme nicht, o Vögel-Chor!
Im üppigen Gesträuch',
Und tön' die zarte Weis' hervor
Aus deinem dunkeln Reich.
Verstummt noch nicht, ihr süßen Töne!
Die mir entlockt so manche Thräne."

So sang die Jungfrau zart und schön
Und sanft an die Natur,
Die tief im Thale und auf Höh'n
Umarmt die stille Flur;
Doch hat sie nicht das inn're Leben,
Noch lange nicht von ihr zu schweben.

Die Moralisten an die Helenen.

Euer Elisium nahmt ihr euch mit, uns ließt ihr den Orkus,
Ach es wohnte in euch wahrlich prophetischer Geist.
Die Danaiden sind wir, und immer schöpfen wir Tugend,
Aber ach bodenlos bleibt ewig das menschliche Herz.

Balsam.

Schaue dem donnernden Uebel mit männlicher Größe entgegen,
Dehnt sich im Inneren dir rein die unendliche Welt.

Natur und Gott.

Nur das unendlich bewegte, das immer erregte, erkenne;
Aber für's ruhige All hast du des Glaubens Gefühl.

Gr.

1805. Nr. 110.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 28. September.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ueber die neue Begründung der baierischen Akademie der Wissenschaften.

Wie viel die Wissenschaften den Akademien überhaupt zu danken haben, beweisen am kürzesten und pünktlichsten die Wissenschaften selbst, und jedes Wort darüber, das auf einem anderen Wege ankäme, wäre die überflüßigste Lobrede, und müßte leer tönen. Eine Frage von ganz anderer, nicht minder wichtiger Art ist es: Wie viel hat ein bestimmtes Land durch eine Akademie gewonnen, und wie viel hätte es gewinnen können? Wir wollen diese Fragen hier mit besonderem Bezug auf Baiern zu erörtern suchen.

Jede Akademie der Wissenschaften hat zweierlei Zwecke, die sich ihrer Natur nach, noch mehr aber in ihren Mitteln unterscheiden. Diese beiden Zwecke sind — Vervollkommnung der Wissenschaften überhaupt und Vervollkommnung der Nation durch die Wissenschaften und Künste. Bei jenem sind mit dem Zwecke zugleich die Mittel gegeben. Man hat es mit der Gattung des Menschen überhaupt, also mit einer reinen Geisterwelt zu thun, und die Gesetze unserer Seele und jene der Wissenschaften sind die Mittel. Um aber eine Nation durch Wissenschaften und Künste voran zu rücken, reicht die bloße Kenntniß unsers Wesens überhaupt, die bloße Form unsers Geistes im Allgemeinen, das bloße consequente Verfolgen der Wissenschaften nicht hin — man muß die individuelle Form des Volkes kennen, auf das man wirken will — seinen Stand auf der Stufenleiter der Ausbildung — nicht bloß dessen Höhe sondern auch dessen Haltbarkeit und die Art, wie dieses Volk bis dahin gelangte. Die Aufgabe ist nun nicht mehr rein wissenschaftlich, sondern schon zum Theil politisch.

Hier nun ist der Ort, den Character der baierischen Nation in seinen hervorstechendsten Zügen anzugeben.

Die Baiern waren einst ein ganz kriegerisches Volk. Dieß beweist uns die Geschichte, so sehr sie etwas bei ihrer Mangelhaftigkeit beweisen kann, ganz zuverläßig. Sie waren folglich sehr rauh und sehr roh. Sie glichen dem Marmor-Blocke, in dem zwar ein Apollo vollkommen vorhanden, den aber der Künstler erst von allen seinen steinernen Decken befreien mußte, um sich dem Auge der Sterblichen in seiner Göttergestalt zu zeigen. So lange er verhüllet ist im Klotze, erscheint keine schöne Form, und der Zufall hätte ihn eben so leicht zum Capital einer Säule oder zu einem Wassertroge bestimmen können; und so lange ein Volk bloß kriegerisch ist, ist an keine Ausbildung durch Wissenschaften zu denken. Ein Versuch damit wäre gerade so unsinnig als das Unternehmen, das Christenthum auf Otahiti zu predigen.

Wenn ein Volk anfängt, für Gelehrſamkeit zu arbeiten, hat es ſchon das Bewußtſeyn ſeiner Stärke im Allgemeinen verloren. Dieſe Periode tritt aber trotz allem immer ein, und die Nation iſt wahrhaft glücklich, wenn ſie dieſe Kriſe erſt dann durchgeht, wenn ſie ruhig geſtreckt liegen kann, indem ihr bloßer Anblick ſchreckt, wie der Anblick eines ſchlafenden Löwen oder eines ſchwach dampfenden Vulcans, indem jeder nahende Feind das plötzliche Aufwachen oder den plötzlichen, krachenden Ausbruch fürchten muß. Und dieſe Periode iſt es, wo ſich der Charakter eines Volkes bleibend feſtſetzt, wie ſich die Geſtalt der Erde erſt nach einer Sündfluth bleibend zeigt, da alle Kräfte ins Gleichgewicht zurück ſinken, und ihre ſtürmende Thätigkeit nur mehr in ihren Werken lebt.

Nun wäre es aber im äußerſten Grade lächerlich und geradezu widerſprechend, wenn das bloße Wiſſen auf Koſten unſerer Kraft Zweck wäre. Es iſt alſo die letzte, unveränderliche und ewige Aufgabe aller Wiſſenſchaften und aller Cultur, den Menſchen, nachdem er ſich von der rohen Natur entfernte, um eine Zeitlang an der Göttertafel zu ſchwelgen, neu geſtärkt und göttergleich wieder zur Natur zurück zu führen, die nun alle Rohheit für ihn verloren hat, weil er die ſeinige verlor.

Aus jenem kriegeriſchen Zuſtande iſt Baiern, wie alle Länder Deutſchlands, lange ſchon getreten, wiewohl ſpäter als die übrigen, und doch hat es in der litterariſchen Welt noch wenig geleiſtet. Dafür trifft man aber auch in Baiern noch mehrere und noch deutlichere Spuren ſeiner alten Herkunft als bei den übrigen Völkern Deutſchlands, und ein kriegeriſcher Typus — man muß das Wort im allerweiteſten Sinne nehmen — iſt im ganzen National-Charakter zerfloſſen anzutreffen; wenn gleich auch oft ſo ſeicht und farbelos, daß er dem ungeübten Auge verſchwindet.

Dieß nehme ich kühn als den Grundzug an, von dem aus ſich alle andern wie Strahlen aus einem Mittelpuncte verbreiten. Ich geſtehe, daß es der gefährlichſte, gewagteſte Weg iſt, den Geiſt eines Volkes zu entwickeln; aber conſequent verfolgt iſt er auch der ſchönſte, der belohnendſte.

Am unmittelbarſten fließt die bekannte baieriſche Redlichkeit und Biederkeit daraus her. Es zeigt ſich gerade am Krieger ſehr auffallend, daß jedes menſchliche Weſen eine gewiſſe Anzahl Widerſprüche in ſich vereinige; denn gerade der Stand, der unmittelbar der ungerechteſte iſt, ſcheuet jeden Schein von Ungerechtigkeit, ſeine Ehre iſt ihm alles, und durch ſie wird er groß und tugendhaft. Dieſes ſeine Gefühl — denn das iſt es, wenn es gleich oft rohe Ausbrüche veranlaßt — findet ſich zwar an der baieriſchen Nation nicht mehr in jener militairiſchen, zarten Reinheit, was nicht wohl möglich iſt; aber es iſt der Grund des nationellen, geraden, biederen Sinnes. Es iſt jetzt eine Art träger Gewohnheitstugend, aber eben in ſofern charakteriſtiſch; denn Charaktere werden entweder nach Grundſätzen oder nach Gewohnheiten beſtimmt.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber Raynouard's Tempel-Herren.

(Aus einem franzöſiſchen Journale.)

Der Enthuſiasmus, in den Paris bei der Vorſtellung der Tempel-Herren von Raynouard geſetzt ward, hätte uns gewiß noch nicht vermocht, das gemachte Glück derſelben in dieſe Blätter einzuzeichnen, wenn uns nicht das Leſen dieſes Stückes in der von den Talenten des Verfaſſers gefaßten Meinung beſtätigt hätte. Sein Werk gehört, wenn auch nicht zu einer neuen, doch allem Anſcheine nach zu einer ſeit langer Zeit vernachläßigten Gattung von Tragödie. Von dieſem Geſichtspuncte betrachtet macht der erhaltene Beifall der Tempel-Herren Epoche, und ſchon zwei Monate lang ſeit ihrer Erſcheinung wird in den Journalen und in Geſellſchaften von ihnen viel geſprochen.

Mehrere Männer, die in den litterariſchen Werken nur politiſche Abſichten zu ſuchen gewohnt ſind, und bei denen alles auf die Abſicht ankommt, verlieren freilich Raynouard's Verdienſt über der Unſchuld ſeiner Helden faſt ganz aus den Augen; die Tragödie gab ihnen Stoff oder Veranlaſſung zu einer hiſtoriſchen Unterſuchung; ſie waren die heftigſten, nicht zu beſänftigenden Schreier, denen die Anhänger des Verfaſſers Antwort ſchuldig zu ſeyn glaubten, und es ſcheint, als habe das Publicum ſich mehr mit Jacques de Molay als mit Herrn Raynouard beſchäftigt.

Um aber nicht von der Sache zu ſehr abzuſchweifen, ſo bedenke man nur, daß die Tempel-Herren den Talenten des Herrn Raynouard es zu danken haben, daß ihr Proceß gewiſſer Maßen revidirt wird; und wäre die Tragödie nur mittelmäßig gut aufgenommen worden, ſo hätte Jacques de Molay im neunzehnten Jahrhunderte weder ſo viel Feinde noch ſo viele Vertheidiger erhalten.

So intereſſant für die Geſchichte übrigens die Frage von der Unſchuld der Tempel-Herren immer ſeyn mag, ſo gleichgiltig iſt ſie, wenn über die Tragödie des Herrn

Raynouard abgesprochen werden soll. So lange die Sache in Zweifel stond, hatte der Dichter freie Wahl; und gewiß gibt die Geschichte Gründe genug um an der Strafwürdigkeit aller Tempel-Herren zu zweifeln. Mögen daher in Frankreich die Freunde der Jesuiten immer das Andenken eines Ordens, dessen Schicksal so sehr dem ihrigen glich, verfolgen, während in Deutschland ihre Feinde sie von dem nähmlichen Orden abstammen lassen; mögen die einen beweisen, daß die Freimaurer Nachkommen der Tempel-Herren sind, und die anderen die nähmlichen Freimaurer zu den Jesuiten zählen; dergleichen Declamationen und Hypothesen, die auf beiden Seiten der Parteigeist erzeugte, verdienen nicht von verständigen Männern bemerkt zu werden; ja wir würden derselben nicht einmahl erwähnt haben, wenn nicht Herr Raynouard es sich schuldig zu seyn geglaubt hätte, in einem, seiner Tragödie beigedruckten historischen Abrisse die Unschuld der Tempel-Herren zu erweisen; doch ist hier nicht der Ort, den Werth und die Gründlichkeit dieser Schutzschrift zu bestimmen, sondern wir begnügen uns, eine Stelle des berühmten Arnauld abzuschreiben, welche Herr Raynouard in der letzten Note citirt. „Fast niemand — sagt dieser Gelehrte — zweifelt heut zu Tage, die Tempel-Herren seyen fälschlich angeklagt worden, daß sie die in ihren Orden aufgenommenen Ritter Gottlosigkeiten, Abgötterei und Unzucht treiben ließen, wiewohl die, welche sie verdammten, es mit Recht thun konnten, weil mehr als zwei hundert dieses Geständniß machten, weßwegen sie auch begnadigt wurden; dagegen gab es auch freilich nicht so viel, welche lieber in den Flammen starben als Gnade annahmen, und so das Gesagte für falsch erklärten. Die gesunde Vernunft schließt also, daß zehn Menschen, die durch das Eingeständniß der Verbrechen, deren man sie anklagt, dem Tode entgehen konnten und doch starben, glaubwürdiger sind als hundert andere, die sie eingestehen und mit diesem Eingeständniß ihr Leben erkaufen." (Apologie pour les Catholiques. 1681. Tom. I. p. 360.)

Wenn Raynouard nun auch gar keinen Glauben verdiente, oder die Pflichten und Rechte eines Tragikers nicht kennte, so muß man doch zugestehen, daß er in einer Tragödie eine Meinung angenommen hat, welche ein achtenswerther Theologe als von der gesunden Vernunft erwiesen ansah.

Es ist unnütz, hier bei dem Vorwurfe zu verweilen, daß Herr Raynouard Philipp den Schönen habe verhaßt machen wollen; denn bei der Entwickelung der Fehler seiner Tragödie werden wir vielmehr sehen, daß die meisten daher rühren, daß er das Andenken dieses Königs schonen wollte.

Doch ehe wir dieß thun, wollen wir vorher den Gang eines Werkes vorlegen, über welches so viel gestritten worden ist, und welches so großen Beifall gefunden hat. Die Scene ist in einem Saale des Tempel-Palastes. Enguerrand de Marigni, der erste Minister, und Wilhelm von Nogaret, der Canzler, unterhalten sich bei Anbruch des Tages von der großen Begebenheit, die an diesem Tage statt haben soll; man hört, der Papst habe dem Könige die Aufhebung des Ordens der Tempel-Herren versprochen, und im Falle sie sich widersetzten, sollten sie von dem Inquisitor gerichtet werden. Der Großmeister erscheint von einem einzigen Ritter begleitet. Nogaret eröffnet ihm die Aufhebung seines Ordens; der Großmeister will darüber mit dem Könige sprechen, dieß verbietet ihm Nogaret, aber Jacques de Molay achtet nicht auf ihn und entfernt sich, um zu Philipp zu gehen; die beiden Minister setzen hierauf ihr abgebrochenes Gespräch fort, und sprechen von dem Vergehen der Tempel-Herren gegen den Staat und gegen sie selbst; besonders beklagt sich Marigni darüber, daß die Tempel-Herren Ursach wären, daß der König seinem Sohne die Princessinn Adelaide von Bearn versagt habe. Sie werden von Philipp unterbrochen, der mit einem zahlreichen Gefolge eintritt, in welchem sich auch der junge Marigni befindet, der kürzlich aus dem heiligen Lande zurück gekommen ist, wohin ihn seine hoffnungslose Liebe getrieben hatte. An ihn wendet sich Philipp und frägt ihn wegen der Aufführung der Ritter in Palästina, worauf dieser junge Mann das glänzendste Zeugniß von ihrem Muthe und ihrer Tugend ablegt. Nichts destoweniger hält sie Philipp für strafbar; indessen empfiehlt er seinen Ministern ja dahin zu sehen, daß sie ihn zwar rächen, aber sein Andenken nicht dabei gefährdet werde; und nun erzählt er in einer ziemlich langen Rede die wichtigsten Begebenheiten während seiner Regierung, um zu beweisen, daß sein Ruhm nicht verdiene, verdunkelt zu werden. Hiermit schließt der erste Act.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

Der Ritter de la Morlière. Ein Schöngeist und Parterre-Führer des vorigen Jahrhunderts.

(Beschluß.)

Vor der Vorstellung versammelte er gewöhnlich seinen Haufen im Caffee-Hause, und begab sich mit dem-

ſelben bei Zeiten in das Parterre, wo er alle Aufmerkſamkeit auf ſich zog, indem er laut ſprach, Verſe recitirte, ſcandaleuſe Anecdoten erzählte, und Vorurtheile für oder wider das Stück und den Verfaſſer äußerte. Gewiſſen Zuhörern ſchmeichelte er durch verbindliche Bemerkungen, andere, die ſchwerer zu handhaben ſchienen, nahm er zu Richtern, und die Schwachen ſchreckte er durch Sarkasmen. Nahm er das Stück in Protection, ſo war er gewiß, daß die Pedanten daſſelbe kritiſiren würden, daß es aber den Leuten von Geſchmack, ſolchen nähmlich, mit denen er die Ehre zu ſprechen hatte, gefallen würde: war er auf den Verfaſſer übel zu ſprechen, ſo wußte jedermann, daß die Schreibſtuben der Procuratoren und Notare leer waren, und daß die ganze Parlements-Schreiberzunft zum Applaudiren gedungen war. Der Schreiber bei einem Procurator, der bei ihm ſtand, ſchämte ſich zu applaudiren, weil er nicht erkannt ſeyn mochte. Während dem Stücke gab er laut das Zeichen zum Beifallklatſchen oder Brummen, und die Echos, die er geſchickt in die verſchiedenen Winkel des Schauſpielhauſes vertheilt hatte, correſpondirten ganz vortrefflich. Er ſagte es ſeinen Nachbarn im voraus, wenn ein ſchöner Vers kam, oder hatte ein Epigramm bereit, um die Wirkung einer applaudirten Stelle zu ſchwächen.

Da man ſich der Freiheit, das, was mißfiel, auszupfeifen und auszuziſchen ein wenig widerſetzt hatte, ſo hatte er eine derbe und gedehnte Art zu gähnen angenommen, welche die doppelte Wirkung hatte, daß ſie lachen machte, und dem Zwerchfelle ſeiner Nachbarn die nähmliche Bewegung mittheilte.

Ein Mahl warnte ihn die Schildwache, nicht ſo viel Lermen zu machen. „Wie, mein Freund! — erwiderte er — Sie haben das Anſehen eines Mannes von Verſtand, und ſind kein Neuling in Anſehung des Theaters, können ſie nun wohl ſo etwas ſchön finden?“ — „Das will ich nicht ſagen — antwortete der Soldat ein wenig beſänftigt — aber haben Sie die Güte, nicht ſo laut zu gähnen.“

Nicht damit zufrieden, die Geißel der Schriftſteller zu ſeyn, hatte er ſich auch zum Schrecken der neuen Schauſpieler gemacht, die ſich ſeinem Wohlwollen nicht empfohlen hatten, ſo wie zum erklärten Ritter aller jungen, neuen Schauſpielerinnen, die ſo folgſam waren, daß ſie ihn um Rath fragten, und deren Freunde dankbar genug waren, den Werth davon zu fühlen.

Mehrere Jahre hindurch ſtieg der Ruf des Ritters, und ſein Glück wuchs mit ſeinem Rufe. Welcher Unfall aber zerſtörte dieſes Gebäude des Ruhmes und des Glückes? Der den Helden Miltons ſtürzte: der Eigendünkel.

Er glaubte nähmlich, daß wer das Schickſal fremder Theater-Stücke in Händen halte, auch wohl das Schickſal ſeiner eigenen Werke beſtimmen könnte. Er ſchrieb ein Schauſpiel; ſeine Schüler fanden es vortrefflich; die Schauſpieler wagten es nicht es auszuſchlagen. Es ward aufgeführt, und ungeachtet der gewandteſten Kunſtgriffe ſeiner Freunde, die noch durch die eifrigen Bemühungen ſeiner Gläubiger unterſtützt wurden, fiel es ganz durch, und mit ihm alle Gewalt, Achtung und aller Credit des Verfaſſers. Jetzt ſah er die Nichtigkeit der menſchlichen Größe; ſeine Freunde kannten ihn kaum noch, ſeine Bewunderer machten ihn lächerlich, die neuen Schauſpielerinnen fanden ihn häßlich, und ihre Gönner unverſchämt. Jetzt gab es keine Soupers, keine Billets von den Verfaſſern mehr; nach und nach ward er von jedermann verlaſſen, nur nicht von ſeinen Gläubigern, die ihm jetzt mehr als je anhingen. Einige leichtſinnige Streiche und andere Verfolgungen zwangen ihn, ſich einige Zeit zu entfernen; bei ſeiner Rückkehr konnte man ſich ſeiner kaum noch erinnern. Endlich vergrub er ſich in die dunkelſte Einſamkeit, wo er wie ein Philoſoph mit wenigem lebte, und endlich mit großer Gleichgiltigkeit gegen das Leben ſtarb.

Wein und Liebe.

Liebesgötter ſind verborgen
In des Weinbergs breitem Laube;
Wenn der Winzer kommt zu pflücken,
Hüpfen ſie von Traub' auf Traube;
Hat er ſeine Frucht gekeltert,
Eilen ſie den Saft zu naſchen,
Und bald ſind ſie mit gefangen
In dem Faß und in den Flaſchen.

Sieh; ſie perlen auf und nieder!
Geiſter brauſen in dem Becher,
Wird gelöſt das alte Siegel
In dem Kreiſe froher Zecher.
Und es regt ſich Luſt und Liebe,
Neugeweckt in aller Herzen,
Mädchen werden hergerufen
Zu des Mahles frohen Scherzen.

Und die Liebesgötter hüpfen
Zu des Jünglings rothen Lippen,
Auf den Mund der holden Mädchen,
Wenn ſie aus dem Becher nippen.
Und die Lippen nah'n einander,
Weil die Amoretten winken,
Und die Götterchen ſind emſig
Mit zu küſſen, mit zu trinken.

G. A. H. Grambergs.

1805. Nr. 111.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 20. September.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ueber Raynouard's Tempel-Herren.

(Beschluß.)

Im Zwischen-Acte sah der junge Marigni die Adelaide wieder, deren Hand der König ihm vor seiner Reise nach Palästina versagt hatte, und die er ihm jetzt zu heirathen erlaubt. Zu Anfang des zweiten Actes erscheint er auf Verlangen der Königinn, die ihm wahrscheinlich sein Glück bekannt machen will; aber ach! seine Ehe ist von nun an ein Verbrechen, und er hat es nicht gewagt dieses unglückliche Geheimniß Adelaiden zu entdecken. Die Königinn sichert Marigni wirklich Adelaidens Hand zu, und überträgt ihm die Regierung ihres Königreiches Navarra, das sie bei ihrer Verbindung mit Philipp dem Schönen von Frankreich getrennt erhalten hat. Marigni schlägt diese beiden Gnadenbezeugungen aus, und als die Königinn dringend nach den Ursachen hievon frägt, muß er gestehen, daß er während seines Aufenthaltes in Palästina aus Verzweiflung und Bewunderung für die Tempel-Herren in diesen Orden getreten ist, und daß ihn unwiderrufliche Gelübde an ihn fesseln. Indessen erzählt er, daß in einem Gefechte gegen die Ungläubigen alle Ritter, die Zeugen seines Gelübdes waren, umgekommen seyen, und da die Register, wo sie eingeschrieben ständen, verbrannt wären, so hätte er die Schwachheit gehabt, sich für frei zu halten, und nochmahls die Verbindung mit Adelaiden, die ihm noch treu wäre, zu wünschen. Mit dieser Hoffnung sey er nach Frankreich zurück gekehrt; aber da hier die Tempel-Herren verwiesen wären,

Da rege edler Vorwurf sein Gewissen,

er wolle seinen Brüdern im Unglück treu bleiben und ihr Loos mit ihnen theilen. Die Königinn dringt nicht weiter in Marigni, aber bloß um einen neuen Beweis seiner Ergebenheit zu fordern. Sie nimmt die Tempel-Herren in Schutz, die an diesem Tage festgesetzt werden sollen. Marigni's Vater hat die Vollziehung dieses Geschäftes für seinen Sohn erbeten, und die Königinn verlangt, er solle dasselbe übernehmen, um über ihr Schicksal zu wachen und zu verhindern, daß sie nicht in die Hände ihrer Feinde fallen. Anfangs lehnt er dieß ab, aber endlich gibt er nach, und die Königinn läßt ihn allein. Bald darauf bringt ihm sein Vater den Befehl des Königs, der selbst mit dem Canzler auftritt: diese ganze Scene enthält nichts als Declamationen der Minister gegen die Tempel-Herren, die der König bestätigt, dem jetzt benachrichtigt wird, daß der Connetable ihn zu sprechen verlange. Marigni entfernt sich mit seinem Sohne, der Connetable erscheint und vertheidigt Jacques de Molay. Marigny kommt zurück und zeigt an, daß sein Sohn die Strafbaren arretiren will, und

daß man sie dem Inquisitor überliefern kann, dessen Richterstuhl aber der Connetable verwirft, der König hingegen behauptet dessen Competenz und entfernt sich. Der Act endet mit einer Scene, in welcher der Connetable dem Minister und Canzler Trotz bietet.

Der dritte Act, der viel interessanter und dramatischer als die beiden ersten ist, bedarf keiner so langen Entwickelung. In der ersten Scene benachrichtigt der Großmeister die Ritter von dem Loose, das sie zu erwarten haben, nähmlich einen schandvollen Tod auf dem Schaffot; er ermahnt sie, sich drein zu ergeben, und allem Aufruhr zu entsagen; nachdem sie ihm dieses Opfer gebracht haben, kommt der junge Marigni, um sie zu arretiren, und alle übergeben ihm nach dem Beispiele des Großmeisters ihren Degen; ihr Schicksal rührt ihn, und er verspricht ihnen seine Hilfe. Der Großmeister frägt ihn nach seinem Nahmen, und als er ihn hört, erstaunt er, doch faßt er sich wieder. Nun zeigt er aber so viel Muth, und spricht so nachdrücklich den Fluch der Schande über jeden Tempel-Herren aus, der nicht mit seinen Brüdern stirbt, daß Marigni sich entdeckt und gesteht, er sey ein Tempel-Herr. — Hier sagt der Großmeister jene Worte: Ich wußte es, die so sehr applaudirt worden sind. Der Großmeister spricht ihn in seinem und aller Ritter Nahmen los von seinem Geheimniß, und ermahnt ihn, zur Vertheidigung des Ruhmes des Ordens sein Leben zu erhalten; zugleich gibt er sich selbst für den ganzen Orden hin, und bittet Gott, ihn als einziges Opfer anzunehmen. Der Minister erscheint in diesem Augenblicke voll Ungeduld über das lange Ausbleiben seines Sohnes, und befiehlt den Soldaten, die Tempel-Herren weg zu führen; der junge Marigni will ihnen folgen, aber der Großmeister befiehlt ihm, bei seinem Vater zu bleiben, welches er auch thut: jetzt entdeckt er dem Vater sein Geheimniß, dieser beschwört ihn vergebens zu entfliehen, um dem Tode, der allen Tempel-Herren droht, zu entgehen. Nun zeigt der Canzler dem Minister an, daß die Königinn sich laut der Tempel-Herren annimmt, und daß der Inquisitor beide vorfordert; der junge Marigni wird allein gelassen, und betheuert von neuem, daß er der Tugend treu bleiben wolle.

Im vierten Acte erscheinen die Königinn und der Connetable, und aus ihrem Gespräch erfährt man, daß der Inquisitor den Proceß instruirt, und daß auf Zureden des Connetable der König den Großmeister hören wolle. Die Königinn verspricht selbst mit dem Inquisitor zu reden, so wie der Connetable verspricht, die Sache den übrigen Richtern zu empfehlen; bei dem Eintritte des Königs entfernt er sich, und nun kommt eine wichtigere Scene. Die Königinn beklagt sich gegen ihren Gemahl, daß er ihr das Loos, das er den Tempel-Herren zugedacht, verschwiegen habe; daß man so gegen dieselben verfahre und sie die Folter ausstehen lasse, und verlangt ein weniger gegen dieselben eingenommenes und billigeres Gericht. Philipp gibt ihr hierauf zur Antwort, daß die Sicherheit des Staates die Gefangennehmung der Tempel-Herren und besonders des Großmeisters fordere, daß sie durch Ungehorsam gegen ihn Verräther wären, und nur von dem Inquisitor gerichtet werden könnten; doch verlange er gar nicht weder ihren Tod noch ihre Schande, er habe sich bei der Anklage gegen sie das Begnadigungsrecht vorbehalten, welches ihnen durch ihre Reue zu Theil werden sollte; er erwarte den Großmeister, um mit Freuden seine Rechtfertigung oder mit Gnade diese seine Reue anzuhören. Er wird herbei geführt, und die Königinn entfernt sich.

Der Großmeister rechtfertigt sich sogleich wegen gemachter Plane gegen den Thron, und beruft sich auf die von ihm und seinen Rittern in den Treffen bewiesene Ergebenheit für den König, der ihm aber antwortet, daß die Tempel-Herren nicht mehr als andere Krieger gethan hätten, wirft ihnen einen verstockten Ehrgeiz vor und sagt, daß sie eines lasterhaften Lebens wegen wären angeklagt worden. Voll Unwillen unterbricht der Großmeister den Monarchen, und setzt den Verläumdungen das Verhalten seiner Ritter entgegen, die in so großer Anzahl als Märtyrer des Glaubens gestorben sind, den sie der Anklage nach schänden sollen. Philipp zeigt Jacques de Molay das Geständniß seiner Mitschuldigen an; dieser erstaunt, und der König ertheilt einem Officier einen Befehl, worauf Laigneville vorgeführt wird, der eingesteht, aus Feigheit Sachen bekannt zu haben, die er widerruft, weil bloß die Folter sie ihm abgedrungen hatte; seinem Beispiele wären noch mehrere gefolgt, aber bei dem bloßen Nahmen des Großmeisters, den ein Ritter genannt hätte, hätten alle wieder Muth gefaßt, und zur Abbüßung ihres Fehlers den Tod gefordert. Der Großmeister verzeiht Laigneville, und erklärt dem Könige, er sey bereit zu sterben.

In dem darauf folgenden Monologe überdenkt der König die Gefahren, die ihn umgeben, so lange ein Orden existirt, dessen Glieder auf Befehl des Großmeisters in den Tod gehen; er hält sie aller Verbrechen fähig, wenn es ihrem Oberhaupt gefiele, sie ihnen zu befehlen, so daß sie selbst die Könige nicht auf dem

Throne ſchonen würden. In dieſem Augenblicke macht ihm der Canzler die Gefangennehmung des jungen Marigni bekannt, der ein heimlicher Tempel-Herr ſey, und vielleicht dem Könige nur deßwegen ſo nahe wäre, um die Plane des Großmeiſters zu unterſtützen; doch indem der Canzler den Sohn anklagt, läßt er dem Eifer des Vaters Gerechtigkeit wiederfahren, der jetzt auch kommt, um ſeinen Sohn der Gnade des Monarchen zu empfehlen, und der König entfernt ſich, um nochmahls den Inquiſitor zu befragen.

Zu Anfange des fünften Actes erſcheint der junge Marigni mit den übrigen Tempel-Herren, doch ohne den Großmeiſter, und ſucht ihnen mit dem Schutze der Königinn und der Vertheidigung des Großmeiſters Hoffnung zu machen, der vor den Richtern die Unſchuld ſeines Ordens betheuert hat. Jacques de Molay tritt auf, aber er verkündet den Tod, ermahnt ſeine Brüder, ihn muthig zu dulden, und geht mit ihnen ab. Der Connetable hält ſie auf; er ſagt ihnen, der König komme und wolle ſie begnadigen, wenn der Großmeiſter im Nahmen aller darum bittet. Philipp folgt dem Connetable auf dem Fuße nach, aber ſeine Anerbietungen rühren den Großmeiſter nicht; er verlangt nicht das Leben, ſondern die Ehre, die er zu verlieren glaubt, wenn er wegen nicht begangener Verbrechen um Gnade fleht. Während deſſen entfernt ſich der Connetable, um zu der Königinn zu gehen. Der König wendet ſich an den jungen Marigni, der wie der Großmeiſter in nichts nachgibt; hierauf befiehlt er den Tempel-Herren ſich zu entfernen, läßt aber den Großmeiſter da bleiben, um bei ihm in Gegenwart der erſchienenen Königinn den letzten Verſuch zu machen. Er erinnert ihn voll Güte an ihre alte Freundſchaft, und gerührt durch dieſe Herablaſſung geſteht Jacques de Molay, daß er ihm noch etwas zu ſagen habe: Philipp gebietet zu reden, und der Großmeiſter ſagt ihm, daß er ihm verzeihe — aber er ſähe voraus, daß ihn der Himmel rächen werde. Dieſer Stolz empört den König, der ihn zum Richtplatz führen läßt.

Die Königinn iſt nun allein mit ihrem Gemahl, und äußert Unruhe wegen der Prophezeiung des Großmeiſters; ſie flehet nochmahls zu der Gnade und Gerechtigkeit des Königs, und bittet um Aufſchub, den ſie erhält. Ein Officier ſoll den Befehl dazu hinterbringen, aber kaum iſt er fort, ſo kommt der Connetable und macht als Zeuge eine wahrhaft erhabene Schilderung von dem ruhmvollen Tode der Tempel-Herren. Die Königinn iſt tief gerührt, und der König fängt an zu vermuthen, daß die Tempelherren unſchuldig ſeyn könnten; bittet aber Gott, ſein Volk und ſeinen Thron zu ſchonen und nur ihn zu ſtrafen, wenn er einen unglücklichen Irrthum begangen habe.

Dieß iſt der Gang des Stückes, worin man ohne Zweifel etwas ziemlich neues bemerkt, nähmlich daß die Leidenſchaften hier nicht in Anſchlag kommen. Man kann freilich glauben, daß an der Wuth des Miniſters gegen die Tempel-Herren ſeine niedrige Rachſucht auch Theil habe; aber dieſe Rolle iſt zu ſehr untergeordnet. Nogaret ſcheint nur für das Beſte des Staates zu handeln. Philipp, der das Schickſal der Tempel-Herren in Händen hat, ſcheint weder von Haß noch von Rachſucht geleitet zu ſeyn: er will ſeine Krone ſichern, die Reinheit des Glaubens erhalten; aber immer iſt er bereit zu begnadigen.

Auf der andern Seite zeigt der Großmeiſter weder Ehrgeiz noch Zorn; er verlangt nur die Rechtfertigung ſeines Ordens, deſſen Aufhebung er ſich gefallen laſſen will; er verwirft alle Art Widerſtand, und zeigt nur paſſiven Muth. Er geht zum Marterthode, läßt ſeine Ritter in denſelben gehen, und alle ſind ergebener und gehorſamer als Polyeuktes.

Der junge Marigni war gewiß verliebt, aber er widmet ſeiner Leidenſchaft nur einen Monolog von acht bis zehn Verſen, und wir finden in dem ganzen Stücke weiter keine Spur davon. Es iſt wirklich ſchon etwas ſehr ſeltſames um eine Tragödie, die fünf Acte hindurch ohne Leidenſchaften ins Spiel zu bringen, durchgeführt wird, einzig durch die Stärke der Bewunderung, die man ſonſt für ſo kalt und unfruchtbar hält.

Was man auch von dieſer Tragödie für eine Meinung gefaßt und was man für Fehler in ihr bemerkt haben mag, ſo kann man den Eindruck, den ſie auf das Publicum gemacht, nicht läugnen, der bei dem Leſen erneuert wird. Man kann nicht aufhören, Theil an dem verſchiedenen ſich durchkreuzenden Intereſſe zu nehmen. Die Frauenzimmer vergießen dabei nicht Ströme von Thränen, wie bei der Zaire und dem Tankred; aber es iſt kein Mann, der nicht fühlte, daß in ſeine Augen ſich einige edle Thränen drängen, welche Heldenmuth und Seelengröße erzeugt. Kurz die Seele erhebt ſich bei dieſem Schauſpiele, und man ſcheint es voll Muth gegen die Launen des Schickſals zu verlaſſen.

Uebrigens ſind wir nicht die erſten, welche die Bemerkung machen, daß in der Tragödie des Herrn Raynouard keine Leidenſchaften im Spiele ſind. Dieſe Seltſamkeit, die wir bewundern, haben ihm die mehreſten Kritiker zu einem Vorwurfe gemacht, der aber bei weitem

nicht der einzige iſt. Man hat ſich beklagt, in dem Stücke ſey keine Handlung, keine Thätigkeit, das Sujet wäre ſo unbeſtimmt angegeben, daß man bei dem erſten Acte kaum wiſſe, wovon die Rede ſey, und in welcher Lage die Tempel-Herren wären. Ferner ſagt man, es wären nur zwei Rollen in dem Stücke, nähmlich der Großmeiſter und der junge Marigni; beſonders aber hat man wiederhohlt, daß dieſes Werk keine ächte Tragödie ſey, man fände darin gar keine Kenntniß der Schauſpielkunſt, und die einzigen tragiſchen Knoten die der Verfaſſer gemacht habe, habe er ſelbſt zerriſſen, ohne daß er gewußt ſie zu benutzen.

Faſt alle dieſe Fehler finden wirklich ſtatt, und ſie ſind nicht zu verkennen: nur käme es unſerer Meinung nach darauf an, die, welche von dem Stücke unzertrennlich ſeyn möchten, von denen, die auf Rechnung des Dichters kommen, zu ſcheiden und zu unterſuchen, ob bei der Manier, in der ſein Werk abgefaßt iſt, nicht verſchiedene dieſer Fehler nothwendig waren, um gewiſſe Schönheiten, die man ihm nicht abſtreiten kann, hervor zu bringen, um die neuen Schönheiten mehr heraus zu heben, und endlich zu zeigen, wie dieſes Werk, aller der ſchweren und weſentlichen Fehler ungeachtet, die es in den Augen derer hat, die die Tragödie nur unter einem einzigen Geſichtspunkte betrachten, ſeinen Zweck erfüllen konnte.

Ueber die neue Begründung der baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften.

(Beſchluß.)

Einer der auffallendſten Züge der baieriſchen Nation iſt eine Art Solidität, die ſich immer allgemeiner verbreitet. Ganz das Gegentheil von manchem ſeiner Nachbarn, der überall auf einer polirten Fläche dahin gleitet, geht der Baier nicht ſelten lieber bis an die Knie im Sande, ohne müde zu werden, bloß weil es ſeiner Natur ſo behagt. Oft äußert ſich dieſe Art Solidität als eine Zähheit, die ſich mit Gewalt weit ausdehnen läßt ohne zu zerreißen, wie etwa Leder. Von dieſer Eigenſchaft rührt auch die fehlerhafte Anhänglichkeit an verjährte Einrichtungen u. d. gl. her. Dieſe ſonderbare Solidität iſt ſelbſt an allen unſeren baieriſchen Schriftſtellern auffallend. Wer ſich etwa vorſtellen wollte, daß die Nation aus beigebrachten Gründen eine Verordnung in geiſtlichen oder weltlichen Dingen befolgen würde, der gäbe ſich einem großen Irrthume Preis. Es geht dem Volke wie einem alten Manne, der nur auf ſeinem Seſſel am bequemſten ſitzt, ſey er auch zerriſſen und ſchmutzig. Man muß die Maſſe mit Gewalt aus ihrem Lehnſtuhle rütteln, um ihr zu zeigen, daß es ſich auf einem anderen auch bequem ſitze. — Werke der Geduld, Werke des tiefen Forſchens und Nachſuchens werden nie einen Baier abſchrecken; aber dagegen ſind auch noch wenig ächt genialiſche Geiſteskinder auf baieriſchem Boden entſproſſen. Der ganze poetiſche Schwung beſteht in einer maſſiven Art Witzes, der zuweilen dennoch ins Naive ausbricht; aber alles iſt materiell und nach grotesken Dimenſionen geformt, ſo wie ein ſchlechter Bildhauer glaubt, er habe ein herrliches Kind geliefert, wenn ſeine Backen recht pauſen, und die Füße vor Fülle bei jeder Stellung tiefe Falten weiſen.

Niemand rühmt ſeine Ahnen ſo ſehr als ein Baier; dieſe ſind ihm alles — Helden, Staatsmänner und Original-Genies, er findet alles bei ihnen, und in der Gegenwart nichts — als etwa ſich ſelbſt. Aber dann pocht er auch auf ſeine Bruſt, als ſei ſie von Erz. Er glaubt Felſen wegſchleudern zu können, weil er den Muth dazu hat, und mit dem Fußtritte die Erde zu erſchüttern, weil ſein hohler Zimmerboden ſchwankt. Ohne vor Eigenliebe faul zu werden wie ein Spanier, der verhungern könnte, um ſeine eigene Größe nach Muſe beſtaunen zu können, ſieht er ſich in Nebenſtunden recht gern im Spiegel des fremden Urtheiles, um das zurückgeſtrahlte Bild mit dem vergrößerten Ideale ſeines Ichs zu vergleichen. Mit neuen Ideen wird ſo lange geſpielt und geſchlagen, bis ſie und ihre Erfinder zum Gelächter werden. So ging es der Aufklärung, die ſo oft ausgeſprochen ward, bis man alles zuſammen auslachte. Das nähmliche haben vielleicht noch andere Verſuche zu erwarten.

Dieß iſt genug, um die Aufgabe einer Akademie kennen zu lernen.

Liebe.

Welten bauen gnügt dem tiefer dringenden Sinn nicht,
Aber ein liebendes Herz ſättigt den liebenden Geiſt.

N.

1805. Nr. 112

Aurora,

(Montags) — eine — (den 23. September.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Die Jungfrau von Orleans.

Die Jungfrau von Orleans hat durch unsers Schillers dramatisches Kunstwerk und durch das Denkmahl, welches ihr Bonaparte kürzlich zu Orleans errichten ließ, eine verjüngte Celebrität erhalten, und alles, was sie angeht, ist aus dem Schutte der Litteratur und Geschichte wieder herausgegraben worden. Nirgends aber habe ich davon Erwähnung gefunden, daß dieses Sujet auch im Deutschen schon vorher für die Bühne bearbeitet ist.

Der Zufall warf mir nähmlich ein Drama in die Hand, das folgenden Titel führt:

La Pucelle d'Orléans, oder Johanna Heldinn von Orleans. Ein Trauerspiel verfertiget von M. Johann Gottfried Bernhold, der Alumnorum und der Oekonomie auf der altdörfischen hohen Schule Inspektor ꝛc. Nürnberg 1752.

Woran prüft der Verfaßer in einer sehr gelehrten Abhandlung die verschiedenen Meinungen über die Johanna. Er widerspricht denjenigen, die sie für eine Hexe hielten.

„Viele — sagt er auf eine merkwürdige Weise — wollen gar keine Hexen überhaupts glauben: Einige aber, die dergleichen so unglückselige Närrinnen also möglich und würklich annehmen, werden doch wenigstens darinnen mit mir einstimmen; daß die Thaten der Pucelle sich nicht mit einer Hexe reimen wollen. So viel Gewalt läßt Gott einer solchen Höllenbrut wohl nicht zu, Armeen zu schlagen, Vestungen zu entsetzen, zu belagern, und durch ihre Künste einzunehmen. Kaum wird sich ein Exempel finden, daß sich dergleichen Thierchen in so große und wichtige Unternehmungen eingelassen haben sollen; man müßte dann den erbärmlichen Fabeln von den irrenden Rittern, verwünschten Schlößern u. d. gl. eine Stelle unter den wahren Geschichten gestatten; sondern ihre Beschäftigungen sind ihrer Verblendung und Dumheit viel gemäßer, als: einzelne Menschen unglücklich zu machen, des Nachbars Kuh auszumelken, Pferde und Ochsen zu lähmen, eine Heerde Flöhe zu treiben, sich durch rasende Einbildungen zu ergötzen, auf den Blocksberg zu reisen, u. d. gl., nicht aber Könige auf ihren Thron zu setzen und zu befestigen; denn dieses ist Gottes Werk, der Krone und Scepter seinen rechten Herren austheilet, sich aber dabei anderer, als teuflischer Werkzeuge bedienet.“ u. s. w.

Also glaubte in der zweyten Hälfte des lezten Jahrhunderts ein Magister auf einer deutschen Akademie doch noch an Hexen!

Eben ſo wenig will er die Johanna für eine Schwärmerinn angeſehen wiſſen, was ſie denn doch wohl unläugbar war. „Man müßte denn — ſagt er ſehr gelehrt, — dem Fanatiſmo, der bey ihr anzutreffen ſeyn ſoll, eine gar beſondere und gelinde Erklärung, wie ſolches der hochberühmte Herr Hollberg in ſeinen verglichenen Heldinnen thut, beylegen, oder die Schwärmerey nach verſchiedenen Graden eintheilen, z. B. in die grobe und thörichte, weniger grobe und ausſchweifende; ſubtile und erträgliche, und endlich in die rechtmäßige und gottgefällige Schwärmerey. Dieſe letztere paßte auf die Pucelle, wäre aber ein ſo widerſprechender Nahme, als hölzernes Eiſen; vielmehr verdiente ſelbige den Nahmen geheimer göttlicher Züge, welchen die Menſchen zu folgen verbunden ſind, und welche Folge einer Pflicht iſt, deren ſich ein Menſch nicht ohne Sünde entſchlagen darf.“

„In ſeinen Augen iſt vielmehr Johanna de Lis eine wahre Heldinn, welche Gott dem König von Frankreich erweckt, und mit beſondern Leibes- und Gemüths-Gaben ausgerüſtet hat“ und nun iſt freilich der gordiſche Knoten zerhauen! —

Es folgt das Trauerſpiel ſelbſt, und zwar in gereimten Verſen, von denen man ſich aus dem Anfange eine deutliche Idee machen kann.

Johanna beginnt nämlich:

Der Himmel ſey gepreißt, daß ich hier angelangt:
Wo die Gelegenheit zu neuen Thaten prangt.
Es hüpfet mir das Herz, wenn die Karthaunen brüllen
Und mit beflammtem Schall und Dampf die Luft erfüllen u. ſ. w.

Unter den handelnden Perſonen erſcheint auſer der Johanna und dem König Karl, Dunois, La Hire, Jacques d'Arc oder de Lis Johannens Vater, Louis de Lis, ihr Bruder, der Herzog Bedford u. ſ. w. Irr' ich mich nicht, ſo iſt es allerdings intereſſant, und ſelbſt in äſthetiſcher Hinſicht bedeutend, die Bearbeitung des nähmlichen Sujets von einem genialiſchen Dichter und einem talentloſen Reimer gegen einander zu halten.

Im erſten Act iſt Johanna in Compiegne angekommen: ſie befiehlt ihrem Bruder, dem Könige ihre Ankunft zu ſeiner Befreyung zu melden, und entdeckt hierauf dem Ritter Olon (ihrem Vertrauten) in einem Zwiegeſpräch ihre Liebe zu Dunois.

Die Liebe — ſagt ſie ſehr naiv — die Liebe quälet mich;
die nähr ich in der Stille.
— Das Menſchliche regt ſich in meinem Herzen —
Ich hege Schuldigkeit, auch angenehme Triebe u. ſ. w.

Folgt hierauf eine herzbrechende Liebes-Scene der Johanna mit Dunois ſelbſt. Von Liebe hingerißen ruft unter andern dieſer aus:

Wie bläſt dein holder Mund ſo ſanft in meine Kerzen,
Die ich dir aufgeſteckt in dem beflammten Herzen ꝛc.

Der König empfängt nun die Johanna, übergibt ihr die Vertheidigung der Stadt, und befiehlt dem Commandanten Flavi, der vom Sturm der Engländer Rapport abſtattet, ihr die Schlüſſel zu übergeben. Darüber beklagt ſich nun dieſer poßierlich genug in einem Monolog:

„Nun heiß ich Gouverneur, und hab' die Schlüſſel nicht!“

Zugleich offenbart er den Zuſchauern ſeine geheime Leidenſchaft für Johanna und ſchließt den Act.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schickſal des Vogler'ſchen Orcheſters.

Schreiben aus Prag vom erſten Auguſt 1805.

— Nun etwas muſikaliſches, im Grunde ſehr unharmoniſches. Du weiſt, wie oft und wie angenehm wir uns vom Orcheſtrion des Abt Voglers unterhielten. Sein akuſtiſcher Saal, von dem wir die Dimenſionen im Journal für Mode und Luxus und in ſo vielen andern Journalen aufgezeichnet fanden, und nachgerechnet haben, (weiſt du noch, wie uns das Dintenfaß auf den Schallſpiegel fiel, das ſchöne Velin-Papier verdarb?) und ſein Orcheſtrion ſind — nicht mehr. Es ſoll eingepackt ſich auf dem Hradſchin bei der Domkirche, Gott weiß wo! befinden, aber kurz, der Saal iſt nicht mehr. Der Graf Chotek, voriger Oberſtburggraf, wollte im September 1804 einigen viel- und allgeliebten Profeßoren, worunter einer die Tochter von ſeinem Wirthſchaftsrath geheirathet hatte, freies Logis bauen. Man verſicherte mich hier, die böhmiſchen Stände hätten ſechzig tauſend Gulden beiſchießen müſſen, um das Gebäude, wo die Normal-Schulen gehalten wurden, zu verſchiedenen Reſidenzen für obige Lieblinge, deren einer eilf Zimmer bekam, zuzurichten. Dann fand man keinen Platz für die Normal-Schulen, und der akuſtiſche Saal mußte herhalten. Der Freund . . . an den ich einen Recommendations-Brief hatte, der mich ſehr freundſchaftlich aufnahm, und auſſerordentlich intereſſant unterhielt, war Zeuge von der Wuth, mit welcher man die elliptiſchen Mauern zerſtörte, und den Schallſpiegel vernichtete. In dem ſchönen geräumigen Saale wurden viele kleine Winkel von Stuben, Kammern und Gängen eingeſchaltet und nach dieſer für die Aufklärung

in Oeſtreich wenig troſtreichen Methode ward aus einem Monument für die Mathematik, Phyſik, und Muſiklehre — ein Conclave — für Kinder!

Drei Tage eines jungen Autors.

An den Herausgeber einer engliſchen Zeitſchrift.

Mein Herr!

Bey Ihren rüſtigen Beobachtungen über die verſchiedenen Meinungen und Beſchäftigungen der Menſchen, werden Sie ohne Zweifel im litterariſchen Felde öfters auf Menſchen geſtoßen ſeyn, welche die Zerſtreuung als die größte Feindinn der Geiſtesſammlung betrachten und behaupten, daß jemehr ſich der Studirende innerhalb der Gränzen eines feſtgeſetzten Plans halte, deſto größere Fortſchritte müſſe er auch unläugbar machen.

Dieß mag im allgemeinen wohl wahr ſeyn; wenn wir jedoch den beſtändigen Forſchungstrieb der Menſchenſeele und ihren unüberwindlichen Widerwillen gegen jede Art von Zwang erwägen, ſo könnte man vielleicht noch zweifeln, ob durch eine ſolche Einkerkerung der Aufmerkſamkeit unſer Geiſteskräfte nicht vielmehr herabgewürdigt und eingeengt werden, und ob es nicht mitunter gerathener ſeyn dürfte, ein gewiſſes wenig, gegen ein ungewiſſes viel zu wagen. — Der Erwerb von Kenntniſſen iſt, wie der Aufflug des Genius, leider nur zu oft dem Zufall unterworfen. Wer ſich einen gewiſſen Plan im Leſen und Studiren vorgezeichnet hat, dem ſpielt oft der Zufall ein neues Buch in die Hand, das ſeine Gedanken an ſich raſſt, ſeine Neugier kirret und unterhält, und ihm irgend einen neuen und großen Ausblick öffnet, den ſeine Augen zwiſchen den vorgeſteckten Schulpfählen nie geſehen haben würden.

Um Ihnen dieſe meine Meinung mehr aufzuhellen und zu verdeutlichen, ſende ich Ihnen hierbei ein Fragment aus dem Tagebuch eines meiner vertrauten Freunde, welcher leider wie ſo manche ſein Pfund ungeſehen in jene Welt mit hinüber nahm, und wie ſich gleich zeigen wird, ein Mann von großen Entwürfen und eben ſo großer Thatkraft war; wenn er ſchon zuweilen ganz andere Dinge ausführte, als er entworfen hatte.

Das Fragment lautet:

NB. „Für die nachfolgenden drei Tage iſt es feſt beſchloſſen, mich der Lectüre zu widmen, und nach ſo manchem ärgerlichen Aufſchub endlich meinen Verſuch über den Umfang der menſchlichen Seelenkräfte zu beendigen; meine Abhandlung über die Logik zu revidiren; das epiſche Gedicht einmal anzufangen, welches ich ſchon ſo lange her entworfen; mein Studium der heil. Schrift mit dem Commentar des Grotius fortzuſetzen; meinen Geiſt gelegentlich durch Lederkiſſen alter und neuer Claſſiker zu ſtimuliren und aufzufriſchen, und meine angefangene Ode auf die Aſtronomie zu endigen.

Montags.) Hatte mir vorgenommen um ſechs Uhr aufzuſtehen, durch die Faulheit meiner Magd aber ward mein Licht nicht eher als um acht Uhr angezündet, wo ich ſofort wieder in einen kleinen Schlummer zurückſank, welcher bis neun Uhr dauerte — um welche Zeit ich mich ſchnell erhob, und mich nach eingenommenem Frühſtück, ungefähr um zehn zum Studiren niederſetzte, um an meinem Verſuch zu arbeiten. Da ich aber veranlaßt ward, eine Stelle beym Plato nachzuleſen, ſo riß mich der Strom ſeiner Republik bis zwölf Uhr mit ſich fort. Ich hatte es vergeſſen meine Thür zu verſchlieſſen; demnach trat ohne Umſtände mein alter Kumran Tom herein, der nach einem halbſtündigen Geſchwätze darauf beſtand, daß ich mit ihm gehen ſollte, um uns an einem drolligen Charakter zu erluſtigen, den er auf ein Kaffeehaus beſchieden hatte. — Nachdem wir uns daſelbſt eine Zeitlang leidlich unterhalten, brachen wir auf, um uns wieder nach Hauſe zu begeben; aber — wie es geht, wir ſtießen unterwegs auf einen Menſchen, deſſen herabhangender Wegſtahl ihn uns bald als einen Fleiſcher bezeichnete, und den wir eben einer jungen Dirne, neben der er ging, folgende Liebeserklärung machen hörten:

„Herzliebſte N.! obſchon dein Vater Herr eines Kohlenſchiffs iſt, und man dich alſo mit Recht eine fette Partie nennen kann; ſo ſoll man mich doch auf der Fleiſchbank in Stücke zerhacken, wenn es nicht reine bare Liebe, und nichts weniger als Gewinnſucht iſt, warum ich dir meine Hand anbiete.“ Weil das eine gute Weile ſo fort ging, ſo zog uns dieſer ehrenfeſte Liebhaber drei ganze Straßen hinter ſich her — voll Staunens über die unbeſchränkte Gewalt der Liebe. Wir drückten ſodann in eine Taverne ab, und von da in einen öffentlichen Garten, wo ſich eine höchſt beluſtigende Menge von Leuten vor mir herumtrieb, — denen zum Theil ſeltene Talente nicht abzuſprechen waren, die ſie aber ſo ſehr durch Affectation verdarben, daß ſie im hohen Grade dadurch lächerlich wurden: ſeichte Wichte, die durch beſtändiges Praſſen die wenigen Ideen vollends vernichtet hatten, die ihnen Mutter Natur und ihre frühere Erziehung verliehen, und die doch als die gemachteſten Weltleutchen ausposaunt wurden; junge Frauenzimmer, deren Witz man lobte, weil ſie ſchön waren; ſchale und unwiſſende Männlein und Weiblein aus dem höhern Leben, deren Kennt-

niſſe man bewunderte, weil ſie unverſchämt im Behaupten waren; und Weiber von ächtem Verſtande, welche der feineren Welt ſo wenig gefielen, daß ſie mit Widerwillen vor ihnen zurück trat, und ſie allein ſtehen ließ.

Als wir dieſen beluſtigenden Jahrmarkt verließen, drang Tom unwiderſtehlich in mich, mit ihm zu Abend zu ſpeiſen. — — Nachts zwölf Uhr ſchlenderte ich wieder nach Hauſe, und ſtellte die Betrachtung an: daß wenn ich gleich durch die Beobachtung ſo manigfaltiger Charaktere meine Einſicht in die menſchliche Natur vermehrt hätte, ſo ſeyen doch meine Studien inzwiſchen liegen geblieben. Ich griff alſo nach meiner Abhandlung, um ihr den Vollendungsſtrich zu geben — fand aber meine Geiſter zu erhitzt zu einem ſo delicaten Stück Arbeit, und begnügte mich mit einigen ſatyriſchen Zeilen unter dem Titel: „Der Abendſpaziergang.“

(Der Beſchluß folgt.)

Die ſonderbare Probe.

Die politiſche Weltgeſchichte enthält hier und da Abenteuer, die man für Scurrilitäten halten ſollte, würden ſie nicht durch die glaubwürdigſten Zeugniße beurkundet.

Von der ſeltſamſten Gattung iſt wohl die Probe, welche der Großherzog Franz von Toskana den Erbprinzen Vinzenzo Gonzaga von Eſte öffentlich und mit den ernſteſten Formalitäten und Feierlichkeiten beſtehen ließ.

Der Erbprinz hatte ſich vor Kurzem mit Margaretha, Tochter des Oktavius Farneſe, vermählt. Sie war durch einen natürlichen Fehler unfähig Kinder zu gebähren; man ſchickte ſie alſo in ihr väterliches Haus zurück, und der Cardinal Borromeo beredete ſie, Nonne zu werden. Hierdurch ward die Ehe und alle Streitigkeiten, wer von beyden Theilen Urſach an der Unfruchtbarkeit geweſen ſey, aufgelöſt. Der alte Herzog Wilhelm von Mantua wandte ſich nun an den Großherzog, und verlangte ſeine älteſte Tochter, Eleonore, zur Gemahlinn ſeines Sohns. Der Großherzog willigte ein, mit dem Beding, daß ſich der Erbprinz durch einen überzeugenden Beweis von dem Vorwurf der Unkeuſchheit zum Eheſtande, den man ihm von der Farneſiſchen Seite machte, reinigte. Der Erbprinz unterwarf ſich der verlangten Probe. Venedig war der dazu beſtimmte Kampfplatz. Die Großherzoginn Bianca ſchrieb die Bedingungen vor. Man fand eine Perſon, in der ſich die nähmlichen natürlichen Umſtände der Farneſiſchen Margaretha vereinten. Und dreimal war es dem Erbprinzen innerhalb vier und zwanzig Stunden erlaubt, den Verſuch ſeiner Stärke zu machen. Der Ritter Beliſario Vinta, nach Serguidi der Vertrauteſte des Großherzogs, hatte den Auftrag, das Frauenzimmer in ein dazu beſtimmtes Haus nach Venedig zu führen, und mit einigen Kunſtverſtändigen dem Kampfe beyzuwohnen. Verſchwiegenheit ſollte die Seele des Geſchäfts ſeyn. Nur dem Erbprinzen war das Haus und die beſtimmte Zeit bekannt. Er erſchien mit Don Antonio von Eſte, der von Seiten des Herzogs als Secundant beſtimmt war. Ein Fieber, das den Erbprinzen plötzlich überfiel, vereitelte den erſten Verſuch. Er wurde bald hergeſtellt, und beſiegte bey dem zweiten Verſuche alle Hinderniſſe, die ihm ſein Gegentheil in den Weg legte, mit ſolcher Tapferkeit, daß beyde Höfe zu Mantua und Florenz vollkommen damit zufrieden waren!! Dieſe Begebenheit, welche die damalige Idee von der Ehre ſo kräftig ausſpricht, machte bey den Theologen nicht die geringſte Schwierigkeit. Selbſt der Pabſt wußte von der Sache, und die Cardinäle Ceſi, päbſtlicher Legat zu Bologna, und Ferdinand von Medici, ſamt dem Biſchof von Caſale, hatten das ganze Abenteuer veranſtaltet. Nur Beliſario Vinta war ſo gewiſſenhaft zu verhüten, daß dieſer Zweikampf nicht an einem Freitage geſchähe.

Der Zufriedene.

Nach aufgegebenen Endreime.

Tob immer über mir des Donners Wuthgeheul,
Ich ſchweig, und hülle mich in meine wollne Mütze;
Zufrieden ſchonet nur Kronions Flammenteil
Mein braunes Weib, mich ſelbſt und meinen Topf voll Grütze.

Nie waren Gröſs' und Macht ein Ziel für meinen Pfeil,
Nie zollte meinem Fleiß des Berges goldne Spitze;
Des Ruhmes luftger Fels war meinem Fuß zu ſteil,
Und warnend ſchreckte mich der Schande nahe Pfütze.

Doch blieb Fortunens Herz gleich immer hart wie Kies,
Auch ſonder ihren Wind, der nie mir günſtig blies,
Gewann mein Schiffchen doch des wahren Glückes Tempel.

Mein innig frohes Herz, ein treues Siegellack,
Bewahrte der Natur ſo leicht verwiſchten Stempel,
Und meinen Freuden folgt kein edler Nachgeſchmack.

L. W. B.

1805. Nr. 113.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 25. September.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Die Stereotypen in Baiern.

Schreiben aus München.

Bei der letzten öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften, nachdem der Churfürstliche Landes-Directions-Rath Herr von Obernberg eine Abhandlung über die Reformations-Geschichte in der Herrschaft Waldeck vorgelesen, und Herr Landes-Directions-Rath Joseph Baader eine neue von ihm erfundene Maschine, unter dem Nahmen eines Hydrometrographs*) vorgezeigt, und erklärt hatte, ließ der geheime Staats-Archivar Herr von Pallhausen unter die Anwesenden eine kleine Schrift vertheilen, die uns einer kurzen Anzeige nicht unwerth zu seyn scheint. Sie führt den Titel: „Denkmaal in Stereotypen, den Manen Guttenbergs geweyht von Vinzenz von Pallhausen" in Octav 16 Seiten. Der Inhalt ist eine Erzählung von den ersten Anfängen der Buchdruckerkunst, von Guttenbergs bekannten Versuchen und seinen nachherigen Verhältnissen mit Faust, in Hexametern. Wenn diese Erzählung auch auf ein hervorstechendes poetisches Verdienst keinen Anspruch machen kann, so läßt sich ihr doch eine unterhaltende Lebhaftigkeit der Darstellung nicht absprechen, und sie dürfte vielleicht auch bei andern den Gedanken erregen, daß die Geschichte der Buchdruckerkunst für ein größeres Gedicht in didaktischer Form kein unebnes Thema abgeben würde, vorausgesetzt daß dem Dichter jene Energie der Sprache und Darstellung zu Gebot stände, die wir bei ähnlichen Gegenständen an dem Sänger der Luise bewundern. —

Herrn von Pallhausens Erzählung schließt mit folgender Apostrophe an Guttenberg:

Wär' ich ein deutscher Fürst, und ständ mir ein Schatz zu Gebote,
Würde in jeder Stadt, wo den Musen ein Tempel gebau't ist,
Dir ein ehernes Denkmaal geweiht, Unsterblicher, und in Jeder Bibliothek dein Nahme in goldenen Lettern
Prangen; das ziemte dir. Doch niemand gibt, was ihm mangelt;
Nimm, was ich kann und vermag: ein Denkmaal in Stereotypen.

Die Stereotypen sind zwar keine so seltene Sache: Frankreich hat uns eine ansehnliche Suite von kleinen Stereotyp-Ausgaben seiner und der alten Römer classischen Autoren geliefert, und somit könnt es wenigen Nachdruck zu haben scheinen, wenn Herr von Pallhausen gegenwär-

*) Eine genaue Beschreibung und Abbildung dieser Maschine verspricht der Herr Verfasser in der kurzen Ankündigung einer neu erfundenen Maschine, welche für alle Salzwerke zur genauen Bestimmung der durch Röhrenleitungen ausfließenden Wassermenge sehr nützlich ist.

tig das Andenken Guttenbergs durch ein Denkmaal in Stereotypen zu ehren die Abſicht hat. Allein wenn man bedenkt, daß die ſo nützliche und ſchöne Erfindung dieſer Art zu drucken, wie ſehr ſie es auch verdiente, in Deutſchland — ſo viel uns bekannt iſt — bisher noch gar nicht benutzt worden iſt, daß Herr von Pallhauſen als Privat-Mann aus bloßer Liebe zur Sache, und nicht zu vergeſſen, in München, wo der Betrieb des Buchhandels noch keine ſo enorme, ſchädliche Ausdehnung wie in Berlin, Leipzig ꝛc. gewonnen hat, einen anſehnlichen Theil ſeines Vermögens verwendet, und durch einen einzigen Gehülfen*) unterſtützt ſeine Erfindungskraft aufbietet, um den in vieler Hinſicht ſo vortheilhaften Gebrauch der Stereotypen auch unter uns einheimiſch zu machen; ſo läßt ſich leicht einſehen, daß Herr von Pallhauſen von dieſer erſten öffentlichen Probe ſeiner Bemühungen keine ſchönere Anwendung hätte machen können, als da er ſie zum Zeichen ſeiner Verehrung und Hochſchätzung dem berühmten Erfinder der Typographie darbrachte, der ebenfalls, wie unſer Verfaſſer, keinen äuſſeren Beruf hatte, die Welt durch eine der wichtigſten Entdeckungen zu erfreuen.

Im übrigen iſt dieſer erſte Verſuch ſo ausgefallen, daß er ſowohl wegen ſeiner äußeren Simplicität und Gleichförmigkeit, die einer blendenden Eleganz weit vorzuziehen iſt, als wegen ſeiner rigoroſen Correctheit und Befreiung von allen Druckfehlern ein uneingeſchränktes Lob verdient. Nur möchte wohl zu wünſchen ſeyn, daß auch die Druckſchwärze ſich in demjenigen Grade der Vollkommenheit darſtellte, die in den didot'ſchen Ausgaben das Auge ſo ſehr befriedigt. Indeſſen zweifle ich nicht, daß wir in dieſen, wie andern möglichen Puncten, nichts vermiſſen werden, ſobald Herr von Pallhauſen nicht bei kleinen Verſuchen, wie der gegenwärtige, ſtehen bleiben, ſondern ſich in den Stand ſetzen wird — oder auch nur Veranlaſſung gibt, daß auch das größere deutſche Publicum von ſeinen Bemühungen auf eine reelle Art und in immer höherem Grade Vortheil und Nutzen ziehen könne. Das am nächſten liegende Intereſſe wäre wohl dieſes, daß Bücher von allgemeinem Gebrauche, die eines äuſſern Bedürfniſſes wegen da ſind, z. B. Schulbücher, auf eine wohlfeilere Art und in durchaus correcter Form könnten geliefert werden, und hier öffnet ſich eine Seite, wo es ſelbſt für den Staat nicht gleichgiltig ſeyn möchte, die Aufnahme einer ſo nützlichen Erfindung zu begünſtigen. —

Wir wollen bey dieſer Gelegenheit noch einige allgemeine Bemerkungen hinzufügen, vorher aber noch den neuen kaiſerlichen Stereotypen und den Bemühungen des Herrn von Pallhauſen den beſten Fortgang wünſchen. — Die Erfinder der Stereotypographie erkannten unſtreitig den wahren Sinn ihrer Kunſt, da ſie gleich anfangs ihre ganze Aufmerkſamkeit auf den immer fertigen und völlig correcten Druck der claſſiſchen Denkmäler der Literatur richteten. Und in der That dürfte es auch endlich Zeit ſeyn, von dieſen ſolche Ausgaben zu beſitzen, die die Unveränderlichkeit und Correctheit der Stereotyp-Platten ſelbſt genau nachahmten. Allein ich befürchte, daß unſere Philologen und Kritiker, durch deren Pflege die Erzeugniße des griechiſchen und römiſchen Alterthums noch immer in unſerm nordiſchen Klima fortblühen, uns hier eine Menge Einwendungen machen dürften, da ihnen daran gelegen iſt, unaufhörlich den Text der alten Schriftſteller von neuem zu beſichtigen und umzuändern, was mit der feſten und unwandelbaren Natur der Stereotypen ganz im Widerſpruch ſteht. Bei näherer Betrachtung der Sache möchte auch wirklich dieſer Zeitpunkt noch nicht erſchienen ſeyn; wo wollten wir z. B. gleich einen Cicero oder Plato für einen Stereotyp-Abdruck hernehmen? Jener — wenn eine ſolche Communication zwiſchen uns und den Bewohnern des Elyſiums ſtatt fände — würde vermuthlich, wenn ſeine Werke in der am meiſten belobten Ausgabe ihm zu Geſicht kämen, erſtaunen, ſeinen römiſchen Ausdruck und Charakter ſo häufig reformirt zu ſehen, und ſich über die gut gemeinte Keckheit des leipziger Profeſſors verwundern, der ihn zu corrigiren ſich anmaßt, während er ſich und uns weis zu machen ſucht, ſo und nicht anders habe der römiſche Conſul geſchrieben und durchaus ſchreiben müßen. Was den Plato anbetrifft, ſo iſt bekannt, daß die Kritik, die für hundert andere ſo geſchäftig war, ihn bisher faſt ganz vernachläſſigt hat; zu einer billigen Strafe für dieſe Lauigkeit ſcheint aber auch die Philoſophie von den meiſten Kritikern ſich weggewandt zu haben. — Doch ich hätte beynahe vergeſſen, daß der griechiſche Weiſe hier kein paſſendes Beiſpiel geben könne, da überhaupt noch niemand den Verſuch gemacht hat, mit griechiſchen Stereotypen zu drucken.

Hiernächſt nun ſollten die Deutſchen ſich's angelegen ſeyn laſſen, daß auch ihren eigenen claſſiſchen Schriftſtellern die Ehre der Stereotypen gegönnt werde. Freilich aber würde man bei dieſer Sache ſehr vorſichtig ſeyn müſſen, denn bekanntlich ſtimmen wir Deutſche bey weitem nicht ſo ſehr wie unſere Nachbarn darin überein, wem unter unſern früheren oder lebenden Schriftſtellern jenes Prädicat gebühre. Zwar wird man wohl geſchwind mit der Erklärung bei der Hand ſeyn, daß der Stereo-

*) Hr. Thomas Neuer, Holz-Graveur in München.

kypen nur Schriftſteller von anerkanntem Werth theilhaftig werden ſollen; aber zum Unglück iſt gerade dieß der Stein des Anſtoßes in unſerer neuern durch die Kritik ſich überall durchkreuzenden Litteratur; das von anerkanntem Werth würden manche ſagen, ſei nur der unzuverläßige Ausſpruch des früher oder ſpäter eben herrſchenden Geſchmacks, der vor dreißig Jahren, und dann wieder vor dreißig Jahren ein ganz anderes Geſchöpf war, als der von heut zu Tage; auch läßt jener Ausdruck ja noch eine andere Erklärung zu, und es iſt ein gar großer Unterſchied, ob es heißt, Wieland ſei ein Schriftſteller von (allgemeinem) anerkanntem Werthe, oder ob man damit nur ſagen will, derjenige Werth, auf den Wielands Schriften Anſpruch machen können, er ſey nun klein, mittelmäßig oder groß, werde in Deutſchland allgemein anerkannt.

(Der Beſchluß folgt.)

Drei Tage eines jungen Autors.

(Beſchluß.)

Dienſtags.) Als ich beim Frühſtück meine Ode an die Aſtronomie auf meinem Pulte liegen ſah, ſtieg eine Reihe von Ideen in mir auf, die ich ſogleich zu deren Vollendung nutzen wollte. Augenblicklich zog ich die Glocke, um jeden Beſuch abzuweiſen; aber mein Bedienter öffnete eben die Thür, und herein trat Herr G°. — Kaum hatte ich Sprache genug, ihm einen Sitz anzuweiſen. Er ſagte mir, daß er einen Spaziergang vorgehabt, weil es ſich aber zum Regen anzulaſſen ſcheine, ſo wolle er bei mir bleiben. Erſt hätte er den V°. anrufen wollen; weil er mich aber lange her nicht geſehen, ſo habe er nicht umhin gekonnt, bei mir vorzuſprechen. Ich machte ihm eine Verbeugung, der Dank aber für die mir bezeugte Gunſt blieb in der Kehle ſtecken. Als ich fragte, ob er ſchon auf dem Kaffee-Hauſe geweſen, erwiederte er: Zwei volle Stunden.

Unter dem Quaalgefühl dieſer ärgerlichen Unterbrechung ſaß ich da, den Blick ſehnſuchtsvoll nach der Uhr gekehrt, für die ich glücklicher Weiſe die Aufſchrift gewählt hatte: Ars longa, vita brevis. Schläfrige Fragen und Antworten wurden nach langen Pauſen gewechſelt, wobei es von meiner Seite nicht an Winken fehlte, daß das Wetterglas heitern Himmel verkünde. — Nach drei Uhr eröffnete er mir, er ſei geſonnen über Mittag zu bleiben, und verlangte, daß ich aus ſeinem Hauſe einige Papiere ablangen laſſen möchte, (ein Gemeinrecht auf ſein Vermögen betreffend) die er mir den Abend vorzuleſen verſprach. Nun erſt ſchützte ich Geſchäfte vor, und G°. zog mit ſaurem Geſichte ab.

Nachdem ich abgeſpeiſt hatte, griff ich, um meinen Verdruß zu zerſtreuen, nach dem Virgil, und einigen andern Klaſſikern, konnte aber meinen Geiſt nicht beruhigen, noch meine Laune zur Arbeit ſtimmen. Gegen fünf Uhr fiel mir die Bibel in die Hand, welche eben auf meinem Tiſche lag. Erſt las ich mit Gleichgiltigkeit und Kälte, unvermerkt aber zog ihre erhabene Moral meine ganze Aufmerkſamkeit an ſich, und ich fühlte mein Herz von warmer Menſchenliebe durchdrungen, und zu hoher Geſinnung begeiſtert. Alsbald tadelte ich mein ärgerliches mürriſches Weſen und meine Ungeſelligkeit gegen einen Freund, welcher ſo entfernt war mich kränken zu wollen, daß er mir vielmehr Achtung und Liebe zu erzeigen gemeint war. In dieſer Stimmung entwarf ich einen kurzen Verſuch über das Wohlwollen, und eine Elegie über ſublunariſche Fehlſchläge. Wie ich um elf Uhr damit zu Stande gekommen war, nahm ich das Abendbrod zu mir, in meinen Gedanken erwägend, wie wenig ich meinem Plane treu geblieben, und faſt die Möglichkeit bezweifelnd, lange Zeit hindurch einen feſt ruhenden gleichförmigen Entwurf zu verfolgen: doch hielt ich mich nicht ſo weit von der Wahrheit dieſer Eingebungen überzeugt, um nicht noch immer bey meinem Plane zu verharren. — Da eben der Mond vom ruhigen mit zahlloſen Sternen prangenden Himmel durch mein Fenſter ſchien, ſo gab ich mich ganz der ſchwärmeriſchen Betrachtung dieſes erhabenen Schauſpiels hin, und vollendete meine Ode an die Aſtronomie.

Mittwochs.) Aufgeſtanden um ſieben Uhr, und drei Stunden lang in der Bibel geleſen mit dem Commentar des Grotius. Nach dem Frühſtück Betrachtungen angeſtellt über meinen epiſchen Plan; und weil ich wegen der beſondern Lebensumſtände mancher Helden, die ich lobpreiſen wollte, noch im Zweifel war, ſo zog ich den Bayle und Moreri zu Rath, und brachte zwei Stunden damit hin, verſchiedene Charaktere und Lebensbeſchreibungen zu durchgehen, dann aber legte ich unverweilt Hand an das Werk ſelbſt. Wie ich mich eben ans Pult geſetzt hatte, und die glühende Annäherung der poetiſchen Weihe zu fühlen begann, brachte mir mein Bedienter ein Billet von einem Rechtsgelehrten, welcher mich dringend erſuchte, auf eine halbe Stunde zu ihm nach dem Gaſthofe zu kommen. Voll Verdruß begab ich mich dahin, und ſah mich bis acht Uhr Abends in einem Schwall betrogener Geſchäfte verwickelt; und weil ich jetzt zu ſehr ermüdet war, ſo ſpitzte ich ab, und gieng zu Bette."

Hier endet das Fragment meines Freundes, das vielleicht ein ganz wohl getroffenes Gemählde von der Art abgeben kann, wie manche ihre Studien betreiben. Aus diesem Grunde beschloß ich es Ihnen mitzutheilen, überzeugt, daß vielleicht mancher Leser eine belehrende Unterhaltung daran finden dürfte, wenn er die Aehnlichkeit zwischen dem Verfahren meines Freundes und dem seinigen entdeckt. — Ich überlasse es Ihrer Einsicht, die besondere Art genau festzusetzen, wie man in der Litteratur am besten vorwärts kommen könne. Einen aus dem obigen fließenden Satz aber glaube ich mit Fug behaupten zu können: daß nähmlich der, so sich mit Macht zu einem gewissen Studium getrieben fühlt, — und sollte es auch außer seinem Plane liegen, besser thue, solches ausschließend und mit voller Hingebung zu verfolgen; denn es ist immer wahrscheinlich, daß er mit ungleich mehr Erfolg dasjenige erreichen werde, wozu ihn Natur-Beruf und warme Zuneigung treibt, als das was ihm ein vorgeschriebenes Gesetz auferlegt.

Der Baier im Spätjahr 1805.

Auf! wohlauf zum Waffenkampfe!
Deutschlands Ehre ruft heran.
Brüder, auf! der Kampf beginne,
Daß der freye brave Mann
Sich der Helden Loos gewinne.

Sollen wir wie Knechte zittern
Vor des Oesterreichers Hohn?
Der kein frei Gesetz erkennet,
Deutscher Erde falscher Sohn,
Den nur Gold im Busen brennet.

Miethlinge nur schrecken Worte;
Sind wir denn ein feig Geschlecht?
Dürft' er ungestraft sie wagen,
Schmach zu dulden wär' uns recht,
Mit Erröthen würd' ich's klagen.

Ist uns von dem reichen Erbe
Aus der Väter alten Zeit
Nur der leere Schall geblieben?
Biedersinn und Tapferkeit
Deutscher Erde ausgetrieben?

Weh' dem raubessücht'gen Führer,
Der solch frechen Spott begeht!
Drohen können nur Barbaren;
Doch, daß deutscher Muth besteht,
Soll der Enkel einst erfahren.

Nicht um Lande zu erringen,
Zieh'n wir in den heil'gen Krieg;
Vaterland, Gesetz und Ehre
Rufen uns zum frohen Sieg,
Bringen uns die Heldenwehre.

Baiern! denkt der tapfern Ahnen!
Denkt des Vaterlandes Ruhm.
Auf, ins Feld! der Kampf beginne,
Daß der Freiheit Heiligthum
Durch uns neuen Glanz gewinne.

Dunkel wogt des Krieges Flamme
Zwar aus des Geschickes Hand,
Unsre Tapfern können fallen:
Doch dein Name, Vaterland!
Soll nie ungerühmt verhallen.

F. A.

Schillers Grab.

Blumen bedeckt verdiente dein Grab wohl immer und ewig,
Doch von duftenden nur und von schönen, zu seyn.
Aber o trefflicher Gärtner im himmlischen Garten des Pindus!
Gänseblümchen und Klee — welch ein poetischer Kranz.

L.

Der Gürtel der Venus.

Was er gewesen? — aus Liebe, aus Unschuld gewoben?
Oder aus sinnlicher Lust, die sich im Kuße erschließt?
Juno umgürtete ihn, und neue Schönheit umgoß sie,
Lüftet den Schleier des Sinn's! War es die Weiblichkeit nicht?

S.

1805. Nr. 114.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 27. September.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Ueber Wilhelm Tell, von Schiller.

Viel zwar ward ſchon über dieſes Schauſpiel geſagt; es iſt aber nöthig, daß ein Kunſtwerk von den verſchiedenſten Geſichtspunkten aus betrachtet werde: erſt aus allen möglichen Anſichten reſultirt ein vollkommnes Kunſturtheil. Daher wird dieſer Aufſatz nicht überflüſſig ſeyn.

Unſtreitig ſind das die größten Begebenheiten in der Welt, wenn ein Volk das Joch der Tyrannei vom Nacken wirft, oder den zu Boden ſchlägt, der es ihm auflegen will. Wenn die Schaubühne der Platz iſt, von wo aus der allgemeine Triumph der menſchlichen Freiheit am meiſten bewirkt werden ſoll, ſo iſt ohne Zweifel keine andere Handlung des Theaters würdiger als eben jene. Daher hat Schiller die Befreiung der Schweiz, welche oft ſchon vor ihm das Sujet dramatiſcher Behandlung war, wieder bearbeitet, und alle vorigen Bearbeitungen ſtehen nun weit hinter der ſeinigen.

Wenn man in die Tiefe des Gedichtes dringt, ſo ſieht man Freiheit und Wahrheit den Organismus deſſelben bilden; die Tyrannei iſt's, die ihn von außen erregt zu höherem Leben, und das ganze Kunſt-Product tritt in der Form des Schauſpiels hervor.

Eine geſchloſſene Welt, bewegt ſich die Kunſtſchöpfung herrlich, wie ein Götterwerk, vor unſern Augen. In ihm waltet die heilige Harmonie zwiſchen der Menſchen-Natur und der äußern ſie umgebenden, wie es bei einem Volke wahrer, unverſchrobener Menſchen immer der Fall iſt, daß ſich in der Beſchaffenheit der Landſchaft die Beſchaffenheit des Gemüths ihrer Bewohner kund thut. Es ſind freie Natur-Söhne, die da leben, ein wackeres Volk! Ihnen leuchtet der geſunde Menſchenverſtand, das Natur-Recht ſteht in ihrer Bruſt geſchrieben, und die Frömmigkeit wohnt in ihrem Herzen. Nichts unterſcheidet die Gleichen als Temperament und Alter. — Aber was ſind das für Leute, von denen man ſo Gräuliches hört und ſieht? Es iſt ein ausgeartetes Brudergeſchlecht. Herein gedrungen haben ſie ſich in dieſes heilige Land, und ſich vermeſſen an den freien Söhnen der Natur zu frevln, und ſchrecklich ſieht man in jenem herrlichen Jünglinge, deſſen Triebe ſie für ihr Intereſſe zu reizen wußten, den Verſuch gemacht die ſeligen Thäler mit ihrer Verderbtheit anzuſtecken. Aber länger kann die edle Demuth der Freien den gräulichen Uebermuth der Tyrannei nimmer aushalten; aus bricht das Feuer, das lange ſchon im Innern grollte, und verzehrt werden die Tyrannen-Knechte von ihm, und ihre Veſten verſinken. Das iſt die große Begebenheit, die ſich jetzt in dieſer Welt zuträgt.

Am herrlichſten prägt ſich der Organismus der Schweizer-Natur in Tell aus. Wenn dieſer der Repräſentant

des Freiheitssinnes ist, so wird Geßler das entgegengesetzte feindliche Princip, die Tyrannei. Da dieses von dem guten Princip besiegt wird, so ist das Kunstwerk ein Schauspiel*). Jenes ist weder der Fall in der Tragödie noch in der Komödie, da unterliegt immer der Ormuz dem Ariman, in jener leiblicher, in dieser geistiger Weise.

Die Form des Schauspiels ist in diesem Gedichte gediegen. Ich möchte den fünften Aufzug nicht für überflüßig erklären, da eben durch ihn jene Form erst vollendet wird. Zwar hat er viel Episches, und er mahnt mich mehr an die Iliade, wo der Dichter nach dem Falle der Stütze von Troja noch in zwei Gesängen die Bestattung Hektors ꝛc. besingt, als an Shakespears Cäsar — der brittische Dichter wollte Roms Schicksal ganz entscheiden: das geschah nicht im dritten Aufzuge durch Cäsars Ermordung, sondern erst in dem fünften durch den Sieg des Octavius Cäsar über die Brutus'sche Partei; — aber überflüßig ist er nicht. Schließt mit dem vierten Aufzuge, und ihr habt das Schauspiel tragisch geendet, und der Zweifel wird Tells Charakter und That in Anspruch nehmen. Das letztere zu verhüten, motivirt hauptsächlich den fünften Aufzug. — Wie die Folge des Donners auf das fröhliche Lauten der Lieder die Form des Schauspiels in seinem Beginnen ausdrückt, so wird sie in seinem Ende durch den Triumph-Gesang nach dem Sturme ausgeprägt. — Das ganze ist ein idealer Tag. Heiter mit Liedern steigt der Morgen herauf. Da kommen Wolken. Der Sturm fliegt an. Der Donner brüllt. Der Blitz schlägt. Aber er trift die Schlösser der Tyrannen, und die Hütten der Freiheit bleiben verschont. Das Gewitter zieht vorüber. Heiter lächelt der Abend. Die Abendröthe verheißt einen herrlichen Morgen der Freiheit, und eine Hymne auf den, der den Blitz leitete, schließt den großen Tag. In diesem Bilde ist die Form des Schauspiels ausgedrückt.

Wen dieses Kunstwerk nicht innigst rührt, wer diese Thalbewohner nicht lieben und ihren Zustand nicht wünschen kann, für den geht der Endzweck des Dichters verloren.

Hier und da scheint es, als habe sich der Verfasser der homerischen Welt erinnert. Aber zwei große Geister, die beide die Wahrheit der Natur einsehen, müssen auch gleiches von ihr aussagen. Homers Mensch und der des Ossian ist im Grunde der nähmliche, nur das Land und die Zeit individualisirt ihn.

*) Shakespear's Cäsar kann, nach meiner Meinung, nur deswegen ein Trauerspiel genennt werden, weil Brutus, der es mit Rom besser meinte, dem Octavius erlag.

Wohl ist die Macht der Liebe noch nie so erhoben worden, als dadurch daß sie einen edeln Schweitzerjüngling zu dem Entschlusse bewegen konnte, sein Vaterland zu verlassen und auf die Seite des Feindes zu treten. Aber auch dieser Zug gehört in dieses Natur-Gemälde.

Eine schöne Seiten-Gruppe macht der alte Attinghausen mit seinen Knechten, wie sie nach patriarchalischer Sitte das Frühmahl mit einander nehmen.

Das Weib des Wildheuers gehört nicht auf eine Seite im Vorgrunde, sondern zur Mittel-Gruppe. Sie vollendet die Vorbereitungen zu Geßlers Erschießung und muß als das letzte Motiv zu Tells That angesehen werden: sie schnellt, so zu sagen, den Pfeil von des Schützen Bogen, sie ist, für den Augenblick, Schuld an seinem Falle. Ja! stände der Fernhintreffer Tell nicht oben, und draußen trügen die Zuschauer Bogen und Pfeil, ich möchte nicht gut stehen für des Wütterichs Leben. So stark motivirt und wirkt der Vorfall zwischen dem jammernden, verzweifelnden Weibe und dem entsetzlichen Barbaren! Nach der Scene, wo Tell den Apfel vom Kopfe schießt, thut diese die meiste Wirkung. Sie ist hochtragisch.

Daß oben auf den Bergen eine Hochzeit mit Musik vorüberzieht, während im Thale der Tod den barmherzigen Brüdern zu schaffen gibt, darin erkennt man ganz die Manier des Dichters.

Meisterhaft erfunden und nur von einem Genie zu erwarten ist die Scene, wodurch der Dichter Tells That und Charakter in das hellste Licht zu setzen sucht, nähmlich die Scene, wo Tell und Joannes Parricida zusammengestellt werden. Von blutiger That kommen beide; aber welch ein Unterschied in dem Gemüthszustande! Bang, scheu vor dem Rächer, von den Furien gepeitscht, blickt der Vatermörder umher. Jetzt wie vor, in hoher Ruhe steht Tell da, der Freiheitsretter, der Tyrannen-Tilger, der Unschuldsrächer. Der klare Spiegel seiner Seele bleibt ungetrübt von seiner That. Ihm graut vor dem Verbrecher, und dieser darf ihm nicht über die gastliche Schwelle treten. Ich weiß nicht, warum diese Scene dem Gefühle manches Kunstkenners so ferne vorkommt, und warum er den Tell, so zu sagen, eines Pharisäismus beschuldigt, wenn er im frohen Gefühle seiner Unschuld spricht. Was der Schweitzer-Heros von sich und seiner That sagt, kann man auch nicht Brüsterei nennen, so wenig als jenes, was Homers Helden von sich sagen. Der Natur-Mensch spricht, wessen er sich bewußt ist, frei, ohne Scheu, er kennt keine Etikette.

Was die Aufführung dieſes Stückes betrift, denke ich, daß es, auf die gewöhnliche Art gegeben, parodirt werde. Es will im Freien aufgeführt ſeyn, und das war des Verfaſſers Meinung oder ich irre mich ſehr. Zwar bleiben auch dann noch Schwierigkeiten; allein es iſt möglich, ſie zu beſiegen, und das iſt genug: das Streben der Kunſt begrenzt ſich nur an den Schranken des Möglichen.

Was die Scenen verlangen, iſt kein übertriebener Theater-Luxus; das vollendet erſt die Welt, die uns der Dichter darſtellen will; die Handlung und die Handelnden fordern ſolche Umgebungen. Wenn man in den Scenen Ausſchneidungen erlaubt, verſtümmelt man das Ganze, caſſirt den kraftvollen Sinn des Werkes, und ſchwächt den Total-Eindruck.

Die Stereotypen in Baiern.

(Beſchluß.)

Ueberhaupt ſcheint die Stimme des größeren Publicums — das durch den kunſtſcheuigen Haufen ſeiner Schriftſteller eine gar unbeſtimmte Richtung erhalten hat — in dieſer Sache ſehr ungewiß zu ſeyn, da oft die Autoren ſelbſt über ihren Werth gar nicht mit ſich im Reinen ſind. So hatte, nach meiner Meinung, Schiller ſeinen anerkannten Werth ganz außer Act gelaßen, da er dem erſten Bande ſeiner reiferen Gedichte noch eine Sammlung ſeiner ſchwachen Jugendarbeiten an die Seite ſtellte, die ſein eigenes Urtheil, in den beßern Zeiten, gewiß ſelbſt des erſten Druckes für unwürdig gehalten haben würde. Keiner aber ſcheint mehr als Ramler über den Werth ſeiner Gedichte irre geworden zu ſeyn, da er ſich Jahre lang damit beſchäftigte, das etwaige Gute darin durch ſeine nachherigen mühſeligen Verbeſſerungen zu zerſtören. — Um wieder auf das Publicum zu kommen: ſo glaubt dieſes den unbedingten Werth eines Schriftſtellers hinlänglich bewieſen zu haben, wenn es nur ſagen kann, daß ſeine Werke brav geleſen werden; da es alſo ſo brav lieſt, ſo bleibt ihm natürlich keine Zeit übrig, auch etwas geſcheutes über das Geleſene zu urtheilen, es wäre daher auch unbeſcheiden, dieſes von ihm zu fordern. Gleichwohl aber kommen andere zum Vorſchein, die eine angeblich gründliche Beurtheilung zum Zweck haben; ſie nehmen ſich die Freiheit das Publicum — obſchon ſie ſelbſt nicht ohne Publicum ſeyn könnten — zum Beſten zu haben, und wollen ihm das unmäßige Leſen ausreden; allein da jeder ſich auf ſeinem Platz zu behaupten ſucht, ſo gibt es häufige Colliſionen, und am Ende weiß man nicht mehr, woran man iſt. Bei dieſen widerwärtigen Umſtänden würden nun auch unſere Stereotypen ins Gedränge gerathen; ſollen ſie auf die eine oder andere Seite ſich ſchlagen, ſich dem Dienſt der Auguſt von Kotzebue, oder der Auguſt Wilhelm Schlegel widmen? — Einige ſind der Meinung, daß dieſes alles ſich entſcheiden werde, ſobald nur erſt die herrſchende Leſewuth gedämpft ſeyn wird, ſobald das Publicum, — ſo aus einem kleineren und größeren beſteht — überhaupt kleiner wird; ſodann müſſe ſich endlich die Hofnung aufthun, daß das ſo ſehr verwirrte Publicum zu Verſtande kommen werde. Unterdeſſen mag bis dahin jeder in Abſicht der Stereotypen verfügen, was ihm das Beſte gethan dünkt; damit aber ein Grundſtein in unſrer claſſiſchen Litteratur gelegt werde, ſo dächte ich, daß man den erſten Verſuch der Stereotypographie in Deutſchland mit Leſſings Nathan dem Weiſen beginnen könnte. Die Deutſchen müßten in der That ihren Charakter zu verläugnen anfangen, wenn ſie dieſem Werke die ihm hiermit zugedachte Ehre ſtreitig machen wollten; in ihm hat ſich Leſſings Geiſt concentrirt, und ſo vielſeitig wie dieſer Mann hat doch keiner auf unſere gegenwärtige Bildung gewirkt, keiner ſo manches vorbereitet, und dieſes iſt wohl ſein größtes Verdienſt, denn im Ganzen genommen, hat er nur negativ gewirkt.

Man kann oft ſehr vortheilhaft eine kleine Sache mit einer größern in Verbindung bringen, wann letztere nicht, wie ſichs gebührte, beachtet wird. — Sollten nicht die Stereotypen unſern Dichtern, Philoſophen und Hiſtorikern zu einem Gedanken Veranlaßung geben, mit dem die wenigſten ſich bisher vertraut gemacht zu haben ſcheinen. In welchem Maße würden nicht ihre Werke an ächter Vollendung gewinnen, wie ſehr würden ſie nicht von jenen manigfaltigen Intereſſen des Augenblicks — die im nächſten Zeitpunkt ſchon wieder in Dunkel verſchwinden — weniger angefüllt ſeyn, wenn ſie ſich beſtrebten, ſie des Stereotypen-Drucks würdig zu machen! — Kein Werk ſollte durch dergleichen feſte Platten fixirt werden, das nicht durch innere Kraft und Befreiung von den Zufälligkeiten des Augenblicks, die für ſich unbedeutend und ſchwach ſind, dem Drängen und Anſtoße der nachfolgenden Jahrhunderte ſchon widerſtanden hätte, oder noch zu widerſtehen im Stande wäre. An Werken der letzteren Art iſt unſer Zeitalter ſehr arm, da leider die Producte unſerer Meſſen, mit Ausnahme weniger, das Schickſal der beweglichen Typen theilen, denen ſie ihr öffentliches Daſeyn verdanken; jene ſtehen in ihrem höchſten Glanze, während ſie unter der Preſſe in Fächern ſchön geordnet vieler Hände beſchäftigen; dieſe feiern

die Blüte ihres Daseyns, während sie im Weidmann'schen Catalog sich ankündigen, auf den Messen öffentlich hervortreten, und sodann die Ehre genießen, daß in den Synedrien der Litteratur — Journalen und gelehrten Zeitungen — über ihre bemerkbarsten Eigenschaften mancherlei in utramque partem gesprochen wird; nachdem aber diese Periode, bei der niemand die Zeit lang wird, weil sie sehr kurz ist, vorübergegangen, werden auf der einen Seite die beweglichen Typen aus Reih' und Glied gerissen, und ihre schönen Fächer in wenigen Augenblicken zerstört, als ob sie nicht da gewesen wären; von der andern Seite sinkt die Masse der gedruckten Artikel, nachdem sie zum Vortheil der Verfasser und Verleger eine vorübergehende Erscheinung gemacht, allgemach auf dem stillen Ocean der Vergessenheit in einen sanften Schlummer — freilich nicht in einen solchen, der jene Siebenschläfer, wovon die Legende erzählt, heimsuchte, sondern in einen vollkommnen, ewigen Todesschlaf. Der Himmel gebe ihnen allen eine sanfte Ruhe, auf welche denn auch dieser Aufsatz über die Stereotypen in Baiern — sobald er nur erst gedruckt ist — gerechte Ansprüche machen zu können glaubt.

B. J. D.

Zur Geschichte des Theaters in Deutschland.

Im Jahre 1629 hatten die Lehrer an den beiden Schulen zu Berlin Schauspiele aufführen lassen, wahrscheinlich durch ihre Schüler; der Kurfürst Georg Wilhelm, darüber entrüstet, verbot es ihnen in einem besondern Reskripte, worin unter andern folgende Stellen vorkommen: „Wenn ihr alle Historien durchgehet, werdet ihr nicht finden, daß jemahls sich die Heiden so ferne von Gott abgewandt, daß sie sich zu solchen Zeiten, als wie die seyn, die Gott itzo hat auf uns kommen lassen, Comödien zu spielen, oder fürzunehmen unterstanden haben sollten."

Ferner führt der Kurfürst den Herren Rectoren und Conrectoren zu Gemüthe; daß die Kriegslast ja allen so schwer auf dem Halse liege, daß einige darüber in Desperation gerathen wären, und gar Hand an sich selbst gelegt hätten, daß des Hin- und Herziehens des Soldatens kein Ende, daß giftige Seuchen selbst in den Residentien verspürt worden, und daß das Geld so rar sei, daß man nicht rühmen könne: non audiri quaerelam in plateis nostris, und dennoch wollten die Herren Comödien spielen, damit niemand gedient sei, und wovon auch kein Verständiger etwas halten könne. „Dieweil es — wie sich das Reskript ausdrückt, — mit eurem Comödienspielen ein lauteres hölzernes Wesen ist."

Aber nun kommt der Hauptgrund: „Meinet ihr, daß das Zeichen am Himmel, welches sich am dreißigsten Augusti in Gestalt eines Drachen sehen ließ, darumb erschienen, daß ihr darauf also fort am Zehnten dieses denen gleich, welchen es eben eins ist, ob sie einen zornigen oder gnädigen Gott haben, mit allerhand fürlaufenden Sachen, daran Gott ein Greuel hat, Comödien agiren sollet! — Seht ihr nicht, wie es überall so gefährlich um die liebe Religion stehe, und ihr, die ihr Litterati seyn wollt, lasset euch solchen Schaden Josephs gar nicht angehen? — Aus, aus mit solchen Gedanken!" —

Charade.

Es ist die erste Silb' ein liebes, holdes Wesen,
Ihm blüht des Erdenlebens reinstes Glück;
Und was es ist, das sind wir alle einst gewesen;
Doch nimmer kehrt für uns die goldne Zeit zurück. —
Wenn im Gedräng der Welt vergebens Müh und Kummer
Des Daseyns Gabe bitter oft vergällt,
Gewährt der Silben zweit' und dritte süssen Schlummer,
Daß sich zu neuer Lust auch neu die Kraft erhält. —
Verbindest du die erste noch mit beyden,
Dann zeigen alle drei dir einen Zustand an,
Den nur die Hälfte kennt der Menschheit, die an Leiden
So reich, wie's schwerlich eine Sprache schildern kann;
Wo alle Kräft' im Streite schmerzlich, heftig ringen,
Verzweiflung nun, und Hoffnung nun die Stätt' umschwebt,
Bis daß nach herbem Kampfe sich auf goldnen Schwingen
Aus nahem Tod ein neues junges Leben hebt;
Und was das ganze Wort viersilbig dir verkündet,
Das ist es, was in diesem Zustand sich befindet. —

C. . .

Die Thräne.

Reitzend zu schauen im Kelch der Rose die Perle des Morgens!
Aber reitzender noch Thränen im liebenden Aug!

C.

1805. Nr. 115.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 30. September.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Fernere Nachrichten über Raynouard's Tempel-Herren.

Der erſte und gerechteſte Vorwurf, den man dem Verfaſſer der Tempel-Herren machen kann, iſt gewiß der, daß in der Expoſition eine Unbeſtimmtheit liegt, die ſich über das ganze Stück mehr oder weniger verbreitet. Dieſer Fehler fällt dem Zuſchauer ſogleich in die Augen, und kann ſelbſt von den eifrigſten Anhängern des Verfaſſers nicht ganz und gar der Natur des Sujets zur Laſt gelegt werden. Freilich konnten die Anklagen gegen die Tempel-Herren nicht auf dem Theater umſtändlich vorgebracht werden, und der kurze Zeitraum von vier und zwanzig Stunden entſchuldigt es, wenn die Tempel-Herren im erſten Acte frei ſind, im dritten gefangen genommen werden, und im letzten in Form Rechtens ſterben, ohne daß alle dieſe Begebenheiten vollkommen ins Licht geſetzt werden; aber unverzeihlich und nur ihm allein zuzurechnen iſt die Unordnung und Dunkelheit, welche in dem herrſcht, was er geſagt hat, ohne Rückſicht auf das, was er nicht ſagen konnte.

In der erſten Scene iſt der Dialog zwiſchen dem Miniſter und Canzler verfehlt; erſt glaubt man, Marigni wolle Nogaret mit den Abſichten des Königs bekannt machen, indem er ſagt, daß

— — avant la fin du jour
Un grand événement étonnera la Cour,

und in der Folge unterrichtet hingegen Nogaret den Marigni über den Vertrag zwiſchen Clemens V. und Philipp dem Schönen. Hören Sie unſern Plan, ſagt er zum Premier-Miniſter, der ihn alſo nicht wußte.

Hierauf zeigt Nogaret dem Großmeiſter an, daß ſeine Titel in den Hallen des Tempels verſchwunden ſind, und ſein Orden aufgehoben iſt; als wenn dieß beides ohne Wiſſen des Großmeiſters möglich wäre. Ferner ſagt ihm der Canzler, daß alle ſeine Ritter im Tempel gefangen ſind, und doch iſt von ihrer Gefangennehmung noch keine Rede geweſen, und ſie werden auch erſt im dritten Acte feſt genommen.

In der folgenden Scene iſt der Dialog zwiſchen dem Miniſter und Canzler wieder eben ſo ſchlecht und unbeſtimmt. Kurz, ungeachtet am Ende des Actes der König ſich des Tempels bemächtigt, ſo weiß man doch noch nicht, ob die Tempel-Herren angeklagt worden ſind oder nicht, weil Nogaret in der erſten Scene ſagte:

S'il faut les accuser, je l'oserai moi-même,

man weiß nicht, wie der Orden aufgehoben worden iſt, ja es bleibt ſogar noch zweifelhaft; denn die Tempel-Herrn ſind im Tempel gefangen genommen, und doch gehen ſie nach Gefallen hin und her, ja der König ſagt beim

Abgehen, er wolle den Rath zum letzten Mahle versammeln, und wenn die Tempel-Herren unschuldig wären, sie frei sprechen. Aber wird der Orden aufgehoben, und ist seine Aufhebung gerecht, im Fall er ungerecht angeklagt ist? Wie weit ist man gekommen, und worauf kommt es dabei an?

In Rücksicht des Haupt-Interesse wird im zweiten Acte die Lage der Dinge in kein helleres Licht gesetzt. Die Königinn sagt dem jungen Marigni, daß die Tempel-Herren arretirt werden sollen, und daß man ihre Verzweiflung fürchte. Aber sie waren im Tempel consignirt, und da der König seinen Hof und seine Garde ohne Widerstand der Tempel-Herren dahin versetzt hatte, so war wohl nichts zu fürchten. Wie der König erscheint, erwähnt er nichts von dem Rathe, der über das Loos des Ordens hätte entscheiden sollen, sondern fragt nur Nogaret, ob die Ritter gehorchen werden, und dieser zieht sich mit einer beschönigenden Reticenz aus der Sache:

Je ne vous parle point, Sire, de leur reponse,
Ni des discours hautains qu'ils ont osé tenir;
Il ne faut désormais songer qu'à les punir.

Warum erfährt man aber nicht die Antwort, um derentwillen Philipp sie dem Inquisitor überliefert? Wenn der Großmeister und seine Ritter nur von einem Concil gerichtet seyn wollten, so war dieß ein Recht, das Gesetze und Herkommen ihnen zugestanden; und wenn man endlich den Großmeister auf den bloßen Machtspruch des Königs in die Aufhebung seines Ordens einwilligen sieht, wenn er ruhig, voll Hingebung keinen Gedanken an Widerstand aufkommen läßt, so ist es nicht glaublich, daß er in seiner Antwort gegen Nogaret mehr Forderungen gemacht habe.

Diese Dunkelheit hört erst im dritten Acte auf: hier sind die Tempel-Herren wirklich arretirt, und man weiß, daß der Inquisitor Gericht über sie halten soll. An die Aufhebung oder Beibehaltung des Ordens denkt man nicht mehr, es ist von dem Leben oder dem Tode der Individuen die Rede; das Interesse steigt. Man erfährt bald, daß Philipp die begnadigen wolle, die ihre Verbrechen eingestehen; und von nun an ist in dem Stücke weiter nichts unbestimmtes, als was von dem Sujet unzertrennlich ist, nähmlich die Ungewißheit über die Verbrechen, die man den Tempel-Herren Schuld gibt, und über die Beweggründe, aus welchen der König sie für strafbar hielt, ungeachtet des Zeugnisses der Königinn, des Connetables, eines Theiles seines Hofes, und ungeachtet der Festigkeit, mit welcher der Großmeister und seine Ritter ihre Unschuld behaupten. Aber noch ein Mahl, hierüber muß man das Sujet und nicht den Verfasser anklagen, und in Ansehung der Halsstarrigkeit des Königs werden wir in der Folge sehen, daß seine Inconsequenz und sein ganzes Benehmen aus der Schonung herfließt, die sich Herr Raynouard in Rücksicht seiner zum Gesetz gemacht hat.

Aber die meisten Kritiker haben nicht diese dunkle oft widersprechende Exposition bemerkt, wohl aber die Leere an Handlung gerügt. Dieß darf uns nicht wundern, da wir bisher immer an Stücke voll Begebenheiten, Revolutionen, Pantomimen, die manche, einfältig genug, Theater-Streiche nennen, gewohnt sind. Diese Wuth herrscht außer dem Theatre-français auch auf allen übrigen Theatern, so daß man sagen kann, daß die vielen Theater dem ächten Geschmack schaden. Alle diese Theater haben in ihren Repertorien nur lauter neue Stücke, bei denen man den affectirten Stil, die dunkle Exposition und die Unwahrscheinlichkeit der ersten Data übersieht, wenn der Stil nur den sogenannten Trait, und der Plan des Werkes Bewegung hat. Man bringt in das Theatre-français gewiß eine andere Stimmung und weniger Nachsicht mit, aber ohne daß man es selbst weiß, ist man geneigt, die Fehler, die man sogar anderwärts nicht bemerkt, schonender zu beurtheilen, und man wünschet dort ebenfalls etwas von der Bewegung, in der auf andern Theatern das Hauptverdienst besteht. Das Besuchen dieser Theater wirkt auf die Beurtheiler der Tragödie gerade so, wie das häufige Lesen der Romane auf die wirkt, die den Werth eines epischen Gedichtes bestimmen wollen. Wenn man die Romane der Madame Radklif gelesen hat, so wird man gewiß in Versuchung gerathen zu glauben, in der Iliade und Aeneide sei nicht genug Bewegung.

Dieser Tadel, den man den Tempel-Herren überhaupt macht, scheint mir nicht bedeutend zu seyn; mit mehr Grund kann man sagen, daß der Verfasser das Interesse des Stückes hätte weit mehr erhöhen können, ohne es gerade mit Begebenheiten zu überladen, wenn er zuweilen die sich alle fünf Acte hindurch gleich bleibenden Situationen verändert hätte; er konnte in uns die Furcht mit der Hoffnung wechseln, und nicht immer die nähmlichen Personen in der nähmlichen Gefahr schweben lassen, er konnte zu ihrem Besten einige wirksamere Kräfte in Thätigkeit setzen als die Verwendung des Connetables bei den Richtern, und der Königinn bei dem König, und endlich konnte er die Episode mit dem jungen Marigni und die Situation seines Vaters besser benutzen.

Man wirft Herrn Raynouard vor, daß er diese beiden tragischen Knoten ohne Grund abgerissen habe: man

hätte gewünscht den Kampf des Sohnes zwischen Liebe und Tugend zu sehen, und daß die Verzweiflung des Vaters mehr vor Augen gelegt wäre, der im zweiten Acte sagt:

Quand les coups tomberaient même sur nos enfans,
L'intérêt de l'état commande qu'on punisse:

und im vierten Acte gezwungen ist, für seinen Sohn um die Gnade zu bitten, die nach seinem Willen allen verweigert werden sollte. Wir denken, daß es bei der gegebenen Rolle des alten Marigni dem Herrn Raynouard schwer gewesen wäre, uns für ihn zu interessiren; aber auch, daß bei der gewöhnlichen Art die Tragödie anzusehen, die übrigen Kunstrichter gerecht sind. Die Unthätigkeit des jungen Marigni, der im dritten Act die Tempel-Herren arretirt hat, scheint besonders unverzeihlich, und man begreift nicht, warum er die Königinn nicht wieder zu sprechen und mit ihr etwas über die Rettung der Gefangenen zu verabreden sucht; ja erst gegen Ende des vierten Actes erfährt man, was aus ihm geworden ist, wo sein Vater für ihn um Gnade bittet, indem er sagt, daß er arretirt sey, doch erfährt man nicht, ob er angegeben ward oder sich selbst stellte. Nur wenn wir uns auf den Gesichtspunkt zu stellen suchen, von wo aus Herr Raynouard sein Sujet und seine Kunst betrachtet zu haben scheint, können jene diese Vorwürfe widerlegen oder wenigstens schwächen.

Ein anderen eben so bedeutenden Vorwurf müssen wir billiger Weise erwägen. Es gibt, sagt man, in dieser Tragödie nur zwei Charakter, nähmlich den Großmeister und den jungen Marigni. Dieß ist wahr. Anfangs möchte man allenfalls zu Gunsten der Königinn eine Ausnahme machen, aber bei aller Hoheit und allem Adel der Seele, welche sich besonders in der schönen Scene mit dem König zeigen, ist ihre Rolle doch so leidend, und sie hat auf den Gang der Begebenheiten so wenig Einfluß, daß sie nur für eine schöne Rolle vom zweiten Range gelten kann. Dieß ist auch der Fall mit dem Connetable; die beiden Minister aber, die ziemlich kalt, wiewohl ohne Warmherzigkeit ihre Schuldigkeit thun, sind zwei Rollen ohne Colorit, die nicht einmal das Verdienst jener untergeordneten Tyrannen oder Prinzen-Verführer haben, die doch wenigstens das Colorit der Bosheit an sich tragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Provincialism.

Dem Wirrwarr großer Städte, wo der rastlose Wechsel aller Dinge die Seele betäubt, und die menschlichen Leidenschaften mit Speer und Schild auf offenen Kampfplatz treten, wo, gleich den Haupt- und Staats-Actionen lärmender Schauspieler, dem größten Geschrei applaudirt, und, so wie das sanfte, ruhige Spiel einer gefühlvollen Künstlerinn, das bescheidene Verdienst mit Kälte aufgenommen wird — diesem endlosen Taumel der großen Weltschauplätze entreißt sich der Mensch, der im vertraulichen Cirkel weniger guter Menschen an der Seite eines Freundes, in den Armen einer geliebten Familie, zwischen den friedlichen Mauern eines Landstädtchens der Provinz den frohen, ungestörten, unverbitterten Lebensgenuß aufsucht. Dort wähnt er ihn zu finden, in jenen geräuschlosen Straßen, wo sich an jedes Haus ein liebliches Gärtchen anschließt, und wo die schöne Natur den Wanderer bis an die Thore der Stadt begleitet; dort, sagt er, fühlt man sich von der Betäubung der großen Welt entfernt, von dem Zwange des Hoflebens entfesselt, den Spionen aller Art entrückt, von den Ketten der Etikette befreiet, vor den Anfällen der Schwätzer und Projectanten gesichert, von den Bestürmungen der Complimente losgewunden, und allen Qualen und Martern des großen, in Haupt- und Residenz-Städten herrschenden Tons, wo der Zeitgeist tyrannisirt, überhoben; dort beunruhigt kein Steigen und Sinken der Factionen, dort blendet kein Schimmer außerordentlicher Glücksgüter, täuscht kein Lächeln des Höflings, neckt keine Kabale in öffentlichen Geschäften, kränkt kein Uebermuth der Großen, ärgert kein Ueberfluß des reichen und vornehmen Müßiggängers, und zerstreut kein lärmendes Gastmahl, keine sinnlose, ermüdende Abwechslung in Geschmack, Genuß und Zeitverlust.

Unter den friedfertigen Mauern der Provincial-Stadt sucht der bessere Mensch, als jener ist, der in den Hauptstädten der rauschenden Freude nachjagt, und Gesundheit und Leben opfert, die sanftern, süßern Genüsse, die ihm Ruhe, Eintracht, Freundschaft, Liebe, Einfalt der Sitten, reiner Geschmack, Kunst, und Natur gewähren.

Er sieht sie, die friedlichen Mauern von Fluren umgeben, und von fruchtbaren Bäumen umschattet; keine Bollwerke aus eisernen Jahrhunderten her vertheidigen sie; in den Duft der Wohlgerüche aus Pflanzen und Früchten und Blumen eingehüllt, deckt sie kein Schleier vergiftender Dünste. Kein Wagengerassel unterbricht die wohlthätige Stille des Abends, die Ruhe der Nacht, und in traute Cirkel theilen sich die Familien in den Stunden, die der Erholung und dem Vergnügen gewidmet sind; dort verplaudert, verscherzt und vertändelt man die frohen Abende, oder erzählt sich Dinge, die das Herz erheben, und das Leben beseligen.

Der Tag iſt von dem erſten Strahle der Sonne bis zum letzten Aufglimmen der Abendröthe der Arbeit gewidmet; keine Menſchen-Claſſe ruht auf Koſten der andern, niemand fragt: Wie wollen wir den Tag hinbringen? Wie wollen wir uns die Zeit vertreiben? Niemand klagt über die drückende Laſt der Langeweile; alles, was auf Straßen hin und her wandelt, ſucht ſein Geſchäft, und in den Wohnungen aller Claſſen findet man genügſame, geſunde Menſchen, weil allenthalben gearbeitet, erworben, die Zeit benützt, keine Stunde verloren, und der wohlthätige Fluch: Du ſollſt dir das Brod im Schweiß deines Angeſichts verdienen, getreu in Erfüllung geht. Man weis das Leben zu genießen, weil Arbeit die Würze des Lebensgenuſſes iſt. Gutmüthig und wohlwollend drückt ein Nachbar dem andern die Hand, denn keiner findet Zeit, in des andern Aug einen Splitter zu ſuchen. Nur die Arbeit iſt in dieſem Menſchenkreiſe die Nahrungsquelle, und nur jener ärntet, der geſäet hat. Den Staatsdiener beſchäftigt vom frühen Morgen bis zum dämmernden Abend ſein Wirkungskreis, das Wohl des Landes und die Sorge für das Volk, den Bürger ſein Gewerb, den Künſtler ſein Ideal, den Gelehrten die Bildung der Nation, den Prieſter der Unterricht, und den Soldaten der Schutz oder die Vertheidigung ſeiner Mitbürger, die Weiber und Mädchen beſorgen das Haus, und die Kinder findet man in den Schulen. Andere Menſchen-Claſſen giebt es hier nicht.

Die Stunden der Erholung weiht man der geſelligen Freude; und da die Menſchen der Provincial-Städte mehr neben einander als hinter einander ſtehen, da man ſich von einer Abſtufung zur andern immer die Hände reichen kann, ſo gibt es keine Lücken, keine leeren Stellen, in welche ſich Etikette, Stolz, Rangſucht, Ehrgeiz und Arroganz eindringen, und die Cirkel vertraulicher Einheit und unbefangenen Frohſinns trennen. Kein Hofſtaat glänzt und ſchimmert in den Sammlungsplätzen der Freude, kein Mächtiger lächelt dem Niedern ſeine Gunſt zu, nichts kündet ſich mit Geräuſch an, nichts ſucht zu imponiren oder in Erſtaunen zu ſetzen, keine Aſpaſien, keine Phrynen giebt es zu bewundern; für alle dieſe Eigenheiten der großen Weltſchauplätze fühlt ſich der Provincial-Städter dadurch entſchädigt, daß er mit offenem Auge und ungebücktem Rücken jedermann entgegen kommen darf, den Werth ſeines Selbſtes fühlt; daß Unſchuld, Tugend, und Natur griechiſche Schönheit, Weisheit und Gelehrſamkeit bei Weiber und Mädchen erſetzen.

So denkt ſich der gebildete Menſch mit reinem lebhaftem Gefühl, mitten in der großen Welt, in der Einſamkeit eines ſcientifiſchen Lebens, und von den ſchönen Idealen umgeben, die er ſich in Geſellſchaft der Muſen ſelbſt erſchafft — ſo denkt er ſich den Geiſt des Provincialism, ſo das Leben unter ſeinem Schutze, ſo die Menſchen und die kleine Welt, auf ſeine Bedürfniſſe beſchränkt.

Aber wie dann, wenn ſich auch hier, und gerade der gebildete Menſch am grauſamſten täuſcht, wenn auch hier die Phantaſie des gutmüthigen, des ſanften Schwärmers, das Ideal des originellen Geiſtes Welt und Menſchen in eine Zauberlaterne ſtellt, deren Bilder an der Wand verſchwinden, ſobald die Laden dem reinen klaren Lichte des Tages geöffnet werden? Wie aber, wenn der Menſch, der in Provincial-Städten friedlichen, frohen, einfachen, Herz erwärmenden Lebensgenuß ſucht, für ihn die mannigfaltigſten Genüſſe der groſſen Welt, und auch ihre Schätze die die Tempel der Kunſt, des Geſchmacks, der Wiſſenſchaften, dem edlern Menſchen anbieten, aufopfert, — wenn er nun dieſen Geiſt des Provincialism in der Geſtalt einer alten, pedantiſchen, mediſanten, langweiligen, geſchwätzigen, frömmelnden, ahnenſtelzen, abgeſchmackten Matrone erblickt, die vor den Denkmälern des guten Geſchmacks gefühllos vorüber wankt, den Morgen verplaudert, den Nachmittag vertändelt, den Abend am Kartentiſch tödtet, und ſich mit der ſinkenden Sonne mürriſch und freudenlos [illegible]

Grillen.

Einige Tropfen Kynismus in die todte Maſſe unſers geſellſchaftlichen Lebens zu gieſſen, dürfte für eine nicht nachtheilige Behandlung des kranken Zeitalters gelten. Das Leben ſpielt nur noch in matten Krämpfen auf der Oberfläche; der innere Reiz, das Prinzip der Lebens-Functionen, iſt beinahe erloſchen bei dem gewaltſamen Zurückdrängen jedes aus ſich ſelbſt Heraustretens.

Die Umarmung.

Brünſtig umſchlingt der Mann den reizenden Körper des Weibes,
Und in des liebenden Aug ſonnt ſich der ſchmachtende Blick.
In dem Arme der Kraft ruht ſicher das Zarte und Weiche:
Alſo ans himmliſche Blau ſchmiegt ſich die endliche Welt.

1805. Nr. 116.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 2. Oktober.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Fernere Nachrichten über Raynouard's Tempel-Herren.

(Fortsetzung.)

Die Rolle Philipp des Schönen ist voll Ungewißheit, Inconsequenz und Widersprüchen. Bei seiner Unentschlossenheit, was er von den Tempel-Herren denken soll, sammelt er überall Beweise. Die tristigsten und unparteiischten sind günstig für sie, und doch entschließt er sich sie für Verbrecher zu halten. Man schildert sie ihm als Rebellen; sie lassen sich ohne Widerstand arretiren, und er übergibt sie dem Inquisiter als solche. Er ist mehr als jemahls von ihren Verbrechen durch das mit der Folter abgezwungene Geständniß überzeugt, und doch hält er es für möglich, daß sich der Großmeister rechtfertige. Dieser antwortet wirklich auf die Hauptanklage; Philipp stellt ihm zum letzten Beweise das Bekenntniß seiner Mitverbrecher entgegen, und wie diese dasselbe, ungeachtet des sie gewiß erwartenden Todes, zurücknehmen, bleibt er ungerührt. Endlich spricht das Tribunal das Urtheil, die Verwandten und Freunde der Tempel-Herren bitten um Gnade für sie, und derselbe König, der sie für Feinde des Altars und des Thrones, für Verräther an Religion und Vaterland ansieht, ist nicht nur bereit ihnen diese Gnade angedeihen zu lassen, wenn sie darum bitten, sondern er will ihnen auch seine Gunst schenken:

J'attends leur repentir; ma cour et mes bienfaits
Honoreront en eux des chevaliers français.

Was für französische Ritter und militärische Ordensbrüder wären das, die ihren Monarchen und ihren Gott verläugnet hätten! Hierin liegt die neue Inconsequenz, daß Philipp bereitwillig ist, sie mit Wohlthaten zu überhäufen, wenn sie sich durch ihr Bekenntniß für strafbar erklären, und sie aufs Schaffot schickt, wenn ihr festes Läugnen dieser eingebildeten Verbrechen einiger Maßen Recht gibt, sie in Zweifel zu setzen. Aber diese Inconsequenz hat ihren Grund in der Jurisprudenz der Inquisition, und ist dem Philipp nicht eigenthümlich.

Wie kann man alle diese Widersprüche in einem Haupt-Charakter rechtfertigen? Herr Raynouard wollte das Andenken des Königs schonen. Hätte er ihn, wie die meisten Geschichtschreiber thaten, als geitzig, ehrsüchtig, rachsüchtig geschildert, so würde die Verfolgung, deren Opfer die Tempel-Herren sind, in den Beweggründen nichts unbestimmtes enthalten haben, das Benehmen Philipps wäre consequenter gewesen, er würde weder mit seiner Meinung noch mit seinen Entschlüssen gezaudert haben, aber er wäre sehr hassenswerth erschienen. Herr Raynouard nahm die Unschuld der Tempel-Herren zur

Grundlage ſeiner Tragödie, er kannte alſo aus Philipp nichts anders als einen Tyrannen oder einen ſo ungewiſſen, unentſchloſſenen Mann machen, wie er ihn dargeſtellt hat. Verlor er auf dieſe letzte Art an dramatiſcher Schönheit, — welches noch nicht erwieſen iſt — ſo mußte er bei gewiſſen Richtern gewinnen, die heut zu Tage ſehr zahlreich ſind, und ſich des Andenkens der Todten ernſtlich annehmen. Geſetzt, die Unſchuld der Tempel-Herren iſt zweifelhaft, und Herr Raynouard verfährt zu gelinde mit ihnen, wenn er ſie als Märtyrer ſchildert, ſo müßte man doch auch zugeben, daß er zu gelinde gegen Philipp iſt, wenn er ihn ungeachtet ſeiner Inconſequenzen als gerecht und ſogar als großmüthig ſchildert, indem er alle an ihm bekannten Fehler verheimlicht, und ihm beſonders das Gehäſſige benimmt, daß er die Tempel-Herren zum Schafot ſchickte, während der Legat Aufſchub verlangte. Wenn er ſeine Schlachtopfer zu ſehr ehrte, ſo hat er, ſo zu ſagen, ebenfalls den Unterdrücker gerechtfertigt.

Dieſe Apologie des Charakters Philipp des Schönen in ſeiner Tragödie mag bei ſolchen Richtern, von denen bisher die Rede war, wenn ſie aufrichtig ſind, gelten, aber nicht bei ſolchen, die eine Tragödie nur als ein Kunſtwerk betrachten, beſonders wenn die Scene uns um fünf hundert Jahr zurück ſetzt. Ueberdem kann ſie Herrn Raynouard nicht rechtfertigen, weder wegen der Schwäche der andern Charaktere, wegen der Unthätigkeit, in welcher er die Tempel-Herren läßt, noch wegen der bemerkten Fehler. Aber wir hatten dieſer Rechtfertigung um unſerer ſelbſt willen nöthig, und um uns das Glück, welches das Stück gemacht hat, und den Enthuſiaſmus des Publicums zu erklären. Wir wollen ſie unſern Leſern ſo vorlegen, wie wir ſie gefunden haben.

Unſer erſter Gedanke war natürlicher Weiſe, eine anerkannt vorzügliche Tragödie aufzuſuchen, die bei gleichen Fehlern doch gleichen Eindruck machte. Die große Einfachheit dieſes Werkes, ſein wahrhaft religiöſer Charakter, die Art von Verhängniß, das die Begebenheiten zu leiten ſcheint, brachten uns auf den Gedanken, daß die alten Tragiker und beſonders Sophokles uns das verlangte Beiſpiel geben könnten, und letzter hat es uns auch wirklich in ſeiner Antigone hinterlaſſen.

Nach dem gegenſeitigen Brudermord des Eteokles und Polynices verbot Kreon, der ihnen auf dem Thron von Theben folgte, dieſem die letzte Ehre zu erweiſen, weil er im Gefecht gegen die Thebaner geblieben war. Antigone kann, ungeachtet die Todesſtrafe auf die Uebertretung dieſes Verbotes geſetzt iſt, ihren Bruder nicht unbegraben laſſen: mit eignen Händen gräbt ſie ihm ein Grab, in welches ſie ihn legt, aber als ſie wieder kommt, um die Todtenopfer zu bringen, wird ſie überraſcht und gefangen genommen. Kreon nimmt ſie ins Verhör, ſie geſteht alles und trotzt ihm, und er, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, daß ſein Bruder im Begriff iſt, ſich mit Antigone zu verbinden, befiehlt, daß ſie lebendig in einen Felſen eingemauert werde, welches auch geſchieht. Hemon allein will ſich widerſetzen, aber auch nur indem er ſeinen Vater anflieht; und ſtatt etwas zu Antigone's Rettung zu unternehmen, tödtet er ſich ſelbſt neben ihr. Freilich droht Tireſias dem Kreon mit dem Zorne der Götter, er erſchreckt ihn, aber Kreon bereut es zu ſpät. Antigone und Hemon ſind nicht mehr, und Eurydize, Kreons Gemahlinn ermordet ſich vor Verzweiflung, als ſie das Unglück ihrer Familie hört.

Iſt wohl in dieſer Tragödie viel Bewegung, viel Thätigkeit? Geht man wohl auch nur einen Augenblick von der Hoffnung zur Furcht über? Verändert ſich die Situation der Perſonen? Worin beſtehen die Bemühungen zu Antigone's Rettung? In der bloßen Fürbitte ihres Liebhabers und in den ſpäten Drohungen eines Propheten. In der eben geleſenen kurzen Entwickelung findet man nur einen einzigen Charakter, nähmlich den Charakter Antigonens. Größere Beſtimmtheiten würden den Charakter ihrer Schweſter Ismene mehr herausgehoben haben, die es zwar ausſchlug Theil an der gefährlichen That zu nehmen, aber hernach mit ihr ſterben will. Aber was denken wir von jenem Hemon, der nur in einer Scene auftritt, und zu der Rettung ſeiner Geliebten nichts verſucht, und von Kreon, der taub gegen die Stimme der Natur, des Volkes und der Tugend iſt? Ich will kein neues, erſt ſeit Monaten beliebtes und geprüftes Werk einem Meiſterſtücke an die Seite ſetzen, das durch den Beifall ſeit zwei tauſend Jahren heilig iſt. Aber geſtehen wir ein, daß die Fehler der Tempel-Herren wenigſtens eben ſo groß in der Antigone anzutreffen ſind: wenn alſo Herr Raynouard nach der Meinung gewiſſer Kunſtrichter nicht weiß, was eine Tragödie iſt und was zum Theater gehört, ſo war Sophokles auch nicht viel geſcheuter als er.

(Die Fortſetzung folgt.)

Provincialiſm.

(Fortſetzung.)

Es iſt auffallend und wahr, daß gerade in den Städten und Flecken der Provinzen die Menſchen unter einander ſelbſt über Zwang, Ungeſelligkeit, Etikette, Prä-

kenſionen und Arroganzen klagen, gerade in den Cirkeln, wo die Menſchen ſo wenig gezwungen ſeyn ſollen, und es auch ſind, ſich — man erlaube mir das unüberſetzliche aber nun einmal alles umfaſſende Wort — zu geniren.

Wer nur ſo lange in einem dieſer Orte, die etwas entfernt und aus dem Kreiſe der Hauptſtadt liegen, gelebt hat, um ſich mit ſeinen örtlichen Verhältniſſen und den mannigfaltigen Verbindungen der Familien und der Politik vertraut gemacht zu haben, wird ſich haben überzeugen müſſen, wie wenig die Einwohner der Land- und Provincial-Städtchen das Glück zu genießen und die Gelegenheit zu benutzen verſtehen, ſich das Leben und den gegenſeitigen Umgang zu veredeln und zu verſüßen.

Als Geſchäftsmann wird er tauſend Mahl auf Widerſtand der Arroganz und der Privat-Zwecke ſtoßen, als Haus- und Familien-Vater wegen der unentbehrlichſten Bedürfniſſe in Verlegenheit ſeyn, als Nachbar ſeine Thüre ſorgfältig vor den Furien des Neides, der Verläumdung, der Mißgunſt zuſchlieſſen, als Freund die Menſchen genauer und länger als in der Mitte der großen Welt zu prüfen, als Gatte der Verführung ſeines Weibes eben ſo ängſtlich als dort vorzubeugen, und als Menſch ſich nur gar zu oft über Liebloſigkeit, Ungeſelligkeit und Gefühlloſigkeit ꝛc. zu beklagen haben.

Tritt er am Morgen an ſein Geſchäft, ſo wird er keinen Schritt ohne Bückling vor einem Höhern wagen können; jeder will befehlen, jeder um und neben ihn mehr ſeyn, mehr wiſſen, thun, herrſchen. Kein frohes Gaſtmahl von Geſelligkeit, Frohſinn und Scherz gewürzt, wird ihm Erholung gewähren; alles iſt dabei auf Ehrenbezeugung, Rang, Reſpect und Unterthänigkeit berechnet. Wer ſich nicht auf acht Tage den Magen anfüllen kann, wird ſich bei der Frau des Hauſes ſchlecht empfehlen, und mit Aufforderungen beſtürmt werden, die Köchinn zu becomplimentiren. Für Hunger und ſtarken Appetit iſt mit vollen Schüſſeln geſorgt, aber ſelten für die Forderungen des Geſchmacks und des geſelligen Zwecks. Selten wird ein ſinnreicher Einfall das Zwerchfell erſchüttern, noch ſeltener frohe, ungefeſſelte Laune und freundſchaftliches Hingeben den Wein credenzen.

Dagegen iſt das Kannenzieſſern bei Tiſch und in Geſellſchaft an der Tagesordnung; allenthalben werden Proceſſe geführt, Beſcheide dictirt, über Acten referirt, und wenn die Obſervanz, dieſe Zwillingsſchweſter des Provincialiſm, ſich in gelehrten Ausſprüchen, Relationen und Deductionen ermüdet hat, wird — mediſirt.

Die Spaziergänge ſind, wenn auch an jedem Baume eine Aeols-Harfe tönte, und jeden Weg Blumen und Pflanzen umduften, am Morgen und Abend die ſicherſten Zufluchtsörter für den Freund der Einſamkeit; dort und da bewegt ſich eine Geſtalt, welcher die Langeweile ſchwer auf der herabhangenden Lippe liegt, gleich einem irrenden Schatten an Lethe's Ufern, um die Mauern der Stadt — nach der Uhr, und mit dem Maßſtabe der Zeit in der Hand; frohes Gefühl, Hang zur Geſelligkeit, Freude, Freundſchaft und Liebe führt wenige Menſchen hinaus in die offene, einladende Natur, und dieſe ſehen ſich dort einſam, und verlaſſen. Seidene Kleider rauſchen durch die Straſſen, und beſtauben wohl auch am Sonntag die Promenaden, aber die frohen, geſelligen Menſchen bleiben hinter den Mauern zurück.

Wohl öffnet ſich auch in mancher Provincial-Stadt eine Schaubühne, aber nur für zwei Menſchen-Claſſen, — für die ſo genannten Honoratioren in den Logen oder auf dem erſten Platze, und für diejenigen, die mit ihrer Zeit immer in Verlegenheit ſind, und eben nichts beſſeres zu thun wiſſen, oder keinen Spieltiſch unbeſetzt finden; Der übrige Reſt des Theater-Publicums läßt ſich unter keine Claſſe ſetzen, weil er nur aus einzelnen Menſchen aus allen Claſſen beſteht: die wenigſten Plätze im Schauſpielhauſe ſind beſetzt, von den zwei Claſſen des eigentlichen Publicums zeigt die eine ihre Perſon, und die andere — gähnt. Die Claſſe der Zechſtuben füllt nur dann das Haus, wenn die Finanz-Speculation des Directeurs gezwungen iſt den Hanswurſt erſcheinen zu laſſen. Ein Schauſpiel-Directeur iſt freilich wohl bei dieſem Geiſte des Provinzialiſm am beſten daran; er ſieht ſein Publicum mit allem ſich begnügen, wenn er nur von Zeit zu Zeit geigen und ſingen läßt; und kommen noch zuweilen Zaubereien und wunderbare Verwandlungen vor, dann ſchreit Parterre und Gallerie ihm ein allgemeines Bravo zu.

Dem Manne von Geſchmack und dem Kunſtkenner widerfährt dann freilich das Schickſal des tanzenden Bären im Lande der Hinkenden; man lacht ihn aus, oder beweiſt ihm handgreiflich, daß Hinken ſchöner ſey als gerade gehen. Die Schauſpiel-Direction muß ſich zu ihrem Publicum herablaſſen, nicht daß ſie es wage, das Publicum zu ſich hinauf zu ziehen, aber gewöhnlich gehören dieſe Directionen dann auch in die Kathegorie des orthodoxeſten Provincialiſm.

Precär und vorübergehend ſind die Anſtalten und Verſuche für das geſellige Leben, den Lichtkugeln eines Feuerwerks ähnlich, die ein imponirendes Licht auf ein-

Augenblick verbreiten, und ſogleich wieder die Finſterniß über die Zuſammen verfallen laſſen. Allgemein hört man dann die Einwohner über die ſchnelle Vergänglichkeit derſelben klagen und ſeufzen, und als wollten ſie ſich ſelbſt einander zum Beſten haben, ſtört und vereitelt doch immer einer des andern Freude und Hoffnung. Der Ton der Rathsſtube iſt der Ton der Geſellſchaft, und als hätte die kleinſte Stadt gleich der großen chineſiſchen Hauptſtadt Peking unzählige Poſten nöthig, um ſich einander einen guten Morgen zu wünſchen, gleichen viele ihrer Geſellſchaften einer Concurrenz von Fremden aus allen fünf Welttheilen, die ſich zum erſten Mahl einander ſehen; alles ähnelt mehr einer Commiſſion zur Production der Diplome, Decrete und Urkunden, als einem Kreiſe von Nachbarn, Bekannten und Freunden, die ſich einander aufſuchen, um die Laſten des Standes und Berufs auf ein paar Stunden zurückzulegen. Die Prätenſionen der Geburt, der Ehren-Charge, der Verhältniſſe und des perſönlichen Einfluſſes liegen allenthalben auf dem Tiſche. Wehe dem! der eine Karte davon aufhebt, dem ſie nicht gebührt, und noch weher dem, der eine unter den Tiſch wirft.

Die größte Stadt der litterariſchen Welt zählt nicht ſo viele Journaliſten, Zeitungs- und Tagblattſchreiber als der Provincialiſm in ſeinem Sold hält. Dieſe verbreiten ellender als der thätigſte Telegraph durch alle Straßen, Häuſer und Familien alle Tagsereigniſſe von Aufgang bis Untergang der Sonne; ſie wiſſen und erzählen, wer, und wie oft und wohin man in die Kirche geht, wen man beſucht, und warum; wie viele Schüſſeln in jeder Haushaltung auf den Tiſch kommen; was jedes Kleid koſtet, wovon es der, der es trägt, bezahlt; wer und wie viel man borgt; welchen Umgang ſich jedes wählt, und aus welchen Urſachen; — zu welcher Stunde des Tages man erwacht, und zu welcher man ſich ſchlafen legt, und womit man den Tag zubringt; welche Bekanntſchaften, Freundſchaften, Ehen u. d. gl. geſchloſſen und getrennt werden; wer Briefe ſchreibt, und wohin; wer Briefe empfängt, und von wem; wer lieſt, und was; wer ſpielt, und wie hoch; man hält ſich gedruckte und geſchriebene Verzeichniſſe der Geburts- und Namenstage, der Kaffee- und Thee-Zeiten und bei allen dem bleibt es ein ewiges — Einerley.

(Der Beſchluß folgt.)

Liebe.

Nach dem Alkäus.

Es laſſe keiner, der frei von Liebe iſt, mit einem in Kampf ſich ein, den dieſe Leidenſchaft ermuthigt. Er erkenne, daß er als Uneingeweihter in die Myſterien der mächtigſten Gottheit mit ihrem Lieblinge in die Schranken zu treten nicht wagen darf.

Wer nicht liebt, iſt nur ſo ſtark als er Muth und Kräfte hat; er fürchtet den Gegner, der nicht nur von Mavors ſondern auch von des freundlichen Eros Raſerei erglüht, und wehe dem, der die hohe, erhabene, himmliſche Raſerei der Liebe nicht kennt.

Amors Bachanten, Mars und dem Gott der Liebe geheiligt, werden von beiden mit ätheriſcher Wuth begeiſtert, und iſt es denn ein Wunder, daß ſie unüberwindlich ſind? Nimmer verarge man es einem Krieger, den nur eine dieſer Gottheiten begeiſtert, wenn er mit einem Manne zu kämpfen ſich weigert, aus dem Mars und Eros athmen.

Die Lakedämonier opfern, ehe ſie ihre Phalangen ordnen, dem Amor, damit Liebe ihre Kämpfer verbinde. Auch Kreta's Bewohner wählen aus den Reihen ihrer Krieger die ſchönſten, und ſenden ſie feſtlich geſchmückt zum Altar des Eros ihm Opfer zu bringen.

Unüberwindlich war lange jene heilige Schaar der Thebaner, aus drei hundert Liebenden und Geliebten beſtehend. Ihr verdankte Epaminondas den Sieg bei Leuktra, und erſt in der Schlacht von Chäronea nahmen die Götter ſie — alle auf einmal — von dieſer Erde, die ihr reines Feuer ſo lange verſchönt hatte.

Wir ſind ſo ſehr Sklaven unſrer Organiſation, daß ſelbſt jene höhere, geſchlechtloſe Liebe — nach Plato das reine Attribut der Venus Urania — nicht ganz frei von Einmiſchung der Sinnlichkeit iſt. Wir werden uns mit unſrer Liebe immer an ein ſchönes Weſen anſchließen, ohne deſſen innern Werth zuvor genau zu prüfen. Das höchſte Ideal der Tugend in einer mislungenen Geſtalt ſpricht unſer Gefühl nicht an, während mindere Vorzüge in eine geglücktere Form gefaßt, uns mit unwiderſtehlichem Reiz an ſich reiſſen.

So ſelten findet man einen Menſchen, deſſen Gemüth etwas Poeſie enthält, daß ich heute die Bizarrerie eines Diogenes verzeihen würde, die in Hellas Unſinn war.

1805. Nr. 117.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 4. Oktober.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Fernere Nachrichten über Raynouard's Tempel-Herren.

(Beſchluß.)

Die Pflicht der Kunſt beſtände alſo einzig darin, eine Reihe mehr oder weniger tragiſcher, mehr oder weniger romanhafter Begebenheiten auf die Bühne zu bringen, in der Abſicht, die Zuſchauer mehr oder weniger zu rühren? So war es nicht vor Alters. Sophokles hatte bei ſeiner Antigone zum Zweck, uns die Tugend im Kampfe mit der Ungerechtigkeit ſo vorzuſtellen, daß ſie lieber ſtirbt, als ſich ſelbſt verläugnet, und ſelbſt noch bei der Todesſtrafe beneidenswerth iſt, da hingegen ihre Unterdrücker nur Abſcheu oder Mitleid erwecken. Dieß ſtellt uns der Charakter der Antigone dar, und was kümmert es uns, ob er der einzige im Stücke iſt, wenn er auf das Reſultat hinführt. Was wären alle neuern Theater-Streiche neben der Antwort Antigone's, als Kreon ſie fragt, wie ſie es wagen konnte ſeinen Befehl zu übertreten?

„Er war mir weder vom Jupiter, noch von der Gerechtigkeit, die bei den unſterblichen Göttern wohnt, verkündet worden. Sie vielmehr haben das erſte Geſetz gegeben, und die Befehle eines Sterblichen, wie du, ſcheinen mir nicht kräftig genug, um die ungeſchriebenen und unveränderlichen Geſetze der Götter zu vernichten. Dieſe ſind nicht von geſtern oder heut, ſie ſind ewig, und niemand weiß ihren Anfang. Aus Furcht vor Menſchen durfte ich ſie nicht übertreten und mich dem Gericht der Götter Preis geben. Aber ich wußte, daß der Tod auf mich warte, ich wußte es gewiß, noch ehe du mein Urtheil ausſprachſt. Sterbe ich vor der Zeit, ſo glaube ich dadurch zu gewinnen, denn der Tod iſt Gewinn für den, der ſo unglücklich lebt wie ich. Ich betrübe mich nicht über mein Schickſal; erſt dann würde ich es, wenn ich den Leichnam meines Bruders unbegraben gelaſſen hätte. Meine Handlung ſcheint dir thöricht, aber nur ein Thörichter kann ſie dafür halten."

Dieſer wahrhaft religiöſe Geiſt, dieſer hohe Muth, dieſe Verachtung des Todes, die durch die ganze Rolle der Antigone athmen, haben dieſe Tragödie des Sophokles unter die Meiſterſtücke des Alterthums geſetzt, und Schönheiten der nähmlichen Art verſchafften der Tragödie des Herrn Raynouard dieſen Beifall. Die Situationen in beiden Stücken haben viel ähnliches mit einander, ſo daß man zum Beiſpiel mit einiger Veränderung Antigone's Antwort dem jüngern Marigni in den Mund legen könnte, weil er wie ſie ſeine Liebe und ſein Leben zur Erfüllung einer religiöſen Pflicht hingibt. Aber ungeachtet einiger Aehnlichkeit beider Stücke mit einander ſa-

bei doch in dem Plane ein wesentlicher Unterschied statt, welcher beweist, daß wenn vielleicht Herr Raynouard seine erste Idee von Sophokles entlehnt hat, er dieselbe nach der Zeit, in der die Handlung vorgeht, nach den Begriffen seiner Personen und Zuschauer zu modificiren wußte.

In den Tempel-Herren finden wir nicht, wie in der Antigone, die Tugend mit der Tyrannei im Kampfe. Philipp der Schöne ist kein Tyrann; selbst seine Minister scheinen hauptsächlich für das Beste des Staates und aus Liebe zur Gerechtigkeit zu handeln. Die Richter, welche sie verdammen, sprechen erst auf die Aussage einer Menge Zeugen und nach den Regeln einer gewiß sehr barbarischen aber damahls allgemein anerkannten Jurisprudenz. Die unschuldigen Tempel-Herren sind keine Opfer der Leidenschaften ihrer Feinde, sondern eines unbegreiflichen Verhängnißes, welches ihnen nicht zuläßt, ihre Unschuld zu erweisen; nicht mit den Menschen, sondern mit dem Schicksal sind sie handgemein. Es ist nicht sowohl, wie ein Kunstrichter bemerkt hat, der Kampf des rechtschaffenen Mannes gegen das Schicksal, sondern vielmehr und richtiger gesagt, der Kampf des wahrhaft religiösen Christen.

Es möchte wirklich einem Dichter schwer werden, etwas edleres und größeres aufzustellen, als den Großmeister, der so fest, so unterwürfig, so muthig, so ruhig, an der Spitze eines mächtigen und bewaffneten Ordens nichts kann als Gehorsam gebieten, seine Unschuld betheuern und sterben. Wenn er einen Augenblick seinen Kriegerstolz zeigt, als er die Befehle einer Obrigkeit hört, unter der er nicht steht, so kehrt doch bald wieder der Geist des Oberhauptes eines religiösen Ordens zu ihm zurück. Mit der größten Ruhe verkündet er seinen Rittern ihr unglückliches Loos. Wir sterben! sagt er zu ihnen; Laigneville schwankt einen Augenblick und ruft: Welches Schicksal! — Ich hab es euch verkünden müßen, antwortet der Großmeister.

Quel est ce sombre effroi qui semble vous glacer?
Oui, nous mourrons:

Dieses so schmucklos wiederhohlte Wort scheint uns höchst erhaben. Im ganzen übrigen Theile der Tragödie hindurch herrscht immer die nähmliche Größe, der nähmliche wahrhaft christliche Heldensinn. Als der junge Marigni ihn arretiren will, streckt er seine Hände den Fesseln entgegen; und als er in diesem Jünglinge einen seiner Ritter erkennt, äußert er keine Bitterkeit über sein übernommnes unwürdiges Geschäft; er entreißt ihm vielleicht sein Geheimniß, indem er den Fluch über jeden sich verheimlichenden Tempel-Herren ausspricht, aber er gibt es ihm auf der Stelle zurück, und befiehlt ihm zu leben. Er verläugnet seinen Charakter nicht im vierten Acte weder in der Scene mit Philipp, noch in der, wo Laigneville sein Geständniß zurück nimmt; er fühlt darüber eine sehr natürliche Freude, aber er ist weit entfernt darüber zu triumphiren. Im fünften Act kann er noch sein Leben retten, sogar die Gunst des Königs wieder gewinnen, es kommt nur darauf an, daß er um Gnade bitte; aber um diese bitten, hieße sich für strafbar erklären, und er opfert alles der Pflicht und der Ehre. Er verzeiht als ächter Christ dem König, und stirbt mit der Märtyrer-Krone. Wir bemerken nur noch, daß dieses eine sehr große Rolle seyn muß, weil sie sogar den jungen Marigni, ungeachtet seiner freiwilligen Hingebung, ungeachtet des doppelten Opfers seines Lebens und seiner Liebe, in den Hintergrund zurück drängt.

Alles dieses beweist vielleicht noch bestimmter die Art von Eindruck, den diese Tragödie auf die Zuschauer macht; er ist alle fünf Acte hindurch immer nur derselbe ohne zu ermüden. Es ist, so zu sagen, eine reine, vollkommne Bewunderung der Tugend, eine erhabene, rührende Freude, sie einzig durch ihre Stärke über die Martern und den Tod triumphiren zu sehen: Empfindungen, die nichts stört, nichts hemmt. Dadurch nur erhält nach unserer Meinung das Werk des Herrn Raynouard einen neuen, ihm eigenthümlichen Charakter.

Diejenigen, die wie wir das Verdienst, diese seelenerhebende und zur Tugend führende Bewunderung hervor gebracht zu haben, schätzen, mögen entscheiden, ob sie nicht die scheinbaren Fehler verzeihlich macht, ohne welche Herr Raynouard sie nicht in uns bewirkt hätte.

Gesetzt er hätte über den Plan seines Stückes die Kunstrichter befragt, die ihn seit dessen guter Aufnahme mit ihrem Rathe betäubt haben; was hätte er bei der Befolgung derselben gewonnen? Um den einen zu gefallen, hätte er einen Aufruhr, zum Beispiel den, der wegen Verfälschung der Münzen statt hatte, den Tempel-Herren zuschreiben müßen, dadurch wäre ihre zu erduldende Verfolgung besser motivirt worden; aber sie hätten dann nicht mehr jene den Märtyrern zukommende unbefleckte Unschuld besessen. Nach andern hätte er, wenn auch nicht den König, wenigstens doch seine Minister zu Erzböswichtern und kleinen Tyrannen machen müssen; das Gehässige dieser Charaktere hätte den Zuschauer nur empört, und den Genuß jener Bewunderung der Tempel-Herren gestört; der Eindruck dieser Tragödie wäre nicht mehr rein gewesen, wie er doch bei Stücken von so erhabner Art seyn soll. Aber warum haben die Freunde

der Tempel-Herren nichts zu ihrem Beſten unternommen? — Sollten ſie etwa eine Empörung wagen? Möchte man das Verbrechen der Tugend, der chriſtlichen, religiöſen Tugend zu Hilfe rufen. Solche Mittel, die bei gewöhnlichen Sujets gut ſind, taugen hier gar nichts. Aus Liebe zum Spectakel und zur Bewegung hat man ſogar gewünſcht, daß der Proceß der Tempel-Herren auf der Bühne inſtruirt würde. Auf ſo ein Begehren haben wir nichts zu antworten. Frei geſagt, betrachtet man das Sujet der Tempel-Herren als den Kampf der Tugend gegen das Schickſal, ſo kann man, unſerer Meinung nach, alle Fehler des Stückes entſchuldigen.

Aus dem Unbeſtimmten in ihrer Situation, aus dem Mangel an Leidenſchaften und beinahe an Charakter bei ihren Verfolgern, aus der Ohnmacht ihrer Vertheidiger ihnen zu helfen, aus dieſem beſchleunigten Gange der Begebenheiten zur Kataſtrophe, die nur durch eine bei den Haupt-Charakteren nicht denkbare Schwäche vermieden werden kann, aus allem dieſem ergiebt ſich, daß die Tempel-Herren nicht mit den Menſchen, ſondern mit dem Schickſal im Kampfe begriffen ſind: deßwegen konnte der Verfaſſer ihnen jene Hingebung, jene religiöſe Unterwerfung geben, die nicht für Krieger gepaßt hätte, die mit ungerechten Menſchen kämpfen mußten: daher kommt jener Anſtrich von Fatalismus, der über das ganze Werk verbreitet iſt, und der an die griechiſche Tragödie, an die Antigone, an den Oedipus und Ajax erinnert. Man ſollte glauben, Herr Raynouard habe uns ſeinen Zweck in jenen Verſen entdeckt, die der Großmeiſter im fünften Acte ſagt:

Grand Dieu! je te bénis; tu repands dans nos coeurs
Un courage plus grand encore que nos malheurs.
Tu veux que l' univers reçoive un saint exemple;
Ces soldats de la foi, ces défenseurs du temple
Justement préférés, sont dignes de l'offrir
A ceux qui pour ton nom doivent un jour mourir.

Herr Raynouard hat, wie es ſcheint, zeigen wollen, daß die Tugend in der ſchrecklichſten Situation, von Martern und Tod umgeben, und ſogar jenes Troſtes der Unterdrückten, ihren Unterdrückern fluchen zu können, beraubt, ſich noch ſelbſt genug ſeyn, und in ihrer Demüthigung Grund zu triumphiren finden, ja ſogar ſich freuen kann, daß ſie berufen iſt, dem höchſten Weſen ein reines Opfer zu bringen, und ein uneigennütziges, ſeiner wahrhaft würdiges Zeugniß abzulegen. Ariſtoteles ſagt: es ſoll die Tragödie durch die Darſtellung des Schreckens und des Mitleidens die Leidenſchaften in uns läutern; wenn aber die Leidenſchaften läutern ſo viel heißt als ihnen eine ſchickliche Richtung auf ſchickliche Gegenſtände geben, ſo kann man ſagen, daß Herr Raynouard dieſen Zweck in ſeinen Tempel-Herren erfüllt hat; denn der Schrecken und das Mitleiden, die darin herrſchen, lehren uns, man müße die Schande mehr als den Tod fürchten, und den mächtigen und hintergangenen Menſchen mehr bedauern als ſein Schlachtopfer.

Uebrigens, wenn dieſer edle, mit ſo vielem Ruhm erreichte Zweck die Fehler dieſer Tragödie gewiſſer Maßen als nothwendig entſchuldigt, ſo ſind ſie deßwegen doch nicht weniger merklich. Sie mögen nun von der Natur des Sujets oder von der Art, wie es der Verfaſſer aufgefaßt hat, herrühren, immer werden ſie die Urſache ſeyn, daß man die Tempel-Herren für kein vollkommnes Werk anſieht. Aber wie viele könnten wir nicht nennen, denen man die nähmlichen Fehler vorwerfen kann, und die doch den Beifall gebildeter Männer haben. Die Frage iſt jezt: Möchtet ihr, um hier und da nicht über dieſe Fehler Mißfallen zu fühlen, lieber das ganze Stück entbehren? und dieſe Frage wäre im gegenwärtigen Falle nicht ſchwer zu entſcheiden.

Nachdem wir den Plan, das Ganze und die Hauptwirkung dieſes Stückes betrachtet haben, ſollten wir auch noch den Gang, die Ausführung und den Styl deſſelben beleuchten, aber nur ungern müßen wir dieß, um nicht zu weitläufig zu werden, unterlaſſen. Gern hätten wir die wahrhaft dramatiſchen Situationen der drei lezten Acte, und die heroiſchen Geſinnungen, welche der Verfaſſer der Königinn, dem Connetable, dem Großmeiſter und dem jungen Marigni in ſchönen Verſen in den Mund legt, gewürdigt; wir hätten dann des leztern Erzählung im erſten Acte, und jene des Connetable im lezten Acte angeführt. Wir hätten gewiſſe Nachläßigkeiten, die öftere Wiederhohlung mancher Worte, die ermüdende Rückkehr gewiſſer Reime herausheben können, aber wir würden auch geſagt haben: der Styl ſey überhaupt edel ohne Affectation, natürlich ohne gemein zu ſeyn, frey von den Fehlern des ſchlechten Geſchmackes und der oft gemißbrauchten Antitheſen; wir würden gezeigt haben, daß er, wo es nöthig iſt, erhaben und pittoresque wird. Der wichtigſte Rath, den wir dem Verfaſſer gegeben hätten, wäre mehr Sorgfalt auf die Logik im Dialoge, beſonders in den Scenen zwiſchen den Miniſtern, und in der Scene der Miniſter mit dem Könige zu verwenden. Uebrigens ſind dieſe Theile des Werkes, die Ausführung und der Styl hinlänglich von andern Kunſtrichtern geprüft worden; wir glauben aber genug gethan zu haben, wenn wir das ganze

Stück in ein neues Licht ſtellen, und zu zeigen ſuchen, daß es zu einer neuen Art von Tragödie gehöre.

Indeſſen wollen wir unſerm Verſprechen gemäß noch etwas über jene berühmten Worte des Großmeiſters im dritten Acte — ich wußte es — ſagen: ſie haben, wie natürlich war, die größte Wirkung hervorgebracht. Jacques de Molay wird von dem ihm unbekannten jungen Marigni arretirt, und erfährt plötzlich, daß dieſer junge Mann einer ſeiner Ritter, einer ſeiner Religioſen iſt. Statt ſich dem Zorne oder der Rachſucht zu überlaſſen, mäßigt er ſich, er macht ihm keinen Vorwurf, er läßt ihn Herr über das Geheimniß, von dem ſein Leben abhängt: und nur erſt als der junge Marigni ſich ſelbſt entdeckt, ſagt der Großmeiſter nichts als — ich wußte es — und zeigt ihm und den Zuſchauern die Großmuth ſeines Benehmens. Gewiß erfüllt es uns mit Bewunderung, aber man muß doch auch zugeben, daß dieſe Großmuth ein wenig verdunkelt wird durch die Art moraliſcher Tortur, welche der Großmeiſter den jungen Marigni fühlen läßt, indem er jeden Tempel-Herren, der dem Tode zu entrinnen ſucht, für feig und treulos erklärt: Jacques de Molay benimmt dieſem ich wußte es den Glanz durch die vorher ausgeſprochenen Verwünſchungen; doch glauben wir, daß Herr Raynouard einem ſeiner vortreflichſten Stücke dieſen Flecken ſehr leicht benehmen könnte.

Provincialiſm.

(Beſchluß.)

Aber nicht immer ſind es Bilder und Scenen aus Krähwinkel, nicht immer locken ſie dem erfahrnen, gebildeten Weltmanne ein mitleidiges Lächeln oder Achſelzucken ab, nicht immer läßt es die Mediſance und die Langeweile bei Neckereien — die Furien des Neides, der Bosheit und des Haſſes ſchütteln ihre Fackeln in dieſen Wigkeln oft grimmiger als auf dem Schauplatz der großen Welt. Ganze Familien ſieht man oft von grauſamen Händen geplündert und gemißhandelt in das äuſſerſte Elend geſchleudert, und die Verläumdung mordet ungeſcheut Ehre und guten Nahmen der unbefangenſten Menſchen. Alles, was ſich in dieſer Duodez-Welt groß und hoch dünkt, ſetzt den Fuß auf den Nacken des Niedern, und bis der, vor dem dieſe Götter der Provinz ſelbſt wie die Würmer ſich krümmen und bücken, das Miniatur-Gemälde des Provincialiſm zu Geſicht bekommt, iſt der Triumph der Pagoden ſchon vollendet, und das Drama der Marionetten-Bude ausgeſpielt.

Der Geiſt der Eintracht, der Geſelligkeit und des frohen Lebensgenuſſes kann in der Provinz und ihren Städten ſo leicht den Triumph über Provincialiſm und Kleinſtädterei erringen, da die meiſten ihrer gegenwärtigen Tugenden und Schwächen, Gewohnheiten und Moden Früchte der Nachahmungsſucht ſind; — Beyſpiele einzelner Menſchen, die ſich einmal des Tons bemächtigen, werden bald aufgefaßt und unvermerkt Geſetze, und die mächtigſten Beherrſcher über Ideen, Meinungen und Handlungen. Treten nun einzelne Menſchen über herrſchende Vorurtheile und Mißbräuche hervor, in einer Hand die Geiſel der Satire, in der andern den Spiegel der Wahrheit, und die Revolution glückt; leicht opfert der Provincialiſm ſeine Thorheiten und Prätenſionen, und dann wird er der Geiſt eines friedlichen, einfachen, arbeitſamen, verträglichen, genügſamen Lebens, und gewährt was es jetzt vernichtet — weiſen, ſtillen, ungeſtörten Lebensgenuß.

Bis dahin aber, bis zu dieſer heilſamen Revolution in der Provinz bleibt dem Menſchen von edlerem Sinne, feinerem Gefühl und höherer Bildung zum wahren Lebensgenuß nur die Wahl zweier Wege übrig — der Weg in die große Welt, zu den unſterblichen Werken der Künſte und Wiſſenſchaften, und den Denkmälern des menſchlichen Erfindungsgeiſtes in allem, was das Leben veredelt und verſüßt — oder in die Abgeſchiedenheit des einſamen reſignirenden Landlebens, wo ihn die reinen Freuden der Natur allein befriedigen. —

D.

In die zarte Organiſation des Weibes hat die Natur Anlagen gelegt, die nur unter unſern ungeſchickten Händen verwildern. Das Weib iſt hoher Bildung fähig, aber wie ſoll es dieſe erhalten, da wir mit unverantwortlicher Befliſſenheit ihren Geiſt unter tyranniſchem Zepter halten, und von ihnen nur ewige Dummheit und Entſagung fordern.

Wiſſet, daß die Kunſt nicht vom Menſchen ſondern aus göttlicher Fürſehung den Urſprung nimmt, daher ſoll auch mit nichten darin ſophiſticirt werden, ſondern man ſoll ſie an ſich bleiben laſſen, wie ſie an uns gelangt iſt. Denn es meints die Natur freundlich mit uns in unſern Nöthen, und daſſelbige ſo ſie uns freundlich gibt, ſollen wir nicht impoſitiren, und ein unfreundliches daraus machen.

1805. Nr. 118.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 7. Oktober.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Moliere.

Moliere war der Sohn eines Tapezierers und königlichen Kammerdieners, und gebohren zu Paris im Jahr 1620; seine Mutter, die Tochter eines Tapeten-Händlers, zeichnete sich durch Schönheit und Verstand aus. Da der Vater den Sohn für sein einträgliches Metier bestimmt hatte, so zog er ihn von Jugend an in seine Boutique, worin er bis ins vierzehnte Jahr aushielt. Sein Großvater, ein Liebhaber des Schauspiels, nahm ihn um diese Zeit öfters mit sich in die Comödie, und für diese faßte der Knabe schnell eine seltne Leidenschaft, daß selbst der flüchtigste Beobachter einen unwiderstehlichen Beruf der Natur darin ahnen mußte. Die Folge war, daß ihm das Gewerb seines Vaters gänzlich zuwider ward, und daß er nicht eher von ihm abließ, als bis er die Erlaubniß erhalten zu — studiren. — In seiner jugendlichen Seele stand bereits der Entschluß fest, sein Leben der Schauspielkunst zu widmen, und um es darin zu höherer Vollkommenheit zu bringen, wollte er das Licht der Wissenschaften und der alten Classiker zu Hilfe nehmen.

Er ward also in das Jesuiter-Collegium versetzt, studirte fünf Jahr hindurch mit angestrengtem Eifer die alten Sprachen und philosophischen Wissenschaften, schloß sich an die besten Köpfe des Instituts an, und hatte das Glück unter seinen Mitschülern einen Chapelle und Bernier, unter seinen Lehrern einen Gassendi zu finden, der ihm Unterricht in der damahligen Philosophie gab. Zu ihnen gesellte sich noch der berühmte Corano de Bergerac, und der Seelenbund, den hier die Jünglinge schlossen, befeuerte sie nicht nur in ihren Studien, sondern hatte dauernden Einfluß auf ihr ganzes nachfolgendes Leben. — Den Charakter von Gründlichkeit und Realität, den man in der Folge noch mehr in Moliere's Umgange und Benehmen, als selbst in seinen Schriften fand, trug er von dieser hohen Schule davon, deren er nie ohne dankbare Rührung erwähnte.

Vor dem Jahre 1625 war zu Paris kein stehendes Theater: ambulante Truppen, nach Art der italienischen, figurirten da eine Zeit lang, und zogen sich, wenn der Zuspruch abnahm, in die Provinz zurück, um andern Platz zu machen. Wie Aeschylus das griechische, so zog Corneille das französische Theater aus der Barbarei pöbelhafter Possenreisserei hervor, und erhob die Tragödie zur Würde classischer Kunst. Noch immer aber war die so genannte Comödie nichts weiter als Farce oder Jahrmarktspoße für den Pöbel, und es bedurfte eines Genie's wie Moliere, um sie einer verdienten Verachtung zu entreissen.

Auch nachdem der Jüngling von der hohen Schule zurück gekehrt war, und die rühmlichſten Zeugniſſe mitbrachte, wollte ihn ſein Vater noch immer zu ſeinem Berufe ziehen, und er that wirklich kurze Zeit Dienſte bei Hof und in der Bude. Bald aber brach die ſtärkere Natur los: der junge Moliere ſchlug ſich förmlich zu einer Privat-Truppe von Schauſpielern in Paris, trat mit lautem Beifall und überlegenem Talent unter ihnen auf, und fand beim Prinzen Conti, vor dem die Truppe ſpielte, Schutz gegen ſeinen Vater. Alle Bemühungen des letztern, ſeinen Sohn einem verachteten Gewerbe zu entziehen, waren fruchtlos: der Beifall und die laute Aufmunterung des Publicums beſtimmten Moliere's Entſchluß für immer, und er ſetzte mit ſeiner Geſellſchaft den Stab in die Provinz.

Sein erſtes Luſtſpiel war L'etourdi — zwar bloß Intriguen-Stück, und noch ſehr das rohe Gepräge der Volks-Comödie tragend; doch verrieth es ſchon ein Genie mit Kraft genug gerüſtet, um ſich dereinſt über ſeine Zeitgenoſſen zu erheben, und ſeine Kunſt zu adeln. Er ſpielte jetzt mit ſeiner Geſellſchaft, deren Direction er von nun an als der Fähigſte übernommen hatte, in der Provinz Languedoc, und verfertigte drei Schauſtücke für ſie — mehr auf den Beifall des Volks, als der Kenner berechnet, weil es darauf ankam, die Subſiſtenz ſeines Theaters vorerſt feſt zu gründen. — Eine Secretairs-Stelle, die ihm Prinz Conti antragen ließ, und wobei er noch immer Zeit zu Compoſitionen übrig behalten hätte, ſchlägt er entſchloſſen aus, um ſich ganz der Bühne zu widmen.

Von Languedoc zog er mit ſeinen Leuten während des Carnevals nach Grenoble, verdrängte die andern Geſellſchaften alle, und ſpielte da mit ſolchem Beifall vor dem Könige und dem anweſenden Hofe, daß ihm Ludwig die Erlaubniß ertheilte, ſich mit den Seinigen in Paris niederzulaſſen. Hier wechſelten ſie fürs erſte mit den Italienern, thaten es ihnen aber in kurzem zuvor, und erhielten im Jahr 1660 den Charakter als Comédiens de Monſieur und das Theater im Palais royal als ſtehende Geſellſchaft zu ihrem Gebrauche. Fünf Jahre darauf bekam Moliere's Geſellſchaft den Titel: Troupe du roi und genoß von da an eines ſtets wachſenden Beifalls und Anſehens.

Von 1658 bis 1673 lieferte er ſeine ſämmtlichen Stücke, dreißig an der Zahl, worin man ein immer weiteres Fortſtreben zur Vollkommenheit bemerkte, und wodurch er die franzöſiſche Comödie nicht nur geſchaffen, ſondern zugleich zur Höhe der Alten emporgeführt hat. Sein erſtes Meiſterſtück waren die Précieuſes ridicules, worin er zum erſten Mahl kühn die Intrigue verließ, und Charaktere aus dem Leben darſtellte. Der Zulauf war ſo groß, daß Moliere den Einlaßpreiß verdoppeln und ſein Stück vier Monate hindurch jede Woche einige Mahl geben konnte.*) — Nicht weniger Lob erhielt ſein Scanarell, worin Sachkundige ſchon eine merkliche Verbeſſerung der Schreibart, als Folge ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt bemerkten, und der mitten im Sommer vierzig Mahl wiederholt ward. Zwar hatte er bei dieſem Scanarell ſein Abſehen abermahls mehr auf das Volk und ſeine Caſſe, als auf Kenner und höheres Publicum; doch ließ er dieſen und ſich ſelbſt wieder volle Gerechtigkeit wiederfahren in der Ecole des maris, einem ſeiner ſchönſten und gemeinnützigſten Luſtſpiele, wo zugleich die Auflöſung, die ihm ſonſt ſo oft mißlang, eben ſo natürlich als überraſchend iſt. Hätte Moliere — ſagt Voltaire, — uns nichts hinterlaſſen als dieſes einzige Stück, ſo könnte er immer unter den beſten Comikern aller Nationen ſtehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Charakter-Züge aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert.

Aus einer handſchriftlichen Ueberſetzung der Mémoires de Grammont.

Damahls ging es in Frankreich nicht ſo zu wie jetzt. Ludwig der dreizehnte war König und Richelieu regierte. Große Männer ſtanden an der Spitze von kleinen Armeen, die aber große Dinge thaten. Wer von den Großen am Hofe ſein Glück machen wollte, mußte von Miniſtern gern geſehen ſeyn, und man ſtand nur in ſo weit feſt, als man ihnen ergeben war. Durch weitausſehende Projecte war im Herzen der benachbarten Staaten der Grund gelegt zu der furchtbaren Größe, zu der Frankreich ſich nun emporgeſchwungen hat. Mit der Policei ſtand es ſo ziemlich ſchlecht; die Wege waren am Tage unſicher, Nachts die Straßen; aber anderwärts ſtahl man noch viel unverſchämter. Die jungen Leute wurden bei ihrem Eintritte in die Welt, was ihnen einfiel: die Luſt hatten, Chevaliers; die es konnten, Abbés — verſteht ſich mit guten Pfründen. — Die einen trugen ſich wie die andern, und ich glaube, der Chevalier Grammont war bei der Belagerung von Wien beides zugleich. Es war dieß ſeine

*) Damals war es, wo ein Greis im Parterre ausrief: „Courage Moliere, voilà la bonne Comédie!“

erſte Campagne, und er beſaß ſchon damahls jene glücklichen Anlagen, welche beim erſten Anblicke einen vortheilhaften Eindruck machen, und mit denen man auch ganz allein ſich aufführen und ohne alle Empfehlung gut aufgenommen zu werden verſichert ſeyn darf.

Da er ankam, war die Belagerung ſchon im Gange. Das erſparte ihm einige Wagſtücke, denn ein Volontaire kann unmöglich ruhig ſchlafen, wenn er bei den erſten Plänkeleien nicht mit dabei iſt. Da es bei der Veſtung alſo nichts mehr zu recognoſciren gab, ſo recognoſcirte er die Generäle. — —

Man hielt ſich brav von beiden Seiten, hetzte ſich ab, und büßte oft ein; aber man hatte keine Langeweile mehr, ſeit der Chevalier Grammont im Lager war; die Arbeiten in den Trancheen gingen leichter von Statten; bei den Generälen ward mehr gelacht; in der ganzen Armee gings luſtiger zu. Er ſuchte das Vergnügen, und wo er hinkam, brachte er es mit. — —

Matta, einer der angenehmſten jungen Leute, bewunderte ihn und ſuchte ſich an ihn zu ſchließen. Offen und brav wie er war, gefiel er ihm bald; ſie wurden die beſten Freunde und zogen zuſammen.

Grammont deckte die Ausgaben, die bei ſeiner natürlichen Freigebigkeit und prächtigen Art zu tractiren nicht klein waren, dadurch, daß er ſehr glücklich ſpielte, und ſo gab er auf vielerlei Wegen wieder hin, was er auf einem wegnahm. Aber auf einmal änderte ſich die Scene; die vielen Gaſtereien und die wenige Oekonomie, treuloſe Bediente und das noch treuloſere Glück, das ihnen ſeit einiger Zeit den Rücken kehrte — alles ſchien eine unangenehme Kataſtrophe herbeizuführen.

Grammont und Matta hatten ſich bis jetzt noch nicht über den Zuſtand ihrer Finanzen gegen einander erklärt, obſchon ihr Intendant nicht unterlaſſen hatte, einen jeden insbeſondere daran zu mahnen. Grammont kam eines Tages früher als gewöhnlich nach Haus, und fand ſeinen Freund auf dem Fauteuil ruhig ſchlafend; da er ihn nicht aufwecken wollte, ſetzte er ſich gleichfalls hin, um darüber nachzudenken, wie er der Sache eine gute Wendung geben könne. Indeſſen erwachte Matta ohne daß der Chevalier es bemerkte, und war herzlich verwundert über die tiefen Betrachtungen ſowohl, in welche dieſer verſunken ſchien, als über das Stillſchweigen zweier Leute, die ſonſt nie zu ſchwatzen aufhörten. Er konnte ſich nicht mehr enthalten hell aufzulachen, und lachte immer ärger, je mehr ihn der andere darum anſah. — Das nenn ich mir — fieng Grammont an — ein artiges Erwachen. Mit wem haſt du es denn? — Mit einem Traum, antwortete Matta, der ſo luſtig und ſo ganz natürlich iſt, daß ich dir ihn wohl auch zum Beſten geben muß. So höre dann: ich habe geträumt, wir hätten unſern Haushofmeiſter, unſern Premier-Koch und Haus-Officier abgedankt, und uns entſchloſſen, bis zu Ende der Campagne bei denen in Koſt zu gehen, die bisher zu uns gekommen ſind. Jetzt ſag mir auch Chevalier, was dir geträumt hat.

Armer Schelm, verſetzte Grammont und zuckte mitleidig die Achſeln, dem das Waſſer ſchon an den Hals geht. Du hängſt alſo deßwegen den Kopf, weil dir der Haushofmeiſter dummes Zeug vorgeſchwatzt hat wie mir auch. Wie? — Nach der Figur, die wir hier Angeſichts aller großen Herrn und Fremden ein Mahl gemacht haben, ſollten wir wie dumme Teufel die Partie aufgeben und davon ziehen wie arme Schlucker, weil ein kleines Deficit in den Finanzen eingeriſſen iſt. Biſt du denn ganz ohne Gefühl? — Matta! Wer wird Frankreich den Schimpf anthun? — Wer wird uns Geld geben, rief Matta, denn meine Leute ſchwören Stein und Bein, daß keine zehn Thaler mehr im Hauſe ſind, und du wirſt auch nicht viel mehr übrig haben, denn ich habe dich mehr als acht Tage kein Geld zählen ſehen, was du doch ſonſt bei guten Zeiten nicht unterlaſſen haſt. — Das mag alles wohl ſeyn, antwortete der Chevalier, aber du ſollſt mir doch nicht läugnen können, daß du dieß Mahl ein großer Haſenfuß biſt. Wenn dirs denn erſt ein Mahl ein Bischen ſo gienge wie mir zu Lyon, vier Tage zuvor, ehe ich hierher kam. Das mußt du hören.

Nun das geht ja wie in einem Roman, ſagte Matta, es fehlt nichts als daß dein Knappe mir die Geſchichte erzähle. — Das wäre in der Ordnung, erwiederte der Chevalier, aber ich kann dir meine erſten Fata ſchon ſelbſt erzählen, ohne daß meine Beſcheidenheit dabei Noth leidet, und mein Schildknappe hat auch einen etwas zu burleſken Accent, um ſo etwas heroiſches gehörig vortragen zu können.

Da ich alſo in Lyon ankam — Wie? — ſagte Matta, iſt das auch ein Anfang? Sey du nur ſo gut, und erzähle mir auch das Vordergehende. In deiner Lebensgeſchichte iſt ſchon alles der Mühe werth, daß man es hört. Ueber deine erſte Viſite beim Cardinal hab ich ſchon genug gelacht; deine Knabenſtreiche und deinen Stammbaum magſt du übrigens auslaſſen, von letzterm weißt du ſo kein Wort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Parforce-Jagd eines Hirſchen.

O muse! — — — devoue á la mort l'animal dont la tête
Présente á notre bras une digne conquête!
L'ennemi des troupeaux, l'ennemi des moissons.

Delille.

Das rauhe Hifthorn tönt, und ſchmetternd ruft der Schall
Das muntre Jägerheer: die Rüden wittern Beute:
Der Roſſe Wiehern weckt des Forſtes Widerhall:
Des ſtolzen Hirſchen Fährt' erſpäht die gier'ge Meute.

Vom dumpfen Jagdgeſchrei ſchreckt auf das ſcheue Wild:
Mit Zittern lauſcht der Hirſch, vom Lager ſich erhebend,
Durchs dunkle Waldgebüſch: ein banges Pochen ſchwillt
Sein unglückahnend Herz, dem nahen Krieg erbebend.

Soll trotzend edeln Muths er ſeinen Feinden droh'n?
Soll feige Furcht den Fuß des Horchenden beſchwingen?
Noch wanket ſein Entſchluß, und näher lärmen ſchon
Die Hunde, die voran ins tiefe Dickicht dringen.

Beſiegt vom Getös, entrinnend der Gefahr,
Durchblitzt er Heid' und Forſt, und fern birgt ihn der Hügel;
Wie tobend der Orkan auf des Gewitters Flügel,
So brauſt dem Flieh'nden nach die raubbegier'ge Schaar.

Dem ſchwirrenden Geräuſch geſchwinder zu entgehen,
Warf ſchneller als vom Nord beſchwingte Lüfte wehen,
Der Liſtgewohnte ſchlau dem Wind entgegen ſich,
Und wähnet, daß er ſo der Feinde Wuth entwich.

Der Rüden ſchnaubend Heer erhaſcht mit gier'ger Hitze
Den feinen Dunſtgeruch vom Winde zugeführt;
Und ſchaudernd höret bald im tief verborg'nen Sitze
Der Hirſch, daß ihn die Herd' aufs neue aufgeſpürt.

Entſtürzend mit Gekrach den dichtverſchlungnen Hecken
Vertrauet er entfernt ſein Heil gewandtem Trug:
Er wirrt die leichte Spur, die dunkle Zweige decken,
Und über Damm und Zaun ſpornt Schrecken ſeinen Flug.

Umſonſt kreuzt er die Spur in hundert Labyrinthe;
Die Meute folgt ergrimmt dem trüg'riſchen Gewinde.
Von Feinden nah gedrängt beflügelt er den Lauf,
Und ſucht der Brüder Heer im fernen Haine auf.

Er dringt in ihren Kreis, bedränat, das Haupt geſenket,
Das er als Wälderfürſt einſt ſtolz erhaben trug:
Doch ſeine Hoffnung weicht, da feig der Hirſche Zug
Dem Flehnden Schutz verſagt und raſch von ihm ſich lenket.

Er ſeufzet, wo er einſt zehn Nebenbuhlern ſich
Im Kampf entgegen warf, beſiegt ihm jeder wich,
Von ſeinem Siegesſchrei der weite Forſt erhallte,
Wo liebetrunken er die Hindinnen umwallte.

Vergebens wagt für ihn, von Dank und Muth beſeelt,
Sein Zögling leichten Flugs den Hunden vorzurennen;
Die Zweifelhaften ruft das Horn zurück, ſie brennen
Des Bangen Spur zu ſpäh'n, die irrend ſie verfehlt.

Von neuem jagen ſie mit ſchauerlichem Bellen
Ihn wüthend auf, dem Furcht und Grau'n die Adern ſchwellen.
Da keine Hoffnung ihm in Liſt und Schnelle bleibt,
Den Wankenden im Lauf die Horde näher treibt,

Entſtürzt er ſchweißbedeckt dem ſteilen Uferrande,
Und wimmelnd über ihm ſchäumt auf ein Flutenſchwall;
Die Meute wogt ihm nach, geſpornt vom Hörnerſchall,
Und lärmend folgt im Kahn die rohe Jägerbande.

Den Hunden ſtillet nicht den Durſt die kühle Flut,
Ihr Feuerſprüh'nder Schlund lechzt keuchend nur nach Blut.
Erſchöpfet ſinkt der Hirſch am grünen Ufer nieder:
Schwer drückt ihn ſein Geweih, erſtarrt ſind ihm die Glieder.

Verzweiflung gibt ihm Kraft, entflammet ſeine Wuth:
Die Zackenwehr voran, Verderben in dem Blicke,
Beſtürmet er den Feind: doch ſeiner Rache Glut,
Vernichtung drohend, trotzt vergebens dem Geſchicke.

Die Todeslosung tönt des Hornes ſchmetternd Erz:
Dem ſtolzen Wälderfürſt, zerfleiſcht von Mörderzähnen,
Entweicht der Muth, er ſtöhnt, dem Aug' entrollen Thränen,
Doch Thränen rühren nicht des harten Waidmanns Herz.

Er naht dem Winſelnden, der ſich im Staube windet,
Und grauſam ſenkt in ihn den Stahl des Würgers Hand:
Da ſtürzt er röchelnd hin, aus tiefer Wunde ſchwindet
Das Leben ihm: es färbt ſein Blut des Ufers Saad.

1805. Nr. 119.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 9. Oktober.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Moliere.
(Fortsetzung.)

Diesem trefflichen Werke stellte er bald darauf seine Ecole des femmes gegenüber — ein zwar neuer aber unfruchtbarer Stoff, höchstens wie es schien, zu Ausfüllung eines Acts tauglich; aber sein Genie, das überhaupt der Fabel nie viel zu verdanken hatte, befeelte und befruchtete diesen Stoff, spann ihn in fünf Acte aus, und ersetzte durch trefflich ausgeführte Charaktere, was der Intrigue an Interesse gebrach.

Noch ungleich weiter ging er in seinem Menschenfeind, der von den competentesten Richtern fast ohne Ausnahme als das Meisterwerk seines Lebens betrachtet wird. Einen an sich fruchtbaren Stoff macht er hier absichtlich leer, unfruchtbar und ohne Handlung, um ihn allein durch sein Genie zu heben. Es war der Held, der Schild und Waffe von sich warf, und seinem Gegner mit nackter Faust entgegen trat. — Das ganze große Interesse liegt hier allein in der starken und wahren Charakter-Zeichnung: die Figuren des Stücks leben, bewegen und benehmen sich so, daß wir die volle Wirklichkeit der Natur vor uns zu haben wähnen. — Wie die großen Britten eine Ehre darein setzen, gerade den unscheinbarsten Stoff zu ergreifen, und ihn einzig durch die Behandlung zu adeln, so vernachlässigte hier Moliere allen Reichthum seines Thema's, und wollte nur sich allein alles zu verdanken haben. Auch die Sprache fand man in diesem Werke reiner und classischer als in allen seinen frühern; und Voltaire, dessen Stimme hier so viel gilt, sagt von dem Misanthrope: „Als Satire übertrift er an Feinheit und Kraft den Horaz und Boileau; als Comödie hat Tartüffe mehr Interesse.“ —

Fast gleichzeitig mit dem Menschenfeind erschien der Medecin malgré lui, ein leichtes, drolliges Volksspiel, wodurch er die ernstere Schönheit des ersten zu heben, und die Menge gleichsam für denselben zu bestechen wußte. Dessen ungeachtet fand der Menschenfeind anfangs den verdienten Beifall nicht: Kenner behaupteten, er sey mehr auf das Privat-Studium und auf Lectüre für Gebildete als auf theatralische Wirkung berechnet, und dem Publicum gab das darin vorkommende Sonnet ein Aergerniß. Dieses wurde nähmlich bei der ersten Recitirung stark beklatscht, gleich darauf aber zeigt Alceſt, es sey ein elendes Ding, was sogar gegen den gesunden Menschenverstand anstoße. Darüber schämten sich die Zuhörer und warfen einen Unwillen auf das Stück.

Melicerte, die Zauberinsel und ähnliche Dramen ernstern Inhalts, die man unter seinen Werken findet, waren Gelegenheitsstücke, auf ausdrücklichen Be-

fehl für Hoffeſte verfertigt. Man weiß, wie wenig dieſe mit den freien Eingebungen des Genie's gleichen Schritt halten. So wenig es auch ihnen an Handlung und dramatiſchem Geiſte fehlt, ſo weit ſtehen ſie doch gegen Moliere's Luſtſpiele zurück. Ueberhaupt war ihm die ernſte Muſe nicht hold, und alle Anſtrengung ſeines biegſamen Geiſtes erſetzte doch nicht das fehlende Talent für dieſes Fach. — Ein ähnliches Product war Pſyche, tragikomiſches Ballet in fünf Acten, wovon Moliere die beiden erſten Acte, der groſſe Peter Corneille die übrigen, Quinault die Arien, und Lulli die Muſik verfertigte; nur Racine fehlte noch, um die größten Genies des Zeitalters zu einem Zwitter-Product zu vereinigen.

Im Amphitryo und in dem Geizigen, wovon jener in kurzen und langen Verſen, dieſer in trefflicher Proſe geſchrieben iſt, wetteiferte Moliere mit dem Römer Plautus, nahm manches von ihm in ſeinen Plan auf, fand der Cabale ungeachtet ſiegenden Beifall unter allen Claſſen von Menſchen, und übertraf nach dem Urtheil der Richter ohne Widerrede ſein Vorbild: eben die Richtigkeit und Kraft in der Zeichnung und im Colorit ſeiner Charaktere, eben die Wahrheit und Natur; aber mehr Anmuth und Mannigfalt, mehr Reichthum und Contraſt in Situationen und Menſchen. Man wird unwiderſtehlich zum Lachen hingeriſſen, lernt aber unendlich mehr dabei, als mit ernſthaftem Geſicht vor Kanzel oder Katheder. — Dem Geizigen erwieß der berühmte Fielding die Ehre, ihn meiſterhaft zu überſetzen, und mit heute noch fortdauerndem Erfolg auf das engliſche Theater zu verpflanzen.

Einen Hauptgrund von allen ſo genannten goldenen Perioden der Litteratur und der Kunſt finden wir in der Unterſtützung und Theilnahme der Regenten. Perikles, Auguſt, die Mediceer, Ludwig der Vierzehnte, Eliſabeth von England, weckten und belohnten das Genie, und ſahen ſich hinwieder durch Producte der Unſterblichkeit von ihm belohnt. Ludwig der Vierzehnte beſaß ſelbſt Kunſtgeiſt, und ſetzte eine Ehre darein, die ſeltenſten Genies um ſich zu verſammeln, und für das ganze übrige Europa die Standarte des Geſchmacks aufzuſtellen. Boileau, Moliere, Corneille, Racine, Quinault, Lulli, waren ſeine Begünſtigten, und er nahm lebhaften Antheil an jedem ihrer Producte. So ließ er ſich von Moliere die fertigen Acte ſeiner neuen Comödien vorleſen, und ging ins Detail einzelner Charaktere und Ausdrücke. Vom Tartüffe z. B. begnügte er ſich nicht, die drei erſten Acte zu hören, ſondern er ließ ſie ſogar noch ehe das Stück fertig war, in ſeinem Pallaſt aufführen, und beſprach ſich mit dem Verfaſſer darüber. Wie Tartüffe vollendet war, erlaubte Ludwig ohne Anſtand die Aufführung deſſelben; der Tag war feſtgeſetzt, und ein zahlreiches, glänzendes Publicum verſammelt, als ein Verbot vom Parlament dagegen erſchien, und die Verſammlung aufhob. Der Dichter milderte einige Ausdrücke, das Stück drang durch, und ward bald nachher drei Monate hinter einander mit wachſendem Beifall gegeben. Man fand die Charaktere darin faſt durchgehends original und nach dem Leben gezeichnet, den Charakter des Helden vollendet, blos die Entwicklung etwas unnatürlich und gezwungen. —

So viel Mühe koſtete es dieſem Dichter, ſeine beſten Werke gegen die Cabale und ſeine zahlreichen Feinde, die ſich durch ſeine Geiſel getroffen fühlten, durchzuſetzen. Seine Comödien beleidigten das Laſter und die Schwachheit, die er dem Abſcheu und Gelächter blos gab: man verfolgte ihn dafür öffentlich und ins Geheim auf alle Art; aber ſein für ſo manche Unterhaltung dankbarer König entſchied ſich immer wieder für ihn — und Moliere rächte ſich nun im Ernſte. So brachte er in den Femmes ſavantes den gelehrten Menage und den berüchtigten Abbé Cottin, ſeine bitterſten Feinde, aufs Theater — und letzterer ſtarb vor Verdruß. Im adelichen Bürger züchtigte er einen Gecken, dem man es überall abmerkt, was er iſt, und was er ſcheinen will, und der von allen Charakteren, die ihn umgeben, ein neues Lächerliche erhält. Marquis, Abbés, Hofſchranzen, Doctoren, Juriſten, Pietiſten, verliebte Gecken, Geizhälſe, Verſchwender, Coquetten, Prüden, Betſchweſtern, Grazien und Wechſelbälge, Bürgersfrauen und Fürſtinnen brachte er abwechſelnd auf ſein Theater, und ſein Vorbild war nicht blos Frankreich und die Pariſer-Welt, ſondern die ewig gleiche, ewig unwandelbare Menſchen-Natur im großen und ganzen; und nur Schriftſteller die auf dieſen Felſengrund bauen, wirken auf die Mit- und Nachwelt.

Nach dieſem flüchtigen Blick auf Moliere's Werke überhaupt kehren wir in ſein Privat-Leben zurück.

Bayle ſagt einfach — was die übrigen Biographen zu bedecken ſuchen, Moliere habe ſich in die Schauſpielerinn Bejard verliebt, ſey ihr zu lieb aufs Theater gegangen, habe eine Geſellſchaft errichtet, und mit ihr 1653 Lyon zum Zufluchtsorte gewählt. In der Folge heirathete er die reizende Tochter dieſer Bejard — was zu der Verläumdung Anlaß gab, er habe ſeine leibliche Tochter geehlichet. Dieſe etwas raſche, und beſonders in Abſicht des Alters unverhältnißmäßige Ehe zog ihm ſehr viel

Verdruß zu; und wenn er in seinen Werken die Eifersucht so oft, und mit so treffenden Zügen geschildert hat, so geschah es, weil er selbst so unendlich viel von diesem Uebel zu leiden hatte, und die Farben des Gemähldes aus seinem eigenen Busen nahm. — Die verschmähte Mutter hetzte nun selbst ihre ungezogene Tochter gegen Moliere auf, und beide wirkten im Einverständniß, ihm Verdruß, Aerger und Schmach zu bereiten. Aber die Freundschaft und der enthaltende Beifall des Publicums entschädigten ihn; die Pfeile der Leidenschaft stumpften sich durch die Zeit ab; der Dichter schaffte sich Luft durch beissende Impromptüs, und sein Gemüth ward durch die Intriguen seines Weibes in einer Art Bewegung erhalten, welche seinen dramatischen Arbeiten sogar zu statten kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charakter-Züge aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Das ist ein schlechter Spaß, sagte Grammont, glaubst du, daß jedermann so ein Ignorant ist wie du? Du bildest dir also ein, ich kenne die Menders, die Corisander nicht: ich wisse vielleicht nicht, daß es nur an meinem Vater gelegen hat, daß ich Heinrich des Vierten Enkel geworden wäre. Mit aller Gewalt hat er ihn anerkennen wollen, aber der Verräther hat es nie gelitten. Siehst du, was die Grammonts jetzt wären, ohne das Bischen Halsstarrigkeit; die Cesar von Vendome müßten hinter ihnen stehen. Ja, lache nur, das ist so wahr und heilig wie das Evangelium. Aber zur Sache.

Ich ward nach Pau ins Collegium geschickt, weil man die Absicht hatte, mich der Kirche zu übergeben; da ich aber wieder andere Absichten hatte, so fehlt viel, daß ich es dort weit brachte; das Spiel stack mir so im Kopf, daß die Regenten und Präceptoren, die mir statt dessen Latein hineinbringen wollten, den ihrigen darüber verloren. Der alte Brinon, mein Kammerdiener und Hofmeister mochte mir mit meiner Mutter drehen wie er wollte, ich lernte nur wenn es mir einfiel, und es fiel mir fast niemahls ein. Ich wußte am Ende so viel als am Anfang, doch noch immer mehr als ich zu der Abtei brauchte, um welche mein Bruder für mich angehalten hatte. Dieser hatte vor kurzem die Nichte von einem Minister geheirathet, vor dem alles auf den Knien lag. Er wollte mich ihm vorstellen. Ich konnte es nicht erwarten fort und nach Paris zu kommen. Nachdem er mich eine Zeit lang um sich gehabt hatte, um mich ein wenig gelenk zu machen, ließ er mich endlich los in die Welt, um meine ländlichen Sitten und Gewohnheiten gegen den großen Ton umtauschen zu lernen. In diesem machte ich nun solche Progressen, daß ich, wie die Rede davon war mich als Abbé bei Hofe zu produciren, ihn gar nicht los werden konnte. Du weist, wie man sich damahls trug. Nun konnte man mich durchaus zu nichts weiter bringen, als daß ich über meine gewöhnlichen Kleider die Soutane anzog. Ich war dabei superb frisirt und gepudert, und trug weiße Stiefeletten und vergoldete Sporen. Der Cardinal, der weiter sah als andere Leute, hatte keine Lust zu lachen. — Es war ihm bei meiner Keckheit nicht ganz wohl, und es fiel ihm ein, was einst aus dem Genie werden könnte, das sich in diesem meinem Alter über die Tonsur und den kleinen Kragen lustig mache.

Wie ich mit meinem Bruder nach Hause kam, sagte er: Nun, mein Herr Abbé, das ist gut abgelaufen, und euer christkatolisch — martialisches Kostum hat den Hof genug lachen gemacht; aber damit ist es nicht gethan. Der Herr Chevalier muß nun wählen, ob er sich in den Schoos der Kirche werfen, nichts thun und gute Tage haben will, oder ob er Lust hat, mit seinem kleinen Mußtheil hinzugehen und sich zum Krüppel hauen zu lassen, um von einem undankbaren Hof ein paar Mahl angegafft, und vor dem letzten Marsch aus dieser Welt noch mit einem Glasauge und Stelzfuße Feldmarschall zu werden.

Ich weiß es, versetzte ich hierauf, daß da gar kein Vergleich statt findet, wenn von guten Tagen die Rede seyn soll; weil es aber einmahl unsere Schuldigkeit ist, in allen Dingen zu thun, was recht und löblich ist, so will ich der Kirche aufgeben, und mein Heil im Kriege suchen, mit der Bedingung versteht sich, daß ich meine Abtei behalte. Mein Bruder hatte mir gut Einwendungen machen und seine Autorität zeigen, es half alles nichts, und man mußte mir schon in diesem letzten Punct nachgeben, wenn ich in der Academie bleiben sollte.

Du weist Matta, daß ich der gewandteste Pursche in ganz Frankreich bin; was man dort lernt, hatte ich bald weg, und neben her lernte ich auch noch manches was zur feinen Bildung gehört, und was ein ehrlicher Kerl wissen muß, wie Karten- und Würfelspiel. Es ist wahr, ich hielt mich in diesem Stück anfangs für viel gelehrter als die Folge gezeigt hat.

Meine Mutter weinte bittere Thränen, weil ich dem geistlichen Stand entsagte, und konnte sich nicht trösten, daß ich den militärischen ergriff. Sie hatte auf einen Heiligen mehr in mir gezählt, jetzt glaubte sie, ich

würde ein Höllenbraten wo nicht gar zusammen geschossen werden. Ich konnt' es kaum erwarten ins Feld zu ziehen; da ich aber zu jung war, mußte ich erst eine Campagne zu Vidache machen, ehe ich eine bei der Armee machen durfte.

Da ich von da wieder zu meiner Mutter kam, hatte ich viele Hof- und Welt-Manieren an mir, so daß sie großen Respect vor mir bekam, und nicht das Herz hatte mich zu zanken. Ich war ihr Benjamin, und da sie einmahl wußte, daß ich auf meinem Versatz bestand, so dachte sie weiter auf nichts als mich bis zu meiner Abreise so viel möglich bei sich zu haben.

Der getreue Brinon, der mir als Kammerdiener mitgegeben ward, bekam obendrein noch das Amt eines Hof- und Stallmeisters. So einen ernsthaften und abschreckenden Gascogner wie er ist, sieht man nicht leicht. Unter seinem und des Allmächtigen Schutz entließ mich endlich meine zärtliche Mutter, nachdem sie meine Equipage acht Tage früher fortgeschickt, und mir unterdessen noch eine Menge guter Lehren gegeben hatte.

Auf der zweiten Post zankte ich mich schon mit meinem Hofmeister. Er hatte vier hundert Louisd'or für mich bekommen, die wollte ich haben; er aber war durchaus nicht dieser Meinung. Hör' alter Knab! sagte ich, gehört das Geld dir oder mir? Meinst du, ich brauche einen Schatzmeister, der mich nur auf Anweisungen auszahlt? Ich weiß nicht, ob es ihm ahndete, aber er ward ganz traurig, und nur mit äußerster Mühe und dem größten Widerwillen gab er nach. Es war als wenn ich ihm das Herz aus dem Leibe risse.

Mit aller der Last, die ich ihm jetzt abgenommen hatte, fühlte ich mich doch viel leichter und lustiger als zuvor; Brinon hingegen ging herum, nicht als wenn ich ihm vier hundert Pistolen abgenommen, sondern als wenn ich ihm vier hundert Pfund Blei aufgeladen hätte. Ich mußte sogar auf sein Pferd zuhauen, damit er nur von der Stelle kam. Von Zeit zu Zeit kehrte er sich dann um und rief aus: „Herr Chevalier, so hat es die Mama nicht gemeint.“ Auf jeder Post-Station fingen seine Bemerkungen und sein Herzeleid von vorne an, denn statt dem Postillon zehn Sous zu geben, gab ich zwanzig.

So kamen wir in Lyon an, wo wir am Thore von zwei Soldaten angehalten wurden, und zum Gouverneur geführt werden sollten. Ich schickte Brinon mit dem einen hin, um ihm Auskunft über meine Reise zu geben, von dem andern ließ ich mich in den besten Gasthof führen.

Es gibt in Lyon eben so gute Traiteurs wie in Paris, mein Kerl aber führte mich seiner Gewohnheit nach zu einem seiner Bekannten, wo man, wie er sagte, besser als irgendwo in der Stadt bedient werde, und die beste Gesellschaft finde. Der Herr vom Hause, ein Mann von sehr beträchtlicher Corpulenz, hieß Cerise, war ein Schweizer von Geburt, Gastwirth von Profession, und hatte sich auch das Stehlen angewöhnt. Er führte mich in ein reinliches Zimmer, und fragte mich, ob ich allein oder in Gesellschaft essen wolle. Ich wählte das letztere, weil ich mich auf das Wort meines Führers verließ.

Brinon, den der Gouverneur mit seinen Fragen gequälet hatte, kam jetzt zurück, und machte ein bitterböses Gesicht trotz einem alten Affen. Sobald er sah, daß ich meine Haare ein wenig in Ordnung brachte, um hinab zu gehen, fing er an: Wo hinaus denn, Herr? In der Stadt herumlaufen; nicht wahr? Ich meine doch, Sie wären heute Morgen schon genug herum gestiegen. Essen Sie lieber etwas, und legen sich bei Zeit ins Bett, damit sie Morgen bei Tages Anbruch aufsitzen können.

Herr Inspector, antwortete ich, ich will weder herumlaufen, noch hier eben essen, noch bei Zeit zu Bette gehn; ich will da unten in Gesellschaft essen. Wie im Wirthszimmer? — fuhr er auf, — wo denken sie hin, Herr? Sind nicht, Gott straf mich, ein Dutzend Gesindel da unten mit Karten und Würfeln, die einen Lerm verführen, daß man das ärgste Donnerwetter nicht hören würde. Seit ich das Geld hatte, war ich insolent geworden, und wollte nun anfangen mich nicht mehr hofmeistern zu lassen. Ich sagte daher: Wißt ihr, Herr Brinon, daß ich euer dummes Geschwätz satt bin. Ihr könnt zu Nacht essen, wenn ihr wollt, und — daß die Pferde morgen vor Tagesanbruch da sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiewohl billig erzählt werde, wer der Zweifüßigen Vater gewesen wäre, wenn hinter sich gerechnet würde, so ist dasselbige nicht philosophisch, sondern es wäre ein lächerlicher Schwank, die Ursach ist, so wir auch begreifen den ersten Vater, von dem alle Kinder gebohren sind, so müssen wir doch stille stehen. Denn welche Philosophey wollte uns sagen, wer derselbige gebohren wäre? denn Gott hat ihn geschaffen. Wir beschließen also dies, und beachten nicht der Geschriften noch der Buchstaben, woraus er ihn geschaffen habe, achten es aber für ein solches: es sey allen verborgen.

1805. Nr. 120.

Aurora,

(Freytags) — eine — (den 11. Oktober.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Lieder von Königen und Königinnen.

In der wirklichen und ſcheinbaren Entfernung, in welcher ſich königliche Perſonen von der Menge, die verſchiedenen Stufen der Stände hindurch, befinden, iſt es eine freundliche Erſcheinung, ſie durch ein Band — das edelſte, welches die Menſchen als Menſchen verbinden kann — durch die Gaben, welche die Muſen geben und empfangen, allen näher gerückt zu ſehen, die durch daſſelbe beglückt werden. Es würde eine kleinſtädtiſche Ueberſchwenglichkeit ſeyn, wenn man an die Hirten der Völker die Forderung machen wollte, in Wäldern und Feldern die Blumen anzureden, und mit den Nymphen der Quellen und der verborgenen Echo zu ſcherzen. Dieß iſt nicht ihres Amtes, und alles was man ihnen von Rechts- und Amtswegen allenfalls zumuthen kann — wäre: dann und wann zu den Sternen zu blicken, wenn man übrigens ſolche ideale Wünſche in Anſehung ihrer zu machen geneigt iſt. So wie es aber für jeden ſinnigen Menſchen ein eigenes Intereſſe hat, jene Umſtände und Puncte näher kennen zu lernen, durch welche diejenigen, die durch ihren Geiſt oder durch ihre bürgerliche Beziehung über die andern hervorragen, ſich in der Sphäre der allgemeinen menſchlichen Angelegenheiten, aller der innern Zuſtände befanden, die jedes Gemüth, das über das Gemeine ſich erhoben hat, einmal wenigſtens durchlebte, — ſo iſt es auch ein angenehmer Anblick, Könige und Königinnen zu ſehen, die Lieder ſingen, oder an den Geſängen der Dichter ſich mit Anhänglichkeit ergötzen, ſey es in Schmerz oder in Freude, ſey es in dem Klange einer Guitarre oder in dem zärtlichen Tone der Flöte, in welchen ſie ſich der drückenden Gegenwart entziehen, oder der fröhlichen Hoffnung hingeben wollen, ſey die Art auch noch ſo verſchieden, in der ſie ſich der Poeſie zutraulich näherten — dieß ändert in der Hauptſache nichts. In einer Sammlung von Gedichten der Könige und Königinnen könnte man recht ehrbar mit denen der Könige David und Salomo den Anfang machen, und von ihnen aus die Zeiten und Nationen entlang manches anziehende bei ihren ſpätern Brüdern und Schweſtern antreffen. Aus der neueren Zeit ſey es vorläufig genug, die Namen Chriſtine von Schweden*), Friederich von Preußen, Heinrich von Frankreich und Maria von Schottland zu nennen. Welche mannigfaltigen Gedanken laſſen ſich mit dieſen Namen verbinden! wie wichtig in hiſtoriſcher Hinſicht ſind ſie, —

*) Obgleich, ſo viel mir bekannt iſt, keine Gedichte der Königinn Chriſtine bekannt ſind, ſo weiß man doch, daß ſie einen großen Antheil an der Verfaſſung des Schäferzedichtes l'Endimione von dem an ihrem Hofe in Rom gern geſehenen Alexandro Guidi hatte — von welchem Gedichte der große Winkelmann auf eine ausgezeichnete Weiſe ein Mahl in ſeinen Briefen ſpricht.

wie ſind ſie, bei ihrer Verſchiedenheit, alle ſo ſehr geeignet, dem Herzen theuer und der Bewunderung würdig zu werden! wie drängt ſich auch hier unwillkührlich die Sage dem Beobachter auf — daß der Held unſerer jetzigen Zeit, der die Nachwelt im Auge hat, dem caledoniſchen Barden in einſamen Momenten gerne in ſeinen erhabenen Geſängen folge. Folgende zwei Lieder von Heinrich dem Vierten und Maria von Schottland mögen dem Leſer fürs erſte genügen. Brantome führt das Lied der Maria an; ſie machte es nach dem Tode ihres erſten Gemahls Franz des Zweiten. Das Lied Heinrich des Vierten befindet ſich in einer neulich in Paris erſchienenen Schrift*) über Heinrich dem Vierten. Es war bis dahin ungedruckt. Ueber die Lieder etwas zu ſagen, wäre hier wohl am unrechten Orte, ſie zu mäkeln klein, ſie zu loben thöricht! Ueber Maria von Schottland ſpricht rührend ihr Schickſal; es begeiſterte unſern Schiller. An Heinrich den Vierten, in welchem ſich der alte und ächte National-Charakter der Franzoſen in einer ſo ſchönen Blüthe zeigte, erinnere uns das Wort, das er am Abend vor der Schlacht bei Ivry ſeiner Gabriele ſchrieb: „ma dernière pensée sera pour Dieu, et l'avant-dernière pour vous.„ —

*) Vie militaire et privée de Henri IV. d'après ses lettres inédites au Baron de Batz, celles à Sully, à Brantome etc à Paris, chez Louis. 8.

Plainte de la Reyne Marie d'Ecosse.

En mon triste et doux chant,
D'un ton fort lamentable,
Je jette un oil tranchant
De perte incomparable,
Et en souspirs cuisans
Passe mes meilleurs ans.

Fut-il un tel malheur
De dure destinée,
Ny si triste douleur
De dame fortunée!
Qui mon coeur et mon oil
Vois en biere et cercueil.

Qui en mon doux printemps
Et fleur de ma jeunesse,
Toutes les peines sens
D'une extreme tristesse,
Et en rien n'ay plaisir,
Qu'en regrèt et desier.

Ce qui m'estoit plaisant
Ores m'est peine dure,
Le jour le plus luisant
M'est nuit noire et obscure,
Et n'est rien si exquis,
Qui de moi soit requis.

I'ay au coeur et à l'oil
Un portrait et image,
Qui figure mon deuil
Et mon pasle visage
De violettes teint,
Qui est l'amoureux teint.

Maria Stuarts Klage.

In leiſen Trauertönen
Sehnt mein erſchmachtend Herz!
Dem Grame muß ich frönen,
Mein Blick erſtarrt in Schmerz!
Des Lebens ſchönſte Zeiten
In Seufzern mir entgleiten.

O herbe Pein! wo findet
Sich je ein ſolch Geſchick?
Wo hat ſich je verbündet
Der Schmerz mit ſolchem Glück?
Im Sarge ruht mein Leben,
Mein Herz und all mein Streben!

Im Frühling meiner Tage,
In blüh'nder Jugendzeit,
Empfind ich jede Klage
Und alle Traurigkeit.
Nichts gibt mir Troſt und Freuden
Als mein geheimes Leiden.

Was einſtens mich beglückte,
Iſt jetzt mir arge Pein,
Der Tag, der mich entzückte
Schließt mich in Dunkel ein;
Der Erde ſchönſte Gaben
Das müde Herz nicht laben.

Im Herzen und im Blicke
Weilt mir ein theures Bild!
Von meinem Mißgeſchicke
Mein Antlitz bleich und mild,
Sind hingeblichen die Wangen
In ſchmachtendem Verlangen.

Pour mon mal estranger,
Je ne m'arreste en place,
Mais j'en ay beau changer,
Si ma douleur j'efface,
Car mon pis et mon mieux
Sont les plus deserts lieux.

Si en quelque sejour,
Soit en bois ou en prée,
Soit pour l'aube du jour
Ou soit pour la vesprée,
Sans cesse mon coeur sent
Le regrèt d'un absent.

Si parfois vers ces lieux
Viens à dresser ma veue,
Le doux trait de ses yeux
Je vois dans une nue,
Soudain je vois en l'eau
Comme dans un tombeau.

Si je suis en repos,
Sommeillant sur ma couche,
J'oy qu'il me tient propos,
Je le sens qu'il me touche,
En labeur, en recoy,
Tousjours est près de moy.

Je ne vois autre objet,
Pour beau qu'il se presente,
A qui que soit subjet
Onques mon coeur consente,
Exempt de perfection
A cette affliction.

Mets chanson icy fin
A si triste complainte,
Dont sera le refrain:
Amour vraye et non feinte,
Pour la separation
N'aura diminution.

Chanson de Henri quatre.

Viens Aurore!
Je t'implore,
Je suis gai quand je te vois;
La bergère
Qui m'eſt chere,
Est vermeille comme toi!

Mein ungehofftes Leiden
Läßt nimmermehr mich ruh'n;
Was hilft's den Schmerz zu meiden,
Iſt's doch ein eitles Thun;
Mich beugt des Kummers Schwere,
Ich fühle grauſe Leere.

Im Hain, auf grüner Aue,
An klarer Bäche Flut,
Im kühlen Morgenthaue,
Bei Abendſonnenglut,
Ergreift mich banger Schauer,
Der Sehnſucht tiefe Trauer.

Weilt dann in dieſen Räumen
Mein thränenfeuchter Blick,
Seh' ich die holden Spuren
Von dem entſchwund'nen Glück —
Hin zu des Grabes Stille
Sehnt dann des Schmerzes Fülle.

Wann in der Nächte ſchweigen
Der Schlummer mich umfängt,
Fühl ich zu mir hin neigen,
Mein armes Herz beengt —
Ich hör' die ſüßen Worte
Von ihm an jedem Orte.

Mein Auge iſt verſchloſſen,
Für andrer Schönheit Schmuck,
Sey er von Reiz umfloſſen,
Ihm wird kein Händedruck!
Bei meines Herzens Beben
Verhüllt ſich Reiz und Leben!

Ach! hemme Lied, die Klage
Und meiner Wehmuth Drang!
Geheim im Buſen trage
Die Trauer die da ſang:
„Kein Scheiden löſt die Triebe
Von innig wahrer Liebe!“

Heinrich des Vierten Lied.

Komm und glühe
Goldne Frühe!
Seh' ich dich, ſo bin ich froh!
Der ich fröhne,
Meine ſchöne
Hirtinn blühet eben ſo!

Pour entendre
Sa voix tendre
On deserte le hameau;
Et Tityre
Qui soupire
Fait taire son chalumeau.

De rosée
Arrosée
La rose a moins de fraicheur;
Une hermine
Est moins fine,
Le lys a moins de blancheur.

D'Ambroisie
Bien choisie
Hébé la nourrit à part,
Et sa bouche
Quand j'y touche
Me parfume de nectar.

Elle est blonde
Sans seconde,
Elle a la taille à la main,
Sa prunelle
Etincelle
Comme l'astre du matin!

Ihre weiche
Flöten gleiche
Stimme ruft zur Wieſe hin;
Dann entſinket
Mir die Flöte
Schmachtend mit bewegtem Sinn.

In dem Thaue
Auf der Aue
Iſt die Roſe minder ſchön;
Und der Lilie
Weiße Reine
Muß vor ihrem Glanz vergeh'n;

Hebe ſpendet
Ihr mit Liebe
Nektar und Ambroſia;
Und ich athme
Blumendüfte,
Bin ich ihrem Munde nah.

Goldgelocket,
Sondergleichen,
Schlank und freundlich, liebt mich gern;
Und ihr dunkles
Schönes Auge
Glänzet wie der Morgenſtern.

St.

Vermiſchte Gedanken.

Wenn die venezianiſche Staats-Inquiſition jedem unterſagte, die Regierung ſowohl zu tadeln als zu loben, ſo haben wir noch immer bisher unſere alte Freiheit, eine Regierung zu loben, als das größere Ueberbleibſel des ächt deutſchen Geiſtes zu verfechten gewußt, und ſie mit dem Verluſt der kleineren Hälfte wohlfeil genug erkauft. (Jean Paul.)

Der Deutſche verſteht es viel leichter, fades Lob zu verdienen, als eines zu geben; andern wird ſogar das Umgekehrte leichter.

Eine geleſene Unzüchtigkeit überreizt die junge Seele im Treibhaus des Körpers zur Fortſetzung. — Es ſollte Verbote, wenn nicht mancher Bücher, doch mancher Leſer geben.

Deutſchland iſt jetzt wie bei den Alten die Leäne abzubilden, als eine Löwinn ohne Zunge — ihr Verwandter, der engliſche Wappen-Löwe hat außer noch größern und ſchärfern Dingen auch eine rauhe Zunge im Rachen —; doch bleibt uns noch die Geiſterſprache; denn Paracelſus ſagt; Die Sprache der Geiſter iſt Schweigen.

Ihr Fürſten! ſetzet in dieſem Jahrhundert fort, was ihr ſo ſchön im Nachſommer des vorigen angefangen, nähmlich die große Freilaſſung der freigebornen Gedanken! Ihr ſelber gewannt ſchon geiſtig durch Geiſter. Denn noch nie ſchloß in Europa ein Jahrhundert einen Fürſtenſaal ſo voll von guten Regenten hinter ſich zu, als das vorige lichte. Ihr, die ihr doppelte Ebenbilder Gottes, als Menſchen und als Fürſten ſeyn wollt und ſollt, ahmet ihm in dem Geſchenk der moraliſchen Freiheit nach, das er ſogar in der Hölle austheilt! — Ihr dürft weit mehreres beſtrafen als verbieten, ſo wie nichts verbieten, was ihr nicht beſtraft.

1805. Nr. 121.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 14. Oktober.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Memorabilien der neueſten Litteratur.

In Briefen.

Die Avanteureurs unſerer Litteratur, Taſchenbücher und Muſen-Almanache, die das Privilegium haben, ſich an Horazens Nonum prematur in annum nicht kehren zu dürfen, ſcheinen das künftige Neue Jahr hinlänglich verſorgt zu haben. Die Muſen-Almanache entfernen ſich indeſſen immer mehr vom Schauplatze, ſey es, daß ſie durch unſere vielen Unterhaltungsblätter, die ein leeres Plätzchen gern mit Verſen ausfüllen, verdrängt werden, oder daß das Publicum mehr Geſchmack an der größeren Mannigfaltigkeit der Taſchenbücher findet. Unter jenen kam mir zuerſt Profeſſor Schlegels poetiſches Taſchenbuch für 1806 — bei Unger ſehr ſchön und ſauber gedruckt — zur Hand; meine Erwartung aber, nach einem ziemlich langen Stillſchweigen jene Dichter, die den zuletzt bei Cotta herausgekommenen Muſen-Almanach ſo reichlich ausgeſchmückt hatten, hier wieder anzutreffen, fand ich ſchon auf den erſten Blick ſehr ungern getäuſcht. Der Anhang vermiſchter Gedichte enthält nur wenige Stücke; einige darunter ſcheinen für den zweiten Theil der Lucinde beſtimmt zu ſeyn, der noch immer unſchlüßig iſt, ſich ins Publicum zu wagen; auch hat Madame F**. hier ihren poetiſchen Liebhaber beſungen, —

Ihn hat mächtig, nie verſiegend,
Goldner Dichtkunſt Pfeil gerühret,
Daß in Poeſie erblühet,
Was er immer nur berühret!

In einem andern Liede S. 414 haben wir ein artiges Beiſpiel jener ſkizzirenden Poeſie, die ſtatt ein feſtes Bild der Empfindung darzuſtellen, nur mit irrenden Lauten das Ohr vorbei rauſcht, und eine Menge ſchönklingender Wörter an einander reihet, ſo daß man mehr die disjecta membra Poetae als ein geſundes Ganze vor ſich zu haben glaubt. „Warme Abendluft, Herzensbangigkeit! flücht'ger Sommertag, Schön wie's Mädchen, ach! Blätterſäuſeln, Sternenruh, Seufzerliſpeln, Liebestreu. Abendröthe fort, Wangenſchönheit hin! Goldnes Laubgewirr, goldner Lockenflor, Nachtigallen-Schlag dafür, in der warmen Luft Herzensbangigkeit." Das ſind nicht die einzelnen Wörter, die in dieſem Liede zerſtreut vorkommen, ſondern es iſt wörtlich das ganze Gedicht ſelbſt, ohne daß ein Comma daran fehlte. Wahrhaftig dieſe Leute ſcheinen es darauf angelegt zu haben, mit ihren Empfindungen ein kindiſches Spiel zu treiben; um ihnen ihre Frivolität fühlbar zu machen, ſollte man ſie zu dem Bewunderer in Tiecks neuem Herkules am Scheidewege in die Schule ſchicken. Doch genug von dieſem kurzen Anhange. Mehr Intereſſe werden ſie an den fünfzehn

Romanzen von Rolands Heldenthaten finden, welche dieſes Taſchenbuch eröffnen; Herr Schlegel nennt ſie ein Heldengedicht nach Turpins Chronik; vermuthlich aber wird er altſpaniſche Romanzen und das bekannte altdeutſche Reimgedicht von Carl dem Großen dabei vor Augen gehabt und ſich der nämlichen Freiheit bedient haben, wie ſo manche ältere Dichter, die Theile jenes romantiſchen Cyclus bearbeitet und ſich gar oft auf den Turpin berufen haben, wenn gleich in ſeinem angeblichen Werke keine Sylbe auf ein ſolches Citat paßt. Es iſt, nach meiner Meinung, ein wahrer Gewinn für die Poeſie, daß Schlegel den romantiſchen Stoff jener Zeiten, der nun ſo lange ſchon ganz vernachläßigt da liegt — denn diejenigen, die ihn, wie Alxinger, gemißbraucht haben, kommen hier nicht in Betracht — von neuem zu beleben ſucht. Wie reitzend und wie ſehr der Poeſie empfänglich er ſey, hat Tieck früher in den Volksmärchen, hauptſächlich aber in der Genovefa und dem Kaiſer Octavianus bewieſen. Es war eine Zeit in Italien, noch vor dem Arioſt, wo die Abenteuer Karls des Großen und ſeiner Paladine in unzähligen geiſtreichen, wiewohl, was die Sprache betrift, ungebildeten Gedichten beſungen wurden; ſie ſind aber ſeitdem in der Litteratur ſo unbekannt geworden, daß die Freunde der romantiſchen Poeſie mir's Dank wiſſen müßen, wenn ich ihnen künftig von mehr als zwanzig ſolcher Werke eine umſtändliche Notiz liefern werde. Schlegel hat ſich bei ſeiner Bearbeitung der Aſſonanzen bedient, die den ſpaniſchen Romanzen dieſer Gattung eigen ſind; nach meinem Gefühle aber ſind ſie für die deutſche Sprache ſehr unpaſſend, wo ſie blos die Eintönigkeit und den ſo ſchon ſchleppenden Gang der Verſe zu unterhalten ſcheinen. In den tönenden und durch viele Conſonanten nie zu ſehr von einander getrennten Vocalen der ſpaniſchen Sprache ſtehen die Aſſonanzen den vollkommnen Reimen um nichts nach, ja ſie bringen an ihrem Orte eine Wirkung hervor, die den abwechſelnden Reimen verſagt iſt; aber alles dieſes fällt bei der Natur der deutſchen Sprache weg, und das undankbare Beſtreben das Fremde nachzuahmen, dient nur dazu, um auf den Deutſchen noch immer den alten Vorwurf der Nachäfferei haften zu laſſen. Ueberhaupt widerſpricht dieſe mit ſo vieler Vorliebe geſuchte Form ganz demjenigen, was Schlegel in den Briefen über die antikiſche Baukunſt der neuern gewiß nicht ohne Grund, an mehreren Orten geäußert hat. Dieſe ſogenannten „Briefe auf einer Reiſe durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz und einen Theil von Frankreich“ machen den proſaiſchen Theil dieſes Taſchenbuches aus, und enthalten unter andern mehrere Nachrichten und manche gute Bemerkung über gothiſche Architectur, eine Branche der Kunſt, welche bis dahin von unſern neuen Kritikern faſt unberührt geblieben war. Es war wohl ohne Zweifel des Verfaſſers Abſicht nicht, ſeine Anſichten über dieſen Gegenſtand hier vollſtändig mitzutheilen, ſonſt ſollt' es mich überaus wundern, daß dieſe einzig den ältern Zeiten eigenthümliche Kunſt hier ſo wenig mit dem Geiſte des Mittelalters und der Religion in Verbindung geſtellt worden. Ich wenigſtens ſehe nicht ein, wie man zu einer wahren Erkenntniß von längſt ſchon verblühten Erſcheinungen der Kunſt gelangen könne, wenn man den Punct überſieht, in welchem Verhältniß eben dieſe Kunſtformen zu der ganzen übrigen Bildung der Nation, welche ſie producirte, vormals geſtanden ſind. Weil aber dieſes gewöhnlich vernachläßigt wird, ſo entſtehen daher eine Menge Mißverſtändniſſe in unſerer Literatur, da man entweder unbedingt das Alte in unſer Zeitalter, ſo ſehr es ſich auch dagegen ſträubt, wieder hinüber pflanzen will, oder blos von den conventionellen Anſichten und Bedürfniſſen unſrer gegenwärtigen Cultur ausgeht, und ſo das Alte nach einem durchaus unpaſſenden Maßſtab würdigt.

Von dem geiſtlichen Liederdichter Franz Spee, einem Zeitgenoſſen Opitzens, mit dem ich durch T. zuerſt bekannt ward, ſchrieb ich Ihnen ſchon vor längerer Zeit; nachher fand ich, daß vor kurzem in der Schweiz eine neue Ausgabe ſeiner Gedichte veranſtaltet worden. Herr Schlegel hat auch von ſeiner Seite beigetragen, das Andenken dieſes in der Literatur-Geſchichte jener Zeit bisher ganz überſehenen Mannes wieder zu erneuern. Es läuft freilich ſehr wider die Ordnung, daß der Herausgeber ein Drittel ſeines Almanachs mit einer Auswahl geiſtlicher Volkslieder ausgefüllt hat, doch ſind wir ja das Auſſergewöhnliche ſchon gewohnt. Laſſen Sie ſich's alſo nicht verdrießen, im Fall ſie noch keine frühere Ausgabe von Spees Trutznachtigall zu Geſichte bekommen, das geiſtliche Liebesſpiel dieſes frommen Alexius in dem eleganten Schlegelſchen Taſchenbuche in ſtiller Andacht durchzuleſen. — Wie doch die Zeiten ſich ändern! der menſchenfreundliche Jeſuit, der ſeine Poeſien ſo wenig achtete, daß ſie, wenn ich nicht irre, erſt nach ſeinem Tode von einem Buchdrucker geſammelt wurden, der ſie dem Verfaſſer, ſeinem geweſenen Beichtvater, noch in den Himmel hinauf dedicirte, tritt nun mitten in Berlin unter den eleganten Leuten in einem niedlichen Mode-Büchlein wieder auf, wie wir die Apoſtel, die vormals mit ſtaubigen Füßen umherwanderten, jezt in dem Göſchenſchen koſtbaren Aufputze gar ſtattlich einherprangen ſehen. Un-

gern hab ich übrigens das ſchöne, wohl freilich etwas zu lange Gedicht von den Bienen hier vermißt, welches ſchon allein ein Beweis ſeyn kann, was alles zu leiſten nicht ſchon damals die deutſche Sprache fähig geweſen ſeyn würde, wenn nicht die widerliche Polemik der verſchiedenen Religions-Parteien auch hier alles gute gehemmt hätte. Beim Leſen der Speeſchen Volkslieder — welcher Ausdruck mir etwas unpaſſend ſcheint — werden Sie ſich vielleicht wieder an mein früheres Urtheil erinnern, daß es dieſem Dichter, ſo viel Gutes man auch ſonſt von ihm ſagen kann, doch nicht ſelten, wie ſeiner Nachtigall, geht, die es „gar zu bunt macht.“

Moliere.

(Fortſetzung.)

Kein Zug in Moliere's Privat-Leben iſt liebenswürdiger, und wirft ein ſchöneres Licht auf ſeinen Charakter, als die Aufmunterung und Unterſtützung, ſo er dem aufſtrebenden Talent angedeihen ließ. Racine und Baron, wovon der eine als Dichter, der andere als Schauſpieler den Preis der franzöſiſchen Bühne davon getragen, waren Beide ſein Werk. Jener bringt ihm als neunzehnjähriger Jüngling ſeinen erſten dramatiſchen Verſuch (Theagenes und Charikea;) Moliere erkennt das verwandte Talent, ſchenkt ihm eine beträchtliche Summe; muntert ihn auf ſich ganz dem Trauerſpiel zu widmen; gibt ihm den Plan zu einem neuen Stücke; und empfiehlt ihn mit Enthuſiasmus ſeinen Freunden. Zwar überwarf er ſich in der Folge mit dem aufſtrebendem Racine; doch zeugte letzterer ſelbſt, daß ihn Moliere zuerſt für die Bühne begeiſtert, und den Entſchluß ſeines Lebens beſtimmt habe. —

Den berühmten Baron nahm er als Knaben von einer herumziehenden Bande zu ſich, kleidete ihn von Fuß auf, ſchenkte ihm Geld, und wirkte ſich, da ihn ſeine Leute vindiciren wollten, vom König die Ordre aus, ihn auf immer für ſein Theater zu behalten. Dieſen Baron behandelte er ganz wie ſeinen Sohn, und führte ihn im tragiſchen wie im komiſchen Fache allmählig auf einen Grad von Vollkommenheit, wie man ihn in Frankreich zuvor nie geſehen. Selbſt eine ſchimpfliche Mißhandlung von Madame konnte den Jüngling nur auf kurze Zeit von ſeinem Lehrer und Vater entfernen; kaum hat ihm dieſer einige Worte des Herzens geſchrieben, ſo kehrt er mit reiniger Liebe zu ihm zurück. — So eifrig er aber auch bei hervorſtechenden Talenten für ſeine Fahne warb, ſo ſtreng und unerbittlich wieß er die Mittelmäßigkeit zurück, und wir finden mehrere Beiſpiele in ſeinem Leben, wo er junge Theater-Enthuſiaſten beiderlei Geſchlechts mit Aufbietung ſeiner ganzen Beredſamkeit in ihren bürgerlichen Beruf zurück donnerte.

Da Moliere ein Freund von Ordnung und vernünftiger Oekonomie war, da er vom König eine anſehnliche Penſion bezog, und viel durch ſein ſtets ſtark beſuchtes Theater gewann, ſo ward er bald ein reicher Mann, und genoß zuletzt eines Einkommens von dreißig tauſend Livres.

Wir wiſſen, daß er häufig beim König zu Verſailles ſpeiſte; daß Ludwig der Vierzehnte ihn liebte, einen eigenen vertrauten Ton mit ihm unterhielt, ihm bisweilen ſehr paſſende Originale ſeines Hofs für die Bühne vorſchlug, und ſeine Luſt daran hatte, wenn dergleichen Charaktere Glück machten. Einſt hatte Moliere ein dergleichen Subject im George Dandin in Lebensgröße gezeichnet, wagte es aber eben deßhalb nicht ſogleich, das Stück aufzuführen. Endlich geräth er auf den verzweifelten Entſchluß, dem Gemeinten ſelbſt den Dandin vorzuleſen — und der Streich gelang vollkommen: das Stück ſpielte, und wer am meiſten mitlachte, das war der Getroffene.

Wir wiſſen ferner, daß Moliere zu Paris ein ſehr anſehnliches Haus machte, und daß ſich nicht nur die erſten Schriftſteller und Künſtler, ſondern auch die talentvollſten und bedeutendſten Perſonen des Hofs, des Militaires und der Büreaus fleißig zu ihm hielten, und ſich ſeinen Umgang zur Ehre rechneten. Chapelle blieb von der Schule an bis ans Ende ſein Buſenfreund und innigſter Vertrauter. Seine Biographen führen eine Menge rührender Anecdoten an, die uns zeigen, wie feſt dieſer Bund war, und wie ſehr Moliere durch Freundſchaft die Lücken der Liebe auszufüllen verſtand. Mit Chapelle beſprach er ſich über Plan und Ausführung ſeiner Stücke; ihm las er ſie Scene vor Scene vor, und lauſchte ſeiner richtenden Stimme; bei ihm erholte er ſich von den Anſtrengungen ſeines Berufs; mit ihm genoß er der Freuden des Lebens, der Wonne der ſchönen Natur; an ſeiner Bruſt fand er Troſt und Rath gegen die Verfolgungen ſeiner Feinde, gegen das unwürdige Betragen ſeiner Frau. Mit Chapelle ſtudirte er Philoſophie und die claſſiſche Literatur, las mit ihm die beſten neuern Schriften, und nannte ihn ſeine Muſe. — Man hat behauptet, Chapelle habe beträchtlichen Antheil an manchen Moliere's

ſchen Werken gehabt. Wenn dieß wahr wäre, ſo würde er gewiß ſeinen Freund vor andern bei den vielen Gelegenheitsſtücken zu Hilfe genommen haben, die er bisweilen über Nacht für den König hervorzaubern mußte, und wobei er ſtets mehrere Gehilfen brauchte. Aber Chapelle beſaß zu wenig Kenntniß des Menſchen, der Welt und des Theaters, als daß ihn Moliere ſo weit hätte nutzen können; und wenn er ihn bei ſeinen Arbeiten zu Rath zog, ſo konnte dies nur der Neid zu einer wirklichen Theilnahme ſtempeln. — Bernier war der dritte in dieſem Bunde: zu ihnen geſellten ſich nicht ſelten, beſonders bei Vorleſungen, der Herzog von Vivonne und Prinz Condé, Moliere's erklärte Beſchützer und Freunde. — In einer ſolchen Sphäre, gegen den Neid gedeckt von der Gnade ſeines Monarchen, umgeben von den geiſtreichſten Männern der Hauptſtadt, geſucht und geliebt in den erſten Zirkeln des guten Tons, verehrt von ſeiner Geſellſchaft, gekoſet und geprieſen von allen Theater-Freunden — ſo lebte dieſer Liebling ſeiner Nation, und das ganze bunte Menſchenleben, an dem er wie Shakespear und Fielding mit verſchlingender Neugier hing, war gleichſam vor ihm aufgeſchlagen, und bot ihm Stoff zu ſeinen dramatiſchen Bildungen.

Man hat längſt von den komiſchen Genies die Bemerkung gemacht, daß ihnen im täglichen Leben ein Ernſt, eine gewiſſe Trockenheit eigen ſey, hinter welchen man den Schalk am wenigſten erwarten ſollte. Aber dieſe Gravität iſt es eben, was durch ſeinen Gegenſatz am meiſten Lachen erweckt. — Man rühmt uns durchgehends von Moliere, er habe viel Würde und männlichen Ernſt im Umgange gezeigt, und den Sganarell ſo wenig vermuthen laſſen, daß man ihn auf dem Theater kaum wieder erkannt. Auch in ſeinem Hausweſen behauptete er dieſe Solidität und dieſen Ernſt, wollte in allen Dingen eine faſt pedantiſche Regelmäßigkeit beobachtet wiſſen, ließ ſich bis zum Kleinlichen herab, und legte häufig ſelbſt Hand an, weil es ihm niemand zu Dank machen konnte. Bei dieſer Ordnungsliebe aber war er theils von Natur, theils aus Grundſatz ungemein freigebig, ſowohl gegen das bardende Verdienſt überhaupt, als gegen verunglückte Schauſpieler und Arme; und konnte dieſen göttlichen Hang um ſo mehr befriedigen, da es ihm nicht an Mitteln gebrach. Wir haben bereits ein paar Beiſpiele gehört; hier ſtehe noch eines. Einſt auf einem Spaziergange gibt er einem Bettler ein Goldſtück. Dieſer kommt zurück, zeigt ihm an, er werde ſich vergriffen habe, und will ihm das Geld wieder geben. „Wo verbirgt ſich die Tugend nicht?“ ruft Moliere aus, und giebt ihm ein zweites.

Dem Spiel-Dämon ergab er ſich nie. Eine kleine Liebes-Intrigue mit einem geiſtreichen Frauenzimmer war ihm von Jugend an zum Bedürfniß geworden, und ohne den Beiſtand des „blinden Knaben“ erklärte er ſich ſelbſt unfähig zu allen Dingen. Selbſt nachdem er die junge Bejard, mit der er lange ein ſolches Verſtändniß unterhalten, geheirathet hatte, blieb er ihr nur ſo lange treu, als ſie keinem ihrer vernehmen Anbeter Gehör gab. Doch verſtatteten ihm ſein vielfacher Umgang und die dreifache Pflicht des Dichters, des Schauſpielers und des Directors nicht, dem andern Geſchlecht diejenige Aufmerkſamkeit und Zeit zu widmen, die es von ſeinen Anbetern verlangt. Gemeiniglich beſuchte er ſeine Inamorata die Woche nur ein Mahl, und nahm es bei ſeinen Verſtändniſſen überhaupt nie ſehr genau. Man ſah deutlich, daß es ihm blos um eine kleine Rache, um angenehme Erholung und Auffriſchung zu neuer Arbeit zu thun ſey, und daß er in dieſem Geſchlechte blos das Mittel und nicht den Zweck ſuchte. — Auf ſolche Art wird dann ſeine verunglückte Ehe ſehr erklärbar.

Eine weibliche Feder hat uns folgende Züge zu Moliere's Portrait hinterlaſſen. Er war von Perſon mittlerer Dicke, mehr groß als klein; hatte einen ſchönen Fuß, ein ernſtes, edles Geſicht, große Naſe und Mund, dicke Lippen, braune Farbe, ſtarke ſchwarze Augenbraunen, deren ſonderbare Bewegungen ſein Geſicht oft höchſt komiſch machten; ſein Gang war edel und feſt, die Stimme etwas dumpf. Seine von Natur volubile Zunge ſtieß im Reden merklich an, und ſchien ihn von der Bühne auszuſchließen; aber er that ihr, wie der griechiſche Redner, mit Gewalt Einhalt, und zog ſich dadurch ein Schlucken zu, wodurch er ſein komiſches Spiel nicht wenig vermehrte. — Als Sganarell war er der Liebling aller Welt: nicht minder gefiel er den Kennern im hochkomiſchen Orgon, im Harpagon, Alceſt ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Fürſt de Ligne ſagt, er habe oft darüber nachgedacht, welcher Stand, welches Amt an ſich die meiſten Annehmlichkeiten, den wenigſten Verdruß mit ſich führe, und ſo er glaube, daß zu einer frohen Exiſtenz ein wenig Arbeit, ein wenig Anſehen, ziemliche Unabhängigkeit und ein ordentliches Einkommen gehöre, ſo habe er immer gefunden, daß das Reſultat ſeines Nachdenkens — eine Poſtmeiſtersſtelle war.

1805. 1 Nr. 122.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 16. Oktober.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Moliere.

(Beschluß.)

Man rühmte in seinem Spiele eine bewundernswürdige Bestimmtheit, Deutlichkeit, Kraft und Selbstbeherrschung. Besonders verstand er als Schauspieler und Dichter die Kunst vollkommen, seine Kraft zu sparen, und ihr vollstes Gewicht nur auf den Moment der Leidenschaft und der Entscheidung fallen zu lassen — so, daß er gerade am meisten glänzte, wo seine erschöpften Collegen mit heiserer Stimme nur Bruchstücke stammeln konnten. Er recitirte Verse mit eben der Natur und Wahrheit wie Prose, und für den aufmerksamen Zuhörer fiel kein Wort seines Mundes auf den Boden. Eben so berechnet und studirt war jede seiner Bewegungen, Actionen, Gebährden, und auch der Nichthörende konnte auf seinem Gesicht und in seinem sprechenden Auge lesen, was er sagte. Er war Herr und Camerad, Freund und Beschützer seiner Schauspieler; er kannte das Talent auf den ersten Blick, entdeckte selbst der Mittelmäßigkeit alles, was sie geben konnte, nahm schon in der Anlage seiner Stücke viel Rücksicht auf sein Personale, und stellte mit sicherer Hand jeden auf den Punkt, wo er am meisten wirken konnte. In allem was zur Direction eines Theaters gehört, war Moliere Meister, und herrschte und gebot ohne Widerrede, wie der geliebte und gefürchtete Feldherr über sein Heer. Jedes neue Stück, das er für sein Theater tauglich fand, las er fürs erste einem Ausschusse seiner Gesellschaft mit Nachdruck vor; dann vertheilte er die Rollen, und wiederhohlte die Proben so lange, bis er mit dem Ensemble zufrieden war. In diesen Proben gab er Declamation, Stellung, Action, Gruppirung, Decorationen, Musik, kurz alles, was zum Effect des Ganzen gehörte, mit bewundernswürdiger Genauigkeit an, und bewirkte dadurch, daß seine Lustspiele mit einer Präcision gegeben wurden, die man seit dem nie wieder auf dem französischen Theater gesehen.

Außer Baron hat er noch andere vortrefliche Schauspieler und Schauspielerinnen gebildet, — die beiden Bejards gehörten unter die letztern, und sein Personale ward bald so gut, daß ihm das Einstudiren wenig Mühe mehr machte. — Bei aller Strenge in der Direction war er außer dem Dienste sanft, großmüthig, gefällig gegen seine Leute; er unterstützte sie häufig mit Gelde, bewirthete sie oft in seinem Hause, las ihnen neue Arbeiten vor, und hörte und benützte ihr Urtheil. Man sagt, er habe es gerne gesehen, wenn seine Schauspieler ihre Kinder mit in die Proben brachten, um die Wirkung seiner Stücke auf die reine, unvermischte Natur zu belauschen. Ja, Farçen las er bisweilen seinem Hausgesinde vor, corrigirte, wo ihnen etwas undeutlich schien, und studirte

und besaß sich in ihnen den Charakter des Volks. Er unterließ es seine ganze glänzende Laufbahn hindurch nie, von Zeit zu Zeit dergleichen Volksspiele aufzusetzen, und man bemerkt selbst in seinen besten Werken in Neben-Scenen einen gewissen Anstrich der Farçe, von der er ausgegangen war. Er selbst übernahm bis in sein Alter die schwersten Rollen, und die Vis comica schien in dem Verhältniß bei ihm zuzunehmen, als da Gebrechlichkeiten des Körpers allmählig von edlern Rollen ausschlossen. Man fand sein Spiel, wo es Ernst galt, etwas grimassirt; aber eben diese Grimasse kam ihm im Comischen ungemein zu Statten, und er wußte seinen Schlucken oft so geschickt aufs Wort, auf die Silbe hin zu pressen, als stünd er in der Rolle geschrieben.

Die Précieuses ridicules und Amphitryon waren die einzigen Stücke, welche gleich anfangs allgemein gefielen, und denen die Parteisucht nichts anhaben konnte: bei seinen Hauptwerken, welche eigentlich seinen Ruhm entschieden, kostete ihm, wie er selbst sagt, der Sieg gegen die Cabale mehr Mühe und Anstrengung, als die Hervorbringung derselben. In Mißverständnissen war er besonders glücklich, und trieb hier das Lächerliche am weitesten.

Sein letztes Produkt war Le malade imaginaire, worin er sich selbst zeichnete. Seine Brust und Gesundheit war schon sehr zerrüttet, als er dieses Stück schrieb; doch trägt es so wenig eine Spur von dieser Hinfälligkeit, daß es mit seinen besten um den Preis wetteifert. Weil seine Freunde häufig seine Klagen über Gebrechlichkeit für Spleen ausgegeben hatten, so stellte er hier einen Kranken in der Einbildung aus, und spielte bei allem Uebelbefinden selbst die Hauptrolle, um zu zeigen, wie sehr sich sein Geist über das preisgegebene Lächerliche zu erheben wisse. Vergeblich waren alle Vorstellungen seines Arztes und Freundes Mauvillain, vergeblich die rührenden Bitten Barons und seiner Collegen; Moliere trat krank wie er war in der Rolle auf, und führte sie mit gewohnter Präcision und Laune durch: von da an aber, wo der Affect beginnt, wankte und zitterte seine Stimme merkbar, und ein Mahl erstarb ihm das Wort in dem Munde, und er lag einige Momente in dumpfes Brüten verloren. Doch raffte er sich wieder auf, und das Stück spielte ohne Unterbrechung bis ans Ende fort. Der edle Meister, der schon während der Vorstellung Blut gespuet, ließ sich in einer Sänfte nach Hause tragen, und brauchte seine gewöhnlichen Mittel — worauf er noch einiger Ruhe genoß. Mitten in der Nacht aber überfiel ihn ein heftiger Blutsturz, und er starb von seinem eigenen Blut erstickt, in den Händen zweier Nonnen, die er eben in seinem Hause beherbergte, den siebenzehnten Februar 1673, im drei und fünfzigsten Jahre seines Lebens. Seine im Hause wohnende Frau war nicht bei seinem Tode zugegen. — Er fiel, wie der brave Soldat auf seinem Posten, und König, Hof und Stadt und alle Stände zollten ihm Mitleid, Rührung und laute Dankbarkeit. Sein Busenfreund Chapelle war in Verzweiflung, und die Mitglieder seines Theaters alle erschienen weinend vor seiner Leiche, und widmeten ihre Segnungen dem Entschlafenen. Ganz Paris geriet bei diesem Todesfalle in Bewegung; und als die Clerisei Schwierigkeiten in Ansehung seiner Beerdigung erhob, trat der König ins Mittel — und Moliere ward unter einem ungeheuren Zusammenflusse von Menschen, unter dem jauchzenden Zuruf eben des fanatischen Pöbels, welchen die Priester gegen ihn aufgehetzt, mit festlichem Gepränge von hundert Fackeln, und von allen seinen Freunden und Collegen begleitet, in einer Kirche beigesetzt.

Sein Körperbau war stark, dauerhaft und auf Strapazen berechnet; durch die anhaltenden Anstrengungen seines Berufes aber noch mehr durch Aerger und Verdruß aller Art unterlag seine kräftige Natur schon in der Mitte seiner Laufbahn, und allein durch die Sorgfalt seiner Aerzte, und durch eine dreimahlige langwierige Milchkur — wo er durchaus nichts als Milch und weißes Brod genoß — erhielt er sich aufrecht, und setzte auch während der Kur seine mannigfaltigen Verrichtungen unausgesetzt fort. Mehrmahl bekam er während einer Rolle, oder gleich darauf Blutspeien, heilte sich aber bald wieder durch die hartnäckigste Milch-Diät, und fühlte sich nie aufgelegter zu arbeiten, als während dieser Kur. Er ahndete seinen Tod voraus, ohne darum der Erfüllung seines Berufs das mindeste zu vergeben. Besser, sagte er, ich falle heute wie der Streiter im Getümmel, als einige Tage später im Siechbette. — Seine Frau heirathete bald nach seinem Tode einen Comödianten, und sank in Verachtung zurück.

Charakter-Züge aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Das Geld in der Tasche fing mir an lebendig zu werden, da die Rede von Karten und Würfeln war. Ich war ein wenig betroffen, da ich im Speisesaale eine Menge abenteuerlicher Figuren erblickte. Mein Wirth stellte mich vor, und versicherte mich, daß nicht mehr als achtzehn bis zwanzig von diesen Herren die Ehre ha-

den würden mit mir zu ſpeiſen. Ich ſtellte mich hierauf an einen Spieltiſch und lachte mich bald todt, denn ich hatte eine gute Geſellſchaft und daß hoch geſpielt würde erwartet, und ſah nun zwei Deutſche vor mir an einer Partie Trictrac. Sie ſpielten wie Kutſchenpferde ſo ſchlecht, und ſahen aus daß es über alle Beſchreibung geht; der mir zunächſt war ein kleiner Knirps dick und kugelrund. Er hatte eine Halskrauſe um, und auf dem Kopfe einen ſpitzigen Hut eine Elle lang. In einer gewiſſen Entfernung nahm es ſich aus, als wenn man einen Kirchthurm mit ſeiner Kuppel vor ſich ſähe. Ich fragte den Wirth, wer das Ding wäre. Ein Handelsmann von Baſel, antwortete er mir, der hier Pferde verkauft hat; aber ſo wie er es anfängt, ſcheint er keine großen Geſchäfte zu machen, denn er thut nichts als ſpielen. — Spielt er doch? — Jetzt nicht, es geht nur um die Zeche, weil das Eſſen noch nicht aufgetragen iſt; aber wenn man mit ihm unter vier Augen iſt, ſo geht er ſchon ein. — Hat er Geld? — So? Ich wollte Sie hätten ihm tauſend Piſtolen abgewonnen, und wäre Moitié mit ihnen, wir ſollten nicht lange darauf warten dürfen.

Ich hatte genug gehört, und dachte darüber nach, wie ich den Mann mit dem Kirchthurme auf dem Kopfe zu Grund richten wollte.

Erſt ſtellte ich mich zu ihm, um ihn zu ſtudiren; er ſpielte in den Tag hinein, und verlor ein Loch nach dem andern, ſo daß ich anfing Gewiſſensbiſſe über das Geld zu fühlen, das ich dem dummen Teufel abgewinnen würde. Natürlich verlor er ſeine Zeche; das Nachteſſen ward aufgetragen, und ich machte daß wir neben einander zu ſitzen kamen. So ſchlecht habe ich noch nie gegeſſen: als wir zu Ende waren, verſchwand die ganze Heerde, ich weiß nicht wohin, den kleinen Schweitzer ausgenommen, der neben mir ſaß, und den Wirth, der ſich mir gegen über geſetzt hatte. Die beiden rauchten wie ein paar alte Dragoner, und der Schweitzer wandte ſich von Zeit zu Zeit gegen mich, bat mich, ſeine Freiheit nicht in Uebel zu nehmen, und bließ mir dabei die Tobaks-Wolken ins Geſicht, daß ich hätte erſticken mögen. Von der andern Seite bat mich Monſieur Ceriſe, ihm zu erlauben, daß er mich bitten dürfe, ihm zu ſagen ob ich nie in ſeinem Vaterlande geweſen wäre. Er war ganz erſtaunt, daß ich ſo viel Lebensart hatte, ohne je in der Schweitz geweſen zu ſeyn.

Der kleine Kerl, mit dem ich es eigentlich zu thun hatte, war ein eben ſo großer Frager wie der andere. Er wollte wiſſen, ob ich von der Armee in Piemont komme, und als ich ihm ſagte, daß ich auf dem Wege dahin ſey, ſo frug er mich, ob ich kein Pferd kaufen wolle, er hätte deren zwei hundert, die er mir wohlfeil überlaſſen wolle. Da ich mich nicht weiter wie einen Schuſter aushören laſſen wollte, und auch des Fragens müde war, ſchlug ich meinem Patron eine Partie Trictrac um eine Piſtole vor. Er machte viel Ceremonien bis er die Ehre annahm, und bat mich immer, ich möchte es nicht in Uebel nehmen. Ich hatte die Partie Revanche und Tout in einem Augenblicke gewonnen. Denn er ward confus und ließ ſich ſperren, daß es eine wahre Freude war. Am Ende der dritten Partie kam Brinon und wollte mich fort ſchlafen führen. Er kreuzigte und ſegnete ſich, und merkte auf all mein Winken nicht, ſo daß ich aufſtehen mußte, um ihm zu ſagen er ſolle ſich fortſcheren. Darauf machte er mir Vorwürfe, daß ich mich mit ſolchem Lumpenpack abgebe. Umſonſt ſagte ich ihm, es ſey ein dicker Roßlamm, der viel Geld habe und wie ein kleines Kind ſpiele. Der da ein Roßlamm? rief er, trauen Sie ihm nicht, Herr Chevalier, der Teufel ſoll mich hohlen, wenn er nicht ein Hexenmeiſter iſt. Halts Maul, alter Eſel, ſagte ich, er iſt ſo wenig ein Hexenmeiſter als du einer biſt; das iſt wohl genug geſagt, und um dir es zu beweiſen, will ich ihm noch vor dem Schlafengehen ein vier bis fünf hundert Piſtolen abgewinnen. Mit dieſen Worten ſchob ich ihn zur Thür hinaus, und verbot ihm uns noch einmal zu unterbrechen.

Da die Partie zu Ende war, zog der Schweitzer aus einem ſeiner Hoſenſäcke einen blauen Quatrupel heraus, präſentirte ihn mir, bat mich es nicht in Uebel zu nehmen, und wollte abziehen; aber ſo hatte ichs nicht gemeint. Ich ſagte ihm, wir ſpielten ja blos der Unterhaltung wegen, ich wolle ihm nichts abgewinnen, und wenn es ihm recht wäre, wollten wir noch eine Partie quitte à deux machen, er machte einige Einwendungen, ließ es ſich endlich doch gefallen und gewann. Das verdroß mich. Wir ſpielten noch eine; das Blatt wendete ſich, die Würfel wollten mir nicht mehr pariren, ich bekam nichts mehr zu zählen, und verlor Revanche und Tout. Ich war nun piquirt, er als ein hübſcher Spieler ſpielte ſo hoch ich wollte, und gewann mir alles ab, ohne daß ich in acht oder zehen Partien ſechs Löcher gemacht hatte. Ich wollte noch eine Tour machen um hundert Piſtolen, da er aber ſah, daß ich ſie nicht ausſetzte, ſagte er, es ſey ſehr ſpät, er müßte nach ſeinen Pferden ſehen, und ich möchte es ihm nicht in Uebel nehmen, wenn er mir eine gute Nacht wünſche. Das kalte Blut, mit dem er mich ſitzen ließ, und ſein höfliches Abſchieds-Compliment ärgerte mich ſo, daß ich

dem Kerl hätte den Hals umdrehen mögen. Die Geſchwindigkeit, mit der ich bis auf meine letzte Piſtole verloren hatte, lies mir gar nicht zu meine Lage ganz zu überdenken.

Aus Furcht vor Brinon getraute ich mich kaum auf mein Zimmer zu gehen. Zum Glück war er aus langer Weile eingeſchlafen: das war ein kleiner Troſt für mich, der aber nicht lange dauerte. Sobald ich im Bette war, ſah ich erſt mein ganzes Malheur lebhaft vor Augen. Einzuſchlafen war mir unmöglich, aber ich mochte hin und her ſinnen wie ich wollte, ich fand keinen Ausweg aus dieſem Laberinthe. Am meiſten bangte mir vor des Tages Anbruch; er kam, und der grauſame Brinon mit ihm geſtiefelt und geſpornt, und knallte mit der Reitpeitſche, die er in der Hand hielt. Nun heraus, Herr Chevalier! rief er und riß die Vorhänge auf, die Pferde ſtehen vor der Thür, und Sie ſchlafen noch. Jetzt ſollten wir ſchon zwei Poſten gemacht haben. Nun geben Sie Geld her, daß ich die Rechnung bezahle. — Brinon, ſprach ich ganz leutſelig, macht die Vorhänge zu. Was, rief er, die Vorhänge zumachen. Sie wollen gewiß Ihre Campagne hier in Lyon machen. Es gefällt Ihnen wohl hier, nicht wahr? — Nun, und den dicken Basler, haben Sie ihn ausgeſeckelt? Nein Herr Chevalier, das Geld wird Ihnen keinen Segen bringen. — Der arme Teufel hat vielleicht Frau und Kinder, und das Brot, das er ihnen nach Hauſe bringen wollte, haben Sie ihm abgenommen. War es der Mühe werth, deswegen die ganze Nacht hinzuſitzen? Wenn die Mama das wüßte, was die dazu ſagen würde. — Monſieur Brinon, ſagte ich, ſey er ſo gut und mache er mir die Vorhänge zu. Es war aber gerade als ob ihm der böſe Feind alles eingäbe, was mir in meiner Lage am empfindlichſten ſeyn mußte, denn ſtatt mir zu gehorchen fuhr er fort: Nun wie viel denn? Alle fünf hundert? Was wird nun der arme Teufel anfangen? denken Sie daran, was ich Ihnen geſagt habe, Herr Chevalier! das Geld wird ihnen keinen Segen bringen. — vier hundert? — drei — zwei — da er ſah, daß ich noch immer mit dem Kopfe ſchüttelte — alſo nur hundert, nun das geht noch an, die werden ihn nicht ruiniren. Wenn Sie ſie nur ehrlich gewonnen haben. Mein lieber Brinon, antwortete ich ihm mit einem tiefen Seufzer, mache die Vorhänge zu, ich bin nicht werth das Tageslicht zu ſehen.

Dieſe Worte erſchütterten den guten Kerl gewaltig, da ich ihm aber die ganze Geſchichte erzählte, wär er beinahe in Ohnmacht gefallen. Er riß ſich die Haare aus, und lamentirte erbärmlich. Was wird die Mama dazu ſagen, war ſein erſtes und ſein letztes Wort. Und was wollen Sie denn nun anfangen, Herr Chevalier? Nichts, antwortete ich, denn ich tauge zu nichts. Es war mir doch ein wenig wohl, daß ich ihm meine Beichte abgelegt hatte, ich machte jetzt allerlei Projecte, wovon aber keines ſeinen Beifall erhielt. Ein Mahl ſollte er Poſt nehmen und meiner Equipage nachreiſen, um eines von meinen Galla-Kleidern zu verkaufen, ein ander Mahl wollte ich dem Roßkamm auf Credit Pferde abkaufen, um ſie hernach wieder zu verkaufen. Dem Brinon war das alles wie geſagt, nicht recht, aber nachdem er mich lange genug gequält hatte, ſchaffte er doch endlich Rath. Die Eltern machen immer ſolche Streiche: meine Mutter hatte ſich vorgenommen gehabt, mir fünf hundert Louisd'or mit zu geben, davon hatte ſie aber fünfzig zurück behalten, theils um in der Abtei eines und das andere zu vergüten, theils um für mich beten zu laſſen. Die andern fünfzig hatte Brinon bekommen, mit dem Auftrage, mir nur in Nothfalle davon zu ſagen. Der blieb denn, wie du geſehen haſt, nicht lange aus.

(Der Beſchluß folgt.)

Vermiſchte Gedanken.

Man muß die Kunſt ganz allein um ihrer ſelbſt willen lieben, nicht um ſich zu ihr vor der Wirklichkeit zu flüchten.

Leben iſt langſames Eilen nach dem was nicht da iſt, ſondern erſt geſchaffen werden muß.

Die vollſtändigſte proſaiſche Natur, die jemals von einer durchaus vollendeten poetiſchen in der gediegenſten Fülle und der allerreinſten Objektivität dargeſtellt worden, iſt Sancho Panſa.

Man ſollte nicht von Stuffen in der Philoſophie reden. Man iſt entweder Philoſoph oder nicht. Ein drittes iſt unmöglich.

Wehe dem, für welchen Alles in der Welt nur Kleinigkeit iſt; er wird das verächtliche Leben nicht lange aushalten, aber doppelt wehe dem, für den es gar keine Kleinigkeiten gibt. Das wichtige Nichts wird ihn erdrücken müſſen.

1805. Nr. 123.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 18. Oktober.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Ideen über den Kampf gegen die Conſtruction einer chriſtlichen Mythologie in Hinſicht auf romantiſche Poeſie.

In einem Zeitalter, wo ſo unendlich viel für die Entwickelung der Religion, Philoſophie und Kunſt geſchah, wo man das zarte Gewebe ihrer Verknüpfung und Einheit aus dem myſtiſchen Raume intellectueller Anſchauungen hervorgehohlt hat in den Sonnenraum der Erkenntniß, und die Identität ihrer Natur durch die reinſte Syntheſis bis in die tiefſte Tiefe entwickelt und zur reinſten Klarheit entfaltet hat, ſollte die Frage, ob eine Mythologie des Chriſtenthums für die romantiſche Poeſie unter die nothwendigſten Bedürfniſſe gehöre, ſehr entbehrlich und zwecklos ſcheinen, da ihre Affirmation ohnehin zur höchſten Evidenz gediehen iſt, wenn man nicht zum Erſtaunen jedes wahrhaft und ernſtlich mitintereſſirten Individuums in dem gehaltloſen Raiſonnement gewißer Parteien den blindeſten Antagonismus fände. Ich will zur Ehre ihres Herzens glauben, daß alle die hämiſchen Angriffe, die ſich jene Herren erlauben, um den litterariſchen Ruf ihrer meiſtens paſſiven Gegner zu verkleinern und die nicht ſelten in contumelióſe Perſönlichkeiten ausarten, aus derſelben Quelle fließen, aus der Galiläis Verurtheilung entſprang, nähmlich aus einem Aggregat finſterer, verworrener Begriffe und blinder, feſt gewurzelter Vorurtheile. Das Princip, von dem ſie ausgehen, um eine neue Anſicht zu prüfen, iſt immer und ewig ihr kleines, engbrüſtiges, mit den Schmeicheleien der Mißbildung und Verbildung gefüttertes Ich. Für einen Gegenſtand, der die Sache der ganzen Menſchheit iſt, — und dieß iſt jede neue Entdeckung in den Tiefen des Geiſtes, jede bisher unverſuchte Cultivirung des inneren Menſchen — haben ſie ſchnell ihren individuellen Maßſtab bei der Hand, mit dem ſie noch, allen Bemühungen der Vernunft zum Trotze, ſo Gott es will, ſeine eigene Ein- und Allheit meſſen werden. Der Kreis ihrer Reflexion, wenn ſie durch die Mahnungen des Zeitalters gereizt, zu dieſem intellectuellen Proceſſe gelangen — ja nicht ſelten die hochgeprieſene Sphäre eigener Erfahrung iſt die Grenze, über die die Productivität des menſchlichen Geiſtes nicht dringen ſoll, ohne die Marter eines Recenſenten-Auto da fé zu riſkiren. Wäre die Menſchheit in dieſem Cirkel geblieben, der ihren Geiſt begrenzt, auf welchem Puncte würden wir ſtehen, und auf welchem Puncte würde die Nachwelt ſeyn, wenn wir aus übel verſtandener Beſcheidenheit das Lieblings-Motto der Gegenpartei, das ſokratiſche „Wir wiſſen, daß wir nichts wiſſen" ins Unendliche hin parodiren und wiederlaüen wollten. Dieſe intellectuellen Anti-

poden der neuen Kunſt- und Philoſophie-Welt ſchreien ſo ſtentoriſch „daß bis jetzt innerhalb den Grenzen des menſchlichen Wiſſens nichts entſchieden ſey“ daß die richtende Nachwelt es einſtens als evident in Beziehung auf Sie annehmen wird. Wenn aber ihre Behauptung wirklich im allgemeinen ſtatt fände, ſollen noch hundert Generationen nach uns dieſelbe Jeremiaden heulen? Und könnte dieſer traurige Zuſtand, in dem ihrer Meinung nach die Vernunftwelt ſich befindet, durch Anſtalten, die ſie ſich erlauben, gehoben werden. Kann das Verfahren, aus dem getrennt ſubjectiven Geſichtspuncte die unendliche Maſſe der Bildungs- und Entwickelungsfähigkeit überblicken zu wollen, je die Menſchheit auf jene Höhe, zu jener Würde erheben, von der jene Herren nur eine dunkle Ahndung zu haben ſcheinen? Und kann der Begriff oder die Erfahrung des Einzelnen den ewigen Raum des menſchlichen Wiſſens umfaſſen und enthüllen? Dieß als Uebung zum Selbſtdenken für jedes unbillige Individuum jener unbilligen Wiſſensrichter; und nun näher meinem Zwecke, der die Entwickelung eines Punctes der unendlichen Maſſe betrift.

Daß die Religion die Höhe ſey, auf der die Menſchheit in ihrer reinſten Verklärung ſchwebt, wo Philoſophie ſowohl als Kunſt den feinſten Vereinigungspunct finden, und in Liebe aufgelöſt zerſchmelzen, dürfte wohl, wenigſtens in Rückſicht auf den erſten Fall, ſelbſt von der politiſchen Gewalt nicht ungeahndet beſtritten werden. Wenn man von der Philoſophie im allgemeinen, als der Erkenntniß der humanen Würde des Endlichen im Unendlichen, oder deutlicher, von dem Bewußtſeyn der Verknüpfung des Irdiſchen und Göttlichen, einer Vortreflichkeit des menſchlichen Geiſtes, deren Blüthe ſo ſelten und nur in wenigen angetroffen wird, abgeht, ſo bleibt der Sehnſucht nach der Erkenntniß dieſer unſerer Verwandtſchaften mit dem Göttlichen, der Sehnſucht, die in jedem Geiſte lebt, nichts übrig als der Glaube, der nichts anderes als jenes Bewußtſeyn ſelbſt iſt, das noch nicht zur Selbſterkenntniß gekommen, und in Dunkelheit gehüllt ſchlummert.

(Der Beſchluß folgt.)

Eine Scene aus der Revolutions-Geſchichte von St. Domingo.

Die großen Begebenheiten des europäiſchen Continents haben die furchtbare Revolutions-Geſchichte von St. Domingo, das ſich kürzlich zu einem unabhängigen Kaiſerthum erklärt hat, aus der politiſchen Tagesordnung gebracht. Indeß iſt dieſe Revolution wohl noch nicht geendet, und Frankreich dürfte ſchwer einer Colonie entſagen, die ihm einſt jährlich fünfzehn Millionen Livres ertrug.

Nachſtehende intereſſante, nur in einem fremden Tagblatte bekannt gewordene Erzählung des franzöſiſchen Hof-Spital-Officianten Chambellard, von ſeinen unermeßlichen Leiden und ſeiner wundervollen Rettung bleibt aber in jedem Falle für die Menſchheitsgeſchichte wichtig. Sie betrift den Aufſtand der Neger in der Schildkröten-Inſel.

Am acht und zwanzigſten Pluviose des eilften Jahres — erzählt er — hatte ich mich in Dienſtgeſchäften zu Herrn Lubattut, einem Pflanzer zu Palmire begeben. Man both mir eine Wohnung an, die ich mit dem Oberwundarzte Herrn Tellier theilte; ein kleines Zimmer, das nur einen Ausgang hatte.

Um halb drei Uhr Morgens ward ich von dem Jammergeſchrei der Erwürgten, und dem Heulen ihrer Mörder erweckt. Von allen Seiten fallen Schüſſe. Im Hemde ſpringe ich an die Thüre, und öffne ſie. Kniend bittet mich Herr Tellier, ſie wieder zu ſchließen. Ich gebe nach; aber von Entſetzen und Verzweiflung unwillkührlich fortgeriſſen, eröffne ich ſie von neuem, und flüchte mitten durch die Mörder, die vor meinen Augen einen polniſchen Hauptmann niederſtoßen. Ein einziger faßt mich am Hemdkragen, mehrere ergreifen meinen Unglücksgefährten, und ermorden ihn zu meinen Füßen. Ich reiſſe mich los, ich laſſe mein Hemd in den Händen deſſen, der mich faßte. Ich ſchlage ihn nieder, dränge mich durch die, welche die Gallerie beſetzt hielten, und ſpringe in den Garten. Hier gerathe ich unter das Feuer von ſechzig Negern, welche den Zaun beſetzt hielten. Zwei Schüſſe verwunden mich leicht. Ich falle, ſtehe auf und entfliehe der Wuth meiner Verfolger, indem ich den Gartenzaun durchbrach. So gelange ich an ein Gehölz, drei bis vier hundert Schritte vom Hauſe. Hier glaube ich ſicher den Anbruch des Tages und das Ende dieſer Gräuel-Scene erwarten zu können: wirklich hörte man nur noch einzelne Schüſſe fallen, wohl aber drang das herzzerreiſſende Schmerzgeſchrei der Schlachtopfer zu meinen Ohren.

Der Tag bricht an; die Würge-Scene ſcheint geendet. Ich krieche aus den Wurzeln hervor, in die ich mich verborgen hatte, und ſuche den Ausgang hinter der Grande Caze zu gewinnen. Ich gelange an die Schranken des Hofs. Eine Schildwache, die ich nicht bemerken konnte, läßt mich durch den Dreher, der den Hof verſchließt,

ſtößt ein Freudengeſchrei aus, läßt den Ueberrock fallen, gibt auf mich im Exercier-Tempo Feuer und — fehlt mich.

Ich flüchte von neuem. Die Schildwache verfolgt mich. Ich ſtürze mich in die Kaffee-Pflanzerei linker Hand der Straße. Ermüdet und kraftlos konnte ich das Geſträuch nicht mehr durchbrechen: ich ſinke unter einen Büſchel Kaffee-Pflanzen und erwarte den Tod; aber die Mörder gehen einige Schritte neben mir vorüber, bemerken mich nicht, und ſuchen mich den Reſt des Tages anderwärts, indeß ich vor ihren Füßen war.

Endlich erſcheint die Nacht. Ich ſtrenge mich zur weitern Flucht an, bei dem Schein der Flammen, welche die Wohnungen auf der Höhe der Inſel verzehrten. Ich durchſtreiche Marktplätze und Kaffee-Pflanzungen, und gelange endlich an den ſüdlichen Theil der Inſel. Ich dringe in ein kleines Gehölz, das aber, ohne daß ichs wußte, von hinten von den Vorpoſten umgeben war. Keinen Schritt konnte ich auf den trockenen Zweigen und Blättern thun, ohne Furcht durch das Geräuſch mich verrathen und den Flintenſchüſſen ausgeſetzt zu ſehen. Ich erlauſchte alſo die Augenblicke, wo der Wind ſtärker rauſchte und mein Geräuſch verbarg. So verging die Nacht ohne daß ich bedeutend weiter kam, theils um jener Vorſicht willen, theils wegen der Beſchwerlichkeit des Gehens auf dieſem Boden, theils wegen der heftigen Schmerzen meiner zerfleiſchten Füße.

Den dreißigſten Morgens zogen ſich die Poſten auf das Signal der Diana zurück. Es regnete; ich benutzte dieſen günſtigen Augenblick um vorwärts zu gehen; doch das Tageslicht verrieth mich zu ſehr, ich ſuchte alſo einen Zufluchtsort um mich zu verbergen, und ein wenig Waſſer meinen Durſt zu ſtillen. Ich faßte einige Tropfen Regenwaſſer in Blättern auf.

Während der Tage und Nächte des zweiten, dritten, vierten, fünften und ſechſten Ventoſe fiel der Regen unaufhörlich und ſtromweiſe. Indeß wendete ich mich öſtlich der Inſel, um mich den Häfen zu nähern, bald, indem ich mich in den Gehölzen unter einem gefällten und verfaulten Baume verbarg, bald zwiſchen Felſen und Klüfte ſchlürfte, wo ich glaubte ſicher und wärmer zu ſeyn. Die beinahe raſtlos fortdauernden Streifzüge der Neger, die ſich durch ihr gewöhnliches Heoo! Geſchrei verkündeten, verjagten mich bald. Mein Elend war auf dem höchſten Puncte.

Nicht Hunger empfand ich; aber der brennende Durſt trieb mich zu der Verwegenheit von Felſen zu Felſen herabzuſteigen, wo ich das Rauſchen einer Quelle hörte. Wenn dieſe Pein mich ergriff, ſo konnte meine gänzliche Ermattung, mein zerfleiſchter Körper, meine zerriſſenen Füße, die Würmer die an meinen Wunden nagten — nichts mich zurückhalten.

Am Siebenten ſtieg meine Erſchöpfung zur Verzweiflung; meine Leiden hatten den Gipfel erreicht, ſie waren unerträglich, ſo wie namenloß; ich ſuchte nur den Reſt meiner Kräfte zu ſammeln, um mich ans Meer zu ſchleppen, und dort das Ende meiner furchtbaren Exiſtenz zu ſuchen. Ich gelange dahin und erblicke eine ſegelnde Goëlette, die einen Kanonenſchuß von mir in dem Hafen Pointe aux ciseaux genannt, landete. Ich verſuchte neue Anſtrengung um aufzuſtehen und mich ihr zu nähern; doch ich konnte nicht mehr gehen. Schwindel hinderte mich aufrecht zu bleiben, und ich war auf dem Punkte von Schwäche und Schmerz den Geiſt aufzugeben. Ein franzöſiſcher Poſten erblickte mich. Einige Mannſchaft eilt mir zu Hilfe und trägt mich fort.

So brachte ich acht Tage meines Lebens zu, acht peinvollen Jahrhunderten gleich! und in dieſen acht ſchrecklichen Tagen genoß ich keine andere Nahrung als Waſſer.

Charakter-Züge aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert.

(Beſchluß.)

Das war mein erſter Caſus; bis jetzt war ich glücklicher im Spiele; das Glück hat ſich auf ein Mahl gewendet, dafür kann wohl auch Rath geſchafft werden.

Nichts leichteres in der Welt, ſagte Matta, du brauchſt nur ſo einen einfältigen Roßkamm aufzuſuchen, wie den von Lyon. Oder ſollte Brinon nicht noch eine kleine Reſerve für den letzten Nothfall haben. Der Spaß wäre ganz gut, verſetzte der Chevalier, wenn du nur Rath wüßteſt. Höre, ich gehe morgen ins Hauptquartier, eſſe beim Graf Cameran, und lade ihn zum Soupé. — Wohin? — zu uns. — Du biſt nicht klug, lieber Freund, das iſt wohl auch wieder ſo ein lyoner Project; wir haben weder Geld noch Credit, und um uns zu arrangiren gibſt du Soupés.

Haſt du denn ganz und gar ein Brett vor dem Kopfe? Wir ſind nun ſo lange beiſammen, und dein Genie hat ſich noch nicht an dem meinigen entzündet. Der Gr-

Cameran ſpielt gern, ich auch; wir haben kein Geld, er weiß nicht was er mit machen ſoll; ich beſtelle das Eſſen und er bezahlt's. Geh, laß mir den Hausbofmeiſter kommen, und laß mich für das übrige ſorgen, einige kleine Maßregeln ausgenommen, die man bei ſo etwas nicht auſſer Acht laſſen darf. — Was für Maßregeln? fragte Matta. Nun das wirſt du hören, denn ich ſehe, daß man dir alles haarklein vorlegen muß. Alſo — du commandirſt die Compagnie von der Garde, nicht wahr? Wie es nun Nacht wird, nimſt du den Laplace, deinen Sergeanten mit fünfzehn oder zwanzig Soldaten, und poſtirſt ſie zwiſchen hier und dem Hauptquartier. — Was Donner — ein Hinterhalt, ich glaube gar, Gott verzeih mir's, du willſt den armen Savoyarden ausplündern? Da ſag ich dir nun, daß ich nicht dabei bin. — Um Gottes Willen höre doch nur. Wahrſcheinlich iſt es einmahl, daß wir ihm ſein Geld abgewinnen; die Piemonteſer ſind gute Kerl, aber ein wenig mißtrauiſch, und ſchöpfen leicht Verdacht. Cameran commandirt die Cavallerie, du weiſt, daß du nicht ſchweigen kannſt, und daß dir leicht ein loſes Wort entfährt. Wenn er ſich nun einbildet, daß man ihn zum Beſten gehabt hat, ſo könnte leicht allerhand verfallen; acht bis zehn Reuter hat er ſo immer bei ſich. Deßwegen auf jeden Fall —

Komm her und laß dich küſſen, rief Matta. Du biſt ein ganzer Kerl. Ich war wohl ein dummer Teufel, zu glauben, deine Maßregeln erſtreckten ſich nicht weiter als einen Spieltiſch herrichten zu laſſen, oder ein Paar künſtliche Würfel herbei zu ſchaffen. Uebrigens wäre es mir nie eingefallen, eine Spiel-Partie mit einer Reſerve von zwanzig Gardiſten ſoutenuiren zu laſſen. Du haſt wirklich in der Tactik ſchon große Fortſchritte gemacht.

Den Tag darauf ging's gerade ſo, wie es Grammont vorausgeſagt hatte. Cameran konnte der Falle nicht entgehen, man ſoupirte mit beſtem Humor. Matta trank ein Paar Gläſer mehr, um einen Reſt von Delicateſſe, der ihn genirte, los zu werden. Der Chevalier machte ſeinen Gaſt vor Lachen bald erſticken, wenn er gleich verhatte ihn bald ernſthafter zu machen. Der gute Cameran aber eilte mit dem Eſſen, um ja die edle Zeit zum Spielen nicht zu verlieren.

Laplace ſtellte indeſſen ſeine Poſten aus, der Chevalier nahm ſeinen Mann vor. Noch lag ihm der perfide Schweitzer und der dicke Roßkamm ſchwer auf dem Herzen. Das machte ihn dann weniger empfindlich gegen die Gewiſſensbiſſe und Scrupel, die ihm von Zeit zu Zeit aufſtiegen. Matta aber wollte nicht Zeuge ſeyn von der verletzten Gaſtfreundſchaft, und warf ſich in einen Seſſel, um eines zu ſchlafen während man dem guten Cameran die Taſchen ausleerte. Man zog für erſt nur drei oder vier Piſtolen heraus, da aber Cameran drei oder vier Mahl damit fertig ward, ſetzte er ſehr hoch, und das Spiel ward ernſthafter; es ging ihm darum nicht beſſer als vorher; er ward laut, die Karten flogen im Zimmer herum, und Matta wachte über dem Lermen auf. Schlaftrunken und warm von Wein, wie er war, fing er an über die Heftigkeit des Piemonteſers zu lachen, und ſtatt ihn zu tröſten, ſagte er ihm: Mein lieber Graf, weiß Gott, wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich hörte auf zu ſpielen. Und warum fragte der andere. Ich weiß nicht, aber es geht mir vor, als wenn ihr Guignon heute kein Ende nehmen würde — das wollen wir ſehen, verſetzte Cameran und forderte Karten. — So wollen wirs dann ſehen, ſagte Matta, und ſchlief wieder ein. — Doch das dauerte nicht lange. Cameran verlor nach wie vor. Neuer Lermen. Hab ich es ihnen nicht geſagt, fuhr Matta vom Seſſel auf, Sie möchten toben wie ſie wollen; ſo lange Sie ſpielen, werden Sie verlieren. Glauben Sie mir, lieber ſpät geſchent werden als gar nicht. Der Teufel ſoll mich hohlen, wenn Sie im Stand ſind etwas zu gewinnen. Und warum denn, frug Cameran, der anfing wild zu werden. — Warum? antwortete Matta, das will ich Ihnen ſagen — weil wir Sie betrügen.

Der Chevalier nahm dieſen am unrechten Orte angebrachten Spaß um ſo mehr übel, als er der Wahrheit ſo ziemlich ähnlich ſah. Herr Matta, fing er an, glauben Sie, daß dieſer fade Spaß jemand, der ſo unglücklich ſpielt wie der Herr Graf, Vergnügen macht? Ich für mein Theil hab ihn ſo ſatt, daß ich auf der Stelle aufhörte, wenn ich nicht ſo ſehr im Gewinnſt wäre. — Wenn man einmal piquirt iſt, fürchtet man nichts mehr als eine ſolche Drohung; auch gab Cameran gute Worte, und ſagte ihm, er ſolle den Matta nur ſchwatzen laſſen, wenn es ihn nicht beleidigte; er mache ſich gar nichts draus.

Der Chevalier war honneter gegen ihn als der Lyoner einſt mit ihm geweſen war; denn er ſpielte mit Cameran auf ſein bloßes Wort ſo lang er wollte, wofür ihm dieſer ſoviel Dank wußte, daß er bei fünfhundert Piſtolen an ihn verlor, die er den folgenden Morgen ſogleich ſchickte. Sobald Grammont aber wieder bei Geld war, ſuchte er Cameran wieder für ſeinen Verluſt zu entſchädigen.

1805 Nr. 124

Aurora,

(Montags) — eine — (den 21. Oktober.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ideen über den Kampf gegen die Construction einer christlichen Mythologie in Hinsicht auf romantische Poesie.

(Beschluß.)

Das ganze Gewebe der Legenden, die ganze mystische Bedeutenheit des religiösen Ritus ist ein Product dieser Urkindlichkeit des menschlichen Geistes in den Banden des Gemüths, und aus einem zweiten, höheren Gesichtspuncte betrachtet, nichts anderes als empirische Anschauungen des Göttlichen in Zeit und Raum, die nur aus jenem unentwickelten sich selbst bewußtlosem Bewußtseyn entspringen. In dem Geiste der Legenden äussert sich das ideale Princip, und im Ritus das reelle Princip jener Anschauung, die sich in der Philosophie als Erkenntniß findet, in beiden aber, auch in der Besonderheit betrachtet, spricht sich die Harmonie des Endlichen und Unendlichen d. h. des Menschlichen und Göttlichen aus, mithin ist eine Darstellung dieser Harmonie, die theils physische theils zufällige Bedingungen hindern, zu jener sonnenhellen Ansicht zu gelangen, eine der unentbehrlichsten und süßesten Wohlthaten, die der schwelgende Reichthum der genügsamen Armuth angedeihen lassen muß. Wie ist aber diese Darstellung in Zeit und Raum möglich, wenn es die Kunst nicht zu leisten vermöchte? — Nun sie aber selbst diese darstellende Thätigkeit ist, so ist die Begrenzung dieser an sich unendlichen Kraft für die ganze Menschheit von ungetheiltem Interesse, so wie diese Begrenzung unmittelbare Poesie selbst ist, als das Leben aller Künste. In der romantischen Poesie vereinigt und durchdringt sich das reelle und ideelle zur feinsten Identität, die Durchdringung des reellen und ideellen gibt ferner die absolute Anschauung des Unendlichen, also wird aus dieser inneren Verwandtschaft die feurigste Wechselwirkung und das tiefste Ineinanderschmelzen der Anschauung und ihrer Darstellung entspringen.

Die Nothwendigkeit einer Darstellung der Anschauung des Göttlichen im Irdischen könnte diese mitgetheilte Ansicht wohl zur Genüge darthun, wenn ich nicht besorgen müßte, einer gewissen Classe von Beurtheilern nicht verständig genug gewesen zu seyn, und eben um dieser Mikrologen willen ergreife ich die Feder zu einer weitern Deduction.

Die Geschichte der Menschheit als die ideelle Natur, die jenem oft bemeldeten Haufen — der nicht den Geist der Menschheit in seiner Einheit darin findet, sondern ein zufälliges Aggregat von Begebenheiten, wie vielleicht die Abenteuer in einem genug schlechten Romane — in der Gestalt der viel und oft gepriesenen Greisinn Erfahrung erscheint, soll auch ihr Schärflein beitragen, mich bei ih-

ren Verehrern zu inſinuiren. Löſe ich die ganze Summe von Religions-Formen, die der menſchliche Geiſt in einem Gange von Jahrtauſenden durchwandelt iſt, in eine Maſſe auf, ſo reſultirt ſich mir eine einzige urſprüngliche Form der Religion, ein Anſchauen des Unendlichen. Ferner, unterſuche ich alle Vorſtellungen, die dieſe Anſchauungen bekleideten, ſo finde ich ſie immer als eine Art von Kunſtdarſtellung, ſie mochte ſich nun in Bildern der Sprache oder der Sinne offenbaren. Ich möchte um der Bündigkeit und Kürze willen die erſte die poetiſche, die zweite die plaſtiſche Darſtellung der Anſchauung des Unendlichen nennen. Jemehr ſich nun dieſe beiden Elemente der Mythologie einer vollkommnen Durchdringung des Unendlichen nähern, gewinnt die Religion an Proſelyten-Reiz und innerer Vollendung. Doch zerfällt jede dieſer beiden Elemente den Geſetzen der Einheit gemäß abermahls in zwei Gegenſätze: entweder herrſcht in dem plaſtiſchen die Poeſie als objectives Princip, und es werden Allegorien des Unendlichen, oder die Philoſophie als ſubjectives Princip, und es entſtehen Symbole des Unendlichen. Die erſte gibt die Mythologie der Griechen, die zweite die der Chriſten; oder aber es herrſcht in dem poetiſchen das ſubjective Princip, und dann entſteht die philoſophiſch-poetiſche Mythologie oder die Myſterien der Brahmanen, oder herrſcht das objective Princip vor, und es entſtehen die poetiſch-poetiſchen Mythologien, oder in tiefer Lebendigkeit die Myſterien der Chriſten. Es verſteht ſich, daß in jeder dieſer Beſonderheiten der Anſchauung des Unendlichen beide Principien ſich vereinigt finden, nur nicht identiſch ſondern vorherrſchend.

Aus dieſer Deduction der mythologiſchen Verſchiedenheiten findet man nun nach vorausgeſchickter Erklärung, daß, jemehr ſich dieſe beiden Elemente durchdringen, die Mythologie an intenſiver Vollendung gewinne, nun dringen ſich beide Elemente in der chriſtlichen Mythologie zur reinſten Identität — in Symbole und Myſterien — durch, alſo iſt ſie die im Inneren vollendetſte, und da Darſtellung immer Verſinnlichung bleibt, ſie mag nun poetiſch oder plaſtiſch oder beides zugleich ſeyn, ſo iſt die Mythologie des Chriſtenthums die vollendetſte Darſtellung der Anſchauung des Unendlichen im Endlichen.

Zwar zerfällt die chriſtliche Gotteslehre durch eine Revolution im Mittelalter abermahls in eine Doppelheit, nähmlich in die objective des Katholicismus und ſubjective des Proteſtantismus. Aber da die urſprüngliche chriſtliche Gotteslehre ein Ideal-Realismus in der Anſchauung iſt, ſo iſt es klar, daß ungeachtet der Idealismus — Proteſtantismus — ſich mit Künſtlerfreiheit herausgeriſſen und ſelbſt gebildet hat, er dennoch immer mit dem Realismus in ſeiner ehemaligen Vereinigung fortdaure, da ſich beide nicht gegenſeitig ausſchließen, ſondern als Zweiheit der Einheit vorausſetzen.

Nun hätten wir durch dieſe tranſcendentale Deduction die Möglichkeit nicht nur, ſondern auch die Nothwendigkeit einer chriſtlichen Mythologie in Beziehung auf Producte der ſchönen Kunſt hinlänglich und allgemein geſichert; es iſt alſo nur noch unſre Pflicht die Einſeitigkeit ihrer Antagoniſten zu beweiſen.

Bei der Unfähigkeit des großen Haufens zu intellectuellen Anſchauungen zu gelangen, was immer berückſicht werden muß bei der Kindlichkeit des menſchlichen Gemüthes, das alles ſo gerne in ſeine Sphäre zöge, daß jeder rein Gebildete ſo viel als möglich ſich zu conſerviren ſtrebt, und deſſen Verluſt die ſentimentale Epoche herbeiführte, ſcheint man allgemein ſtillſchweigend überein gekommen zu ſeyn, im Gefühle der brennenden Liebe zu dem Abſoluten es ſelbſt mittelſt der Kunſt zu umfangen. Dieſe Liebe zu dem Abſoluten gibt dem Kunſturtheile über eine Darſtellung der Anſchauung des Unendlichen jene Aetherität und Reinheit, die einige Aeſthetiker, aber falſch genung, die Intereſſeloſigkeit, als Bedingung des reinen Geſchmacksurtheils, nannten, und das an ſich nichts anderes als das Wohlgefallen an der Harmonie des Unendlichen im Endlichen iſt.

Die Malerei und Sculptur hatten ſich in ihren blühendſten Epochen dieſes unendlichen Spielraums bemächtigt, und benutzten ihn zu ihrer höchſten Vollendung und Ausbildung. Ein Beweis für das letztere mag eine Vergleichung der italieniſchen und niederländiſchen Maler-Schule ſeyn, deren nähere Entwickelung mir wohl in dieſem engen Raume erlaſſen ſeyn wird, ſo könnte man auch das mangelhafte der deutſchen Schule theils auch in dem zu wenig ſubjectiven Auffaſſen des Unendlichen nachweiſen. Mehrere bedeutende Mißgriffe moderner Maler in die antike Welt, die in dieſer Hinſicht trotz allem affectvollſten Enthuſiasmus der Zeitalter doch fremd geworden iſt, ſollten wohl die irre geleiteten Künſtler auf die rechte Bahn bringen, die Begeiſterung ihrer Productions-Kraft in eigenen Tiefen nachzuſuchen, und aus Mangel an Künſtlerfreimuth nicht länger fremden Götzen zu opfern mit eigener Bevortheilung.

Nie erhob ſich eine Stimme gegen Raphael, Rien, Rubens u. ſ. w. daß ſie Chriſtum und die Madonna, und nicht den Herakles oder Anadyomenn aus der Tiefe ihres Kunſtgemüths hervorhohlten. Und warum ſollte man

in der Poeſie allein dem Leben und dem Einsſeyn aller Künſte den Weg zu dieſem ewig ſprudelnden Brunnen des Schönen erſchweren, warum nicht mit Wolluſt an dem Gedanken ſchwelgen, die reinſte Idee des Göttlichen im reinſten Producte des Irdiſchen zu erblicken? Sollte dieſer Schwung, dieſe Annäherung zu dem Abſoluten eine Entheiligung ſeiner Majeſtät ſeyn? Blüht nicht der Keim ſeines Anſchauens und Erkennens in uns, und iſt dieſe Entfaltung von der Hand des Schönen nicht die abſoluteſte Wiederſpiegelung ſeiner Unendlichkeit im reinſten der Endlichkeit?

Nun glaube ich, ſo viel als die Beſchränktheit einer Zeitſchrift es erlaubt, die reinſte Anſicht einer ſo ſchrecklich befehdeten Sache gezeigt zu haben. Eine einige ineinander greifende Organiſation eines mythologiſchen Syſtems des Chriſtenthums könnte hier nur die Unbilligkeit ſelbſt fordern. Ich behalte mir dieſe ſüße und dankbare Arbeit vor, und begnüge mich mit der Entwickelung ihrer Urelemente. Zum Beſchluß einige Bemerkungen über eine nicht minder wichtige Sache.

Das Gewand der Myſtik, in dem die erſten Verſuche die Mythologie der chriſtlichen Religion in dem Gebiete der Poeſie vorherrſchend zu machen erſchienen, hat in der rüſtigen Recenſenten-Welt Deutſchlands manchen ſehr unrüſtigen Gegner gefunden. Nur deſſen Geiſt nie zu dem Proceſſe intellectueller Anſchauungen gelangte, kann ſeine Incompetenz in einer für das ſüße Intereſſe des menſchlichen Geiſtes ſo wichtigen Sache, durch ſolche ſeichte und oberflächliche Aeuſſerungen eines Obſcuranten-Gemüths beurkunden. Wer aber je ſich berauſchte in dieſem Himmels-Weine, ſein innerſtes labte mit dieſer göttlichen Koſt, wird mit Wolluſt dieſe romantiſche Blüte an dem Buſen der Poeſie erblicken, und goldene Genüſſe in ihrer Betrachtung finden. Jedes Gemüth, deſſen Saiten der matte Hauch des Jahrhunderts nicht abgeſpannt hat, von deſſen lieblicher Leyer noch die himmliſchen Melodien einer unreinen Poeſie quellen, wird Deutſchland Glück wünſchen, die Sonnenbahn poetiſcher Idealität gefunden zu haben, und gerade Deutſchland iſt es, was dieſes Product der glühendſten Genialität verkennt, und ſich ſelbſt lächerlich macht in dem Kampfe gegen deutſche Originalität und Selbſtheit. Bei dieſem kritiſchen ſowohl als productiven Verfahren der Gegenwart bleibt die Klage, daß Deutſchland keine Dichter habe, immer die gerechteſte, ja es iſt eben die reine deutſche Poeſie, die man wieder zu locken ſucht auf die öden Fluren Germaniens, und die dem verzärtelten Gaum ihrer Landsleute ſo herbe ſcheint. So viel die Verpflanzung romantiſcher und antiker Formen zur Entwickelung des poetiſchen Sinnes in Deutſchland beitrug, ſo wenig beruhigte es den vaterländiſchen Künſtler, die glorreiche Bahn ſeiner Väter ganz zu verlaſſen, und den Geiſt von fremden Weinen berauſcht, mit dem erbettelten Flitterſtaate fremder Nationen auf den Gräbern ſeiner Ahnen zu ſtolziren. Die Verpflanzung des ſüdlichen romantiſchen Epos durch Wieland iſt eben ſo wenig glorreich für Deutſchlands Dichter als Seneka's Tragödien für Roms Tragik; ſo hat ſelbſt Klopſtocks Meſſias eben ſo wenig Blumen zum germaniſchen Dichterkranz geſpendet, als die Pharſalica des Lucanus zu dem römiſchen. So lieſſen ſich auch unendliche Parallelen zwiſchen den Vorbildern fremder Poeſien und vaterländiſchen Nachahmern ziehen, die endlich durch den Satz „daß die Deutſchen als Deutſche keine Poeſie haben" als verdient reſultiren würden, wenn nicht die glänzende Genialität und der glühende Sinn für vaterländiſche Poeſie eines kleinen Kreiſes edler Muſen-Lieblinge dem kühlen Deutſchland einen ſchönen Frühling verhieße.

G — l.

Trauerſitte in Wallis.

In der kleinen Stadt Newtown, am Ufer des Severn — ſo erzählt Evans in ſeiner Reiſe nach Wallis — beſuchte ich den Kirchhof der Hauptkirche, und beobachtete die allgemeine Gewohnheit des nördlichen Wallis, Stauden und Blumen auf die Gräber zu pflanzen. Die Blumen wählen ſie nach dem Alter derer, die ſie bewelnen. Sinnbilder der Kindheit ſind: das Veilchen und die Frühlingsblume. Der Jugend und dem reifern Alter ſind die Roſe und das Geißblatt geweiht. Immer grünende Bäume und Gebüſche treiben auf den Gräbern, als Sinnbilder eines unvergänglichen Zuſtandes. Alle dieſe Bäume und Pflanzen werden auf das ſorgfältigſte gepflegt. Alle Samſtage Abends verſammeln ſich die nächſten Verwandten der Verſtorbenen in dieſer Abſicht auf dem Begräbnißplatze. Gerade zu dieſer Zeit beſuchte auch ich dieſen Ort. Ehrfurcht für den Schmerz und Schonung einer ſo liebenswürdigen Schwachheit hielt mich zurück. Ich wagte anfangs nicht zu nahen, doch Neugierde riß mich hin. Ich nahte mich leiſe einer jungen Perſon, die ihrem Geſchäfte ganz hingegeben ſchien, und befragte ſie um ihren Zweck. Sie antwortete mir nicht ſogleich, und ſchien der Unterhaltung mit einem Fremden ausweichen zu wollen. Ich drang in ſie, da wendete ſie ſich gegen mich; ihre reitzenden Züge trugen das Gepräge tiefer Schwermuth; ihre Thränen floſſen, und mit einer Stimme, der das Bewußt-

seyn meiner Unbescheidenheit den Ton des Vorwurfs lieh, sagte sie: „Hier sammle ich jeden Samstag die Pflanzen vom Grabe meines geliebten Bruders. — Ich hatte nur ihn. — Ach! und welcher Bruder! — Zu gut, zu edel für diese Welt!" — Ihre Thränen, ihr Schluchzen unterbrachen sie; auch ich war unfähig zu sprechen. „Ich weiß nicht, — fuhr sie fort, — ob ich recht thue; man sagt mir, ich soll nicht für Todte beten; doch es drängt mich den Himmel anzuflehen; für diesen theuern Bruder zu beten, daß er blühe im Paradiese wie diese Rose auf seinem Grabe; und nach vollendetem Gebet fühle ich mich geheiligter und fähiger, mich bald mit ihm im Himmel zu vereinigen." — Meine Thränen flossen; wäre ich noch so gewiß von dem Irrthume dieses interessanten Mädchens überzeugt gewesen, ich hätte nicht Muth gehabt ihr es zu sagen.

Ich bemerkte ein Grab, dessen Blumen und Pflanzen vorzüglich sorglich gepflegt waren. In der Mitte des Grabes erhob sich ein kleineres von gleicher Form. Ich erfuhr, daß hier ein junges Weib begraben lag, die in den Wochen starb, mit ihr das Kind, welches ihr das Daseyn raubte, und sie nur wenige Stunden überlebte. Aromatische Blumen waren das Sinnbild dieses Kindes, das kaum das Tageslicht erblickte. Sein Vater erfüllte das traurige Geschäft, zu dem ihn dieser Tag rief. Ohne Zweifel nahm er tröstende Empfindungen mit sich, als er für die Freundinn seines Herzens alles gethan hatte, was ihm nach ihrer Trennung noch möglich blieb.

In der Erinnerung der zurückgelassenen zu leben, ist ein so natürliches Sehnen. Diese Pflicht, die man sich für entrissene Freunde und Verwandte auflegt, ruft uns Tugenden und Eigenschaften von ihnen zurück, die wir vielleicht verkannten, und erweckt unsere Aufmerksamkeit auf den Moment, der sich auch uns nähert und für unsere Geliebten schon vorüber ist.

Spötter lächeln vielleicht, und Philosophen nennen diese Sitte der Wallifer Aberglauben. Mir erscheinen sie in einem heiligen und rührenden Charakter. Alles was uns die Tugenden der Geliebten zurückruft, die wir beweinen, alles was unsere Wünsche und Hofnungen auf ein künftiges Daseyn heftet, erhöht auch unsere Moralität. Das ist mein Glaube!

Lettre inédite de Frédéric II. Roi de Prusse à Monsieur de Crebillon.

à Potsdam le 8. Fevr. 1742.

J'ai reçu votre lettre et votre tragédie de Catilina. Elle a justifié toute l'impatience que j'avais de l'applaudir. Les portraits en sont bien peints, finis et frappés à ce coin de perfection et de justesse, qui vous caractérise si particulièrement. La versification est partout belle, mâle, soutenue, et il y a je ne sais combien de vers, qui forment des sentimens à retenir, à graver, et qui iront à la postérité avec la réputation si bien méritée de leur auteur. Je suis extrêmement sensible à l'attention que vous avés bien voulu me marquer, en m'envoyant ce bel ouvrage. Je vous en fais mes complimens, et vous prie d'être persuadé de mon estime et de mon admiration.

Also auch Friderich der Große konnte einem mittelmäßigen Schriftsteller ins Angesicht schmeicheln! Denn man vergleiche mit jenen übertriebenen Lobsprüchen das weit richtigere Urtheil, das er fünf Tage später über jene Tragödie in einem Briefe an Voltaire fällte. — Oeuvres de Voltaire, Tom. LIII. Lettre 94. — Da gilt ihm der Catilina wie Corneille's Attila, bekanntlich dessen schlechtestes Stück, nur übertreffe der neuere Tragiker seinen Vorgänger in der Versification. „Cicero, Cato, die römische Republik und der ganze Steff des Stücks ist so verändert und herabgewürdigt, daß man nichts als die Nahmen erkennt. Catilina ist nichts als ein rasender Schurke, und man wünscht blos ihn gestraft zu sehen, der römische Senat ein Haufe Spitzbuben, der den Zuhörer kalt läßt. Man mußte Rom groß schildern, die Stützen seiner Freiheit voll Edelmuth, Weisheit und Tugend, dann würde das Parterre zum römischen Bürger, und hätte gezittert mit Cicero vor dem kühnen Beginnen des Catilina." Es ist wahr, hier hat der König recht, und er schrieb an einen Vertrauten, der Crebillons Nebenbuhler war. Aber er konnte sich für das überschickte Exemplar bei dem Verfasser bedanken und ihn loben, wo er es verdiente, ohne es auf Kosten der Wahrheit zu thun.

Anakreon.

Friedlichen, hellen Sinn's las ich Anakreons Lieder,
Die wie ein Rosenblatt schweben in goldener Luft;
Horch — da regten sich leise die Blätter, vom blumigen Rasen
Stieg ein bezaubernder Duft in mir belebend empor.
Und in schimmernden Locken, die zippen von Anmuth umhauchet,
Sah mich der Frühling an, schien sich zu freuen mit Huld!
Wie vom lächelnden Blick ich kehrte zum Liede des Sängers,
Ich voll Freude vernahm, was mir der Frühling verschwieg.

1805. Nr. 125.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 23. Oktober.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Bürgerliches Trauerspiel.

Als Schillers Kabale und Liebe gegeben ward.

Soll idealische Welt entgegen dir lächeln zum Spiegel
Schöner dramatischer Kunst, und doch der Gegenwart Bild,
Was willst du mahlen, mein Freund! gigantisches Ringen der Menschen
Mit des Schicksals Gewalt? Dieser Tyrann ist nicht mehr.
Nimmer des Oidipos Arm, von dem der Vater geblutet,
Greift mit entschlossenem Trotz ein in das rollende Rad.
Nimmer mit freiem Gemüthe entgegen dem fliegenden Pfeile
Bietet Odysseus dar trotzig die eherne Brust.
Nimmer unsterbliche Götter von himmlischer Höh' des Olympos
Suchen die rettenden mehr liebreich die zagende Welt.
Nimmer, Achilleus! im stürmischen Meere der unendlichen Zeiten
Taucht sich dein schrecklicher Zorn, taucht sich Andromacha's Schmerz.
Nimmer zerreißet Medea die liebenden Herzen der Kleinen
Und es tischet Thyest nimmer das gräßliche Mahl.
Nimmer entführen die Götter das liebliche Opfer, die Jungfrau,
Die des Vaters Gelübd bietet dem göttlichen Zeus.
Nimmer erliegt dem rächenden Dolche des wüthenden Sohnes
Sterbend die Mutterbrust, die liebend den Kleinen genährt.
Nun, und was soll zerreißen den wehmuthdürstenden Busen?
Was dir entlocken den Schmerz aus dem umdüsterten Aug?
Nimmer kehret die Zeit, die hohe der göttlichen Menschen,
Nimmer in strahlenden Tag kehret die schlummernde mehr.
Ewige Riegel verschließen die heiligen Tempel des Großen,
Und die Vergangenheit drückt höhnend ihr Siegel darauf.
Nimmer kehret die Zeit, die schöne, der menschlichen Götter,
Nimmer das irdische Rund küsset den himmlischen Fuß,
Ewige Thore versperren die hohen, unendlichen Hallen;
Sieh da die Kirche, die drückt lächelnd ihr Siegel darauf.
Gibt es was großes noch, wo kämpfen der Mensch und die Götter?

Tugend und Laſter ſich auf feindlichen Bahnen ergehn,
Oder geräth es in Kampf, ſo prellet das Laſter die Tugend.
Was ſind die Preiſe des Kampfs — Kronen? Nein, lumpiges Gold.
Alſo verſchlungen iſt alles, was lebte im Reiche des Hoden,
Von dem unendlichen Meere, das die Geſchichte umwogt?
Alles, der Lorbeer des Ruhms, umſchlungen von Myrthen der Liebe,
Und der Rieſe der Welt ſchrumpfte zum kraftloſen Zwerg?
Gängelt am Bande nicht mehr der Held die ſtaunenden Völker,
Nicht mehr die ringende Kraft preiſet der ruhige Chor.
Alles verſchwunden? Doch nein, es iſt uns noch eines geblieben.
— Und das erhaltene Eins — Liebe, die Seele der Welt.
Wie? — nur mit Seufzern der Aechzenden kämpft man im Kreiſe des Lebens,
Und in der Jungfrauen Schoos ſterben die Helden des Tags?
Amor der ſchelmiſche hauſt wo ſonſt das Schickſal gewaltet,
Und um ein grauſames Wort ſtirbt der verzweifelnde Mann?
Dort wo Prometheus in Feſſeln die Götter gedöhnet,
Drückt des Pantoffels Gewalt nieder die männliche Welt?
Nicht das Winſeln des Jünglings und nicht die Thränen der Jungfrau,
Von dem Vater erpreßt, malet die tragiſche Kunſt.
Liebe, die himmliſche Gluth, die aller irdiſchen Feſſeln
Spottet und, kräftige Gluth, ſie wie die Halme verzehrt,
Liebe die nichts denkt, nichts fühlet, nichts will, nichts wünſchet als ſich ſelbſt,
Der auf des Lebens Meer leuchtet kein anderer Stern,
Winket kein anderer Lohn, nicht andere Kränze als ſie ſelbſt,
Die mit der Flamme des Muths Stärke die himmliſche paart,
Die mit gigantiſchem Geiſt durch Welten umnachtete Welten,
Hin zu dem ewigen Licht ſtreckt das unſterbliche Haupt.
Die zum harmoniſchen Eins die Welten, die feindlichen, bindet,
Die ſich von auſſen um ſie, die ſich im Innern bewegt,
Die die gefallene Menſchheit mit zürnenden Himmeln verſöhnet,
Und den entflohenen Gott führt in die Herzen zurück:
Die das Geliebte am Herzen, lächelt zertrümmernden Welten,
Hin in den ſüßeſten Kuß haucht der unſterblichen Geiſt —
Dieſe Liebe, mein Freund, der Abdruck des Großen und Schönen
Iſt das Gerettete, und iſt das erhaltene Eins.

Fragmente aus einem Traume: Elemente zu den Präliminarien des ewigen Friedens.

Das Glück der Welt, unter welcher Einkleidung man auch davon ſprach, war von jeher der Zweck aller Menſchen geweſen. Schon das erſte Paar derſelben faßte dieſen Vorſatz, aber dieſes erſte Paar führte ihn bisher allein am beſten aus. Durch alle Abſtufungen der Schöpfung, ſo lang Geſchlechter auf Geſchlechter von der Erde ſich drängten, floh dieſes Glück immer weiter von uns fort.

Nationen waren glücklich, Völker waren mächtig, aber die Welt ſah nie ihr Glück, die Welt betrachtet mit dem Ueberblick des Ganzen, betrachtet mit dem Auge deſſen, der allen Creaturen gebieten könnte.

Nationen waren glücklich, waren mächtig! — Iſt dieß ein Glück, ein Glück auf Blut und Leichen erbaut, eine Macht von einem Augenblicke? Wo ſind die Mächtigen, die Glücklichen? Ihre Nahmen leben noch, ſie aber ſind verlöſcht! Wo iſt das Volk Jehova's, das mächtigſte und glücklichſte durch Gott! Heimathlos und verlaſſen ſieht man es herumirren. Wo ſind die mächtigen Phönizier, die glücklichen Trojaner, die ſtarken Griechen, die unbezwingbaren Römer? Der Anfang ihrer Macht, der Anfang ihres Glücks war auch ihr eigner Untergang. Der Ruin friedlich lebender Völker, der Waffen Zwang, der Könige entthronte und Nationen an die Feſſel ſchmiedete, war Bedingung dieſes Glücks und alles Völkerglücks, das heute noch blüht. So ſchmettert die Kraft alles hin zu Boden, gewinnt die Scepter vieler Länder, erringt die Kronen der Bekämpften, ſteht einen Augenblick unbezwingbar und erhaben, ſinkt bald, fällt und verſchwindet. So war es von Anbeginn, ſo wird es ewig ſeyn. Kein Bündniß trotzt der Zeit, alle Größe muß wieder ſinken, alle Völker müſſen von der Stelle weichen,

der zerſtörenden Gewalt unterliegen; Alles muß wieder untergehen, was ſich erhoben hat. Dieß ſind die Erfahrungen des Weltälters durch vierzig Jahrhunderte erprobt und unläugbar wahr gefunden.

Dieß findet auch die Vernunft, wenn ſie in ſich gekehrt ohne Rückſicht auf Erfahrungen ſchließt. Ihr Schluß exiſtirt, nur daß ſie gleichſam das Reſultat ihrer Schlüſſe aufgegeben hat, weil ſie keine möglichen Mittel fand, ihren Zweck durchzuführen.

Nur der vereinigte Wille aller Menſchen kann zu einer Beſtellung einer oberſten einzigen Gewalt, die den ewigen Frieden gibt, und zu den von ihr ausgehenden allzwingenden Geſetzen führen. — Daher muß ein Weltglück zu begründen der Grundſatz der Staatentrennung weichen; alle Staaten müſſen eigentlich zuſammenfallen, alle Kronen in eine zuſammenſchmelzen.

Auf dieſem Satze und ſeinen Folgerungen beruht die höchſte Idee, die nur ein Menſch faſſen kann, die Idee eines dauernden unſterblichen Glückes, die Idee eines ewigen Friedens. Welcher Gedanke geht über dieſen! Welcher Wunſch gleicht dieſem, deſſen Möglichkeit auch zu hoffen möglich wäre?

Dieſe Idee iſt nicht allein Geſammtwille Aller, ſondern muß es nothwendig ſeyn. Denn wie läßt es ſich denken, daß ein Glied dieſer Maſſe die Frage verneinen würde, ob es glücklich ſeyn wolle? Daß aber dieſes Glück nur auf einem ſehr ſchweren Wege zu erreichen iſt, daß nur die Vereinigung Aller unter ein Oberhaupt oder ein Geſetz daſſelbe erzeugen könne, dieß ſagt unſere eigene Vernunft und die Erfahrung.

Weil man aber zur Ausführung dieſer Idee die größten Schwierigkeiten finden würde, wenn man die Vereinigung des Ganzen projectirte, welches zwar im Begriffe aber in der Ausführung niemahls beſtehen kann, ſo könnten wir uns begnügen, ohne uns jemahls Vorwürfe über Verwandlung des Staatenkrieges mit Weltenkrieg zu machen, nur mit demjenigen Theile der Welt zu handeln, der durch ſeine Macht einen entſchiedenen Ausſchlag gibt, und als der alleinige anzuſehen iſt. Denn der ewige Friede wird auch dann bezweckt, wenn die andern Theile der Erde entweder aus vernünftigen Rückſichten, oder — zwar nicht im Wege Rechtens aber um des größten Rechtes willen — durch das Schwert gezwungen werden, dieſem Bunde beizutreten und von allen Kriegen abzuſtehen.

Europa herrſcht ja ſchon, obgleich getrennt, dennoch überall: alle andere Theile der Erde ſind ſeine Unterthanen, und können als ſolche nicht füglich mit ihm in Bündniſſe und Unterhandlungen treten, weil es ſtreng gebieten kann. Dieſe müſſen alſo ſchweigend dem großen Plane gehorchen, der auch über ſie entſcheidet und einen ewigen Frieden ihnen zuſichert.

Selbſt der ausgemachte Wille aller Könige und Kaiſer muß es ſeyn, einen ſolchen Frieden zu Stande zu bringen. Die Zukunft weiſſagt allen Thronen ihren Sturz, allen Völkern ihre Vertilgung. Noch blüht Brittanien, und ſieht ſeine mächtigen Flotten den Ocean beherrſchen. Noch trotzt Galliens Macht ſeinen racheſchnaubenden Nachbarn. Noch hat Deutſchland einen Platz auf der Erde. Noch erſchleichen ſich die minder Mächtigen eine prekäre Exiſtenz.

Aber über kurz oder lang müſſen alle Reiche ſich verſchlingen. Alles Streben nach Macht und Reichthum geht nur dahin, dieſe Zeit noch eine gewiſſe Friſt hinauszuſchieben; — ſo ſieht ein jeder das unbezwingbare eiſerne Geſchick und kann es nicht ändern. Auch der Mächtigſte der Erde muß ſich unter dieſes Schickſal beugen. Geſetzt auch, die ganze Welt gehorchte Einem, die ganze Erde wäre nur von Einem Volke bewohnt, ſo würde dennoch nie ein ewiger Friede erzeugt, im Gegentheile ewiger Tumult und Aufruhr toben, ſo lang die Fundamente dieſer grenzenloſen Gewalt auf dem Glücke der Waffen, auf Stärke und Macht, und nicht auf einem Vertrag gebaut wären.

Dieß iſt alſo ein Punct über der Gewalt der Großen, den die Mächtigſten ſelbſt nicht erreichen, können wenn ſie auch wollen, ſo lang ſie keine Gewalt über der Ihrigen erkennen, die auch dieſen Punct unter ſich begriffe, den alle Regenten längſt ſchon aufgegeben zu haben ſcheinen, weil er auſſer ihrer Macht liegt, und ſie kein Mittel noch erſinnen konnten ihn zu erreichen.

Dieſe Idee nun zweckt auf eine Gewalt über die Könige, auf eine Gewalt, die den Scepter über die Scepter führt.

Dieſe Gewalt müßte unumſchränkt ſeyn, denn ihr gehörte die Macht den Fürſten die Waffen aus den Händen zu winden, über Fürſten Recht zu ſprechen, rechtskräftig zu ſprechen: ſie müßte unfehlbar und untadelhaft ſeyn: kein bekröntes Haupt dürfte ihrem Richterſpruche ſich entziehen, ſie müßten alle unbedingt ſich unterwerfen.

Dennoch aber verlöre hierdurch kein Souverain ſeine Freiheit, ſondern er garantirte ſie auf ewig, und der Garant wäre kein menſchlicher, wie alle Souverains ſind,

ſondern das Geſetz ſelbſt. Das Geſetz, worunter alle ſich zu ſchmiegen haben, begriffe auch die Könige und Kaiſer. Das Geſetz würde die Menſchen aus dem Zuſtande langer Rohheit reißen; die geſetzloſen Kämpfe, thieriſche Schlachten, verderbende, ewige Kriege, Nationen-Groll, alle Zwiſte, alle Streite durch ein Wort ſchon entſcheiden. Statt zu den Waffen zu greiffen würden alle an das Geſetz appelliren, kein Unrecht würde mehr beſtehen im Zuſtande des größten Rechts.

Leicht iſt es aber einzuſehen, wie wenig dieſe unumſchränkte Macht in einer Hand ſich concentriren könne, weil eben das Recht, das Geſetz, welches jedesmahl ſchon allenthalben von der Staatsgewalt ſorgfältig abgeſondert ſteht, ſich auch nicht mit der Fehlbarkeit und der Menſchlichkeit des Willens eines Einzelnen zuſammen reimen läßt.

Dieſe Branche, welche uns ſchon jetzt allenthalben von aller menſchlichen Gewalt und Unterjochung losgebunden und frei erſcheint, würde nun auch einen Richtpunct, ein Centrum erhalten, welches die Unvollkommenheit und Obergewaltloſigkeit der Geſetze zur vollkommnen, einzig gewalthabenden Macht erhöbe.

Kein Souverain würde mehr im Zweifel ſtehn, ob er über dem Geſetze, unter dem Geſetze, oder dem Geſetze gleich ſtände, und die ſchlüpfrige, ohne dieſes oberſte Geſetz abſolut ewig unbeantwortet bleibende Frage, wer vom Geſetze ausgenommen wäre, würde ſich ſelbſt beantworten müſſen: „Keiner" denn nur die Geſetzloſigkeit der Fürſten war die Zerſtörerinn des Glücks von ewigen Zeiten her, die Zertrümmerinn des aufkeimenden Wohlſtandes.

Dieſe Schlußfolge führt uns alſo nothwendig auf ein Weltgericht, welches die erſte Bedingung des ewigen Friedens und die wichtigſte iſt. Kein Fürſt oder Souverain würde durch dieſe höhere Stufe über ſeine Macht und Unabhängigkeit ſeine Freiheit verlieren, ſondern ſie im Gegentheile gewinnen. — Denn er diente nun nicht mehr der Politik als Sklave, er wäre kein ſo banger guter Freund ſeiner Nieſennachbarn; er wäre frei, wie die Mächtigſten, unabhängig durch die Garantie der Welt, heilig durch das Recht, und unverletzbar.

Die Monarchen geben das nur ab, was ſie nie beſaßen, nie beſitzen konnten, ſie verlieren alſo nichts ſondern müſſen nur gewinnen. Denn das Geſetz ſollte auch bisher ohne Einfluß des Regenten, unabhängig von ihm ſeyn; er war nie Richter, wo er es aber iſt, da ſteigt Tyrannei auf den Thron; was kann Regenten alſo wünſchenswerther ſeyn, als eine Idee, ein Mittel, dieſes Ungeordnete und für ſie zu ihrem eigenen Schaden, wie bei Friderich dem Großen, ſo Verführeriſche zu ordnen?

Erſte Bedingung des ewigen Friedens: das Weltgericht.

Von der Organiſation deſſelben kann im voraus nicht viel noch geſagt werden, weil dieß ſo ganz von der Willkühr abhängt, und es auch nur durch die Erfahrung, vermittelſt der Dauer ſeiner Beſtehung, Vollkommenheit im Inneren erreichen kann. Die natürlichſte Entſcheidung, in welches Land es zu wohnen käme, iſt der Mittelpunct von Europa. Dieſer fällt nun wahrſcheinlich in Deutſchland. Deutſchland würde daher ſchon einen gerechten Titel herleiten können, die Reſidenz der Könige über Könige für ſich zu verlangen.

Große Summen müßten verwendet werden, den Glanz alles Irdiſchen, den höchſtmöglichſten Aufwand an Pracht in dieſer Reſidenz zuſammenzuhäufen. Herrliche Paläſte müßten für jeden dieſer Richter gebaut, und ein dem Ganzen angemeſſener, groſſer Gehalt angewieſen werden. Dieſe Reſidenz müßte frei und unabhängig erklärt werden.

Alle dieſe Koſten und großen Ausgaben würden dennoch gar nicht in Vergleich mit jenen gezogen werden können, die ein ſtehendes Heer verurſacht, welches hierdurch aber natürlich aufgehoben wird. Wie viel koſtet nicht ein einziger Krieg?

Jeder Souverain ſchickt einen Auserwählten an ſeiner Statt hin, der mit fürſtlicher Majeſtät und unumſchränkter Gewalt verſehen iſt, deſſen Wirkungskraft aber ſich blos in der Mehrheit der Willen im Congreſſe der Auserwählten zeigen kann. Es wird zum größten Vortheil des Souverains gereichen, den geprüfteſten und hellſten Kopf aus ſeinen Staaten zu ſchicken.

Wie lange die Zeit zur Führung dieſes Amtes daure, dieß hängt wieder ganz von der Willkühr der Contrahenten ab. Die Meinung einiger heller denkenden geht dahin, ein jeder Souverain ſollte zwei ſolcher Richter wählen, wovon der eine beim Congreß, der andere in ſeiner Reſidenz wäre. Alle Jahre müßten ſie nun alterniren. So hat er Gelegenheit die Geſchickten immer zu dieſem Amte auszuleſen, beſonders da er ſich alle Jahre von der Tauglichkeit der Gewählten überzeugen kann. Durch ſolche Alternation wird auch aller Aufenthalt durch Krankheit verhütet, und allem Mißbrauche der Gewalt oder aller andern Anmaßung vorgebeugt.

(Die Fortſetzung folgt.)

1805. Nr. 126.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 25. Oktober.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Altdeutsche Volkslieder.

Des Knaben Wunderhorn. — Altdeutsche Volkslieder gesammelt von L. A. von Arnim und C. Brentano. Heidelberg und Frankfurt 1806.

Wer gegen die unerquickliche Schwüle unserer gegenwärtigen Cultur in der „frischen Morgenluft altdeutschen Wandels" sich zu schützen sucht, wer für den gesunden Sinn jener ungekünstelten Töne, die der alles verflachende Zeitgeist noch dem Volke nicht entreißen konnte, empfänglich geblieben, dem empfehlen wir diese reichhaltige Sammlung alter Volkslieder, deren die Herausgeber einen großen Theil in mündlicher Ueberlieferung sorgfältig aufgesucht, die übrigen aus handschriftlichen Denkmälern oder fliegenden gedruckten Blättern mitgetheilt haben.

Die lange dithyrambische Schlußrede des Herrn von Arnim „von Volksliedern" — zum Theil schon in Reichards musikalischer Zeitung abgedruckt — sieht mit der Absicht, diese Lieder in die Hände des lesenden Volks zu bringen, in einem sonderbaren Contrast; dergleichen Convulsionen und Klagen über die Jämmerlichkeiten des Zeitalters verstimmen nur für den leichten, freundlichen Sinn jener Lieder. Indessen möchten wir durch die Berührung dieses und anderer unwesentlicher Puncte niemand von der wiederhohlten Lesung dieser Feldblumen abhalten, die fern von dem kranken Boden unserer glatten Künstlichkeit oder unfruchtbaren Leerheit in natürlicher Schönheit, oft schon mehrere Jahrhunderte lang fortgeblüht haben. Abwechselnd stößt man in diesem reizenden Garten bald auf einen lustigen Schwank, bald auf ein munteres Lied für den Militär-Stand, bald auf das sanftere Gefühl religiöser Gesinnung — des Sultans Töchterlein und der Meister der Blumen S. 15. — bald auf eine Romanze vom alten Hildebrand; am meisten aber ergötzen die bald fröhlich scherzenden, bald sehnsuchtsvoll klagenden Kinder der Liebe.

Beide Herausgeber verdienen den Dank unserer Nation, da sie mit so edlem Eifer, was uns eigenthümlich, und über allen Flitterstaat von Kraft und Dauer ist, treulich aufzubewahren, und Allen zugänglich zu machen suchen. Sie haben ihre Sammlung, die baldmöglichst fortgesetzt werden soll, dem Herrn von Göthe zugeeignet, und dieß mit Recht, denn Göthe war der erste, der uns thätig bewieß, daß es kein so verächtliches Ding um den deutschen Volkswitz sey, als es manchmal den eleganten, gebildeten Leutchen vorauszusetzen beliebt.

So schwer es ist, unter diesen auf vielfältige Weise anlockenden Blumen zu wählen, so möchten wir doch un-

gern mit einer ſo kurzen Anzeige von unſern Leſern ſcheiden; wir fügen daher ohne langes Umherſuchen einige Stücke hinzu, von denen das erſte — von Herrn Brentano — uns den Titel des Buches noch werther macht. Das zweite Lied von Hans Sachs ſteht zwar nicht in dieſer Sammlung, und ſcheint auch ſonſt ganz unbekannt zu ſeyn, wir theilen es daher bei dieſer Gelegenheit aus unſerm eigenen kleinen Vorrathe mit. — Im übrigen können wir — mit einigen Einſchränkungen — von dieſer Sammlung wiederhohlen was am Schluß des Buchs Seite 464 geſagt wird: „Unrecht iſt, für die einzelne Schönheit einer Gegend aufzuwecken, den ſie in ſchönere Träume verlieſt, darum kein näheres Wort über die bedeutende Schönheit jedes einzelnen dieſer Lieder, blos litterariſche Merkwürdigkeit iſt meines Wiſſens keines, jedes athmet, pulſirt in ſich, lauter friſche, ſpielende, ringende Kinder, keine hölzerne Puppen, die oft ſelbſt ächte Dichter, aus Angewohnheit des Bildens ihren ächten Kindern nachmachen.“

1.

Das Wunderhorn.

Ein Knab auf ſchnellem Roß
Sprengt vor der Kaiſrinn Schloß,
Das Roß zur Erd ſich neigt,
Der Knab ſich zierlich beugt.

Wie lieblich, artig, ſchön
Die Frauen ſich anſehn,
Ein Horn trug ſeine Hand,
Daran vier goldne Band.

Gar mancher ſchöne Stein
Gelegt ins Gold hinein,
Viel Perlen und Rubin
Die Augen auf ſich zieh'n,

Das Horn vom Elephant,
So groß man keinen fand,
So ſchön man keinen fing,
Und obendran ein Ring,

Wie Silber blinken kann
Und hundert Glocken dran
Vom feinſten Gold gemacht,
Aus tiefem Meer gebracht.

Von einer Meerfei Hand
Der Kaiſerinn geſandt,
Zu ihrer Reinheit Preis,
Dieweil ſie ſchön und weiß.

Der ſchöne Knab ſagt auch:
Dieß iſt des Horns Gebrauch:
Ein Druck von Eurem Finger,
Ein Druck von Eurem Finger,

Und dieſe Glocken all,
Sie geben ſüßen Schall,
Wie nie ein Harfenklang,
Und keiner Frauen Sang.

Kein Vogel obenher,
Die Jungfraun nicht im Meer
Nie ſo was geben an!
Fort ſprengt der Knab bergan,

Ließ in der Kaiſ'rinn Hand
Das Horn ſo weltbekannt;
Ein Druck von ihrem Finger,
O ſüßes hell Geklinge!

2.

Das Kiff-Erdeskraut.

Kiff-Erdeskraut, (Erdenkraut)
Wer hat dich baut,
Dein Wurz und Frucht
Die ſey verflucht,
Du thuſt mir viel zu Leide.
Du tred'ſt mich zwar
Wohl über Jahr
Ohn Unterlaß,
Viel eh und baß,
Denn Obſt, Wein und Getreide.
So kalt ich keinen Winter weiß,
Daß ſie mir ſind erfroren,
Auch war kein Sommer nie ſo heiß,
Daß ſie verdorrt ſind woren;
Bleiben ſtets grün,
Friſch, frech und ſchön,
Das Kraut thet ich nie kaufen,
So ſä' ichs in mei'm Garten nit,
Schütt es der Nitt,
Jedoch es friſch
Zu Bett und Tiſch
Täglich wachſet mit Haufen.

Es iſt durchaus
Kein Ort im Haus,
Daß ich hätt' Gnad,
Im Keller, Bad,
Kuchen, Stuben, Kammer,

Wenn mein Frau zwegt,
Fegt oder bächt,
Auch in der Wäsch
Wachsen mir resch
Die Kiff-Erbes mit Jammer;
Und in ei'm Schnipp und Augenblick
Thun sie blühen und knopfen,
Wachsen mir also hoch und dick,
Viel länger denn der Hopfen,
Daß ich verirr,
Mich drinn verwirr;
Thu' ich etlich abschneiden.
Und nehm gleich in das Maul Süßholz,
Schwindt wie ein Bolz,
Wachsen ihr sehr
Wohl dreimal mehr,
Das bringt mir heimlich Schmerzen.

Kiff-Erbesspeiß
Mancherlei Weiß
Mein Frau mir macht,
Bei Tag und Nacht,
Thut mir's sulzen und bregeln,
Fällt mich ir (ihrer) satt
Früh unde spatt,
Mit Ueberfluß
Mir zum Verdruß,
Wann sie stachen wie Egeln, (Igel)
Ehe ich ein Recht verdauet han,
Und mir noch liegt im Magen
So richt't sie mir ein andre an,
Thut mich stets darmit plagen;
Wollt Gott dieß kaut
Kiff-Erbeskraut
Thet nimmermehr aufwachsen,
Sonder verdürb Wurz, Kraut und Stroh,
Deß wär ich froh,
Und mancher Knecht,
Den auch durchächt't
Das Kraut gleich wie Hans Sachsen.

(Der Beschluß folgt.)

Fragmente aus einem Traume: Elemente zu den Präliminarien des ewigen Friedens.

(Fortsetzung.)

Nur die Streitigkeiten zwischen Souverains dürften auf diesem Weltgerichte zur Sprache kommen und entschieden werden; das heißt, jene Streitigkeiten, welche unvermeidlich zu einem Kriege geführt hätten. Dem Urtheile des Gerichts hierüber müßten sich aber alle Souverains unterwerfen; es wäre unfehlbar, man könnte von ihm nicht appelliren.

Ferner alles das, was das ganze Europa im Inneren angeht, oder das Verhältniß mit den andern Welttheilen. Die Gültigkeit jedes Urtheils würde geschützt und aufrecht gehalten durch die vereinigte Macht aller Staaten, welche also die Executions-Gewalt ausmachte. Und bei einem solchen, schwerlich ausbrechenden Straf- oder Executions-Kriege ist gar nicht an einen Frieden mit einer gegen das Gesetz kämpfenden Macht zu denken, sondern nur Unterwerfung unter das Gesetz und Tragung alles Schadens des ganzen Krieges, oder Vertilgung kann hier die rechtliche Folge der Entziehung von dem Gesammtwillen seyn.

Da nun diese erste Bedingung des ewigen Friedens aus einander gelegt worden ist, so schreiten wir zur zweiten, nähmlich von der Harmonie der Leider unter einem zwingenden Gesetze zur Harmonie der Seelen, oder zum Religions-Verein. Diese Bedingung ist von dem absolut nöthigsten die weniger wichtige, aber ein fester Grundstein zum aufzuführenden Gebäude, und indirect unumgänglich nothwendig einen ungestörten, ununterbrochenen Frieden zu begünstigen und zu erhalten.

Das höchste Princip der Menschheit war stets Glückseligkeit: dahin strebt Natur und Geist unaufhaltbar. Alle Träume von der Zukunft, alle Beweise der Denker, jede frohe Sage unter den Sterblichen, jede Handlung des Herzens strebt nach Glückseligkeit, nach ewiger Glückseligkeit hin.

Der Funke der Hoffnung nach einem bessern Schicksal als das Schicksal auf der Erde ist, der Drang der Seele zum Himmel, den sie ihre unbekannte Heimath nennt, hinaufzuschweben, der Glaube an ein Glück, das kommen wird, für das man dulden müsse, hat alle Menschen, Millionen Sterbliche zum Staube wieder zurückgeführt, woraus sie hervorkamen, hat sie alle dahin, wie zu ihrer Mutter zurückgeführt; ihr Trachten, ihre Hofnung hat die schlaue Wirkung wie ihren Zweck erzeugt, daß ihre Handlungen die kurze Zeit ihres Daseyns im Zaume gehalten wurden, daß ihre Leidenschaften willig Zügel trugen. Dieß sehen wir. Vergehen und Entstehen, kein anders Wort ist auf der schwarzen Tafel der Vergänglichkeit geschrieben, und weiter können wir nicht schließen.

Wenn es aber einſtens eine ſelige Wohnung für Pſyche gibt, wenn unſere Geiſter ewig leben, wenn wir einſtens in dem Reiche der Gottheit glücklich ſind, ſo wäre dieß die höchſte Prüfung auf Erden für uns geweſen, von einer höchſten Weisheit angelegt, reine, ungeprüfte Tugend zu erproben und belohnen zu können. Hier, wo der Verſtand und die Vernunft verwerfen muß und nicht ergründen kann, was die Seele ſo andachtsvoll glaubt, wo die Vernunft, wenn ſie dem Traume der Phantaſie nachſinnt, ſich ſelbſt in ein Nichts verliert, und nichts zu glauben findet, weil ſie nichts weiß, da iſt Glückſeligkeit das ſchwerſte Ziel zu erreichen, der höchſte und ſchönſte Preis nach dem die Seele ringt, höher und ſchöner für die Duldende, wenn ſie nicht glaubt, als wenn ſie glaubt, wenn ſie unverhofft zum herrlichſten Genuß gelangt, als wenn ſie nach dem greift, was heimlich vor ihr glänzt.

Da aber dieſes Princip unmöglich dem vernünftigen Wirken nach für die ganze Menſchheit das höchſte ſeyn kann, weil es ganz außer der Sphäre der Vernunft liegt, und das, was im Werden zwar wahr ſeyn kann und wird, dennoch für den Denker undenkbar und nichts iſt, weil er es nicht wiſſen und ergründen kann, ſo muß das Glückſeligkeits-Princip tiefer geſtimmt werden, und auf die Sphäre unſerer Erde beſchränkt ſeyn. So weit die Vernunft reicht, können ihre Principien auch nur gehen, und nimmer weiter. Ohne Princip kann aber keine Vernunft ſeyn, ſo lange ſie Vernunft heißt.

Hiernach iſt das höchſte Princip unſrer Denkkraft, das höchſte Princip unſerer Vernunft irdiſche Glückſeligkeit, allgemeine Beſchränktheit in einem Syſteme der Unbeſchränktheit über alle, Glückſeligkeit die über alle ſich ergießt. Auf dieſen Hauptzweck nun kann die Religion als die Norm der Meinungen am beſten durch den Glauben hinführen, durch Dahinſtellung des oberſten Zweckes der himmliſchen Glückſeligkeit nach zuſammengereimten, vernünftigen aber allgemeinen Gründen, die nicht für beſondere Parteien, ſondern für Alle gelten. Die Vernunft aber verläßt dieſen für ſie unerreichten Gipfel, und überläßt die dunkle Zukunft einer allgerechten Güte, und einem Vergelter, ſtrebt aber nach Selbſterreichung der Zweckes der innerhalb ihrer Gewalt liegt.

So glaubt die Seele, was ſie ſich nicht geben kann, die zweite Hälfte ihres Seyns, bewirkt und ſchafft ſich aber durch ihre Vernunft die erſte Hälfte, die gegen die Ewigkeit ſo klein iſt, wie ſie gegen die Gottheit, deren Zweck aber von der Gottheit ihr ganz überlaſſen und der Freiheit ihrer Vernunft übergeben iſt.

Dieſer Zweck allgemeiner Glückſeligkeit iſt ewiger Friede. Friede der Leiber und der Seelen, Uebereinſtimmung unter ein einziges Geſetz. Der Haß der Unabhängigen, der ſtets Zerſtörung mit ſich führt, muß vertilget werden, alle Meinungen müſſen durch die Vernunft zu einer Meinung werden. So lange Seele von Seele getrennt lebt, wo die Leiber ſich zum ewigen Bunde vereinen, da kann kein dauerhaftes Glück entſtehen.

Die Norm, die die Vernunft dem Glauben vorſchreibt, verbindet ſich alſo nur mit dem Geſetze der Handlungen, weil ſie beide jetzt nur einen und denſelben Zweck ſich vorgeſetzet haben. — Die zweite und letzte Bedingung des ewigen Friedens iſt alſo nothwendig der Religions-Verein.

Dieſe Bedingung iſt zwar nicht die wichtigſte aber die ſchwerſte zur Ausführung. Hier fehlt es faſt ganz an einem einzelnen Subjecte, mit dem man contrahiren könnte. Dieſer Glaube müßte von dem Oberhaupt der Kirche, dem Pabſte, ausgehen, und alle Chriſten verbinden ihn anzunehmen. Nun aber haben die andern Religions-Parteien kein ſolches Oberhaupt, und die Ausſprüche des Pabſtes könnten doch nur die Katholiken binden. Daher müßten vorderſamſt dieſe Religions-Parteien in ganz Europa einen Mann erwählen, der zu dieſem Verein die Geſammtheit ihres Willens ausſpräche. Dieſer Mann würde gewählt werden und das vorſtellen können, was er ſeyn ſoll, wenn zuerſt alle Ortſchaften einer Landſchaft ihre Deputirten zuſammentreten ließen, einen Repräſentanten ihrer Landſchaft zu wählen; dieſe Deputirten der Landſchaften eines Reichs nun einen Deputirten des Reiches, die Deputirten dieſer Reiche nun endlich einen Bevollmächtigten der Geſammtheit vorſtellen würden. Hier würden nun zwar die Bedingungen des Contractes von unten herauf kommen, ſtatt daß ſie bei den Katholiken von oben herab kommen, welches aber in der Wirkung eigentlich daſſelbe iſt, obſchon der Bevollmächtigte der andern Religions-Parteien als der Katholiken nicht unbeſchränkt handeln darf, ſondern alle ſeine Handlungen erſt von unten herauf durch Mehrheit der Stimmen beſtimmen laſſen muß, weil er nur mit menſchlicher Gewalt ausgerüſtet erſcheint, wo im Gegentheile der Pabſt mit göttlicher Gewalt begabt daſteht, und ſeine Geſetze dem untergebenen Haufen aufdringt: dieſer Unterſchied macht aber dennoch nichts aus, und dieſer Contract würde eine heilige verbindende Kraft haben, und wie ein göttliches Geſetz gelten.

(Die Fortſetzung folgt.)

1805 Nr. 127.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 28. Oktober.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Poetiſches Thun und Treiben.

Dr. . . . .

Sie fragen, mein theurer Freund, wie hoch der Wärmemeſſer unſerer Poeſie ſtehe? — Leider muß ich Ihnen geſtehen, daß bei der proſaiſchen Kälte, die ſich unſerer ganzen Litteratur-Welt bemächtigt hatte, dieſer kaum einige wenige Grad über den Gefrierpunct deutet. Es geht uns jedoch um kein Haar beſſer als mehreren Städten Deutſchlands, das heißt, wir haben Dichter, die Verſe zu machen wiſſen, und zwar die ſchulgerechteſten Alexandriner von der Welt; auch blüht das Princip des Reims in ſeiner lebendigſten Reinheit in dieſen pensis ſcholasticis, und Muſen und Buſen, Liebe und Triebe ſuchen ſich ſo fleißig, daß ſie ſich ſelten verfehlen. Ob es aber dieſen czechiſchen Barden Ernſt ſey mit der kunſtgerechten Handhabung der goldnen Saiten, iſt eine Frage, die mich beinahe erröthen macht. Aber wie kommen Sie auch dazu, eine ſo ernſthafte Frage über eine ſo ſpaßhafte Sache zu thun. Glauben Sie, daß man hier zu Lande auch ſo thöricht iſt, die Würde der Menſchheit in Verſen zu predigen, oder in Verſen ſuchen zu wollen? Meinen Sie, daß man ſich von der neuen Philoſophie ſo bei der Naſe herumführen laſſen wird, wie der verſchrieene Göthe, oder der phantaſtiſche Schiller, der noch gerade zu rechter Zeit ſtarb, um nicht in die Schlinge der Transcendental-Idealiſten und Kunſt-Philoſophen zu gerathen, was ſich aus einigen ſeiner letzteren Aeuſſerungen, zum Beiſpiel, über den Eher der Alten, in der Braut von Meſſina und anderen mehr befürchten ließ? Meinen Sie, daß man wohl ſchwach genug iſt, in jedem Producte des menſchlichen Geiſtes das all und einige Bildungsgeſetz des Ganzen zu ſuchen; oder dem Dichter einen Platz neben dem Philoſophen, auf die wir übrigens auch nicht gar zu gut zu ſprechen ſind, oder dem Prieſter einer reinen Religion, einzuräumen? Glauben Sie wohl, der haut-gout ſey ſo ganz bei uns verſchwunden, daß wir die Bizarrerie eines Schillers, die Wiedererweckung des urnenverſchloſſenen Chors, auf unſerer Bühne dulden, oder gar einen gewiſſen Jon des verrufenen Schlegels auf unſern äſthetiſchen Brettern ohne die höchſte Indignation ſehen würden? Nein, mein werther Freund, ein gütiges Schickſal hat uns vor dieſem gelben Fieber des inneren Organismus bewahrt, das Licht, das einige naſeweiſe Gemüther in der Productions-Welt der Deutſchen zu verbreiten ſuchen, ſoll die Augen unſers geſchmackvollſten Geſchmacks nicht blenden. Wie kam auch ein Aggregat nach einem Leiſten zuſammengedrängter Silben, das ſich, wenn es hoch kommt, mit ſeinem meiſtens etwas ſchwerfälligern Zwillingsbruder durch Gleichlaute nähert, dazu, unſer ganzes ungetheiltes Intereſſe zu

gewinnen. Glauben Sie wohl, daß wir dieſe flüchtigen Geburten eines flüchtigen Augenblicks für mehr halten werden als was ſie ſind, für intellectuelle Ephemeren, für leuchtende Meteore, die aus dem Innern der durchaus unreinen Menſchheit hervorgehen, und eben ſo ſchnell zerfließen und vergeſſen werden als ſie entſtanden. — Wiſſenſchaft und Poeſie! — Ich möchte um Gottes Willen wiſſen, wie ſie dazu kommen, ſo verſtändigen Gemüthern die Idee einer Verbindung dieſer ſich ewig entgegen geſetzten Pole zuzumuthen. Ich ſehe mit den Augen meiner Seele, lieber Freund, wie ſie ungläubig den Kopf ſchütteln, und auf manches Blümchen hindeuten, das aller Bemühung des Verſtandes ungeachtet ſeine naſeweiſe und kecke Exiſtenz unter dem Conflicte zweier ſo feindſeliger Geſtirne erhielt. Nun dann, wenn alle meine Verſicherungen und kräftigen Gründe, die ſich doch alle in den Kategorien der Verſtandesbegriffe nachweiſen laſſen, Sie nicht belehren können, ſo mag ſie das neueſte Product unſers poetiſchen Purismus eines beſſern überzeugen, und ihr, Gott ſey bei uns, vielleicht gar kunſtpoetiſch gewordenes Gemüth von den Wunden heilen, die ihr das Schwert einer unverſchämten Kunſt-Philoſophie geſchlagen hat.

Es iſt ein Pſeudo-Almanach unter dem wohlklingenden und anmuthreichen Titel: Poſt-Büchlein auf das Jahr 1806 — ſie ſehen, ich anticipire ſchon — herausgegeben von Jocoſus Hilarius Krautgärtner. Bei der allhier graſſirenden Antipathie gegen alles was Taſchenbuch oder Almanach heißt, werden ſie leicht einſehen, daß Herr Jocoſus Hilarius Krautgärtner den Gewinn ſeines Verlegers mit der Sehnſucht des Publicums nach dem Nektar der Aganippe nicht ungeſchickt zu paaren wußte. Als ein treuer Anhänger der Autoritäts-Epoche der Kunſtlehre ſucht er das veraltete horaziſche utile miscere dulci, das dem verdorbenen Zeitgeſchmacke wie ein humoralpathologiſches Recept klang, wieder zu Ehren zu bringen. Läßt ſich wohl eine zartere Zuſammenſtellung als ein Poſtbericht nebſt der Stationen-Reihe von Prag bis Wien mit drei viertel Dutzend der holprigſten Bout-rimés, unſinnigen Epigrammen, einer Anzahl der übel conditionirteſten proſaiſchen Schülerarbeiten, zehn Mahl verhallten und tauſend Mahl wieder erſchollenen Tönen einer nicht lyriſchen Lyrik, und mit einer tüchtigen Quantität von Traveſtirungen Aeſops, und ſeines Affen Phädrus — denken. — Wie gefällt ihnen zum Beiſpiel folgende Grabſchrift eines Bettlers aus der Feder des Herrn Jocoſus ꝛc.

Ein kleines Kämmerlein verſagt man ihm im Leben,
Nun iſt er todt, nun hat man ihm's gegeben.

Oder ein Individuum der Rubrik: Titel von Luſt-Schau- und Trauerſpielen die zur Oſtermeſſe 1906 erſcheinen werden. — Das Bauchgrimmen, oder, wo will das hinaus? — Finden Sie nicht, daß das Heer der griechiſchen Epigrammatiker, der ſatyriſche Martial und der neuere Auſonius nichts naiveres und feineres hätten finden können in der Tiefe ihrer poetiſchen Gemüther; oder unter einer andern Kategorie — ſie unterlaſſen mir den langweiligen Titel — wo eine Taſchen-Pirutſch zum Zuſammenlegen zu veräußern iſt, wobei auch das Pferdgeſchirr im Futterale. Was ſagen Sie zu dieſen Fragmenten, die noch nicht die ſchlechteſten im ganzen Büchlein ſind. Wenn die Schoosſünde verſtoßener Jahre, die affectirte Sentimentalität und das Heimweh nach der ruhigen Naivität der griechiſchen Dichterwelt ihre Proſeliten dem glänzenden Ziele nahe brachte, glauben Sie daß jemand ſein Haupt höher hob in dieſem Sonnenraume als Herr Jocoſus Hilarius und Compagnie.

Auch der höchſte . . . . . anism in ſeiner gediegenſten Identität ergießt ſich über dieſe holprigen Poſt-Stationen in die zweite soi-disant Humanitäts-Klaſſe. Das Wiſchiwaſchi, ein Chaos von ſinnleſen Sätzen, in dem zwar das ganze lebt, aber auch in ſeiner Beſonderheit ſich darſtellt, ging aus Herrn von K . . . . jüngſten Kinder ſeiner Laune in einer nicht weniger herrlichen Geſtalt, aber mit Metrum und Reimen militäriſch ausgeſtattet, in dieſe Kinder der übelſten Laune über, als Parodie — ſo meint Herr Jokoſus Hilarius — der poetiſch-poetiſchen Schule von dieſen nicht poetiſchen, nicht proſaiſchen Nichtpoeten. Wehe der neuen Kunſt-Philoſophie, wenn die Sonne der ältern Philoſophie und Kunſtanſicht ſolche Gegner aus dem Schlamme lockt, und wenn dieſe von dem Lebensſtoffe eigener Lächerlichkeit genährt, die Größe ihres erhabenen Vorbildes durch Extenſion ihres elaſtiſchen Körperchens zu erhalten ſtreben.

Nun lieber Freund hätte ich beurkundet, was ihnen zu glauben ſchwer fiel, und was werden Sie ſagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß zwei von den Herrn Mitarbeitern unlängſt in einer famenſen Zeitſchrift als Matadore vaterländiſcher Poeſie dem kunſtliebenden Publicum aufgeführt wurden? Sollten ſie nicht, durch das Vertrauen des Publicums über die Gebühr geehrt, einmal beweiſen, daß es ihnen Ernſt ſey mit Pheibos goldenem Saitenſpiele, und ſich nicht länger in der Welt der gereimten Proſe herumſchleppen. Eine weit vortheilhaftere Ausſicht das zu werden, mit deſſen Prädicat man ihnen jetzt nur ſchmeichelte, eröfnet ſich ihnen, da eine Stimme verſtummte, die ſonſt manche angenehme Weiſen ſang, und

ſie in dem Schattenſpiele olympiſcher Sängerkämpfe überwand. Dieſe verſtummte Stimme lieber Freund iſt niemand anders als Herr Meinert, Profeſſor der Aeſthetik, den Sie gewiß aus manchem Wohllaut ſeiner Muſe kennen werden. Das Bewußtſeyn ihn auf einer Bahn wandeln zu ſehen, auf der er noch gewiß in das Paradies der Poeſie gelangen, und trunken von dem Nektar der reinen Aganippe, in ſüſſe Geſänge das Schöne ausſtröhmen wird, das in ſeinem Innern lebt, nährt in uns die ſüße Hoffnung, bald einen neuen Frühling in der poetiſchen Welt Czechiens aus dem todten Winter hervorblühen zu ſehen. Möge nie ſein Fuß auf dieſem Pfade wanken!

Juſtus Anonymus.

Altdeutſche Volkslieder.

(Beſchluß.)

3. *)

Ich weiß ein Mägdlein hübſch und fein,
Hüt du dich!
Sie kann gar falſch und freundlich ſeyn,
Hüt du dich, vertrau ihr nicht, ſie narret dich.

Sie hat zwei Aeuglein, die ſind braun,
Hüt du dich!
Sah dich nicht an durch ein Zaun,
Hüt du dich, vertrau ihr nicht, ſie narret dich.

Sie hat ein licht goldfarbnes Haar,
Hüt du dich
Und was ſie red't, das iſt nicht wahr,
Hüt du dich, vertrau ihr nicht, ſie narret dich.

Sie hat zwei Brüſtlein, die ſind weiß,
Hüt du dich!
Sie legt ſie hervor nach ihrem Fleiß,
Hüt du dich vertrau ihr nicht, ſie narret dich.

Sie gieng dir ein Kränzlein wohl gemacht,
Hüt du dich!
Für einen Narren wirſt du geacht,
Hüt du dich, vertrau ihr nicht, ſie narret dich.

4.

(Mündlich. S. 201.)

Jäger.

Wie kommts, daß du ſo traurig biſt,
Und gar nicht einmal lachſt? :,:
Ich ſeh' dirs an den Augen an,
Daß du geweinet haſt.

Schäferinn.

Und wenn ich auch geweinet hab,
Was geht es dich denn an? :,:
Ich wein', daß du es weißt, um Freud,
Die mir nicht werden kann.

Jäger.

Wenn ich in Freuden leben will,
Geh ich in grünen Wald, :,:
Vergeht mir all mein Traurigkeit,
Und leb wie's mir gefallt.

Schäferinn.

Mein Schatz ein wackrer Jäger iſt,
Er trägt ein grünes Kleid, :,:
Er hat ein zart roth Mündelein,
Das mir mein Herz erfreut.

Jäger.

Mein Schatz ein holde Schäfrinn iſt,
Sie trägt ein weißes Kleid, :,:
Sie hat zwei zarte Brüſtelein,
Die mir mein Herz erfreun.

Beide.

So bin ich's wohl, ſo biſt du's wohl,
Feins lieb ſchöns Engelskind,
So iſt uns allen beiden wohl,
Daß wir beiſammen ſind.

5.

Weine, weine, weine nur nicht,
Ich will dich lieben, doch heute nicht,
Ich will dich ehren, ſo viel ich kann,
Aber 's Nehmen, 's Nehmen,
Aber 's Nehmen ſteht mir nicht an.

Glaube, glaube, glaube nur feſt,
Daß dich mein Treu niemahls verläßt,
Allzeit beſtändig, niemahls abwendig,
Will ich treu ſeyn,
Aber gebunden, das geh ich nicht ein.

Hoffe, hoffe, hoffe mein Kind,
Daß meine Worte aufrichtig ſind,
Ich thu dir ſchwören,
Bei meiner Ehren,
Daß ich treu bin;

*) Hier nach einem Abdruck von 1581 in dem jedoch die dritte und vierte Strophe fehlen.

Aber 's Heirathen, 's Heirathen,
Aber 's Heirathen iſt nie mein Sinn.

6.

(C. Weiſens drei klügſten Leute 1684.)

Die Roſe blüht, ich bin die fromme Biene,
Und rühre zwar die keuſchen Blätter an,
Daher ich Thau und Honig ſchöpfen kann,
Doch lebt ihr Glanz und bleibet immer grüne,
Und alſo bin ich wohlgemuth,
Weil meine Roſe blüht.

Die Roſe blüht, Gott laß den Schein verziehen,
Damit die Zeit des Sommers langſam geht,
Und weder Froſt noch andre Noth entſteht,
So wird mein Glück in dieſer Roſe blühen,
So klingt mein ſüßes Freudenlied:
Ach, meine Roſe blüht!

Die Roſe blüht, und lacht vor andern Roſen
Mit ſolcher Herzempfindlichkeit,
Daß auch mein Sinn ſich zu der Pflicht erbeut,
Mit keiner Blum im Garten liebzukoſen,
In dieſer Roſe blüht.

Dieſes Lied, wie mehrere andere in dem Wunderhorn, weicht ſchon merklich von dem Charakter des eigentlichen Volksliedes ab; wir theilen es hier zugleich in der Abſicht mit, um dadurch das Andenken an ſeinen mit Unrecht vergeſſenen Verfaſſer zu erneuern, in deſſen Comödien man einen deſto größern Antheil von ächtem Volkswitze findet. Zum Schluß empfehlen wir dem Leſer die Abhandlung über die deutſchen Volkslieder von Herrn Gräter im dritten Band von Bragur, und fordern bei dieſer Gelegenheit den verdienten Verfaſſer auf, eine ſo ſchöne Arbeit nicht länger unvollendet zu laſſen.

B. D.

Fragmente aus einem Traume: Elemente zu den Präliminarien des ewigen Friedens.

(Fortſetzung.)

Was nun aber bei dieſem ſo wichtigen Congreſſe der drei ſich verbrüdernden Religionen zuerſt zur Sprache kommen müſſe, iſt ſehr ſchwer zu beſtimmen. Die Hauptpuncte zu den Präliminarien dieſer Verſchwiſterung müßten von den Katholiken ausgehen, welche von ihrer Religion abgeben müſſen, die andern müſſen hingegen von den Katholiken annehmen, und ſo müſſen ſie ſich auf halbem Wege entgegenkommen.

Die Beicht und der Celibat könnten in der äußern Religions-Uebung aufgegeben werden.

Wer will nicht, ſtatt Feindſchaft im Herzen und ſteifem Starrſinn an die Gebote der Kirche, lieber Freundſchaft mit Allen eingehen, und dagegen einige Satzungen aufgeben, ohne welche man dennoch ſelig werden kann, welches man ja bei den Proteſtanten glaubt und glauben muß. Denn niemand iſt mehr in unſerm Jahrhundert, der behauptete, ein Proteſtant werde nicht ſelig. Wer aber nichts deſto weniger ein alter Katholik noch bleiben wollte, der könnte auf ſeine Rechnung dieſe Puncte immerhin forthalten. Er könnte füglich einen Prieſter zu ſeinem Vertrauten wählen, ihm ſeine Fehler bekennen ꝛc. So würde eigentlich die Beicht noch zweckmäßiger werden als ſie jetzt iſt. Die Katholiken müſſen ſich nothwendig bequemen dieſe Puncte aufzugeben, weil ohne dieß ſchwerlich eine Vereinigung zu Stande kommen wird.

Nach Gründen zu urtheilen müſſen alle die Puncte der Spaltung für nichtig angeſehen werden, weil ein ſolches Object, von dem man ſchon Jahrhunderte gleich ſtarke Beweiſe dafür wie dagegen aufbringen kann, in ſich einen Widerſpruch enthalten muß. Kein unparteiiſcher wird nun weder den Gründen der Catholiken noch jenen der Proteſtanten das Uebergewicht zuſprechen, beide ſind gleich ſtark, beide ſind gleich wahr. Darum muß man mit ächt chriſtlichem Sinne das Object der Spaltung aus der Mitte des Streites heben und verwerfen.

So ſollte es mit allen Punkten des Streites gethan werden.

Der Zufall will es aber, daß die Katholiken viel mehr nachzugeben haben als die Proteſtanten, weil ſie vielmehr glauben als jene; auf der Seite der Catholiken muß alſo natürlich das Nachgeben Princip werden.

Dennoch hat es dieſe Religions-Partei am wenigſten; denn es bleibt doch immer ſchwerer, neues anzunehmen, als vieles nachzugeben, was man doch nur aus Furcht oder Zwang, ſelten aus wahrer Ueberzeugung befolgt.

Dazu müſſen ſich aber nun einmal alle Religions-Parteien verſtehen alles zu ertragen, was einmal ſo iſt und das Ungefähr über ſie verhängt hat. — Daß dieſe mehr nachgeben müſſen, jenen es ſchwerer wird neues anzunehmen, iſt gleichviel.

(Der Beſchluß folgt.)

1805. Nr. 128.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 30. Oktober.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Fragmente aus einem Traume: Elemente zu den Präliminarien des ewigen Friedens.

(Beschluß.)

Die Communion und den Gottesdienst der Katholiken müßten freilich die Protestanten unter einigen Moderationen, welche leicht zu bestimmen wären, adoptiren. Dieser Gottesdienst würde die höchste Stufe der Majestät und den feierlichsten Glanz erreichen, wenn alle Herzen gleichen Antheil nähmen. Wahr ist es, daß der so wenig sinnliche und herzerhebende Gottesdienst der Protestanten auch wenig Eifer für Religion erzeugt, und daß das zu wenig gebunden seyn an die Kirche die Religion zu keiner Religion macht, und sie auch aus dem Herzen nach und nach verscheucht, wo hingegen der prunkvolle Gottesdienst der Katholiken, wenn er für alle wäre, den größten Enthusiasmus erschaffen könnte.

Die Protestanten müssen ihn daher annehmen, doch unter gewissen Modificationen. Zum Beispiel mit Beschränkung der vielen Bilder und Heiligen, der vielen Altäre, welche auf einen und ein Crucifix reducirt werden sollten; so würde auch die Anerkennung der Heiligen jedem dennoch erlaubt bleiben. Jeder könnte solche Männer, die für die Religion gedulder haben und bluteten, heilig nennen oder nicht, wenn nur ihre Bilder in den Kirchen nicht dürften aufgestellt werden. Auch gewönne die Religion an Ansehen, wenn die Aufstellung des Hochwürdigen seltener, und eben so die Segnungen sparsamer ausgetheilt würden wie bisher.

Die Protestanten müßten freilich den wahren Leib Jesu und die Communion der Katholiken anerkennen, sie dürften nicht mehr wie jetzt mit bedecktem Haupte in dem Gotteshause erscheinen, sondern müßten mit der gesammten Christenheit vor dem Gegenwärtigen in den Staub sich niederwerfen. Sie müßten sich auch wieder der Gewalt des Pabstes unterwerfen, gegen den ihre Lostreißung dennoch auf dem Grunde einer gelungenen Empörung beruht, obschon sie des Rechtes wegen mag gewesen seyn. Darin könnten auch die Katholiken unmöglich nachgeben, daß sie ihr Oberhaupt aufgeben sollten. Der Pabst würde auch nie über den Religions-Verein contrahiren können; wenn er sich selbst dadurch absetzen müßte. Dieß können auch die Protestanten ohne Ausland thun, da die Macht der Päbste dermahlen äußerst zugeschnitten ist, und sie zwar nöthig, aber ganz und gar nicht mehr fürchterlich sind.

Dieß wäre ungefähr ein Grundriß zu dem Grundrisse einer weiter auszuführenden Idee, der nur die wichtigsten Puncte angegeben hat, die, wenn ein Mahl über die-

ſelben contrahirt worden iſt, die Auseinanderſetzung der andern mit ſich ziehen.

Es verſteht ſich, daß in dieſen Bund die ruſſiſche Kirche auch gezogen werden müſſe, welche Abart aber leicht zur Mutterkirche wird zurückgeführt werden können.

Schwieriger iſt die Vereinigung der Juden und Türken in Europa mit der Kirche Gottes. Dieſe Vereinigung ſcheint unmöglich und iſt es auch. Es ſey ſchärfern Denkern überlaſſen Mittel dazu auszufinden; — wenn ein Mahl die ſchon mühſame Vereinigung der drei Religionen gelungen iſt, ſo müßte dieſe vereinte Religion nun einen fatalen Schritt in die Finſterniß zurück thun, und von der Wahrheit herunterſteigen, dieſen beiden Religionen entgegen zukommen.

Dieſe Vereinigung iſt als Bedingung des ewigen Friedens ganz und gar nicht nöthig. Die zu wenig mächtigen Juden werden nie unter einem Oberhaupte mehr zuſammentreten, ſondern immer leidend, nie handelnd, ſich in den Staaten verhalten.

Auf dieſe Art kann das übrige Europa die Türken, die ohne dieß ſchon ſehr ohnmächtig ſind, im Zaume erhalten, und die Erfüllung dieſer zweiten Bedingung ihnen nachſehen, wenn nähmlich ihr Kaiſer als Souverain in Europa ſich zu der erſten verſteht.

Andern, denen wirkliche Staatsangelegenheiten nicht jeden Augenblick misgönnen und rauben, ſey es überlaſſen, dieſe hingeworfene Idee eines ewigen Friedens weiter auszuarbeiten, oder wenigſtens zu verbeſſern. Jeder Leſer wird aber dennoch hierdurch von der bis jetzt für unmöglich gehaltenen Möglichkeit eines ewigen Friedens überzeugt ſeyn, und wenn wir große und gekrönte Häupter unter dieſer Zahl nennen wollen, ſo dürfen wir auch ſicher hoffen, was wir ſo allgemein und ſehnlich wünſchen. Der ſchönſte Triumph der Mächtigen wäre es, der größte und höchſte Plan der Politik, der nützlichſte Schritt zur Cultur, wenn ſolche Ideen reifen könnten, wenn neun oder zehn Menſchen in Europa ſich verſtehen und vereinigen wollten, ſich brüderlich ihr Eigenthum und ihre Sicherheit zu garantiren, und ſich nie wieder zu haſſen und zu beleidigen verſprächen.

Es iſt unbegreiflich, wie die ſo natürliche Idee eines Weltgerichts, als das oberſte Geſetz des äußerlichen Zuſtandes aller Souveraine gegeneinander, und der Religions-Verein, als die vernunftmäßigſte und daher einzig wahre Richtſchnur der Geſinnungen aller Menſchen, wie dieſe Idee der zwei einzig ausdenkbaren und exiſtirenden Bedingungen des ewigen Friedens noch nie ausgeführt worden iſt. Selbſt Kant, der größte aller Denker ging hierbei von einem ganz falſchen Grunde aus, den ewigen Frieden nähmlich durch innere Einrichtungen und neue Grundſätze der Staaten zu bezwecken, wobei doch nie die Geſetzloſigkeit der Souveraine und alſo auch der Staaten gegen einander gehoben wird. Ohne dieſe Hebung und ohne die Unterwerfung der von dem Geſetze Freien iſt ein ewiger Friede aber ganz unmöglich. Und dieſe oberſte, zwingende Gewalt muß von keines Willen abhängen, ſondern die Gerechtigkeit und das Geſetz ſelbſt ſeyn, welches das unter ſich begreift, was bisher geſetzlos war. Aus dieſer Geſetzloſigkeit entſtand es, daß das Recht in den Waffen und in der Stärke beruhte, welches das barbariſchſte Ueberbleibſel roher Zeiten und die rohſte Sitte aus dem thieriſchwilden Alterthume iſt, die wir geerbt haben, die aber auf unſere Zeiten nicht mehr paßt, und vertilgt werden muß.

Wer hat die Fürſten vom Geſetze losgebunden, daß ſie Recht mit ihren Waffen, Gerechtigkeit in ihrer Stärke ſuchen? Was ſind die Vortheile der Siege, die Preiſe der Schlachten? Wann wird endlich einmal der friedliche Oelzweig dauernd um den eiſernen Scepter gewunden, das Schwert nur für die Gerechtigkeit gezogen werden? —

— — — — — — — —

Ueber deutſchen National-Charakter.

In einem Zeitpuncte, wo Deutſchland als Nation ſich aufzulöſen und wieder in mehrere unabhängige Völkerſchaften abzutheilen ſcheint, dürfte es vielleicht nicht unintereſſant ſeyn, ihre National-Denkmäler aufzufriſchen. Die merkwürdigſten ſind wohl die National-Charakter-Züge.

Der Zufall warf mir ein Büchlein in die Hand, das vermuthlich ſich längſt ſelten gemacht haben muß, weil es theils gedruckt, theils geſchrieben, alſo das Defecte des Drucks mit groſſer Mühe durch die Schrift ergänzt worden iſt. Es führt den Titel:

Deutſche Apophthegmata:

Das iſt, der Deutſchen ſcharfſinnige kluge Sprüche, zuſammengetragen durch Julium Wilhelm Zinkgräfen ꝛc.

Ich lege einige dieſer Denkſprüche bei; unter dieſen auch das zwar bekannte Abenteuer der ſchönen Tochter Kaiſer Karls des Großen und ſeines Secretärs Eginhard, das aber durch die drollige Erzählungsart wohl neues Intereſſe gewinnt.

Eginhardus, Kaiſer Karoli Schreiber oder Secretarius,

— wie man es heut nennt, da die Schreiber nicht mehr Schreiber heißen mögen, weil es gar zu deutſch iſt, und jeder einen fremden Namen haben will, gleich als ob er dann mehr wäre, als er vor dieſem geweſen — hatte ſich in ſeines Herrn und Kaiſers Tochter, Ima genannt, und dieſe ſich hinwieder in ihn verliebt. Als nun dieſer liebhabende Menſch ſich nach dem Abendeſſen etwas lang in die Nacht bei Ihro im Frauenzimmer verſpätet, und wieder in ſein Gemach gehen wollte, zu dem er über einen Hof zu gehen hatte, werden ſie gewahr, daß unterdeſſen ein groſer Schnee gefallen. Weil ſie alſo beide fürchteten, man möchte ſeine Fußſtapfen gegen den Tag wahrnehmen, erdenkt des Kaiſers Tochter dieſe Liſt: nimmt ihren Liebſten auf den Rücken, trägt ihn alſo über den Hof hinüber, und gehet ſie wiederum durch ihre gemachte Fußſtapfen zurück in ihr Gemach. Kaiſer Karl der bei Nacht oft aufzuſtehen pflegte, ſahe dieſen Handel ungefähr durchs Fenſter, ſchwiege aber ſtill bis des andern Tags, da er ſeine Räthe zuſammenkommen ließ, ihnen die Begangenſchaft, doch unvermeldt der Perſonen, erzählte, und ihren Ausſpruch begehrte, was nähmlich ein Diener, der ſeinem Herrn dergleichen Schimpf, und eine Tochter, ſo einem Vater dergleichen Schand anthäte, verdient hätten? Sie antworteten alle: den Tod. Da ließ der Kaiſer beide Liebhabende zuſammt vorführen, und ſprach: Sehet hier, dieſe ſeyn es, die ein ſolches begangen haben, was ſagſt du nun Eginharde? Und du meine Tochter, die ihr ſo frei ſeyn dürfen? Dieſe Herren haben euch zum Tode verdammt, ſoll ich nun das Urtheil vollziehen laſſen oder nicht? Auf der einen Seite iſt eure ſchwere Miſſethat, die euch bei mir als einem Richter anklagt, auf der andern Seite die Erbarmung, die mich als einen Vater anruft. So erkennet nun einen gnädigen Herrn und Vater an mir, weil ich der Sache tiefer nachgedacht, und befunden, daß durch eure Beſtrafung die Schmach, die unſerer kaiſerlichen Hoheit durch euch aufgeladen, nicht abgethan, ſondern gröſer und kundbarer gemacht, auch die Schuld dieſer Mißhandlung zum Theil mir ſelbſt zuzumeſſen, daß ich dich meine Tochter nicht bei Zeiten verheirathet, als wollen Wirs euch verzeihen, doch mit dem Geding, daß du Eginhard dieſe deine Trägerinn zum Weib nähmeſt, und ihr euch des Tragens halben hinfort in andern Weg miteinander vergleichet ꝛc. Welches geſchehen, und hat Kaiſer Ludwig hernach dieſem Eginhards Michelſtadt und die lag Umauf dem Odenwald geſchenkt.

Carolus der Große, erſte deutſche Kaiſer ꝛc.

Sein Inſiegel hatte er auf ſeinem Wehrknopf, und pflegte darvon, wenn er etwas ſiegelte, alſo zu ſagen: „Was dieſes Schwert mit dem Inſiegel bekräftiget, das wird es auch mit der Schärfe gegen alle Widerwärtige vertheidigen und handhaben.“

Albrecht, Markgraf von Brandenburg, Erzbiſchof zu Mainz,

pflegte zu ſagen: das menſchliche Herz ſey wie ein Mühlſtein auf einer Mühle; wenn man Kern darauf ſchütte, ſo laufe er herum, zerreibe, zermalme es, und mache es zu Mehl. Iſt aber kein Kern vorhanden, ſo laufe gleichwohl der Stein herum, aber er zerreibe ſich ſelbſt, daß er dünner, kleiner und ſchmaler werde; alſo wolle das menſchliche Herz auch immer zu ſchaffen haben. Er hatte auch dieſe Rede faſt ſehr im Brauch, wann er ſeine Diener lang ſtehen ſahe, daß er ſagte: „Setzet euch nieder; denn man giebt die Beine nicht vom Hof, wie Futter und Mehl.“

Kaiſer Maximilian der erſte ꝛc.

hat oft mit geſcheiten Worten pflegen zu ſagen: „Er hätte keine Leute lieber, als die gelehrten, wäre auch niemand mehr Ehre zu thun ſchuldig als ihnen, dann eben dieſe wären, die da regieren und nicht unterthan ſeyn ſollten.“

Als er gefragt ward, was er von Cajl Julii Cäſaris Commentariis hielte? antwortet er: „Er ſchreibe zierlich und wohl, aber von ſich ſelber.“

Doctor Georg Michael Linkelsheim, Churpfälziſcher Rath,

als geſagt ward, man ſollte die Autores, welche ſo nichtsnützige Skartecken ausgehen laſſen, von Obrigkeits wegen ſtrafen; ward gefragt womit? antwortete er: mit Nichtleſen.

„Unſer Leben ſagt er, ſey nichts anders als Lernen und Vergeſſen.“

Conradus Mutius Rufus.

Als ihn Joachim Camerarius einmal fragte, warum er seine Schriften so streng hinterhalte und unterdrucke: antwortete er: „darum dieweil sie ihm selbst nie nicht genug thaten, wolle sich also lieber mit anderer Leute Thorheit behelfen.“

Conrad Celtes, der erste deutsche Poet.

Von diesem werden folgende Apophthegmata gefunden:

Es lebe keiner dem nicht etwa eine Thorheit begegnet.

Er machte mit niemand Freund- oder Kundschaft als mit denjenigen, welche, wie er sagte, entweder ihn, oder die er bessern könnte.

Gefragt, was der Unterschied wäre zwischen den griechischen und lateinischen Scribenten, sagt er: diese haben mehr res, — Sachen — jene mehr Wort.

Türenne und Nelson.

In einem Zeitpuncte, wo der Philosoph sich das fortschreitende Sinken der moralischen, und Steigen der physischen Macht nicht verbergen kann, ist es dem menschlichen Gemüthe wohlthätig, die freiwilligen Huldigungen der Tugend, der moralischen Größe aufzuzeichnen.

Nelsons Tod ist in Britannien der Gegenstand allgemeiner Trauer geworden. So war es einst der große menschliche Türenne in Frankreich.

Als er — am 26. Juli 1675 — bey Sasbach von einer feindlichen Canonen-Kugel fiel, geriethen seine Soldaten in grenzenlose Verzweiflung. Sie riefen: „Unser Vater ist todt. Wir sind verloren!“ — Alle drängten sich um seine Leiche, und schrieen: „Man führe uns zur Schlacht! wir wollen den Tod unsers Vaters rächen!“ — Man hörte ihr Jammergeschrei in der Entfernung mehrerer Stunden.

Die Generäle berathschlagten lange über die zu ergreifenden Maßregeln. „Lachés la Pie, riefen ihnen die Soldaten zu! elle nous conduira! — Laßt die Pie los; sie wird uns den Weg zeigen! — Die Pie war Türenne's Leibpferd.

Das Heer, welches angreifen sollte, zog sich zurück. Sein großer Gegner Montekukuli rief aus: „Es ist ein Mensch gestorben, der dem Menschen Ehre machte!“ Zwei Tage nachher kam es zu einem unglücklichen Gefechte bei Altenheim. Die verwundeten französischen Soldaten riefen: „Ach! lebte unser Vater noch, wir wären nicht verwundet.“ Die ganze Armee trug Trauer. Als sein Tod zu Paris erscholl, war die Betrübniß allgemein, und verbreitete sich durch alle Provinzen. Ein Pachter des ersten Präsidenten der Cour des Aides in Champagne kündete ihm den Pacht auf, „weil er nach Türenne's Tod nicht mehr sicher zu ernten hoffen könne.“

Seine Leiche ward nach Paris gebracht; allenthalben ward sie mit Processionen begleitet, sein Sarg mit Thränen benetzt. Die Einwohner zu Langres begleiteten sie in Trauer bis zur nächsten Stadt, und legten sich zu Bestreitung der Kosten eine freiwillige Steuer von fünf tausend Franken auf.

Zu Paris ward ein feierliches Hochamt in der Kirche Notre Dame gehalten, dem die damahls gerade versammelte Geistlichkeit, das Parlament und die ganze Stadt-Magistratur beiwohnten. Der berühmte Flechier war sein Leichenredner. Seine Leiche ward zu St. Denis in der königlichen Capelle beigesetzt.

So war die nationale Todesfeier dieses edlen Sterblichen, dieses menschlichen Heiden! Vielleicht wäre eine gedrängte Darstellung seines Charakters, die interessantesten Anekdoten seines Lebens, aus seinen Memoires und den Briefen der berühmten Sevigne u. s. w. gezogen dem Publicum nicht unwillkommen.

J. S.

Rondeau.

Ich liebe dich! die an der Freude Hand
Des warmen Herzens junge Sehnsucht fand;
Die in des Frühlings rosenhellen Stunden,
Von Anmuth und von Unschuld hold umwunden,
Des Daseyns Wonne still und rein empfand!

O Augenblick! wo mit dem goldnen Band
Der Phantasie die Liebe mich umwand!
Wo heimlich mir das leise Wort entschwunden:
„Ich liebe dich.“

Jetzt blüht um mich der Dichtung heilig Land,
Des Lebens Welle schmückt ein Blumenrand,
Und alles ist mit mir so traut verbunden;
Mein Geist vernimmt geheimnißvolle Kunden,
Und birget still das ewig theure Pfand —
„Ich liebe dich.“

1805 Nr. 129.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 1. November.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Fragmente einer Reisebeschreibung.

(Fortsetzung. S. Stück 91.)

Die Klamm.

Durch eine enge Bergschlucht führt der Weg steil hinein in das Gasteinthal. - Zur Linken hat man einen tiefen, wild verwachsenen Abgrund, durch den sich ein Waldstrom wälzt, und an den hohen Felsen windet sich der Fahrweg hin, der an manchen Stellen blos aus zusammengefügten Balken besteht, die kühn in freier Luft schweben. Aengstlich eilt der Wanderer darüber, und auch dem Beherztesten muß der wankende Boden unter seinen Füßen die Brust ein wenig beklemmen; ich wenigstens hätte um keinen Preis diese Straße in meinem Wagen zurücklegen mögen. Zwar sind beeidigte Aufseher bestellt, die für die Unterhaltung des hölzernen Weges Sorge tragen sollen; dessen ungeachtet waren die Balken zum Theil so morsch, daß diese Vorsicht den Reisenden nur wenig Zutrauen einflößen kann. Der hohe Felsen zur Rechten besteht aus einem blätterigen Schiefer, der so vollkommen die Gestalt und Farbe eines versteinerten Holzes angenommen hat, daß auch größere Naturforscher als wir waren, schon oft dadurch getäuscht worden seyn sollen. — Oben auf der Höhe des Berges wird der enge Paß durch ein Wachthaus geschlossen, und auf einmahl tritt man aus der schauerlichen Dämmerung in das freundliche Gasteinthal, und wird überrascht, so nahe an der öden Wildnis die üppigste Vegetation und die Betriebsamkeit der fleißigsten Cultur zu finden. Ein schmales Thal zieht sich zwischen den hohen Gebirgen hin; schöne Wiesen, über welche Flora ihren reichsten Schmuck ausgestreuet hatte, und die der Gasteinbach durchschlängelt, nehmen die kleine Fläche ein, der die vielen Heuscheuern das Ansehen geben, als ob es von hundert einzelnen Familien bewohnt wäre. Aber man findet in der ersten Hälfte des Thales nur ein kleines Dörfchen; die übrigen Wohnungen liegen zerstreut auf den sorgfältig bebaueten Anhöhen zu beiden Seiten des Weges, und verstecken sich hinter grünen Gebüschen und lachenden Saatfeldern, und dem Gipfel der Berge näher suchen zahlreiche Heerden ihre aromatische Nahrung. Das Ganze bildet den reitzendsten englischen Garten, man glaubt sich nach Arkadien versetzt, und die Einfalt und Gutmüthigkeit der Bewohner dieses glücklichen Thales stört die Täuschung nicht.

Nach vier Stunden erreicht man Hof-Gastein, einen ansehnlichen Marktflecken, meistens von Bergleuten bewohnt, der vor zwei Jahrhunderten, als die Gruben des Rathhausberges noch ergiebiger waren, viele reiche Bewohner zählte, jetzt aber nichts Merkwürdiges und wenig Wohlstand mehr aufzuweisen hat. Hier sahen wir

zum letzten Mahle Cretins — in den übrigen, ungleich rauhern Thälern Salzburgs begegnete uns nicht ein einziger; ein augenscheinlicher Beweis, daß diese Krankheit einen andern Grund haben müsse, als schlechte Nahrung, hartes Gebirgwasser und scharfe Luft. —

Auf einem anmuthigen Fußpfade, der sich beständig durch blühende Wiesen hinzieht, näherten wir uns dem zwei Stunden entlegenen

Gastein.

Es war ein herrlicher Abend, die letzten Strahlen der sinkenden Sonne fielen in das Thal, und die zum Theil noch mit Schnee bedeckten Bergspitzen überzog ein sanftes Purpurlicht. Ueber Gastein, das sich im Hintergrunde des sich schließenden Thales an die Gebirge anlehnt, verbreitete sich schon die Dämmerung; nur eine Kirche auf der Anhöhe war noch von der Abendsonne beleuchtet. Frohe Landleute zogen von einem Scheibenschießen nach Hause, und über das Thal herüber tönte uns der Jubel der zurück gebliebenen Gäste und das Rauschen des Wasserfalles entgegen. In einer feierlichen Stimmung näherten wir uns den heilbringenden Quellen, und das schönste, was Gastein aufzuweisen hat, überraschte uns beim ersten Schritte auf die Brücke — wir standen dem herrlichen Wasserfalle gegenüber, der sich in drei mächtigen Cascaden den hohen Felsen herunter stürzet. Doch wir mußten ihn erst in der Beleuchtung der Morgensonne sehen, um die ganze Majestät des Schauspiels empfinden zu können.

Es ist gut wenn man bei Nacht in Gastein einzieht; am Tage gewährt es einen traurigen Anblick. In der reitzendsten Natur, und an die wohlthätigsten Quellen sind elende, hölzerne Hütten hingebaut, die das Auge beleidigen, das schönste Landschaftsgemälde verunstalten, und dem Kranken, der hier Gesundheit sucht, keine Bequemlichkeit gewähren. Die Gasthäuser sind abscheuliche, dunkle Spelunken, in welchen man am hellen Tage Gefahr läuft, Arm und Beine zu brechen, die Zimmer sind ärmlich meublirt, und alles hat ein zurückstoßendes, schmutziges Ansehen. Die Bäder — grosse Vierecke, in denen die Kurgäste gemeinschaftlich baden — haben auch nichts empfehlendes, und für die Communication mit den Wohnzimmern, so wie für die Bequemlichkeit beim Aus- und Ankleiden ist eben so wenig gesorgt. Es ist unbegreiflich, daß die Regierung für die Verschönerung eines mit Recht so berühmten Bades gar nichts gethan hat, da jede darauf gewendete Summe so reichliche Zinsen getragen haben würde. Zwar hat der letzte Erzbischof ein schönes Palais, dem besten Gasthofe — einer Bretterhütte — gegenüber, erbaut, das über seinem Eingange die humane Inschrift trägt:

Soteribus Gastuni Fontibus
Utentium Commodo
Et Prosperitati
Hieronymus Archiepiscopus.

Aber der schönen Inschrift zum Trotze war es für die Badegäste verschlossen, und nur bei der jeweiligen Anwesenheit des Hofes von diesem bewohnt. Unter dem gegenwärtigen Churfürsten erhalten vornehme Fremde die Erlaubniß, sich desselben zu bedienen, die Mehrzahl der übrigen Gäste muß sich aber mit den Baracken begnügen, und hat von dem so pomphaft angekündigten Tempel der Gastfreundschaft nichts als den gefälligen Anblick.

(Die Fortsetzung folgt.)

National-Theater in Prag.

Kotzebue ist für dieses Jahr der regierende Planet in unserem Theater-Leben, der im Gefolge des Wassermannes das schauspiellustige Publicum in ein Meer von Lach- und Wehmuththränen aufgelöst haben würde, wenn nicht zum Glück das Herz sowohl als das Diaphragma sämmtlicher Theater-Huldiger weniger reitzbar wäre. Trotz dem, daß die alma mater seit einigen Jahren sich ziemlich stiefmütterlich gegen ihr ehemaliges Lieblingskind bezeugte, und Waffengeräusch und Schlachtgetümmel die jungen Musen meines Vaterlandes tüchtig erschreckte, gemuthen uns die süßen Früchte des Friedens wohl, und in dem Grade als sich die äußere Welt um uns verengt, suchen wir uns in der Tiefe des Innern für die Beschränkung des äußern Lebens zu entschädigen.

In dem Wechsel einiger Wochen gaukelten Kotzebue's letzte Geburten vor unsern Augen, sinken aber wohl bald in das Nichtseyn wieder zurück, aus dem sie die Zauberruthe einiger unbeschäftigter Stunden hervorgerufen hatte.

Den Anfang machte zum Westen unsers braven Regisseurs Liebich 1. Heinrich Reuß von Plauen, und 2. Till Eulenspiegel. Ersteres ein gewöhnliches Thränenspiel; zweites eine ungewöhnlich matte Posse, beide an einem Abend dargestellt.

1.

Trotz seines gewöhnlichen Spießbürgerlebens eine ungewöhnliche Erscheinung, denn etwas matteres hinkte einem so glänzenden Ziele, als die Tragik sich setzt, wohl selten entgegen; wenigstens ist unter des Verfassers mißgerathenen Kindern dieses wohl eines der posshaftesten,

das uneingedenk des Aufwands von Schöpferkraft und der darauf erfolgten Organisations-Destruction, den Vater bei seinem sich selbst gebildeten Publicum in Miscredit setzt. Es scheint als ob der Verfasser dem guten Geschmack zum Hohne seine Existenz in einer Welt behaupten wollte, in der ihm ein Pseudo-Kritikus die Rolle des liebenswürdig fehlerhaften Euripides anzuweisen, und die er wenigstens bis auf die Fruchtbarkeit seiner Muse zu übernehmen nicht wenig Lust bezeugt. Wenn ein äusserst schadhafter Versbau, eine poesielose Sprache, eine völlig plastische Behandlung der Fabel, bei einer gänzlichen Impotenz der Charaktere und Armuth an Empfindung die Reihe des etwas wirklich leichtsinnigen Euripides sind, die ihn in dem richtenden Auge der Nachwelt zu einem liebenswürdigen Flattergeiste auf tragischem Kothurne formen, so befürchte ich, daß Kotzebue als Tragiker für unsere künftigen Generationen sich sehr dem absolut Schönen nähern dürfte. In dem ganzen Producte einer liebloſen Schäferstunde, die Melpomene dem Verfasser gab, ist der einzige Charakter Jawinens mit einigen poetischen Blumen geschmückt, dem Liebesdrange des Vaters entsprungen. Ein ci devant-heidnisches Mägdlein, das seit seiner zarten Kindheit noch Amors Pfeil im Busen trägt, und über das man Anfangs ungewiß ist, ob es sein Herz nicht dem alten Herrn von Plauen, und zwar nicht kindlicher Weise, zugedacht hatte, das in der Zeit, wo Phantasie und Gefühl zu blühen beginnen, zur Proselytin einer wirklich sehr romantischen Religion gewonnen, und durchdrungen von der Liebe zu ihrem Heiland das endliche Leben dem unendlichen zu schlachten bereit ist, von Engeln träumt, und von Martyrer-Kronen und den Wundern des Kreuzes, ist als ein Opfer, das der Verfasser, der Archont eines pseudo-kritischen Kollegiums, von dem die christliche Mythologie im Gebiete der Poesie durchaus verdammt wird, der guten Sache brachte, bewunderungswürdig genug. Trotz dem, daß unsere gewissenhafte Censur ihr den Katholizism tüchtig abzuleiten wußte, und das Publicum nur ahnden konnte, was der Verfasser die Heldinn handeln läßt, blieb auch im Reste noch Stoff genug übrig, Herrn von Kotzebue zu seiner glücklichern Ansicht einer Frauen-Charakteristik jener Epoche Glück zu wünschen. Hätte die Entfaltung dieses Charakters nur entfernt seiner Idee entsprochen, so hätte Jawine allgemein Herzen erobert. Auch gab sie unsere liebe Demoiselle Ruth mit viel Zartheit und Bewußtseyn, mit einer innigen Verbindung des plastischen und musikalischen Princips des Charakters; nur blieben einige Lücken, die der Verfasser selbst in dem Wesen seiner Heldinn ließ, unausgefüllt, die es mit etwas mehr Studium hätten werden können. Indessen bin ich gewiß überzeugt, daß ein so junges Kunstgefühl, wie Demoiselle Ruth, mitten in ihrem Frühlinge von solch einer plötzlichen Kühle, wie sie oft bei Jawinen eintritt, beleidigt, sich auch verschließen konnte. Ein etwas vernachläßigtes Kostum verdunkelte ebenfalls die liebliche Erscheinung. Warum trug die Pflegetochter eines biedern, kolbengerechten deutschen Ritters das weiße Oberkleid dianenmäßig und etwas unmalerisch geschürzt, und ein weißes Seidenkleid unter der weißen Hülle. Ueberdieß verschwand der reitzende Körper mit seinen üppigsten Contouren in der unfreundlichen Kleiderwolke, die sich an der untern Hälfte des Körpers thürmte, und die schlanke jungfräuliche Gestalt verlor sich in der Extension einer ehrsamen Hausfrau. Auch verspricht uns die blühende Künstlerinn manche süße Hesperiden-Frucht, wenn sich nur erst ihr inneres Leben zur goldenen Reife entwickelt haben wird, und ihr Genius scheint sie auf eine herrliche Bahn geleitet zu haben. Wenn auch das Publicum sonst berechtigt zu seyn glaubte, hier und da streng zu rügen, um dadurch den Kunstsinn zum blühenden Leben zu erwecken, so wird es ihr einst den Kranz nicht verweigern, zu dem sie die Blumen aus den kunstliebenden Gemüthern zu locken weiß.

Uebrigens verlor sich das Stück bei einer zu sehr ökonomischen Haushaltung der Decorationen und des polnischen Hofstaats nicht gänzlich in der Gnade unsers Publicums, das wie der liebe Himmel auch dem armen Sünder gnädig ist. Schwarze Nänien — so hatte unsere Censur die Klosterfrauen umgeformt — und eine wehmüthige Todtenmusik halfen der sinkenden Katastrophe wieder etwas auf die Beine, die sich aber doch in den politischen Demonstrationen der Folgezeit und bei dem Avancement des Großprinzen von Lithauen zum Fahnenträger des deutschen Ordens in dem kühlsten Gleichmuth auflöste.

(Der Beschluß folgt.)

Fragmente aus Keratophoros,

einem Mährchen von A. Fr. v. Steigentesch.

Und aus dem Schlamm des Nils, aus dem die Aehre quillt,
Steigt mit dem Krokodill ein zweites Ungeheuer,
Vor dem der Wachen Trotz, vor dem des Harems Schleier
Umsonst die Sterblichen verhüllt.
Es schleicht dem Derwisch nach in Formeln und Gebeten;
Dann bebt der Priester, und Empörung droht dem Herz,
Die Arme flieht den Zauberklang der Flöten,
Des Märchens Faden reißt der Hörer Schlaf entzwei.

Und seine Krallen drückt er, scharf wie Amors Pfeile,
Jetzt in Fatimens Brust; sie kämpft, sie flieht, sie siegt,
Der Kampf erneuert sich, und ihre Kraft erliegt;
Das arme Mädchen wird ein Raub — der Langenweile.
Setzt euch nur an den Nil, und denkt euch rund umher
Kein Herz, wie ihr es wünscht, kein weich geschaffnes Wesen,
Kein Schauspiel, nicht ein Buch, auch noch so inhaltsleer;
Denn von dem Delta bis zum Meer
War kein Roman zu spielen und zu lesen.
Zwar haucht sie ihr Gefühl mit bangen, leisen Tönen
In Sadis Liedern aus, doch flieht der Unmuth nicht;
Denn Sadis Lied, in dem die Liebe spricht,
Ist nicht gemacht ein Herz, dem dieß Gefühl gebricht,
Mit seinem Schicksal zu versöhnen.
Vergebens scheint sich unter ihrer Hand
Der Seide kalter Spiegel zu beleben,
Die Tauben nisten küssend unter Reben,
Der Nadel schien ein Feenland
Mit hundert Farben zu entschweben.
Doch ach! wer kann dem Bilde Wärme geben?
Und welche Kunst erschafft ein Herz, das sie verstand?
Schnell stürzt sie aus der Rosenglut der Lauben
An ihres Weisen Brust — steht vor der Blume still,
Der West und Schmetterling die ersten Küsse rauben,
Und hört des Ibis Ruf, und sieht das Spiel der Tauben;
Und will was sie nicht hat, und weiß nicht was sie will.
Ein Palmenhain, in dem Zytherens Vögel brüten,
Schlingt seine dunkeln Arme um das Haus,
Auf blaue Veilchen streut die Henneh ihre Blüten,
Und lispelnd ruht der West auf ihren Blättern aus,
Die Biene wiegt sich hier, die Schmetterlinge irren
Wie bunte Flammen durch der Zweige Schattennacht,
Und aus den Wipfeln tönt der Taube leises Girren,
Und weckt der Echo Ruf, die seufzend hier erwacht.

Dem Sohn des Lichts, dem Herrn der Sonnenbahn,
Dem Vetter ihrer zwölf Trabanten,
Dem großen Schach von Ispahan
Sah hier den Glanz der himmlischen Verwandten
Der schärfste Kennerblick nicht an.
Doch hatte man ihn ein Mahl nur gesehn,
So konnte man sich nicht erwehren,
Man mußte ihm die Vetterschaft des Bären
Am Firmamente zugestehn.
Er ließ die Zeit in ihrem finstern Kreise
Sich ruhig um des Weltalls Axe drehn,
Ein jedes Ding in seinem Gleise,
Im Reiche der Gewohnheit stehn,
Was um ihn her geschah, mit frommer Huld geschehn,
Und hieß dafür Schach Ali Khan der Weise.
Die Weisheit ist so leicht für einen Schach;
Des Thrones Glanz verhüllt des Lebens kleine Schwächen,
Sein Witz mag plump erschlagen oder stechen,
Der Beifall strömt ihm zu, und unterthänig sprechen
Ihm Großvezier und Aga nach.
Umringt von Pracht, in seinen Glanz gehüllt,
Durch den Arabiens zerstreute Düfte wehten,
Beim Klang der Laute, der Fatimens Seele füllt,
Erwartet sie die Zierde der Planeten,
Und die Erwartung malt in ihrer Brust sein Bild.
Dem Herrscher Persiens, dem Ceres ihre Garben,
Der Flußgott den Tribut mit hundert Armen reicht,
Leiht seine Größe ihre Farben,
Und malt ein Bild, das stolz dem Atlas gleicht,
Um dessen Fuß die niedre Wolke schleicht.
Die Thüren öffnen sich, und wie der Flug des Sandes
Im Sturmwind um der Palme Dach,
Rauscht in dem Faltenwurf des drückenden Gewandes
Ein braunes Pünktchen, dünn und schwach,
Und schleppt die Fesseln seines Standes,
Die ganze Pracht des Morgenlandes,
Auf seinen Schultern keuchend nach,
Und dieses Pünktchen war — der Schach.
Fatime steht verwirrt, des Sultans Feueraugen
Umschwärmen sie, und hängen wie der West,
Bald auf dem Blüthenschnee, bald auf den Rosen fest,
Um, Bienen gleich, an jeden Reitz gepreßt,
Des Herzens leere Kammern vollzusaugen.
Die Wange brennt an der Fatimens Wange ruht,
Der heiße Wille glüht aus allen seinen Zügen,
Und heißer wird sein Kuß, bald auf der Rose Glut,
Bald auf des Busens Wellen sich zu wiegen,
Und müde sinkt er in den weichen Arm der Flut.
Allein es lebt ein Geist, der jede Tugend schützt,
Er weiß bei einem Schach von sechzig Jahren
Die strengste Tugend zu bewahren. — — *)

*) Keratophoros. Ein Märchen in vier Gesängen, von A. Frhrn. v. Steigentesch. München 1805. Scherer'sche Buchhandlung.

1805. Nr. 130.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 4. November.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Fragmente einer Reisebeschreibung.

(Fortsetzung.)

Am frühen Morgen verließen wir unsere dumpfe Hütte, und eilten hinaus ins Freie. Die Natur erscheint hier in ihrer höchsten romantischen Schönheit. Hohe Gebirge umgeben den engen Kessel, in welchem Gastein liegt. Wiesen, Saatfelder, Gebüsche, Wohnungen, Kapellen, Wälder ziehen sich in buntem Gemische an ihren Wänden herum, und hie und da blickt eine Schneekappe herunter, die bis in den späten Sommer den Sonnenstrahlen trotzt. Von Gastein, das sich an eine Anhöhe im Hintergrunde lehnt, hat man eine herrliche Aussicht in das ganze malerische Thal, und der prächtige Wasserfall im Rücken vollendet das große Landschaftgemälde. Nahe am fürstlichen Badhause führt eine Brücke über den wasserreichen Gasteinbach. Hier hat man die interessanteste Aussicht auf die gerade gegenüber mit wildem Getöse herabstürzende Kaskade. Die reiche Wassermasse löst sich in Schaum auf, und verbreitet auf eine beträchtliche Weite einen feinen Staubregen, in dem sich bei der Beleuchtung der Morgensonne der prächtigste Regenbogen bildet. — Den Felsen hinan hat Fürst Schwarzenberg, dem man die Anlagen beim Gollinger Wasserfalle verdankt, ebenfalls Pfade und Ruhebänke anlegen lassen, die die abwechselndsten Ansichten des schönen Schauspiels gewähren, und die bis zur wilden Höhe führen, von welcher sich der Bach herunter in das Thal stürzt. Bei dem untern Badhause sammelt sich das Wasser zu einem neuen, aber minder beträchtlichen Falle, und schlängelt sich dann ruhig durch die Wiesen hin.

Die Kunst hat zur Verschönerung dieser reitzenden Natur nichts gethan — nicht einmal etwas um ihren Genuß zu erleichtern. Es bedürfte hier nichts als Wege, um allenthalben bequem hin gelangen zu können, und auch diese findet man nicht. Steile, schwindelnde Fußsteige winden sich hier und da an den Felsen hinein, die die Badegäste, — größtentheils Kranke und Krüppel — zu betreten nicht wagen dürfen, wenn sie nicht ein falscher Tritt oder Schwindel in die Tiefe stürzen soll, und so sind sie, umgeben von den Zaubern der großen Schöpfung, in die enge Kluft zwischen elende Bretterhütten gebannt, und schnappen wie Tantalus vergebens nach den goldnen Früchten, die ihre Lippen berühren, ohne von ihnen erreicht werden zu können. Ein einziges Schauspiel ist ihnen zum steten Genusse aufgetischt, der unbeschreiblich schöne Wasserfall. Auf der Brücke, wo man diesen vor sich hat, würde ich mein Frühstück einnehmen, auf der Brücke würde ich mein Abendbrot verzehren, und eine Welt voll Gedanken und Bilder, wie die zerstiebenden Wasserwogen in mir ver-

übergehen laſſen, — aber auch hier verſcheucht der Staubregen die Kranken, und der häufige Regen, der in dieſen Bergen fällt, erlaubt den Gäſten nur ſelten den Genuß der freien Natur.

Die Quellen des Bades haben eine Temperatur von 35 bis 38 Grad Reaumür. Die Bäder werden deshalb Abends ſchon gefüllt, und kühlen ſich bis zum nächſten Morgen auf 27 bis 28 Grad ab. Statt die Beſtandtheile des Waſſers anzugeben, will ich nur eines ſchönen Phänomens erwähnen. Welke Blumen, die man darein ſetzt, erhohlen ſich in wenigen Minuten, und gelangen wieder zur friſchen Blüthe; gewiß ein ſchönes Emblem für ein Heilbad, und eine tröſtliche Vorbedeutung für den Kranken, der von ihm die Wiederherſtellung verlorner Kräfte erwartet! — Uebrigens kann es keinen edelhaftern Anblick geben als das ſo genannte Armenbad, in welchem 30 bis 40 an äußern oder innern Uebeln leidende Menſchen mit nacktem, blutigem Körper ſitzen, und ſich der Operation des Schröpfens gemeinſchaftlich unterwerfen.

Dem Waſſerfalle zur Linken auf einer Fahrſtraße, oder zur Rechten auf einem wilden Felſenpfade ſteigt man hinan zum romantiſchen Böckſteinthale. Einſt war es unſtreitig ein See wie das Gaſteinthal, bis das Waſſer die Felſen durchbrach, und ſich in ſchäumenden Katarakten herunterſtürzte. Jetzt iſt es einer der lieblichſten Winkel der Erde, ein ſeliges Tempe, zwiſchen wilden Felſen und hohen Alpen verſteckt. Einzelne Hütten liegen in dem blühenden Wieſengrunde zerſtreut, hohe, waldige Gebirge umkränzen das kleine Thal, im Hintergrunde erheben ſich die Rieſenberge, die Tauern, an den Fuß des Rathhausberges lehnt ſich das freundliche Böckſtein an, und eine kleine, ſchöne Rotunde auf einem iſolirten Hügel ſcheint zur Verehrung einer ſanften Gottheit einzuladen, die ſich dieſes zauberiſche Thal zum Aufenthalt gewählt hat. Doch in ihrer Nähe thront Plutus. Böckſtein wird von lauter Bergleuten bewohnt, die die Golderze des Rathhausberges hier pochen und waſchen. Tauſend Zentner Erze ſollen nur dreizehn und ein halb Loth Gold enthalten, und doch berechnet man die reine Ausbeute auf mehr als zwanzig tauſend Gulden. Der Rathhausberg liegt nach genauen Meſſungen beinahe ſieben tauſend Schuh über der Meeresfläche, ſeine Erze werden mit unſäglicher Mühe gewonnen, und die Auf- und Abfahrt mit dem ſogenannten Sackzuge hat eben ſo viel eigenes als gefahrvolles. Mehr mit der ſchönen Natur als mit ihren reichen Eingeweiden beſchäftigt, ſtreuten wir ſeine Goldgruben nicht, und kehrten im ſanften Schimmer der Abendſonne durch das magiſche Thal nach Gaſtein zurück.

National-Theater in Prag.

(Beſchluß.)

2.

In dem Kontraſt mit Eulenſpiegel, der ſeiner Proteus-Natur nach uns dießmahl in der Geſtalt eines bengelhaften Hausknechtes erſchien, und ſtatt mit Schelmenſtücken mit Albernheiten uns tractirte, löſte ſich zum Wohle unſeres Nerven-Syſtems die zurückgetretene Wehmuth in eine gewiß nicht ungerechte Indignation über das an einem Hafner verübte Plagium auf. Ein Dutzend Späßchen, in die der Verfaſſer ſeiner Gewohnheit nach ſeine ſoi-diſant Gegner zu verwickeln ſuchte, und die ſelbſt in den trivialſten Opern, den Circenſibus des Fajakismus ſchon abgenutzt ſind und fade klingen, in gezwungenen — nicht zwangloſen — Reimen, flechten eine Dornenkrone um das Haupt ihres neuen Verewigers.

3.

Karolus Magnus, als zweiter Theil der deutſchen Kleinſtädter. Einige mißlungene Copien Hogarths, Producte eines oberflächlichen Studiums dieſes idealen Karikatur-Künſtlers, aber dennoch von viel höherem Werthe, als alle Produkte ſeiner tragiſchen Muſe. Wie billig iſt es ſehr zu verwundern, daß ſich ſo ein moraliſches Gemüth wie Herr von Kotzebue in ſeiner dramatiſchen Welt gern erſcheinen möchte, der Anfechtungen eines beinahe ariſtophaniſchen Kynismus nicht erwehren, und als ein ſo hartnäckiger Jünger des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts dieſen Reitzen der ältern attiſchen Comödie nicht widerſtehen konnte. Schade nur, daß bei allem dieſen Durchſchimmern eines reinen Princips der Comödie beinahe eine Furcht vor Wiedervergeltung, oder wenigſtens ſchonende Zurückhaltung durchleuchtet. Ich bin gewiß, daß ſelbſt Herrn von Kotzebues Gegner einen genialiſchen Angriff, wäre er noch ſo heftig geweſen, goutirt hätten.

Der Eſels-Proceß, trotz dem daß er ſchon in dem erſten Theile, in einer etwas veränderten Form lebte, und die Decens des Jahrhunderts mit nicht geringen Zoten regalirt, bleibt dennoch eine Urkunde mit, daß der Verfaſſer von einigen naſeweiſen Vergötterern auf eine Bahn verführt ward, auf der er ſo wenig Lorbern ſammelte, ſo wie die Loge des Bürgermeiſters im Par-

terre, die wirklich gut maskirte Persiflage gewisser politischer Abenteuer — u. s. w.; nur die Suite schleppender Weiterklatschereien und langweiliger Ruhmengespräche stürzte es nieder in eine abgeschmackte Alltäglichkeit. Die Production selbst könnte man tadellos nennen, wenn es überhaupt Künstler für ein Compliment gelten lassen wollten, die gemeinsten Naturen des Tages mit pünktlicher Genauigkeit zu reproduciren, und den Bodensatz des Lebens mit Precision aufzufassen. Uebrigens verschonte unsere Wiedertäuferwuth, das schon manches kotzebue'sche Kind umtaufte, auch dieses jüngste Kind freimüthiger Laune nicht. Der alte, ehrwürdige Carolus Magnus muß drohend dem Censor im Traume erschienen seyn, und den scrupulösen Geisterseher vor einer solchen Verunglimpfung seines heiligen Nahmens gewarnt haben, denn Carolus Magnus entfaltete sich als der große Gallatag in Krähwinkel vor unsern Augen.

Notizen über einige franzöſiſche Schriftſteller.

I. Maynard.

Franz Maynard, 1582 zu Toulouse geboren, war ein Zögling Malherbe's, der Freund von Regnier und Desportes. Er war Mitglied der Akademie.

Im Epigramm war er am glücklichsten. Mehrere seiner Sonnette und Epigramme, worin der Cardinal von Richelieu auf eine eben so sinnreiche als beleidigende Art angegriffen wird, sind allgemein bekannt; weniger der Ursprung derselben. Maynard, der als einer der besten Dichter seiner Zeit auf die Wohlthaten, die der Cardinal so verschwenderisch ausspendete, Anspruch machen zu können glaubte, mahnte — diesen durch folgendes Gedicht:

Armand, l'âge affoiblit mes yeux
Et toute ma chaleur me quitte;
Je verrai bientôt mes ayeux
Sur le rivage du Cocyte.

C'est où je serai des suivants
De ce bon monarque de France,
Qui fut le père des savans
En un siècle plein d'ignorance.

Dès que j'approcherai de lui,
Il voudra que je lui raconte
Tout ce que tu fais aujourd'hui
Pour combler l'Espagne de hont
Je contenterai son désir
Par le beau récit de ta vie,
Et charmerai le déplaisir
Qui lui fit maudire Pavie.

Mais s'il demande, à quel emploi
Tu m'as occupé dans le monde,
Et quel bien j'ai reçu de toi,
Que veux-tu que je lui reponde?

Ein trocknes: rien, war die Antwort des Cardinals, dem der Dichter die Verse überreichte. Voll Verdruß verließ dieser Stadt und Hof, und verschloß sich in sein Studir-Zimmer, auf dessen Thüre er folgende Inschrift setzte:

Las d'espérer et de me plaindre
Des Muses, des Grands et du Sort
C'est ici que je attends la mort,
Sans la desirer, ni la craindre.

II. Collé.

Carl Collé, den die Franzosen ihren Anakreon nennen, ward 1709 zu Paris geboren, und starb am siebenten November 1783 eben daselbst. Arm, aber immer fröhlich war sein ganzes Leben, ein Beweiß, wie unentbehrlich Reichthum zum Glücke ist. Seine Jugend brachte er in der Schreibstube eines Notars zu, und las die Werke von Rabelais.

Die zuweilen ausgelassene Lustigkeit seines Charakters erlaubte ihm wenig Arbeiten von einiger Wichtigkeit. Seine Lustspiele: Dupuis und Desromais, und die Jagdparthie Heinrichs des Vierten sind die bekanntesten derselben. Er hatte sie beide anfangs nicht für das Publicum, sondern bloß zur Aufführung auf dem Privat-Theater des Herzogs von Orleans, dessen Secretair und Vorleser er war, bestimmt. Er weigerte sich sogar lange, sie auf das Theatre français zu bringen, und gab erst nach langen Weigerungen den dringenden Bitten der geschätztesten Litteratoren seiner Zeit nach; denn ungeachtet er in allen guten Gesellschaften durch eine Menge von Liedern, Vaudevilles, Parodien und andere Kinder seiner frohen Laune bekannt war, trat er doch nur mit vielem Mißtrauen vor den Richterstuhl des großen Publicums. 1763 ward Dupuis und Desromais zum ersten Mahl mit ausgezeichnetem Beifall gegeben. Einige Kritiker erhuben sich dagegen, weil das Stück ins Fach der sentimentalen Comödie einschlägt. Sie behaupteten zu dem: der Charakter des Vaters sey unnatürlich. Ich will das Gegentheil bewe-

ſen, ſagte Rameau, meine Tochter ſoll nicht eher als nach meinem Tode heurathen.“ Er hielt Wort.

Die Jagd-Parthie Heinrichs des Vierten iſt zum National-Luſtſpiel geworden, und wird noch jetzt immer mit rauſchendem Beifall gegeben. Mehrere Geſellſchafts-ſtücke von Collé beweiſen, daß er es, bei mehr Fleiß, mit ſeinem Vetter Regnard würde haben aufnehmen kön-nen. Ihm verdankt das franzöſiſche Theater, daß meh-rere ſeiner guten ältern Luſtſpiele (l'Andrienne, von Ba-ron, l'Esprit follet, von Haute Roche, le Menteur, von Peter Corneille,) ſich noch immer auf dem Repertoire befinden, indem er ihren Styl moderniſirt, ſie von man-chen Fehlern gereiniget, und ganz Charakter umgearbei-tet hat. Dieſe undankbare Arbeit iſt indeſſen ſelbſt in Frankreich ganz vergeſſen.

III. Bernard.

Peter Joſeph Bernard, Privat-Bibliothekar des Königs zu Choiſy, ſtarb am 5. November 1775 zu Paris. Seine Dichtungen ſind artig, ſpielend und graziös, aber zu ſehr manierirt; ſie haben ihm zu ſeiner Zeit den Zunamen: Gentil Bernard erworben. Er war einer von den wenig-ſten Dichtern, die in der großen Welt Glück gemacht haben.

Seine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind übrigens von keiner großen Bedeutung. Sein Gedicht l'art d'aimer, iſt die größte derſelben, es fehlt aber viel, daß es in Frankreich für claſſiſch gehalten würde. Die Oper: Caſtor und Pollux hat ihm einen großen Ruf verſchaft. Außer der flieſſenden Verſification verdient auch die Anlage des Stückes und die Haltung der Charaktere die Lobſprüche, welche man dem Liebling des Hofes und der Damen nicht verſagen konnte. Ein Buchhändler hat neuerdings eine Sammlung ſeiner Schriften veranſtaltet, worunter ſich mehrere, vorher ungedruckte, jedoch auch unbedeutende Arbeiten finden.

Voltaire erließ einſt im Nahmen der Herzogin von Valliere folgende Einladung an den Dichter:

Au nom du Pinde et de Cythère
Gentil-Bernard est averti,
Que l'art d'aimer doit samedi
Venir souper chez l'art de plaire.

IV. Treſſan.

Ludwig Eliſabeth von Lavergne, Graf von Treſſan, General-Lieutenant der Armeen des Königs, Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, ward am vierten Novem-ber 1706 geboren. Seine Jugend fällt zwiſchen die zwei Regierungen, während welchen die Wiſſenſchaften ihre glänzende Periode in Frankreich hatten. Er ſtand mit den größten Männern ſeiner Zeit in Verbindung, und ihr Umgang flößte ihm ſchon früh Geſchmack an litterariſchen Arbeiten ein, die er mit ſeinem Stande nicht unverträg-lich hielt. Er widmete ihnen ausſchlüßlich die freien Au-genblicke, welche ihm ſeine militäriſche Laufbahn, die er nach dem Beiſpiel ſeiner Ahnen betrat, übrig ließ. Mit ſiebenzehn Jahren Oberſt, war er im vierzigſten General-Lieutenant. Eine wenig bekannte Denkſchrift über die Elektricität verſchaffte ihm die Aufnahme in die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris. Nach dem Tode des Kö-nigs Staniſlaus, der ihn zu ſeinem General-Quartier-Meiſter ernannt hatte, zog er ſich aufs Land zurück, wo er ſich mit Le Cat mit der Anatomie und Phyſik beſchäf-tigte. Seine Vorliebe zur Kunſt zog ihn nach Italien. Nach ſeiner Rückkehr beſuchte er die Artillerie-Schule, und ſtudirte Vauban. Auch in der Naturgeſchichte war er nicht fremd, und ſtand mit Büffon in freundſchaftlichen Verhältniſſen.

Eine leichte flüchtige Schreibart und eine feſſelfreie Einbildungskraft zeichnen ſeine belletriſtiſchen Arbeiten aus. Er hat in drei Monaten den Arioſt überſetzt. Seine Nouvellen laſſen ſich zum Theil mit Meißners Skiz-zen vergleichen. Er hat zuerſt in Frankreich die Ritter-romane in einem modernen Gewande wieder aufgeführt. Mehrere Artikel der Encyklopädie, die auf das Kriegs-weſen Bezug haben, ſind von ihm. Noch hat man von ihm Epiſteln, mehrere Lieder, einige Madrigale, und eine Sammlung von Reden, die er in der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften von Nancy gehalten hat, und unter welchen ſich die vom achten May 1752 vortheilhaft aus-zeichnet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Odilia.

Auf ihrem Antlitz ſchwebet Treu' und Güte,
Das große Auge ſenkt die Schaam,
Um ihrer Lippen pfirſichrothe Blüthe
Schwebt Lächeln, das vom Himmel kam;
Ihr Reitz, dem alle Herzen fröhnen,
Iſt unerforſchlich, wächet jung
Des Guten und des Schönen
Begeiſterung!

So iſt die Blume, die aus dunklen Räumen
Ihr goldnes Haupt in laue Lüfte hebt,
Mit ſüßen Düften gleich den Frühlingsträumen
Die Fluren anmuthsreich belebt;
Bis leicht ihr Geiſt die Himmels Kreiſe
Begrüßt mit freiem Muth,
Der Abendröthe, dämmernd, leiſe
Im Arme ruht!

1805. Nr. 131.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 6. November.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Notizen.

Beiträge zur Geschichte und Litteratur, vorzüglich aus den Schätzen der Münchner National- und Hof-Bibliothek, herausgegeben von Johann Christoph Freiherrn von Aretin. München in Commission der Scherer'schen Kunst- und Buchhandlung gr. 8. — In monatlichen Heften; angefangen im Julius 1803.*) —

So wie der unermeßliche Reichthum der Natur-Producte unsers Erdballens für jedes Menschenalter eine stets neue Quelle von Entdeckungen und Kenntnissen gewesen ist und seyn wird, so stellt im Reiche der Wissenschaften Geschichte und Litteratur dem Forscher eine unerschöpfliche Fundgrube neuer Belege und Mittel dar, um unsere Einsichten in die wechselnden Begebenheiten und den veränderlichen Bildungsstand jeder Nation des bewohnten Erdkreises immer mehr aufzuklären, zu vervollständigen und zu berichtigen. Auch dürfen wohl in einem Zeitalter, welches durch das vielseitigste Interesse an Kenntnissen jeder Art und durch einen fast unersättlichen Betrieb sich auszeichnet, über jede einzelne Zeile in dem unendlichen Buche der Wissenschaft und Natur sich Auskunft zu verschaffen, keine Gegenstände sich einen so allgemeinen Beifall und Zuspruch der lesenden Welt versprechen wie gerade die weitschichtigen, alle frühern Zeitalter durchkreuzenden Fächer der Litteratur und Geschichte. Wenn beinahe alle übrigen Zweige der Wissenschaften, an welche man entweder durch Liebhaberei — die Botanik zum Beispiel — oder durch Beruf — wie zum Beispiel die Philosophie — gebunden ist, nur das Interesse einzelner Classen berühren, so wird schwerlich jemand, der auf einigen Grad von Bildung Anspruch macht, es angehndet wagen dürfen, von allem Antheil an historischen und litterarischen Kenntnissen sich loszusagen.

Wir sehen ferner, daß die früheren nach und nach aus der Praxis verschwundenen Formen aller übrigen wissenschaftlichen Kenntnisse zuletzt in das gemeinschaftliche Gebiet der Geschichte und Litteratur zurückfließen; beide also sind als die Bewahrerinnen menschlicher Kunst und Erfahrenheit anzusehen, und eine ihrer vorzüglichsten Sorgen, um diese Bestimmung zu erfüllen, muß daher darauf gerichtet seyn, daß sie nun auch ihre eigene Bewahrung und Erhaltung sichern. Aber wir sind es schon gewohnt, in dem Ocean der modernen Litteratur manches Einzelne, wenn es gleich für sich wichtig und bedeutend ist, nach

*) Die Redaction glaubt hier bemerken zu müssen, daß der Freiherr von Aretin seine Theilnahme an diesem Blatte schon seit länger als einem Jahre an einen andern Mitarbeiter übertragen hat.

einer flüchtigen Erscheinung untergehen und vor den Augen des Suchenden verschwinden zu sehen. Was nur für den Augenblick da ist, mag auch mit dem Augenblick dahin sterben; aber traurig ist es, wenn dasjenige, was ein besseres Loos verdiente, blos weil es ihm an einer äußeren Stütze mangelte, sobald schon vom Schauplatz sich verlieren muß. Diesem ungünstigen Schicksale einzeln zerstreuter schriftlicher Denkmäler haben schon frühe diejenigen entgegen gearbeitet, denen die Aufbewahrung historischer Urkunden und Litteratur-Merkwürdigkeiten am Herzen lag, indem sie für die Erhaltung und Sicherung kleiner historischer Beiträge durch die Aufnahme derselben in haltbaren Sammlungen und Magazinen sorgten. Dieser Ansicht der Sache gemäß unternahm Lessing — um nur ein Beispiel anzuführen — sobald ihn das Schicksal an einen dazu geeigneten Ort versetzt hatte, die bekannten Beiträge zur Litteratur und Geschichte aus den Schätzen der berühmten wolfenbüttler Bibliothek; einem gleich thätigen Litteratur-Kenner, dem Freiherrn von Aretin, konnte, bei ähnlichen günstigen Umständen, das Ersprießliche einer solchen Sammlung aus den Quellen desjenigen litterarischen Schatzes, dessen Vorsteher er ist, unmöglich entgehen. Seine Beiträge, die um die Mitte des Jahres 1803 anfingen, wurden bisher von dem Publicum mit unzweideutigem Beifalle aufgenommen, und gewiß wird jeder, der die fernere Ausbildung der historischen Wissenschaften nicht für fruchtlos hält, mit uns wünschen, daß diese Beiträge die Lessing'sche Sammlung eben so sehr in Ansehung der Ausdehnung und des ununterbrochenen Fortgangs übertreffen mögen, wie sie dieselbe an Mannigfaltigkeit des Inhalts schon jetzt hinter sich lassen. Auf diese Mannigfaltigkeit — welche von jeher das Losungswort aller Journale gewesen — würde ich weiter keinen Nachdruck legen, wenn sie nicht hier durch die Natur der Sache nothwendig und unvermeidlich gemacht wäre. Wer darum mehr Einheit und Bestimmtheit in den Aretin'schen Beiträgen verlangen wollte, könnte leichtlich mit seinen Forderungen an Werke ganz anderer Art verwiesen werden, die der beliebten Mannigfaltigkeit zu Gefallen eben jene Einheit, die dem Auge des ruhigen Betrachters so wohl thut, absichtlich zu tödten suchen.

Obgleich aber diese innere Einheit in den genannten Beiträgen nicht zu erwarten ist, so könnte sie doch, meiner Meinung nach, im Aeußeren noch auf eine zweckmäßige Art befördert werden. Das Werk erscheint in einzelnen monatlichen Heften — deren bis jetzt dreißig sind — jedes Mahl die drei ersten Bogen eines solchen Hefts nimmt das Verzeichniß der griechischen Handschriften ein, welches also, ungeachtet es als ein abgesondertes Ganze zu betrachten ist, immer von neuem unterbrochen wird, was für das Nachschlagen sehr unbequem seyn muß. Ohne Zweifel würde daher das Institut gewinnen, wenn es dem Herausgeber gefallen sollte, verschiedene auf einander folgende Hefte jedes einzelnen Bandes blos für den ungetheilten Abdruck jenes Handschriftenverzeichnißes — oder vielmehr der nun bald folgenden lateinischen und deutschen Manuscripten-Cataloge — zu bestimmen. — Es ist hinlänglich, diese zufällige Rücksicht hier auf einen Augenblick in Anregung gebracht zu haben: eine nähere Aufmerksamkeit verdient der Inhalt der bisher erschienenen Bände; gleichwohl müssen wir uns auf wenige allgemeine Bemerkungen einschränken, indem eine eigentliche Recension nicht für diese Blätter gehört, die auch schon aus andern Rücksichten unterbleiben würde, weil, wer über jedes Einzelne ein Urtheil fällen wollte, nur mit den vielumfassenden Kenntnissen des Herausgebers selbst an eine solche Prüfung sich wagen dürfte.

Fast alle bedeutende Bibliotheken in Europa, die im Besitz handschriftlicher Sammlungen sind, hatten bisher mit einander gewetteifert, mehr oder weniger ausführliche Verzeichnisse derselben öffentlich bekannt zu machen. Nur die münchner Bibliothek, ungeachtet des vielfältigen Guten, was die Litteratur ihr verdankt — man denke an Canisius, Pontanus, Oefele, Reisle und so weiter — mußte bisher auf diese Ehre Verzicht thun; erst unter der jetzigen Regierung, die sich dem Emporkommen dieses Instituts mit einer so zärtlichen Vorsorge annimmt, konnte endlich ein Werk zu Stande kommen, ohne welches die wichtigsten Seltenheiten der hiesigen Bibliothek noch immer würden unbekannt geblieben seyn. Der Freiherr von Aretin verspricht dem Publicum eine Reihe sorgfältiger, kritischer Verzeichnisse über die sämmtlichen griechischen, lateinischen, altdeutschen, übrigen occidentalischen und orientalischen Handschriften: der Anfang ist gegenwärtig mit der Recension der griechischen Manuscripte gemacht, die nun in kurzer Zeit beendigt seyn dürfte. Neben dem Abdruck in den Beiträgen hat man — wie sich aus den hier bekannt gewordenen Proben abnehmen läßt — auch eine schöne Ausgabe in Quart auf Velin, veranstaltet, die ebenfalls dem Publicum vermuthlich nun bald mitgetheilt werden wird. Der Verfasser dieser Recension, Herr Bibliothekar Hardt, unterscheidet sich von seinen Vorgängern dadurch, daß er überall mit möglichster Kürze, Treue und Genauigkeit von den einzelnen Handschriften Rechenschaft gibt; seine Arbeit könnte als Beispiel von dergleichen synoptischen Uebersichten, die immer auf das

Nothwendigſte ſich einſchränken, angeſehen werden. Nur können wir dabei eines nicht unbemerkt laſſen: jenes gewöhnliche Uebel ähnlicher Producte, daß die Beſchreibungen — was ſchon in der Natur der Sache liegt — meiſt trocken und wenig unterrichtend ausfallen, hat in Herrn Hardts conciſer, aphoriſtiſcher Darſtellung ſich nicht vermindert, ſondern nur noch fühlbarer vermehrt. Einzelne Unrichtigkeiten wird man freilich wegwünſchen, aber ſie verdienen Nachſicht, da in allen ähnlichen Werken dergleichen vorzukommen pflegen, und ſie ſollten unſrer dankbaren Geſinnung gegen den Verfaſſer keinen Eintrag thun, der zum Beſten des Publicums einem ſo mühſamen Geſchäfte mit angeſtrengtem Fleiße ſich aufgeopfert hat.

Außer dieſem Cataloge enthalten die Beiträge hin und wieder noch einzelne kleinere Anekdota der griechiſchen Litteratur, ſämmtlich von Herrn Franz Xaver Berger bearbeitet, von dem wir uns hoffentlich noch mehrere ähnliche Arbeiten verſprechen dürfen. — Für die ältere lateiniſche Litteratur haben übrigens dieſe Beiträge bisher noch keine Ausbeute geliefert; doch läßt ſich erwarten, daß der Herausgeber künftig auf die hiſtoriſchen Urkunden des Mittelalters mehr Rückſicht nehmen werde: unter andern wünſchten wir umſtändliche Auszüge aus einer Handſchrift des dreizehnten Jahrhunderts, die wie in den nachher anzuführenden Briefen geſagt wird, eine Menge gereimter lateiniſcher Gedichte über die Anmaßungen und die Verderbtheit der römiſchen Curie enthalten ſoll. Vielleicht könnte die poetiſche Sammlung des Flacius Illyricus einen anſehnlichen Zuwachs dadurch erhalten. Außerdem dürfte auch das Vorhaben des berühmten Johann von Müller, die ſämmtlichen Original-Schriftſteller zur deutſchen Geſchichte des Mittelalters herauszugeben, den Herausgeber zu mancher Entdeckung hiſtoriſcher Denkmäler jenes lichtdunkeln Zeitalters veranlaßen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen über einige franzöſiſche Schriftſteller.

(Fortſetzung.)

V. Caylus.

Philipp Claudius Anna von Zubieres, Graf von Caylus ward am ein und dreißigſten October 1692 zu Paris geboren, und ſtarb 1765 ebendaſelbſt. Er verfolgte von Jugend auf mit Ruhm die militäriſche Laufbahn, welche er nur verließ, um ſich ganz den Wiſſenſchaften hinzugeben.

Im Genuſſe eines anſehnlichen Vermögens ſah er ſich im Stande ſeiner Lieblingsneigung zu folgen. Er beſuchte zuerſt in Italien die Schätze der plaſtiſchen Kunſt, und von ihrem Anblick begeiſtert drang er in ihr Vaterland ein. Kaum zu Smyrna angelangt, eilte er zu den Ruinen von Epheſus hin. Eine Räuberhorde unter dem berüchtigten Caracapali ſtreifte damals in der Gegend umher: der muthige Reiſende wirft alles von ſich ab, was ihre Habſucht hätte reizen können, und in einem feinen Kleide vertraut er ſich der Führung zweier Räuber an, welchen er erſt bei ihrer Rückkehr in Smyrna eine anſehnliche Summe zu zahlen verſprach. Ihr Intereſſe bürgte ihm für ſeine Sicherheit; dieſe treue Begleiter verließen ihn auf der ganzen Reiſe nicht, und ſtellten ihn ihrem Hauptmann vor, der ihn mit Auszeichnung aufnahm, ihm die merkwürdigſten Stellen anweiſen, und zur Beſchleinigung ſeiner Reiſe zwei arabiſche Pferde geben ließ. Mit Entzücken ſtand Caylus unter den Ruinen von Colophon, unter den Trümmern des Theaters, deſſen Sitze in den Felſen eingehauen ſind, und deſſen Ausſicht blos durch das Meer begränzt wird. Er brachte die Nacht in dem alten Schloſſe zu, welches den Räubern zum Zufluchtsorte diente, und betrat am folgenden Tage den Boden, worauf einſt Epheſus ſtand. Natur und Geſchichte vereinigten ſich hier, um ihn mit großen Gefühlen und ſchmerzlichen Rückerinnerungen zu erfüllen: welche Empfindungen muß allein die Gegend wo Troja war, in ihm erregt haben?

Nach ſeiner Rückkehr beſchenkte er ſein Vaterland mit den Abhandlungen über die Einpalſamirung der Mumien, über den Papyrus, über die Mittel, deren ſich die Egyptier bedient haben mögen, um ungeheure Maſſen aus einer Gegend in die andere zu verſetzen, über die römiſchen Theater und das Mauſoleum. Ihm verdankt man mehrere wichtige Entdeckungen in der Natur-Geſchichte; ſo lehrte er die Franzoſen zuerſt den Marmor färben, und machte ſie mit der Güte der Marmorbrüche in dem Bourbonais bekannt.

In der Akademie der Mahlerei und Bildhauerkunſt ſtiftete er einen Preis für denjenigen Eleven, der eine Leidenſchaft am beſten charakteriſiren würde; in der der Inſcriptionen einen andern, für die beſte Erklärung der Gebräuche der Alten durch ihre Schriften und ihre Denkmäler. Sein Cabinet war eines der ſehenswürdigſten; gleich beim Eintritte in ſein Haus trat man einer egyptiſchen Statue entgegen; chineſiſche Seltenheiten verzierten die Treppen. Seine Freigebigkeit gewährte mehreren Künſtlern Unterſtützung und Unterhalt.

Er hat auch einige Verſe und einige Romane hinterlaſſen, welche jedoch nicht geeignet ſind, ſeinen Ruhm

zu vermehren. Seine Geſchichte des thebaniſchen Hercules, und ſeine Sammlung egyptiſcher, hetruriſcher, griechiſcher, römiſcher und galliſcher Alterthümer ſind die beſten ſeiner Werke. Dem Antiken huldigte er leidenſchaftlich.

Er verordnete, daß man ſein Herz in eine etruskiſche Urne faſſen, und dieſe auf ſeinem Grabmaal aufſtellen möge, wozu er folgende Grabſchrift verfertigte:

Ci gît un antiquaire acariâtre et brusque:
Oh! qu'il est bien placé dans cette cruche étrusque.

VI. Gilbert.

Nicolaus Joſeph Laurenz Gilbert ward 1751 zu Fontenay in Lothringen geboren, und ſtarb am ſechzehnten November 1780 zu Paris im Hoſpital. Schon 1772 gab er unter dem Titel: Debut poëtique eine Sammlung von Gedichten heraus, welche ein aufblühendes Talent ankündigten, ſo wenig ſie auch vor dem Richterſtuhl der Kritik beſtehen. Seit dem ließ er mehrere Oden und zwei Satyren — das achtzehnte Jahrhundert, und meine Apologie — drucken, welche die Hofnungen vollkommen rechtfertigten, die jener erſte Verſuch erregt hatte.

Unglücklicher Weiſe für den jungen Menſchen ward ſeine Schwachheit mißbraucht, man ſchilderte ihm die Philoſophen als ſchändliche Betrüger, und prägte ihm einen tiefen Haß gegen die Philoſophen ein, der ihm das Leben koſtete. Gilbert war nähmlich arm, hielt ſich für verfolgt, ſuchte ſeine Zuflucht in der Frömmigkeit, und ward wahnſinnig. Er ſah nichts mehr als Teufel und Geſpenſter. Eines Tages ſtürzte er laut ſchreiend in das Cabinet des Erzbiſchofs Chriſtoph von Beaumont, von welchem er eine Penſion bezog, und klagte ihm, daß er ewig verdammt ſey: der Biſchof ließ ihn ins Hoſpital bringen, wo man ihn binden mußte. Hier verfiel er auf die tolle Idee, die Philoſophen ſtellten ſeiner Schatulle nach, und verſchlang im Wahnſinn den Schlüſſel derſelben. Er lebte noch fünf Wochen, und in der ſtärkſten Raſerei deutete er immer auf die Stelle im Halſe hin, wo der Schlüſſel ſtecken geblieben war. Niemand achtete darauf, und erſt nach ſeinem Tode fand man bei Eröffnung der Leiche dieſen im Oeſophag.

Er war kaum dreißig Jahre alt, als er ſtarb. Acht Tage vor ſeinem Tode verfaßte er in einem hellen Augenblicke folgende Strophen:

Au banquet de la vie infortuné convive
J'apparus un jour, et je meurs.
Je meurs, et sur la tombe, où lentement j'arrive
Nul ne viendra verser des pleurs.

A dieu, champs que j'aimais! et toi, douce verdure
Et vous, riant exil des bois!
Ciel! pavillon de l'homme! admirable nature,
A dieu pour la dernière fois!

Ah! puissent voir long tems votre beauté sacrée
Tant d'amis sourds à mes adieux!
Qu'ils meurent pleins de joies, que leur mort soit pleurée,
Qu'un ami leur ferme les yeux!

(Die Fortſetzung nächſtens.)

Fragmente aus Keratophoros.

(Beſchluß.)

Fatime malt ihm ſeufzend unter Küſſen
Des Sultans feſten Schlaf, die Bruſt voll Ueberdruß,
An die ihr heißer Puls voll Liebe ſchlagen muß.
Und küſſend wird ihr jeder Ton entriſſen,
Und jeder Seufzer bebt, und ſtirbt in ſeinem Kuß.
Der Roſe zarte Blätter fallen,
Ein Brautkranz der Natur, in ihrer Lockennacht,
Im Laube ſtirbt das Lied der Nachtigallen,
Und in den Wolken iſt der Morgenſtern erwacht.
„Uns hüllen“ ruft er ſchnell, „die Schatten nicht mehr ein,
Schon haucht der Morgenwind in dieſen Blättern,
Doch wenn am Abend durch den Hain
Zum letzten Mahl des Finken Töne ſchmettern,
Dann Göttliche! dann bin ich wieder dein.“
Wie Flammen ſtrömt ſein Kuß auf ihre Lippen nieder,
Verſchleiernd hat ihn ſchon der Zweige Nacht bedeckt,
Und freundlich grüßt der Schlaf Fatimens Augenlieder,
Bis ſie der Feuerhauch des heißen Mittags weckt.
Wie glühend liegt um ihren Blick das Leben:
Gleich Iris Bogen wiegt die Luft den Schmetterling,
Und in dem Feuerkelch' der Roſenlaube beben
Der Biene Flügel, die an tauſend Blättern hieng,
Der Oleander glüht um ſie von allen Hügeln,
Und brennend hebt der Wind der Wieſe Blumenkleid,
Wie Feuertropfen liegt auf ſeinen heißen Flügeln
Das gelbe Blatt der Nelken ausgeſtreut.

1805. Nr. 132.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 8. November.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Nähere Umſtände, das Ende des erſten ſchleſiſchen Krieges betreffend.

Thiébaut gedenkt im vierten Bande ſeiner Souvenirs de vingt ans de ſéjour à Berlin Seite 180. einer kaum bekannt gewordenen Anekdote, die ſich auf eine Unterredung Friedrichs des Großen mit dem Marſchall von Belliſle über den Separat-Frieden des erſten mit Oeſtreich gründet. Er erzählt, daß ein gefangener öſtreichiſcher General dem König die erſte geheime Nachricht von der Verrätherei des Cardinals Fleury gab, der ſeinen Bundesgenoſſen aufopfern wollte, um für Frankreich einen vortheilhaften Frieden zu erlangen. Aber der Credit des Cardinals war zu groß, als daß es ihm hätte ſchwer fallen können, die wahren Umſtände wenigſtens in Frankreich zu unterdrücken, und dort galt Friederich allgemein für einen Bundbrüchigen.

Einſender dieſes iſt zufällig im Beſitz einer authentiſchen, gleichzeitigen Relation, welche jenes merkwürdige Factum umſtändlich darſtellt, und glaubt, daß ihre Bekanntmachung dem Geſchichtsforſcher nicht unwillkommen ſeyn wird. Sie folgt hier im Original:

„On parle diversement des motifs qui ont porté le roi de Prusse à conclure la paix avec la reine de Hongrie. On suppose entre autres une lettre, que ce prince avait interceptée au maréchal de Broglie, portant défense à ce maréchal d'aller au sécours de S. M. Prussienne, en cas qu'il le mande, et par laquelle il a paru, que le cardinal ne cherchait que le plaisir de voir deux puissances de l'empire s'entredétruire. Mais voici le véritable motif de cette paix, tel qu'il est rapporté dans une lettre particulière du 8. Juillet 1742.„

„Le roi de Prusse ayant été voir le général Polland, qui fut blessé et fait prisonnier à la bataille de Chotusiz, le général laissa échapper dans ses entretiens, qu'il eut avec S. M., qu'il mourrait content, s'il pouvait réconcilier S. M. Prussienne avec la reine. Il assura en même tems le roi, qu'il ne pouvait pas manquer d'être la dupe de la France, et qu'il en parlait avec la conviction la plus certaine. Le roi feignit de l'incrédulité et dit, qu'il avait des preuves du contraire. Le général Polland répondit sur le champ, que ce qu'il avancait, était si vrai, qu'il ne demandait que fix jours pour en convaincre le roi, que S. M. aurait déjà été trop génereuse pour accepter les propositions du cardinal.“

„Le roi le somma de parole et se retira. Le général autrichien dépêcha sur le champ un exprès à Vienne, qui revint au bout de quelques jours. Mr. de Polland fit avertir le roi, qui vin le trouver.

Dans cette visite le comte de Polland après quelques complimens remit au roi une lettre, en priant S. M. de la lire avec attention. Le monarque la lut et pâlit en la lisant. C'était une lettre du cardinal à la reine de Hongrie, par laquelle Son Eminence offrait à cette Princesse, que le roi de France lui garantirait la Silésie et la Moravie, si elle voulait céder à l'Empereur — Charles VII. — la Bohème avec une partie de la haute Autriche. Le roi de Prusse après avoir lû cette lettre, demanda au général Polland, s'il pouvait la garder quelques jours? Mr. de Polland y consentit. Le roi de retour chés lui dit en présence de quelques uns de ses généraux: „Le cardinal me prend pour un sot, il veut me tromper, mais j'y mettrai ordre.„ S. M. donna aussitôt ordre au comte de Podewils, son prémier ministre, de traiter de la paix avec mylord Hindfort. La paix ayant été conclue le 11. Juin, et le duc de Bellille en ayant eu vent, il accourut comme un éclair au camp prussien, et aborda le roi en ces termes: „Sire, il y a des bruits d'une paix conclue entre Vous et la reine de Hongrie. Oseriés Vous, Sire, abandonner le meilleur de vos alliés, et tromper un monarque aussi réspectable que le roi de France?"

Le roi ne répondit à ce discours insolent, que par un regard majestueux et plein d'indignation, ajoutant les mots suivans: „Osés Vous me parler ainsi? Fallacem fallere non est fallacia. Lisés.„ En même tems S. M. lui montra la lettre du cardinal.

Le maréchal l'ayant lue, frémit d'étonnement et demanda à se retirer. En passant par l'antichambre du roi, il empoigna sa perruque de colère, et la frotta sur la tête en disant: „Ah le f... prêtre!„

Notizen.

Beiträge zur Geschichte und Litteratur, ꝛc.

(Beschluß.)

Für die künftige Geschichte der Münchner Bibliothek werden die Briefe des Freiherrn von Aretin über seine litterarische Geschäftsreise in die baierischen Abteien von der größten Richtigkeit seyn. Dieses Reise-Journal, welches durch alle Bände fortgeht, enthält außer seinem Hauptzweck manche treffende Bemerkung über den damahligen Zustand der Klöster in Baiern, über die Progressen der Regierung in Ansehung der Volksbildung, so wie über verschiedene Gegenstände der Kunst, Litteratur und Geschichte. Die kurzen Nachrichten über die an jeder Station vorgefundenen litterarischen Merkwürdigkeiten sind häufig sehr unvollständig und unbefriedigend; kein Wunder, da sie bei einem kurzen Aufenthalte nur in der Eile, die eine bestimmtere Untersuchung unmöglich machte, konnten aufgezeichnet werden. Umständlichern Nachrichten sehen wir künftig entgegen, sobald die unter ihrer Last seufzende Münchner Bibliothek besser geordnet ist, die beim Abgange eines fertig eingerichteten Locals, und bei der dermaligen untröstlichen Lage des Personals noch immer ein überhäuftes Chaos ohne Licht und Ordnung bleiben wird. Ohne Zweifel wird die Regierung und der sie beseelende, verdrängende Geist, der mit so beispiellosem Eifer die übrigen gelehrten Institute mit Unterstützungen überhäufte, nun bald auch die bessere Einrichtung der hiesigen Central-Bibliothek sich angelegen seyn lassen, von der sie sodann sich Ruhm und einen ausgebreiteteren Nutzen wird versprechen können. Es wäre ein unersetzlicher Schade, wenn diese Bibliothek, die durch die seltensten glücklichen Umstände die Anlage erhielt, eine der größten und wichtigsten Bibliotheken in Europa zu werden, noch fortdauernd in ihrem chaotischen Dunkel versunken bleiben, und den gerechten Erwartungen des deutschen, wie des auswärtigen Publicums nicht zu entsprechen vermögend seyn sollte. —

Unter den übrigen litterarischen Beiträgen des Herausgebers bemerken wir die Materialien zu einer allgemeinen Geschichte der Bücher-Censur, die von der unerschöpflichen Belesenheit des Verfassers zeugen, und uns jene vielfältigen Entdeckungen und Aufschlüsse voraus ahnden lassen, womit er die von ihm angekündigte Geschichte der Mnemonik ausstatten wird. Sollten wir einst die Geschichte der Bücher-Censur vollständig bearbeitet von ihm erhalten, so wünschen wir zugleich eine Theorie der Censur beigefügt zu sehen; unter andern eine diplomatische Untersuchung der Frage, ob, und in wie fern benachbarte Staaten gegenseitig auf die Unterdrückung oder Begünstigung — eines fließt aus dem andern — religiöser und politischer Schriften Einfluß haben mögen. — Die Hauptregel der Censur-Anstalten ist bekannt; die zweite wird gewöhnlich vernachläßigt, welche darin besteht, daß alle unnütze und geistlose Schreiberei und Klätscherei, welche die Nation an das Flache, Unwürdige gewöhnt, und den Leuten die Zeit, die sie besser anwenden könnten, durch unfruchtbare Leserei raubt, unterdrückt würde; diese nämliche Censur sollte sich mit Recht auch auf das Theater, die Canzel und die akademischen Hörsäle erstrecken. —

Da ohne alle Widerrede im Fache der älteſten Druckdenkmäler bis zum Jahr 1500 die münchner Bibliothek gegenwärtig vor jeder andern in Europa den Vorzug behauptet, ſo ließ ſich mit Recht erwarten, daß in den Aretin'ſchen Beiträgen auch dieſer Zweig der Litteratur keineswegs vernachläßigt werden würde; wie reichlich man bisher dafür geſorgt habe, läßt ſich ſchon aus den Ueberſchriften der anſehnlichen Abhandlungen zur Geſchichte der Typographie und Kenntniß ihrer merkwürdigeren Producte abnehmen; es kann daher bei einer allgemeinen Anzeige der Aretin'ſchen Zeitſchrift nicht überflüßig ſeyn, jene Titel der Reihe nach hier nahmhaft zu machen:

Angabe eines neuen Geſichts-Puncts für die Geſchichtſchreiber der Typographie und für die Sammler der merkwürdigſten Druckdenkmäler.

Die Stereotypen in Baiern im XVI. Jahrhundert erfunden.

Ueberſicht der verſchiedenen Meinungen über den Urſprung der Buchdruckerkunſt. Aus dem Franzöſiſchen des B. Daunou, überſetzt und berichtiget von Martin Schrettinger.

Hiſtoriſch-critiſche Unterſuchung über das Daſeyn, die Kennzeichen und das Alter der von Guttenberg und Fauſt in Mainz gedruckten Bibel, dann über die Epochen der Verbreitung der Buchdruckerkunſt und Schriftgießerei.

Gründliches Bedenken über das von Herrn Zapf angegebene hohe Alter und den Namen des Buchdruckers von I. de Turrecremata Explanat. in Pſalter. Cracis impr.

Bemerkungen über die Auflage des Theuerdanks von 1515, und die in derſelben vorkommenden Schreiber-Züge.

Beiträge zur nähern Beſtimmung des Druckjahres von der Kosmographie des Ptolemäus mit der Jahrzahl 1462, nebſt Unterſuchungen über die erſten in Metall geſtochenen Landkarten.

Die zuletzt genannten Arbeiten ſchreiben ſich ſämmtlich von dem fleißigen J. B. Bernhart, Secretär bei der münchner Bibliothek, her: an einigen Orten ſcheint der Gegenſtand zu weitläufig ausgeſponnen zu ſeyn, auch möchte dem Stil etwas mehr Eleganz zu wünſchen ſeyn. Da die meiſten Leſer vermuthlich die hiſtoriſchen Aufſätze und Denkmäler den mühſamen litterariſchen Unterſuchungen dieſer Art vorziehen, indem nur wenige, bei äußeren günſtigen Umſtänden, ſich mit dem Studium der Typographik beſchäftigen können, ſo dürfte wohl der Wunſch hier nicht am unrechten Orte ſtehen, daß man künftig bei ähnlichen Abhandlungen von großem Umfange eine genaue Ueberſicht des Inhalts vorausſchicken, und auf dieſe Art jedem Leſer den Gewinn des Ganzen vor Augen legen möge.

Zur Geſchichte der deutſchen Litteratur, die hier und da auch ihren Antheil an dieſem Journale erhalten hat, gehört die Entdeckung über das ſo genannte Heldenbuch des Heinrich von Oſterdingen, von B. J. Docen, worin der Verfaſſer ſich, vielleicht mehr als nöthig wäre, die Mühe gibt, das alte Heldenbuch von ſeinem ihm bisher zugeeigneten Platze weg zu demonſtriren. Dieſer Aufſatz iſt noch unvollendet, da aber die Sache ſelbſt vollſtändig entwickelt werden, ſo wird nun vermuthlich in der Fortſetzung eine neue Unterſuchung angeknüpft werden. Von demſelben Verfaſſer ſind die gloſſographiſchen Denkmäler der ältern deutſchen Sprache vom IX. — XIII. Jahrhundert, aus alten Handſchriften der münchner Bibliothek geſammelt und beſchrieben. Der Hauptinhalt beſteht darin, daß eine alte, anonyme Scholien-Sammlung über die bibliſchen Bücher dem Rabanus Maurus zugeſprochen wird, aus Gründen, die wohl nicht überall ſo ganz haltbar ſeyn möchten. Dieſer weitläufige Aufſatz iſt übrigens blos die Einleitung zu einer neuen anſehnlichen Sammlung altdeutſcher Gloſſen, die man uns billig ſchon längſt hätte mittheilen ſollen, um über den eigentlichen Werth jener Acquiſition urtheilen zu können. Es iſt unſtreitig eine Inconvenienz für den Verfaſſer ſowohl, als für den intereſſirten Theil des Publicums, mit einer verſprochenen Arbeit ſo lange zurück zuhalten; es läßt ſich dieſes auch auf die längſt erwartete Erſcheinung der altſächſiſchen Evangelien-Paraphraſe aus dem Zeitalter Ludwig des Frommen anwenden, die ſchon im Jahre 1797 in der bamberger Bibliothek entdeckt worden. Die Beiträge zu einer Bibliothek der zukünftigen Litteratur empfehlen wir ſolchen Schriftſtellern, die aus Mangel einer angemeſſenen, nützlicheren Beſchäftigung unglücklicher Weiſe auf das Roman- und Schauſpielſchreiben verfallen.

Unter den eigentlich hiſtoriſchen Beiträgen nennen wir zuerſt die Auszüge aus den geheimen Diarien der römiſchen Curie, aus denen ſchon Le b. nitz einige Fragmente bekannt gemacht hatte. Die Urſache, warum man jene unſchätzbaren Acten-Stücke zur Geſchichte der Menſchlichkeiten der Statthalter Gottes ſo frühe ſchon abgebrochen hat, iſt uns unbekannt. Am

zweckmäßigſten würde es ſeyn, wenn die Bibliothek die wichtigeren Stellen jener Tagebücher in chronologiſcher Folge, mit paſſenden Einleitungen und Anmerkungen bekannt machte. Das nähmliche wünſchten wir in Rückſicht auf die unterdrückten Stellen aus Fuggers Ehrenſpiegel des Hauſes Oeſterreich, von denen man uns bisher nur ein trockenes, mühſames Verzeichniß mitgetheilt hat. *) —

Das Tagebuch des Prinzen Chriſtian von Anhalt, über die Vorfälle des Jahres 1620 enthält zwar für die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges gegenwärtig wenig neue, bedeutende Data, da ſchon Adelzreiter das Original benutzte, welches überdieß gröſtentheils mit Privat-Vorfällen, die dem Prinzen auf ſeiner Reiſe begegneten, ſich beſchäftiget; deſſen ungeachtet verdient der Herausgeber nach unſerer Meinung allen Beifall, daß er dieſe Reliquie nicht fragmentariſch, ſondern vollſtändig hat abdrucken laſſen; das Intereſſe, welches wir überhaupt für das Alterthum, und nahmentlich für einen ſo merkwürdigen, und für Deutſchland ſo unglücklichen Zeitpunct hegen, würde bei der Zerſtückelung dieſes Denkmaals weit weniger befriedigt worden ſeyn.

Ein wichtiges Stück für die baieriſche Geſchichte iſt die nach ungedruckten Quellen bearbeitete Erzählung von dem Aufſtande der baieriſchen Bauern in den Jahren 1633 und 1634. Als ein Seitenſtück dazu kann das vor nicht langer Zeit erſchienene Werkchen, Plinghauſers Memoire über die öſterreichiſche Occupation von Baiern im Jahre 1705, betrachtet werden.

Nicht unbedeutend für die Geſchichte der vormaligen deutſchen Cultur ſcheinen uns die Beiträge zur baieriſch-würtembergiſchen Hiſtorie, ſo wie auch der umſtändliche, geiſtliche Vortrag über einen Heren-Proceß aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert.

Ueber Völkerwanderungen. Von Fr. Desperger. Wenn eigenthümliche — nur nicht geſucht eigenthümliche — Anſichten, ein geſchärfter, nicht flüchtiger Blick, ein kräftiger und voller, wenn gleich noch nicht feſter Stil als die vorzüglichſten Vorläufer anzuſehen ſind, die den wackern Schriftſteller, er ſey Philoſoph, Dichter oder Hiſtoriker, ankündigen, ſo berechtigt unſtreitig dieſer erſte Verſuch eines jungen Mannes zu den ſchönſten Erwartungen für die Zukunft. Ueberladung der Bilder, und Streifzüge ins Schwülſtige ſtören zwar hier und da in dieſem Aufſatze das Verhältniß der übrigen Theile; doch zweifeln wir nicht, daß aus dieſer Ueppigkeit, ſie müßte denn vernachläßigt werden, oder auf eigenſinnige Abwege gerathen, nicht die ſchöne Frucht eines männlichen, beſtimmten Vortrags ſich entwickeln ſollte, ſobald nur erſt das meiraklöes der griechiſchen Rhetoriker verflogen ſeyn wird. —

Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir noch mehrere einzelne Stücke dieſer Zeitſchrift anführen wollten; die hier genannten haben wir unter den vier und fünfzig Rubriken, die — laut dem Verzeichniß zu Ende des fünften Bandes — den Inhalt der bisherigen Bände ausmachen, beinahe nur auf Geradewohl gewählt, woraus man auf die Reichhaltigkeit des ganzen Werkes ſchließen kann.

Uebrigens können wir unſern Wunſch nicht verbergen, daß dieſe Zeitſchrift ſich beſtreben möge, in der Folge auch ein wenig mehr auf das Zeit-Intereſſe Rückſicht zu nehmen: bei einer ſo reichhaltigen Bibliothek haben ohne Zweifel die Mitarbeiter Gelegenheit genug, mit den wichtigſten litterariſchen Erſcheinungen der Gegenwart ſich bekannt zu machen, es könnte daher nicht an Stoff zu kritiſchen Anzeigen und Auszügen aus neuen leſtbaren Werken des Auslandes fehlen, die in Deutſchland nur wenigen zur Hand zu kommen pflegen. Ueberhaupt ſchon ſollte, nach unſerer Meinung, bei jeder gut organiſirten Bibliothek ein eigenes Diarium über die im Publicum neu erſcheinenden Werke geführt werden, ſo zu ſagen, ein practiſcher Commentar über die Bibliothek, in wie fern nähmlich durch die von Jahr zu Jahr neu angeſchafften Producte der Litteratur das jedesmahlige Fach einen reellen Gewinn und Zuwachs erhalten habe. —

J.

*) Die reichhaltigen Notices des manuscrits de la bibliothèque nationale ſcheinen uns ein treffliches Vorbild für die Aufſätze von ähnlichem Zweck und Inhalt zu ſeyn, mit denen die münchner Beiträge zu ihrem eigenen Vortheil von dieſer Seite wetteifern ſollten — wenn nicht eine ſolche Forderung zu unverhältnißmäßig wäre, indem dort ausgewählte Mitglieder der Akademie, denen es an Zeit nicht fehlen kann, zur Bekanntmachung ihrer Auszüge ſich vereiniget haben; hier aber die ganze Arbeit gröſtentheils durch verſchiedene Mitglieder einer noch nicht völlig eingerichteten Bibliothek beſorgt wird. —

Spaniſche Sprichwort.

Nimmer am Sonntagsſchmauſe erwähle die Braut, die du heimführeſt,
Suche am Samſtag ſie auf, wo ſie deiner nicht harrt.

1805. Nr. 133.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 11. November.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Pipin der Kurze, König in Frankreich, zu dem Erzbischof von Mainz.*)

Das Freudengeschrei meiner Unterthanen ist so allgemein gewesen, als ich die Krone angenommen habe, die ihr mir im Nahmen der gesammten Stände des Königreichs angebothen habt, daß dasselbe durch ganz Europa erschollen: ja die ganze Welt hat erfahren, daß, nachdem ich mich umsonst bemüht habe, den Scepter dem Chilperik zu erhalten, ich endlich gezwungen worden, denselben selber zu unterstützen, ja genöthigt, denselben mit Ehren zu bewahren, auf daß er ihn nicht mit Schande fallen ließ. Ob nun wohl dieses jedermann genugsam bekannt ist, so weiß doch vielleicht noch niemand, was mich dazu bewogen hat, noch wie ich bei mir selber gestritten habe, ehe ich einen endlichen Schluß fassen konnte, was ich in einer solch hochwichtigen Sache thun oder lassen sollte. Die höchste Macht und Gewalt annehmen oder abschlagen ist eine solche Sache, die ein Fürst nicht schlechthin und ohne reife Erwägung entschliessen solle; denn eine solche That kann den Unterthanen so viel Glück oder Unglück, und dem, der es thut, so Viel Schande oder Ehre erwerben, daß man mit Wahrheit sagen kann, daß sich keine andere Begebenheit ereignen kann, in welcher ein Fürst mehr Verstands und Raths bedürftig ist. Diejenigen, welche ein Ding nur nach dem äußerlichen Scheine urtheilen, bilden sich ein, daß der, welcher eine Krone anbiethen kann, versichert ist, daß er keine Fehltritte thu: aber gleich wie nur die Kinder unvorsichtig nach den Rosen greifen, und an die Dornen, womit sie umgeben, nicht gedenken: so findet sich auch niemand, als die Unverständigen und Ehrgeißigen, welche große Aemter, ohne Betrachtung der Beschwerden, die daran hangen, anschauen dürfen. Was mich betrifft, ich — dessen Vetter ihr ganzes Leben in Befestigung des Thrones, auf welchem ich mich befinde, zugebracht haben — konnte nicht allerdings unwissend seyn, wie viel eine Krone wiegt; hab ichs aber gewußt, so mußte ich ja ohne Zweifel meine Kräfte betrachten, ob ich dieselbe auch zu tragen vermochte? Ja, ich versichere euch, daß ich nichts vergessen habe, damit ich nicht in der Wahl einer solch hochwichtigen Frage einen Fehler begieng. Bin ich schon nicht so glückselig gewesen als Augustus, habe ich schon keine Mäcenas oder Agrippas in einer solch gefährlichen Sache zu Rathgebern gehabt, so habe ich doch nicht unterlassen, meinen Ehrgeiz in meinem Gemüthe heftig zu bestreiten.

*) Aus dem seltnen Buche: Entdeckte Kunst politischer Geheimnisse, oder sinnreiche Reden hoher Potentaten, in welchen die Grundursachen angezeigt werden, welche sie zu Verrichtung ungewöhnlicher Thaten bewogen haben, mit angehängtem Bedenken über jede Rede. Heidelberg 1664. 8.

Ich habe vernünftig erwogen, ob ich das königliche Band annehmen oder abschlagen sollte, so kann man dann wohl sagen, daß niemahl einiger Kampf heftiger getrieben, noch einiger Sieg mehr verfochten worden ist. Hat man mir schon endlich die Krone aufgesetzt, so habe ich doch solches nach einem so langwierig- und edlen Streit etlichermaßen verdient. Und eben darum hat es Euch beliebt, daß, gleichwie der Tag des Triumphirens nicht leicht aus der Gedächtniß verschwindet, ich mich auch auf den heutigen Tag erinnere, dessen, was ich damahls gethan habe, mich der königlichen Hoheit zu entschütten, auf daß desto heller erscheine, was mich bewegt hat, dieselbe anzunehmen. So wisset dann, — damit Eurer Begierde ein Genügen geschehe — daß ich diesen höchsten Stand, in welchen man mich zu erheben begehrt hat, anders nicht als einen abstürzenden Felsen betrachtet habe; ja, ich bekenne es, daß ich in Betrachtung der großen Gefahren, denen man mich unterwerfen wollte, gezittert habe, denn indem sie mir allzumahl und zugleich vor das Gesicht gekommen, habe ich so viele Sorgen, so viele Mühe und Arbeit, so viele Kriege und heimliche Unlust, welche dem Königreiche anhangen, erblickt, daß ich aus bloßer Schwachheit, und ohne fernere Berathschlagung Willens gewesen bin, diesen Vortrag, als meiner Ruhe sehr schädlich, zu verwerfen. Demnach aber ein anderer Gedanke diese erste Meinung verbessert hatte, hielt ich dafür, daß, weil diese Sache die Erhaltung eines großen Königreiches betrifft, sie auch wohl werth seye, mit mehrerer Sorgfalt erforscht zu werden.

Ich stund in Sorgen, wenn durch meine Fahrläßigkeit dasselbe ins Verderben kommen sollte, daß ich vor dem allgewaltigen Richter des ganzen Erdkreises Rechnung deswegen zu geben hätte, wenn es je wahr ist, daß derselbe mich mit nothwendigen Eigenschaften versehen hat, das Land aus dem angedrohten Schiffbruche zu erretten, wie man mich bereden will. Damahls fing ich an, dieser Begebenheit nachzudenken; gleichwohl konnte ich mich anfangs nicht erwehren, daß sie mir nicht ebenmäßig vorkam, wie sie der große Pipin, mein Anherr, und der durchlauchtige Karl, mein Vater angeschaut haben; denn jener ließ sich niemahl nach der obersten Macht gelusten, und dieser schlug sie mit dem königlichen Titel ab, und wollte allein ein Fürst der Franzosen genannt seyn. Dennoch war es damahls schon höchst nöthig, daß das Königreich einen andern Herrn haben sollte. Der Thron hatte schon lange Zeit zur Regierung untüchtige Könige getragen; ja seit des ersten Dagoberts Zeiten, dessen Gerechtigkeit, Tapferkeit und Gottseligkeit höchst rühmlich gewesen, haben die Clovis, die Clotary, die Childerici, die Thieri, die Childeberti, und Dagobert der Zweite selbst das Reich in einen solch erbärmlichen Stand gesetzt, daß, wenn die Pfalzgrafen nicht geschickter zur Regierung gewesen wären, als sie, das Königreich längst in fremde und feindliche Hände gerathen wäre. Nichts destoweniger ließ sich Pipin damit begnügen, seinem Herrn zu dienen, und seiner Schwachheit zu Hilfe zu kommen. Ich weiß wohl, daß Leute sind, die sagen und die sagen werden, daß er der erste gewesen seye, der seinen Nachkommen den Grund zur königlichen Hoheit gelegt hat. Was könnte aber ein rechter und getreuer Unterthan mehr thun, als die Gottselig- und Gerechtigkeit aufrichtig zu erhalten, seinem Könige die Ehre erwerben, den heidnischen Herzog in Friesland zu überwinden, und zu dem christlichen Glauben zu bringen? Den Bischof von Utrecht wieder einzusetzen, welchen Ebroin vertrieben hatte, die deutschen Völker dieß- und jenseits des Rheins, welche sich empören wollten, im Zaume zu halten, und dem Königreich sein voriges Ansehen wieder zu erstatten, ohne andern Nutzen, als die Ehre, daß er dasselbe von dem endlichen Untergange errettet? Hat nun Pipin nicht nach der Krone getrachtet, so hat Karolus Martellus — wie ich schon gesagt habe — weit mehr gethan, weil er sich begnügen ließ, sich der Gaben, die ihm der Himmel mitgetheilt hatte, einzig und allein dazu zu gebrauchen, daß er das Ansehen, so er dadurch erlangt, zu seines Fürsten und der Unterthanen Nutzen anzuwender, und zwar zu einer solchen Zeit, in welcher er gar leicht auf den Thron hätte steigen können. Diese mit Klugheit, Gerechtigkeit, Großmuth, Güte, Mäßigung, Frömmigkeit und Glück begleitete unvergleichliche Tapferkeit hätte ihn verursachen können, alles zu unterstehen, dennoch hat man sagen müßen, daß er selber seinem Glücksrade einen Nagel gesteckt hat, dasselbe aufzuhalten; ja daß ungesehen der Schwachheit Dagoberti, Chilperici und Childerici, unter denen er gedient, oder beßer zu sagen, regiert hat, er sich hieraus ein Gewissen gemacht, einen Scepter zu ergreifen, welchen, wie es schien, ihnen Gott aus den Händen reissen wollte, indem er verhängt hat, daß sie sich allen Lastern ergeben haben, welche gemeiniglich der Müßiggang nach sich zieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen über einige franzöſiſche Schriftſteller.

(Fortſetzung.)

VII. D'Alembert.

Johann le Rond d'Alembert ward 1717 zu Paris geboren, und ſtarb am ein und zwanzigſten Octo-

ber 1783 daſelbſt. Er war Secretair der franzöſiſchen Akademie und Mitglied der königlichen Geſellſchaft von London, der Akademien von Berlin, Rußland, Schweden ꝛc.

Von unbekannten Eltern in einer kleinen Straße ausgeſetzt, verdankte er einer Frau von gemeinem Stande ſeine Erhaltung. In ihrer niedrigen Stube ſtudirte er Newton, überſetzte Tacitus und analiſirte Montesquieu. Von dem Augenblick an, wo er ſich auf die Mathematik verlegte, kündigte er einen Nebenbuhler von Euler an. Zu Berlin ward ihm der Preiß zuerkannt, und Preußens König bot ihm Stellen und Penſionen an, aber ſeinen Grundſätzen getreu widmete er ſeine Thätigkeit ſeinem Vaterlande.

Als Geometer behauptete er eine ausgezeichnete Stelle; einen großen Ruf als Philoſoph verſchaffte ihm die Vorrede zur Encyklopädie. Dieſer Aufſatz erregte durch die Neuheit der Anſichten, die Kühnheit der Ideen, die Anordnung des Plans, die Vertheilung der Materien und ſeinen kraftvollen, erhabenen Stil allgemeine Bewunderung.

Sein Verſuch über die Schriftſteller iſt das Product einer edlen Unabhängigkeit. Er machte auf lange Zeit dem Unweſen der Zueignungsſchriften ein Ende.

Katharina von Rußland bot dem d'Alembert die Aufſicht über die Erziehung des Großfürſten mit hundert tauſend Livres Renten, nebſt allem, was den Ehrgeiz und die Eitelkeit hätte rege machen und befriedigen können, an. Er ſchlug dieſen ehrenvollen Antrag aus, und bewieß dadurch, wie ſehr er ihn verdiente. Er war der Freund Friderichs, an deſſen kriegeriſchem Hofe er faſt gleiche Ehre mit dem Helden genoß. Die Ausländer ſuchten ihn mehr als irgend einen Schriftſteller ſeiner Nation, und er wußte fremdes Verdienſt zu ſchätzen und zu ehren.

Er hatte Feinde und Verfolger, weil das Talent den Haß anzieht, wie der Stahl den Roſt.

VIII. Saurin.

Bernard Joſeph Saurin, Verfaſſer von Spartacus, Beverley, und den Moeurs du tems ſtarb am ſiebenzehnten November 1782. Man darf ihn weder mit Elias Saurin, Pfarrer der walloniſchen Kirche zu Utrecht, noch mit dem proteſtantiſchen Pfarrer Jakob Saurin von Nismes, deſſen Predigten allgemein bekannt ſind, verwechſeln. Der Vater des Joſeph Saurin iſt derſelbe, welcher in dem berüchtigten Proceſſe eine Rolle ſpielte, durch welchen Johann Baptiſta Rouſſeau verbannt ward. Er ward 1659 zu Courtoiſon, im Fürſtenthum Oranien geboren, und war anfangs proteſtantiſcher Pfarrer in der Amtmannſchaft Verdun, wo er als ein vortrefflicher Prediger berühmt war. Boſſuet hatte den Ruhm ihn zur katholiſchen Kirche zu bekehren, zu welcher er am ein und zwanzigſten September 1690 öffentlich übertrat, und ſich von nun an auf das Studium der Geometrie verlegte. Voltaire behauptet, er habe den Biſchof von Meaux hinters Licht geführt, und dieſer habe ſtatt einen proteſtantiſchen Pfarrer zu bekehren, blos einen Philoſophen in ſeinem weltlichen Glücke befördert. Dieſe Meinung iſt Saurin eben nicht vortheilhaft.

Als Schriftſteller iſt er nicht ohne Verdienſt. In ſeinem Spartacus ſtellte er den kühnen, und in ſeinem Zeitalter neuen Charakter des Helden auf, der zur Rettung der von Rom unterjochten Welt die Waffen ergreift. Das Luſtſpiel les Moeurs du tems hat mit dem frühern l'école des bourgeois von Dallainval vieles gemein; Beverlei zog dem Saurin die heftigſte Kritik aller franzöſiſchen Kunſtrichter zu, weil es ein neuer Verſuch zur Einführung der ſentimentalen Comödie war. Er fand nichts deſto weniger bei dem Publicum die günſtige Aufnahme, welche dieſe heftig erſchütternde Schilderung eines geſellſchaftlichen Laſters, das die Geſetze nicht erreichen können, und die öffentliche Meinung zu ſehr verſchont, verdient.

Saurin ſtand im Rufe einer unerſchütterlichen Redlichkeit: er war ein angenehmer Geſellſchafter. Sein häusliches Glück mit einer jungen und liebenswürdigen Frau zog ihm die Wohlthaten des Helvetius und die Achtung Montesquieu's zu.

IX. Boileau.

Nicolas Boileau Despreaux, Mitglied der Akademie ward am erſten November 1635 zu Crosne bei Paris geboren, und ſtarb 1711 in der Hauptſtadt. Boileau macht Epoche in der franzöſiſchen Litteratur; er errichtete zuerſt in Frankreich Homern Altäre: er bildete Racine, und ſtellte ihn Ludwig dem Vierzehnten vor.

Boileau vergaß nie, daß die Fehler eines Werkes nichts mit den perſönlichen Eigenſchaften des Verfaſſers gemein haben: nie erlaubte er ſich perſönliche Ausfälle, ſelbſt nicht in ſeinen Satiren, worin reiner Geſchmack und ſinnreicher Witz nichts als eine lebhaftere Gedankenreihe und eine reichere Phantaſie zu wünſchen übrig laſſen.

Klaſſiſcher als in den Satiren iſt die Schreibart noch in den Epiſteln. Seine Art poetique iſt das beſte Lehrgedicht der Franzoſen; ſein Lutrin das einzige komiſche Heldengedicht, das ſie aufzuweiſen haben.

Volleau wird allgemein für den Vater der glorreichen Epoche der französischen Litteratur gehalten. Seine Schreibart ist fliessend, nie unedel, bündig, seine Versifikationen rein und harmonisch. Schade daß sein beschränktes Genie die Fesseln des Zeitalters trug. Seine Nachfolger, die seinen classischen Stil nicht zu schreiben vermochten, wußten ihn nur in dem gramaticalischen Purism ihrer kraftlosen Producte und der Verschwendung schmeichlerischer Lobpreisungen, wodurch Volleau die Wohlthaten seines Mäcens erwiedert hatte, zu erreichen.

(Die Fortsetzung nächstens.)

Elegie.

An den Abendstern.

Schöner, lieblicher Stern am fernen, nachtenden Himmel!
Der du freundlich und mild wogest im silbernen Glanz,
Zauberisch schwebt die ganze Natur in deiner Erscheinung,
Blüht kristall'ner auf und im verklärten Gewand.
Meine Seele allein umstort wehmüthiger Kummer,
Schweigend schau ich dein Licht, freudlose Stille in mir.

Als ich noch glücklich war in zarter Liebe Umarmung,
Als die Freude mir noch schöne Unendlichkeit both;
Als sie noch mein war, mein! in höchstes, zartester Fülle
Mich das Leben umschlang, ruhend an liebender Brust;
Da begrüßte ich laut in fromm begeisterten Tönen
Heber Seligkeit dich, liebliches, schönes Gestirn!
Süße Träume wogten in mir in goldenen Netzen,
Und melodisch und zart dacht' ich des kommenden Tags.

Thränend hängt nun mein Blick an deinen glänzenden Welten,
Seit die Liebe nicht mehr duftende Kränze mir webt.
Neidisch verschlang sie das Grab, das unerbittliche Schicksal
Kalt, mit ehrner Hand riß sie zum Hades hinab.
Einsam steht das Leben nun da, gestaltlos und düster
Starrt die Freude mich an, welken die Tage dahin.
Nirgends lebet ein Freund, dem der Liebende zärtlich vertraue,

Daß er im milden Kuß reiche der Linderung Trost.
Sanfter Stern! du treuer Genoß einst seliger Zeiten,
Sieh! ich flehe so heiß, wie ich noch nimmer gefleht:
Sag! wo weilet sie jetzt die unvergeßlich Geliebte?
Welche schönere Welt birgt sie dem thränenden Blick?
Denket sie mein in zarten Gedanken? O! bringe mir Kunde!
Lieben will ich dich dann, wie ich dich nimmer geliebt.

Zärtlich schaust du herab mit klarem, sanfterem Lichte?
Lächelst mir Wehmuth ins Herz, wie die Geliebte es that?
Süße Ahndung keimet in mir, und schwellet den Busen,
Dringt mit magischer Kraft heiliger Schauer herein;
Tausendfältig berührt vom Streme zarter Empfindung
Tönt mein Innerstes auf, bebend in schmerzlicher Lust.
Ja! du schmeichelst mir nicht mit dem Wahne trügender Hoffnung!
Holder strahlet dein Blick, ja sie wehnet in dir.

Ihr unsterblicher Geist hat dich vor allen erkohren,
Wie sie lebend dir schon zart ihre Liebe vertraut.
O! wie oft wenn dein Blick auf die nachtumgürtete Erde
Sanften Schimmer ergoß, spielend in blaulicher Bahn,
Und am Gestade des Meers, von deinem Strahle umfangen,
Ich lustwandelt' mit ihr, nannte sie dich ihren Freund.
Dann erhob sie das Herz zu dir in kindlicher Andacht;
Innig drückte sie mich an die hochwallende Brust;
O! so rief sie, wenn ich einst todt bin, bangen Gemüthes
Der Geliebte nun steht, brennender Traurigkeit voll,
Dann vergönne du mir, in deinem Lichte zu wehnen,
Trautes, schönes Gestirn! daß ich beschirme den Freund;
Sanft entfließe dem trüben Aug die thränende Klage,
Milder Hoffnung Gefühl sende der schmerzenden Brust.

Liebend hat sie erfüllt die hohen Worte der Liebe,
Blickt aus goldnem Strahl sanft mich Verlaßnen an,
Hauchet süßen, heilenden Trost ins sehnende Herz mir,
Und von Hoffnung gestärkt wander' ich muthig zum Ziel.
Einsam steh' ich nicht mehr, und sinne der wichtigen Zukunft,
Wie ein feindlicher Tag meinem Gemüthe sie schuf;
Hell erschließ't sich und mild ein neues Leben dem Dunkel,
Reisige Wolken umwehen freundlich den nahenden Tag:
Und aus deinem heiteren Licht, du festlicher Stern dort!
Blüht unsterblicher Lieb' heilige Sympathie.

* * *

1805. Nr. 134.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 13. November.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ueber Perfectibilität der Menschheit.

An einen Jüngling.

Auch ich träumte einst den holden Traum der Perfectibilität, ja der Perfection der Menschheit. Aber ich bin erwacht, mein Lieber! und es thut mir nicht leid, daß ich erwacht bin, und statt phantastisch schwebender Gestalten wahre Natur erblicke. Hier meine Ansicht!

An dem Fortschreiten der Menschheit, nicht der Menschen, und noch weniger des Menschen zum Bessern — was den Nahmen des Bessern wahrhaft verdient — ist beinahe schon aus empirischen Gründen zu zweifeln. Diese rücken nur allzudeutlich im Drehen in einem eng begrenzten Kreise vor unser Auge, und verkündigen uns nur allzulaut die Beispiele des unsichern Hin- und Herwankens des Menschengeschlechtes vom Schlechten zum Bessern, vom Guten wieder zum Schlechtern. Da uns indessen die Erfahrung der drei tausend Jahre, seit dem wir Geschichte haben, noch nicht berechtigte, das Ziel fest zu setzen, das die Menschheit erreichen werde, wenn wir ihr ewiges Fortschreiten aus andern Gründen hoffen dürfen, und da unsere Erfahrungsschlüsse noch nach andern drei tausend Jahren nicht im Geringsten sicherer seyn werden, so sind wir angewiesen, die Natur der Menschheit selbst hierüber zu befragen.

Das Individuum Mensch setzt sein Daseyn fort ohne Unterbrechung. Hat es nun ein Mahl das Bessere ergriffen, oder ist es, wie wir wohl auch sagen können, von dem Bessern ein Mahl ergriffen, so schreitet es ins Unendliche fort; es hat wenigstens das Vermögen dazu, und zu seiner Fortbildung ist ihm Unsterblichkeit verliehen. Aber die Menschheit hat keine, dem Leben des Einzelnen gleiche Dauer, sie wird stündlich unterbrochen. Uns Mittlern machen die Alten Raum; wir Mittlere treten den Jüngern den Platz ab; jeder Augenblick gebärt eine neue Generation, und jede Generation bildet eine neue Menschheit: neu, nicht als mit andern Anlagen und Neigungen ausgestattet und für neue Zwecke bestimmt, aber neu, weil sie ihr Gutseyn in jedem Individuum von neuem beginnen muß. Acker und Wiesen und Geldstücke lassen sich forterben; auch kann man zur Noth, wiewohl schon mit Einschränkung, Kenntnisse auf andere übertragen; aber was den wahren Werth des Menschen und der Menschheit ausmacht, Weisheit und Tugend, kann weder durch Vererbung noch durch Abtretung unter Lebendigen, weder durch Adoption noch durch testamentarische Verfügung, wie Güter, auf andere übergehen, es läßt sich auch nicht, wie Zucht und Sitte durch Disciplinirung und Gewohnheit von Volk zu Volk, von Zeitalter zu Zeitalter fortpflanzen. Dieses edelste Gut ist kein

Plag, kein Wiſſen, keine durch Abrichtung, durch Leben und Scheiten, dem Menſchengeſchlechte beizubringende Fertigkeit. Die Menſchheit muß mit dem wahrhaft Guten, welches von jeher von den Verfechtern der Perfectibilität für ihren ächten Stoff gehalten worden iſt, in jedem ihrer Individuen von vorn anfangen. Und wenn heute alle Menſchen aufhörten, geizig und wohllüſtig, gewaltthätig und rachgierig zu ſeyn, wenn ſie alle durch irgend einen der geiſtigen Hebel zur Tugend und Heiligkeit empor gehoben würden, ſo hätten die Kinder, die uns heute geboren werden, ſo bald ſie zur Selbſtthätigkeit gelangten, mit den dieſer beſſern Sinnesart entgegen ſtrebenden Neigungen eben ſo zu kämpfen, wie wir, ehe wir hypothetiſch zu jenem ſeligen Zuſtande gelangt waren, mit ihnen zu kämpfen hatten.

Mit der Menſchheit wird es nicht beſſer, aber jeder Einzelne kann beſſer werden. Der Menſchheit ſind nur die Fortſchritte zur Civiliſation möglich, der Wilde wird Barbar, der Barbar geſittet; hat ſie die letztere Stufe der Cultur erreicht, ſo hat ſie als Menſchheit ihr Höchſtes erreicht. Auf dieſer Stufe, vermuthlich aber auch ſchon auf den beiden vorhergehenden, kann ſich das Individuum zum ſittlichen und heiligen Leben empor ſchwingen.

Einer der franzöſiſchen Philoſophen meinte, die Menſchheit ſey wegen ihrer Anlagen und Beſtimmungen eine ſchätzenswerthe Corporation, aber ihre Individuen müſſe man haſſen. Laſſet uns den Satz lieber umkehren: Peter und Paul ſind treffliche Menſchen, ich ehre und liebe ſie; aber ich bitte euch, lieben Freunde, ſeyd ſparſam mit euren Lobpreiſungen der Menſchheit.

Der Sündenfall der Menſchheit wird ſich wohl immer und immer erneuern; es iſt kein Paradies, höchſtens ein tauſendjähriges Reich — eine verhältnißmäßig längere Periode von äußerlicher, auf gute Sitten gegründeter Wohlfart — zu erwarten. Und wenn ſich die Chiliaſten in dem Glauben nicht irren, daß unmittelbar vor dem Anbruche dieſes beſſern Reichs Laſter und Verwirrung ſich der Oberherrſchaft bemächtigen werden, ſo kann die Sehnſucht nach der Wiederkunft des Meſſias, oder, wenn ihr es lieber hört, nach der Wiedereinſetzung Saturns in ſeine Regierung nicht mehr lange ungeſtillt bleiben.

Dieß iſt, mein theurer, junger Freund, keine troſtloſe Lehre. Vielmehr hat die gutmüthige Meinung von der Perfectibilität der Menſchheit und die ſo grell dagegen anſtoßende Erfahrung manchen Jüngling zaghaft, und zur Anwendung ſeiner Kraft feig gemacht; er erwartete von der Menſchheit, was er von den Einzelnen erwarten und zuerſt an ſich ſelbſt vollziehen ſollte; und gingen ſeine ſüßen Hoffnungen, wie es doch ſo natürlich war, nicht in Erfüllung, ſo ließ er ſeine Hände unmuthig auch an ſeinem eigenen Werke ſinken. Wiſſen wir, daß wir beſſer werden können und ſollen, ſo wollen wir es auch werden, mag die Welt, die ſogenannte Menſchheit, machen, was ſie will. Wir beklagen ihre Verirrung, aber wir hören nicht auf, dem vorgeſteckten Ziele entgegen zu wandeln. Fortiter urgentes gaudent. Sch.

Pipin der Kurze, König in Frankreich, zu dem Erzbiſchof von Mainz.

(Fortſetzung.)

Ich bekenne zwar, daß das Exempel zweier ſolcher vortrefflichen Fürſten mich auch auf der Schwelle des Childerici Thron faſt zurück gehalten hat, ob ich ſchon geſehen, daß es an dem war, daß er davon geſtürzt werden ſollte. Ja hätte mich nicht Gott durch die allgemeine Berufung meiner Unterthanen gleichſam mit Gewalt hinaufgezogen, ſo hätte ich mich entſchloſſen, mich unter ſeinem umgeſtürzten Thron zu begraben; denn als ich mir vor die Augen ſtellte, daß der Ausgang aller guten und böſen Sache auf mir liegen würde, daß Childerich, wie unfähig er auch ſeyn mag, dennoch mein rechtmäßiger König iſt, daß ich ſelbſt, wie groß ich auch werden möchte, von vielen für einen unbilligen Beſitzer, oder vielmehr Räuber der Krone angeſehen werden dürfte, und daß die große und vielfältige Dienſte meines Anherrns und Vaters in der Meinung des gemeinen Volkes nur für politiſche Griffe angeſehen werden könnten, wodurch ſie geſucht hätten, ihren Nachkömmlingen zum Beſten ihres Herrn die Krone zu entziehen. Als ich dieß alles betrachtete, da ſtutzte mein Ehrgeiz, und indem ich dieſe gewaltthätige Begierde, welche alle Menſchen nach der Herrſchaft ſtreben macht, betrachtet, befragte ich mich ſelbſt, ob eine Krone wohl werth ſey, ſeine Ehre und Ruhm in die Schanze zu ſchlagen? Denn einmahl — ſagte ich bei mir ſelber, — nehme ich den königlichen Titel an, ſo muß ich in Sorgen ſtehen, daß ein Theil derjenigen, die mich hie und da dazu nöthigen, oder ſich doch ſo ſtellen, mir denſelben hernach ſelber beſtreiten werden. Hab ich nicht zu befürchten, daß die, welche ihren untüchtigen, aber doch natürlichen Fürſten nicht auf dem Throne leiden können, einem ſolchen den Platz lang darauf vergönnen ſollten, der kein ſcheinbares Recht gehabt, darnach zu ſtreben? Ja konnte ich mir nicht einbilden, daß die,

welche mir an Stand und Ehre gleich waren, leicht bereuen würden, daß sie mich über sich erhoben hatten? Diese Meinung ist der Natur so gemäß, bei allen denen welche unter einem Herrn geboren sind, welche unter einerlei Gesetze leben, deren Ehrgeiz gleiche Schranken hat, und also nicht leicht einigen Vorzug leiden können, daß sich nicht zu verwundern ist, wenn ich lange Zeit über diesen Gedanken angestanden bin. Ueber dieß mußte ich nicht in Gefahr stehen, daß die Dienste, welche ich selbst geleistet hatte, übel ausgedeutet werden möchten? Und daß, anstatt daß ich Childerichs Schwachheit unterstützen wollte, man nicht viel mehr meinen würde, daß ich gesucht hätte Pipins Tyrannei einzuführen? Hatte es nicht das Ansehen, indem ich allen benachbarten Königen und Aufwieglern dieses Königreichs einen solchen scheinbaren Vorwand an die Hand gebe, daß ich mich dadurch einem aus- und einheimischen Kriege, dem allgemeinen Haß, Leib- und Lebensgefahr, ja allerlei Unglück selbst unterwerfe? Mir war wohl bewußt, daß in den alten Zeiten sich Leute gefunden haben, die Kronen abgeschlagen; mir waren auch die Ursachen nicht unbekannt, warum sie dieselbe nicht annehmen wollen, ja mir war wohl bekannt, daß wer diese höchste Stelle betreten will, sich so viel schweren und verschiedenen Dingen untergeben muß, daß es mich selbst wundert, wie ich mich habe unterziehen können. Als ich nachher betrachtete, daß, indem ich auf den Thron steige, ich zugleich meine besten Freunde verlieren müßte, weil sie vermuthlich hernach nur zu Schmeichlern und Fuchsschwänzen meines Glücks werden würden, daß ich meine Tugend in Gefahr setzte, von denen verführt zu werden, welche gemeiniglich um die Könige seyn, und die sie durch Verhehlung der Wahrheit viele Ungerechtigkeit begehen machen. Diese Gedanken — sage ich — hielten mich lange zurück. Ich beklagte das Unglück großer Herrn, welches verursachet, daß die, welche die Wahrheit am besten kennen sollten, dieselbe niemahl unbekleidet sehen. Nachdem ich mir ferner zu Gemüth führte, daß ein Fürst alle die Fehler tragen muß, die seine Bediente begehen, daß alle herbe Strafen, welche die Gerechtigkeit bisweilen erfodert, ihm als Zeichen der Grausamkeit und Wütherei ausgedeutet werden, ja daß er auch niemahl einige Vergeltung austheilen kann, daß er sich nicht selber einen oder vielmehr etliche heimliche Feinde mache, weil es die nicht empfangen, welche sich einbilden, daß sie es eben so wohl verdient haben, unangesehen solches die Unmöglichkeit selbst ist. O Himmel! sprach ich bei mir selbst, warum habe ich die Krone nicht abgeschlagen? Was? Sollte ich auch wohl niemand gutes thun können, außer ich mache mir dem Feinde, und noch wohl undankbare dazu, weil es bei den Unterthanen nichts neues ist, daß des Fürsten Gutthaten sie nur obenhin verbinden, aber sich über die geringste abschlägige Antwort als über die unerträglichste Schmach beklagen. Sie meinen, er sey aus göttlichem Gesetze verpflichtet, alles zu verschenken, was er hat; gleichwie das Meer, nachdem es alle Ströme, Flüße und Bäche verschlucket, solche durch die Quellen und Brunnen wieder hervorgibt, ebin sind auch die Könige schuldig, alles, was ihnen die Unterthanen eintragen, auf eben dieselbe wieder auszugießen. Soll man ihnen aber diese Gleichniß gelten lassen, so müssen sie auch wissen, daß, obschon das Meer eine große Menge Bäche und Flüsse in sich empfängt, es doch seine Wässer der Erde nur durch kleine Quellen wieder erstattet, und dazu einen großen Theil des Erdbodens dessen so sehr ermangeln läßt, daß derselbe nicht zu bewohnen ist. Daraus sollen sie lernen, wie man des Fürsten Gnade mit Dankbarkeit annehmen, und ohne Murren entbehren solle; denn gleichwie alle Wässer aus dem Meer entspringen, welches sie auch wieder empfängt, also kommen auch alle Güter gemeiner Leute, von welchen Schatzung genommen wird, von den Fürsten darum, weil sie das Regiment aufgerichtet haben, und also auch die Macht haben, sich derselben nach Belieben zu gebrauchen. Aber diese Bedenken haben es nicht allein gethan, die mir einen Lust beigebracht, die Krone abzuschlagen; die Erinnerung dessen daß ich weder ein König, noch eines Königs Sohn war, ist die größte Hinderniß gewesen, die mir bei dieser Begebenheit im Wege gestanden ist. Ich wußte zwar wohl, daß ich aus dem Geblüte Klovis entsprossen, und daß, weil ich nicht eben so gar weit von seinen Tugenden entfernt war als Childerich, man dafür hielt, daß ich fast ohne Bedenken auf den Thron steigen konnte; weil ich mich aber der allgemeinen Meinung des Volks nicht kindlich vertrauen, noch meinem eigenen Gutdünken folgen durfte, sondern immer in Forcht stehen mußte, daß mir mein Ehrgeiz die Wahrheit verkehrte, lebte ich in einer unaussprechlichen Unruhe des Gemüths. Auf einer Seite sah ich einen wackelnden Thron, und einen lasterhaften, unmächtigen Fürsten, der durch seinen Fall sein ganzes Königreich über einen Haufen stürzen konnte; ich sah, daß das ganze Volk ihre mit Thränen benetzte Augen auf mich gewendet hatte. Ich sah wohl, daß es eines würdigen Königs sehr nöthig war, und ich konnte mir leicht die Rechnung machen, daß Gott nur darum so lange Zeit Frankreich lauter nichts sollende Könige gegeben hatte, damit der Scepter in solche Hände falle, die ihn mit

beſſern Ehren tragen könnten. Auf der andern Seite aber ſah ich auch, daß alle meine Begierden gerecht waren, ſo zwar, daß ich immer der Schwachheit Childerichs hätte zu Hilfe kommen können, oder daß ihn ſeine Unterthanen hätten vertragen wollen, ſo wollte ich viel lieber unter ſeinem Nahmen regiert, als ſeinen Platz eingenommen haben; aber als ich aus der Unordnung ſeines Lebens, ſeines Staats, allen ſeinen Sachen, und dem Murren ſowohl der großen Herrn, als des gemeinen Volkes wahrgenommen hatte, daß ſie gänzlich entſchloſſen waren, ſich einem andern Herrn zu untergeben, ſo hat mich gedünkt, es wäre nicht billig, wenn ich dieſen Vortrag, den man mir gethan hatte, ſogar aus den Augen ſetzte: ja ich achtete mich für ſtraftar, — ſo es je wahr iſt, daß ich dem Volke und Königreich einigen Nutzen ſchaffen könnte — wenn ich demſelben meinen Schutz und Hilfe verſagen ſollte. Es däuchte mich, — ſage ich — daß, gleichwie die ganze Welt nur einen Leib macht, und deßwegen alle Menſchen verbunden ſind einander Hilfe zu leiſten, alſo auch in einem ſonderbaren Königreiche alle Unterthanen verpflichtet ſind deſſen Untergang zu verhüten, ſonderbar wenn es ſcheint, daß Gott durch ungewöhnliche Mittel einen Fürſten beruft, wie es ſich in dieſer Sache hat anſehen laſſen. Denn betrachtet man nur ein wenig die Laſter derer, die über Pipin und Karl geherrſcht, und erwäge hingegen die Tugend beider, muß man nicht ſagen, daß Gott mir den Weg zum Thron bereitet hat, oder beſſer zu ſagen, daß er an mir die Verdienſte meiner Vetter vergelten wollen? Ich weiß wohl, daß das Erbfolgerecht unverbrüchlich gehalten werden ſolle, daß die Laſter auf dem Throne dem damit beſchmutzten Fürſten dennoch eine Ehrerbiethung übrig laſſen; ich weiß aber auch, daß, gleichwie Gott die erſten Könige verordnet hat, er auch alſo die letzten verſtoßen, und andere an ihre Stelle ſetzen kann, deßwegen kann man wohl ſagen, gebührt es den Menſchen nicht, nach Kronen zu trachten, es geziemt ihnen aber auch nicht, ſelbe zu verwerfen. Oefters iſt nicht weniger Stolz dabei, eine Ehre auszuſchlagen, als dieſelbe anzunehmen, und die welche ſich verweigert haben, Alexanders Geſchenke anzunehmen, ſind durch den Hochmuth mehr bezüchtigt worden, als man ſie des Geitzes beſchuldigt hätte, wenn ſie dieſelbe angenommen.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Ueberraſchung.

An einem ſchönen Tage
Voll Licht und reiner Düfte,
Ging ich mit meiner Klage
Hinaus in friſche Lüfte;
Ich liebte ſie ſchon lange,
Da ſie mir doch erzählte
So traut von der, die wählte
Mein überſelig Herz.

Und in den hellen Räumen
Des Frühlings, glaubt' ich, fände
Dort unter Blüthenbäumen
Sie ihrer Schwermuth Ende;
Sie fände in dem Hayne,
In ſeinen kühlen Hallen,
Für ihres Buſens Wallen
Der Lind'rung ſanftes Heil.

Da ſah'n wir eine Quelle,
Die ſtill und langſam glänzte,
Und deren lichte Welle
Der Blumen Schaar umkränzte;
Mein Liedchen, meine Klage
Zog mich zur Quelle nieder,
Schmiegt ſich an mich, und wieder
Blickt mich ſo traurig an.

Sie blickte unter Thränen,
Wie alle Wellen fliehen,
Von Hoffnung und von Sehnen
Die naſſen Wangen glühen;
Sie ſah' mich an und leiſe
Sprach ſie zu mir — ich hörte
Mit ſtiller Luſt, es ſtörte
Nichts unſer traut Geſpräch.

Und horch! ein Ton erwachte
In den umblühten Zweigen;
Die Quelle rauſchte ſachte;
Und langſam ſah ich neigen
Mein Liedchen in die Fluten —
Ich ſtaunt' und rief: erbarme
Dich Flut! — da ſchlang die Arme
Um mich Diotima.

1805. Nr. 135.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 15. November.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Litterariſche Anzeige.

Die hier folgenden Urtheile des ſeligen Garve über zwei Meiſterwerke von Göthe werden den Leſern, wenn ſie Ihnen ſonſt noch nicht zu Geſichte gekommen ſind, eine angenehme Mittheilung ſeyn. Sie ſind aus dem bei G. W. Korn in Breslau herausgekommnen Briefwechſel zwiſchen G. Garve, und G. J. Zollikofer, nebſt einigen Briefen an andere Freunde genommen; ein Buch, das man allen Leſern, beſonders aber den Verehrern der beiden würdigen Männer recht ſehr empfehlen kann, und wofür ſie beim Leſen ganz gewiß Dank wiſſen werden. — Ich wenigſtens habe lange keine ſo intereſſante und unterrichtende Lectüre gefunden. In Rückſicht des erſten findet man viele Notizen über viele damahls und einige noch lebende berühmte Gelehrte, und Beurtheilungen ihrer Werke, zum Beiſpiel von Kloz, Baſedow, Weiße, Engel, Ramler, Lavater und andere mehr; desgleichen von mehreren Städten: Berlin, Göttingen, Caſſel, Weimar ꝛc. In Rückſicht des zweiten: eine Menge der feinſten, ſcharfſinnigſten Bemerkungen über mancherlei Gegenſtände der Litteratur, vorzüglich aber pſychologiſche von Garve mit ſeinem bekannten, tief und ſcharf eindringenden Beobachtungsgeiſte aus ſeinem innerſten, eigenen Weſen genommen, und dem Herzensfreunde ohne Hehl mit ſeiner klaren Darſtellung erzählt. —

Ueberhaupt lernt man in den Briefen der beiden Verſtorbenen — denen Deutſchland lange allgemeine Verehrung zollt — durch die offene, freundſchaftliche Mittheilung all ihres Thuns, Denkens und Empfindens, zwei der edelſten, würdigſten Menſchen kennen, und keiner wird das Buch ohne Wehmuth, Gewinn und Dank aus den Händen legen, dem noch einiger Sinn für das Gute und Schöne geblieben iſt. —

Der Briefwechſel zwiſchen Garve und Zollikofer enthält vier und neunzig Briefe. Die meiſten ſind von Garve, wovon noch neun an Herrn von Thümmel, und zwei an Lavater im Anhange ſich befinden. —

Aus einem Briefe von Garve an Zollikofer.

Acht und dreißigſter Brief Seite 175.

Breslau am 17. November 1774.

Heute habe ich wieder das erſte Mahl nach zwei oder mehr Jahren bei einer rührenden Geſchichte geweint; iſt mein durch die Hypochondrie verſteinertes, erkältetes Herz wieder etwas weicher und wärmer geworden? Wie ſehr wollte ich Gott dafür danken! Oder iſt die Begebenheit nur die rührendſte, die ich ſeit ſo langer Zeit geleſen habe? Ich habe die Leiden des jungen Werthers geleſen. Wenn es der junge Jeruſalem ſeyn ſoll, und alles das — wie es mir auch aus den innern Kennzeichen zu ſeyn dünkt — ſo hat die Welt an dieſem jungen Manne eines der größten und der vortrefflichſten Herzen verloren, die

je zu meiner Kenntniß gekommen ſind. Welche Fülle von Ideen in ſeinen Betrachtungen über die Natur und die Menſchheit! Zwar ſind ſie alle etwas ſchwermüthig, aber wie iſt es auch möglich für den tiefdringenden Geiſt, der ſeine Empfindungen aus dem Weſen der Dinge ſelbſt herausholen will; wie iſt es für den anders möglich, als oft in finſtere Vorſtellungen zu verfallen, da er in dieſen Tiefen der Dinge alles ſo unbekannt, ſo unbegreiflich, und ſich ſo eingeſchränkt und ſo unwiſſend findet? — Und doch ſind dieß zugleich die Gedanken, die auch mich auf dem nicht ſehr angenehmen Pfade meines Lebens am meiſten unterhalten, aufrichten und ſtärken. — Dieſer edle und verſtändige Geiſt war ein ſehr eifriger Gottes-Verehrer. Das macht mir ihn auch bei ſeiner letzten Ausſchweifung ehrwürdig. — Seine Liebe gegen Lotte hat mich angeſteckt, ſo wie ehemals des St. Preux ſeine. Ich gäbe viel, viel darum, wenn ich wüßte, wer und wo ſie wäre, und wenn ich auf irgend einem Wege mich ihr nähern, und auch etwas von der Vollkommenheit erblicken könnte, die auf ein ſolches Herz einen ſo erſtaunlichen Eindruck hat machen können. Zwar iſt ganz gewiß ſehr viel Sinnlichkeit dabei. Sein Herz ſchlug vom heißeſten Blute, und das meinige zittert nur ſo ängſtlich, ohne Feuer, ohne andere Begierden, als die auf meine gegenwärtige Erhaltung und Beſſerung abzielen. Alſo würde ich mit meinen Augen in Lotten das nicht ſehen, was er ſah. — Aber wenn doch mein Geiſt bis zu dem ihrigen reichte, ſo müßte er da noch viel Gutes und Vortreffliches finden, was ſich auch ohne Sinne genießen und lieben läßt. Ich wollte, es wäre möglich geweſen, die ganze Geſchichte mit Namen und allem der Welt bekannt zu machen. Leſen Sie es doch auch liebſter Freund, und ich hoffe Ihre Empfindungen werden den meinigen antworten.“

Aus einem Briefe von Garve an den Herrn von Thümmel.

Neunter Brief, Seite 435.

Breslau den 29. April 1796.

„Was ſagen Sie zu Meiſters Lehrjahren? Mich dünkt, man kann ſagen, daß Göthe der Regel des Horaz getreu geblieben iſt, ex fumo fulgor.“ Der Eingang der Geſchichte ſchreckt beinahe von der Leſung ab: ſo wenig Intereſſe hat die Marionetten-Bühne. Ich wundere mich, da Meiſter ſeine Geliebte über die Erzählung einſchlafen ſah, daß Göthe nicht von ſeinen Leſern etwas ähnliches erwartete. Aber Göthe bekümmert ſich nicht um ſeine Leſer, er ſchreibt und dichtet nur zu ſeinem Zeitvertreibe. Aber freilich, da er ein Mann von Genie iſt, ſo kann man nicht lange in ſeiner Geſellſchaft ſeyn, ohne von Strahlen deſſelben erleuchtet oder erwärmt zu werden. In der That hätte ich von dem Manne, der die Welt im Großen und in mehrern Ländern kennt, gewünſcht, daß er ſeinen Pinſel nicht blos an der Portraitirung von Schauſpielern und Schauſpieler-Gruppen geübt hätte, die ſchon von ſo vielen poetiſchen Malern ſind abgebildet worden. Aber da er einmahl dieß Sujet wählte, ſo konnte er uns doch auch nicht durch feinere, gründlichere Bemerkungen über die Kunſt des Dramatiſten, und über die des Schauſpielers ſchadlos halten, als die ſind, welche er gelegentlich gibt. Mehrere Charaktere ſind ſehr intereſſant, obgleich ſonderbar und unerklärlich; aber hauptſächlich iſt es die Philoſophie, die in dem Buche verſtreut iſt, die den Werth deſſelben ausmacht. — Und nun muß ich abbrechen ꝛc. —

Aus dem ſieben und achtzigſten an Zollikofer.

Unſere neuen deutſchen Methaphyſiker werden mir bald zu hoch werden. Natürlich wird auch meine Philoſophie für ſie zu niedrig ſeyn. Weil aber doch immer noch eine Claſſe im Volke übrig bleibt, die ſich zu den allerabſtracteſten Speculationen nicht erheben kann, und doch noch über das unſichtbare nachzudenken in ſich ein Bedürfniß findet; ſo werde ich auch vielleicht noch meinen Kreis, wenn auch nur einen kleinen finden, mit dem ich in meiner Denkungsart an niveau bin, und der mich alſo weder als ſeicht verachten, noch als unverſtändlich wegwerfen wird. — Ich bin an die Quelle unſerer ſublimen Methaphyſik gegangen, und habe den Spinoza ſelbſt mit aller Aufmerkſamkeit geleſen. Ich geſtehe es, ich danke es denen ſehr, die mich dazu veranlaßt haben. Nicht nur mein Verſtand iſt geübt und unterhalten worden, ſondern in den Theilen der Ethik, die die Leidenſchaften und die Mittel dagegen betreffen, bin ich durch reelle Kenntniſſe, oder durch neue, und mir wichtige Anſichten der Dinge bereichert worden. Aber in ſeiner Theologie finde ich kein Licht und in ſeiner demonſtrativen Methode, die er in der größten Vollkommenheit als je ein Philoſoph gebraucht hat, alle derſelben anklebende Gebrechen.

Pipin der Kurze, König in Frankreich, zu dem Erzbiſchof von Mainz.

(Fortſetzung.)

Zu dem, wenn die durchgehende Landesverweiſung, die allgemeine Berufung des Volkes, und die innerliche Bewegung des Gewiſſens uns zu erkennen gibt, daß das Königreich unſer bedarf, daß die Unterthanen unſer begehren, und daß wir keine andere Gedanken haben, als die, ſo zur Gottes Ehre und der Untergebenen Heil gerichtet ſind, was meint ihr wohl, daß man einer ſo noth-

wenkigen Sache entgegen ſetzen könne? Kann man nicht in der Regierung dieſer ganzen Welt augenſcheinlich ſehen, daß Gott nichts umſonſt gemacht hat? Er gibt zwar allen Dingen unterſchiedliche Eigenſchaften, es iſt wahr, aber wenn er es ihnen gegeben, ſo müſſe ſie ſich derſelben nothwendig machen; eben deßwegen ſehen wir auch, daß die Sonne ſcheinen muß, und daß dieſelbe auch mitten in der Finſternis ihres Glanzes nicht ganz und gar beraubt wird. Der Magnet kann kein Magnet ſeyn ohne anziehende Kraft gegen das Eiſen. Man betrachte die nützlichen Tugenden der heilſamen Kräuter, oder die ſchädlichen Eigenſchaften der Gifte, ſo ſieht man doch, daß ſie nothwendig die Wirkungen ihrer Natur hervorbringen müſſen. Alſo wenn Gott den Fürſten und den Unterthanen gewiſſe Zueignungen verhängt, ſo ſcheint es, daß dieſe Fürſten müſſen geſtürzt, die Regierungen über'n Haufen geworfen, und die Unterthanen nach ihrer Reihe herrſchen ſollen. Ich weiß zwar wohl, daß die Theologia einen merklichen Unterſchied zwiſchen einem vernünftigen Menſchen und den unempfindlichen Dingen zu machen pflegt: es hat aber der Menſch alle Freiheit, die er haben mag, ſo iſt er doch gewiſſen und faſt unvermeidlichen Nothwendigkeiten unterworfen, gleichwie mir wiederfahren iſt, entweder die Krone anzunehmen, oder das Königreich zu Grunde gehen zu laſſen. Zwiſchen dieſen beiden war kein Mittel zu finden; es war einmahl ſo weit gekommen, daß ich mich entſchließen mußte, entweder unter dem Fall Childerichs Thron zu erliegen, oder auf denſelben zu ſteigen. So oft ich mich erinnere, wie erbärmlich mir dieſes Königreich zu Geſicht gekommen, — welches Pharamundus aufgerichtet, Merovens ſo ſehr vermehrt, und der große Klovis ſo erſchröcklich gemacht hatte — als ich es nächſt bei ſeinem Fall betrachtete, und da es an dem war, daß es den Heiden und Barbaren zu Theil werden ſollte, ſo wundere ich mich nicht mehr, daß ich die Kühnheit gehabt, den königlichen Titel anzunehmen, weil es höchſte Nothwendigkeit war, daſſelbe von ſolchem Unglück zu erretten. Ueberdieß ſah jedermann, daß Childerich die Krone verlieren mußte; mußte er ſie denn verlieren, ſo war ja kein anderer, der gleichwie Pipin, indem er ſich nicht auf die Gunſt der Unterthanen, und den Verdienſt ſeiner Verältern verlaſſen durfte, dieſelbe lange Zeit hätte bewahren können. Wenn ich einen andern darnach ſpüren ließ, hätte ich nicht wenig zur Zerſtörung des Landes geholfen, weil ein anderer gewiß wenig würde geſpürt haben, ſo lang der Sohn des durchläuchtigen Karls im Leben geweſen wäre.

Das gemeine Volk hätte ſich bei meiner Regierung gar zu wohl befunden, als es hätte leiden ſollen, daß ein anderer Unterthan des Childerichs denn ich ſeinen Thron beſitzen ſollte, weil ſie vielleicht noch einige von ſeinen Tugenden in mir wahrgenommen haben. Was hätte ich denn thun ſollen in ſolcher Begebenheit, als mit mir ſelber zu Rath gehen, um zu ſehen, ob nicht etwa eine heimliche Zuneigung ſich in meinem Herzen finden möchte, welche in meiner Perſon aus einem getreuen Unterthan einen ungeſchickten König machen könnte, damit ich nicht ſelbſt einen Fehler beging, indem ich eines andern denſelben zu verbeſſern vermeinte? Laßt uns verſuchen, ſprach ich bei mir ſelbſt, ob wir tüchtig ſind, unſern Begierden abzuſagen, und allein nach dem gemeinen Nutzen zu trachten, nichts ungerechtes zu begehen, und unſere Ehre nicht anders, als in der Ehre Gottes zu ſuchen. Laßt uns erforſchen, ob wir fähig ſind, mit Hintanſetzung unſerer Ruhe andern Fried und Ruhe zu verſchaffen, nur darum Krieg zu führen, den Frieden zu erwerben, und den Frieden zur Beförderung der Gerechtigkeit anzuwenden. Laßt uns ſehen, ob wir mit dem Geiſte des Unterſchieds begabt ſind, welcher hohen Potentaten ſehr nöthig iſt, damit ſie in der Wahl derjenigen, denen ſie große Aemter anvertrauen, nicht betrogen werden; laßt uns anſehen, ob wir unſere Begierden bezwingen können, ihnen in unbilligen Dingen nicht zu folgen. Laßt uns beherzigen, ob der königliche Stand nicht kräftig genug ſey, uns der Leutſeligkeit eines gemeinen Mannes zu berauben, indem wir uns vielleicht der Gerechtigkeit allzuſcharf, und der Barmherzigkeit gar zu ſelten gebrauchen möchten. Laßt uns erkundigen, ob unſer eigener Ehrgeiz, oder die allgemeine Wohlfahrt der Unterthanen uns auf den Thron zeigt; ja laßt uns endlich betrachten, ob unſer Vorhaben gerecht, unſere Begierden unſchuldig, und unſere Erkenntniß in den rechten Schranken ſteht, beides die Strafen und Belohnungen rechtmäßig auszutheilen. Laßt uns bedenken, ſage ich ferner, wie ſchwer es ſey, die Geſetze nicht zu brechen, wenn man ſich über dieſelben erhaben ſieht. Wie gefährlich iſt es, wenn man ſich durch den Glanz einer Krone verblenden läßt, und wie noch weit gefährlicher, wenn gute Sitten von ſolchen Leuten verderben werden, welche kein anders Abſehen haben, als um ihres Eigennutzes willen den Fürſten zu betrügen. Die Schmeichelei iſt ein ſolch ſubtiles und zartes Gift, daß man ihm ſchwerlich entgehen kann, beſonders an ſolchen Orten, wo ſie öffentlich im Schwunge zu gehen pflegt: wir haben noch niemand gehört, ſetze ich weiter hinzu, der uns von Annehmung der Krone abgemahnt hätte. Wie wird es denn gehen, wenn wir ſie empfangen haben? Wir ſtehen noch unten am Throne, und jedermann liebkoſet

uns; was soll es denn werden, wenn wir hinaufgestiegen sind? Deßhalb laßt uns wohl und abermahl wohl erwägen, was wir thun oder nicht thun sollen. Es ist uns keine Schande, wenn wir schon nicht König werden, schändlich aber wird es stehen, wenn wir ein unwürdiger König seyn sollten; geht das Königreich verloren, so tragen wir doch an demselben keine Schuld; nein, aber gleichwohl hätten wir es vielleicht erretten können, thun wirs aber, liegt die Schuld dann nicht auf uns? Laßt uns denn dem gemeinen Nutzen zu gut unsere Ehre und Ruh aufs Spiel setzen, und uns in etwas dem Glücke vertrauen, was auch daraus entstehen mag.

Die, welche wegen augenscheinlichem Schiffbruche in Gefahr schweben, können uns dessen keine Schuld beimessen, wenn es je geschehen sollte, daß wir sie nicht errettet könnten; sollte es aber geschehen, daß wir sie erlösen sollten, was für Nutzen hätten sie, und was für Ehre und Ruhm hätten wir dadurch zu gewarten? Auf solche Art und Weise habe ich ungefähr diese nachdenkliche Sache bei mir selber erwogen, damahl als ich mich einsmahl durch eine sonderbare Eingebung des Himmels entschlossen, eben dieses zu vollbringen, was ich gethan habe. Gott sey gedankt, daß ich mich nicht allerdings in meinen Muthmaßungen betrogen habe, wie ihr selber gesehen habt; meine Regierung ist etwas richtiger gewesen, als des Childerici: die mir an Stand und Würde gleich gewesen, haben sich glückselig geschätzt, meine Unterthanen zu werden, die sich aber empört haben, sind nach Gebühr gestraft worden. Ich bekenne zwar, daß in gewißen Fällen man ein Ding aus dem glücklichen Ausgange nicht urtheilen solle: es begeben sich aber auch bisweilen solche Fälle, die durch den Ausgang müssen gerechtfertiget werden, und die handgreiflich zu erkennen geben, daß die Veränderungen der Kaiserthümer und Königreiche nicht ohne sonderbare Verhängniß dessen, der sie gestiftet hat, geschehen können. Zudem wer weiß ob Pipins Nachkommen nicht eben Childerichs Glück dermahleinst erfahren werden, wenn sie aus den Fußstapfen ihrer Voráltern treten sollten? Ich sehe zwar an meinem Sohn Karl ein großes und hohes Gemüth; dennoch soll er die Krone nimmermehr als durch die allgemeine Einstimmung aller meiner Unterthanen empfangen, so schwer und gefährlich finde ich diesen Stand.

Ich habe sie zwar angenommen, und meine, daß ich sie nicht unwürdig getragen habe; damit nun die ganze Welt erkennen möge, daß ich die Regierung nicht begehrt, besonders zu dieser Zeit, wo ich vermeinte dem Königreiche Nutzen zu schaffen: man wird sehen, daß, sobald das Alter mir die Kraft die Waffen zu führen entziehen wird, ich mit weniger Mühe der königlichen Hoheit mich begeben kann, als es mich gekostet sie anzunehmen. Childerichs Stelle habe ich nur darum angenommen, einen müßigen und untüchtigen Fürsten abzutreiben, dem Karl aber will ich sie gerne überlassen, wenn er dazu fähig erkannt wird, und ich verzüglich keine Dienste mehr leisten kann. Indeß hoffe ich, wenn Gott mir noch lange das Leben fristet, daß ich meine Vorschläge ins Werk richten kann, und sich finden wird, wenn mich schon niemand unter die gewaltthätigen Besitzer rechnen wollte, daß solches das erste Mahl gewesen, daß eine solche Veränderung ohne Ehrgeiz und ohne Noth vorgenommen werden, zugleich auch ohne Krieg und Blutvergießen abgelossen ist. Laßt uns dann von den Nachkömmlingen ein Besseres hoffen, laßt uns hoffen, sage ich, weil unsere Regierung der Vorfahrer ihre in Glückseligkeit übertroffen, daß wir nicht allein unter die Zahl der rechtmäßigen sondern auch ruhmwürdigsten Könige mögen aufgenommen werden. Hat schon Pharamundus das Königreich aufgerichtet, so haben wir es von dem Untergange bewahrt: hat Merovæus derselben Grenzen erweitert, so haben wir sie erhalten: ist schon Clovis der erste gewesen, welcher die Götzen zernichtet, und dem wahren Gott Altäre erbauet hat, so haben wir die Unschuld und Gerechtigkeit neben uns auf den Thron gesetzt, alle Laster verbannt, alle Tugenden eingeführt, der Gottseligkeit ihren rechten Glanz mitgetheilt, und eine glückselige Zeit zuwegegebracht. Durch diese herrliche Kennzeichen hoffe ich mir viel besser einen unsterblichen Nahmen zu erwerben, als durch alle Lobsprüche, die den verstorbenen Kaisern gemacht werden, und eben darum begehre ich nicht, daß man schlechthin sage: Pipin hat recht regiert, sondern daß man auch beisetze, er hat recht und wohl geherrscht; ja mir ist's nicht genug, wenn man melde, man habe ihm rechtschaffen gedeicht, man wisse denn auch, daß er geliebt worden ist, nicht weniger will ich, daß man sage, er habe sich auf Childerichs Thron gesetzt, sondern vielmehr, daß ihn seine Unterthanen hinaufgetragen haben: mit einem Worte, ich will nicht, daß man gedenke, Pipin habe sich selber zum Könige gemacht, sondern die Schwachheit seiner Fürsten, ihre unglückliche Regierungen, der Verdienst seiner Voráltern, die gemeine Einstimmung des Volkes, seine eigene Tugenden, und der Wille Gottes haben ihm die Krone auf das Haupt gesetzt, ohne einige Wirkung des Ehrgeitzes. Sehet hochweiser Erzbischof, dieses sind Pipins Gedanken gewesen, als er auf den Thron gesessen; so lange er auf selbem gesessen, und was er haben will, soll man nach seinem Tode von ihm sagen.

(Der Beschluß folgt.)

1805. Nr. 136.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 18. November.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Scenen aus einem Trauerſpiele Quintano.*)

Stephania

im Selbſtgeſpräch, ſie endet, indem ſie den Quintano kommen hört, mit den Worten:

Ja, ja, er iſt's, — ha, möchte nun ſo ſchön
Als ich den Plan entwarf, die That gelingen! —

Quintano tritt herein und will, ſie ſtumm grüßend, ſchnell vorübergehen. —

Zweiter Act.

Zweite Scene.

Stephania.

Wohin ſo haſtig denn; doch — darf man dieß
Den Liebenden in ſeiner Eil noch fragen? —

Quintano.

Signora, meinen Gruß. — Iſt ſie daheim? —

Stephania.

Bedeutungsvoll iſt Leuten eurer Art
Dieß ſchöne Sie; doch möcht' es ſtets, ſo ſchön
In eurer Seel' es iſt, auch wirklich ſeyn!

Quintano.

Was ſchön im Geiſte iſt, das muß auch ſo
Die Wirklichkeit gewähren, die Natur
Verheißet nichts, was ſie nicht geben kann.

Stephania.

Kennſt du den Abſtand nicht, den Ideal
Und Wirklichkeit ſtets hat und haben wird?

Quintano.

Es ſcheint, zum Streiten biſt du aufgelegt,
Und ich, ich möchte zu Emilien eilen.

Stephania.

Die alles das, was ſchön dir iſt, vereint?

Quintano.

Kannſt du mir etwas ſchön'res, höh'res zeigen?

Stephania.

Ich weis ja nicht, was ſchön und hoch du nennſt;
Allein das weis ich wohl, daß manches hoch
Und ſchön genennet wird, was niedrig eſt
In wahrer Schätzung ſteht, gar häßlich iſt. —

*) Das Süjet des Stückes iſt, wie man ſieht, aus der Geſchichte Otto's des Dritten, genannt Mirabilia Mundi von ſeinen Verehrern, genommen, und die Handlung fällt in die Zeit ſeines dritten und letzten Römerzuges 1002. Drey Jahre vorher 999 hatte Otto den bekannten Creſcens, der den von ihm eingeſetzten Pabſt Gregor den Fünften verjagt, einen andern, den Johann von Piacenz an deſſen Stelle zum Pabſt gemacht, und die oberſte Gewalt in Rom an ſich geriſſen hatte, mit zwölf vornehmen Römern hinrichten laſſen. Stephania iſt Creſcenz nachgelaſſene Wittwe, Emilie ihre Nichte, Quintano ein edler Römer, Emiliens Geliebter.

Quintano.

Du ſcheinſt mir bitter heut; ihr gilt es nicht?

Stephania.

Ich ſprach im allgemeinen nur, und ob
Im einzeln gleich noch mehr zu ſagen wäre.

Quintano.

Und ſprichſt du's gleich nicht deutlich aus, ſo ſcheint
Es gegen ſie doch Zweifel zu verrathen.

Stephania.

Du glaubſt; doch mich muß Ueberzeugung lehren,
Nach kalter Prüfung kehrt die ſelten ein. —

Quintano.

Du meineſt ſie, und zweifeln kannſt du noch?
Hat deinen Augen ſich der Schönheit Reih,
Des Geiſtes holde Blüthe nicht entfaltet? —
Und dennoch weiſt du dieſes Meiſterſtück,
Die Zierde des Geſchlechtes nicht zu achten? —
Kann den, der ſie, Emilien, hört, dem ihr
In dieſes himmliſch reine Angeſicht
Zu blicken nur vergönnet war, noch zweifeln,
Daß Engel hier auf dieſer Erde wallen? —

Stephania (ironiſch).

Nein, Hochverrath bezing der gegen dich!

Quintano.

Des ſeinen Spott's bedarf es hier wohl nicht.
Und wäre, was mein höchſtes Glück mir iſt,
Emilie nimmermehr auch mein geweſen,
Könnt' ich die reinſte Huld'gung ihr entziehn?
Ihr Eigenthum iſt Aug' und Sinn und Herz,
Nie ſoll von ihr mein Aug und Herz ſich wenden.
Ja, der Gedank' an ſie wird zum Gebet,
Und nur ihr Glück ſey des Gebetes Lohn. —

Stephania.

Du Trunkner reiſſeſt hin; doch nüchtern will
Und muß ich ſeyn. Ich ſelber bin ein Weib,
Und ſieh: ich ſelber ſag es dir, du kennſt
Die Weiber nicht. — Ein Ideal, das dir
Die Gluth der Phantaſie, des Herzens Gluth
So ſchön erſchuf, ſteht herrlich prangend da,
Und in dem ſchönen, eignen Werke liebt
Der eigne Meiſter die, die er — wohl ſüß
Und herrlich klingt das Wort, — Geliebte nennt;
Er liebt ſein eignes Werk, er kann nicht mehr
Den ſüßen Trug von Wahrheit trennen!

Quintano.

Zu viel! —
Du ſpotteſt meiner, ſpotteſt des Geſchlechts,
Dem du doch ſelber angehörſt; — ziemt das
Dem Weibe wohl? —

Stephania.

— Das frage nicht, was hier
Dem Weibe ziemt; nur was der Freundinn ziemt,
Erkenn' ich klar, und folge dem: denn du,
Du biſt ein Mann, der ſelber ſehen ſoll,
Der des gefärbten Glaſes nicht bedarf,
Um ihn, der Sonne ſtarken hellen Strahl
In ſeinem Glanz mit freiem Aug zu faſſen.
Drum höre mich, Quintano! an, und was
Du hörſt, behalte wohl; denn ſelten ſpricht
Ein Weibermund, wie's dir der mein'ge ſoll.

Quintano.

Wohlan, ich will's, ob krampfhaft gleich das Herz
Bei ſolcher Rede ſich zuſammen zieht.

Stephania.

Ein überirdiſch Ideal haſt du
Aus Roſengluth mit Lilien ſanft gemiſcht,
Aus deiner ſchönen Seele tiefſtem Innern
Emporgehoben dir, und es gebildet;
Mit Liebe, nahmenlos, und unausſprechlich
Umfaſſeſt du das herrliche Gebild,
Das du mit Engelreizen ausgeſchmückt.
Das Ganze nennſt du Weib, und in dem Nahmen
Verehr'ſt du das Geſchlecht; doch nun, daß dir,
Dein Eigen, alles Schöne ſich vereine,
Nun nenneſt du, worauf du's übertrugſt,
Emilie dein: —

Quintano.

Wozu dieß alles hier?
Du weiſt, Eingängen war ich immer gram,
Denn nur, wohin ſie wollen, führen ſie
Den Hörer erſt, und laſſen dann getäuſcht
Den Will'gen ſtehn. Drum führe mich zum Ziel,
Wenn ich dich länger hören ſoll. —

Stephania.

— Geduld! —
Das Ziel iſt nah', und näher wie du glaubſt.
Du geh'ſt von deinem Ideale aus,
Vom Wirklichen doch iſt mein ſich'rer Gang.
Was jenes iſt, das haſt du ja dir ſelbſt
Mit aller Farben ſchönſten ausgemalt;
Dieß treu zu zeichnen iſt nun mein Geſchäft.

Quintano (will gehen).

Leb' wohl! ich schenke dir die traur'ge Müh:
Ich wecke selbst den Träumer nicht, wenn ihn
Der Traum beglückt: —

Stephania.

— Beglückt den weisen Mann
Ein Traum? — ein lustig und gestaltlos Wesen?
Der Ausspruch zeigt es klar, daß stark, wie du
In deinem Wahn dich glaubst, den Zweifeln doch
Ein willig Ohr du gerne leihst; allein
Nicht fassen will ich dich bei diesen, nein!
Quintano, nein! nur Wahrheit sag' ich dir,
Weil du, was Wahrheit ist, ertragen kannst,
Weil du vor andern werth bist, sie zu hören,
Weil du sie einmahl hören mußt: vernimm
Sie dann: — dir ist Emilie verloren!

Quintano.

O Himmel, nein! o nein! du lügst. —

Stephania.

— Wie rasch
Das Wort du sprichst. Wohl wehe thut es mir
Daß ich beweisen soll; doch muß ich's nicht?
Wohlan, so höre mich. —

Quintano.

— Nein, sag ich dir,
Du sprichst die Wahrheit nicht; nein, eher muß
Zur finstern Nacht der helle Tag mir werden,
Eh' ich dieß glauben will. — Wie? solche Tugend
Könnte fallen? Es ist nicht wahr, es kann
Mich nimmermehr Emilie verlassen.

Stephania.

Wie solche Tugend könnte fallen? sagst
Argloser du, und weißt es nicht, daß stets
Jedwede Tugend sich um einen Preis
Vergißt? — Wer diesen schlau zu finden weiß,
Wer Macht ihn darzubieten hat, der geht
Gekrönt als Sieger heim. — Und nimmer gibt
Ein Mädchen ihn, den sie geliebet, auf,
Ist nicht für ihn ein andrer schon gefunden.
Hart klingt der Ausspruch zwar; doch ist er wahr.
So hat's die Zeit, so alt sie ist, bewährt,
Und wird, so alt sie immer wird, aufs neu
Es ewig so bewähren, glaub es mir! —
Wenn Otto nun den Preis gefunden hätte?
Ein Kaiserthron ist keine Kleinigkeit,
Von allen Sterblichen auf dieser Welt,
Von allen füllet ihn nur eine aus,
Und Otto ist ein schöner, junger Mann!

(Der Beschluß folgt.)

Bedenken über Pipins Reden.

Wie wichtig auch immermehr diese vorgebrachten Ursachen scheinen mögen, so hat Pipin doch vielmehr durch seine gerechte Regierung, als durch die Kräften seiner Worte die Gerechtigkeit seiner Meinung erwiesen. Denn gewiß, wer sich fest auf einen neuen Thron setzen will, muß wie David ein Mann nach dem Herzen Gottes seyn, wenn auch schon der, welcher vertrieben wird, eben so gottlos wäre als Saul gewesen ist. Alle neue Herrschaften werden mit so vielen Widerwärtigkeiten begleitet, daß dieser wohl ein ungemeiner Mensch seyn muß, der sie überwinden kann. Das gemeine Volk läßt sich zwar leicht zur Veränderung ihrer Herzen bewegen, weil sie ihren Nutzen dabei zu finden vermeinen; diese Meinung gibt ihnen die Wehr wider ihre alten Könige in die Faust, aber bald hernach werden sie gemeiniglich gewahr, daß sie betrogen sind, und lernen aus der Erfahrung, daß sie mehr verloren als gewonnen haben. Deßhalb darf ich fast sagen, daß es neuen Fürsten eben so schwer ist Kronen zu erhalten, als zu gewinnen, und daß, wenn sie nicht durch eben die Hand, welche die Erde auf ihrem eigenen Gewicht erwieget, unterstützt werden, ihr Fall fast unvermeidlich. Es ist unmöglich, daß ein neuer Fürst seinen neuen Unterthanen nicht in etlichen Stücken mißfalle, entweder wegen dem Kriegsvolk, so er unterhalten muß, oder aber wegen vielen andern verdrießlichen Dingen, welche die neue Herrschaften nothwendig nach sich ziehen: denn, wie ein vornehmer Staatsmann davon redet, macht man sich alle die zu Feinde, welche man bei Annehmung der höchsten Gewalt beleidiget hat, und man kann schwerlich die Freundschaft derer erhalten, welche dazu geholfen haben, weil man sie nicht so belohnen kann, wie sie sich's einbilden, daß sie es verdient haben, sonderbar weil man sich der Schärfe gegen sie nicht gebrauchen darf, in Anbetracht wie hoch man gegen sie verbunden ist. Es ist so schwer, denjenigen über sein Haupt erhaben zu sehen, welcher uns zuvor an der Seite gestanden, aus seines gleichen sich einen Herrn zu schaffen und sich dem zu übergeben, der nicht mehr als wir selbst gewesen ist, daß man nicht läugnen kann, es müsse etwas göttliches bei allen Herrschaften mit unterlaufen seyn. Ich halte dafür, daß zur Zeit, als solche ungemeine Leute wie Pipin, und Hugo Kapet solche große und kühne Thaten haben sich erlauben dürfen, daß ihr Gemüth mehr durch eine sonderbare Eingebung des Himmels, als durch ihren Ehrgeiz dazu angereizt worden seyn, und daß sie vielmehr dem unwandelbaren Schlusse Gottes als einer ver-

gänzlichen Eitelkeit gefolgt, ja daß ſie ſich vielmehr der göttlichen Vorſehung als einer unbeſcheidenen Begierde zu regieren ergeben haben. Es iſt ſo weit von dem Stande eines gemeinen Mannes bis zur königlichen Hoheit, man findet ſo viele Diſtel und Dörner, ſo viel abſtürzende Felſen und tiefe Abgründe, ja ſo viele große Hinderniſſe auf einen ſolch langen Weg, daß man tauſenderlei Arbeiten ſchwerer als jene des Herkules überwinden muß, unter deren geringſten eine dieſer Held hätte unterliegen müſſen.

Daraus erſcheint, daß die, welche das gemeine Volk usurpatores oder gewaltthätige Beſitzer nennt, nicht mit ihrem rechten Nahmen genennt ſind. Attila, welcher eine Geiſel Gottes genannt worden, wie gottlos er auch geweſen iſt, lehrt uns dennoch, daß alle Gewalt von oben herab komme, und ſo lange es Gott gefällig, dauert. Die Monarchien, welche von den Aſſiriern auf die Meder, Perſianer, Parthen, Griechen und Römer gekommen ſind, geben uns durch ihre allgemeine und immerwährende Veränderungen zu erkennen, daß der, welcher keiner Veränderung unterworfen, eben dieſelbe ſchafft, und aus ſolchen Urſachen herführt, die uns zwar verdeckt, dem aber allein bekannt ſind, dem nichts verborgen iſt.

Mündliche Aeußerungen von Schiller.*)

Gelehrte Zeitungen ſind die Tummelplätze einſeitiger Anſicht und der Parteilichkeit; ſie verderben oder verhindern oft den Nutzen, den der Schriftſteller ſtiftete.

Auffallend iſt es mir immer, wenn man in großen Städten ſo viel und ſo oft über Kleinſtädterei der kleinen Städte ſchimpfen hört. — Die Leute ſchimpfen ſich ſelbſt, denn ich habe immer die wahre Kleinſtädterei in großen Städten am häufigſten angetroffen. Jedes Quartier oder Viertel iſt dort eine kleine, ſehr kleine Stadt, ein Thron der erbärmlichſten Kleinſtädterei; die beweiſen auch ſchon die Intelligenz-Blätter großer Städte. Denn auch Intelligenz-Blätter charakteriſiren den Genius des Zeitalters und den Ton einer Stadt.

Die Erziehung des Menſchen iſt die wichtigſte und größte Angelegenheit aller polizirten Staaten. Die Anſtalten dazu ſind aber nicht immer die dem Zwecke entſprechenden Inſtitute. Man ſollte den jungen Menſchen recht früh vertraut und bekannt mit der Natur, mit der Phyſik machen.

*) Einige Scenen und Charakter-Züge aus Schillers ſpäterem Leben — von VVipIVs — Stendal 1805.

Paßt auch unſer Zeitalter nicht für das Zeitalter der Griechen; ſo paßt doch allerdings der griechiſche Geſchmack für unſere gebildeten Zeiten.

Ich habe, als ich Wallenſteins Lager, die beiden Picolomini und Wallenſteins Tod ſchrieb, ganz die Gräuel des franzöſiſchen Krieges vor meinen Augen gehabt. Was Max Picolomini ſeiner Thekla und ſeinem Vater von den Segnungen des Friedens ſagt, was ich ihm in den Mund legte, das habe ich wahrhaft empfunden und gefühlt.

Das weimariſche Publicum iſt ſehr gebildet. So unvermiſcht, ſo übereinſtimmend habe ich noch keines in deutſchen Schauſpielhäuſern verſammelt gefunden! Es iſt aber auch ſtreng in ſeinem Urtheile. Durch das vortreffliche Spiel der Künſtler, durch das Streben des Genie's iſt es verwöhnt. — Es kann kaum die Mittelmäßigkeit ertragen.

In kleinen Staaten lebt man am glücklichſten; hier findet der Blick des Regenten leicht den Central-Punct. Er hat nicht zu viele, und nicht ſo verſchiedene Gegenſtände flüchtig zu überſchauen.

Der iſt der beſte Menſch, der beſte Bürger im Staate, der frei reden, frei handeln kann; das die beſte Regierung, die beides duldet; das der beſte Staat, den eine ſolche Regierung beherrſcht! — Wenn man nur erſt überall den Werth des Menſchen fühlte und achtete! — Ich könnte unmöglich in Staaten leben, wo Sclaven-Sinn herrſchte, und Leibeigenſchaft geduldet würde.

Jedem das Seine! und um wie vieles größer wie weit glänzender würde nicht das wahre Verdienſt erſcheinen, wie weniger würde es hier und da verkannt, verachtet, verfolgt und verwaiſt ſchmachten, wenn alle Menſchen dieſe goldene Lehre befolgten? — Wenn ſie nur erſt genau von oben herab beobachtet würde! des Scheinverdienſtes würde bald weniger werden.

Spaniſches Sprichwort.

Artig ſeyn lehre die Tochter und häuslich; und haſt du ein Handwerk
Deinem Sohne gelehrt, haſt du für beide geſorgt.

1805. Nr. 137.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 20. November.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Scenen aus einem Trauerspiele Quintano.
(Beschluß.)

Quintano.

Wenn sonst nichts ist, so kann ich ruhig athmen!
Für eitlen Tand gibt sie das höchste Glück
Nicht hin, für einen Thron verläßt sie nicht
Den sie geliebt; wohl ein gemeines Weib
Voll Herrschsucht, aber sie Emilie nicht.
Und dieser Otto, ist er nicht mein Freund?
Verschwunden ist die Furcht, zu ihr eil' ich
Mit frohem Muth, mit neuer, treuer Lieb',
Und sonne mich für deinen Fieberfrost,
Der dir zu kaltem Eis das Herz erstarrt,
In ihrem holden Angesicht — (will gehen.)

Stephania (heftig ihn zurückhaltend).

— Jetzt nicht! —
Jetzt nicht! — Willst du auf ihrer Staffelei
Nicht Ottos Bildniß sehn. Nein bleib, o bleib!
Wie könntest du den argen Trug ertragen? —
Quintano bleib! — (sich fassend) doch willst du's, hast du Kraft
Mit eignen Augen dich zu überzeugen, —
Zurück kann ich das rasch gesprochne Wort
Nicht nehmen. — Nun wohlan so geh. — Nein, nein!
Bleib hier! —

Quintano.

— Sein Bildniß auf der Staffelei!
Weh' dir Stephania, wenn du mir lügst: —
Sein Bildniß auf der Staffelei? —

Stephania.

— So ist's.
Ich sollte ja beweisen, wolltest du, — —
Und ist nicht dieß Beweis genug für dich?
Vergiß, was sie gefehlt, dem Freund verzeih'.

Quintano.

Du sprichst nicht wahr; es kann nicht seyn. —

Stephania.

— Es ist's! —
Aus dir spricht jetzt der wilde Schmerz, die Qual
Der Täuschung, darum kann ich dir verzeih'n,
Und, wie du mich beleidigst, ruhig hören.
Ja wohl warst du der Liebe Wonnen werth,
Emilie hätt' sie ewig dir gegeben,
Hätt' Otto nicht mit süßer Schmeichelei,
Des Ehrgeiz's Lockung, sie dir abgewendet.

Quintano.

Iſt's wahr, daß ich hier, ein leichtgläubig Kind,
Bereit und willig höre, was du ſprichſt? —
Was wär' es ſelbſt, daß ſie ſein Bildniß malt? —
Doch, daß Sie's mir verbirgt!... Es kann nicht ſeyn, —
Beweiſe will ich, ja ich will es ſeh'n.
Und haſt du Recht — konnt' ſelbſt Emilie fallen,
Dann zähle Schandthat mir auf Schandthat her,
Wie hier das Weib den Mann ermordete,
Den alten Vater dort der Sohn erſchlug,
Wie eine Braut ein ſchleichend Gift bereitet,
Am Trauungstage dem Geliebten reicht, —
Ich glaub' es gern, wenn ſie betrügen kann.

Stephania.

Betrügen? Kann ſie nicht betrogen ſeyn?

Quintano.

Betrogen ſeyn iſt ſelber hier Betrug;
Ich fordre den Beweis, den du verſprachſt.

Stephania.

So höre mich, Quintano! ruhig an,
Und faſſe dich, daß du mich faſſen kannſt,
Und Wahrheit wird dir, was ich ſage, werden.

Quintano.

So ſprich, verſchweige nichts, ſag' was du willſt. —

Stephania.

Du führteſt Otto hier in unſer Haus
Als deinen Freund ſo arglos ein; er kam,
Und immer mehrt' ſich ſein Beſuch; warum?
Um mich, die er als ſeine Feindinn kennt,
Der er auf's Blutgerüſt den Mann geſendet,
Um mich, Quintano! wahrlich nicht. Ihn zog
Nicht Freundſchaft her, Staatsklugheit nicht, ich bin
Ein ſchwaches Weib, und zu gebieten braucht
Er nur in Rom; es ſind ja alle ſchwach
Und furchtſam feige Sklaven ihm geworden!
Was führt ſie oft ihn her? Emilie war's,
Warum ſo oft er kam; du hatteſt ſelbſt
Mit Lobpreis ihr den Freund gerühmt, d'rum ward
Er bald von ihr als Freund geehrt; und wo
Die Freundſchaft erſt die Thür geöffnet, da
Quintano! zieht ſo leicht die Liebe ein.
Sie pries ihn bald, wie du, und glaube mir,
Der ſtolze Deutſche mußt' es ſchnell gewahren,
Daß hier für ihn ein ſchöner Raub zu hoffen.
Dich pries er ſtets, durch dich ſtahl er ſie dir,
Vom Freunde war ſo leicht der Uebergang
Zum Freund, ſie achtet' ihn wie dich, er ſtand
Dir gleich, an Geiſt, an Jahren, Schönheit gleich,
Du hatteſt ſtets ihn ſelbſt noch über dich
Geſtellt. Und nun hat der Geprieſene,
Hat dieſer Mann ein blendend einzig Glück,
Kann dich mit allem Zauberreiz, den Ehr'
Und Pracht und Hoheit hat, noch überbieten,
Ja mit dem erſten Thron der Welt. Was haſt
Dagegen du? Dein Reichthum biſt du ſelbſt! —

Quintano.

Du reißt die Blind' hinweg, ich ſehe Licht.

Stephania.

Zu fallen war hier leicht; verzeihlich iſt's,
Daß ſie beſiegt in ſeine Arme ſank;
Allein, daß er, der Freund, den Freund betrog,
Daß er ihm ſeinen Himmel ſtahl, der ihm
Voll Zutrau'n aufgeſchloſſen: — — Dieſes gilt
Dem tiefgekränkten Freund, Quintano dir! —

Quintano.

Geduld! — Ich fühle eine Ruh in mir,
Wie ich in meiner Bruſt ſie nie gefühlt;
Ein leiſe ahndend, ſüßes Vorgefühl. —
Des Aetna Ausbruch kündigt Stille an,
Des freut an ſeinem Fuß der Fremdling ſich,
Und ahndet nicht, daß bald Verderben bringend
Sich über ihn der glüh'nde Strom ergießt,
Der ihn, den Sicheren, begräbt. —

Stephania.

— Genug!
Ich forſche nicht, ich ſeh's, du biſt ein Mann,
Du fühlſt es, was dir ziemt, und wirſt es thun; —
Doch ſollſt du nun, damit du alles ſiehſt
Mit eignem Aug', was ich dir wahr berichtet,
Sie in der Arbeit bei dem Bildniß ſeh'n.
Ich hebe leis den Fenſter-Vorhang auf;
Dann ſage ſelbſt, ob ich den herben Rahmen,
Den du mir gabſt, der Lügnerinn verdien'.
Nun folge mir; doch ſey gefaßt, ein Mann!

Quintano.

Ich bin gefaßt; führ' mich, wohin du willſt. —

Sie gehen von der Seite des Theaters ab, und kommen, während ſich daſſelbe verändert hat, nahe am Hintergrunde, Stephania den Quintano an der Hand führend, wieder herein. In einem an dem Vorzimmer ſtoßenden Kabinett ſieht man, nachdem Stephania den Vorhang des Fenſters aufge

hohen, Emilien malend an Otto's meiſt vollendetem Bildniße, welches ſich auf der Staffelei befindet; neben derſelben ſteht auf einem Tiſche Quintanos bis auf die Kleidung vollendetes Portrait.

Stephania.

Den Vorhang hebend und Quintano hineinziehend.

— Still, ſtill,
Daß unſre Gegenwart ſich nicht verräth.

Quintano.

Wie iſt mir hier! —

Stephania.

— Sieh hin, und faſſe dich.

Quintano.

O Himmel, ja er iſt's! —

Stephania.

— Sey Mann, und brich
Den Vorſatz nicht!

Quintano.

— Luft, Luft der heißen Bruſt!

Stephania.

Siehſt du dein Bildniß dort verlaſſen ſtehn?
Sie ſpricht gar mit ſich ſelbſt, vielleicht wohl gar
Mit ſeinem Bild, komm, eh' ſie uns gewahrt.

Quintano.

Nein, hören will ich, was ſie ſagt. Sie ſpricht
Hier nur die innerſte Empfindung aus. —
Willkommnes Selbſtgeſpräch! —

Stephania (für ſich).

— Nun iſt es aus!
Er ſcheitert mir, der ſchöne Plan. —

Emilie.

Aufſtehend, und ihr Auge mit allem Ausdruck der Liebe auf Quintanos Bildniß heftend, ſpricht:

Quintano!

dann auf Otto's Bildniß blickend, fährt ſie fort.

Wohl ſchön iſt ſein Geſicht, das helle Aug',
Die hohe Stirn, der Ausdruck kräft'ger Jugend,
Der Unſchuld Abdruck, und der Seele Reinheit!

Die Augen wieder nach Quintanos Bildniß wendend.

Doch, was iſt's gegen dieſes hier? Wer kann's
Beſchreiben? In Entzücken reißet mich
Das Anſchaun hin, und bey der Arbeit ſinkt
Die ungeduld'ge Hand, daß ich, wie ich's
Hier tief in meinem Herzen trage, nicht
Mit einem ſtarken Zug vollenden, nicht
Auf dieſe rauh'ge Leinwand zaubern kann.

Quintano.

O Himmel! hör' ich wahr? Iſt's ihre Stimme?
Ha — iſt ſie's ſelber, die hier ſpricht?

Stephania.

Sey Mann!
(für ſich) Wie dient mir dieß gefürchtete Geſpräch?

Emilie.

Wie lieb' ich meine Kunſt, wie hab' ich ihm,
Der mich gelehrt, im Stillen oft gedankt?
Die ſchöne hat vor allen andern mir
Der Liebe ſchönſte Stunde ſtets gewährt:
Das ſüße Glück, den Hochgeliebten treu
In Leben und in Wahrheit darzuſtellen! —

Quintano.

Verflucht ſey dieſe deine Kunſt.

Emilie.

— Allein
Gelang's mir je, wie hier bei dieſem Bild,
Das nicht die Kunſt, das nur die Liebe malt? —
Nicht ſchmeicheln, ſagt man, ſoll der Künſtler: hier
Konnt' ich's ja nicht. Was die Geliebte wünſcht',
Vermochte hier die Künſtl'rinn nicht. — Hier hat
Das Ideal Natur geformt, und ſelbſt
Dieß Meiſterſtück im Leben dargeſtellt. —
Wo einte Anmuth, Kraft und Würde ſich
Wie hier auf dieſem holden Angeſicht?
Des Helden Geiſt, des Dichters Genius,
Den Ernſt des Philoſophen ſpricht es aus,
Das ſchönſte Bild der jugendlichen Männlichkeit. —
Und doch ein ſchöner, ſchwacher Abdruck nur,
Der innern, ſchönern Seel', und — faß'ſt du ſelbſt
Emilie wohl dein Glück, — und — er iſt dein!

Stephania (zu Quintano.)

Haſt jemals du beredter rühmen hören? —
Haſt alles das in Otto du gefunden?

Emilie ſteht auf, und legt Pinſel und Palette weg.

Stephania.

den Quintano, der wie gedankenlos in Träumen brütend dazuſtehen ſcheint, nachreiſſend

Fort, fort Quintano! weg von hier! hinweg!

Sie gehen ab, und Emilie tritt ins Vorzimmer.

Emilie.

Nein, nein! jetzt mag die Arbeit immer ruhn;
Denn was gelänge in dieſer Stimmung nun?
Verderben nur; mit Glück doch zu vollenden
Wünſch' ich das Bild, das ihm aus meinen Händen
Frob überraſcht des Freundes Bild aufs neu —
O, daß ſo treu ſich alle Freunde fänden! —
Ein liebes Denkmaal meiner Liebe ſey.

J. F. C.

Aphorismen.

Liebe iſt inniges Wohlgefallen und Streben nach dem Glücke eines andern: da an und für ſich das Glück anderer uns kein Misvergnügen machen ſoll, und wir es ſo ſehr befördern müſſen, als Verhältniße — dahin gehören auch die Pflichten gegen uns ſelbſt — es zulaſſen, ſo ſind wir dieſe Liebe — allen ſchuldig.

Mit der Freundſchaft iſt es nicht ſo. Sie iſt völlig willkührlich, und muß alſo von ganz anderer Natur ſeyn als die Liebe.

Freundſchaft iſt wahre, herzliche Zuneigung gegen einen andern, die allein auf Hochachtung gegründet iſt. Empfindung von anderer Werth erzeugt die Freundſchaft, und äußere Bezeugung dieſer Gefühle gibt ihr das Leben. Beides muß vereint ſeyn wie Licht und Wärme: beides macht zuſammen die Freundſchaft aus, wie die Vereinigung unſers Leibes mit einem denkenden Geiſte — den Menſchen ausmacht.

Freunde und Geſellſchafter ſind von einander verſchieden. Jene führt gegenſeitige Achtung einander zu; dieſe werden durch Langeweile und Bedürfniß zuſammengebracht, und wenn die Freundſchaft gleich dem Sonnenlichte erwärmt, ſo laſſen bloße Geſellſchafter uns, wie nächtlicher Mondenſchein, kalt.

Eigenliebe hat den Nahmen Blutsfreund erfunden, als wenn Verwandte dies deshalb unſere Achtung haben müßten, weil ſie die Ehre haben uns anzugehören.

Freundſchaft iſt nicht die Tochter der Erkenntlichkeit. Dienſte fordern mich zum Dank, zu größerer, beſonderer Liebe auf, aber wer mein Leben rettet, erhält ſelbſt dadurch kein Recht auf meine Freundſchaft.

Der Wohlſtand — la bienséance — hat es zur Nothwendigkeit gemacht, ſich äußere Merkmaale von Gewogenheit und Achtung zu geben, wenn man keine Freundſchaft empfindet. Die letztere iſt allzeit mit Vertrauen verbunden.

Zur Geſelligkeit ward der Menſch von der Natur beſtimmt. Sie gebiert die Sprache. Mit und in der Sprache entwickelt ſich ſeine Denkkraft, ſeine Anlage zur Vernunft. Darum iſt nichts in der ganzen Natur, was den Menſchen mehr anzieht, als der Menſch ſelbſt, weil der Menſch erſt durch die Geſellſchaft Menſch wird. Sich ſelbſt überlaſſen, iſt er hilflos; mit ſeines Gleichen verbunden, hat er Rieſenkraft. Seine Geiſtesanlagen werden wie die körperlichen Fähigkeiten entwickelt. Er iſt wie ein Kieſelſtein, der Diamanten-Glanz bekommt, wenn er ſich abſchleift. Mittheilung iſt des Menſchen erſtes Bedürfniß. Theilnahme anderer erhöht die Freude über unſer Glück, den Genuß des ganzen Lebens. Thränen über unſer Leiden, die das Aug des Freundes vergießt, ſind wie Tropfen heilenden Balſams auf ſchmerzende Wunden. Die Vereinigung der Menſchen zu einem Zweck erzeugt die geſellſchaftlichen Tugenden. Die Freundſchaft iſt gleichſam der Brennpunct derſelben. Ihr Strahl entzündet uns zur Ausübung jeder Tugend. Sie bringt größere Opfer als Vaterlandsliebe, Ehre, Dankbarkeit. Plato hatte für ſein Vaterland gefochten. Er begleitete darauf ſeinen Freund Chabrias, der auf den Tod angeklagt war, ins Gefängniß. Man wollte ihn davon abziehen, und drohte ihm mit dem Giftbecher. Sollte ich nicht ſo gut mein Leben für den Freund wagen, als ich es um des Vaterlandes willen ausſetzte? So ſprach er, und ſetzte ſeinen Gang fort. Darum ſagt man; ein Freund ſeyn zu können iſt der Tugend Anfang.

Nur der Tugendhafte iſt der Freundſchaft fähig. Das Laſter iſt ſich wider ſeinen Willen ſeiner eigenen Verächtlichkeit zu ſehr bewußt, als daß es ſeine Mitgenoßen ſchützen könnte. Kann der Laſterhafte für etwas Achtung haben, ſo iſt es der Tugendhafte, aber dieſer kann ihm nichts erwiedern, und alſo findet zwiſchen ihnen keine Freundſchaft ſtatt.

Der Spruch: Ita amare oportere, ut si aliquando esset osurus, macht dem Herzen ſeines Erfinders keine Ehre. „Quinetiam si minus felices in diligendo fuissemus, ferendum id Scipio potius, quam inimicitiarum tempus cogitandum putabat, ſagt Cicero in Laelio. — Finden wir uns in unſern Freundſchaften getäuſcht, ſo iſt es oft unſere eigene Schuld. Wir wiſſen nähmlich nicht zu beurtheilen, was achtungswerth iſt. —

Pope ſagt: Good God! How often are we to die! In every friend we lose one part of ourselves. —

1805. Nr. 138.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 22. November.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Nachricht über eine intereſſante neue Schrift.

Vor kurzem erſchien unter der Firma von London — eigentlich Petersburg — folgende für die Hiſtoriker und Politiker gleich wichtige Schrift:

Traduction d'un fragment du 18ème livre de Polybe trouvé dans le monastère Ste. Laure au mont Athos par le Comte d'Antraigues.

Wenn ſchon der Verfaſſer auf dem Titel und in der Vorrede verſichert, dieſes Fragment auf dem Berge Athos gefunden zu haben, ſo ſieht man doch gleich auf den erſten Blättern, daß es mit dieſem Vorgeben gleiche Beſchaffenheit habe, wie zum Beiſpiel mit der Verſicherung Wielands in ſeinem Sokrates mainomenos oder mit der Erzählung des Herausgebers von dem Edicto Pipini Regis.

Fällt nun gleich das antiquariſche Intereſſe hierbei weg, ſo reizt doch der Stoff ſelbſt und die Art des Vortrags die Aufmerkſamkeit und die Neugierde des Leſers in einem hohen Grade. Eine kurze Ueberſicht des Inhalts wird dieſes am beſten beweiſen.

Philipp von Macedonien, der den Römern den Krieg erklärt hat, ſchickt Geſandte an den Hof des Antiochus, Königs von Syrien, und bittet ihn um Beiſtand und Mitwirkung.

Antiochus verſammelt ſeinen geheimen Rath, und zieht den vertriebenen Hannibal bei, der ſich eben an ſeinem Hofe aufhält. Hannibal ſpricht zuerſt, und ſeine Rede iſt, wie man ſich denken kann, von dem glühendſten Haſſe gegen die Römer erfüllt. Ihn widerlegt Polykrates der Cabinets-Secretär — den griechiſchen Ausdruck für dieſe Charge hat der Herausgeber nicht beigefügt. — Die dritte Rede hält Kalliſthenes, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der gegen Polykrates für den Beitritt zur Coalition ſtimmt.

Der König ſcheint bewegt und geht in ſein Cabinet, wohin ihm der Secretär nachfolgt. Es gelingt letzterem, den Antiochus, ungeachtet der triftigen Gründe des Kalliſthenes, zur Beibehaltung des Neutralitäts-Syſtems zu bewegen. In dieſem Entſchluſſe beſtätigt ihn Ariarathes, Prinz von Cappadocien, der vornehmſte Feldherr des Königs, und der ehemalige Miniſter Heraklides von Bizanz wird nach Rom abgeſandt, um die von den Römern vorgeſchlagene Convention abzuſchließen.

Wir werden nächſtens Auszüge aus dieſer merkwürdigen Schrift mittheilen; vorzüglich die Rede Hannibals — deſſen Verflechtung in den Handel uns eine übel angebrachte Schmeichelei des Verfaſſers zu fern ſcheint — iſt reich an kraftvollen Stellen. Wir enthalten uns übrigens

aller politiſchen Deutungen, und betrachten die Schrift nur unter ihrem litterariſchen Geſichtspuncte.

Barometer des Geſchmacks deutſcher Parterre.

Man hört ſo viel über den verdorbenen Geſchmack der Theater-Parterre, aber niemand iſt es noch eingefallen Thatſachen hierüber ſprechen zu laſſen; wohlan, ich will aus den Einnahmsliſten des ſtehenden Theaters einer bedeutenden Stadt Urkunden zu Beurtheilung dieſes Geſchmacks liefern. Zufällige Verhältniſſe können wohl hier und da einigen unbedeutenden Einfluß auf das Mehr oder Weniger gehabt haben, aber im allgemeinen werden dieſe Urkunden doch einen beſtimmten Barometer des Geſchmacks liefern.

	Rthlr.
General Schlenzheim. — Höchſtmittelmäßiges Schauſtück. —	103
Der deutſche Hausvater, von Gramming. Bekanntlich eines unſerer beſten Luſtſpiele.	26
Klara von Hoheneichen. — Mittelmäßiges Schauſtück —	101
Der Fähndrich, von Schröder.	15
Die Zauberinn Sidonia.	88
Minna von Barnhelm.	40
Emilie Galotti.	48
Dagegen Herodes in Bethlehem.	141

Genug zur Beurtheilung des Geſchmacks im Schauſpiel.

Man vergleiche nun damit die Einnahme der Oper:

	Rthlr.
Apotheker und Doktor	193
Die Zauberzitter	351
Das rothe Käppchen.	127
Und	125
Die Schweſtern von Prag.	143
Das goldene Sonntagskind.	312

Was ſollen nun die Directionen bei dieſer entſchiedenen Vorliebe des Publicums für Spectakel-Stücke von jedem Gehalt und vorzüglich für Opern thun? —

Mit Recht fordert man von ihnen, daß ſie das äſthetiſche Gefühl der Nationen bilden ſollen; aber wie ſollen ſie dieß nun anfangen?

Soll anders die Bühne nicht ganz geſchloſſen werden, ſo dürfen ſie kaum hier und da es wagen ein auf Bildung des Geſchmacks berechnetes Stück einzuſchieben. Das reine Reſultat iſt, daß ein großer Theil unſerer Nation für das Schöne, für den hohen Genuß an Kunſtwerken noch gar nicht empfänglich iſt; daß der größere Theil des Publicums in das Theater wie zum Panorama oder in die Marionetten-Bude geht, um zu ſchauen, oder ſich amuſiren zu laſſen; daß alſo weder Parterre noch Schauſpieler fortſchreiten, denn beide müſſen ſich wechſelſeitig bilden; — daß es alſo im Grunde beſſer wäre, die mehreſten deutſchen Bühnen würden geſchloſſen, ſtatt eine kranke, nur durch äſthetiſches Verderben genährte Exiſtenz kümmerlich zu friſten; oder daß die Regierungen, gleich den Griechen und Römern, von der Wahrheit ergriffen werden müßten: das Theater ſey, ſo gut als Lycäen oder Akademien, eine öffentliche National-Bildungsanſtalt, die alſo auf Koſten des Staats gegründet werden muß, nur auf Koſten des Staats ſich erhalten, nur unter ſeiner unmittelbaren Pflege gedeihen kann.

J.

Die Himmelfahrt des Marggrafen Albrecht von Brandenburg.

Ein ungedrucktes Gedicht von Hans Sachs.

Die gedruckten Werke dieſes liebenswürdigen alten Meiſterſängers beſtehen aus einer ſo enormen Anzahl von Gedichten, daß es mir immer befremdend vorkam, wenn man uns mit einer wichtigen Mine noch unedirte Sammlungen ſeiner Poeſien aufführte; während mir ſeine wichtigeren Arbeiten ſo höchſt ungerecht ganz vernachläßigen, ſo könnt' es uns ja auch im Grunde ſehr gleichgültig ſeyn, ob noch ſonſt hier und da einige unbedeutende Stücke ſeiner unermüdlichen Feder exiſtirten. Ueberhaupt hat man uns auch über den Werth und Inhalt dieſer noch unedirten Producte bisher noch keine nähere Auskunft zu geben für gut befunden, daher wiſſen wir nicht, ob unter ſelben ſich etwa auch das nachſtehende Gedicht mit befindet, deſſen Herausgabe der berühmte Nahme des Verfaſſers entſchuldigen möge; wir wünſchten hauptſächlich, von neuem dadurch das Andenken an dieſen Mann, deſſen unſchätzbarer Werth von jedem Deutſchen anerkannt ſeyn ſollte, wieder aufzufriſchen, und die Leſer auf die bald erſcheinende, ſorgfältig ausgewählte Sammlung hausſachſiſcher Gedichte vorzubereiten. — Die Copie iſt aus der Original-Handſchrift des Verfaſſers in der Will'ſchen Bibliothek in Nürnberg genommen, in den Verſen haben wir

*) Dieſer letzte Punct wird in einem folgenden, ſpäter von anderer Hand eingeſendeten, Aufſatze wiewohl in entgegen geſetzter Behauptung beleuchtet werden.

N. D. R.

blos, wo es auf ortographiſche Verunſtaltungen ankam, einiges geändert, das Ganze geben wir ſo, wie die fliegenden Blätter unſerer Volkslieder gedruckt zu ſeyn pflegen, ohne die umſtändliche Abſetzung der einzelnen Verſe. — „Es war am ſiebten Januar im fünfzehnhundert ſieben und fünfzigſten Jahr, erzählt Hans Sachs.

Als ich zu Nachts gar munter lag, und bedacht' auch hin und her, weil man hört ſo viel böſer Mär vom Türken und andern Tyrannen, wie ſie zurüſten ihre Streitfahnen; viel heimlich Praktik wurden gemacht über Deutſchland, daß ich gedacht, beſſer wär ſterben dann zu leben, ſo würd' doch einem Recht gegeben, in ſeinem Grabe mit Ruh zu liegen, in Fried' vor Tyrannen und Kriegen. In dieſen ſchweren Gedanken tief ich mit einem ſchweren Schlaf einſchlief; im Traum mir der Genius erſchien, ſprach wohlauf du mußt mit mir hin, ich will dir zeigen einen Kriegsfürſten, dem allzeit hart nach Blut thät dürſten, welcher ſchier das ganze deutſche Land mit Krieg erweckt hat durch ſein' Hand, und des verderbt ein'n groſſen Theil, unnütz ihm ſelber zu Unheil; dann er mit gewaltiger Hand aus ſeinem eigenen Erbland vertrieben worden und im Elend — in der Verbannung — ſein Leben heute hat geend't: wohlauf, und komm bald mit mir dar, ſchau wie ſein' Seel gen Himmel fahr'.

Alſo dauchte mich in Traumes Qnaal, wie er mich in ein dunkles Thal führte, und zeigte mir da an, von weitem eine lange Perſon, die vor uns gieng gemach abwarts in ein'm dunſtvollen Nebel ſchwarz, welche bei ihr ſelbſt klagt und weinet, ächzet, ſeufzet laut und greinet, dareb ich ward entſetzt, erſchrocken; indem erhörten wir alle Glocken, oben auf Erden läuten lang, ſammt einem kläglichen Todtengeſang.

Ich ſprach: Genius mich beſcheid', dem Volk iſt um den Fürſten leid, das prüf' ich bei dem kläglichen Geſang, und gleich auch an der Glocken Klang.

Genius ſprach: man läut't die Glocken vor groſſen Freuden und Freblocken, daß er nun hin iſt auf der Erd'; das Todtengeſang und Klaggebärd hält man gewiß allein darum, daß ihn der Tod nicht längſt hinnumm.

Ich ſprach: das mag ſeyn bei den Bauern und den Bürgern in den Mauern, welchen er hart zuſetzen thät, beraubet, brennt Dörfer und Städt; den Fürſten aber iſt es leid.

Genius ſprach: nein, bei mei'm Eid, die Fürſten haben ſich zuletzt ſelbſt vor ſeinen Tücken entſetzt; hat wol in dieſes Krieges Spiel etlich Fürſten gekoſtet viel, die ihm heimlich haben Hilf than, ſollten ſie ihm länger hangen an: er hätt' ſie wohl ſammt ihm — ſich ſelbſt — verderbt, gleich ſeinem Land, das er hat ererbt; derhalb wünſcht ihn kein Menſch herwieder, der weis iſt, ehrenwehrt und bieder, weil er noch hätt gelebt ohn' Ruh, nach Aufruhr trachtet immerzu.

Nun wir folgten von ferne nach, indem ich ein groß Volk erſach von Adel, Reutern und Landsknechten, waren gerüſt zu ſchlagen, fechten. Als nun die Seel kam zu ihn'n dar, und erſt mitten unter ihn'n war, ungeſtüm ſchrie da der Hauf obgemeld't dieſer Seel' zu: Geld, Geld! Geld, Geld! — Stillſchweigend gieng der Gaſt ſein' Straß durch ſie und dächſch ſehen was.

Ich ſprach: Genius ſag mir wahr, was iſt das für ein große Schaar von den nacketen Kriegsknaben — Knappen — ſo alle da Geld wollen haben?

Genius ſprach: ſchau das ſind ſchlecht' — gemeine — Edelleut, Reuter und Landsknecht, denen er verhieß groß Sold zu geben, die weil er kriegt' in ſeinem Leben, ſollten alle gewinnen Ehr und Gut, die rettet itzunder die Armuth, weil's ihn'n erſt an der Zahlung fehlt', und ward manchem kaum das Laufgeld, die ſchreien jetzt mit Ungeduld. Auch hat er gemacht große Schuld bei Fürſten Adel, hin und wieder, die ihm liehen, es hofft ein j'der mit ſeinen Kriegen alle gleich mit ihm zu werden ſelig und reich; weil es ihm hat geſchlagen um, iſt ungeſtüm des Volkes Summ, daß Dienſt und Leben iſt verler'n, derhalb wüthet es alſo im Zorn, und ſucht ihm greulich hinten nach.

Nachdem ein großes Volk ich ſah von Weiber, Kinder, Burger und Bauern, ſie ſtunden da in großen Trauern, der' Anzahl etlich tauſend war. Als nun der Geiſt kam zu der Schaar, die ihn erſt recht erkennen wer: da gingen ſie entgegen ihm, ſchrien gar mit kläglicher Stimm: ehn' Urſach haſt du uns verderbt, Weib und Kinder Hungers geſterbt, jetzt mußt du auch für Gerichte gahn, und den verdienten Lohn empfahn. — Der Geiſt in Seufzen verſunken was, ging ſtillſchweigend durch ſie die Straß, und ſchlug ſchamroth die Augen unter.

Ich ſprach: Genius, ſag beſunder, wer dieſer groſſe Hauf mag ſeyn von Volk jung und alt, groß und klein? Genius ſprach: der groſſe Haufen, die ihn mit Geſchrei

überlaufen aus den Städten und auf dem Land, die hat er geplagt mit Raub und Brand, genommen ihre Schaaf, Küh' und Pferd, mit Krieg verderbt oben auf Erd, gebrandschatzt, darnach erst verbrannt, und gar mit unfürstlicher Hand ihr viel gerichtet in Unschuld, deß schreien sie Rache mit Ungeduld zu Gott im Himmel über ihn.

Indem fuhr Charon, der höllische Fuhrmann, daher mit seinem Schiff, damit er die Seel' nach der Geschicht hinüberführ in die Hölle für Gericht; als nun der Fürst eintreten wollt, da sagt zu ihm Charon, du sollt nicht treten in das Schiff zu mir, bis du geleget hast von dir all' Unart, Sünd und Untugend, die du bisher triebst all dein' Jugend; wann dieß Schifflein kann' solche Last gar nicht ertragen; darum wirf all die Laster ungeheuer an dem Gestad' in dieses Feuer. — Zuhand ich ein groß Feuer sah, an dem Gestad', dem trat ich nah, daß ich da alle Ding möcht sehen; der Fürst thät sich zum Feuer nähern und schüttete seine Trunkenheit darein, — hätt schier erlöscht das Feuer groß; nach dem von ihm ins Feuer schoß sein tyrannischer Trutz und Frevel, das brannte gleich wie Pech und Schwefel, warf darein sein' Gott'slästerung auch; bis gen Himmel gieng der Rauch! — stürzt auch darein seinen Neid und Haß, schwung auch darein sein Grimm und Zorn und Meineid so er hätt geschwor'n, sammt Schmeichelei und Hintertück, Untreu und dergleichen dös' Stück; davon erst ward gemeldtes Feuer noch größer viel und ungeheuer, daß gen Himmel aufstoben die Funken. — Nachdem so that mich auch bedunken, wie er ins Feuer werfen thät etlich' Schmachbücher, die er hätt; davon hört ich die Flamme rasseln, sehr gräulich sausen und prasseln, von unverschämten großen Lügen, die ein Blinder hätt greifen mögen, damit zu schützen fürstlich Ehr', und sich doch selbst verkleinert mehr. — Nachdem warf er darein ohn Zahl Laster, die unbenannt zumahl, als Mordbrand, Mörderei und Raub, Hochmuth, Zauberei und Unglaub wurden all' an dem Gestad verbrennt.

Als nun solches alles war vollendt, darauf der Geist trat in das Schiff traurig, über das Wasser tief zu fahren vor das höllische Gericht; da kam mir vor in dem Gesicht, wie ich sähe jenseits des Wassers stahn am Gestade manch herrliche Person, als großmächt'ge Fürsten und Herren, die auf seine Zukunft waren harren; die schrien: komm her, du bist ein rechter landfeindlicher Tyrann und Aechter; (die beiden folgenden Verse sind ein wenig dunkel) die winkten ihn hinüber zu ihn'. — Ich sprach: Genius sag den Sinn, wer sind jene mächtigen Herrn, die an dem Gestade stehen dan fern? — Der Genius sprach: die sind Dionysius sein Sohn, und Phalaris Mithridates und Nubis, Nero, Heliogabalus, Domitian, Julianus, dergleichen andre Tyrannen, — die all vergossen Menschenblut, die auch alle in Gram und Unmuth vor etlichen hundert Jahren hieher sind gen Himmel gefahren; da warten sie all sein' ungemein und der ganzen Gesellschaft sein. — Nachdem ersah ich das höllische Haus, groß weit erschröcklich überaus, es hätt wohl mehr denn tausend Pforten, und Zugäng gar an allen Orten; darauf sah ich das groß' Höllenthor offen und hoch hangen davor, Cerberum den großen Höllenhund mit seinem weiten, dreifachen Schlund, der heulte, tobte und wüthete fast — sehr — freute sich des zukünftigen Gast, und auch der andren Seelen Menge, die man führt über mit Gedränge. — Da wandt ich mich zum Genius hin: wie gern wollt ich mit fahren hin, wo Rhadamantus und Minos Urtheil sprechen über den Haufen groß, davon ich hab bei meinen Tagen gelesen viel und hören sagen, von diesem höllischen Gericht. — Der Genius sprach, mit nichten nicht wünsch dich zu dem blutigen Haufen, thu von der Höll weit hinweg laufen, denn dort ist weder Freud' noch Wonn', sie sehen weder Mond noch Sonn', müssen ewig im Finstern sein, ohn' Erlösung in Quaal und Pein. — Indem sah ich das höllische Feuer mit finsterm Rauch gar ungeheuer in dem ganzen schröcklichen Haus oben zum Giebel schlagen aus, daß laut es prasselte und krachte', davon ich plötzlich auferwacht.

Da war viel Wunder, Forcht und Graus, mein Herz und Gemüth geängstigt überaus, konnt lange zu mir selber kommen kaum, dacht', was bedeutet mir dieser Traum? — Nachdem that man in kurzen Tagen im ganzen Land mit Wahrheit sagen, daß den siebenten Tag im Januar Marggraf Albrecht verschieden war. Nicht weiß ich, ob mir das Gesicht sein' Himmelfahrt hätt unterricht't, oder ob der Traum ungefehr die selbige Nacht sei kommen her; das laß ich weiße Leute rechen, ich kanns eigentlich nicht aussprechen.*)

Daß mir kein Unwill daraus erwachs
Bei den Märkischen, wünscht Hans Sachs.

Anno 1557 den 6. Februar.

*) In Vergleich gegen die vielfältigen bessern Werke des Hans Sachs sind diese Verse, besonders was die Sprache betrifft, überaus schwach; doch hoffen wir, daß man in dem Sinne des Ganzen und manchen einzelnen Anklängen — die früheren Gedichte des Hans Sachs sind fast alle nur ein schwaches Echo seiner jugendlichen und reiferen Poesie — den ächten deutschen Mann wieder finden werde.

1805. Nr. 139.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 25. November.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Aus einem Roman: der Bund der Liebe.

Von Franz Arter. — Künftige Oſtermeſſe erſcheinend.

Franz war unterdeſſen bald an die bezeichnete Stelle des Waldes gekommen, wo ſich die beiden Freunde jedes Mahl fanden. Heinrich lag, den Kopf auf eine ſeiner Hände geſtützt, nachläſſig in dem hohen Graſe, und war eingeſchlafen. Die Abendröthe warf ihre flimmernden Strahlen weit hin über den Wieſengrund, und brach ſich im magiſchen Farbenſpiele an der überliegenden Felswand. Durch die Eichen und Pappelbäume traten ſchon nächtliche kühle Schatten hervor, und zerfloſſen mit des Tages ſinkendem Lichte in ſeltſame Geſtaltungen. Eine milde Luft ſpielte mit den braunen Locken des Ruhenden, und die ſchimmernden Schattengebilde wehten in leiſe verſchlungenen Zügen über das ſchmerzhaft lächelnde Angeſicht des Jünglings hin. Sinnig und gerührt ſtand Franz neben dem Freunde. Eine liebliche Gedankenwelt öffnete ſich ſeinem Gemüthe, indem er ihn betrachtete, unbekannte Worte erwachten in ſeinem Buſen, und ſprachen mit den herrlichſten Tönen in ihn hinein, und riefen ihn zu weiten ſchönen Gegenden in die Ferne hin, die er mit dem Geliebten durchzog. Freundliche Menſchen traten den beiden Wanderern überall entgegen, und hießen ſie willkommen, und flüſterten ihnen ſüße, geheimnißreiche Grüße zu. Auch Marie war unter ihnen, und noch eine zweite weibliche Geſtalt mit den zarteſten Augen, die Franz je geſehen hatte. Unausſprechlich wohl empfand er ſich in ihrem Anblicke. Er wollte ſich ihr nähern, aber er fühlte ſich immer unſichtbar zurück gehalten. Die Schweſter lächelte, mehrere der Umſtehenden ſagten ihm: „Sprich nur das Wort unſers geheimen Grußes aus, und die feſſelnden Bande vermögen dir nicht länger zu widerſtehen.“ Aber er hatte das Wort vergeſſen, ſein Herz dachte nur an die zarte Jungfrau mit den frommen Augen, und er ängſtigte ſich vergebens den Gruß des Bundes wieder zu finden. Jetzt trat Heinrich näher zu ihm hin, haſtig ergriff er ſeine Hände, und riß ihn erzürnt mit ſich fort — „Bertha!“ rief Franz. Die ſchöne Jungfrau neigte ſich fröhlich gegen ihn, die umſtehenden jubelten laut, und — er erwachte in des Freundes umſchlungenen Armen.

In welchen Träumen warſt du, — fragte jetzt dieſer — daß ich dich ſo lange nicht ermuntern konnte?

Bertha! ſprach Franz noch einmal ſtill und heimlich und blickte dabei mit ſchüchterner Ungewißheit gen den Freund hin, und auf die umliegende Gegend. — — Wo iſt ſie denn hingekommen? rief er beklemmt.

Wer nur? fragte Heinrich.

Die ſchöne Jungfrau, antwortete Franz ſinnig. Jetzt, da ich das Wort des Grußes weiß, iſt ſie auf einmahl verſchwunden? — Komm, fuhr er bittend fort; laß uns ihr nacheilen! du weißt gewiß, wo ſie ſich verborgen hat.

Schwärmer! rief Heinrich; deine Phantaſie hat dich zum Beſten gehabt. Eine Schattenwelt hat ſie liſtig über dich hingeworfen, und lacht nun des Betrog'nen, der ſeine Träume in der Wirklichkeit aufſucht.

Aber ich hab' ſie doch wirklich geſehen, entgegnete Franz. Sogar die Stelle will ich dir noch genau bezeichnen, wo ſie geſtanden hat. Sieh! hier ſtand, ſie und dort meine Schweſter Marie; und ſie ſchaute ſo freundlich und zart zu mir herüber. — Und weiß ich nicht ſelbſt ihren Nahmen; und wie ſich ihr Auge trübte, als du mich ungeſtümm fortriſſeſt?

Und doch war alles nur ein leeres, phantaſtiſches Gewebe, wiederhohlte Heinrich. Aehnliches hab ich ſelbſt oft in meinem früheren Leben erfahren, und die Rückerinnerung daran hat mich manche trübe Stunde gekoſtet, manche fruchtloſe Nachſuchungen. Am beſten, du vergiſſeſt des ganzen Traumgeſichts mit ſammt dem Mädchen.

Nein! rief Franz, ich werde ſie nimmer vergeſſen können.

Ein Fremder trat aus dem Walde auf die beiden Freunde zu, und erkundigte ſich mit ſonderbaren Begrüßungen, ob dieß der rechte Weg durch die Gebirge ſey. Als ſie es ihm bejahet hatten, ſchien er unruhig nachzuſinnen, indem er mit trübem Blicke auf ihnen haftete, dann gieng er mit eiligen Schritten in den Wald zurück.

Gern hätten ſie mehr mit ihm geſprochen, denn die ganze Geſtalt des Alten kam ihnen ſeltſam und abenteuerlich vor. Ein weites ſchwarzes Gewand floß um ſeinen Körper bis auf die Erde herab, und die lang zugeſchnittenen Enden waren auf beiden Seiten in einen feuerfarb'nen, breiten Gürtel befeſtigt, der das faltige Gewand um der Mitte des Leibes zuſammenhielt; einige Kürbisflaſchen und anderes Schnitzwerk von Holz hing an gleich rothen Schnüren daran herab, in der einen Hand führte er einen großen Stab, auf dem oben ein weißes Kreuz erhaben ausgeſchnitten war, das greiſe Haupt und die Füße waren unbedeckt. Die ſchwarzen Augen ſprachen in ſtrahlendem Feuer unter den ergrauten, buſchigen Wimpern hervor, Stirne und Wangen waren tief gefurcht, die bleichen Lippen in ein trübes Lächeln verzogen, das ſich tiefſinnig und wildmunter über das ganze Geſicht hinzog, und eine wehe, abſtoßende Rührung in den beiden Freunden erweckte. Ueberraſcht ſahen ſie dem wunderlichen Manne nach, der ſich bald unter dem dichten Buſchwerke des Waldes verloren hatte.

Ich muß dieſen Graukopf ſchon irgendwo geſehen haben, ſagte jetzt Heinrich. Sein Geſicht kommt mir ſo bekannt vor, und doch wieder ſo fremd und unheimlich die einzelnen tief gegrabenen Züge. — Er ging einige Schritte gegen den Wald hin. — Es iſt doch wirklich ſonderbar, wendete er ſich wieder zu Gutberg, wie ich des Mannes Nahmen nicht auszuſprechen im Stande bin, und ihn doch ganz gewiß weiß.

Und ich weiß des Mädchens Nahmen, ſagte Franz gutherzig, aber ſie ſelbſt weiß ich nirgends zu finden noch aufzuſuchen, ſo viel ich auch darüber nachdenke.

Aber hier iſt Wirklichkeit, du Lieber! ſprach Heinrich dazwiſchen; ich kenne den Alten in der That, er lebt, er iſt ſo eben vor uns vorbei gegangen, und noch höre ich die wohlbekannten Töne.

Und hab' ich nicht auch des Mädchens ſchöne, zarte Augen geſehen? rief Franz.

Im Traume, lächelte Heinrich.

Biſt du darum, ſagte Franz halb unwillig, deiner Sache gewißer, als ich der meinigen? — Und wie vermagſt du mir denn die Ueberzeugung zu geben, daß ich nur geträumt habe? — — Nein: fuhr er fort, ſprich mir nichts dagegen. Ich glaube nun einmal meinem Herzen mehr als deinen verſtändigen Worten.

O! rief Heinrich aus ſeinen Gedanken heraus, indem er ihn feſt an ſeine Bruſt drückte: ſey immer in deinem Glauben ſo glücklich als du es verdieneſt! Daß dein Gemüth nimmer den trügeriſchen Tauſch mit der Welt eingehe, den ſchönen Schein hinzugeben an ihre loſe, leere Gewißheit! Daß du nimmer in ihren falſchen Umarmungen zu erringen ſucheſt, was dein reines Gefühl ſo mild und fromm ſich ausgeboren hat! —

Er ſagte dieſe Worte mit ſo heftiger, gepreßter Stimme, ſein ganzes Gemüth ſchien auf einmahl ſo bewegt und angegriffen von irgend einem traurigen Ereigniß vergangener Jahre, welches neu aus ſeinem Dunkel heraufzukeimen drohete in dem Inhalte des geſprochenen, daß Franz voll Erſtaunen und Schrecken den bebenden in ſeine Arme ſchloß. Thränen waren in Heinrichs Augen getreten, ernſt und ſchwermüthig ſchaute er vor ſich hin. Immer beklommener wurde auch Franz: auch ſeinen Blicken er mitleidig auf den Freund gerichtet hatte, füllten Thränen, und gutmüthig legte er den Leidenden an ſeine Wangen, und liebkoſ'te ihn. Endlich richtete ſich Heinrich langſam wieder in die Höhe, die Thräne des Auges

hatte ſich gelöſt, und mit einem unausſprechlich zarten Blicke ruhte er auf dem betrübten Jünglinge, deſſen Beſorgniſſe noch nicht geſtillt zu ſeyn ſcheinen. Ja! rief er jetzt, du ſollſt es erfahren, was hier in verzehrenden Gluten ſich regt. — Er hatte Franz's Hände gefaßt, und drückte ſie ſanft an ſeinen Buſen. — Du ſollſt meine Vergangenheit kennen lernen, du Guter! dein Herz wird meine Leiden verſtehen.

Und ſo zog er den Freund ſanft zu ſich auf den weichen Raſen nieder.

(Der Beſchluß folgt.)

Von Bildung des Geſchmacks zu einfachen Vergnügungen.

(Aus dem Engliſchen.)

Gegen das Vergnügen überhaupt loszuziehen iſt höchſt ungereimt. Es iſt das Geſetz der Natur, die angenehmen Empfindungen den unangenehmen vorzuziehen. Der Sittenlehrer mag diejenigen auszeichnen, die weniger eitel und unbefriedigend in ſich ſelbſt, mehr Genuß geben und keine Reue zurücklaſſen.

Der Menſch ſucht nach natürlichen Geſetzen Unterhaltung, Zeitvertreib und Vergnügen. Fehlt es ihm an wahren Vergnügungen, ſo nimmt er leere, oft ſchädliche, die ſeinen Geſchmack verderben und ſeine Ruhe vergiften.

Natur hat den reichſten Vorrath von lebhaften Vergnügungen zubereitet, die keine Strafe uns befürchten laſſen, vielmehr im Rückblick auf ſie uns noch Verbeſſerung unſrer ſelbſt und Zufriedenheit verſprechen. So ſind die unſchuldigen Spiele der Jugend, die wir mit reiner Freude genieſſen, ehe uns noch der Umgang mit der Welt austrocknet und verhärtet.

Bei aller ſeiner Verbeſſerung und Vollkommenheit nimmt uns der Zuſtand eines höhern Grades von Civiliſirung gewiſſe natürliche Neigungen und Gefühle, die der Tugend höchſt vortheilhaft ſind. Wir erlangen Kenntniſſe und Bedürfniße durch ſie, die unſere Ruhe ſtören, uns in eine fieberiſche Bänglichkeit gar oft verſetzen, die immer noch etwas verlangt, und nimmer befriedigt iſt.

Die ſimpeln und unſchuldigen Vergnügungen und Verlangen der Natur ſind gewöhnlicher Weiſe nicht ſo weit von ihr hinweggeſtellt, daß wir ſie nicht erreichen könnten; und ſo wie ſie in uns kein zu heftig ſtrebendes Verlangen erwecken, ſo iſt auch ihr Genuß weniger beunruhigend, und ihr Verluſt weniger quälend noch reuevoll. Unſere Glückſeligkeit und unſere Moralität gewinnt daher zugleich ein unendliches, wenn wir es zur Gewohnheit in uns werden laſſen, uns an die reinen und unverderbenen Gaben der Natur zu binden. Eine der erſten Empfindungen die das Herz der Menſchen in Bewegung ſetzt, iſt kindliche Liebe und Gehorſam. Dieſe erweitert ſich nach und nach zur Neigung gegen Geſchwiſter, Verwandte und Hausgenoſſen. Das Kind liebt und wird geliebt von jedem. Unter Liebkoſungen, Vertraulichkeit, Geſprächen und zartem Umgang einer Familie dehnt das weiche Herz ſich aus, und findet volles Spiel für ſeine Neigungen und Vermögenskräfte. Auch iſt dieß gar oft die Periode unſers Lebens, die für uns in der Erinnerung die glücklichſte iſt.

Würde der Geſchmack zu dieſen ſimpeln Vergnügungen beſſer in uns verwahrt und aufgehoben, wir würden oft in der Folge der Zeit weit glücklicher damit, und bei den ſüßen Pflichten eines häuslichen Lebens ſeyn, ob wir gleich weniger ſchimmernde Reize und glänzende Vorzüge um uns gewahr werden. Wie oft hingegen, wenn die Jugend nun das Neſt verlaſſen hat, nach unverſuchten und eingebildetem Glück herumſchwärmt, in wilder Zerſtreuung und Taumel nach heftigen Freuden ſtrebt, kehrt ſie zurück mit dem Verluſt der zarten Gefühle ihres Herzens, obgleich hoch erhöht durch Verfeinerung, aber arm und gelähmt zu jeder dauerhaften Freude und Glückſeligkeit. Nun werden vielleicht Ehre und Intereſſe, wie wir die beiden Dinge fälſchlich benennen, als Götzen vor uns aufgeſtellt, vor denen wir andächtig knien, und willig auf ihrem Altare den Reſt unſerer Geſundheit, Frieden, Freude, Wahrheit und Freiheit opfern. Die Gegenſtände der Eitelkeit ziehen uns mit ſolcher Gewalt an ſich, daß die Scenen der Natur, dieſe Gegenſtände ungeſchminkter Freude nicht mehr unſer Herz und Auge gewinnen können. Und doch ſind es dieſe Scenen, die das Herz am meiſten vergnügen, die uns in der Jugend ergötzen, und auf die wir immer, bei unverdorbenen Sinnen, mit geheimer Sehnſucht zurück ſehen. Der Spaziergang an einem Morgen iſt wenigſtens das Vergnügen einer nächtlichen Redoute werth.

So wahr dieſe Empfindung iſt, ſo wenig gilt ſie bei unſern Perſonen von Façon, Lebensart und Geiſt. Der Beſitzer von weitläufigen Feldern und Grundſtücken verläßt ſein ſüßes Land, und ſchließt ſich irgend in ein Kaffee-Haus ein, zum Spieltiſch bei einer ſitzenden Geſellſchaft. Er verkehrt die Beſtimmungen der Natur, und verachtet den angeerbten Segen des Himmels, aber er findet auch die angemeſſene Strafe in einem raſtloſen Leben, das immer nach Zufriedenheit jagt und ſie nimmer erreicht.

Die Beſchäftigungen des Landbaues, ſelbſt ohne Beziehung auf den Nutzen den ſie hervorbringen, wie angenehm, wie gefällig ſind ſie nicht der menſchlichen Natur?

Ein eleganter Geist mag sich gar wohl mit der Landwirthschaft abgeben, ohne daß er zu befürchten habe, er möge in eine Rauhigkeit der Sitten deshalb verfallen, oder von seinen feineren Gefühlen verlieren. Und wie weit günstiger ist diese Beschäftigung der Gesundheit, dem Vermögen, der Ruhe und der Unschuld? Wahrlich ohne die wichtigsten Ursachen sollte man kaum glauben daß man alle diese Vortheile verlassen könne. Sind Kartenspiele, nächtliche Bälle und Versammlungen, sind Unordnungen und Zerstreuungen von jedweder Art, die uns der Ruhe und des Schlafes berauben, unser Eigenthum vermindern, unserer Gesundheit Schaden bringen, uns eigensüchtig, lasterhaft, gedanken- und sinnlos machen, und uns um den Gebrauch unserer Kräfte bringen, sind das Dinge die sich hier vergleichen liessen? Nur die allgemeine Entfernung von Unschuld und Einfalt, kann bei dieser Frage zum Vortheile der leztern den lügenhaften Ausschlag der Stimmen vermehren helfen.

Nicht ohne einen Seufzer mag ein denkender Mann bei dem Landhause irgend eines Lords vorüber gehn, und den verlassenen, süßen Aufenthalt seines falsch verfeinerten Besitzers erblicken, der vielleicht jezt in irgend einer Taberne der angesteckten, verdorbenen Stadt sizt, und den Helden beim Saufgelage macht. Wann er auf dem respectabeln Gebäude den Schornstein ohne Rauch erblickt, da wo sonst die ganze Gegend zu einer fürstlichen Hospitalität willkommen und versammelt war — so mag er sich kaum der Thränen enthalten, daß unsere Progressen zur hohen Verfeinerung, die aus den Abkömmlingen unserer Großen *feine Gentlemans* gemacht haben, sie zu etwas weniger als Menschen heruntergesezt haben durch den Mangel jeder männlichen Tugend.

Schon die Aussicht eines Gartens mag einen Sinn zierlich und gefällig beschäftigen. Nichts ist geschickter die anhängliche Leidenschaft für das Neue besser zu befriedigen, als wo die Natur ihre mannigfaltigen Auftritte und Gestalten täglich verändert. Unendlich sind ihre Producte, und das Leben eines Menschen mag sich endigen, noch lange bevor er die Hälfte ihrer reizenden Gemälde erblicket hat.

Der Geschmack in Gärten ist dermahlen in England rein. Natur erscheint da auf ihrem Throne, und herrscht majestätisch schön in ungesuchter Pracht. Das Land hat Ueberfluß an angebauten Gegenden von paradiesischer Schönheit. Wie oft ruft man aus, wenn man durch die Wiesen schwärmt, oder unter der Trauerweide sizt:
„Glücklicher Besitzer dieses Flecks der Erde, wo ist der, der zu jeder Zeit des reinen Vergnügens mächtig ist, das ich gegenwärtig in meinem Busen fühle?„ Aber ach! der Besitzer verweilt sich bei andern Scenen. Er rutscht über die Straßen von London weg, und jagt allen den sophistischen Freuden nach, welche die Stelle der natürlichen ersetzen müssen. Läßt er sichs gefallen, einen jährlichen Besuch seiner Landwohnung abzustatten, so bringt er auch alle seine theuer erworbenen Neigungen mit dahin, und indem er beim Spieltische oder beim nächtlichen Banket sizt, denkt er, wie er sein Interesse bei der nächsten Wahl vermehren will, und überläßt die blühende Knospe und ihren süßen Aushauch einer unbemerkten Einsamkeit.

Kann man sichs glaublich machen, daß die Natur solche Schönheit auf die Blüthen und Blätter einer Blume gelegt habe, ohne eine Absicht zu gefallen? Die Frucht hätte ja wohl mögen hervorgebracht werden, ohne solchen Reichthum und Abwechslung der Farben. Ihre Vorzüglichkeiten sind dem Sinne des Menschen vor andern Thieren bemerkbar. Und doch will der strenge Geschäftsmann oder der Verfolger leichtsinniger Vergnügungen uns mit großer Wichtigkeit ganz andere Gegenstände unserer Bewunderung anweisen. Diese nennt er kindisch und unnüz. Aber gleicht nicht eine widrige Versagung bei solcher angewandten Mühe gefällig zu erscheinen, der beshaften Undankbarkeit eines hämischen Gastes, der die niedlichsten, für ihn zubereiteten Gerichte einer Mahlzeit zu kosten nicht würdigt? —

In dem eigensten Betragen gegen unsere Mitgeschöpfe und in Beobachtung der wechselseitigen Beziehungen auf einander besteht das vorzüglichste und solideste Glück der Menschheit. Gutes zu thun und Böses vermeiden zu machen, so weit es der Umkreis unserer Eigenschaften oder Beziehungen vergönnt, ist ein untrüglicher Weg zu dauerhaften glücklichen Empfindungen. Und wenn wir unser Herz befragen, noch ehe die jugendlichen Gefühle ganz darin erstickt sind, so werden wir finden, daß die Natur selbst uns gelehrt hat, großes Vergnügen in Entfernung des Uebels von andern und in Mittheilung unserer Freuden zu genießen. Der feine und verschlagene Mann, woraus der größte Theil des geschäftigen Haufens besteht, wird diese Einfalt für Thorheit achten. Jugend und Wahrheit sind ihnen Worte, erfunden den Einfältigen zu betrügen. Aber in Wahrheit von der Einfalt des Kindes etwas in seinem Leben zurück zu behalten, wird den cultivirten und gebesserten Mann zum Weisen machen. Denn nach allen Erfindungen einer falschen Philosophie, und bei allen jesuitischen Listen der Sophisterei, bleibt doch Rechtschaffenheit unser wahrstes Interesse, und Unschuld unsere beste Weisheit.

1805. Nr. 140.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 27. November.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Mnemonik.

So ſehr auch die Aeuſſerungen übelwilliger Individuen, oder ſolcher Schriftſteller, die trotz ihrer gänzlichen Unkenntniß der Sache alles tadeln und bekritteln, ſobald das Windfähnchen ihres feilen Urtheils nicht ſchon vorläufig eine günſtigere Richtung erhalten hat, der nützlichen, unlängſt wieder erweckten und vervollkommneten Erfindung der Gedächtnißkunſt bei'm Publicum den Eingang zu erſchweren ſuchten; ſo ſehen wir doch mit nicht geringem Vergnügen, daß wir, ohne Zweifel mit allen billig denkenden Theilen, dem baldigen Augenblick entgegen ſehen, wo der reelle Gewinn der Bemühungen des Freiherrn von Aretin mit allgemeiner Zuſtimmung von dem ganzen Publicum wird anerkannt werden. Für das Gute der Sache muß in der That ſchon der Umſtand ein günſtiges Vorurtheil erwecken, daß der Erfinder bisher ruhig auf ſeinem Gange beharrte, ohne die unedeln Waffen ſeiner Gegner, die ihn miſskannten, eines für den Gegenſtand ſelbſt doch nur fruchtloſen Widerſtandes zu würdigen, ſo wie er dieſe ganze Zeit her, was vielleicht andere gethan hätten, durch wiederhohlte Anpreiſungen und Verheißungen nie vor dem Publicum ſeine uneigennützigen Abſichten zur Schau getragen hat.

Man weiß, daß der Erfinder ſchon vor mehr als einem halben Jahre dem Herrn Käſtner in Leipzig, der faſt zu gleicher Zeit mit ihm als mnemoniſcher Schriftſteller auftrat, ſeine einfachere Methode mitgetheilt hat, und das letzterer an dieſem Orte ſchon in mehreren Curſen öffentliche Vorleſungen über die Gedächtnißkunſt gehalten hat. Von dem Erfolge dieſer Vorleſungen werden die Leſer zum Theil aus dem nachſtehenden Auszuge eines Briefes von Herrn Käſtner an den Baron von Aretin urtheilen können, durch deſſen Bekanntmachung wir die Güte des Empfängers, der uns jenes Schreiben mittheilte, in der That nicht zu mißbrauchen befürchten, da hierdurch ihm und dem Verfaſſer nur ein billiges und ungeſchmeichelte Lob bei unparteiiſchen Leſern entſtehen kann.

„Die in Ihrem Schreiben enthaltene Nachricht von dem warmen Intereſſe, welches der verehrungswürdige Herr G. R. Jacobi an der Mnemonik nimmt, hat mich ungemein erfreuet. Aber auch in meinem Vaterlande ſehe ich nun täglich mehr vernünftige Leute die Zuverläſſigkeit und die Vortheile der Mnemonik anerkennen, und ich habe das völlige Vertrauen, die gute Sache werde gewiß ſiegen. Was ich zu dieſem Siege beitragen kann, werde ich nach meinem Vermögen zu leiſten ſuchen. — — Bei meinem vorigen Aufenthalte in Leipzig erfuhr ich, daß mehrere Lehrer an der Bürger- und Freiſchule, nahmentlich Dolz — Herausgeber der Voſſiſchen Jugendzeitung — die Anwendbarkeit der Mnemonik auf niederen

Schulen bezweifelt hätten. Dieß veranlaßte mich, an einem jungen Knaben aus meiner Dorfſchule den Ungrund dieſer Zweifel darzuthun. Nachdem ich ihm in ſehr kurzer Zeit nach mnemoniſchen Anleitungen die Capitel der Evangelien durch's ganze Jahr, die ſämmtlichen Könige in Juda, von Saul bis Zedekia, und die römiſchen Kaiſer von Karl dem Großen an, beide mit den Regierungs-Antrittsjahren, auch eine Menge einzelner Begebenheiten nebſt Angabe der Jahrzahlen beigebracht hatte, ließ ich ihn in der Freiſchule von dem Vicedirector Dolz fragen. Dieſer wunderte und freute ſich über das von dem Knaben geleiſtete, und bat mich, einen Aufſatz für die Jugendzeitung zu liefern, welcher Winke für Aeltern enthielt, wie ſie die Mnemonik bei ihren Kindern auf eine nützliche Art anwenden könnten. Ich bin geſonnen, dieſes auf eine einfache Anzeige deſſen, was ich leiſtete, und höchſtens der Methode, der ich mich bei den evangeliſchen Perikopen bediente, einzuſchränken. Auch werde ich mehreren Kindern aus der hieſigen Schule die jüdiſche Geſchichte und ſächſiſche Geographie durch Hilfe der Mnemonik beibringen; zu dieſer Idee veranlaßte mich ein Freund der Mnemonik, Herr M—. in Leipzig, der auch die Früchte dieſer Bemühungen ſelbſt mit anſehen und nachher einen Bericht darüber liefern will. Dergleichen Verſuche und Proben ſind von einem ſehr einzureiſenden Nutzen, da kein Vorurtheil ſich allgemeiner findet als dieſes, daß die Mnemonik zu ſchwer zu erlernen, und doch nur zu Kunſtſtücken zu gebrauchen ſey. — — Ihre Theorie habe ich nun auch erhalten, und wünſche nichts mehr, als daß bald das Ganze dem Publicum offen ſtehen möge. Dieſes wird ohne Zweifel die Gegner am beſten widerlegen u. ſ. w.

Aus einem Roman: Der Bund der Liebe.

(Fortſetzung.)

— — — Und als nun auch der Arzt den Bitten ihres Bruders beiſtimmte, ſagte Marie froh und gerne zu, noch länger um den kranken Jüngling zu ſeyn, deſſen Bekanntſchaft ſie immer ſchon gewünſcht hatte, und dem ſie nun ſo gut geworden war aus den zarten Traumreden mit ſeiner geliebten, verlornen Julie.

Heimlich geſtand ſie ſich auch die Neugierde, mehr über dieſe Julie zu wiſſen, um welche Heinrichs Seele in ſo milden Phantaſien gelebt hatte, und manchmal wollte ſie ſogar den Bruder darum fragen; aber immer erröthete ſie in ihrem innerſten Gemüthe vor dem bloßen Gedanken einer ſolchen Erkundigung, und ſcheute ſelbſt aus unerkannter Urſache die völlige Aufklärung dieſer Dunkelheit und ihrer geheimen Vermuthungen, und doch konnte ſie ſich gar nicht losreiſſen davon; und je mehr ſie darüber nachdachte, deſto ſehnender wurde ihr Innres nach klarer Anſchauung, und ſchnell unterdrückte ſie doch wieder jeden möglich tieferen Blick durch die ſelbſtige Antwort: „es iſt gewiß der Nahme einer geliebten und verlornen Schweſter.„ — Gleichgültig ſtand ſie dann auf, und ging langſam gegen ein Fenſter, um die reizende Gegend zu betrachten, wie ſolche im wilden Schmucke des Winters da lag, aber ihr Herz war gar nicht gleichgültig; unruhig wogte das ungenügſame fort gegen jene Julie, und während ihr Auge die Gegend überlief, ſuchte ſie ſelbſt alle einzeln gehörte Worte des träumenden Heinrichs auf, um ſich ein ganzes wirkliches Bild aus ſeinen Phantaſien herauszubauen. Unbewußt ſich ſelbſt ſchüttelte ſie dann zweifelnd den Kopf, als wenn ihr Gefühl ſagte: Nein! es iſt doch nicht ſeine Schweſter! und noch ſchneller drehte ſie ſich nach dem Schlafenden hin, um neue, andere Worte aus ſeinen Geſichtszügen zu leſen, die ihrem Herzen verſtändlicher wären, und wünſchenswerther glühete es leiſe athmend in ihren Gedanken auf. Aufmerkſam bog ſie ſich nun über den Schlafenden hin, und unterſuchte jede Miene, jedes kleinſte Zucken und Gebärdenſpiel. „Ob er wohl wieder träumen mag?“ ſchallte es wie eine zarte Stimme in ihrem Gemüthe; — „und von Julien?“ fuhr die Stimme ſchüchterner fort; und beklemmt wendete ſie die umdämmernden Blicke weg, und eine wehe Thräne ſtand bedeutſam vor dem ſanften Auge, und quoll unter den ſeidenen Wimpern bebend hervor. Aber ſie fürchtete ſich die wehe hervorquellende zu trocknen, und mit ſüßer Wohlluſt ließ ſie ſie niederträufeln an den heißen Wangen, und ſah bewegt gegen den Boden hin, wo ſie jetzt niedergeſeſſen war. „Er liebt Julien!“ ſchien aus der zerfloſſenen in leuchtender Schrift gegen ſie hervorzuſproſſen. — „Er liebt dieſe Julie“ rief es ahndungsvoll in ihrem Buſen nach — und ſchmerzlich brannte ihr Auge, und ſehnte ſich die vergoſſene linde Thräne zurück. Weit, weit hinweg wünſchte ſie ſich von dieſem Heinrich; ein dumpfes, unerklärbares Gefühl drückte ſie hinweg von dem ſchönen Jüngling: nur noch ein Mahl wollte ſie ihn anſehen, und dann für immer ſcheiden. „Muß ich nicht?“ dachte ſie. „Ach dieſe Julie!“ und thränend hing ihr Blick von neuem an dem Schlafenden. — „Ach! wie ich dich liebe, du theure Julie!“ flüſterte Heinrich aus ſeinem lächelnden Schlummer heraus. — „Ja, ja! er liebt ſie, rief ſie ihm tief erſchüttert nach. Er ſagt es mir ſelbſt; ihm muß mein zweifelndes Herz glauben. So lebe

denn wohl du Guter! sprach sie leise gegen ihn hin; aber schmerzlich berührt schauderte ihr Inneres zusammen bei diesen ihren Worten, und gedankenlos sank sie auf ihrem Sitze nieder.

Heinrich erwachte nicht lange nachher. Frei und erheitert empfand sich sein Inneres; liebliche Bilder der Phantasie hatte der wohlthätige Schlummer in seinen Geist gehaucht, herüber gefolgt waren sie ihm in die wahre Wirklichkeit, und heißen Danks schwellte sein Gemüth gegen den gütigen Himmel auf. Mit süßem Gefallen durchlief sein klarer Sinn die reizliche Ruhe der Gegenwart, und küßte die schönen Strahlen des neuen Lebens in sich hinein. Immer matter verhallten die wehen Phantome der Krankheit, bald winkten ihm die Freunde entgegen, die ihn so liebevoll gepflegt hatten, und sein Herz sehnte sich wieder nach ihrem Anblick, und er drehte sich umher, ob er seinen Franz nicht gewahren könne. Ueberrascht fiel sein Blick auf Marie. Mit zurückgesenktem Haupte lag sie schlummernd vor ihm da, beide Hände auf dem fliehenden Busen gefaltet. Ein sanfter Schmerz war, wie ein leichter Flor, über die reitzenden Züge ihres Gesichtes herüber geworfen, durch den die innere Reinheit des frommen Gemüthes fein und zart hindurch schimmerte. Unbeweglich ruhete Heinrichs Blick an ihr, sinnig und mild ergriffen. „Wer bist du, reitzendes Wesen? rief er endlich aus seinem frohen Staunen heraus. — — Nein! du bist nicht Julie, fuhr er fort, und betrachtete nachsinnend die Schlafende. — — Bist du die süße Schwester der Gestorbenen? oder — welche himmlische Phantasie hat mir diese Züge vorgebildet, in die das Leiden so sanft verschmolzen ist mit der Anmuth reichem Zauber? — — Bin ich hinüber getragen in die Gefilde blühender Ewigkeit, und mein entfesselter Geist kostet in diesem Anblick die hohe Weihe seliger Erfüllung? — Marie seufzte. — Ach nein! rief er; auch du gehörst noch der Erde an. Dieß wehe Aufathmen der Brust bezeichnet noch die ernste Gewalt der irdischen Umkleidung. Auch du bist noch dem strengen Gesetze des Daseyns unterworfen, und deine ahndenden Träume gehorchen noch dem trüben Schicksal. Noch diesseits wohne ich: denn der Kummer begrüßt mein Erwachen, und dein schwer verhallender Seufzer, du Traurige! — Ach! hasse mich nicht Julie, wenn ich ihn liebe, sprach jetzt die Schlafende in flehender Stimme. — „Heilige Gottheit! wer ist dieß Mädchen? rief Heinrich, und streckte schaudernd die Hand gegen sie hin. Sprich! woher kennst du den seligen Nahmen der Geliebten?“ — Und liebe ich ihn nicht gleich herzlich wie du? fuhr von neuem Marie aus ihrem Schlummer fort. Ach deine Liebe hat ihn dem Tod nahe gebracht; ich hab' ihn gerettet zum schönen lebendigen Daseyn. Willst du ihn zum zweiten Mahl verderben? — „Warum klingen doch diese Töne so seltsam bewegt an meinem Innern wieder? sagte jetzt Heinrich leise und forschend. Empfindungen wecken sie einer längst vergangenen Zeit, weissagende Worte gestalten sich aus ihrem losen Zusammenhange, und hell flammt die Zukunft herein durch die leuchtenden Kreise. Trügt ihr mich, liebliche Hoffnungen, daß ich Julien wieder finde? Darf sich mein Herz der süßen Verkündigung freudig dahingeben?“ — Glücklich! Heinrich — flüsterte Marie. — „O! so seyd mir gesegnet, ihr heiligen Töne, und du zartes Geschöpf, die du sie ausgesprochen hast! schrie der entzückte Jüngling.“ Marie schlug ihr großes braunes Auge in die Höhe. Schmerzhaft lächelnd schaute sie auf Heinrich hin, der ihre Hand gefaßt hatte und sie küßte. Schmeichelnd umwehten die süßen Düfte des zarten Traumes ihre Gedankenwelt; sie sah, sie empfand es glühend und innigst, daß ihr der Geliebte lieblose. Guter Heinrich! sagte sie mit niedergesenktem, zartem Auge ihn bittend; ich bin Marie, Gutbergs Schwester. Heinrich schaute sie groß an, Franz trat ein — und die süßen Düfte des Traumes wehten schnell vorüber.

Fr. A.

Der Pflanzer und sein Sohn.

(Aus dem Englischen.)

Ein Sklave in Barbados sollte einmal die Peitsche bekommen. Er war schon an den Pfahl gebunden, als der Sohn des Pflanzers vorbei kam, und fragte, worin der arme Teufel gefehlt habe. Er lief sogleich zu seinem Vater, und bat ihn dem Sklaven die Strafe zu erlassen.

„Der Kerl ist nur ein Schwarzer, erwiederte der Vater, was gehet es dich an? Höre 'mahl. Ich habe eine Grille; wenn du so verdammt mitleidig bist, und es dir Ernst ist, so ist der Sklave frei, und du sollst an seiner Statt gestraft werden. Erstlich sollst du eine ganze Stunde in der Mühle arbeiten, und nachher soll dir dein schwarzer Pylades einen Fußstoß auf den Hintern geben.“

Und der Sohn antwortete und sagte: dein Wille geschehe. Er warf seinen Rock und seine Weste weg, lief nach der Mühle, und arbeitete eine volle Stunde. Nachher machte sich der Sklave einen Spaß daraus, seinem jungen Herrn einen Fußstoß zu geben.

Dieser Vorfall machte viel Aufsehen in der ganzen Insel. Die Nachbarn erzählten es jeder auf eine verschiedene Art. Einige erklärten, daß es eine Lüge ohne

Kopf und ohne Füße wäre: andere zuckten die Achsel und wollten gar keine Meinung darüber wagen.

Diese meinten, daß es dem alten Herrn nicht so richtig im Kopfe wäre; wenn der Fehler des Sklaven verzeihlich war, warum ihm nicht ohne Umstände verzeihen? Wenn sein Verbrechen groß war, konnte man es wohl auf dem Hintern des Sohnes gut machen? Oder vielleicht wollte man nur die Menschenliebe des jungen Schwärmers auf die Probe stellen?

Andere dachten, daß der Junker sehr naseweis gehandelt hätte. Wer hatte ihn gerufen, sich in die Angelegenheiten seines Vaters, und in die Verwaltung der Pflanzung zu mischen.

Andere fürchteten sogar, daß Vater und Sohn alle beide den Verstand verloren hätten.

L**.

Lebens-Schwung.

Mit wilden, stumm bewegten Wellen
Gohr Leben in der tiefen Brust,
Mit heißem Drange auszuquellen
In Zähr' und Wonne, Schmerz und Lust;
Mit Wuth raßt' das empörte Wilde
Bis seines Dammes Kraft zerfloß,
Und hin im Worte und im Bilde
Ein Strom mit Brausen sich ergoß.

Bis an des Himmels blaue Ferne
Drängt sichs hinauf mit heil'ger Wuth,
Umkreißt das schöne Land der Sterne
Mit göttlich-frechem Uebermuth —
Und reißt was schönes es erschaute,
Mit wildem Ungestüme fort,
Was sonst in dunkelm Dämmern graute,
Verklärte sich im hohen Wort.

Mit seines Wallen sanften Tönen,
Mit des Gesanges Wunderklang
Zog es am heil'gen Band des Schönen
Das ew'ge zu dem ird'schen Drang;
Es küßt versöhnt von innern Wonnen
Olympos zart sich mit der Welt,
Der Mensch erhebt sich zu den Sonnen,
Und Dios Busen menschlich schwellt.

Kaum war das feste Band gewoben,
Das Schönem Zartes anvermählt,
Strebt wieder auf sein Flug nach oben,
Von der Unendlichen beseelt —
Des Schicksals loosgefüllte Urne
Umstürmt es mit verwegnem Schwall,
Und tritt auf furchtbarer Kothurne
Das Götter selbst beherrschend All.

Und wieder kehrt es reich an Siegen
In seine Sphäre erdenwärts,
Es trinkt mit wonnevollen Zügen
Das Heilige der Menschen Herz.
Und sieh, des schönsten Reichthums Träume
Erschließet es dem schwärmenden,
Bald durch der tollsten Freude Räume
Das muntre Evan lärmenden.

Er wirft die Scepter weg, die Kronen,
Der Liebe Lust und die Natur
Umarmen sich ihn zu belohnen,
In seines Innern Blumenflur.
Ihn kümmert nicht der Prunk der Großen,
Der Weltzerstöhrer kühne Schaar,
Er sehnt sich für sein Haupt nach Rosen,
Nach Balsam für sein Lockenhaar.

Bald wallt es nach mit warmen Wellen,
Mit wunder süßem Klagetön,
Des Daseyns lieblichsten Gesellen
Dem frohen Sinn, der ihm entflohn,
Betrauert mit des Schmerzens Tönen
Das Loos des Seyns des Endlichen,
Und opfert seiner Wehmuth Thränen
Dem Heimweh nach Unendlichen.

So stürmt es kühn mit glühndem Streben,
Durch inneren und äußern Raum
Bald schaut man seinen Zirkig schweben,
Wo man ein Daseyn ahndet kaum.
Bald zieht es sinnig sich zurücke,
Beschauet seines Innern Flur,
Und zeigt der Sinnen Flammenblicke
Dann Wunder himmlischer Natur.

S.

1805. Nr. 141.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 29. November.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Fragmente über Litteratur und Kunſt.

1. Fauſt.

Es gibt nicht leicht einen ſo ſchönen dramatiſchen Stoff, wie die bekannte Legende von Fauſt. Woher kommts, daß beinahe keine einzige Bearbeitung, ſo oft deren verſucht worden, geglückt iſt? Ein eigener Unſtern muß darüber walten. Zwar ſchien ein glücklicher Genius den größten Dichter unſerer Zeit, ſo wie den ſcharfſinnigſten, mit allen Vorzügen einer gründlichen Kritik ausgerüſteten Denker für dieſen Stoff zu begeiſtern. Aber wenn auch der Torſo, den Göthe aufſtellte, das innerſte Weſen ſeiner ſchöpferiſchen Kraft ausſpricht, und ewig unerreicht da ſteht, ſo iſt er doch nur Torſo — und wird er ihn wohl noch vollenden? Kann er es in dem nähmlichen Geiſte, wie er begonnen hat? Denn die Wunderſchöpfungen dieſes Genius ſind zwar ewig, wie er ſelbſt, aber ſie ſind auch lebendige Repräſentanten der Bildungsperioden, welche ſein Geiſt auf ſeiner herrlichen Bahn durchwandelt hat. In jeder ſtrebte er ſich dem Höchſten anzuſchließen — aber unendlich mannigfaltig ſind die Wege, auf denen er dazu gelangte — und trüge auch jedes einzelne Glied des künftig vollendeten Werkes das Meiſterſiegel, ſo würde doch die Gediegenheit des erſten Guſſes fehlen. Den, der es verſteht, brauche ich nur an die Contraſte zu erinnern, welche die einzeln hinzugekommenen, an ſich vortrefflichen Scenen der neuen Bearbeitung des Göz von Berlichingen mit den alten treuherzigen Formen darbieten, die uns in dem urſprünglichen Werke ſo treulich anſprachen.

Doch vielleicht trügt das Gerücht nicht, daß der Dichter ſeinen Fauſt ſchon längſt vollendet hat, und für die Bekanntmachung nur einen günſtigen Augenblick abwartet.

Leſſing aber hat uns nicht einmahl einen Torſo hinterlaſſen, ob man gleich aus manchen Winken in ſeinen Schriften ſchließen muß, daß ſeine Bearbeitung ſehr weit gerückt, ja daß er ſogar Willens war, den Stoff auf zwei verſchiedene Manieren zu behandeln. Eine einzige Scene, und der ungefähre Plan der einen dieſer Bearbeitungen, das iſt alles, was ſich in ſeinem theatraliſchen Nachlaße findet. Wenn es indeſſen erlaubt iſt, aus dieſen wenigen Andeutungen auf das Ganze, wie es hätte werden können, zu ſchließen, ſo ſcheint mir, es hätte als romantiſch nothwendig mißlingen müſſen. Denn nach dem vorliegenden Plane der einen dieſer Bearbeitungen ſollte ſie von der Legende darin weſentlich abweichen, daß Fauſts Verführung den Teufeln nicht gelingt, ſondern ſie ſelbſt durch eine Fantom unter Fauſts Geſtalt getäuſcht werden, welches in dem Augenblicke, wo ſie zu ſiegen glau-

ben, verſchwindet. Der wahre Fauſt iſt indeß von ſeinem Schutzgeiſt eingeſchläfert worden, und hat ein Geſicht, von dem was ſeinem Fantom begegnet. Die Klippen einer ſolchen Anſicht fallen in die Augen. Denn welche Befriedigung kann es gewähren, wenn die übernatürlichen Verführungskünſte des böſen Princips an dem überlegenern Willen einer höhern Macht ſcheitern, dem jenes unbedingt unterworfen iſt. Man weiß vorher, was herauskommen muß, und die ganze Aefferei gegen den Teufel gleicht am Ende mehr der Pointe eines Epigramms als dem ernſten Ausgang eines Drama.

Indeſſen würde der große Mann, der es unternahm, gewiß einen ſehr intereſſanten Weg gefunden haben, um die Schwierigkeiten der Aufgabe zu löſen, und das Mangelhafte ſeines Plans durch überwiegende Schönheiten vielleicht zu erſetzen.

Auch der allerneueſte Bearbeiter dieſes Stoffs hat das Nichtgelingen der beabſichtigten Verführung gewählt. Schade nur, daß ſeine Arbeit, ſchon ehe ſie ganz vollendet war, durch eine bekannte Xenie treffend charakteriſirt worden iſt. Sein Fauſt ſchwatzt gar viel von der Kraft ſeines eigenen Willens, durch die er troz allen Tücken ſeines Widerſachers aus allen Gefährlichkeiten rein hervorgeht, indem ihn dieſer umſonſt zu einer vorſetzlich böſen That verleiten will. Indeſſen würde es doch gar oft übel mit ihm ausſehen, wenn ihm der gutwillige Dichter nicht zwei dienſtfertige Deos ex machina beigegeben hätte, einen Freund und eine Geliebte, die auf eine höchſt wunderbare Weiſe — ohne immer ſelbſt zu wiſſen wie? — aber ſtets zur rechten Zeit erſcheinen, wenn ihrem Liebling etwas menſchliches begegnen will, den ſie dabei recht eindringend ermahnen, und den argen Verführer, wie ſich's gebührt, zu Schanden machen.

Daß man ſich doch nicht ohne Noth von einem alten guten Stoffe entferne, wäre es auch nur Stoff einer Legende. Fauſt muß nothwendig untergehen. Jeder Menſch, deſſen unbändiger Geiſt die nothwendigen Grenzen ſeines Weſens überſpringt — ein ſolcher Charakter iſt Fauſt — trägt in ſich ſelbſt — auch ohne Teufel — den Keim ſeiner Zerſtörung.

Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehen.

Das hat niemand ſo gefühlt als Göthe, und darum iſt ſein Fauſt auch der einzig unerreichte.

Indeſſen wäre doch eine neue Anſicht denkbar; aber welchem Dichter wird es gelingen, das Problem würdig zu löſen, und einen Charakter zu erſchaffen, der kein durch und durch gebrechlicher Schluſiſcher Fauſt iſt, ſondern die unerſättlichſte Wißbegierde mit ſo viel eigener, ſelbſtſtändiger Kraft verbindet, um mit der ſelbſt zum Kampf aufgeforderten höchſten Verführung zu ringen, ohne zu unterliegen, ja blos mit ihr zu ſpielen, und ihr aus Stärke des eigenen Willens zu widerſtehen? Sieg der edleren menſchlichen Natur über das böſe Princip, mit welchem freiwilliger Kampf begonnen.

(Wird fortgeſetzt.)

Von einigen Mode-Artikeln alter und neuer Zeit.

Die Männer waren in dem lezten Jahrhundert die erſten, die ſich des Schnupf-Tabacks bedienten. Gegen das Jahr 1520 fanden die Spanier die Tabacks-Pflanze in Jucatan, einer Provinz der Terra Firma; und von da aus verbreitete ſich ihre Kultur nach St. Dominge, Maryland, Braſilien und Europa. Johann Nikot überreichte bei ſeiner Zurückkunft von Portugal, gegen das Jahr 1560 dieſe Pflanze Catharinen von Medicis; daher kommt es, daß man ſie Nicotiana hies: einige Perſonen verſuchten ſie zu rauchen, zu kauen, und endlich zu ſchnupfen. Dieſe neue Mode verurſachte einen heftigen Krieg zwiſchen den Doktoren der Medizin; man ſprach viel von den guten und übeln Wirkungen des Tabacks, in Hinſicht der Geſundheit; man ſchrieb unzählbare Bände für und wider dieſe Pflanze: allein unzeachtet der Gegner, welche den Nuzen dieſer Pflanze ſtreitig machten, verleitete ſein Luxus alle Nationen, und verbreitete ſich von Amerika bis nach Japan. Vielleicht trugen die Verfolgungen, welche der Tabak ausſtehen mußte, dazu bei, daß er mehr in Aufnahme kam. Ein Brand im Jahr 1650, welcher einen Theil der Häuſer von Moskau, die beinahe alle von Holz gebaut waren, in Aſche verwandelte, und durch die Unvorſichtigkeit eines Rauchers, der mit der Pfeife in dem Munde vom Schlafe überfallen worden, entſtanden war, bewog den Czar Federowik, Großvater Peter des Großen, den Gebrauch und die Einfuhr des Tabaks in ſeinen Staaten zu verbieten, das erſte Mahl bei Strafe der Stockſchläge, und das zweite Mahl bei Naſen abſchneiden. Der türkiſche Kaiſer Amurath der Vierte, und der König von Perſien, Schah Abbas, hatten dieſes Verbot ſchon früher in ihren Reichen ergehen laſſen. Die Regierung in Frankreich war nicht ſo grauſam; ſeit dem Jahre 1629 begnügte ſie ſich, eine Auflage von dreißig Sous auf das Pfund Tabak zu legen, welchen man damahls Petun nannte, einen Nahmen, welchen ihm die Einwohner von Jukatan gegeben hatten. Dieſe Auflage, die darauf noch erhöhet ward, gab vielleicht Anlaß, daß

man an dem Schnupf-Tabak Eigenſchaften und Annehmlichkeiten entdeckte, die er wohl nicht alle hat, und dagegen die nachtheiligen Folgen überſah, welche aus dem unmäßigen Gebrauche dieſes Pulvers entſtehen können: allein, das was ihn über alles in Credit ſetzte, waren die Doſen, welche man dazu erfand. Es exiſtirt noch ein Kupferſtich aus dem letzten Jahrhundert, welcher einen Reuter vorſtellt, der in der rechten Hand eine Art von Kugel hält, woran ein kleines Röhrchen angebracht ſcheint, aus welchem er Tabak auf die Rückſeite ſeiner linken Hand herauslaufen läßt, welche er im Begriff iſt, an die Naſe zu bringen. Dieß war wahrſcheinlich die erſte Form der Tabaks-Doſen, auf welche nun die goldenen und ſilbernen, glatten oder gravirten, getriebenen, eingelegten, emaillirten, auf alle Art gedrechſelten, manchmahl mit Diamanten beſetzten, und meiſtens mit Portraiten und andern Malereien gezierten Doſen folgten, die einen von Jaſpis, die andern von Berg-Kriſtal, von Schildkröte, von Muſcheln, und endlich von Papier-maché. Mancher würde den Tabak wohl für immer verabſcheut haben, der den Gebrauch deſſelben leidenſchaftlich annahm, blos um ſolch ein koſtbares Kleinod in den Geſellſchaften ſehen zu laſſen. Der Gebrauch des Tabacks fängt jetzt unter unſern Damen an abzunehmen. So ging es ſchon früher mit den Stöcken. Dieſe trugen die Damen ſeit dem eilften Jahrhundert, und der oberſte Theil derſelben hatte damahls die Geſtalt eines Vogelkopfes oder den eines andern Thieres. Eine Stelle aus der Geſchichte von Frankreich beweiſt uns, daß die Königinn Conſtanza, Gemahlinn des Königs Robert, Sohnes des Hugo Capet, einen ſolchen trug. Die Männer, welche ſich ihrer von Anfang nur im hohen Alter und bei großer Schwäche bedienten, haben ſie im letzten Jahrhunderte zur Zierde gebraucht. Damahls ſah man Stöcke mit goldenen Knöpfen, mit Krücken und Rabenſchnäbeln, wovon einige ſehr prächtig gearbeitet waren. Der große Colbert trug einen ſolchen, und dieſer Gebrauch pflanzte ſich auf ſeine Nachfolger, die General-Controleurs der Finanzen fort. In unſern Zeiten kamen die Badines auf, deren ſich auch die Damen bei ihrer Früh-Promenade bedienten.

Die Fächer ſind noch ein Gegenſtand der Pracht; ſie machten einen Theil der Kleinodien aus, womit man bei Hochzeiten Geſchenke machte. Sie wurden anfangs nur zum Abkühlen im Sommer gebraucht, nachher aber zu allen Jahrszeiten getragen, und dienten zur Contenance. Uebrigens waren die ehemaligen Fächer weder zum Zuſammenlegen, noch von der Form wie wir ſie jetzt ſehen; ſondern mit Federn beſetzt, und ſo kommen ſie auch in den alten Malereien vor. In Griechenland und in der Türkei haben ſie noch dieſe alte Form, und enthalten in ihrer Mitte einen kleinen Spiegel. Man muß geſtehen, daß die neueren gefälliger und leichter zum tragen ſind.

Ein weſentliches Stück des Damen-Putzes, und ſogar ein nöthiges Kleidungsſtück ſind die Handſchuhe. Das alte franzöſiſche Wort dafür iſt: mitaine, welches heut zu Tag nur von jener Gattung gebraucht wird, in welchen alle Finger bis auf den Daumen unbedeckt bleiben. Die Sommerhandſchuhe ſind immer von Zwirn oder Seide geweſen, und die Winterhandſchuhe von gegerbtem Leder: die nachtheiligen Folgen der parfumirten Handſchuhe haben dieſe doch noch nicht ganz verdrängt.

Die der Männer, welche immer von Leder geweſen ſind, waren ehmahls mit goldenen, ſilbernen, oder ſeidenen Franzen und Netzen beſetzt. Die parfumirten Handſchuhe, welche man à la Frangipane nannte, bekamen ihren Nahmen von einem italiäniſchen Grafen, Nahmens Frangipani, welcher die Mode davon unter der Catharina von Medicis nach Frankreich brachte: gewiſſe Backereien, welche den nähmlichen Nahmen tragen, bekamen ihn ebenfalls von demſelben, der vermuthlich als Kenner und als Leckermaul in mehr als einer Rückſicht bekannt war.

Der Unglückliche und ſein Traum.

O ſüßer Traum! auf goldnen Engelsflügeln
Umſchwebteſt du mein Haupt,
Und trugſt mich hin zu ew'gen Sonnenhügeln
An die der Menſch im Kleid der Unſchuld glaubt.

Des Himmels Thore, ſah ich, ſtanden offen,
Und eine Stimme rein
Erſcholl zu mir: „nur glauben, lieben, hoffen
Führt dich, o Geiſt! in dieſe Hallen ein.“

Ein Lichtſtrom quoll aus den gar hohen Thoren,
Und überſtrahlte mich,
Ich fühlte plötzlich mich wie neugeboren,
Ein neues Seyn entwand im Innern ſich.

Ein Engel ſprang aus meinem tiefen Herzen,
Und rief mit ſüßem Ton:
„Mein Kampf gab dir die Millionen Schmerzen,
Den dort ich rang, dem hier ich nun entfloh;

Mein tapf'rer Kampf nen jene irdiſche Ketten.
Hier weht mein Siegs-Panier,

Hier werd' ich mir und dir gar herrlich betten,
Komm armer Sterblicher und folge mir."

Wir gingen hin, und wundersame Weisen
Umtönten uns gar süß,
Mein Führer sprach: „In jenen gold'nen Kreisen
Blüht dir, o Geist! das ew'ge Paradies.

Die Weihe fehlt noch deinem sel'gen Haupte,
Empfange Treuer! sie,
Nur wer wie du an dieses Leben glaubte,
Genießt die Lust der ew'gen Harmonie."

Ein andrer Engel, Sonnengold gewoben,
Stand süßen Blicks vor mir,
Er rief: „das ew'ge Leben kommt von oben,
Mein Segen gibt die ew'ge Freiheit dir."

Und wieder sprach der Herzensengel leise,
„Wirf noch den letzten Blick,
Verherrlichter nach deinem alten Gleise,
Den du einst weinend wandeltest, zurück."

Ich sah hinab in schwarze, grause Tiefen,
Woraus mit Schmerzenston
Der Zungen tausende mit Inbrunst riefen:
„Wehl euch, die ihr den Ketten schon entflohn."

Und abermahls erscholl die hehe Stimme,
Die Himmel mir verhieß,
Wie sie einst schwankend zwischen Lieb und Grimme
Den ersten Mörder rief im Paradies.

„Kurzsichtige, das Leben dort ist Sünde,
Und Abfall euer Seyn;
Denn wißt, im tiefsten Schmerze finde
Der Mensch die Spur von meiner Gnad allein.

Die Armuth ist das reinigende Feuer,
Von dem der Mensch umglüht,
Dem treuen Vaterherzen wird er lieb und theuer,
Der ew'gem Glücklichseyn entgegen blüht.

Die dort des Reichthums wilde Frucht entbehren,
Entsagen ihrer Welt,
Und schmelzen einst in reinern Sphären
Vor meinem Blick, der liebend auf sie fällt.

Des Leibes Schmerz ist nur des Geistes Leben,
Wenn Schmerz mit Schmerzen ringt,
Versucht er stark den Zittig zu erheben,
Und fleucht empor, wenn Tod den Leib umschlingt.

Das Elend ist der Raum, wo Großes blühet,
Der Glaube, Welt! an mich
In der ein neues, schöner's Leben blühet,
Und eine neue Welt entfaltet sich.

Du klagest noch, und küssest deine Ketten,
Abtrünniges Geschlecht,
Willst du dich nie aus deinem Kerker retten,
Der deine Flucht aus meinem Schoose rächt.

Auch dort verließ euch meine ewige Gnade
Treulose Kinder! nicht,
Und aus des Geistes heil'gem Feuerbade
Quillt euch mein reines weltvergoldend Licht!

Ich gab euch Raum um Wonnen zu genießen,
Die euer Geist empfand,
Wenn mancher Schleier von ihm weggerissen,
Und Finsterniß von seinem Auge schwand.

Ich gab euch Zeit, es reift auf ihrem Grunde
Euch der Erkenntniß Frucht,
Auf daß ihr lehrend sie von Mund zu Munde,
Von Geist zu Geiste zu verbreiten sucht.

Die goldne Frucht, die, wenn ihr sie genossen,
Euch zeuget eure Welt,
Ob sie das sey, wofür von Nacht umflossen
Der Wahnsinn eurer Phantasie sie hält.

Ich gab euch Liebe, muthig um zu dulden
Geschlossen Herz an Herz,
Um zu vertilgen euer Heer von Schulden,
Um zu versüßen euer Leid und Schmerz.

Ich gab euch Thränen, meines Himmels Fluthen,
Die eurer wunden Brust
Im Kampf des Geistes süß und wohl gemuthen,
In Thränen seyd euch meiner Gnad bewußt.

Erst büßt, was eure Welt an mir verbrochen,
Ihr traget ihre Schuld;
Wenn euer Abfall mich an euch gerechen,
Empfang ich wieder euch in meiner Huld."

So tönte es, und wieder ward es stille,
Ich sah der Engel Schaar,
Der ew'gen Himmel unendliche Fülle,
Da weckte mich ein singend Vögelpaar.

O süßer Traum! auf deinen goldnen Flügeln
Umschwebtest du mein Haupt,
Warum hat dich, mein Elend zu entsiegeln,
Ein Augenblick dem kranken Geist geraubt!

A. W.

1805. Nr. 142.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 2. December.)

Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Der Heldenkranz.

Geſchrieben in München den zweiten December 1805.*)

Wird aus dem Haine der Kunſt von Glückes-Händen
Ein grünes Reis mir geboten, ſo flieh' ich die Muſen, die Sinne zu wenden
Unwankend zum Ziel, wie ich das Hohe und Große preiſe
In allen Landen, wo es immer im ſegnenden Glanze ſich weiſe.

Denn das ziemet den Teutſchen, die muthig ſich drängen
In die Weite, nicht duldend, im nächſten Horizonte ſich einzuengen,
Daß ſie auch außer der Heimath Gränzen mögen ermeſſen
Alles Gute und Große, und ſollten beſcheiden ſie der eigenen Gaben vergeſſen.

Auch das Kleine ſey nach ſeinem Maße geehret,
Wo es, Recht zu thun, nach Sitte des Großen, den feſten Willen bewähret;

Doch allem Verkehrten, ob es hoch, ob nieder waltet,
Sey ſtets des Beifalls entflammender Gruß im Herzen erkaltet.

Drum acht' ichs nicht, ob ein ſcheler Tadel zum Argen es deutet,
Daß, ein fremdes Lob zu umkränzen, meine Hand ſich willig bereitet;
Könnt ihr denn der Muſe des Ruhmes würdige Thaten enthüllen,
Wo laut umher die eigene Schande ſo ruft, daß umſonſt ihr ſie berget im Stillen?

Und ihr, denen, für ein gemeinſames Gute ſich redlich zu wagen,
Das träge Herze zurückbebt, euch ſollen nicht fruchtloſe Seufzer beklagen;
Nein, in hohem Preiſe laßt fremde Tugend erſchallen,
Damit erröthend ihr's fühlet, wie tief die eigne gefallen.—

In dem langen Zuge von fernentſchwundenen Jahren
Hat nur dieſes Geſchlecht ſo großer Thaten wechſelnde Kräfte erfahren,
Da, wie in glühender Fieberhitze, irre Träume
Galliens kranken Körper zerſtörten, den Andern zur Warnung, daß ſich niemand verſäume.

*) Dieſes Datum iſt beſonders zu merken. Das Ganze erſcheint hier völlig ſo, wie es im Januar des folgenden Jahres dem franzöſiſchen Kaiſer überreicht werden.

Da ſchweifte ringsum, mit gigantiſchen Blicken,
Ein Rieſengeiſt, zürnend, die alte Ordnung zu Boden zu drücken,
Wie, wenn vor des Erdbebens wildem Stoß Berg und Thal erzittert,
Ein Tempel, der tauſenden von Jahren getrotzt, in grauſe Trümmer zerſplittert.

Denn ihr Sterne nur wandelt in gleichem, ewigen Gange,
Doch auf der Erde, was einmal geblühet, verzehrt ſich mit heimlichem Drange,
Bis ein Gottgeſandter Sturm ſich erhebt mit lautem Brauſen,
Und in des Windes wirbelnden Kreiſen die welken Blätter ſauſen.

Noch tobten der Zwietracht empörte Fluthen
Im Herzen Galliens, das wollüſtig ſich ſah an eigenen Wunden verbluten,
Da führte das Schickſal eine neue, helleuchtende Sonne
Am Himmel empor, den verödenden Jammer zu wandeln in Freud' und Wonne.

Zwar in dem glühenden Drange der Zeiten
Entſpann ſich ein glänzendes Spiel der Kräfte nach manchfalten Seiten;
Wo in durchſchlungenen Kreiſen der Empörung Furie waltet,
Hat oft ſtille und offen das Herz alle ſeine Wunder entfaltet;

Doch wo das Große ſich hinſtellt neben dem Großen,
Wird eine Kraft bald gegen die andere in feindlichem Schwunge geſtoßen,
Auch irret der Streit die Gemüther, wer doch der Beſte;
Drum höret die Worte: mögen manche auch groß ſeyn, doch ſey Einer der Größte.

Und dich, den Größten, hat kein eitler Zufall geboren;
Schon früh hat vor andern Dich die Natur zu großen Werken erkoren,
Die, um allen unträglich ihre Wahl zu bekunden,
Dich mit des Glückes, des Muths, und der Weisheit vereinten Kränzen umwunden.

Ob dem Glücke allein auch niemand darf trauen,
Soll zuletzt nicht vor ſeinem tückiſchen Wink dem Betrogenen grauen;
So mag doch ohne Glückes Gunſt keiner gewinnen,
Und hätt' er alle Weisheit erſpähet mit tiefausforſchenden Sinnen.

Wie oft, wenn auf treuloſen, ungewiſſen Wegen
Dein Schiff durch Klippen und neben tiefgefüllten Charybden gezogen,
Hat des umſchwebenden Glückes günſtiger Hauch dich gerettet,
Wie oft bei furchtbarm Gewitter und zuckenden Blitzen Dich ſicher gebettet!

Und ſehen nicht alle wir's, wie die Göttin Dir wohnet zur Seite,
Voran den ſiegenden Adlern ſich ſchwingend im mordaufthürmenden Streite;
Denn immer hat ſie des Feigen Bruſt zu umarmen
Verſchmähet; ſie flieht, wo die Flammen des Muths nicht die Herzen erwarmen.

Dich gewahrte ſie früh in der Elemente wildem Gewühle,
Wo mit Kindesſinn Du die Gefahr ergriffſt, mit unüberſtändtem Gefühle;
Da hat der eiſerne Muth Dir den feſten Buſen geſtählet,
Der ritterlich mit dräuenden Rieſen den heißen Kampf ſich erwählet.

Aber, unter allen Gaben die höchſte Krone,
Umſchlang Dich die goldene Weisheit, verheißend, daß ſie ſtets bei dir wohne;
Die hat Deinen Sinn zu der wolkenüberragenden Höhe geführet,
Ueberall ihre Herrlichkeit bewährend, auch wo die niedere Hütte ſie zieret.

Wohl hieß die Natur ſchon frühe die Keime ſproſſen,
Die ſchnell in Deinem Geiſte zu ruhmvollen Thaten emporgeſchoſſen;
Doch lenkte die Weisheit nur Dich zu dem ſchweren Gelingen,
An der Vollendung Ziel das Zerſtreute mit Einem Band zu umſchlingen.

Wenn Deinem Geiſt, der in immer regen Gedanken
Von ſeiner Höhe alle Verkettungen ſchau't, ohn' irrendes Wanken,
Selbſteigner Wille, oder Andrer verblendet Beginnen
Ein Ziel errichtet, wo Ruhm den neu aufblühenden Völkern und Glanz zu gewinnen:

Da tödtest Du jedes Augenblickes Verweilen,
Um, mit eines Gottes Zuverſicht, der Vollführung entgegen zu eilen,
Und, als hätte Deine Schnelle mit des Sturmes Flügeln gerungen,
Haſt Du an der Weisheit Händen Dich ſchon zum Ziele geſchwungen.

Doch mancher konnte zur glücklichen Fahrt nicht gelangen,
Wo ohne Theilnehmer ihn einſam die trägen Wellen verſchlangen;
Drum ſinnet der Held, wie die zerſtreuten Glieder ihm nützen,
Er weis, auf vielfältige Mittelkräfte muß ſein hohes Wagen ſich ſtützen.

Dir muß't es im brauſenden Kampf der Gefahren gelingen,
In die erregte Maſſe gewaltig Ein Leben und Wollen zu bringen,
Dir ward, des vereinten Strebens Wunderkraft zu entdecken,
Vom Schickſal beſtimmt, denn dem Geiſte nur iſt es verliehen, den Geiſt zu erwecken.

Entflammt in den ſiegegefeierten Kriegen
Von Deinem Geiſte, wie ſollten dem unberathenen Feinde die Heere erliegen?
Dein ſchaffendes Weſen iſt's, was mit Wundermacht die Scharen bekleidet;
Als Du die Legionen Deine Kinder nanntest, hat es die Wahrheit beeidet.

Ha, daß doch tauſend ſtrafende Donner erſtünden,
Taubſinnige, euch der gereizten Nemeſis heiliges Recht zu verkünden,
Die ihr zum heilloſen Kriege die ruhigen Völker jaget,
Wo vom leiſeſten Sturme geſchreckt die unhaltbare Maſſe verzaget.

Denn ſchlaff entſinkt der Hand die geſchärfte Wehre,
Wo im Buſen nicht glüht das hohe Gefühl des Vaterlands und der Ehre;
Doch ihr wähnt, wie ſie geduldig ſich fügen der Steuer,
Den Krieg nur gefordert, ſo ſtürzen ſich ſchon die Geopferten willig in's Feuer.

Ja eure ſchnöden Herzen verhöhnen die theure Lehre,
Wie gegen ertödtenden Sclavengeiſt die Menſchheit ſich rächend empöre;

Drum ſtaunt nur, wie das gehoffte Glück ſo ſchmachvoll zerronnen,
Und, ſind die Schlachtopfer gezählt, ſo träumet, die Schlacht ſey leicht ſchon gewonnen.

O, dieſe erkauften Opfer, die die Menſchheit bethränet,
Haben endlich ſie euren Golddurſt und mordgierige Wuth nicht verſöhnet,
Sollen noch die blutriefenden Schwerdter nicht raſten,
Noch mehr die erſchöpften Völker zermalmen des Kriegs unnennbare Laſten?

O ſehet! der Friede, mit tauſendfältigem Segen
Die Erde umkränzend, beut willig euch die beglückenden Arme entgegen!
O daß ihr erweicht den erſehnten, himmliſchen Gaſt aufnähmet,
Der den gepreßten Ländern die Thränen trocknend, des Krieges Furie zähmet.

Dich grüßt mein Geſang, vorahndend, wie Du, ein Held im Frieden,
Mit weiſem Rathe beherrſcheſt, was Dir des Schickſals Looſe beſchieden;
Dann wird ein neu Jahrhundert Deinen Völkern aufblühen;
Wer mühſam geworben, dem ſoll ſich die goldene Frucht nicht entziehen.

Gern ſtrebt dann Jeder dem hohen Vorbild entgegen,
Den Zwietracht geifernden Goldgeiz zu feſſeln auf ſeinen graunvollen Wegen,
Und, wie unter Roma's Geweihtem,*) wird freudig die Sonne
Die ruhige Welt umarmen, umſtrahlt von des Friedens ſeliger Wonne.

D.

Nachträge zu dem Aufſatze von Moliere.

Die Franzoſen ſagen von Moliere: er war ein Mann von Charakter: unverbrüchlich in ſeinen Zuſagen, feſt in

*) „Hinc conversus ad pacem, pronum in omnia mala et in luxuriam fluens saeculum gravius severiusque legibus multis coercuit. Ob haec tot facta ingentia Dictator perpetuus et Pater Patriae dictus. Tractatum etiam in senatu, an, quia condidisset imperium, Romulus vocaretur; sed tantius et reverentius visum est nomen Augusti, ut scilicet iam tum, dum colit terras, ipso nomine et titulo consecraretur.“ Florus Hist. Rom. L. IV. cap. 12.

der Freundschaft, genau und zuverläßig in allen Geschäften. Er gab sein Wort langsam, faßte seine Versätze spät; aber er hielt das gegebene Wort wie ein Altdeutscher, und beharrte unwandelbar bei seinen Versätzen, wie ein großer Mann. Moliere würde eben so gewiß ein trefflicher Staatsmann geworden seyn, als er großer Dichter und Schauspieler war. Ganz gegen den Gebrauch seiner Genossen vergab er seiner Würde auch beim Wein und im Verkehr mit dem Frauenzimmer nichts, und blieb nüchtern mitten im Taumel des Genusses. Er konnte einem Freudengelag beiwohnen, an allem Antheil nehmen, reichen Beitrag zur Freude und zur Unterhaltung liefern, und nichts vor sich haben als seinen Milchbecher. Er konnte, wenn der jovialische Chapelle mit den erlesensten Freunden bei ihm schmauste, mitten unterm lautesten Jubel aufbrechen und sich zu Bette begeben — blos weil er Tags darauf zu thun hatte. Er konnte an der Tafel Ludwigs des Vierzehnten speisen, ohne seine Diät im mindesten zu verletzen. Eine gleiche Mäßigung beobachtete er im Genuß der Liebe — und sie verdient um so sorgfältiger bemerkt zu werden, je seltener sie sich bei Geistern dieser Art findet. — Er war verschwiegen, standhaft, populär und höchst unterhaltend im Umgange, den er absichtlich auf alle Classen von Menschen ausdehnte. — Moliere nahm nicht blos, sondern gab auch so viel, daß sich die Seelen der Menschen gern und freiwillig vor ihm aufschlossen. „Nie, sagte Condé, bin ich bei Moliere, ohne zu lernen, und seine Unterhaltung ist mir so angenehm, als die beste seiner Comödien.“ Derselbe Mann konnte Stunden lang mit Bedienten und den Handwerksleuten seines Theaters verkehren, und diese fühlten sich in seiner Unterhaltung eben so glücklich als der Hofmann und der Gelehrte.

Moliere schrieb bald für seinen König und den Hof, bald für das Volk, bald für Kenner und seinen Ruhm. Gleich in den ersten Scenen merkt man es gewissen Stücken an, daß er sich die Achtung des Kenners und der Nachwelt damit verdienen wollte, und in solchen Werken steht er den Alten gleich, ja er übertrifft sie noch an Mannigfaltigkeit der Charaktere, im Interesse der Situationen. Wie Terenz hat er uns in seinen Comödien eine Geschichte der Sitten, des Geschmacks und der Moden seiner Zeit hinterlassen, so daß man ganz in dem Zeitalter lebt und schwebt, und den Schlüssel zu manchem Problem der Geschichtschreiber in ihm findet.

Cäsar urtheilte von Terenz: er sey zu kalt, oft zu trocken, und nur ein Diminutivum von Menander, dem Fürsten der griechischen Comödie. Der muthwillige Aristophanes gränzte noch zu sehr an die so genannte alte Comödie, wo wirkliche Begebenheiten und Nahmen lebender Personen zum Grunde gelegt waren, die der strafflose Dichter mit der Geisel der Satyre züchtigte. Erst Menander führte die wahre Comödie unter den Griechen ein; er versteckte sein Lächerliches hinter erdichteten Nahmen und Begebenheiten, bezeichnete aber doch seinen Mann so, daß er dem Spotte nicht entging. Unter den Römern wetteiferten Ennius, Plautus, Terenz und Afranius um den Kranz der komischen Muse, und letzterer, von dem wir leider nichts mehr besitzen, ward Menandern am nächsten gesetzt. Plautus feuriges Genie vergröberte; Terenz ließ die Natur fast ganz wie er sie fand, und bot seinen Römern das sie umgebende tägliche Leben in einem treuen Spiegel dar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen aus ältern und neuern Zeiten.

Hofzwerge.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fand die Lady Montague an allen Höfen noch Hofzwerge und Zwerginnen. — „Alle Fürsten — schreibt sie aus Wien — halten sich Lieblingszwerge. Der Kaiser, und die Kaiserinn haben zwei dergleichen kleine Ungeheuer, die, besonders das Weibchen, so häßlich sind wie der Teufel; aber sie strotzen über und über von Diamanten, und stellen sich unter ihrer Majestät Credenz. — — Ich kann keinen Grund angeben, warum die Fürsten so vernarrt in diese Meisterstücke der Häßlichkeit sind, als weil sie es zu niedrig für sich halten, mit den übrigen Menschen umzugehen, und um nicht ganz allein zu seyn, sich gezwungen sehen, ihre Gesellschaft unter diesen Auswurf von Menschen zu suchen; denn an Höfen haben nur diese das Recht frei mit den Fürsten zu sprechen.“

Unter den mancherlei sonderbaren Dedicationen ist wohl eine der sonderbarsten diejenige, die sich in dem Buche: Heiliges Vaterland u. s. w. von M. Maßler. Augsburg 1714 befindet: nämlich an die Mutter Gottes. — Am Schlusse kommt eine Entschuldigung über die Kühnheit eine so große Frau mit so schlechten Zeilen zu behelligen. Das sonderbarste an diesem Werke sind die Kupfer von J. Kilian, Sadeler, und Leidenhofer.

1805. Nr. 143.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 4. December.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Nachträge zu dem Aufſatze von Moliere.
(Beſchluß.)

In neuern Zeiten ſtand Lopez de Vega unter den Spaniern auf — vielleicht das größte komiſche Genie, was je für die Bühne geſchrieben. Er componirte über drei hundert Comödien, die einen Reichthum von Charakteren, Situationen, Intriguen und herrlichen Einfällen enthalten, daß ihn die beſten nachfolgenden Dichter aller Nationen benutzt haben. Vega's Geiſt war zu mächtig um ihn der Regel der Alten zu unterwerfen; vielmehr ſchuf er ſich die Kunſtregel ſelbſt, und gab lange für ſeine Nachfolger den Ton an. Wie Shakeſpear hat Vega zuerſt den engen Kreis der Alten durchbrochen, und das Gebiet ſeiner Kunſt beträchtlich erweitert. Bei dieſer Fülle und Fruchtbarkeit im Erfinden fehlte ihm aber Correctheit und Eleganz; und Moliere'n war es vorbehalten, dieſe Vorzüge in ſich zu vereinigen. Wenn die Alten blos die unteren Stände in ihr Luſtſpiel aufnahmen, ſo ergriff Moliere alle Stände ohne Unterſchied, und zeichnete den Hof wie die Stadt, die Schule wie den Markt, die Aſſemblée-Puppe der Reſidenz wie den rohen Natur-Sohn des Landes mit ſeelenvollem Pinſel ab. Sein Auge hing mit unermüdlicher Aufmerkſamkeit an allen Claſſen des Lebens, und er traf ohne ſich durch die Mannigfalt verwirren zu laſſen, jene großen und ſtarken Unterſcheidungszüge, die einen ganzen Charakter oft in zwei Zeilen darſtellen. —

Nicht jene feinern, auſſer dem Wege liegenden, ſchwer zu bemerkenden Charakter-Zeichen, ſondern eintönige, ſtark marquirte Natur-Züge ſind es, was die Comödie anziehend macht, und auf dem Theater gefällt. Die großen Meiſter der Kunſt wirken hier mit einzelnen Freſko-Zügen mehr, als der fein ſchattirende Seelenmahler mit dem ausgeführteſten Tableau.

Aus den Goldſtufen eines Rotrou und Lopez de Vega, aus dem Schutte alter, vergeſſener Stücke, aus den Märkten der italieniſchen Poſſe, nahm Moliere ſeine beſten Situationen und Charaktere herüber: mit feſter, ſicherer Hand führt er dieſe durch die abſtechendſten Lagen und Umſtände hindurch, und ſie behalten überall feſt und unwandelbar ihre individuelle Eigenheit. Man findet bei ihm lange Scenen von zwei bis drei Perſonen, wo ſie blos einzelne Worte ſprechen, und doch durchweg gezeichnet ſind. Er wußte ſich mit ſolcher Geſchmeidigkeit in gegebene Charaktere hinein zu phantaſiren, daß man in keiner Zeile, in keinem Worte den Dichter, ſondern immer und überall nur den Menſchen hört, den er darſtellen will. Daher gereicht jener Ausſpruch: „ Moliere hatt

keinen eigenen Styl" zu seinem höchsten Lobe: dieser geborne Liebling Thaliens redete niemals seine, sondern immer nur die Sprache der Person, die er auftreten ließ. Nicht seinen Witz, nicht seine Einfälle, Wendungen und Schwänke hören wir; sondern immer den gefärbten Witz des Marquis, des Officiers, des Juristen, des Gelehrten oder des Spaßmachers. Bisweilen stoßen wir bei ihm auf ähnliche Situationen — aber sie sind entweder beträchtlich verbessert, oder die Charaktere ganz verschieden; bisweilen auf ähnliche Charaktere — aber Stand, Umstände, Zeitalter, Interesse, Mitpersonen, alles ist verschieden — nur die Grundzüge bleiben und schimmern hindurch.

Wir unterscheiden bei ihm: Possen, Intriguen-Stücke, Charakter-Gemälde, Sitten-Comödien, und so genannte Spectakel-Stücke für den Hof gemacht. Einfach und alltäglich sind meistens die Umstände, aus denen sich seine Handlung, wie der vielästige Baum aus dem unscheinbaren Kern entwickelt; seine Vorbereitungen gering und wie vom Zufall in den Weg geworfen: aber wie übersieht und benutzt er nicht alles; wie monarchisch herrscht er nicht über sein Thema! Schon seine Exposition — welche die Alten so schülerhaft vortrugen — ist Handlung; schon durch die Zusammenstellung seiner Charaktere hat er sie halb gezeichnet: die Grundlinien treten immer gleich in den ersten Scenen hervor, und man findet sich, ohne das Bedürfniß des Dichters gewahr zu werden, schnell unter Bekannten. Seine Eifersüchtigen, seine Pedanten, seine Geizen, seine Betschwestern, seine Narren kommen immer wieder und wieder; aber sie sind durch die Nebenumstände so verschieden motivirt, als wären es ganz verschiedene Wesen. Mit den Italienern wetteiferte er in Situationen, mit Terenz und den Alten in Charakteren, und zeigte durch sein Beispiel, wie sehr sich Wahrheit und Einfalt der Natur mit dem Interesse der Mannigfalt und der Kunst vereinigen lassen. Daher die nie alternde Allgemeinheit seiner Werke für alle Nationen. Sie verlieren selbst in Uebersetzungen nur wenig, und da sie auf menschlicher Natur überhaupt ruhen, so drangen sie siegend durch alle Abwechslungen der Zeit und der Mode hindurch.

Mittelst der gefürchteten Waffe des Lächerlichen — dem Mann von Ehre herber als der Tod — heilte Moliere eine Menge Thoren seiner Zeit aus dem Grunde, und wirkte fortdauernd auf sein Volk. Die Heuchler und Pietisten züchtigte er in dem Festin de Pierre, und in seinem berühmten Tartüffe — welcher blos darum anfangs verboten ward, weil dieses Laster bei Hofe allzu gangbar war, und weil man sich verschiedener Züge noch zu lebhaft erinnerte. Gegen die Sucht seiner Zeitgenossen den väterlichen Beruf zu verlassen und den Junker zu spielen, schrieb er den Marquis de Pourceaugnac und Bourgeois gentilhomme; gegen die gelehrt seyn wollenden Weiblein: les precieuses ridicules und les femmes savantes; — beide Stücke wirkten rasch und sichtbar auf die Gemeinten, und befreiten auf lange Zeit die gute Gesellschaft von dieser Albernheit. Die Aerzte und ihre schwankende Wissenschaft griff er am lebhaftesten und bittersten an im Medecin malgré lui und im Malade imaginaire — und siehe! die Marktschreierei ließ nach; diese Herrn bequemten sich zu etwas mehr Bescheidenheit, und ließen sich aus den Wolken terminologischer Floskeln zur Sprache des gesunden Menschenverstandes herab. Den ernsthaftesten Dingen sah er sogleich das Lächerliche ab, und die Naivität und Feinheit, womit er es ausstellte, verschaffte ihm Verzeihung, und bewirkte Besserung. Nur Köpfe ersten Rangs, die über die andern hinweg sehen, taugen zu dieser gefährlichen Cur, und leisten dann auch der Menschheit mehr als alle Moral-Systeme.

Das Trauerspiel stellt idealische Wesen vor uns auf; das Lustspiel die wirkliche Welt, und nur so weit Ideale, um anzudeuten, wie sie seyn sollte. Aechte practische Philosophie, wie wir sie täglich brauchen, wird uns in der Comödie in Handlungen dargestellt, und wirkt eben deshalb unendlich stärker auf die Triebfedern unserer Natur, als die wärmste Empfehlung des Philosophen. — In diesem Lichte betrachtet erscheint Moliere am ehrwürdigsten, denn er hat wohlthätig wie ein Schutzgeist auf die Sitten seiner Zeit gewirkt, und sich den Reformator-Nahmen, — den ihm Bayle beilegt — im guten und edeln Sinne verdient. Unser Schauplatz, sagt Rousseau, ist seit Moliere mehr ein Ort, wo man artige Gespräche, Witz und Sentenzen wechselt, als Vorstellung des bürgerlichen Lebens: daher fühlen wir uns dadurch eher verschlimmert als gebessert.

Menage fand Moliere's Prose weit besser und bündiger als seine Verse; und doch sagt Boileau von diesen Versen: sie sind so leicht und natürlich, daß es scheint, der Reim habe ihn gesucht, nicht er den Reim. Im Dialog, dieser Hauptkunst des Dramatikers, hat ihn schwerlich je ein Dichter übertroffen: so kurz und bündig, so aus dem Wesen seiner Charaktere und seiner Handlung abgeschöpft, so ungesucht und treffend, so gewandt und hinreissend ist er, so geschickt weiß er seinen jedesmahligen Vortrag unter die Interessenten zu vertheilen, zu colorizen, und dem lauschenden Hörer zuzuspie-

len: keine müßigen Scenen, kein müßiges Wort, möchte man ſagen, was nicht auf irgend einen Effect berechnet wäre. — Ein eigenes Talent in Nachahmung der Menſchen — war, wie bei Garrik, das erſte, was ſeinen Beruf fürs Theater ankündigte. Er ſtudirte weit lieber Menſchen als Bücher, ſparte weder Mühe noch Aufwand, um einem hervorſpringenden Charakter auf die Spur zu kommen, und hatte, wenn er ſchrieb, faſt immer Originale aus dem Leben vor Augen. Wie die großen Componiſten ihre unſterblichen Werke, ſo brachte auch Moliere ſeine beſten Stücke in einer ſo kurzen Zeit hervor, daß oft der Rollen-Schreiber länger damit zu thun hatte als der Verfaſſer. Abſichtlich ſetzte er ſich ſelbſt Termine, wo ein neues Stück von ihm geſchrieben und aufgeführt ſeyn ſollte. Er that dieß, um ſeiner Indolenz einen Sporn zu geben, um ſich eine freiwillige Nothwendigkeit aufzulegen; und ließ ſich ſeinen Termin bisweilen ſo nahe rücken, daß er ſich einſperren und ganze Tage und Nächte aufſitzen mußte, um das Werk zu Stande zu bringen. Fabel und Plan waren freilich lange ſchon vorher fertig, und mit ſeinen Freunden beſprochen; die Ausführung dagegen, von der alles abhängt, unternahm er in einem Feuer, ließ ſich krank melden, genoß äußerſt wenig, und kam nicht aus dem Zimmer. Darin eben erhebt ſich das Genie ſo weit über die Kunſt und den Fleiß, daß es nach langem Brüten ſeine Producte raſch, und gleichſam in einem Zuge der Begeiſterung zur Welt bringt.

Ludwig der Vierzehnte mit ſeinem richtigen, geübten Geſchmacke, ſeiner umfaſſenden Menſchenkenntniß und ſeinem feinen Sinn für die Kunſt, gab bei Moliere's, wie bei Racine's und andern Producten des Genies den Ton an für den Hof und für Paris. Bisweilen hielt er mit ſeinem Urtheil mehrere Tage zurück — wo dann Neid und Parteiſucht ohne Rückhalt ihr Weſen trieben: dann aber trat er plötzlich mit einem Spruche der Entſcheidung hervor, und was nur eben noch ärgerlich und pöbelhaft geſchienen, war jetzt ehrlich und unübertrefflich. Manche Moliere'ſche Stücke wären auf die unbarmherzigſte Art mißhandelt worden, wenn ſie nicht der König gegen die Kabale gehalten hätte. — Moliere ſelbſt hatte durch den immer ſteigenden Gehalt ſeiner Werke ſein Publicum ſtreng und kritiſch gemacht, und auf einen Geizigen, einen Tartüffe oder Menſchenfeind wollten ihm Männer von Geſchmack ſeine Volks-Poſſe durchaus nicht mehr vergeben; er bewies aber durch die unglaublich häufige Wiederhohlung dieſer Poſſen und durch ſtarke Einnahmen die Richtigkeit ſeiner Berechnung, und rächte ſich, ſobald die Stimmen gegen ihn zu laut wurden, leicht wieder durch ein claſſiſches Werk.

Verſchiedene der Moliere'ſchen Comödien verdienten es ſehr, von einer geſchickten Hand auf das an Luſtſpielen ſo arme deutſche Theater verpflanzt zu werden, und würden, wenn man ihnen den oft altväteriſchen Schnitt, unſchickliche Nahmen, die läppiſche Complimenten-Sprache und da und dort einen grellen Anſtrich der Farce abnähme, noch immer Ergötzung und Intereſſe gewähren, und vielleicht nebenbei die glückliche Wirkung hervorbringen, daß unſere jungen Genies dieſem unſterblichen Veteran die ſo ſchwere Behandlung des Luſtſpiels ablernten.

Bemerkungen über verſchiedene Stellen der Iliade.*)

B. 8. V. 133 — 137. Welch ein Gemälde! Aber ſieht man Beſtrebung dieſes Gemälde, als ſolches auf ein Mahl vor das Auge zu ſtellen, zu frappiren? Homer zählt die Erſcheinungen nach der Zeitfolge auf; ruhig und in jedem Verſe eine; die Schönheit iſt zufälliges Product, nicht Zweck.

Die Idee vom Schilde des Neſtor würde Arioſten zur Intrigue, einen hinauslaufenden beſondern Zweck, Anlaß gegeben haben: hier tritt ſie gleich in den allgemeinen Umriß zurück. —

V. 8. V. 353 — 355. Dieſe zwei Sätze hätte ein moderner Dichter ſo conſtruirt: ſollen wir nicht, wenigſtens in der letzten Noth, den Danaern helfen? Und: durch den Angriff eines einzigen, jetzt unerträglich wüthenden Mannes. — Homer trennt ſie in zwei unabhängige Redetheile. Warum? — Weil im Epos keine Anregung des Gemüthes ſtatt findet, der nicht gleich die Beruhigung folgt. Ein Moderner, der nur frappiren will, drängt alles zur Verſtärkung zuſammen; Homer trennt und nutzt das eine zur Compenſation des andern.

Keine Anregung, ſagt' ich. Schon das Steigen des Hexameters nach der Mitte zu, iſt eine Anregung; darum wird die zweite Hälfte oft mit einem müßigen Beiworte, mit bekannten Umſtänden ausgefüllt; darum machen hier jene Nachſätze die zweite Hälfte. Die Cäſur, deren Eintönigkeit der Moderne fürchtet, verſäumt Homer faſt nimmer.

V. 360 ꝛc. Die nachgeſetzten Epitheten gehören auch hierher. Sie ſind Stufen einer Cascade, an denen

*) Ein Bruchſtück zur Probe, der vielleicht ein größeres Ganze nachfolgen wird.

der gesammelte Schwall der Perioden sich hinabsenkt und verliert. —

V. 9. V. 3. — 8. Ein treffliches episches Ganze! In dem Vorschlag-Verse drei faßt Homer gleichsam seinen Gegenstand auf, in dem vierten geräth die Phantasie in Bewegung, anstatt des Gegenstandes gibt sie ein Bild: jetzt schweift sie weiter, folgt der Erscheinung an ihren Ursprung, und bestimmt ihre Wirkungsart: fällt dann auf die coexistirende Erscheinung, und schweift auch dieser nach bis an ihre Grenze, und senkt sich dann in dem Epiphonema zurück.

Des Epos Charakter ist fortschreitende Entwickelung; doch weis er auch erstens die Erscheinungen zusammen zu drängen, zweitens sie zu übergehen. Vom ersten ist ein Beispiel manches verkürzte, schöne Schlachtgemälde; vom zweiten Vers. 12 und 13. Die Sache ist nur, daß Homer, wenn eine Erscheinung vorkommt, die er nicht übergehen und auch nicht entwickeln darf, sie doch immer der Phantasie durch Bilder, nicht dem Verstande discursive darstellt.

V. 28. Die Beiwörter Homers sind von zwei Gattungen: beständige und zufällige. Die ersten dienen blos der Form, sind gleichsam Sperrketten, den Gang der Erzählung in gemäßigtem Fortschritte zu halten, und verdünnen den Vers. In Rücksicht ihres Verhältnisses zu dem Stoff sind sie oft auffallend unpassend.

V. 37. Ein Vorschlag-Vers: Er dienet hier dem Verstande sein Geschäft anzuweisen, indem er sowohl zwei Begriffe in Gemeinschaft setzen, als zugleich durch Negation einen hinweg nehmen soll.

Die Vorschlag-Verse 17 und 18 dienen den Inhalt der darauf folgenden Rede sinnlich zu bestimmen. Jede Rede hat fast einen solchen Vorschlag, der sie von dem Vordergehenden ablöst, und ein neues Ganzes anhebt, welches hernach durch irgend eine Art von Epiphonem geschlossen wird. Die Ankündigung des Inhalts ist der Vorschlag des ganzen Epos. So wahr ist es, daß hier, seiner Natur nach, das Ganze in jedem Theile, jeder Theil in dem Ganzen enthalten ist. Das Epos ist eine Weide, von der jeder Zweig, wenn man ihn abgelöst in die Erde steckt, eine Weide für sich wird. —

V. 10. Homer weiset niemahls von der Gegenwart, die einzig ihn beschäftigt, auf den Erfolg oder einen Zweck hinaus. Nur eine unbestimmte Absicht steckt er seinen Helden vor, so daß die Art und Umstände, wie und durch welche diese Absicht erreicht wird, dennoch immer von keiner Vorausbestimmung, sondern vom Zufall abhängt: zum Beispiel, die Griechen suchen, wenn sie zur Schlacht ausziehen „die Trojaner zurückzutreiben, und in Ilium einzuschließen.“ Die Trojaner „die Griechen zurück zu jagen, zu den hohlen Schiffen und zur Flucht über's Meer zu nöthigen.“ V. 298 ist eine solche unbestimmte Erregung der Erwartung für eine Bestrebung einzelner Helden. Merkwürdiger ist V. 336 — 37, wo das Schicksal des Mannes in der Unternehmung zum voraus angedeutet wird.

Ein merkwürdiges Beispiel von der thätigen Einmischung des Verstandes findet sich V. 352 und 53, so wie hier die Wahl der Maulesel anstatt der Ochsen von der bedächtigen Genauigkeit des immer nüchternen Sängers Zeugniß gibt.

Der Gegenstand des Epos sind Begebenheiten: der Grund, worauf diese Begebenheiten aufgetragen werden, eine Unternehmung ohne Plan. Ulysses unternimmt seinen Herd wieder zu erobern, und sich an dem Freier zu rächen; allein, weil er keinen Plan dazu entwirft, sondern ihn von Zeit und Gelegenheit erwartet, so ist alles, was geschieht, zufällig — Begebenheit — und die Erwartung des Lesers so ganz ruhig, wie sie seyn muß.

Miszellen.

Prinz Eugen.

„Da ich diesen großen Mann einmal genannt habe, — sagt Lady Montague — so erwarten sie gewiß noch etwas besonders von ihm zu hören, weil ich das Glück hatte, ihn recht oft zu sehen; allein ich bin eben so unwillig in Wien von ihm zu sprechen, als ich es seyn würde, vom Herkules am Hofe der Omphale zu reden, hätte ich ihn dort gesehen. Ich weiß nicht, welchen Trost so manche Leute in der Aufspürung der Schwachheiten großer Männer finden; vielleicht um sie dadurch etwas näher zu sich herunter zu bringen; mich aber schmerzt immer die Beobachtung: daß es in der Menschheit nichts Vollkommenes gibt.“ —

1520 waren nach Merian auf Georgen Tag fünfzig tausend Wallfahrter bei der schönen Maria zu Regensburg.

Im Jahre 1418 wurden zu Regensburg — sagt Merian in seiner Topographia Bavariae 1646 — zwei Pfaffen verbrannt, weil sie gesagt: es wäre dem Hussen zu Constanz zu viel geschehen, und ward damals der Ketzerthurm gebauet, von welcher Zeit an sich das Glück dieser Stadt merklich verkehrt, und je länger je mehr abgenommen hat.

1805. Nr. 144.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 6. December.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Die Tage der Liebe.

(Aus einem nächſtens erſcheinenden Roman.)

I.

Mehrere Monate hatten ſchon die Schrecken des bürgerlichen Krieges gewüthet; Siena's Straßen waren mit dem Blute ſeiner Einwohner befleckt, die ſich in zwei Parteien getheilt, mit aller Verbitterung bekämpften. Die zwei mächtigſten Familien, Rocca und Montalti ſtanden an ihrer Spitze, und ſchlugen ſich um die Oberherrſchaft der Stadt. Montalti verlohr mit einem hartnäckigen Gefecht ſein Leben, und ſein Sohn, der edle Camillo, mußte mit ſeinem Anhang entfliehen. Er zog ſich in die Gebirge zurück. Aber der verderbliche Krieg hatte noch nicht geendet. Camillo ſchien ſeinem ſtolzen Gegner noch nicht genug gedemüthiget; und was Rocca's grimmige Klugheit in den Mauern der Stadt zu ſchonen gezwungen war, ſuchte er mit verdoppeltem Haſſe den Entflohenen zu vergelten. Mit unaufhörlichen Gefechten beunruhigte er ſie, indem er hoffte, auf dieſe Weiſe den kleinen Haufen nach und nach ganz aufzureiben. Sein unbegränzter Ehrgeiz konnte es nicht dulden, daß auch nur einer von Camillo's Anhängern am Leben bliebe; ſeine innere Muthloſigkeit, wie jeder grauſame Bedrücker iſt, fürchtete immer, wenn er nur den Nahmen Montalti nennen hörte, und ergriff daher alle mögliche Mittel um dieſen Zweck zu erreichen.

Camillo lächelte ruhig dieſer fruchtloſen Anſtrengung ſeines Feindes. Viele edle Jünglinge Italiens hatten ſich freiwillig an ihn angeſchloſſen, und ſeinen Muth mit neuen Kräften belebt; mancher Einwohner Siena's war noch ſein heimlicher Anhänger, und dieſe Zahl ſeiner Freunde mehrte noch mit jedem Tage Rocca ſelbſt durch ſeine tyranniſche Habſucht. Was hatte er auch zu fürchten von den Miethlingen eines Gegners, den er noch immer in offener Feldſchlacht beſiegt hatte? — und gegen heimliche Ränke deckte ihn die treue Liebe ſeiner Waffenbrüder, und eine Achtung, die ihm ſelbſt ſeine Feinde unwillkührlich zollen mußten. Zwar noch Jüngling, kaum über zwanzig Jahre zählend, umſäumte die ſchönſte Blüthe der Männlichkeit dieſe Jahre, und jede ſeiner Handlungen zeugte von innerer Kraft und einem edlen Gleichmuth des Geiſtes. Er vertraute ſich ſelbſt genug, um keinen ſeiner Freunde vor dem andern geltenden Einfluß auf ſein Gemüth einzuräumen. Mit allen ging er wie ein liebender Bruder um; in ihm floſſen aber Geſinnungen auch noch ſo verſchiedener Art, wie in ihrer Urquelle zuſammen, und theilten ſich nun erſt in kräftige Ströme, die jedes Hinderniß, jede Gefahr glücklich beſiegten. Der hohe Geiſt der alten römiſchen Legionen ſchien wieder neu erwacht in dieſem kleinen Haufen, und feierte in ihnen ſeine würdigen Triumphe.

Der nächſte an Camillo ſtand Ludovico Teſti. Schon die Freundſchaft der Väter hatte in früher Kindheit eine ſchöne Liebe um die beiden Knaben geſchlungen, manche Gefahren hatten ſie als Jünglinge gemeinſam beſtanden, und auch oft entzweiet in kleinen Zwiſten ſich doch immer wieder geſucht, und im edlen Vertrauen umarmet. Gleich im Alter und im kriegeriſchen Muthe konnte man doch alles andere nicht unähnlicher vielleicht zuſammen ſtellen, als es Camillo und Ludovico darſtellte. Schon im Aeuſſeren offenbarte ſich dieſes. Camillo war ſtark und groß gebaut, ſein feſter Körper trotzte jeder Mühſeligkeit, und ſein nervigter Arm ſchien nur geboren das kriegeriſche Schwerdt zu führen; ſein glühendes braunes Aug forderte jede Gefahr zum Kampfe auf, und der Sieg thronte auf der hohen ernſten Stirne. Ludovico's Körperbau war ſchwächlicher, beinahe an zarte Weiblichkeit gränzend; in ſchlankem Ebenmaße waren alle Muskeln über den Körper ausgegoſſen, und prägten ſich ſpielend in die ſchönen Formen der Glieder aus; auf ſeinem blauen großen Auge ſchwamm der ſüße Duft der Liebe, und dieſe unbefriedigte Sehnſucht des Innern offenbarte ſich in einer leichten Bläſſe des ſchönen Geſichtes. Großherzig, tapfer, kühn bis zur Halsſtarrigkeit war Camillo; unermüdet wo es einen einmahl aufgefaßten Plan betraf, bis er das Ziel errungen hatte; ſeine liebſte Beſchäftigung Krieg und Jagd, weibliche Liebe verlachte er. Auch hier theilte Ludovico nur die Tapferkeit mit dem Freunde und den patriotiſchen Enthuſiasmus. In allen andern war er ſein Gegenbild. Kränklich in ſeiner frühen Jugend hatte er die Spuren davon noch nicht verwinden können; eine ſanfte Weichheit war daraus in ſein Gemüth übergegangen, und obgleich heftig in allen erſten Aeuſſerungen, war es doch ein leichtes, ihn durch kleine, gehäufte Hinderniße zu ermüden; dann ſaß er halbe Tage ſchwermüthig und in ſich verſchloſſen, oder durchſtreifte die Gebirge. Kehrten ſie von einem glücklichen Zuge gegen die Feinde zurück, und alles überließ ſich der Fröhlichkeit — ſo fehlte nur Ludovico, und man fand ihn dann unter einem Baume liegen, ſeine Laute im Arm, und das Glück der Liebe und der Einſamkeit beſingen. Mit zarter Schwärmerei hieng er an Ahndungen eines ſchönern Lebens, und ſein ganzes Weſen ſchien die Geſtalt eines lieblichen Traumes auszuſprechen, der nur immer nach dem ſüßen Geheimniß ſeiner Geburt ſich zurück ſehnte.

Ludovico's Eltern waren vor drei Jahren geſtorben, und er hatte ſich während dieſer Zeit bei einem Onkel in Rom aufgehalten. Aber kaum verbreiteten ſich die unglücklichen Gerüchte, die ſeinen Jugendfreund betroffen hatten, ſo war er zu ihm geeilt, um ſein Leben mit ihm zu theilen. Auch war nur er der einzige, der Camillo's volles Vertrauen zu beſitzen ſchien: die lang getrennten Herzen umſchlangen ſich in wärmerer Freundſchaft, und der tapfere Ludovico ſtieg um ſo inniger in Camillo's Achtung, je tiefere Blicke dieſer in das Herz des kindlichen Jünglings that.

2.

Und du glaubſt alſo an dieſe Liebe? fragte einmal Camillo, als ſein Freund einen ſchönen Geſang zum Lobe des Weibes geendiget hatte.

So daß ich nicht länger leben möchte, antwortete Ludovico, müßte ich dieſen Glauben aufgeben. Zeige mir doch in der ganzen Natur ein einziges Weſen, das ſich nicht ſehnt und liebend neigt nach der Liebe Umfangen. Der Vogel zieht der geliebten Sonne nach; traurig ſtehen die Blumen und Kräuter auf der verlaſſenen Flur, und ſenken in Wehmuth die kleinen Köpfchen zur Erde, und meinen ſich zu erfreuen an der Liebe der Mutter. Aber ſie ſelbſt weinet nach dem geliebten Frühling, und ihr Inneres liegt umhüllt von Bangigkeit, und der Schmerz hat ihre Schönheit abgeſtreift. Da erſcheint der ſüße, ſonnige Frühling wieder, und die Erde jubelt in Freude, die Blumen ſtrecken fröhlich alle ihre Zweige und Blätter ihm entgegen, die Blüte des Lebens geht in ihrem Buſen auf, und liebliche Düfte ziehen durch alle Gegenden, erkohren aus der Liebe heiligem Bündniß. Die Quellen und Bäche küſſen flüſternd die grünen Ufer, und ihre Gewäſſer wallen vor Freude, und ſpielen in ſchimmernden Wogen, und möchten ſich aufſchwingen, das heitere Licht für immer zu umarmen. Selbſt die Metalle und Steine trinken die ſüße heilige Gluth der liebenden Erde mit innigem Entzücken, und eine herrliche Farbenwelt zündet ſich davon in ihrem Innern, und gehen dem ſinnigen Menſchenkind erfreulich daraus hervor. Und ſoll ich dich noch erinnern an die innern Ahndungen, an die entzückenden Augenblicke, die jeder Menſch gewiß ein Mahl in ſeinem Leben genoſſen hat, wo gleichſam eine neue, höhere Welt mit ihren Sonnen und Geſtirnen an der ſtillen, einſamen Betrachtung vorübergeht, wo harmoniſche Stimmen und zarte Geſänge in ſeinen Geiſt hinein ſprechen, und liebliche Geſtalten dazwiſchen ſchweben, und eine köſtliche Genügſamkeit an ſeine Bruſt legen; und an die heiligen Sehnſuchten, an die ſtille innere Treue, mit der jeder Menſch dieſen Gebilden ſeiner Phantaſie nachzuringen ſucht, und ſich noch freuen mag dieſes raſtloſen Treibens? Sinnen wir doch alle glücklich zu werden, du wie ich, mein Camillo: und das Glück iſt ein Weib.

Camillo sagte lächelnd: so laß uns denn auch das Weib wie das Glück benutzen! munter laß uns ihm nacheilen, und erhaschen wir es, uns auszieren mit seinen Reizen, und es uns dann unterwürfig dienen, damit es unser Gemüth nicht eitel mache durch seinen blendenden Besitz, und hochmüthigen Sinnes verderbe.

Sanft antwortete Ludovico: du denkst wohl selbst edel genug, um dein Gesagtes nicht für mehr als Scherz zu geben. Fröhlicher Laune vermischt deine Rede das äussere Irdische mit dem Innern. Und ich möchte dich wohl fragen: ob selbst dir das Glück genügen würde, wenn es sich dir als Sclave beugte? Dein treuer Freund muß es seyn, wenn es dir gefallen soll. Es muß dich, ein schönes Bild deiner eignen Gesinnung, umarmen, die zarten Geheimnisse deines Innern muß es lebendig vor dich hinstellen, und der Zukunft sonnige Thore dir öffnen, wo deine Jahre verklärt und gebeiliget durch der Thaten Edelmuth eingehen. Und wo blühen wohl diese himmlischen Feste schöner und duftender auf als an des Weibes liebenden Busen? Sie ist die ewige Menschwerdung des Mannes, und das göttliche Symbol alles Großen und Schönen. Sie weiht in Heiligkeit des Jünglings Gemüth ein zur klaren Verständniß der hohen Mysterien alles Werdens; die schöne Form des Unendlichen entfaltet sich bedeutend vor seinen geöffneten Blicken, der bleiche Dämmerschein versinket, und die Erde woget in flammendes Meer in dem Strahl der Liebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragment.

Ob nach diesem Leben Vernichtung unsers Wesens droht, oder eine heitere gränzenlose Aussicht im Gefilde der Wonne uns für unsere Leiden entschädigt, und unsere Freuden im erhöhten Genusse fortsetzt, dieß die wichtige Frage, die das Gefühl, unfähig den Gedanken ewiger Vernichtung zu fassen, geschäftig mit Ja beantwortet, und selbst die Vernunft zu ihrer Einstimmung bestickt. —

Ihr glaubt den Schleier der Zukunft zu durchblicken, und bemerkt nicht, daß das euer Bild sey, was der glänzende Vorhang zurück wirft. Alle die thörichten Wünsche, die auf eurer Stirne gemalt sind, spiegeln sich im glatten Gewebe. —

Herrscht jenseits des Grabes auch der lästige Maßstab, den uns die sorgsame Mutter Natur zu frommen Gebrauche an die Brust ding — Zeit und Raum? Kann es ausser Seyn und nicht Nichtseyn, Vergehen und Dauer kein Drittes geben? Gesetzt auch es wäre so, muß denn die Zukunft gerade nach dem Tacte der Vergangenheit gehen? Wahrheit, Wahrheit ist das große Losungswort im Kampfe mit unserer Beschränktheit. Haben wir aber einmal diesen erhabenen Zweck unsers Daseyns erreicht, dann ist Philosophie eine geschlossene Wissenschaft, und der menschliche Geist stimmt sein Schwanenlied an. Unsere Cultur wird dann eine Last, die uns in den Staub drückt, und das ewige Einerlei befördert unser Hinsiechen mit nervenerschlaffendem Gifte. Die große Rolle der Menschheit ist ausgespielt, alle Reize der Thatkraft vernichtet, alle Sehnen abgespannt, alle Federn erschlafft, das Tagewerk unsers Lebens vollendet. — Trauriges Verhängniß! und dennoch der sehnlichste Wunsch aller Sterblichen! — Sollte jenseits der Schleier gelüftet werden, der Zweifel in Ueberzeugung übergehen, oder der durch Menschenleben genährte Wahn einer Vergeltung mit den Sterblichen sterblich zu Grabe gehen? — —

Ueber deutsche Benennung der Staatsämter.

Die Nahmen der Staatsämter in unseren deutschen Staaten sind aus verschiedenen Sprachen entlehnt: einige sind aus der ältern Muttersprache beibehalten, andere aus den jetzigen aufgenommen; viele aus dem Latein der mittleren Zeiten theils in deutsches Gewand gehüllt, theils noch in lateinischer Tracht, viele sind von unsern Nachbarn, vorzüglich den Franzosen abgeleitet.

Wenn diese Aufnahme zu einer Zeit geschah, wo die deutsche Sprache noch sehr vernachlässigt ward, oder wo man aus falschem Geschmack jedes ausländische dem einheimischen vorzog; so wie man selbst eigene Nahmen umänderte, so ist dieß mit so manchen andern Schwächen unserer Vorfahren zu übersehen: sollen wir aber fortfahren die Beweise eines unlautern Geschmackes, so wie die Zeugen von Spracharmuth in den Nahmen unserer Aemter zu verlängern, oder gar bei neuen Einrichtungen eben so sorglos in der Nahmengebung zu seyn wie unsere Vorfahren?

Unsere Sprache wird jetzt für alle Fächer des menschlichen Wissens bearbeitet: sie hat einen unermeßlichen Wörterschatz; man hält es nicht mehr für schön ein Gemenge von Sprachen unter einander zu werfen, es ist also auch Zeit die mancherlei unbestimmten, zweideutigen und ausländischen Nahmen zu sichten, womit wir die Staatsämter unterscheiden.

Eine nützliche Vorarbeit würde die Sammlung aller gleich bedeutenden Worte seyn, womit in den verschiedenen Staaten Deutschlands die Bedienungen bezeichnet werden.

Den Stoff liefern ältere deutſche Schriften und neuere Staats-Calender. In manchen Staaten hat ſich dieſe, in andern jene deutſche Benennung erhalten, die würdig iſt weiter verbreitet zu werden: ſollte dieß der Fall nicht ſeyn, ſo muß man aus unſerm Sprachſchatze ſchöpfen; nur müſſen die neu vorgeſchlagenen Wörter leicht verſtändlich ſeyn, nicht zu ſehr zuſammengeſetzt.

Man könnte auf dieſe Art erſt die allgemeinen, dann die beſondern Nahmen für einzelne Fächer vergleichend durchgehen, wovon in der Folge vielleicht Beiſpiele geliefert werden, welche gewandte Sprachforſcher zu einer ausführlicheren Bearbeitung dieſes Gegenſtandes veranlaſſen dürften. Manchem möchte eine deutſche Nahmengebung eine bloße Kleinigkeit zu ſeyn ſcheinen; aber wenn von Vervollkommnung einer Einrichtung die Rede iſt, ſo gibt es an ſich keine Kleinigkeiten.

Aphorismen.

Nur im höchſten Bewußtſeyn unſerer Menſchenwürde ruht das Princip der Tugend.

Tugend bedeutet moraliſche Vollendung. Sie iſt an und für ſich eine, aber in ihren Aeuſſerungs-Formen verſchieden. Ihr Begriff iſt ein Begriff der Unendlichkeit, da der Zweck, den er ausſpricht, unendlich iſt.

Der Menſch braucht keinen Bewegungsgrund zur Tugend auſſer ſich. Genug daß er Kräfte in ſich fühlt, und in deren Ausbildung belohnende Früchte erndet. Laſter, als moraliſche Vernichtung unſerer höheren Kräfte, ſtreitet dem Principe der Tugend, der lauten Stimme der Natur, entgegen.

Tugend und Religion unterſcheiden ſich nur dadurch, daß jene durch eignen Werth ſich ſelbſt begründet, dieſe aus der Spiegelquelle des Jenſeits Wahrheit zu ſchöpfen ſucht. Man hat auch Braminen-Lehre und Mönchsaberglaube mit dem Nahmen Religion geſtempelt, aber eitler Theoſophismus iſt es, der ſich dieſen Begrif angemaßt hat.

Die Gottheit iſt der Puls der Natur, die Weltſeele. So wie das Lebens-Prinzip unſers Organismus, verkörpert gedacht, in unzählbare Fugen ſich verliert, ſo ſpielt auch der Gottheit allwehender Hauch in den unſichtbarſten Fibern des großen Weltkörpers.

Der Menſch iſt die Gottheit ſeines eigenen Weſens, das heißt: er hat moraliſche Freiheit. Dieſe ſteht mit Natur-Nothwendigkeit, die nichts anders denn ein beſtändiges Fortwirken des Mechanismus nach gegebenen Formen iſt, im Kampfe, oder iſt mit ihr innig verbunden, und in dieſem Kampfe oder in dieſer Vereinigung der Totalität der Organismen mit der Totalität der Mechanismen ſpricht ſich die Gottheit des Alls aus, in ihr ſchlägt der Puls der Natur, in ihr weht der allbelebende Hauch der Weltſeele.

Ein jedes Werk der ſchönen Kunſt iſt die Darſtellung eines beſtimmten Zuſtandes der Empfindſamkeit.

Ein Beiſpiel, welches der Verſtand aufſtellt, um dem Verſtande gewiſſe Eigenſchaften oder Verhältniſſe der Dinge begreiflich zu machen, iſt — kein ſchönes Kunſt-Product: eine Fabel oder Parabel iſt es. Warum? 1) Weil die Gegenſtände darin ſo in Rapport geſetzt ſind, daß ſie Neugier erregen. 2) Weil das Fremde darin, — das Menſchliche, was Thieren beigelegt wird, die das Gefühl mitbewegen — die Kraft, die Phantaſie beſchäftigt, weil ſie einen gewiſſen Zuſtand des Gemüths hervorbringen ſoll, und alſo auch in einem ſolchen geeichtet ſeyn muß.

Ein Begrif muß aber doch hinzukommen: Ein ſchönes Kunſtwerk iſt Darſtellung eines beſtimmten Zuſtandes der Empfindſamkeit, um dieſes Zuſtandes willen: das heißt, um keines andern Zweckes willen, als um mich in dieſem Zuſtand zu erhalten, weil er, er ſey nun traurig oder fröhlich — mir angenehm iſt.

Ein Aufſchrei der Empfindung iſt kein Kunſtwerk, weil er mir abgedrungen, nicht freiwillig ergriffenes Mittel zu einem Zwecke iſt: und doch liegt es in dem Begriffe der Kunſt, daß ſie das Vermögen iſt, einen Begrif — Zweck — zu realiſiren.

Ein Brief, worin ich einen Zuſtand meines Gemüths ſchildere, um etwa einen andern zum Mitleid zu bewegen iſt kein Kunſtwerk, weil er einen andern Zweck hat.

Miszellen aus ältern und neuern Zeiten.

„Erinnern Sie Sich, — ſchreibt Voltaire an Dalembert bei der projectirten Verfolgung des J. J. Rouſſeau, nachdem er vorgeſchlagen hatte, denſelben lächerlich zu machen — an die Schrift Akakia. Was hatte ich wohl von Maupertuis zu fürchten, nachdem ich jene Broſchüre gegen ihn geſchrieben hatte?“

Bei der Entdeckung des weiblichen Geſchlechts des berühmten Ritters D'Eon ſagte Friderich der Große zu dem franzöſiſchen Geſandten. „So iſt's mit euch Herrn Franzoſen. Wenn man glaubt man hätte es mit einem Manne zu thun; ſo iſt's am Ende doch ein Weib.“

1805. Nr. 145.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 9. December.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Der Canal,
oder die nördliche Meerenge von Asien und Europa.

(Aus dem Briefe eines Reisenden.)

— — Endlich einmahl kam nach drei langen Wochen der Morgen, wo ich mein Krankenlager — zu Therapia*) — verlassen und die große Hauptstadt näher sehen sollte, die ich beim Aussteigen aus dem Schiffe nur flüchtig überblickt hatte. Sollte es dieß Mahl auch einzig der Hippodrom und die Sophien-Kirche seyn, ein Stückchen Serail und Haven — schon genug! Meine vorzüglichste Neugierde war auf den Canal gerichtet. Ein Bild dazu hatte ich mir in meinem Kopfe bereits ausgemalt, und ich hätte darauf gewettet, daß das wirkliche Original meinem idealischen — es wäre nicht das erste Mahl gewesen — nicht das Wasser reichen würde. Wie ward ich betrogen, — und wie herzlich freute ich mich es geworden zu seyn?

Denn all die Pracht und Herrlichkeit von fünf Welttheilen tritt hier beschämt zurück. Ost- und West-Indien-Fahrer und alle, die noch herkamen, von Mittag und von Mitternacht, und Augen hatten zu sehen, haben dieß Urtheil unterschrieben. Aber auch dieses Geständniß genügt mir nicht. Nicht allein die Wirklichkeit hat hier ihre Grenzen erreicht — nein die fruchtbarste Dichter-Phantasie — an Darstellung mit Feder oder Pinsel ist nicht zu denken — fordere ich auf, so viel Schönheit und Anmuth und Erhabenheit mit so unendlicher Mannigfaltigkeit, in einen Raum wie diesen zusammen zu zaubern.

Wir bestiegen das schmale Boot und fuhren ab. Rund um uns schwamm noch Land und See in dünnem, feuchtem Nachtnebel. Aber schon zog hinter uns in Osten die Morgenröthe langsam am Firmamente herauf, und ihr auf dem Fuße nachfolgend trat jetzt aus des Pontus nächtlichem Bade die Königinn des Tages hervor. Bald ergoß sich ihr warmer Blick über die dampfenden Fluren, und ihre Strahlen küßten den Perlenthau der Nacht von Blüthen und Blättern hinweg.

Leise ließen wir unsern Kahn auf dem glatten Strome hingleiten, um die herrlichen Landschaftsgemälde, die die große Künstlerinn Natur rechts und links auf beiden Seiten der Straße aufgestellt hatte, desto länger zu genießen. Beinahe jeder Ruderschlag, jede kleine Wendung, die das Boot machte, um den meandrischen Krümmungen des Wassers zu folgen, oder den reissenden Stromgängen auszuweichen, bot uns eine neue Ansicht dar.

Hier im Schoße eines halbrunden Amphitheaters von hochgrasigen Hügeln eine blumige Wiesendecke voll hürfender Schaafe und Lämmer — dort zu den Füßen

*) Ein Dörfchen unweit der Mündung des schwarzen Meeres.

einer kahlen, zackigen Felsenkette ein blühender Kranz von Gärten, Weinbergen und Mayerhöfen — Rechts hinab eine tiefe, öde Fläche von blutrothem Sande, aus dessen unfruchtbarem Schoße dichte, schwarzschattige Gruppen von Kiefern und silberstämmigen Birken, gleich so vielen Inseln aus dem Meere hervorsteigen. — Links ein hoher Wald von tausendjährigen Eichen, der mit weit über das schroffe Ufer hinaus hängenden Aesten die grünen krystallenen Fluthen verfinstert.

Sieh dort auf den grünwogigen Kornfeldern, wie der Schweiß des Pflügers der goldenen Ernte entgegen reift; wie hier an die mühevolle Werkstätten des armen Dorfbewohners der feierliche Cypressen-Hain sich anschmiegt — das stille Lager, auf dem die guten bald ausruhen werden von der Hitze des Tages und den drückenden Nahrungssorgen in den Armen des eisernen Schlafes. Kein Laut erschallt aus diesem schauerlichen Dunkel; einsam nur tönt die Flötenstimme der klagenden Nachtigall, die ihrer sterbenden Freundin, der hinwelkenden Rose ihr Grablied singt, — und weisse, marmorne Denksäulen schimmern wie Geister der Verstorbenen aus der Nacht dieser Gräber. Nur wenige Schritte tiefer hinab, dort wo die Silberquelle aus der zerrissenen Felsenkluft herabschäumt, hat sich ein frommer Einsiedler unter dem Schatten dreier trauernder Thränenpappeln ein schmales Strohdach erbaut; er eilt heraus, wenn er den vorübergehenden Wanderer erblickt, und bietet ihm im ausgehöhlten Kürbiß den frischen Labetrunk dar.

So folgt Scene auf Scene. Die scharfwinkligen Krümmungen der Ufer verführen dabei das Aug. Sie scheinen sich in der Entfernung von etlichen tausend Schritten immer einander zu nähern, und den schiffenden mit einem Mahle den Weg zu verrammeln. Aber kaum hast du jetzt den Hintergrund des vor dir ausgründeten Kessels erreicht, so öffnet sich auf einer der Seiten, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, die täuschende Scheidewand, und du siehst eine neue Laufbahn sich dir entgegenstellen.

In der Mitte des Canals hingegen drängt das sich gegenseitig näherude Gestade den Wasserstrom wirklich in ein engeres Bett zusammen. Er ist hier weit heftiger, und schäumt erzürnt an den abgerissenen Granit-Blöcken hinan. Die asiatische Küste ist weniger in Aufruhr. Die weissen Mauern einer türkischen Veste ziehen den Blick auf sich hinüber. Es ist dieß der Ort, wo Darius sein Heer übersetzte. — In einer kleinen Entfernung davon liegen die Ruinen eines griechischen Klosters, dessen Mönche nicht Unrecht hatten, dem, der sie in die Mitte dieses Paradieses versetzt hatte, ein immerwährendes Loblied zu singen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stellen aus der Weihnachtsfeier.*)

Jedes schöne Gefühl tritt nur dann recht vollständig hervor, wenn wir den Ton dafür gefunden haben; nicht das Wort, dieß kann immer nur ein mittelbarer Ausdruck seyn, nur ein plastisches Element, wenn ich so sagen darf, sondern den Ton im eigentlichen Sinne. Und gerade dem religiösen Gefühle ist die Musik am nächsten verwandt. Man redet so viel darüber hin und her, wie man dem gemeinsamen Ausdruck desselben wieder aufhelfen könnte; aber fast niemand denkt daran, daß leicht das Beste dadurch geschehen möchte, wenn man den Gesang wieder in ein richtigeres Verhältniß setzte gegen das Wort. Was das Wort klar gemacht hat, muß der Ton lebendig machen, unmittelbar in das ganze innere Wesen als Harmonie übertragen und festhalten. — Auch wird wohl niemand läugnen, fügte Ernst hinzu, daß nur auf dem religiösen Gebiet die Musik ihre Vollendung erlangt. Die komische Gattung, die allein als reiner Gegensatz existirt, bestätigt dieß eher als sie es widerlegt, und eine Oper kann man doch kaum machen ohne eine religiöse Basis, und dasselbe möchte von jedem höheren Kunstwerk von Tönen gelten; denn in den untergeordneten Künsteleien wird niemand den Geist der Kunst suchen. — Diese nähere Verwandtschaft, sagte Eduard, liegt wohl mit darin, daß nur in der unmittelbaren Beziehung auf das Höchste, auf die Religion und eine bestimmte Gestalt derselben, die Musik ohne an ein einzelnes Factum geknüpft zu werden, doch Gegebenes genug hat, um verständlich zu seyn. Das Christenthum ist ein einziges Thema in unendlichen Variationen dargestellt, die aber auch ein inneres Gesetz verbindet, und die unter bestimmte, allgemeine Charaktere fallen. Es ist auch gewiß wahr, was jemand gesagt hat, daß die Kirchen-Musik nicht des Gesanges, wohl aber der bestimmten Worte entbehren könnte. Ein Miserere, ein Gloria, ein Requiem, wozu sollen ihm die einzelnen Worte? Es ist verständlich genug durch seinen Charakter, und niemand wird sagen, es sey ihm etwas entgangen, wenn er die untergelegten Worte nicht vernommen hat. Darum müssen beide fest an einander halten, Christenthum und Musik, weil beide einander verklären und erheben. Vom Chor der Engel ward Jesus empfangen, und so begleiten wir ihn mit Tönen und Gesang bis zum großen Hallelujah der Himmelfahrt.

*) Ein Gespräch von Friderich Schleiermacher. 1806.

Ich bin als Chriſt, ſagte Leonhard, ſehr unkünſtleriſch, und als Künſtler ſehr unchriſtlich. Ich mag die ſteife Kirche nicht, die uns Schlegel in ſeinen ſteifen Stanzen geſchildert hat, und auch die armen, bettelnden, eiſernen Künſte nicht, die froh ſind ein Unterkommen zu finden. Wenn dieſe nicht ewig jung, reich und unabhängig für ſich leben, ſich ihre eigene Welt bildend, wie ſie ſich die alte Mythologie unſtreitig gebildet haben, ſo verlange ich keinen Theil an ihnen. Eben ſo die Religion, wie wir es nehmen, kommt mir ſchwach vor und verdächtig, wenn ſie ſich erſt auf die Künſte ſtützen will.

Ich weis kaum etwas ſchauderhafteres, als wie der große Haufen der Menſchen die erſten Gegenſtände der kindiſchen Freude nothwendig verlieren muß, und wie ſie, unfähig die höheren zu gewinnen, der ſchönen Entwickelung des Lebens gedankenlos und von Langeweile gequält — ich weiß nicht, ſoll man ſagen zuſchauen oder beiwohnen, denn es iſt alles zu viel für ihre reine Unthätigkeit — bis endlich aus dem Nichts wieder eine zweite Kindheit entſteht, die ſich aber zu der erſten verhält wie ein widriger Zwerg zu einem ſchönen, lieblichen Kinde, oder wie das unſtäte Flackern einer verlöſchenden Flamme zu dem um ſich greifenden, vielfach ſich verwandelnden Scheine einer eben entzündeten. — Nur gegen eines, ſprach Agnes, möchte ich wieder eine Einwendung niederlegen. Müſſen denn die erſten kindlichen Gegenſtände der Freude verloren gehen, damit man die höheren gewinne? Sollte es nicht eine Art geben, dieſe zu gewinnen, ohne jene fahren zu laſſen? Fängt denn das Leben mit einer reinen Täuſchung an, in der gar keine Wahrheit iſt, nichts Bleibendes? Wie meinſt du es eigentlich? Fangen die Freuden des Menſchen, der zur Beſinnung über ſich und die Welt gekommen iſt, der Gott gefunden hat, mit Streit und Krieg an, mit der Vertilgung nicht des Böſen, ſondern des Schuldloſen? Denn ſo bezeichnen wir doch immer das Kindliche oder auch das Kindiſche wenn ihr lieber wollt. Oder muß die Zeit mit, ich weis nicht welchem Gift, die erſten urſprünglichen Freuden des Lebens ſchon vorher getödtet haben? Und der Uebergang aus dem einen Zuſtande in den andern ginge noch immer durch ein Nichts? — Ein Nichts kann man es wohl nicht nennen, fiel Ernestine ein, aber es ſcheint doch, und ſie geſtehen es auch ſelbſt ein, daß die Männer, man möchte wohl ſagen die beſten am meiſten, zwiſchen der Kindheit und ihrem beſſern Daſeyn ein wunderliches, wüſtes Leben führen, leidenſchaftlich und verworren. Es ſieht aus wie eine Fortſetzung ihrer Kindheit, deren Freuden auch eine heftige und zerſtörende Natur zeigen; aber auch in ihrem unſtäten Treiben wie ein unſchlüſſiges, immer wechſelndes Fahrenlaſſen und Ergreifenwollen, wovon wir nichts verſtehen. Bei uns vereinigt ſich beides unmerklich mit einander. In dem was uns in den Spielen der Kindheit anzieht, liegt ſchon unſer ganzes Leben, in jedem offenbart ſich allmählig die höhere Bedeutung; und auch wenn wir Gott und die Welt nach unſerer Weiſe verſtehen, drücken wir unſere höchſten und ſüßeſten Gefühle immer zugleich auch in jenen lieblichen Kleinigkeiten aus, in jenem milden Scheine, der uns zuerſt mit der Welt befreundete. —

Die Tage der Liebe.

(Fortſetzung.)

3.

Ein ander Mahl ſprachen die beiden Freunde von der Beſtimmung des Menſchen auf dieſer Erde. Ludovico meinte, die einzige, die der Menſch hier haben könne, ſey die Liebe. Das gab nun Camillo nicht zu. Wie? ſagte er: wenn es ſo wäre, wie du behaupteſt, wie kommt es denn, daß ſo wenige dieß aufgeſteckte Ziel erreichen, und doch muß es gleich geltend und gleich möglich für alle ſeyn, wenn ſich das höchſte Geſetz des Daſeyns darin ausſprechen ſoll? Aber wie wenige — vielleicht auch nicht einer findet ſein Glück in der Liebe. Ewig darnach ſuchend glaubt er endlich die Geliebte gefunden zu haben; aber die innere Sehnſucht endiget nicht, und jagt ihn auf zu neuen Mühen. Und ſo treibt der Menſch im unauflöslichen Cirkel.

Ich kann dir nicht widerſprechen, antwortete Ludovico, und doch nehme ich meine Behauptung nicht zurück; aber erlaube daß ich dir, ſo weit ich es vermag, meine Gedanken näher entwickele. Es ſcheint mir das Leben der Liebe wie aus duftendem Gewölke gewoben zu ſeyn, das ewig und in all ſeinen endloſen Puncten der Sonne bedarf, wenn ſich das ſchöne Ganze nicht ſchnell trüben, und nun in finſterer Dunkelheit um das arme Herz herumlegen ſoll, wie nur noch den Moment zuvor im lachendſten Lichte. An welcher Kleinigkeit hangt nicht oft das Herz, das die Liebe mit ihren goldenen Welten ſüß umſponnen hat! und welche Gewichtigkeit leihet nicht der Liebende an die Gewährung eines beſchränkten Wunſches an! Ja! wenn die Liebe ſich ſelbſt genügend wäre — oder ſeyn könnte, wenn ſie aus ihren goldenen Himmeln heraus nur lächelnd auf das Umgebende herunter blickte; und die Natur umher und die Menſchen darin nur zu ihrem Schmuck gleichſam beleuchtete, — dann! aber ſo, wie ſie nun, auch in ihrer eigenen Selbſtſtändigkeit, doch das Scheinbild ihrer leidenſchaftlichen Umfaſſung aus der

Welt ſich herausnimmt, wird ſie ſelbſt ein Theil dieſer verworrenen Spiele des Irdiſchen; und mit dem errungenen Beſitz ihres vollſten Inhalts ſinkt ſie zur Erde nieder, und weihet ſich ſelbſt aus dieſer einzigen, nothwendigen That dem irdiſchen Leben. Was Wunder, wenn nun ewige Sehnſuchten das Herz durchziehen, und in endloſen Wünſchen ſelbſt das träumende Glück der Liebe wohnt. Dem erkältenden Planeten ſich opfernd empfindet ſie bald die Nothdurft ſeines Wechſels, und geſeſſelt an ſeine Geſetze wendet ſie jetzt das thränende Auge gegen ihr verlornes Vaterland, den Himmel, und ſucht in wehmüthigen Sehnſuchten das Licht, das ſie einſt dort umfloſſen hatte, und aus dem ſie ſo ſüß gezeuget ward. Ihre Geburtsſtätte erkennend dehnt ſie die Schwingen ihrer heiligen Gefühle, und meint zu erringen dann, was ihr nimmer ganz und ungetheilt hier werden kann. So iſt meine innere Anſicht: falſch vielleicht, und gewiß dürftig; denn du weißt ja ſelbſt, daß ich noch unter die Uneingeweihten gehöre, denen das innere Heiligthum verſchloſſen iſt.

Möchte deinem zarten Gemüthe ewig die Freundſchaft genügen, du lieber Schwärmer! ſagte Camillo, und umarmte den erröthenden Jüngling.

4.

Die Ruhe des Lagers ward bald unterbrochen durch neue Verſuche des erbitterten Feindes. Zahlreicher und muthiger als jemals drang er gegen die Gebirge vor, wo Camillo mit den ſeinigen ſich aufhielt. An verſchiedenen Orten zugleich griff Rocca an, und Camillo ſah ſich genöthiget ſeine Krieger zu theilen, wenn er ſich behaupten wollte. Er ſelbſt mit der größten Anzahl rückte dem Feinde gerade entgegen; an Ludovico überließ er eine kleine Schaar ſeiner verſuchteſten und tapferſten, und trug ihm auf, durch Umwege ins platte Land hervor zu brechen, und ihn wo möglich im Rücken anzugreifen.

Ludovico vollführte den Auftrag mit Gewandtheit und Glück. Seine kühne Streifereien beunruhigten Rocca's Krieger unaufhörlich; jede Zufuhr an Lebensmitteln wußte er ihnen geſchickt aufzufangen, und ſchon fing der Mangel in ihrem Lager zu herrſchen an. Auf einem dieſer Streifzüge erfuhr er durch einen Kundſchafter, Rocca habe Befehl gegeben, das Gepäck gegen Siena zurück zu ſenden; geſtern wäre es auch aufgebrochen, und müße noch heute in dieſer Gegend eintreffen. Ludovico freute ſich um ſo mehr dieſer Nachricht, da er wußte, Rocca's Familie ſey bei dem Heere, und hoffen konnte, vielleicht dieſe ſelbſt in ſeine Hände zu bekommen. Rocca würde dann gezwungen ſeyn, um die Seinigen wieder zu erhalten, jeden billigen Vergleich mit Camillo einzugehen. In möglichſter Schnelligkeit entwarf er daher einen Plan zur Ausführung ſeines Vorhabens, ſorgfältig wurden alle Wege und Schluchten beſetzt, und in wenigen Stunden ſah ſich Ludovico mit der wohl gelungenen That bekrönet. Mehrere bedeckte Sänften verſicherten ihn ſeines Glückes. Doch nun dachte er nur einzig darauf, die köſtliche Beute in Sicherheit zu bringen; noch in nähmlicher Stunde ward von ihm der Rückzug gegen die Gebirge eingeſchlagen, und ohne einigen Unfall gelangte er zu dem Freunde.

Mit rührender Herzlichkeit empfieng ihn Camillo, und umarmte ihn im Angeſicht des ganzen verſammelten Heeres als ſeinen tapferſten, muthigſten Krieger. Und nun fing man an, die eroberte Beute zu ſondern. Die Sänften wurden geöffnet, und wie freuten ſich alle, als mehrere ſchön gezierte Frauen daraus hervor traten, die Camillo ſogleich für Rocca's Verwandte erkannte. Frohlockend theilte dieß Camillo dem Freunde mit; aber Ludovico bemerkte nicht, was zu ihm geſprochen ward. In ſeiner Seele war ein neues, unbekanntes Leben aufgegangen, flammende Melodien wogten in ſeinem Innerſten, und zündeten die Wangen des Jünglings mit ihren Gluthen. Hoch erröthend ſtand er neben Camillo, den ſinnigen Blick der Augen ſchüchtern und verlegen um eine zarte Geſtalt ſchlingend, die wie eine Himmliſche unter den andern Frauen hervortrat, und nun den Schleier zurückſchlagend, ſich den beiden Freunden näherte.

Das Schickſal, redete ſie Camillo'n an, hat uns in ihre Macht gegeben; doch es kannte auch ihren Edelmuth, und ſo dürfen wir ihrem freundlichen Wohlwollen vertrauen.

Ehrerbietig hatte ſich dieſer auf eines ſeiner Knie vor ihr nieder gelaſſen, und tröſtete ſie mit liebreichen Worten über ihren Unfall. Der ſchlimmen Geſchäftlichkeit meines Freundes, fuhr er fort, indem er auf Ludovico zeigte, verdanke ich das erfreuliche Loos, die ſchöne Céleſtine auf einige Tage bewirthen zu dürfen, bis es die Ruhe des Friedens erlauben wird, ſie den liebenden Händen des Vaters zurück zugeben.

(Der Beſchluß folgt.)

Verbeſſerung.

Stück 134. Seite 533. erſte Spalte, Zeile 15. ſtatt im lies ein.

1805. Nr. 146.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 11. December.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Der Canal,
über die nördliche Meerenge von Aſien und Europa.
(Beſchluß.)

Mit unwiderſtehlichem Zauber ergreift einen das kleine, geſegnete Thal, in deſſen Armen es da lag, und das üppige Leben, das hier überall ausgegoſſen iſt. Was mag es erſt damahls geweſen ſeyn, als der hohe Geiſt in ſeinen Bewohnern lebte, an dem wir noch jetzt bewundernd hinaufſehen, — als im Schoße des Wohlſtandes die edeln Künſte blühten, und auf den Hügeln und Vorgebirgen, wo jetzt nur bretterne Fiſcherhütten hingeklebt ſind, die Marmor-Tempel der Götter und Heroen prangten?

Den grellſten Contraſt mit dieſer zarten, anmuthigen Garten-Partie ſtellt das thraciſche Ufer auf, welches gerade gegenüber liegt. Heran an das ſteinige, toſende Geſtade drängt ſich auf kahlem Felſenabhange ein wilder Klumpen hundertarmiger, hoher Platanen. Durch die Lücken einzelner, vom Blitze zerſchmetterter Stämme erblickt man die Trümmer eines alten Thurms, deſſen halbvermorſchte Ringmauer kaum noch über die finſtere Stirne der verſtehenden Baumwipfel herausragt. Die Todesſtille des Jammers und der Verzweiflung wohnt hier zwiſchen ſchauervollen Ruinen, und ihre ſtumme Klage ſagt es dem bangenden Wanderer, der es nicht weis, daß dieß der Thurm der Vergeſſenheit war. Fürchterlichen Nahme, und würdig des Zeitalters, das ihm denſelben gab. Seyd mir gegrüßt, ihr verwitterten, gelbmoßigen Quader! wie froh bin ich, euch hier im Schutte liegen, und eure Marterwinkel von Molchen und Salamandern, nur von keinem meiner Mitbrüder bewohnt zu ſehen.

Wir waren nun am ſaroniſchen Meerbuſen vorüber. Die Dörfer, die bisher einzeln an den beiden Ufern hingeſtreut lagen — wir hatten ihrer ſchon über zwanzig gezählt, die Menge Kiöſcks und Tſchiftlics*) ungerechnet, — fingen allmählig an, ſich beſonders rechts in einer ununterbrochenen Reihe an einander anzuſchließen. Die meiſten Häuſer ſtehn mit ihrem Vordertheile im Meere, ſo daß wir oft die kleinen Jungen vom Fenſter aus auf die Wellen losplatſchern ſahen. Ein geländerter Vorſprung, der auf eingerammelten Pflöcken ruht, ziert jene der vornehmeren Bewohner. Hier verſammelt ſich gewöhnlich die ganze Familie zur frugalen Abendmahlzeit. Zur Seite ſind die niedern, gewölbten Remiſen, die Wetterſchirme für die Fluthen durchſchneidenden Kaiken. Die düſtere Einförmigkeit dieſer langen Häuſerreihe wird immer zu rechter Zeit durch die Luſtſchlöſſer der Sultaninnen, und die Sommerwohnungen der Kaiſer unterbrochen, die wie ſtolze Magnaten auf den gemeinen Troß neben ihnen hinabſehen. Jenes der Chanem-Bey, der Schweſter Selim des Dritten, zeichnet ſich

*) Landhäuſer und Maierhöfe.

durch ſeine allerliebſte Leichtigkeit vor allen aus. Es ſcheint von einer Fee hingeblaſen, ſo zierlich und nett iſt es in allen ſeinen Theilen, — ein wahrer Kunſtzwitter, bei deſſen Geburt italieniſcher und chineſiſcher Geſchmack ſich auf einen Augenblick vereint haben. Blendendes Weiß und wohl angebrachte Vergoldungen machen ſeine einzigen äußern Zierrathen aus, und die hohen, bemalten Fenſtergitter laſſen nichts von der königlichen Pracht erblicken, die im Innern herrſchen ſoll.

Aber dieſes Gedräng von tauſend verſchiedenen Gegenſtänden ſchränkt ſich nicht blos auf die beiden Continente ein. Die breite Waſſerſtraße, die ſich zwiſchen ihnen durchwindet, iſt ein immer reger Corſo, und keine Stunde des Tages ruht das lebendige Gewühl der Tauſende von Fahrzeugen, Kriegs- und Kauffartheiſchiffen, Schwalben, und Brigantinen, die den Canal auf und ab, hinüber und herüber, dieſe mit Rudern, jene mit ihren gewürfelten blanken Segeln, pfeilſchnell mit Wind und Strom hinziehen, oder in unmerklicher Bewegung von den vorgeſpannten Schaluppen fortgeſchleppt werden. Jeden Morgen ſieht man ganze Geſchwader von Böten, mit den köſtlichſten Früchten der Jahreszeit beladen, dem Hafen zueilen. Weitbauchige Mahonen bringen die Saaten Natoliens in die Kornſpeicher der Hauptſtadt, die wie ein aufgeſperrter, nimmer ſatter Löwenrachen alles verſchlingt. Aus des Meeres Grund und hinter den Klippen hervor ziehen hier die griechiſchen Fiſcher die Leckerbiſſen der von der See entfernten Zängler — die kleinſchaligen Auſtern. Dort lichtet unter rohem, aber taktmäßigem Geſchrei ein türkiſcher Dreidecker ſeine Anker. Wie Fliegen hängen die kühnen Matroſen längs den Querſtangen hin und löſen die aufgewundenen Segel. Ein günſtiger Wind ſtürmt in ſie hinein, und mit klingendem Spiel und unter dröhnendem Canonen-Donner fliegt der hölzerne Koloß durch die ſchäumenden Fluthen hin.

Je mehr man ſich der Stadt nähert, deſto weiter entfernt ſich das gegenſeitige Ufer. Das müde Aug ruht nun gerne aus auf den grauen und ſchwarzen Mauern der armeniſchen und griechiſchen Wohnungen. Selbſt dieſer Ruhepunct — denn die Ausſicht darauf hin iſt gerade nicht ſehr reitzend — ſcheint mit weiſer Abſicht angebracht zu ſeyn, um der Pracht, die der Anblick von Stambul auch von dieſer Seite ſich darzubieten eilt, gleichſam zum Schatten zu dienen. Dort ſchwimmt es jetzt heran das ſchöne Ziel, mit nichts als vielfachem Wonnegenuß errungen. Die Fülle der Herrlichkeit, die von dieſem Sans-pareil herunterſtrahlt, erſchöpft allen Reichthum der Sprache, und der einzige Zug, mit welchem ſie ſich andeuten läßt, iſt das Geſtändniß des Unvermögens, mit todten Umriſſen ſo etwas zu mahlen. Mag das auch zu meiner Entſchuldigung beitragen, die dieſe ſo unverſtändliche, unausgeführte Zeichnung aufgedrungen zu haben; denn auch das beſte, was man darüber ſagen könnte, wäre doch nicht viel mehr als höchſtens die auf durchſichtigem Oelpapier mit dem Bleiſtift nachgeriſſene Copie einer Schülerhand.

Die Tage der Liebe.

(Fortſetzung.)

Eleſtinens Blicke fielen bei dieſen Worten auf Ludovico. Verlegen ſank das Auge des Jünglings zur Erde nieder; er wollte von dem Glück ſprechen, das ihn ſo mild belohne durch den köſtlichen Anblick ſo zarter Schönheit, aber nur leiſe und unvernehmlich redete er die ſüßen Gedanken in ſich hinein, die wie ein goldener, himmliſcher Strahl alle ſeine Empfindungen und Gefühle harmoniſch umſäumten. In dieſer reitzenden Verwirrung, in dieſem ſeligen Entzücken aller Kräfte ſeines Gemüthes hatte er eine der Hände Eleſtinens gefaßt; ein ſüßer Schauer floß, wie der Kuß der erſten Liebe durch alle ſeine Glieder, als er ſie berührte, und unbewußt ſich ſelber drückte er die zarte Hand an ſeinen Buſen, als wenn er ihr das ſüße Leben offenbaren wollte, das ihr Anblick ſo reitzend darin gefangen hielt. — Und gerne ließ Eleſtine dem ſchönen Jüngling ihre Hand, und ein gefälliger Blick belohnte den Scheidenden.

Aber ſeine edle Geſtalt war nicht aus ihrem Sinne gewichen. Immer noch ſah ſie ihn, wie er ſo verlegen das ſchöne Aug zur Erde ſenkte, wie er zu ihr ſprechen wollte, und keine Worte fand, und dann ihre Hand gefaßt, und in trunkenem Enthuſiasmus an ſeine klopfende Bruſt gedrückt hatte. Sie beſah ihre Hand, als müßten die Spuren dieſes lieblich gelinden Drucks ſichtbar noch auf ihr zurück geblieben ſeyn; dann legte ſie ſie an den eigenen Buſen, als wenn ſie deſſen heimliche Unruhe damit beſänftigen könne, aber ſchnell zog ſie ſie wieder davon weg, — ſie fürchtete für die ſüße Luſt, die in roſigen Farben ſo hold und duftend um ſein Innerſtes aufblühte. Mit innigem Wohlgefallen ſuchte ſie alle einzelnen Züge ſeines Geſichtes zu einem Ganzen zu ordnen, entzückt ſchaute ſie das holde Bild, wie es aus ihrem Herzen hervorquoll, und erröthend und furchtſam geſtand ſie ſich den heimlichen Wunſch, daß er doch nur ein Wort geſprochen haben möchte; immer meinte ſie, wie ſie ihn ſchon ein Mahl in ihrer Kindheit geſehen, und jene Töne

gehört haben müſſe, die er jetzt ihr habe ſagen wollen, ſo bekannt kam ihr alles vor; ſie wiederhohlte ſich leiſe, was er damahls geſprochen, und wie ſie ſo fröhlich in ſeinem Umgange geweſen ſey, und ſorgſam durchlief dann ihr begehrliches Aug die Räume des Zimmers, ob der Jüngling nicht bald wieder hervertrete mit dem frommen, nieder geſchlagenen Blick und dem hochklopfenden Buſen. Selbſt auf ihren leiſen Schlummer übertrug die Phantaſie die ſchönen Bilder des Tages, und ihre Träume waren alle von der herrlichen Lebendigkeit umwebt, die Ludovico's Anblick ihrem Geiſte ſo bedeutend aufgeſchloſſen hatte.

Erſchrocken über die Gluth des überraſchenden Augenblicks und ſonneigend hatte ſich dieſer von Cöleſtinen entfernt. Aber wer beſchriebe ſeiner Freude ſeliges Aufwallen — wer das anbetende, ſtille Verlorenſeyn in die erglühenden Geheimniße ſeines Innern — wer die hohe Begeiſterung, die ſich aus allen funkelnden Sternen des weiten Himmels in liebenden Kreiſen zu ihm herniederbog, und mit den Küſſen eines ewig blühenden Frühlings ſeine Seele umarmte!

„Cöleſtine! Cöleſtine! rief er. O ihr ſüßen, einzigen Töne, die ihr erſt meinem Geiſt das Verſtehen aller Sprache, ja der höchſten menſchlichen Sprache klar gelehrt habt! Ja, mit Recht heißt du eine Himmliſche, du holdes Weſen; denn der Himmel mit allen ſeinen unendlichen Seligkeiten wohnt in deinen Augen, und du entnimmſt beglückend jeden, der dich anſchaut, der treibenden Sehnſucht verwirrten Gewalten.“ Oft noch in der Andacht ſeines liebenden Herzens wiederhohlte er ſich ihren Nahmen, und als er erwachte, und die aufgehende Sonne ſo lieblich über die Spitzen der Gebirge und der dunkeln Wälder hereinblickte ſah, da ſprach ein milder Friede in ſeinem Gemüth: „So blickt das klare Aug Cöleſtinens, und beſtrahlt des Lebens Unebenheiten und Schatten mit ſeinem köſtlichen Lichte, und heiliget es.“

Und auch ſie gedachte ſeiner, und freute ſich des neuen Tages, weil ſie den Jüngling zu ſehen hoffte.

Columbien,
als Nahme der americaniſchen Inſeln oder des ſogenannten Weſtindiens.

Unbeſtimmte Benennungen führen leicht zu Irrthümer in der Erdkunde; ſo wurde zum Beiſpiel der Nahme Indien bald auf Süd- und Mittel-Aſien ausgedehnt, nach America übergepflanzt, und zuletzt auf die Inſeln der großen Meere übergetragen: zum Unterſchiede ſo verſchiedener Länder, die ſich in allen ſo ungleich ſind, erfand man die Nahmen Oſt-Indien für das eigentliche Indien — manchmahl auch mit Einſchluß eines Theils des übrigen Aſiens — Weſt-Indien für America; Süd-Indien für die neuer entdeckten Länder der großen Meere.

America bekam früh den Nahmen Weſt-Indien, weil man den Weg nach Indien ſuchte, und das Land für angränzend hielt; ſpäter blieb dieſer Nahme den Inſeln zwiſchen Nord- und Süd-America eigen; wie unpaſſend er ſey, ſieht man, wenn man die Lage Indiens und dieſer Eylande, ihre Bewohner, Bildung, Erzeugniße u. vergleicht; aber das Bedürfniß eines eigenen Nahmens für dieſe den Europäern ſo wichtig gewordenen Inſeln war wohl Urſache, warum er ſich ſo lange erhalten hat.

Gatterer nennt den Inſel-Haufen Mittel-America; ich rathe ihn Columbien zu nennen. Columbo entdeckte dieſen Inſel-Haufen, noch iſt der Nahme dieſes unerſchrockenen Seefahrers in unſerer Erdkunde ohne Denkmahl; während die Entdecker kleiner Inſelchen oder Buchten auf unſern Länder-Carten geleſen werden. Durch die Einführung dieſer Benennung tragen die Freunde der Länderkunde eine Schuld der Dankbarkeit dem großen Manne ab, deſſen Meiſen den Weg öfneten, die ganze Erde zu umſchiffen und kennen zu lernen.

Sollte vielleicht jemand den Nahmen Columbien auf ganz America deuten wollen, da Columbo auch das feſte Land von America entdeckte, ſo habe ich nichts dagegen, wenn man Gatterers Mittel-America See-Columbien nennt.

Verheißung.

Wohl ſchau ich am Himmel ein ſchönes Licht,
Es ſpielt in azurnen Strahlen;
Doch zur Erde ſteigt das Lebendige nicht,
Feuchte Nacht brütet in den Thalen;
Nur matt es den Schimmer nieder ſcheint,
Vergebens das Herz nach Hilfe weint.

Und mächtiger Sehnſucht erbebt die Bruſt,
Das ſchöne Licht möchte ſich zünden
Zu der Liebe ſanft erquellender Luſt,
Sich treu dem Leben verbinden,
Und dem Geiſt mit ſüß entfalteten Schwingen
Das Schöne, das Gute hernieder bringen.

Da weht ein milder Zauberklang
Durch der Wolken roſige Wellen;

Er durchzieht die Blumen mit ſüßem Geſang,
Daß die Kelche duftend erſchwellen,
Aus den Blüthen hervor Geſtalten ſchwimmen,
Die ſprechen mit ſanften melodiſchen Stimmen:

Was ſchlägſt du den thränenſchweren Blick
Hinauf zu den himmliſchen Reichen?
In dich ſelbſten wende das Aug zurück,
Da wohnet dein Glück, und entweichen
Kann dem Herzen nimmer Zufriedenheit,
Das ſich treu ſeinen frommen Neigungen weiht.

Deinem Innern hab' ich Empfindung geſä't,
Geſchenkt dir den kräftigen Willen;
Nur ein Zeichen dieß Licht am Himmel ſteht,
Frey ſollſt du die Form erfüllen;
Und wie es eigene Kräfte entfalten,
So mußt du das Leben dir ſelbſt geſtalten.

In dir das Gute, das Wahre wohnt,
Nicht von außen wird es geboren;
Und die Schönheit mit reicher Fülle belohnt,
Deß Gemüth ſie zur Liebe erkohren;
Und es blüh'n dir die Göttlichen ewig fort,
Hat dein Wille geſprochen das bindende Wort.

Miszellen.

Epictet ſagt: „es iſt das Zeichen eines ſchwachen Geiſtes, lange bei körperlichen Bedürfniſſen zu verweilen, zum Beiſpiel: lange an der Tafel ſitzen, und dergleichen mehr.“ — Was würden unſere Leckeren dazu ſagen, und die Pariſer Gourmands, wenn man nach dem Ausſpruche des Stoikers ihre Köpfe beurtheilen wollte?

Die Schmerzen der erſten Liebe ſind die höchſten Wonnen des menſchlichen Lebens.

Wenn der Jüngling ſich ſelber geſteht: ich liebe, — ſo ſagt das Mädchen: ich möchte gern heurathen.

Armer! du willſt es erfahren von mir, dem gleichfalls getäuſchten,
Wo ſich die Liebe vergißt? — Nimmer noch lernt' ich's ja ſelbſt;
Einzigen Rath nur weiß ich: in den Armen der Freundſchaft.
Da vergißt ſie ſich — nicht; aber da findet ſie Troſt.—

Je glücklicher einer wird, deſto mehr hat er zu fürchten; denn er hat deſto mehr zu verlieren.

Sprich nie über eine Sache, wenn du nicht weiſt, daß du ihr gewachſen biſt; ſondern ſchweige lieber. Hierin fehlen die meiſten; ſie wollen Kenntniſſe in allem zeigen, und erregen den Verdacht, daß ſie gar keine haben.

Die Urſache alles menſchlichen Elends iſt Irrthum oder Unwiſſenheit.

Vier gute Mütter haben eben ſo viele häßliche Kinder erzeugt: die Wahrheit den Haß, das Glück den Uebermuth, die Sicherheit die Gefahr, und die Vertraulichkeit die Verachtung.

„Man hat vorgegeben — ſagt Dupaty — Taſſo ſey närriſch geworden; aber ſeine Narrheit war wahrlich nie etwas anderes als äußerſte Empfindſamkeit und überwiegendes Genie. Zu allen Zeiten gab es ſolche große, und ſolche kleine Menſchen, die den erſten gerne die gebührende Bewunderung und Achtung rauben möchten, und deßhalb Empfindſamkeit Narrheit, und Genie Ueberreizung nennen.“

„Michael Angelo's Einbildungskraft war ächt römiſch, ſeinem hohe Geiſte waren gemeine Anſichten eben ſo unmöglich als einem Rieſen kleine Schritte.“ Dupaty.

Als der bekannte Reiſende Dupaty in Genua war, beſuchte er das daſige große Hoſpital gerade einige Tage zuvor als man den Beſuch des Doge erwartete, und fand alles beſchäftigt die ſchmutzigen Betten zu reinigen, die Zimmer zu räuchern und auszuputzen und ſo weiter. — „Quel horrible mensonge on prépare! ruft er darüber aus; — Voilà comment on montre aux rois, qui voyagent, leurs progres etats.“ —

Urſprung des berüchtigten: „Car tel est notre plaisir.

Am erſten März jedes Jahres wurden unter den Merowingiſchen Königen die Stände verſammelt; ihre Verſammlungen, ſo wie die Acten und Briefe, die ſie ausfertigten, wurden Placita genannt, ſo entſtand das Formular in den königlichen Edikten: tale est nostrum placitum, welches man ſpäter auf franzöſiſch in: tel est notre plaisir verwandelte. —

1805. Nr. 147.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 13. December.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Voltaire's Aufenthalt in Bückeburg.

Vorerinnerung des Einsenders.

Unter den Papieren eines längst verstorbenen Staatsmannes, der in seinen jüngern Jahren in manche diplomatische Geheimniße eingeweiht war, fand ich nachstehende Relation von einem Besuche, den Voltaire auf einer seiner teutschen Reisen in Bückeburg machte. Das Original ist französisch, und schien mir eine Uebersetzung und Bekanntmachung zu verdienen, da ich den Grundsaz habe, alles, was zur Charakterisirung eines grossen Mannes dient — Briefe und vertrauliche Gespräche besonders — gehöre dem Publicum an, wenn es das Interesse Lebender nicht beleidigt. Der Erzähler hat sich nicht genannt, das Original hat aber Merkmaale der Authenticität. — Eben so wenig läßt sich die Zeit genau bestimmen, da Condorcet in Voltaire's Leben nichts von Bückeburg erwähnt, und auch in seiner Correspondenz nichts davon vorkommt; doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich das Jahr 1743 annehme, wo Voltaire nach Condorcet, in geheimen Aufträgen seines Hofes zum zweiten Mahl nach Berlin reiste. Berliner Gelehrte könnten es genau bestimmen, wenn sie sich mancher Umstände, zum Beispiel der Hochzeit Kaiserlings erinnern.

Relation.

Herr von Voltaire kam Sonntags den zwanzigsten October Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr zu Bückeburg an und stieg im Schlosse ab, wo ihn Ihre Durchlaucht die Fürstinn sehr gnädig empfing. Man wies ihm das Zimmer an, das er drei Jahr vorher bewohnt hatte; er entfernte sich um einige Briefe zu schreiben, einen an Herrn von Podewils im Haag, und einen andern an Frau von Chatelet nach Paris.

Nach zwei Stunden erschien er im Vorzimmer Ihrer Durchlaucht, und begrüßte Seine Excellenz den Grafen Friederich. Weil er hörte, daß dieser Herr in französischen Diensten gewesen, so sagte er ihm scherzhaft, er hoffe, Seine Excellenz werde bald das günstige Loos der Franzosen im jetzigen Kriege theilen. Darauf kam er auf seine eben gemachten Reisen, als er den König nach Franken begleitete, und rühmte sehr die zu Baireuth empfangenen Geschenke, wo der Hof ein schönes Opern-Haus und eine Capelle von fünf und zwanzig Musikern hatte.

Hier fing ich an, mich in das Gespräch zu mischen und fragte Voltaire'n, ob er nicht Erlangen gesehen, wo der Markgraf von Baireuth eine Universität unter Aufsicht des Herrn von Superville stiften wolle? Er erwiederte, die Stadt habe er nicht gesehen, wohl aber Herrn

von Superville, der in Gefahr ſey, ſein Geſicht zu verlieren, und alſo nur zum Director der Quinceving taugte. Später zeigte er uns eine prächtige goldene Doſe mit Brillanten, in deren Deckel eine ſchöne Uhr ſteckte, als ein zu Erlangen verfertigtes Stück, und gab uns zu verſtehen, daß es wohl eines der Baireuther Präſente ſeyn könne.

Nun ſprach er mit Lobeserhebungen von den Höfen von Braunſchweig, Salzdahlen und Wolfenbüttel, rühmte ſehr die dortige Bibliothek, die er auf etwa ſechzig tauſend Bände, worunter viele ſeltene und wichtige Werke, ſchätzte. Die Einrichtung zog er ſelbſt der königlichen Bibliothek zu Paris vor — ich bemerkte darauf, ich möchte doch nicht die Wolfenbüttler Bibliothek mit der Pariſer oder gar mit der vaticaniſchen vergleichen, welche unſtreitig die wichtigſte für Leute meines Standes ſey. Er geſtand es ein, ſetzte aber etwas lebhaft hinzu, dort würde ich meine Verurtheilung finden. Ja, erwiederte ich, ohne auſſer Faſſung zu gerathen, aber auch die Mittel zu meiner Vertheidigung. Das gab er auch zu, behauptete aber, daß in dem zu Rom befindlichen älteſten Manuſcript des neuen Teſtamentes die bekannte Stelle von den drei Zeugen im Himmel I. Joh. 3. V. 7. nicht vorkomme, und eben ſo wenig ſtehe das Zeugniß von Chriſtus in den alten Codicibus der jüdiſchen Geſchichte des Joſephus, die zu Paris verwahrt würden, beide Texte ſeyen blos von den Kirchenvätern untergeſchoben. Ich hielt eine Discuſſion über beide Fragen nicht für paſſend, um die Gelegenheit nicht zu verſäumen, unſern Reiſenden über ſchicklichere Materien zu erforſchen. Ich begnügte mich alſo mit der Bemerkung, theils hätten verſchiedene heutige Gelehrte für die Glaubwürdigkeit der beiden Text-Stellen geſchrieben, ob ſie gründlich widerlegt worden, ſey mir nicht bekannt, überhaupt aber könne ſolch ein Streit ohne Vorlegung der Documente ſelbſt nicht geendigt werden; theils beruhe ja das Chriſtenthum nicht gerade auf dieſen beiden Zeugniſſen allein.

Ehe er ſich in tieferes Räſonement einließ, fragte Voltaire, ob wir lutheriſch oder reformirt ſeyen? Wir erwiederten: wir bekennen uns zu Chriſtus Lehre, gleich entfernt von Sekten-Geiſt und Fanatismus. Voltaire glaubte bemerkt zu haben, daß alle aufgeklärte, an Philoſophie Geſchmack findende Proteſtanten immer mehr die Vorurtheile des Parteigeiſtes aufgäben. Er rühmte das italieniſche Sprüchwort: Quanto piu philoſopho, tanto meno theologo; allein man ſagte ihm, dieß möge wohl von Italien gelten, gäbe aber keine allgemeine Regel, hauptſächlich verböte die Theologie der Proteſtanten ihnen weder zu denken noch zu prüfen. Er gab uns dieſen bedeutenden Vorzug vor den Catholiken zu, unſere Hierarchie — wie es ihm unſere Kirchenverfaſſung zu nennen beliebte, — ſey weit vernünftiger als die ihre. Wie er meint, hat vornehmlich die Londner Geſellſchaft der Wiſſenſchaften die gelehrten Britten von ihrer Anhänglichkeit an Syſteme zurück gebracht. Nichts kam ihm ſchöner vor als das Motto dieſer Geſellſchaft: Nullius in verba. — Vor allen habe der große Tillotſon als wackerer Deiſt gepredigt, er ſey aber in ſeinen Predigten über die Myſterien ſehr verlegen geweſen. Ueber die proteſtantiſchen, auf ihren Sekten-Geiſt und ihre Dogmatik eingefleiſchten Theologen gab ich ihm gern zu, was Pater la Canaye dem St. Evremond über die Jeſuiten und Janſeniſten geſtanden hatte: ſie würden ſich alle recht gut um ihre verſchiedenen Meinungen vertragen, könnten ſie nur über ihren Nutzen und die Vertheilung der Pfründen einig werden. Voltaire glaubte anfangs, ich wolle auf unſere Theologen den von la Canaye kanoniſirten Satz: keine Vernunft! anwenden. Ich erfuhr von ihm, daß jenes Stück der Unterredung zwiſchen dieſem Jeſuiten und dem Marſchall d'Hoquincourt von Charlevoix*) herrühre, er habe das Original geſehen. Auch bekräftigte er, was ich über den geringen Credit, worin jetzt die Sectirerei in England ſtehe, geſagt hatte, Epiſkopalen und Presboterianer würden ſich künftig nicht mehr ſchlagen und verfolgen wie ehedem, um auszumachen, ob man das Hemd über den Rock oder darunter anziehen müſſe.

Die Fürſtinn bemerkte die Lebhaftigkeit dieſes Vorzimmergeſpräches, und war ſo gnädig uns in ihr Gemach zu rufen, damit ſie und Frau von Daukelmann, welche mit ihrer Schweſter, Frau von Breitenſtein, zu Beſuch da war, an der Unterredung Theil nehmen könnten. Nach den erſten Complimenten affectirte Voltaire abermals zu behaupten, daß das Menſchengeſchlecht zu allen Zeiten einerlei Grundſätze der Moral befolgt habe. „Die kommt von Gott, daher iſt ſie überall und ewig dieſelbe. Nicht ſo iſt es mit dem, was ihr, unabhängig von der Moral, Religion nennt.“ Das konnte ich nicht anhören ohne zu erwiedern; ich hielte immer die wahre Religion und die wahre Moral für unzertrennlich, aber eben darum glaubte ich die weſentlichen Grundſätze der wahrhaften Religion eben ſo ewig und univerſell erkannt oder erkennbar und unveränderlich wie die Grundſätze der ächten Moral. Es habe

*) Der Verfaſſer bemerkt hier, daß er ſich auf dieſen Nahmen nicht genau beſinne, und ſchreibt ihn Charleval.

Der Einſender.

mich erbaut, daß der Bischof Flechier dieſe Meinung in ſeinen Gedanken über die verſchiedenen Charaktere der Menſchen. Cap. 3. anerkannt und ſo ſchön herausgehoben; aber dieſe Meinung ſey nichts weniger als neu, Clemens von Alexandrien, Tertullian, Origenes, Juſtin der Martyrer, Irenäus und viele andere Kirchenväter ſprächen von allen durch das Licht der Vernunft aufgeklärten Heiden, als ob ſie Chriſten, Schüler des Logos oder der ewigen Weisheit ſeyen; ſo denke auch Paulus von der Univerſal-Religion, wenn er ſpricht: alles was von Gott erkannt werden ſoll, iſt allen Menſchen offenbar, und geſchrieben in ihre Herzen, ſonſt wären ſie nicht zu entſchuldigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stellen aus der Weihnachtsfeier.

(Beſchluß.)

Es gibt keinen ſchöneren und auch keinen ſchicklicheren Rahmen um einen großen Schmerz, als eine Kette von kleinen Freuden, die man andern bereitet. So iſt dann alles in der Faſſung, in der es zeitlebens bleiben kann, und warum ſollte man nicht gleich in dieſer ſeyn wollen? In allem was die Zeit verwiſcht, und das thut ſie doch allem Heftigen und Einſeitigen, iſt auch etwas Unreines.

Die Stimmung, welche unſer Feſt hervorbringen ſoll, iſt die Freude; und daß es dieſe weit verbreitet und lebhaft erreget, liegt ſo klar vor Augen, daß nichts darüber zu ſagen wäre, als was jeder ſelbſt ſieht. Nur dieß eine iſt die Schwierigkeit, welche ich zu beſeitigen habe, daß man ſagen könnte, es ſei keineswegs das eigentliche und weſentliche des Feſtes, was dieſe Wirkung thut, ſondern nur das Zufällige, nähmlich die Geſchenke, welche gegeben und genommen werden. Wie unrichtig nun dieſes iſt, muß hier doch gezeigt werden. Denn gebet den Kindern daſſelbige zu einer andern Zeit, ſo werdet ihr nicht den Schatten einer Weihnachtsfreude damit hervorlocken, bis ihr etwa auf den entgegengeſetzten Punkt kommt, nähmlich den, wo ihr beſonderes, perſönliches Feſt gefeiert wird. Mit Recht glaube ich, nenne ich dieß einen entgegen geſetzten Punct, und gewiß wird niemand läugnen, daß die Geburtstagsfreude einen ganz andern Charakter hat als die Weihnachtsfreude, jene ganz die Innigkeit, die das Beſchloſſenſeyn in einem beſtimmten Verhältniß erzeugt, dieſe ganz das Feuer, die raſche Beweglichkeit eines weit verbreiteten allgemeinen Gefühls. Hieraus geht nun hervor, theils daß die Geſchenke keines Weges das Erfreuende ſind ſondern die Veranlaſſung, theils auch, daß das eigenthümliche der Weihnachtsfreude eben in dieſer gänzlichen Allgemeinheit beſteht. Durch einen großen Theil der Chriſtenheit, ſo weit die ſchöne alte Sitte noch reicht, iſt jeder mit dem Zubereiten eines Geſchenkes beſchäftiget; dieſes Bewußtſeyn iſt eben der Zauber, welcher ſich aller bemächtiget. Ein Geſchenk gelegentlich aus einem gewöhnlichen Kaufladen hergeholt, oder in müßigen Stunden ohne weitere Beziehung gearbeitet, iſt wenig oder nichts. Aber das gemeinſame Bereden, das Arbeiten in die Wette auf die beſtimmte feſtliche Stunde, und draußen der Chriſtmarkt, der ſich in jedem Geſchenke abſpiegelt, die Erleuchtung, die wie ſchimmernde Sternchen auf der Erde umher glänzt in der Winternacht, daß der Himmel davon widerſcheint, das gibt den Gaben ihren Werth. Und was ſo allgemein iſt, kann niemahls willkührlich erſonnen werden. Etwas innerliches muß dabei zum Grunde liegen, ſonſt könnte es weder Wirkung thun noch auch nur beſtehen, wie wir an vielen neueren Verſuchen zur Genüge geſehen haben. Dieſes Innere aber kann nichts anderes ſeyn als eben der Grund aller Freude, die ſich unter dieſen Menſchen hin und her bewegt; denn aus Anderem könnte ſolche Wirkung nicht entſtehen. Auch iſt es ſo in der That. Ich erinnere nur an die, welche ich zugleich deshalb anklage, daß ſie die allgemeine Freude von dieſem Feſte weg verlegt haben auf Neujahr, auf den Punct, in welchem der Wechſel und Gegenſatz in der Zeit vorgeſtellt wird. Denn offenbar ſind das die, welche der innern Haltung ermangelnd nur in dieſem Wechſel leben, nur in der Erneuerung des Vergänglichen ſich freuen. Dieß alſo iſt die Beziehung zwiſchen der Geburt des Erlöſers und dem allgemeinen Freudenfeſt, daß es nemlich für alle, welche nicht wie jene nur in dem Wechſel der Zeit leben, kein anderes Princip der Freude gibt, als die Erlöſung; und von dieſer wiederum muß für uns der erſte Punct ſeyn, die Geburt eines göttlichen Kindes. Daher hat auch kein beſonderes Feſt mit dieſem allgemeinen eine ſolche Aehnlichkeit, als das der Kindertaufe, wenn man nicht ganz ohne Sinn dabei zu Werke geht. Und daher der beſondere Reiz jener anmuthigen Erzählung, in welcher uns beides vereinigt erſchien. Ja, Leonhardt, wir mögen uns anſtellen wie wir immer wollen, hier iſt kein Entrinnen. Das Leben und die Freude der urſprünglichen Natur, wo jene Gegenſätze gar nicht vorkommen, zwiſchen der Erſcheinung und dem Weſen, der Zeit und der Ewigkeit, iſt nicht die unſrige. Und dachten wir uns dieſes in einem, ſo dachten wir uns eben dieſen als Erlöſer, und er mußte uns anfangen

als ein göttliches Kind. Wir ſelbſt fangen dagegen im Zwieſpalt an, und gelangen erſt zur Uebereinſtimmung durch die Erlöſung, die eben nichts anders iſt, als die Aufhebung jener Gegenſätze, und eben deshalb nur von dem ausgehen kann, für den ſie nicht erſt durften aufgehoben werden. Gewiß, das wird niemand läugnen; dieß iſt die eigentliche Natur dieſes Feſtes, daß wir uns des innerſten Grundes und der unerſchöpflichen Kraft des neuen ungetrübten Lebens bewußt werden, daß wir in dem erſten Keime deſſelben zugleich ſeine ſchönſte Blüte, ſeine höchſte Vollendung anſchauen. Wie unbewußt es auch in vielen ſey, in nichts anderes läßt ſich das wunderbare Gefühl auflöſen als in dieſe zuſammengedrängte Anſchauung einer neuen Welt. Das ergreift einen jeden, das wird in tauſend Bildern auf die verſchiedenſte Weiſe dargeſtellt, als die aufgehende, wiederkehrende Sonne, als der Frühling des Geiſtes, als der König eines beſſern Reiches, als der treueſte Götterbote, als der lieblichſte Friedensfürſt.

Miszellen aus ältern und neuern Zeiten.

Verſchiedene Urtheile über dieſelbe Sache, nähmlich über Weſtphalen.

In einem ſeltenen 1488 gedruckten Buche: De proprietatibus rerum Domini Bartholomei Anglici etc. ſagt der Verfaſſer von Weſtphalen: „Es hat Ueberfluß an Früchten, Eicheln, Nüſſen und Aepfeln, auch an wilden Schweinen, Kühen und Ochſen. Seine Einwohner ſind durchgehends von ſtattlicher Geſtalt und ſchöner Form; ſtark von Körper, und kühnen Sinnes. Seine Kriegsmacht — militia — iſt zahlreich und zum Erſtaunen tapfer, immer zu den Waffen willig und bereit. Die Städte ſind wohl befeſtigt, die Schlöſſer unüberwindlich, und Berg und Ebene mit Dörfern und Flecken beſetzt ꝛc.“

Im Jahre 1586 ſchrieb Juſtus Lipſius aus Oldenburg an ſeinen Freund von der Does: „Bin ich doch hier, ſo dünkt mich, in ſcythiſcher Wüſte, und zweifle ob ich unter Menſchen bin. Hier lebt das edle Geſchlecht der Suillen, Scroſa und Portier.*) Die Barbarei iſt keine Barbarei gegen dieſes Weſtphalen.“ Und in ſolchem Tone geht die Schilderung noch lange fort.

Gegen Lipſius traten zur Vertheidigung ihres Vaterlandes auf der Oldenburger Hamelman und der Osnabrücker Daman. Der letzte ſagt unter andern: „Hier eine ſcythiſche Barbarei? Und in Oldenburg allein hätte man ihm zeigen können zwei Doctoren, zwei Licentiaten, zwei Magiſter, die Notarien ungerechnet. Warum hat er ſich nicht bei dieſen, nicht bei den fünf Stadtpredigern, nicht bei den vier Schullehrern gemeldet? — Sogar die alte deutſche Sitte ſich beim Trunk traulich die Hand zu reichen, iſt ihm lächerlich. Mir aber dünkt ſie beſſer als eure modiſchen Kratzfüße, eure unendlichen Verbeugungen und eure Geſichtsverzerrungen.“

Lipſius entſchuldigte ſich nachher über ſeine harten Aeuſſerungen in einem Briefe an Moravius. „Gütiger Himmel — ſchreibt er — hab' ich denn irgend der Tugend der Weſtphälinger und ihrer Stärke zu nahe geredet? Nur von ihrer äußern Art zu leben ſprach ich, und daß dieſe elegant ſey, dürfen ſie wohl ſelbſt nicht behaupten.“ — Man duldet ja ſonſt dergleichen Ueppigkeiten des Geiſtes. Erasmus hat über ihre Wirthshäuſer ſeinen Scherz getrieben, warum iſts dann mir ein Verbrechen.“ —

Ungefähr um die nehmliche Zeit mit Lipſius ſchildert, wie man dafür hält, ein Herr von Plotho in ſeinem Lusus convivales in nationes serenissimo et potentissimo Electori Brandenburgensi subjectas, die Weſtphälinger folgender Geſtalt.

Westphali
Alii boni, alii mali,
Sunt tamen in patria principali.
Magnis muneribus videas onustos
An, quia patrius panis reddit robustos.
Eos coercuire est figmentum,
Hodie unus oculus westphalicus
Acutius videt, quam alii centum. —

Wie arg in neuern Zeiten unter vielen andern Voltaire Weſtphalen mitgenommen hat, iſt bekannt; dagegen befindet ſich im Jahrgang 1803 des deutſchen Merkurs ein ſehr gut geſchriebener Aufſatz eines Reiſenden, der nach ſeiner Verſicherung dort, beſonders in dem von Lipſius ſo ſehr geſchmähten Oldenburg alles gefunden hat, was er in Frankreich, Italien und in der Schweiz vergebens ſuchte. —

Kaiſer Otto der Dritte vertauſchte den Thron Karls des Großen, der ſich zu Aachen befand, an den polniſchen König Boleslaw gegen einen — Arm des heiligen Adelberts.

*) Alt römiſche Geſchlechtsnahmen, die alle im Lateiniſchen ſäuiſch bedeuten. —

1805 Nr. 148.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 16. December.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Voltaires Aufenthalt in Bückeburg.

(Fortsetzung.)

Wer ist nicht zu entschuldigen, sprach Voltaire, und fing Feuer, wer? —

Jene die, wie Paulus sagt, Gott erkannt, und nicht als Gott gepriesen haben.

Und wie haben sie ihn gepriesen, etwa als Teufel?

Man könnte es fast bejahen, denn sie haben Gott Eigenschaften beigelegt, und ihn auf eine Art verehrt, die sich besser für den Satan schickt, und sind in alle Verbrechen versanken, wie es ihnen Paulus Röm. 1. vorwirft.

Den Heiden, wie ihr sie nennt, kann man doch die Verbrechen nicht vorrücken. Plato, Epittet, Mark Aurel verdammen das so gut wie die christlichen Schriftsteller. Wo geriethen wir hin, wollte man der Religion alles zur Last legen, was ihre Bekenner verschulden; was würden sie wohl sagen, meine Herrn, wenn Sie in Paris oder Venedig zur Carnevals Zeit wären? Sie sehen uns drei bis vier Wochen alle ersinnlichen Narrenstreiche begehen, und dann recht andächtig ein wenig Asche auf den Kopf streuen, und eifriger als je in die Messe gehen. Billigen etwa bei uns anderen Papisten die weisen, bedächtlichen Leute solchen Widerspruch? Bewahre! Sie seufzen darüber, aber die Welt läßt sich nicht ändern. Ein feister, gemüthlicher Capuziner hält sich wohl seine Buhle im Stillen, vielleicht mehr als eine. Fällts einem darum ein, diese Freiheit als Ordensregel des heiligen Franciscus auszugeben? Nicht mehr Grund habt ihr, persönliche Fehler einiger Privaten oder das Zügellose jenes wilden, ungebändigten Thieres, des Pöbels, der heidnischen Religion anzurechnen. —

Ganz recht, wäre hier blos von persönlichen Fehlern die Rede. Aber hier gilt es Misbräuche die öffentlich geduldet, ja selbst erlaubt und geboten sind. — Hier gilt es Verbrechen, welche die gesetzliche Religion nicht verdammte, die Glaubenslehre der Heiden sogar begünstigte. Wenn das geschieht, warum soll man solche Verbrechen nicht als Beweis der scheuslichen Verderbniß ansehen, die aus dem Lichte der natürlichen Religion ausgeht, so gut wie die sträfliche Freiheit von sogenannten christlichen Fürsten ihren Völkern, oder vom Pater Guardian seinem Convent ertheilt, daß sie um Geld oder aus politischer Rücksicht von den göttlichen Geboten loszählen — für ein Zeichen der schlechten Religion solcher Leute gelten kann. Denn ein solches Verfahren macht sie der Sünde anderer theilhaftig, gesetzt auch, sie begingen sie nicht selbst, sondern verdammten jene mit dem Munde. —

Ich möchte wohl wissen — sprach Voltaire, bei der Vertheidigung des Heidenthums beharrend — ich möchte

wohl wiſſen; was für Verbrechen die Heiden öffentlich geſtattet? —

Was für Verbrechen? Wiſſen ſie denn nicht, daß man, ſelbſt um der Götter Gnade bei widrigem Geſchicke zu erflehen, Handlungen beging, welche die Natur verabſcheut — Menſchenopfer, Preis geben der Weiber in den Tempeln, und die ſchändlichen Myſterien der Corybanten?

Voltaire erklärte die Menſchenopfer für einen Ueberreſt der Barbarei der erſten Zeiten, die auch die Juden ſo gut wie andere Völker im Orient verſchuldet, nach III. Moſ. 27, 29. wo verboten wird, einen verbannten Menſchen zu löſen, ſondern er ſoll des Todes ſterben.

Man wollte ihm die Erläuterung einwenden, die Spener in ſeiner Verbindung der natürlichen Religion mit der geoffenbarten Th. II. S. 78. 91. 92. über dieſes Geſetz gibt, wo es nichts bedeute, als daß der verbannte Mann bis an ſeinen Tod in der Verbannung bleiben müſſe. Allein davon wollte Voltaire nichts hören, und entſchied kurz weg: Geſetze, die erſt erläutert werden müßten, um nicht barbariſch zu ſcheinen, könnten nicht als gute Muſter gelten; es ſey ausgemacht, daß die alten Juden ein rohes, unwiſſendes, ſtupides Volk geweſen, erſt in Babylon habe man ſie ein wenig aus dem Gröbſten gehobelt. Und ſo in einem Athem ging er wieder auf die Apologie des Heidenthums über, und verſicherte auf ſein bloßes Wort hin, die Myſterien der Korybanten ſeyen nichts als die heutige Beichte der römiſchen Kirche geweſen, und man wiſſe genau, daß die heidniſche Religion nie einen unreinen oder ſchändlichen Gebrauch geheiligt habe. Auf die Einwendung von der Unvollkommenheit der heidniſchen Moral, die dem Menſchen nur ſein Ich, ſeine eigene Ehre und ſein Intereſſe als letzten Zweck darſtellte, ohne ihn je bis zu Gott zu erheben, ſtellte Voltaire die reinen Geſinnungen des Konfuzius, Sokrates und Cicero auf. Ihm mißfiel ſogar die Zurückhaltung, mit der Wolf in ſeiner Abhandlung de philosophia Sinensium den ſchineſiſchen Geſetzgeber lobt.

Es war hier der Ort nicht, alle dieſe Fragen zu erſchöpfen, aber Voltaire kam gern auf ſeinen großen Weidſpruch zurück vom indiscreten Verfolgungseifer und von den Verbrechen, die alle Religionen, die erſten Chriſten nicht ausgeſchloſſen, einander vorwerfen können.

Wahrlich! rief er, man hat uns viel aufgebunden, daß man die Unſchuld jener Märtyrer ſo herausſtreicht, und ſo loszieht gegen die Unmenſchlichkeit ihrer vermeinten Verfolger.

Man erinnerte ihn an Plinius rühmliches Zeugniß für die Chriſten, und an das gottloſe Urtheil, das Trajan in ſeiner Antwort über ſie fällt aber er erklärte ſich heftig gegen dieß rauhe Beiwort, das noch niemand gewagt habe dem guten Trajan beizulegen, und als man ihm nun Tertullians laute Klagen über Trajans gottloſes Urtheil anführte, verwarf Voltaire ſeinen Ausſpruch als eines zu hitzigen Kopfes, gerade als ob es bei uns keine gäbe. Dennoch zeigte man ihm, wie die Sache von ſelbſt rede, denn wären die Chriſten ſo ſchuldlos, wie Plinius ſie ſchildert, ſo gebiete der Menſchenverſtand ſie in Ruhe zu laſſen; hingegen ihre Vertilgung, wenn ſie das ſind, wozu ihre Feinde ſie machen.

Ganz gewiß, ſagte Voltaire, auch haben ſie wohl bewieſen, wie ſehr man Recht gehabt hätte, ſie zu vertilgen und auszurotten, denn ſie ſtrebten nach nichts geringerem, als ſich des Reiches zu bemächtigen, und ſie ruhten auch nicht bis es ihnen gelang. Indeß — ſetzte er hinzu, um ſeine kühne Behauptung durch eine kleine Verbeſſerung zu mildern — war es immer die Schuld der Menſchen nicht der Religion. So ging es jederzeit. Wären wir an Plinius oder Trajans Stelle geweſen, wir hätten gehandelt wie ſie.

Ich konnte mich in dem Begriffe, den er ſich von mir machte, nicht erkennen. Um mich daran zu gewöhnen, erzählte er kürzlich alle Greuel Frankreichs ſeit Franz dem Erſten bis Heinrich den Vierten, die er in der Henriade geſchildert hat. Ihr habt geplündert, ſprach er, geſengt, gebrannt, gehurt, gehängt, gerädert — wir auch. Am beſten wär' es zu vergeſſen das Vergangene, und geſcheiter zu ſeyn in Zukunft, ohne daß einer den andern mit Koth zu bewerfen braucht.

Sehr zur rechten Zeit unterbrach die Fürſtinn dieſe Apoſtrophe mit der Bemerkung, es käme darauf an, wer zuerſt angegriffen habe. Voltaire geſtand ganz offenherzig dieſe Ehre den Catholiken zu. Er verſchonte die Regenten ſeines Glaubens gar nicht — denn bei allen ſeinen freien Räſonnements gibt er ſich dennoch für einen guten Catholiken aus — welche durch Verfolgungsgeiſt jedes menſchliche Gefühl erſtickt haben und es noch thun.

Hab ich nicht — fuhr er in einer Anwandlung von Grimm fort — mit wahrer Indignation in den Zeitungen geleſen, daß der König von Portugal, ſo wie ihm nur vergönnt ward von dem gedrohten Verderben aufzuathmen, ſtatt in die Oper zu gehen, oder etwas zum Beſten der Armen zu thun, ganz andächtig ein verruchtes Autodafe gehalten, wo er fünfzehn arme Unglückliche bra-

ten ließ, die nichts gethan als anders zu denken wie er. Welch ein Lust-Spectakel! der Fürst liebt Rostbraten! Dauert sein Hinschmachten fort, so braucht er noch viele Opfer. Solcher Geschmack herrscht in Spanien und Portugall. Man gewöhnt sich an alles. Ich sprach einst eine Wilde aus einem Menschenfresserlande in Amerika. Sie bekannte, oft davon gegessen zu haben, und fand es vortrefflich.

Ich weis nicht, wie man auf die Schloß-Capelle zu reden kam, man sprach von den Vergoldungen, Gemälden und vorzüglich von den Bronce-Bildern, die im Bückeburger Garten und am Mausoleum zu Stadthagen stehen. Voltaire erzählte uns hierbei von den vielen herrlichen Statuen, welche der Cardinal Polignak zu Rom in einem unterirdischen Saale ausgraben lassen, da, wo nach seiner Meinung der Pallast des Marius gestanden, diese Statuen habe der König von Preußen um achtzig tausend Livres erkauft. Auf meine Frage, ob die Erben des Cardinals nicht sein lateinisches Gedicht über die christliche Philosophie*) herausgeben würden, erwiederte Voltaire, das Werk sey ganz fertig, der Verfasser habe die sechs letzten Verse noch eine Viertelstunde vor seinem Tode dictirt, und es werde nächstens herauskommen. „Das Gedicht ist wohl schön, aber zu weitschweifig. Polignak war ein ganz guter Dichter, aber ein wenig schlechter Philosoph. Er kannte nur Descartes. Nur zulezt hat er ein wenig nach Newtons Grundsätzen philosophirt." Ich erzählte aus Vernets Munde, wie sehr der Cardinal alle Gelehrte, ohne Unterschied der Religion geschätzt habe, und Voltaire fragte mich nun nach meinen Bekanntschaften unter den holländischen und Berliner Gelehrten. Er rühmte sehr die Herrn Achard und Chaise, sie hätten beide sehr vortheilhaft geheurathet. La Chapelle rauche sein Pfeifchen. Nun fragte er mich, ob ich englisch spräche, machte viel Aufhebens wie vortrefflich der Graf Wilhelm diese Sprache rede, und ging nun auf den philosophischen Geist der Nation, und die großen Werke, die sie hervorgebracht, über. Popes Versuch über den Menschen wurde sehr gelobt. Die Pamela**) könne man wohl ein Mahl lesen, zu einer zweiten Lectüre sey sie nicht interessant genug. Dann wurde aber eingewendet, daß die Theater-Kritiken in der Pamela, und was dort über die Londner Lebensweise und über Erziehung gesagt sey, wohl zwei Mahl gelesen werden dürfe. Voltaire fand nun reichen Stoff über den schlechten Geschmack der meisten englischen Dramatiker und über ihre Unfähigkeit die Liebe zu schildern zu discurriren.*) Auch war die Rede von der Chronik der Könige von England, geschrieben im Stil der altjüdischen Geschichtbücher. Er hält Lord Chesterfield für den Verfasser. Aber er findet es weder geistreich noch erbaulich. Da heißt es nun von Georg dem Zweiten, dem Sohn Georgs des Ersten, des Sohns Sophia, der Tochter Elisabeth, der Tochter Jakobs, des Sohns Maria, der Tochter Jakobs, des Sohns Margaretha, der Tochter Heinrichs des Siebenten, und so weiter von Geschlecht zu Geschlecht, bis zum letzten genannt Hurensohn.

(Der Beschluß folgt.)

*) Der Antilucrez. Dieser kam 1747 heraus; der Cardinal starb 1741. Der Einsender.

**) Erschien zuerst 1740. Der Einsender.

*) Kannte er denn Miranda, Imogen, Desdemona und Julien nicht? Der Einsender.

Miszellen aus ältern und neuern Zeiten.

Gedanken eines Pabstes über die Liebe.

Wer nie das Feuer der Liebe gefühlt hat, ist entweder Vieh oder Stein.

Der erste Grad der Weisheit ist nicht zu lieben, der zweite, es wenigstens im Verborgenen zu thun.

Die Liebe und die Majestät vertragen sich nicht auf demselben Throne.

Das Weib hat so viele Gelüste als der Baum Blätter hat. —

Wüthet die Liebe einmahl in deinem Herzen, so ist nichts rathsamer als ihr nachzugeben. Wer gegen den Sturm segeln will, leidet Schiffbruch, wer ihm nachgibt, überwindet ihn.

Aber lieber Nicolaus! — heißt es in einem seiner Briefe — damit ichs kurz mache; das Weib, das du liebst, ist darum nicht einzig dein Eigenthum; sondern bleibt immer Gemeingut. Sie wird dich nie allein lieben, sondern sie sieht auch andere gern. Ein Weib ist der Vorläufer des Teufels, die Thüre des Todes, und der Lückenbüßer der Hölle. Bedenke doch, wie Salomon, Holofernes und Samson durch Weiber betrogen wurden, und glaube nicht, daß du ihren Schlingen entgehen wirst. Wahrlich! es hat noch kein Weib so standhaft geliebt, daß nicht andere Bitten, andere Schmeicheleien, andere Geschenke eine andere Liebe hervorgebracht hätten, — und so weiter.

Und wer dieser Pabst war? — Der als Cardinal berühmte Aeneas Sylvius.

Vor der Schlacht, die Kaiser Adolph von Nassau und Albert von Oestreich im Jahr 1298 sich einander bei Worms lieferten, hielten beide Reden an ihr Heer. Adolphs Rede ist kräftig und männlich; unter andern sagt er: Er — Albert — wird von denen wider mich geschickt, die vordessen mich erwählet, gleich als wenn es nur bei zweien Pfaffen stünde, Könige ab und einzusetzen. — Es verdreußt sie, daß ich kein gemalter König seyn und sie nicht regieren lassen wolle, und so weiter.

Albert dagegen schimpft vorzüglich auf Adolphs Charakter, nennt ihn einen Wollüstling und dergleichen, und sagt: Ich hätte können zu Hause bleiben, aber der göttliche Beruf und meine Begierde, nicht nach Hoheit und Reichthum, sondern nach eurer und des ganzen Reiches Wohlfahrt, hat mich ausziehen lassen. — Die Königreiche sind Geschenke göttlicher Vorsehung, und werden nicht mit dem Schwert erfochten. Es kränkt mich, daß wir heute sterben, oder welches ja so elend ist, tödten müssen, und so weiter.

Die Reden finden sich in Fuggers Ehrenspiegel. —

Dargestellte Carricatur gefällt; nicht so ihr Anblick in Wahrheit und Wirklichkeit. Das Gefallen scheint von der Beschäftigung und dem Spiele der Phantasie herzurühren; indem die dargestellte Carricatur nicht weniger wie die wirkliche des Schönen entbehrt, und daher nicht an oder durch sich selbst gefallen kann. Auch das erregte angenehme Bewußtseyn, nicht unter die Carricatur zu gehören, mag dazu beitragen: so wird der Verwachsene die Carricatur eines Verwachsenen nicht ohne inneren Ingrimm betrachten, indeß er die eines Langnasigten belächelt.

M** pflegte zu sagen: Wenn ich Geschichte studiren wollte, so würde ich die Geschichte der Vergangenheit nur mit und aus der Gegenwart studiren. — Als Geschichte der Menschheit oder des menschlichen Treibens und Thuns hat er gewiß recht; aber ob man auch so in der Gegenwart eine Geschichte der Zukunft schreiben könnte? Ich glaube in dem Sinne, worin M** Recht hat, ja.

Ein gutes, vernünftiges Weib leitet gleich der Sonne den regellosen Mann von der unsichern Kometen-Bahn, und macht ihn zu ihrem Planeten.

Es gab eine Zeit, wo die Poeten in größerem Ansehen standen als heut zu Tage. Petrus Nabas nennt sie in seiner Vorrede zu Veronicius Gedichten: durchlauchtige Poeten.! —

Göthe spricht Voltairen Tiefe und Vollendung ab. Alle übrigen Eigenschaften eines großen Mannes und Schriftstellers, die er ihm zugesteht, betragen nicht weniger an der Zahl als drei und vierzig. Sieh Rameau's Neffe in den Anmerkungen S. 479.

Unter den vielen Grabschriften, die auf Wallenstein gleich nach seiner Ermordung gemacht wurden, zeichnet sich eine besonders aus, die in Madrid an einem öffentlichen Platze in Erz gegraben aufgestellt ward. Sie fängt an:

Stupescite coelites, scelus intentum
Gaudete mortales detectum
Lugete Damones, destructum
Sta Viator! rem disce!

Eine andere in Frankreich zu seinem Ruhme verfertigte endet also:

Actiones sunt virtutis, eventus fortunæ.
Nil aliud injustum fecisti,
Nisi quod ingrato nimium fideliter servisti. —

Elegie.

Einen Kranz will ich weih'n den hohen, seligen Göttern,
Bin ich doch glücklich wie nie, liebe wie nimmer so ganz;
Aber welchem vor allen, ihr hohen, olympischen Götter
Leg' ich das blumige Licht hin auf den reinen Altar?
Sieg und himmlische Freude umschwebt dich, herrlicher Phöbus!
Und ein Strahl deines Glücks hat mein Inneres erfüllt;
Dich Aphrodite, du süße! umhauchet Schönheit und Liebe
Und mein Auge, es glänzt selig verklaret und rein;
Dich Dionysos erfüllt ein wundervoll seliger Einklang,
Fühl ich doch jetzund zuerst ganz in der Holden mein Glück;
Dir o erhabener Zeus weilt Kraft und Licht auf der Stirne,
Heldenmüthig ergreift jetzund das Leben mein Geist;
Dich o lächelnder Hermes führt ein die lieblichste Stunde,
Und die Rede, sie fließt willig und leicht mir dahin;
Eros, du knospender Jüngling! du still dich öffnende Rose,
Unbegreiflich wie dir ist mir die schmachtende Brust.
Wohin soll ich mich wenden? Eco ruhig mein Herz, zu Dulia
Trage den duftenden Kranz, lächelnd empfängt sie ihn dann;
Leicht wird sie den Altar dir zeigen, wo gerne beschützend
Diese Gabe des Danks einer der Hohen empfängt.

1805. Nr. 149.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 18. December.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Aufklärung.

„Aufklärung, sagt Kant, ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit.“

Dem Anscheine nach dürfte gegen diese Begriffes Entwickelung nichts einzuwenden seyn, allein eine strengere Kritik soll uns bald vom Gegentheile belehren.

Ist mit dem Vermögen sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen, was Kant unter dem Austritte aus dem Zustande der Unmündigkeit verstanden wissen will, schon alles gethan? Ich glaube im Gegentheile, daß ein Mensch, der jede Leitung eines andern, jede Vorarbeit früherer Denker von sich stoßen, nur aus sich selbst Nahrung des Geistes ziehen wollte, seinen Zweck am wenigsten erreichen würde. Doch so weit hatte Kant nicht im Sinne diesen Begriff auszudehnen. Nur jenes Gängeln von einer, und jenes träge Hingeben von der andern Seite schwebte ihm dabei vor Augen.

Allein mit diesem Verlassen der Unmündigkeit ist noch nicht Aufhellung der Begriffe verbunden, worin eigentlich das Wesen der Aufklärung bestehet.

Sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen bedienen können, ist bloß Mittel durch vorurtheilsfreie Einsicht zur Aufklärung zu gelangen. Man kann mit ungebundenem Gebrauche seines Verstandes eben so sehr irren, eben so sehr im Dunkeln schweben als mit angeerbten Thorheiten, denn ein Regel und Zweck gemäßer Gebrauch seines Verstandes ist eine äußerst schwierige Kunst, die wir gewöhnlich noch sehr unvollendet mit zu Grabe tragen. —

Selbst verschuldet möchte ich diese Unmündigkeit am wenigsten nennen, da dieser Begriff hier im hohen Grade zufällig ist. Was nicht für die Gattung gilt, paßt keineswegs in solch eine allgemeine Idee, die so vieles umfaßt, und nicht einmahl auf fixe Puncte sich stützt, sondern im Reiche der Ideale schwebt. Selbst verschuldet sagt Kant, ist sie dann, wenn die Ursache nicht im Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt. Wie oft aber ist Mangel des Verstandes schuld? Wie viele haben Muth, aber es fehlt ihnen an Gelegenheit oder an Kraft sich dem eisernen Joche der Jugendeindrücke zu entwinden?

Aufklärung bestehet nach meiner Idee in Aufhellung der Begriffe durch vorurtheilsfreien Vernunftgebrauch.

Die Hindernisse, welche sich uns auf dem Wege zur Wahrheit entgegenstellen, sind entweder äußere oder innere. Zu den äussern Hindernissen gehört alles, was man unter dem Worte Vorurtheil verstehen kann. Darunter begreife ich aber jene Urtheile, welche gegeben sind,

die ſich entweder unmittührlich in unſere Denkart eingeſchlichen und darin Wurzel geſchlagen haben, oder die wir freiwillig durch Gefangengebung unſers Verſtandes uns eigen gemacht haben, und deren Annahme eitle Autorität zum Grunde lag.

Unter die innern Hinderniſſe zähle ich Dunkelheit oder Verworrenheit der Begriffe und Irrthum, worunter ich jene ſchiefe Richtung des Geiſtes verſtehe, die auf Geſinnungen und Handlung den entſchiedenſten Einfluß äuſſert, und wenn ſie mit Conſequenz verbunden iſt, eigne Bahnen beſchreitet. Die Sucht unſers Zeitalters nach Originalität mag hierin zum Beiſpiele dienen. Beiden wird aber durch Aufhellung der Begriffe entgegnet, welche ohne Ordnung im Denken, und ohne Abſtreifen des Irrthums nicht als möglich gedacht werden kann.

Nach dieſer Anſicht ſollte man glauben, das Gebiet der Wahrheit ſey bereits beſtimmt, ihr Umfang, ihre Gränzen geſteckt, und der ganze Beruf des Menſchen concentrire ſich in dem Erziehungsgeſchäfte ſeiner Nachkömlinge.

Doch wie ſehr belehrt uns die Geſchichte eines andern! Wie verwerflich erſcheinen uns ſo viele Sätze der Vorzeit, welche jeder der damahls lebenden bei der Exiſtenz ſeiner Vernunft beſchworen hätte. Allein es gibt kein Urtheil der Menge. Die Macht der Meinungen iſt ein Zügel, um den ſich viele balgen, den aber nur wenige, die ſich verſtehen, an ſich reißen. Der Haufe wird mit dieſem Zügel gelenkt, und jenen Weg, den ihm der Führer mit dem eiſernen Stabe des Vorurtheils vorzeichnet, wird er ſo lange wandern, bis ein anderer den Platz des erſten uſurpirt und eine neue Bahn beſchreitet.

Wenn nun Aufklärung an die Stelle des frühern ein beſſeres ſetzt, ſo bringt ſie Gewinnſt, wenn auch dieſer Gewinnſt nach etlichen Jahrzehenden wieder Verluſt wird. Ich ſtelle hierüber folgenden Satz auf, den auch die Geſchichte noch immer bewieſen hat: Die Aufklärung jedes Zeitalters, denn ein jedes hat welche gehabt, iſt für daſſelbe die beſte; ein höherer Grad würde Ueberreiſe, ein geringerer Zurückſinken in den Stand der thieriſchen Natur zur Folge gehabt haben. —

Die Reſultate, die ſich aus dieſem Satze ziehen laſſen, laufen alle darauf hinaus: jeder Zuſtand iſt unter den ihn begleitenden Umſtänden der beſte, jeder andere würde minder gut ſeyn, da, ohne die große Kette, an der das Schickſal der Menſchheit gekettet iſt, gewaltſam zu ſprengen, gar kein anderer Zuſtand als möglich gedacht werden kann. Das ganze Weltgebäude ſtehet in ſtrenger Wechſelwirkung der Theile und des Ganzen. — Es gibt keinen Sprung in der Natur — ſie bleibt ewig ihren Geſetzen getreu. —

Aufklärung iſt Pflicht der Menſchheit; dazu ſind ihr Geiſteskräfte gegeben. Du ſollſt, denn du kannſt, iſt der Wahlſpruch der Natur, die uns mit glänzenden Beiſpielen vorangeht.

Aber woher kommt es, daß auch Aufklärung ihre Gefahren hat?

Die Urſache davon liegt in einem lückenvollen Fortſchreiten der verſchiedenen Stände zur höhern Cultur. Man bemüht ſich die niedern Caſten klüger und beſſer zu machen, und bedenkt nicht, daß die höhern Stände vorerſt große Schritte vorwärts gemacht haben müſſen, um im Verhältniße mit jenem zu ſtehen. Man klärt die Jugend auf, und das ehrwürdige Alter ſpottet des ſorgfältigen Strebens. Der Fehler liegt alſo in Hinderniſſen, die ſich nur durch wenigere Einſeitigkeit und durch einen bedächtlichern aber ſicherern Gang heben laſſen.

Davon will ich ſchweigen, daß das beſte, ſo auch die Aufklärung durch Misbrauch üble Folgen nach ſich ziehen kann, und mich begnügen, in dieſem Aufſatze wenigſtens einiges zur nähern Entwickelung des bisher immer noch ſehr ſchwankenden Begriffes von Aufklärung beigetragen zu haben.

Voltaire's Aufenthalt in Bückeburg.

(Beſchluß.)

Man ſprach auch von Racine's Gedicht über die Religion. Voltaire fand die Verſification ſchön, den Plan zu einfach. „Der Menſch ſchmiedet Verſe auf dem Ambos ſeines Vaters.“

Man ſagte ihm etwas ſchmeichelhaftes über ſeine Stegreifeinfälle auf die beiden jüngſten Prinzeſſinnen zu Berlin, die er eines zwanzigjährigen Paris, oder zweier Pariſſe würdig fand. Auch rühmte er ſehr die muſikaliſchen Talente der königlichen Familie, wobei ſelbſt der König, trotz ſeiner Geſchäfte Tag und Nacht, Zeit zur Uebung fände, aber nur ſeine eigene Compoſitionen ſpiele.

Von allen dieſen Dingen hatten wir im Zimmer der Fürſtinn geſprochen, nun ging es zur Tafel, und das Geſpräch gewann neue Anmuth. Voltaire ward nicht müde, die Pracht und den ungezwungenen Ton des Berliner Hofes zu preiſen, und vorzüglich den hohen Geſchmack des Feſtes, das der König am zehnten October im Opern-Hauſe gegeben, wo fünf Tafeln, jede zu fünf und dreißig Gedecken geweſen. Er ſtrich die ausgezeich-

nete Humanität des Königs gewaltig heraus, das habe er bei Kaiserlings Krankheit bewiesen. Einer der Anwesenden erwähnte des Lustspiels: das Zeichen der Mode, das der König am Hochzeittage des erwähnten Gesandten zu Charlottenburg habe aufführen lassen. Voltaire lachte herzlich, und sagte: „das ist das erste Beispiel von einem König, Lustspiele in Aristophanes Manier zu schreiben, um sich über seine Unterthanen und Diener unter ihrem wahren Nahmen lustig zu machen.“ Er fragte mich, ob ich Deschamps nicht kenne, und wunderte sich gar nicht, daß ich keine nähere Verbindung mit ihm zu haben versicherte, vielmehr waren wir der Meinung, daß die Schriften des Abbé de St. Pierre die Zusammenstellung mit Deschamps nicht verdienten. Man hat nur darum so wenig aus St. Pierre gemacht, weil er bei aller guten Absicht und mit entschiedenem Genie nur unausführbare Projecte gemacht. Als er daher sein großes Project vom ewigen Frieden Leibnitzen zugeschickt, hat ihm dieser geantwortet; er wünsche ihm so viel Leben um es ausgeführt zu sehen, unter der Bedingung werde er nie sterben. Auch ward der große Fehler an ihm bemerkt, daß er zu gut von den Menschen dachte; denn wären sie, was sie seyn sollten, so müßten sie nothwendig seine Projecte annehmen.

Voltaire rühmte nun die Seligkeit des Friedens, es gäbe keinen Menschen, dem es nicht von Natur schaudre Blut zu vergießen. Freilich aber ersticken Noth, Eigennutz und Ehrgeiz diese Stimme der Natur. Wo ist ein Fürst sanfter und menschlicher als der König von Preußen, dennoch vergoß er so viel Blut? Andere gelten für Helden der ersten Größe, und sind nur blutgierig und grausam, so Zaar Peter. Von den fünf bis sechs tausend, die sich im Jahr 1698 auf Anhetzen seiner Schwester gegen ihn verschworen, hat er über tausend sieben hundert eigenhändig hingerichtet, und er zürnte auf Herrn von Prinzen, den der Berliner Hof wegen gewisser Geschäfte an ihn abgesendet hatte, weil dieser nicht sogleich den Säbel annahm, den ihm Seine Majestät zum Vergnügen des Kopfabschneidens darreichten. Die geheime Geschichte erzählt aber doch, wie geschickt Herr von Prinzen ein halbes Dutzend Köpfe fliegen ließ, ob er gleich nicht Lust hatte, sich damit in Deutschland zu rühmen. Bei alle dem konnte Voltaire nicht läugnen, daß Peter der Große seinen Beinahmen durch die Humanisirung des wilden, barbarischen Volkes verdient habe, unter dem er geboren und erzogen worden.

Man hoffte, unser Reisende werde etwas näheres über die Verschwörung wissen, welche die Kaiserinn von Rußland neulich entdeckt hatte, aber er wußte nicht mehr als die Zeitungen, und hatte sich schon in Braunschweig sehr gewundert, daß der Herzog so wenig von der Familie seines zu Riga eingesperrten Bruders wisse, als ob sie gar nicht auf der Welt sey. Voltaire maß die Ungnade dieses Fürsten seiner falschen Delicatesse bei, zugleich Grieche und Lutheraner seyn zu wollen. Man erzählte hier die Anecdote von einem Glarner Geistlichen, deren Ruchat in seiner Geschichte der Schweitzer Reformation gedenkt. Er sah mit Schmerzen, welche Unruhen die Reformation in seiner kleinen Herde veranlaßte, wo der eine sie einführen wollte, der andere nicht, er ermahnte sie also zur Eintracht und erbot sich, für den, der Lust habe, zu predigen, wer aber bei der Messe bleiben wolle, dem wolle er sie lesen, so könnten beide Theile zufrieden seyn. Dieser Vereinigungsgeist gefiel Voltairen sehr, und er wußte gleich ein Gegenstück von einem Anachoreten, dessen Zelle auf einer Insel im Archipelagus stand. So oft ein Schiff unter französischer oder spanischer Flagge vorbei kam, steckte er ein Kreuz auf, und ließ den Rosenkranz andächtig durch die Hand gleiten, war aber das Schiff türkisch, so kam ein Halbmond auf die Zelle, und er schrie aus Leibeskräften: La Illahe ill' allah we Muhamed resul üllah! Solche Leute fuhr er fort, müsse man abschicken um Friede zu stiften zwischen dem Kaiser und der Königinn von Ungarn. Er sprach nun ernsthaft von diesem Frieden, und ließ sogar einige Worte fallen, wodurch er zu verstehen gab, die Forderungen der Krieg führenden Mächte ließen sich am besten ausgleichen, wenn man noch einige Bisthümer und Abteien zur Entschädigung für solche Fürsten säcularisirte, welche etwas von ihren Ländern hergeben sollten, um die Staaten des Kaisers schicklich zu arrondiren; überhaupt aber zweifle er nicht, daß es nur auf einen festen Entschluß des Königs von Preußen ankomme um den allgemeinen Frieden wieder herzustellen.

Den jungen Exkaiser Iwan verglich er mit dem Prätendenten, und machte einige Reflexionen über den traurigen Sturz so vieler Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Stuart.

Während der Mahlzeit fragte er nach verschiedenen Officieren von Maillebois Armee, die Seiner Excellenz dem Herrn Grafen von Bückeburg aufgewartet hatten, als sie in der Nähe standen. Herr de la Croisette erwähnte dabei, der verstorbene Herr von Seinralier habe eingestanden, wie sehr man in Frankreich den Widerruf des Edicts von Nantes bedaure, wodurch das Reich so viele wackere Unterthanen verloren habe. Voltaire stimmte da-

mit überein, und ſchätzte die Zahl der ausgewanderten Proteſtanten auf acht Mahl hundert tauſend. Hätte nun jeder im Durchſchnitt nur hundert Livres mitgenommen, ſo ſey der Verluſt unermeßlich; ungerechnet die zum ewigen Schaden des Vaterlandes, in fremde Colonien gebrachten Künſte und Manufacturen. Er wollte aus dem Munde des Cardinals Fleury ſelbſt wiſſen, der aus den Quellen ſchöpfen konnte, Ludwig der Vierzehnte ſey durch Herrn von Baville, Intendanten von Languedoc zum Widerruf des Edicts vermocht worden, dieſer habe dem König weis gemacht, das ſey ein untrügliches Mittel alle Ketzer bis auf den letzten Mann auszurotten. Ich erwiederte, der Cardinal Fleury könne es freilich gut wiſſen, den er habe ja die vier Propoſitionen der galliciniſchen Geiſtlichkeit über die Grenzen der päbſtlichen Gewalt 1682 mit unterzeichnet.

Ja, fiel Voltaire ein, 1682 hat er ſie unterzeichnet, und 1728, glaube ich, die Unterſchrift zurückgenommen. Altri tempi, altre cure. Er konnte antworten: als ich Kind war, urtheilte ich wie ein Kind, im Mannesalter habe ich der Kindheit entſagt. Aeneas Sylvius verdammte auch als Pabſt ein Buch, das er als Cardinal geſchrieben.

Nach der Tafel blieb man noch etwas im Vorzimmer von Ihro Durchlaucht. Voltaire hatte einen Brief an den Director der Mindiſchen Domänen-Cammer, Herrn von Veſſel zu ſchreiben wegen der Vorſpannpferde, die ihm der König in allen ſeinen Staaten geben ließ. Man nannte ihm Frau von Veſſel als die Tochter des zu Magdeburg verſtorbenen Refugié, Bequignoles, ehemaligen franzöſiſchen Officiers. Dieß brachte uns auf die Schriften dieſes Mannes, wodurch er den Urſprung und die Zulaſſung des Uebels aus dem Geheimniß der Dreieinigkeit nach Jakob Böhms Grundſätzen beweiſen wollte. Voltaire wußte nichts von Böhm. Ich ſagte ihm, es ſey ein deutſcher Schuſter geweſen, Verfaſſer verſchiedener myſtiſcher und theoſophiſcher, oder wie er ſie nennen könnte, fanatiſcher Werke. Myſtiſcher Schuſter! rief er ſpottend, das iſt ja wunderbar! Vermuthlich alſo inſpirirt; doch warum könnten es die teutſchen Schuſter nicht eben ſo gut ſeyn als die Fiſcher von Galiläa. Ei, antwortete ich, wenn die deutſchen Schuſter ihre Inſpiration mit eben ſo triftigen Gründen erweiſen werden als die galiläiſchen Fiſcher, ſo hören wir ſie gewiß an.

Doch werden ſie mir eingeſtehen, daß die göttliche Inſpiration kein Gegenſtand des Spottes iſt, und zugleich meinen Dank für die Zurechtweiſung annehmen, womit Sie in einem gewiſſen Buche die Ehre der Offenbahrung ein wenig gerettet haben. Was für ein Buch? fragte er. Ich meine jenes, wo ſie ſo viel von Moſes und den Patriarchen reden. Ich verſtehe Sie — wiſſen Sie aber, was mir der König über meine milderen Ausdrücke geſagt hat? Er ſchickte mich zum Kuckuk, und ſagte: kein Menſch könne ihm wehren, ſo über Moſes zu reden wie er gethan, es ſey einmahl ausgemacht, daß er auf den längſten Wege nach Paläſtina gezogen. Was ſollt' ich ihm ſagen? Ein Autor, dem hundert und fünfzig tauſend Mann zu Dienſten ſtehen, ſagt was er will. Ich erwiederte: ich wünſche wenigſtens denen, deren Beruf es iſt, dem Könige die Wahrheit zu ſagen, ſo viel Muth zu reden als ſie gehabt haben.

Seine Excellenz der Herr Graf Friederich unterbrach dieſes Geſpräch durch die Frage an Voltaire, welches die beſte Ausgabe ſeiner Werke ſey? Die von Rouen in einem Band, erwiederte er, ob gleich Genf auf dem Titel ſteht. Er verſprach dem Grafen ein Exemplar zu ſchicken. Es war ſpät. Die Geſellſchaft trennte ſich und nahm Abſchied unter gegenſeitigen Complimenten.

Hiermit ſchließt ſich die Relation. Am Ende jedoch von der nähmlichen Hand ſteht noch folgendes anonyme Epigramm auf Voltaire's Reiſe nach Berlin:

Un nourrisson de Melpomène
Dont la religion, la cour et le bonsens
N'ont jamais pû tenir l'impétueuse veine,
Ira rimer aux pais protestans.
Ce prompt départ fâchera bien des gens,
Mais c'est à tort, car ce n'est qu'une astuce
Fort ordinaire aux beaux esprits.
C'est que craignant encor, qu'on le brûle à Paris
L'auteur aimera mieux s'aller morfondre en Prusse.

Gedanken.

Die Unentſchloſſenheit, die Aengſtlichkeit iſt der Seele das, was dem Körper die peinliche Frage iſt.

Es gibt wenig Wohlthäter, die nicht mit Satan ſprechen: Wenn du niederfällſt und mich anbeteſt.

Ein Verliebter iſt ein Menſch, der liebenswürdiger ſeyn will als er ſeyn kann; daher ſind auch faſt alle Verliebte lächerlich.

1805 Nr. 150.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 20. December.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Ueber Athenor.

(Eingesendet.) H....

Die Urtheile über dieses Gedicht, welches durch die französischen Zeitungen nun wieder zur Sprache kam, und die davon angekündigte Uebersetzung sind so verschieden und sich oft so geradezu widersprechend, daß sie es hauptsächlich waren, die mich veranlaßten es doch auch ein Mahl zu durchlesen. Was ich davon halte, habe ich damahls sogleich nieder geschrieben, und überschickte es der Redaction der Aurora, wünschend, durch Einrückung desselben möge dem bösen Eindrucke einiger Massen begegnet werden, den einige nicht unbefangene frühere Urtheile auf dieses Werk gehabt zu haben scheinen.

Es ist schon oft das Loos ausgezeichneter Kunstwerke gewesen, daß sie lange Zeit verkannt, oder wenn Leidenschaft mit ins Spiel kam, mißhandelt wurden. Die Wuth dieser Feinde gleicht einem tobenden Vulcane, der lachende Fluren und blühende Städte mit ihren Denkmälern unter Asche und Lava begräbt. Erst die spätere Zeit prüft oft unparteiisch, und entreißt ein Geisteswerk wieder der Dunkelheit, wie einst die Antiken Griechenlands aus dem Schutte erhoben wurden.

So erging es Miltons verlorenem Paradiese. Lange ward es durch Vorurtheil wider den Dichter, durch den fürchterlichen Kunstrichter Rymer, den Bischof Burnet und andere als ein unbedeutendes Werk unterdrückt; bis Graf Dorset dieses hohe Genie-Product ans Licht zog, und durch Entschleierung der großen Schönheiten desselben die englische Nation in Verwunderung setzte.

Auch in unsern Tagen sieht man oft vorzügliche Kunstwerke herabgesetzt, während mittelmäßige und schlechte als Muster bloß deswegen erhoben werden, weil ihre Verfasser Mitarbeiter oder Theilhaber der sie preisenden Journale sind.

Woher kommt es aber, daß sich ganze Nationen manchmahl von solchen Kabalen irre leiten lassen? Der verdienstvolle Herr Professor Hottinger beantwortet diese Frage in seiner unvergleichlichen Biographie Geßners. „In Frankreich, heißt es, hat der Tod Abels eine glänzende Aufnahme gefunden, und den Nahmen seines Verfassers nicht blos bekannt sondern berühmt gemacht. In Deutschland und zum Theil auch in der Schweiz spricht man davon immer noch mit zweideutiger Zurückhaltung. Woher diese Verschiedenheit? Ohne Zweifel daher: das französische Publicum wartet nicht zu, bis seine Journalisten den Ton geben. Es urtheilt selbst, und urtheilt, wofern nicht Leidenschaft und Cabale es mißleiten, richtig und fein. Aber bei einem Publicum von ungebildetem Geschmacke, und ein solches ist das deutsche noch immer,

wird ein mittelmäßiges Werk so schnell gehoben, als ein vortreffliches niedergehalten oder gestürzt wird. Man bemüht sich, schön zu finden was die kritischen Sprecher für schön erklären, und fängt an, sich seines Beifalls zu schämen, sobald diese den Ton ändern. Bei einem solchen Publicum entscheidet oft die Laune eines guten, oder die Unwissenheit eines schlechten Kunstrichters das Schicksal eines Werkes auf immer."

Um andere, die Athenor noch nicht gelesen haben, einiger Massen in den Stand zu setzen, selbst zu entscheiden, folgen hier:

1) Auszüge aus Recensionen und aus den Urtheilen einiger der berühmtesten Dichter der deutschen Nation.
2) Das Urtheil der Jena'er Litteratur-Zeitung, und endlich
3) Stellen aus dem Gedichte.

1.

Poetisches Verdienst überall, Kühnheit der Bilder und der Sprache, Großheit in Gedanken und nicht gemeine Stärke, manchmahl Derbheit der Darstellung, richtigen Versbau und Leichtflüßigkeit des Jambus, überall vermiedene Härte des Reims und fleißig abgemeßener Takt der Cadenzen oder Cäsuren ꝛc. ꝛc. zeichnen dieses Gedicht aus. Athenor verhält sich, wenn Recensent sich so ausdrücken darf, zu einem poetischen Roman wie eine Gallerie zu einem Gemälde. Wer kann die Theile der ersten anders unter Einfachheit fassen, als indem er eine Sammlung von Schönheiten ausspricht, woraus eine Galerie ihr Daseyn erhält? Beinahe jeder Gesang hat seine eigene Farbenmischung. Die Phantasie des Dichters erhebt sich in einem und demselben Momente ins Empyreum und ins Reich der Schatten, unter die Sterne und ins Reich der Feen, in die höheren Regionen der Geschichte und ins dunkle Labyrinth des Mythos. Es ist wenigen gegeben ihm überall hin gleich schnell zu folgen. Einige Proben mögen den Leser über die Gedankenfülle des Dichters und über die Reinheit seiner Dichtung belehren ꝛc. So ists, blitzt und drängt sichs durch das ganze Gedicht ꝛc. Um wie viel weniger würden wir der verwässerten Gedichte besitzen, wenn der hier angehäufte Reichthum nur im Verhältniße dieser Ueberflüsse unter sie gespendet wäre ꝛc.

Unter den Vorzügen Athenors ist die bis zum Eigensinn getriebene harmonische Sprache zu bewundern, und wirklich classische Stellen ergötzen den feinsten Geschmack ꝛc.

Athenor enthält Stellen und Gemälde, die der erste Dichter jeder Nation an Kindesstatt annehmen würde. Die im Anfange des sechzehnten Gesanges eingerückte Ode muß jeden fühlenden Leser auf die Erscheinung der lyrischen Gedichte des Verfassers ungeduldig machen ꝛc.

Allenthalben zeigt sich gegründete Präcision, Gediegenheit der Ausdrücke, die sinnlich vollkommenste Darstellung abstracter Begriffe, Correctheit der Bilder, Schönheit und Wahrheit der Gleichnisse, Innigkeit der Gefühle, Originalität der Gedanken. In den Sitten- und Natur-Gemälden vorzüglich führt jede Beschreibung, jede einzelne Charakterisirung das Gepräge eines an hochfliegender Phantasie reichhaltigen Genie's. Der Dichter ist ganz Meister seiner Sprache. Er gebietet, und die härtesten, unbiegsamsten Ausdrücke schmiegen sich willig unter das strenge Gesetz seines Reims. In dem ganzen Gedicht herrscht eine fruchtbare, sich stets gleich bleibende Poesie, eine bis zum Eigensinn getriebene Harmonie der Sprache, und Reinheit des Reims ꝛc. Der Plan des Gedichtes ist im Ganzen schön gedacht, mit Wärme und Wahrheit durchgeführt, und einzig in seiner Art ꝛc.

2.

Wenn man Wielands poetische Schriften stückweise in eine Hexenpfanne neben einander setzte, und sodann neben einem gelinden Feuer so lange schmorte, bis natureller Geist, Anmuth, Heiterkeit mit allen übrigen lebendigen Eigenschaften völlig abgeraucht wären, und man alsdann die überbliebene zähe Masse mit einem Löffelstiel einiger Maßen durcheinander zöge und einen solchen Brei, der fast für ein Caput mortuum gelten kann, völlig erstarren und erkalten ließe, so würde ungefähr ein Athenor entstehen.

3.

Aus Oberon.

Habt ihr das Götterwerk von Glycon je gesehen,
Den großen Sohn der langen Wundernacht,
Im Urbild oder auch im Gipse nachgemacht,
So denkt, ihr seht den Mann leibhaftig vor euch stehen,
Den Mann, der in der Mondscheinsnacht
Das arme Kind so ins Gedräng gebracht.
So wie er lag, hätt' ihn von unsern neuern Alten
Der schlau'ste für ein Bild vom Hercules gehalten.

Für einen Hercules in Ruh,
Als er dem Augias den Marmor-Stall gemistet;
So breit geschultert, hochgedrüstet,
Lag Angulasar da; auch traf die Kleidung zu.
Der Ritter stutzt; denn in den Alterthümern
Lag seine Stärke nicht, und so vor'm keuschen Blick
Des Tages, im Gewand der rohen Natur zu schimmern,
Däucht ihm ein wahres Heidenstück.

Aus Athenor Seite 238 — 239.

Seht Herkules Anſehn hier beſchämt,
Den Fürſten nie von Furcht im Wohlluſtdrang gelähmt;
Denkt Sehnen, Kraft und Dauer ſtrotzend,
Die Muskeln jedem Kampf und ſpäten Jahren trotzend,
Mit Faunenlüſternheit den Mund entglüht zum Kuß,
Und Reize eines Nireus;
Die Naſe nur erhebt ſich nach beſonderm Schnitte;
So leihet Cäſarn ſie der Ruf,
So trug ſie Elliot, der ſiegbekrönte Britte;
Ihr Urbild ward als Zeus der Vögel König ſchuf.

Aus Oberon.

Denk dir ein Weib im reinſten Jugendlicht,
Nach einem Urbild von dort oben
Aus Roſenglut und Lilien ſchön gewoben;
Gib ihrem Bau das ſchönſte Gleichgewicht;
Ein ſtilles Lächeln ſchweb auf ihrem Angeſicht,
Und jeder Reiz von Majeſtät erhoben,
Erweck' und ſchreck zugleich die lüſterne Begier:
Denk' alles, und du haſt den Schatten kaum von ihr.

Aus Athenor Seite 43.

Kommt, wählt in Dresdens Götterſaal
Um Theadenens Bild zu ſchildern,
Der ſchönſten Züge Reiz von hundert Meiſterbildern;
Dem Aug entfunkle ſanft Dianens ſtille Glut,
Streut Roſen auf die Lilienwangen,
Die Küſſen blüh'n, wie ſie Tibull und Sapho ſangen;
Die Adern zeichne leicht das ätherreine Blut;
Der Buſen walle ſanft, ihm müſſe leicht ſich heben
Der durch die Täuſchung ſchon im Stein bewegte Flor;
Ein Spiel der Huldinnen, die ſcherzend ihn umſchweben,
Ein Thron dem Amoretten-Chor.
Die Anmuth bilde ihr die Sprache und Geberden
Und laſſe um ſie her die Welt zum Eden werden.

Aus Oberon.

Kaum hat er athemlos den letzten Tritt erſtiegen,
So ſtellt ein Paradies ſich ſeinen Augen dar:
Und vor ihm ſteht ein Mann von edeln, ernſten Zügen,
Mit langem weiſem Bart und ſilberweiſem Haar.
Ein breiter Gürtel ſchließt des braunen Rockes Falten,
Und an dem Gürtel hängt ein langer Roſenkranz.
Bei dieſem Anſehn wars, an ſolchem Orte, ganz
Natürlich, ihn ſogleich für was er war zu halten.

Aus Athenor S. 75.

Ein Stern erhellet ſchon des Jünglinges Geſchick.
Die Thüre flieget auf. Ihm ſchwebet vor dem Blick
Die edelſte Geſtalt. In die verdünnten Haare
Verſtreut ſich ſchon der Schnee der Jahre;
Die Stirn, worauf die Würde ruht,
Das Aug, in dem des Herzens ſanfte Glut
Den Freund verbürgt; die Huld die auf dem Munde
thront,
Die Thräne, die das Herz des Redlichen belohnt,
Verſprechen Athenern, was er,
Seit Liebe ihn betrog, nicht mehr
Auch nur im Traum zu hoffen wagte:
Der Seele Nebel ſchwand: es tagte.

Seite 102 und 103.

Jetzt ſehn ſie wie das Roß auf Conſulvillen trabt,
Und eine Ziege ſich auf Nero's Büſte labt.
Der junge Hain, der bald dem Mittag Nacht ertrotzet,
Führt ſchlängelnd auf den Berg, wo der Capelle Dach
Den Tag eröffnend, winkt; im Thale brauſt der Bach,
Wo ungereizt das Land von Segenfülle ſtrotzet.

Es ſchweiget dort im Klee die milchbeſchwerte Kuh,
Ihr Jauchzen lockt des Kälbchens Freudeſchreien,
Ihr ſchwirrendes Geläut, ihr donnerlautes Muh
Verdumpfet Hirten oft die lieblichen Schallmeien.

Am Haupt des Berges ſieh die wollenreiche Schaar
Wie ſtille Frühlingswölkchen hängen,
Die Ziegen dort mit ſalbem Seidenhaar
Sich ſpringend an die Quelle drängen.

Schilderung des kampfbegierigen Pferdes.

Seite 169.

Wenn dort das Roß ſein ſtolzes Haupt
Bekanntem Zügel freudig ſchmieget,
Und eh' es in die Schlachten flieget,
Trotz, Kampfluſt und Verderben ſchnaubt;
Wenn ſeine Ungeduld zu Staub den Kieſel ſtampfet,
Und es entglühet, Wolken dampfet,
Und brauſend ſeiner Mähne Pracht
Dem Sturmwind leicht und wiehernd Flammen facht,
Und nahe Schlacht und Siege ahnet,
Und beim Trompeten-Schall ſich in die Lüfte thürmt,
Mit furchtbarm Hach vom Reuter ungemahnet,
In Lanz und Schwert und Flammen ſtürmt ꝛc.

Ueber bildende Kunſt. Seite 133 — 144.

Verzeihe Raphael, ſelbſt deine Größe mir:
Der Blick beſtaunet ſie, die Lippe ſchweigt von dir!
Hier ſteh ich deinen Geiſt zu meſſen:
Das Werk verzaubert mich, den Meiſter zu vergeſſen.
So hoch ſteigt deine Zaubermacht,
Daß der, der dort in Farben weinet,

Des Fühlers Thränen lockt, und Täuschung Wahrheit scheinet;
Ja dieser Umriß denkt, was Diogen gedacht.
Des Malergottes Kunst ist mir ein Scheidetiegel
Voll reinen Golds; sie ist des Lebens treuer Spiegel:
Vergessend selbst der Mängel Spur
Zeigt er doch wahr; verschönernd trüget
Das Abbild nie, da es auch schreckend noch vergnüget;
Der hohe Künstler schmeichelt der Natur
Jedoch mit ihrer Schönheit nur.

— — n.

Der Geist der Zeit.*)

— Wahrheit ist nicht Verläumdung, und wem man die Wahrheit sagt, den hasset man nicht; wem man aber vorlügt und schmeichelt, den mißbraucht und verachtet man als etwas schlechtes: denn aufrecht und göttlich, nach dem Lichte der Sterne hinsehend ist der Mensch geschaffen, daß er das Rechte verstehe und vernehme. Man wird rufen: Ei Gesell, du sprichst frech, weil man jetzt meistens nur gebückte Sclaven hört. Ich will euch ein Gleichniß sagen: Satan der Böse war ein armer Schelm und Lügner von Anfang, darum war er ein Gleißner und Leisetreter; aber Gott der Herr, dessen Leben Güte und Wahrheit ist, donnert aus den Wolken und blitzt und schickt seine Schlossen, aber er erfreut im Regen und Sonnenschein auch alles Lebendige. Er hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, daß er wahr sey und gerecht. So spreche ich frei und schelte das Schlechte, aber ich schimpfe nicht; das thun nur Schmeichler und Schurken. Denn Strafe bedarf der Mensch nicht bloß heut, sondern alle Tage; Zorn belebt das Herz, das im Jammer erstarren würde, und schlägt wie ein Blitzstrahl durch edlere Brüste. Vieles, und zwar das beste und schönste, hat die Zeit durch den Ablauf der wechselnden Geschlechter langsam und still bereitet; in der Tiefe des Lebens, wo nach einem mächtigen Verhältniß die Welt sich selbst regiert, hat sich alles so von selbst hindurch- und fortgeführt. Aber die Zeit bedarf auch ihrer irdischen Stöße und Erschütterungen, wie das Weltmeer der Winde auf der Oberfläche, während die unendliche Tiefe klar und still ruht. Wer die Welt bewegen soll, dem ward zu klarem Verstand die gewaltige Hand, die lauttönende Rede und der pythische Zorn, der mit Götterstimmen schilt und weissagt. Ohne solchen Zorn wird nichts Irdisches, noch erhält es sich. Wo die Götter wohnen, da verstummt das Geschrei. — So heißt denn Wahrheit sagen nicht hassen sondern lieben; sonst wären Christus, Pythagoras, Sokrates, Luther und die heiligen und frommen Männer der spätern Jahrhunderte gar schlimm gewesen. Viele ihrer Zeitgenossen glaubten es. Doch die Nachwelt hat gerichtet, und Gott selbst hat sie als seine Lieblinge erklärt und verklärt.

*) Wir geben hier einige Stellen aus einem Buche mit obiger Aufschrift, worinn bei manchem unrichtigen und minder neuen sehr viel wahres und wohlgemeintes, besonders in Absicht Deutschlands enthält.

Weiser freilich ist leben als vom Leben schwatzen, größer das Thun als das Denken; aber so wenig der Greis ein Kind wird, weil er wieder kindisch wird, so wenig entbehrt des Denkens wer einmahl gedacht hat. Es gibt Epochen, die ewig scheinen, weil sie nie wiederkehren. Rottet alle Cultur und alle Künste durch die Schwerter der Soldaten aus, und tretet sie mit den Hufen der Pferde nieder, bringt uns zur alten Barbarei zurück. Meint ihr, die unschuldige Jugend der Welt wird wieder aufblühen, wie sie in den lustigen Fabeln des Orients und in den lieblichen Dichtungen und dem genialischen Leben der früheren Griechen war? Nimmermehr. Die Sünde und der Gedanke sind in die Welt gekommen, und ein anderer Weltsinn wird selbst in dem Säugling des Barbaren geboren. Wodurch wir schwach sind, dadurch können wir auch nur stark seyn; das Feuer, das uns verbrennt, muß uns auch erleuchten. Wer gedacht hat, muß denken. Der gedankenlose ist jetzt einem Todten gleich, über welchem der Moder der Zeit dick liegt. Er mangelt des Lebens-Elements der Gegenwart.

(Der Beschluß folgt.)

Die Liebe, scheint es, wirkt nicht nach wirklichen Vollkommenheiten, man möchte behaupten, daß sie diese fürchte. Sie liebt nur die, welche sie selbst verschafft, welche sie andichtet, jenen Königen gleich, die keine Würden anerkennen, als die sie selbst gemacht haben.

Die Liebe gefällt mehr als die Ehe, weil der Roman unterhaltender ist als die Geschichte. —

Die Ehe kommt nach der Liebe, wie der Rauch nach der Flamme.

In der Liebe ist alles wahr und alles falsch. Sie ist das einzige, worüber sich nichts ungereimtes sagen läßt.

1805. Nr. 151.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 23. December.)

Zeitschrift aus dem ſüdlichen Deutſchland.

Baukunſt von C. L. V. Le Doux. Erſter Band ꝛc. *)
Sammlung welche alle Arten der in der menſchlichen Geſellſchaft üblichen Gebäude enthält.

Dieſes Werk, in welchem die Theorie der Kunſt mit vielem Talente aus einander geſetzt iſt, iſt eigentlich die Baukunſt in Bezug auf Wiſſenſchaft, Sitten und Geſetzgebung. Es fängt mit einer Einleitung an, die ſelbſt der an einen weniger erhabenen Styl Gewöhnte mit Intereſſe lieſt. Ueberzeugt daß Vereinigung der Grundſätze mit Muſtern der Kunſt einen Schwung zu geben vermag, Meiſterwerke hervor zu bringen, ſetzt der Verfaſſer ſich vor, in der Lectüre von einigen Stunden alle Reichthümer verfloßener Jahrhunderte zu vereinigen, und aus ſeinem Enthuſiasmus ſieht man, daß er Wort halten wird. L'architecture, ſagt er, reſſemble aux aſtres bienfaiſans qui éclairent le monde. Elle a ſes retours et ſes phaſes, comme eux elle éprouve des chocs, qui confondent ſes élémens.

Alles iſt in der Bilderſprache geſchrieben, und da der Verfaſſer vermuthet, daß der Gelehrte, der die Schönheiten der Natur mit ruhigerem Blicke als der Künſtler anſieht, ſich über dieſen Imaginations-Aufwand wundern dürfte; ſo vertheidigt er ſolchen mit vieler Geſchicklichkeit: Homere, ſagt er, a chanté la guerre de Troye; s'il s'étoit contenté de la decrire, il auroit ennuyé à la vingtième page.

Man wird Herrn le Doux den Vorwurf nicht machen, ſeinen Leſern lange Weile zu verurſachen. Er belebt alles, was er anſieht. Nicht die Feder ſondern den Pinſel führt er, und zuweilen iſt es der Pinſel Hannibal Carracci's oder Michel Angelo's.

Herr le Doux hat allgemeine Anſichten, die ihm eigen ſind. Le génie crée, la talent met en oeuvre, mais c'est le sentiment de l'art, qui met en place.

Beim Ausbruche der franzöſiſchen Revolution hielt er mit ſeinen großen Compoſitionen inne; weil, wie er ſich ausdrückt, bei politiſchen Stürmen die Jahrhunderte rückwärts gehen. Jetzt, da eine ſchützende Regierung ſich angelegen ſeyn läßt, die Künſte in ihrem vollen Glanze wie-

*) Architecture de C. L. Le Doux tome premier contenant des Plans, élévations, coupes et vues perspectives de villes, bains publics, églises, théatres, ponts, maisons de ville et de campagne etc. construits depuis 1768 jusqu'en 1789. Vol. in fol. format atlantique, grand et bel ouvrage orné de magnifiques éstampes, à Paris chez l'auteur, rue neuve d'Orléans. Prix 288 francs, et en papier velin 376 francs.

der herzuſtellen, ſteht zu erwarten, daß ein Genie, welches in der Stille die ſchönſten Denkmäler zum Ruhme ſeines Vaterlandes bereitet, nicht unthätig bleiben werde.

Im erſten Bande findet man eine beſondere Reichhaltigkeit in den Gebäuden. Die meiſten waren für die Stadt Chaux beſtimmt, welche man zu Ende der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten in Frankreich zu bauen anfing. Es iſt ein Rathhaus, ein Hoſpital, eine Saline mit dem Hauſe des Directors und den Wohnungen der Employés, eine Kirche, eine Börſe, ein Schauſpielhaus, das weder jenem von Parma, noch dem von Vicenza gleichet, aber um ſo origineller iſt, da faſt kein Beſtandtheil der ſcenischen Architektur des Inigo Jones und Palladio dabei angebracht iſt.

Außer dieſen befinden ſich noch andere, äußerſt ſinnreiche Gebäude darin, die man einzig dem fruchtbaren Erfindungsgeiſte des Künſtlers verdankt. Zum Beiſpiel, das Gebäude mit vier Arten Minarets (türkiſcher Thürme), welches er Temple de memoire nennt; ſeine Cenobie, eine Art Carthauſe, die in einer ſehr maleriſchen Gegend liegt: Le paciſére oder das Haus eines Friedensrichters: ſehr gefällt uns ſein in Geſtalt einer Sphäre empor ragender Kirchhof: noch mehr ſein prunkloſes Haus des Gelehrten, das ſeine Beleuchtung allein von oben erhält. Dieſes Gebäude, welches man den Tempel des Ruhmes nennen könnte, war zur Wohnung des vortrefflichen Ueberſetzers der Georgica beſtimmt.

Unter den Gebäuden bemerkt man ſogar ein Freudenhaus (maison de courtisanes), dieß ſoll jedoch niemand einen ſchiefen Begriff von der Moralität des Verfaſſers beibringen. Sein Zweck iſt, ein Uebel, welches die Polizei längſt für nothwendig anerkannt hat, in großen Städten unſchädlicher zu machen. Ueberdieß legt er über dieſen Punct ſein Glaubensbekenntniß ab. Der Architekt, ſagt er in ſeiner Einleitung, gebietet allen Künſten, und er ſoll allen Tugenden gebieten.

Dieſe Moralität äußert ſich noch nachdrücklicher in Beſchreibung ſeines Leihhauſes (maison de prêt); den Leſern eine Probe von der Einbildungskraft und Manier des Verfaſſers zu geben, führen wir die Stelle an: une maison de prêt! voilà donc un peuple hospitalier, voilà donc le séjour de la bienfaisance et de toutes les vertus! — les vertus, s'écrie un homme pâle, échevelé, la poitrine haletante: c'est ici le séjour du crime et du désespoir; on y trafique de l'innocence, du patrimoine de la veuve et de l'orphelin: ici ou vend le sang humain en attendant qu'on puisse le boire.

Was die Baukunſt des Herrn le Doux vor den Werken anderer Architekten auszeichnet, iſt, daß alles monumentalisch iſt, ſowohl in Betreff ſeiner Ideen, als auch ſeiner Gebäude. Dieſer Künſtler thut nichts nach andern, er ſchreitet gewöhnlich mit Rieſenſchritten voran, wo ſeine Mitwerber ſich nur mühſam fortſchleppen; und ſind zufälliger Weiſe die gewöhnlichen Regeln von ihm verletzt, ſo iſt der Mann von Geſchmack durch reitzende Täuſchung entſchädigt.

Wie auch dieſes Produkt beurtheilt werden mag, ſo wird daſſelbe immerhin zur größten Ehre des Verfaſſers gereichen, nicht nur weil es eine Art neuer Schöpfung iſt; ſondern weil derjenige, der allein ein ſolches Werk erfinden, es auch allein nur beſchreiben konnte.

Der Geiſt der Zeit.

(Beſchluß.)

Im Mittelalter waren meiſtens Mönchlein die kümmerlichen Träger und Bewahrer des Heiligthums der Menſchheit. Weil ſie aber von dem Genuß und Gefühl des freien und luſtigen Lebens fern ſtehen mußten, ſo konnten ſie ſelbſt das Schönſte und Freudigſte nicht lebendig unter das Lebendige bringen. Aber mit dem vierzehnten, fünfzehnten Jahrhundert fing alles an anders zu werden. Das heroiſche Zeitalter der Neueren, die Kreuzzüge, die italiſchen und hiſpaniſchen Kämpfe waren größtentheils ausgefochten, die Verbindung mit dem romantiſchen Orient blieb jetzt für immer durch die europäiſchen Schiffer. Mannigfaltige Erinnerungen des Alterthums, Reitz des Ruhms und des Goldes, friſche Luſt und Kraft, die ſich zu Hauſe in der Bruſt des Bürgers erzeugten, Galanterie und Tapferkeit, welche die alten berittenen Räuber Milde und Achtung gegen das Zarte und Schwächere lehrten, floßen wunderbar in einander: Kraft und Freude war nahe bei dem Geſchlecht, die Lieder der Minneſänger tönten in neuen Zungen, welche die Liebe zum Geſange ſchuf, herrliche Mauern und Tempel ſtiegen auf, und die bildende Luſt fuhr in die Süd-Europäer, wo eine neue Flamme mit luſtigen Strahlen aufblühte, die zuletzt die ganze weſtliche Menſchheit erleuchten und mildern ſollte. Endlich fiel auch Conſtantinopel durch die Osmanen und durch die Faulheit und Zwietracht der Abendländer, nachdem es ein Jahrtauſend ſo hingekränkt hatte. Zwar die frühe, glorreiche Jugend der Hellenen, wie lange war ſie dahin geweſen! aber die neu griechiſche Zunge konnte das Alte doch beſſer auslegen als

die Occidentalen, und so wirkten die unglücklichen Flüchtlinge wohlthätig auf Europa.

Welch eine herrliche Zeit war dieß, voll schönem Enthusiasmus und seliger Liebe zu den edelsten Künsten! der Fürst und der Bürger, der Feldherr und der Schiffer traten hinzu und schlürften mit durstigen Lippen aus den Quellen des Alterthums, die ihnen geöfnet wurden, und glaubten durch diesen Genuß veredelt und verherrlicht zu werden, ja sie wurden es, weil eine heilige Liebe sie entzündete. Welche Genien wuchsen hervor aus der unerschöpflichen Lebensfülle der Natur! Bildner in Erz und Stein, in Holz und auf den Wänden und der Leinwand, Sänger und Saitenspieler, Weise und Sophisten. Florenz und die Mediceer, Ferrara, Rom, Neapel mit ihren Musegeten, die platonischen und aristotelischen Philosophen-Schulen — wie viele Erinnerungen mit diesen Nahmen! — Eine neue, schöne Kunstschule entstand aus neuem Sinn und Geist, während alles Alte in Geschichten, Denkmälern, Bildern und Schriften fröhlich hervorgesucht ward. Strebungen vielfacher Art fuhren in das waidliche Geschlecht. Man umschiffte die Welt, erfand neue Länder und Meere, die verlornen Gesetze der Sonnenbahn dort oben, und unten auf Erden den gestügelten Pfad des Gedankens durch die Buchdruckerei. Es war ein herrliches Zeitalter. Majestät und Kunst, Kraft und Einfalt traten brüderlich zusammen; der Sohn eines Sauhirten, durch Weisheit und Kunst geadelt, lebte mit Päbsten und Fürsten als Freund; die Großen glaubten ein Mahl, daß sie Weisheit bedurften. Kein Geburtsadel, keine grauen Ahnenbilder galten gegen Naturadel und Bildung. Wie die Götter empfieng man die Bekenner und Lieblinge der Künste und Wissenschaften. Könige buhlten um ihre Gunst und sahen mit Neid auf denjenigen, der solche Herrliche besaß. Und allwirkend war die Schaar dieser Edleren, mitlebend, mitgenießend, mitrathend und mitrichtend; die genialische Kraft der alten Welt kam zu der romantischen Blüthe der neuen. Nicht daß die Kunst und die Wissenschaft selten war, machte ihre Jünger so mächtig, sondern daß sie begeisterter und kräftiger waren, daß jenes Geschlecht edler und göttlicher war als die jetzige Zeit. Haben denn die Fürsten jetzt aufgehört der Weisheit und Kunst, ja der Gunst der Edelsten im Volke zu bedürfen? Ich sage nein, aber daß sie dieß Bedürfniß nicht fühlen, ist schlimm.

In lichten Strahlen schlug die schöne Götterflamme empor, und erhellte allmählig die äußersten Regionen Europens. Die Reformation kam dazu, ein großer Wetterstein verborgener Kräfte, ein strahlendes Meteor, das die Sterblichen anfangs erschreckte, aber bald reizte, ihren neu entdeckten Himmel eifriger zu erforschen. Vielfach und allwirkend arbeitete die neue, geistige Kraft, welche dieß Zeitalter ergriffen hatte, durch zwei Jahrhunderte fort. Rastlos durchsuchte man die Kunde und Weisheit der alten Welt, Erfindungen, Entdeckungen, Erleichterung des Mechanismus, vielseitige Bildung und Entwicklung der verschiedensten Völker kamen dazu, und in zwei Jahrhunderten hatte man eine Masse von alten und neuen Kenntnissen, daß der Blick bei einer ruhigen Betrachtung darüber in sich selbst erstaunt. Wen darf ich an die Arbeiten und Werke jener herrlichen Jahrhunderte mahnen, ohne daß er in Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen seine Väter zerflösse? Aber doch, was ist geschehen? nach zwei Jahrhunderten war die lustige, jugendliche Begeisterung, die reine und unschuldige Liebe für die Schönheit und Kunst abgekühlt. Muß denn der Mensch immer durch Gewohnheit sich sättigen, oder lag diese Sättigung in etwas anderm? Ich glaube mehr dieß. Fleißig, verständig und gelehrt gingen die folgenden Geschlechter auf den Wegen fort, welche jene früheren mit so vieler Eile und Enthusiasmus betreten hatten. Das Spätere ist der früheren Bildung und dem früheren Bildungskreise Italiens, Hispaniens und Süddeutschlands nicht zu vergleichen. Die Weisen, Gelehrten und Künstler verschwanden aus der Welt allmählig als Mitbürger, ganz als ihre berufenen Mitregenten. Für die Freundschaft kam die Gnade, für den stolzen Lohn von Republiken, Städten und Bürgern lohnten Pensionen von Fürsten; es wurden Hof-Poeten, Hofmahler, Hof-Philosophen, Reichs-Historiographen. Woher das? Es ist schwer alles zu erklären, aber einiges weis ich. Es lag in der neuen Welt keine Haltung, wie in der alten, ein herrlicher Zustand konnte in ihr nicht so lange bleiben; denn schneller sind die Uebergänge, wo die Bearbeitung so mannigfaltig, rasch, geistig gieng, wo die Mittel unendlich waren, die kleinsten und größten Wirkungen der Bildung und Erfindung von einem Ende der gesitteten Welt bis zum andern fühlbar zu machen. Auch die Herrlichkeit der Alten ging vorbei, wie hätte es die der neueren also nicht sollen, und zwar desto schneller, je schneller und zerstörender ihr Bildungs-Prinzip war? — Das ist der Geist. — —

Samuel Turner's Audienz bei dem Tschu-Lama.

Lama heißen die Priester des Fo oder Buddah. Sie haben zwei Oberhäupter, welche sich beide in Tibet aufhalten; der Dalai-Lama und der Tschu Lama.

Die Anhänger dieſer Religion ſehen in erſterm den lebendigen Fo ſelbſt, und halten ihn für unſterblich, indem er, wie ſie ſagen, blos ſeine menſchliche Hülle vertauſcht, und wenn er alt geworden und vor den Augen der Welt ſtirbt, in den Körper eines kleinen Kindes einzieht, welches die Prieſter ſtets in Bereitſchaft halten. Selbſt die Beherrſcher von China und der Tatarei erweiſen ihm die tiefſte Ehrfurcht, ſchicken Geſandte zu ihm, und verehren ihn mit Geſchenken und Proſternationen. Dieſer Gottmenſch wohnt in einem Kloſter auf dem Berge Putala, nicht weit von der Hauptſtadt von Tibet. Der Pater Georgi verſichert aber, im Jahr 1760 ſey dieſe Würde des großen Lama in der Perſon des Kang-ka-guin-Ao mit der des Monarchen vereiniget und das neue Oberhaupt von dem Kaiſer von China, unter deſſen Abhängigkeit Tibet meiſtens ſteht, mit einem goldenen Siegel und einer königlichen Krone inveſtirt worden. Seit dieſer Zeit nun ſind die Dalai-Lama nur die traurigen Spielzeuge der Launen dieſer Kaiſer und der Kabalen ihrer Höfe geweſen; ihre ganze Zeit bringen ſie im Kloſter zu, und ſtatt ihrer herrſcht eigentlich der Ti-pa, den ihnen der chineſiſche Kaiſer gleichſam als Regenten beigibt. Da die Regierungsform in Tibet durchaus theocratiſch iſt, ſo trägt der Ti-pa geiſtliche Kleidung und macht ſich viel mit dem kirchlichen Ceremoniel zu ſchaffen. Doch ſteht er lange nicht in dem Anſehen als der Tiſchu-Lama, der die zweite Haupt-Perſon der lamiſchen Hierarchie iſt, der erſte im Rath und der eigentliche Canal, durch den Fo ſeine Gnaden ausflieſſen läßt. Auch er iſt unſterblich, denn er nimmt blos zuweilen eine andere Haut um, und wohnt in Tiſchu-Lumbu, einer andern bedeutenden Hauptſtadt von Tibet, unweit Chaſſa.

Ich laſſe nun Herrn Turner ſelbſt reden. — Während meines Aufenthalts in Tibet — ſchreibt er aus Patnah dem engliſchen General-Gouverneur — war ich auſſerordentlich neugierig den Tiſchu-Lama, der noch ein Kind war, zu ſehen; aber ein faſt unüberſteigliches Hinderniß dabei waren in meinen Augen die Befehle des Kaiſers von China, vermöge welcher diejenigen, denen er anvertrauet war, ihn in der ſtrengſten Eingezogenheit halten und niemand ohne Unterſchied, ſelbſt nicht ein Mahl die frommen Wallfahrer aus der Ferne vor ihn laſſen durften. Indeſſen der Radjah nahm Rückſicht auf Ihre gegenſeitige Freundſchaft und wollte, wie es ſchien, ſie auf keine Weiſe kränken; er entſchloß ſich daher endlich mir dieſe Vergünſtigung zuzugeſtehen. Da meinen Beſuch ſeltſame und auffallende Umſtände begleiteten, ſo konnte ich nicht unterlaſſen, ſie mit ununterbrochener Aufmerkſamkeit zu beobachten. Eine umſtändliche Erzählung einer Sache, wo der Aberglaube eine Hauptrolle ſpielt, wird mir vielleicht den Vorwurf der Ungereimtheit und Uebertreibung zuziehen, aber auf alle Fälle würde ich mich für tadelnswerth halten, wenn ich ſie verſchwiege. Frei von Vorurtheilen alſo, und als treuer Geſchichtſchreiber hoffe ich, meine Erzählung werde gütig aufgenommen werden, und die Aufmerkſamkeit derer, für die ſie beſtimmt iſt, auf ſich ziehen, ſollte ſie auch keinen andern Nutzen haben als den, daß ſie einen merkwürdigen Zug des Nacional-Charakters der Tibetaner rückſichtlich ihrer unbedingten Huldigung gegen ein Kind, das Prieſter und Kaiſer iſt, darſtellen, und die ungewöhnlichen, ich möchte ſagen, faſt unerhörten Wirkungen einer frühzeitigen, ſorgſamen Erziehung zeigen.

Ich rechtfertige mich vielleicht wegen dieſes Unternehmens noch beſſer, wenn ich die beſondere Rede erwähne, welche der Radjah von Tiſchu-Lumbu einige Tage vor meiner Abreiſe an mich hielt, und die ich mit Ihrer Erlaubniß wörtlich verſetze.

Als er mir in einer dazu beſtimmten Zuſammenkunft die Abſchieds-Audienz gegeben hatte, ſagte er am Ende zu mir: „Ich hatte geſtern eine Erſcheinung unſerer Schutzgottheit; und dieſer Tag war einer der angenehmſten meines Lebens. Dieſer mächtige Beſchützer, der uns in allen wichtigen Fällen erleuchtet und begeiſtert, gewährte mir eine Weiſſagung, aus der ich ſchloß, daß alles gut gehen würde. Beruhigen Sie Ihr Herz. Wir ſind im Begriffe uns zu trennen; aber unſere Freundſchaft wird nicht unterbrochen werden, und Dank der Vermittelung der Vorſehung, ſeyen Sie verſichert, ſie wird immer zunehmen, und auf alle Fälle den beſten Erfolg haben.“

Ich würde auf dieſe ſeltſame, vertraute Eröffnung wenig Acht gehabt haben, wenn ich nicht bedacht hätte, daß der Glaube dieſer Völker bei aller Verſchiedenheit mit jeder andern Lehre, nach meiner Meinung die beſte Grundlage iſt, auf welche wir unſern Verkehr mit ihnen gründen können; und wenn ein Mahl der Aberglaube in Gemeinſchaft mit der Zuneigung ihren Herzen Gefühle des Wohlwollens einprägt, ſo wird er ſie auch deſto ſicherer darin bewahren. Man kann vernünftiger Weiſe nicht auf die Ausführung eines Planes rechnen, der den Vorurtheilen einer Nation entgegen läuft; aber wenn er mit dieſen vereint wird, ſo gelingt er unfehlbar.

(Der Beſchluß folgt.)

1805. Nr. 152.

Aurora,

(Mittwochs) — eine — (den 25. December.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Samuel Turner's Audienz bei dem Tischu-Lama.

(Beschluß.)

Den dritten December 1783 kam ich zu Terpaling an, welches auf dem Gipfel eines hohen Berges liegt; es war gegen Mittag, als ich in das Kloster trat, das vor kurzem zur Residenz des zu erziehenden Tischu-Lama erbaut worden war. Dieser bewohnt einen Pallast mitten im Kloster, das ungefähr eine englische Meile im Umfange haben mag, und mit Mauern umgeben ist. Die verschiedenen Gebäude dienen zu Wohnungen für drei hundert Guylongs, welche die religiösen Functionen mit dem Tischu-Lama verrichten müssen, bis er ins Kloster verbannt und auf den Thron von Tischu-Lumbu gesetzt wird. Es ist hier zu Lande, eben so wenig wie zu Butan, gebräuchlich am Tage der Ankunft Visiten abzustatten: den Nachmittag ruheten wir aus, und begnügten uns Glückwünschungsbothschaften anzunehmen und abzusenden.

Am vierten des Morgens erhielt ich die Erlaubniß dem Tischu-Lama einen Besuch abzustatten. Ich fand ihn mit großem Prunk umgeben auf seinem Sopha sitzend; zu seiner Linken standen seine beiden Eltern, und zur Rechten ein Haus-Officier, der zu seiner persönlichen Bedienung bestimmt ist. Der Sopha oder eigentlich Mesnad besteht aus mehreren vier Fuß hoch über den Fußboden auf einander gelegten seidenen Kissen; er war mit einem seidenen und gestickten Zeuge bedeckt, und oben herum war er mit buntfarbigen, seidenen Zeugen geschmückt, die bis auf den Boden herabhingen. Auf ausdrückliches Verlangen des Vaters des Tischu-Lama waren Herr Saunders und ich englisch gekleidet.

Ich nahte mich, und gemäß dem Gebrauche überreichte ich als Zeichen unserer Huldigung ein weißes Tuch, welches Pelong genannt wird; zugleich übergab ich dem Lama das Geschenk des General-Gouverneurs, das in einem Perlen- und Corallen-Halsbande bestand: das übrige ward vor ihn hingestellt. Nach der Ceremonie des Auswechselns der Tücher mit seinen beiden Eltern setzten wir uns ihm zur Rechten.

Eine Menge Leute, die Befehl hatten mich zu begleiten, ward vor ihn gelassen und hatte die Gnade sich vor ihm zu prosterniren. Der junge Lama wandte sich gegen sie, und empfing sie mit der Miene des Wohlwollens und der Gewogenheit. Sein Vater sprach jetzt zu mir in tibetanischer Sprache, und der Dollmetscher machte mir seine Rede verständlich. Ihr Inhalt war: daß der Tischu-Lama gewöhnlich bis zu der Zeit schliefe, wo wir wären eingeführt worden; aber heute wäre er früh aufgewacht, und man habe ihn nicht länger im Bette halten können: „denn, setzte er hinzu, die Herren Cay-

länder waren gekommen, und der Lama konnte nicht länger ſchlafen.“ So lange wir im Zimmer waren, bemerkte ich, daß der junge Lama kaum die Blicke von uns wegwandte. Als unſere Taſſen leer waren, ſchien er unruhig, bog den Kopf rückwärts, runzelte die Stirne, und rumorte, da er nicht reden konnte, ſo lange, bis man uns Thee ſervirt hatte: er nahm gebrannten Zucker aus einer goldenen Schale, in welcher Confituren waren, und gab mit ausgeſtrecktem Arme ſeinen Dienern ein Zeichen mir ihn zu geben; eben ſo that er Herrn Saunders, der bei mir war.

Ungeachtet ich bei einem Kinde war, ſo mußte ich doch etwas ſagen; denn man gab mir zu verſtehen, daß ich davon, daß er nicht zu antworten im Stande ſey, nicht ſchließen dürfe, daß er nicht verſtände was man ihm ſage. Uebrigens überhob mich dieſe ſeine Unfähigkeit einer langen Rede, und ich ſagte ihm bloß in wenigen Worten: daß der General-Gouverneur von Schmerz durchdrungen geweſen wäre, als er ſeinen zu China vorgefallenen Hintritt vernommen hätte; er habe nicht aufgehört ſeine Abweſenheit von der Erde zu beweinen, bis ſeine Wiedererſcheinung die Wolke, die das Glück der tibetaniſchen Nation umhüllt gehabt hatte, verſcheucht hätte, und er habe damahls eine Freude gefühlt, die, wenn es möglich wäre, ſeine Traurigkeit an Lebhaftigkeit übertreffen hätte. Der General-Gouverneur wünſcht — ſetzte ich hinzu — daß der Lama lange Zeit ununterbrochen die Welt mit ſeiner Gegenwart erleuchte; er hofft, ihre alte Freundſchaft werde ſtatt ſchwächer zu werden neue Kräfte gewinnen, der Lama werde nicht aufhören ſeinen Landsleuten Wohlwollen zu bezeigen, und ſo den Weg zu dem ferneren Verkehr erweitern, der zwiſchen ſeinen Anbetern und den Unterthanen Englands verbreitet iſt. So lange ich redete, hatte der kleine Lama das Geſicht auf mich gerichtet. Er ſah mich unverwandt mit aufmerkſamer Miene an, und bewegte den Kopf langſam und verſchiedene Mahl, als wenn er jedes Wort verſtanden hätte und billige, ob er gleich nicht antworten konnte. Seine Eltern, die ſtehend mich anhörten, betrachteten ihn mit liebevoller Miene, und ſchienen über ſeine Haltung entzückt. Er hatte nur für uns Augen. Er war ſtill und geſetzt, und ſah ſeine Eltern niemahls an, wie er hätte thun können, wenn er nöthig gehabt hätte, durch ihren Rath geleitet zu werden. So ſorgfältig man ihn auch abgerichtet haben mag, ſo geſtehe ich doch, daß bei dieſer Gelegenheit ſein Betragen ganz natürlich und ungezwungen ſchien, und daß weder Winke noch Zeichen einer Aufſicht Einfluß darauf hatten.

Die Scene, wo ich figurirte, war zu neu und zu außerordentlich, obgleich lächerlich oder ſogar närriſch, wie ſie manchen Leuten ſcheinen mag, als daß ſie nicht die genaueſte Aufmerkſamkeit von meiner Seite erfordert hätte.

Der Tiſchu-Lama iſt jetzt ungefähr anderthalb Jahre alt. Er brachte kein einziges Wort vor, aber er machte ſehr bedeutende Zeichen, und betrug ſich mit einem Anſtand und einer Würde zum Erſtaunen. Seine Geſichtsfarbe würden wir in England braun nennen; aber er hat ſehr viel Farbe. Seine Geſichtszüge ſind angenehm, ſeine Augen ſchwarz und klein; ſeine Phyſiognomie iſt voll Leben und Ausdruck; mit einem Worte, es iſt eines der ſchönſten Kinder, die ich geſehen habe. Ich ſprach nicht viel mit ſeinem Vater. Er ſagte mir, er habe Befehl mich im Nahmen des Tiſchu-Lama drei Tage lang zu behalten, und bat mich ſo dringend, ihm noch einen Tag mehr für ihn ſelbſt zu gewähren, daß ich nicht umhin konnte ihm nachzugeben. Er lud uns nun auf den nächſten Tag zu einem Feſte ein, das er nicht weit vom Kloſter geben wollte. Wir nahmen die Einladung an, und nachdem wir Abſchied genommen hatten, begaben wir uns hinweg.

Am Nachmittage bekam ich Beſuch von zwei Haus-Offizieren des Königs, denen der unmittelbare Dienſt bei ihm übertragen war. Sie ſetzten ſich und ſprachen lange mit mir, erkundigten ſich bei mir nach dem Herrn Bogle, den ſie beide geſehen hatten, ſtellten mir vor, wie groß das Glück ſey, daß der Lama uns eine beſondere Aufmerkſamkeit bezeugt habe, ſprachen lange von der Vorliebe des letzten Lama gegen die Engländer, und erzählten mir, daß ſein Nachfolger eſt verſuche das Wort e n g l i ſ h auszuſprechen. Ich äußerte meine Freude bei dieſer Erzählung, in der Hoffnung, daß ſie ihn bei zunehmendem Alter in ſeiner Zuneigung beſtärken würden; und ſie verſicherten mich, daß wenn er den Nahmen H a ſ t i n g s vergeſſen hätte, wenn er zu ſprechen anfinge, ſo wollten ſie ihm denſelben bald wieder lehren.

Den ſechſten Morgens begab ich mich wieder zu dem Tiſchu-Lama, um ihm Seltenheiten, die ich für ihn aus Bengalen mitgebracht hatte, zu überreichen. Eine kleine Taſchenuhr gefiel ihm beſonders. Er ließ ſie ſich vor die Augen halten, und beobachtete lange die Bewegung des Minuten-Zeigers; aber in ſeiner Verwunderung war etwas ernſtes, das nicht zu ſeinem Alter paßte. Das Ceremoniel war dem geſtrigen ganz gleich; ſeine Eltern waren gegenwärtig. Ich blieb ungefähr eine halbe Stunde, worauf ich mich entfernte, in der Abſicht den Nachmittag Abſchied zu nehmen.

Schon fingen die Anbeter des Tiſchu-Lama an haufenweiſe anzukommen um ihm zu huldigen; doch wird nur immer eine kleine Anzahl vor ihn gelaſſen. Sie ſchätzen ſich glücklich, wenn er ihnen nur am Fenſter gezeigt wird, und ſie vor ſeiner Entfernung ſo viel Zeit gebabt haben ſich ſo viel Mahl als es vorgeſchrieben iſt, vor ihm niederzuwerfen. Heute kam ein Haufe Kilmaks — tatariſche Kalmuken — um dem Lama ihre Verehrung zu bezeugen und ihre Opfer zu bringen. Als ich aus dem Palaſte zurück kam, ſah ich ſie dem Eingange des Platzes gegenüber ſtehen; alle waren in bloßem Kopfe, und hatten die Hände gefaltet bis zum Geſichte erhoben. In dieſer Stellung blieben ſie über eine halbe Stunde, ihre Augen waren auf das Zimmer des Lama gerichtet, und auf ihrem Geſichte war die lebhafteſte Unruhe ausgedrückt. Endlich ward er ihnen, wie ich glaube, gezeigt, denn mit einem Mahle erhoben ſie ihre Hände über ihre Häupter, brachten ſie wieder vor das Geſicht, ließen ſie bis auf die Bruſt ſinken und trennten ſie von einander. Um ſich leichter niederzuwerfen ſanken ſie auf die Knie nieder, und berührten den Boden mit ihrer Stirne; dieſe Ceremonie ward neun Mahl wiederhohlt. Hierauf näherten ſie ſich um ihre Geſchenke, Gold- und Silbermünzen und Erzeugniſſe des Landes dem Officier zu übergeben, der ſie in Empfang nehmen mußte; und endlich entfernten ſie ſich mit ſichtbaren Zeichen inniger Freude.

Man ſagte mir, daß dergleichen Opfer oft wiederhohlt würden, und daß ſie eine der ergiebigſten Quellen des Reichthumes der Lama's von Tibet wären.

Niemand hält ſich durch dieſe demüthigen Begrüßungen entehrt. Die Tataren, von denen ich erzählt habe, waren im Dienſte eines durch ſeinen Rang ausgezeichneten Mannes, der noch mehr Inbrunſt bewies als ſeine Begleiter; er trug ein prächtiges Kleid von Atlas, das mit Fuchspelz verbrämt war, und eine Mütze mit einer Quaſte von ſcharlachrother Seide, die ſich in die Runde ausbreitete, und bis an das breite Gebräme von ſibiriſchem Pelzwerk reichte.

Ich machte der Verabredung gemäß den Nachmittag meine letzte Viſite bei dem Tiſchu-Lama. Ich empfing von ihm Depeſchen für den General-Gouverneur, und von ſeinen Eltern zwei Stück Atlas, die ſie ihm nebſt vielen Complimenten überſchickten.

Mir ſchenkten ſie eine Weſte, die mit Lammfell beſetzt war, und verſicherten mich, daß ſie lange an mich denken würden; ſie ſagten ferner: daß der Tiſchu-Lama noch ein Kind und nicht im Stand ſey ſich mit mir zu unterhalten, aber ſie hofften mich wieder zu ſehen, wenn er älter geworden ſeyn würde. Ich antwortete, daß ich mit Erlaubniß des Lama wohl wieder nach Tibet kommen könnte, daß ich die Zeit mit Ungeduld erwarte, wo er ſelbſt regieren, und mich dann höchſt glücklich ſchätzen werde ihm meine Ehrfurcht zu bezeigen. Nach einigen Verſicherungen der gegenſeitigen Hochachtung endigte ich meinen Beſuch; ich empfing die Tücher und nahm Abſchied.

Kunſt-Correſpondenz.

1.

Prag im Jahre 1805.

Eine Ausbeute verſprach ich Ihnen aus den Kunſtſchätzen meiner Umgebungen? Ich weis wohl, ſchreiben Sie, daß ihr Prag nicht geſchmückt iſt mit den Edelſteinen, die Dresdens, Wiens und Münchens Diadem verherrlichen, ich weis daß der weſtliche Winkel Deutſchlands kein Aſyl der vom Ungeſchmack verfolgten Künſte iſt, noch in ſeinem Clima dieſe himmliſche Pflanze ſich entwickeln läßt in aller ihrer Herrlichkeit — allein kann nicht unter einer beſondern Obhut des Himmels ſich eine Blume trotz der mancherlei Bekämpfungen und Unterdrückungen erhalten haben — und nur einen Faden gereicht zu dem athenäiſchen Gewebe der Kunſt und Kunſtgeſchichte iſt Verdienſt in einem Zeitalter, wo alles Schöne ſeinen Schleier ſinken läßt, und das menſchliche Gemüth vor dem reinſten Abbild des Göttlichen anbethend niederſinkt! — So iſt es, mein theurer Freund! Ihr und mein Wunſch begegneten ſich freundlich auf einem und demſelben Pfade, und ich eile mit Vergnügen das zu erfüllen, zu dem ich mich verpflichtet habe. — Dieſe ſüße Angelegenheit der Menſchheit, ihre Hoheit und Größe in den Wundern der Kunſt anzuſtaunen iſt meine eigene Sache geworden — natürlich — ich fühle mich als einen ausgeſtrahlten Funken aus der Central-Gluth des Univerſums, — allein daß ich einen Weg betrete, den Göthe mit einer göttlichen Unerreichbarkeit gewandelt, iſt es Waghalſigkeit oder allzukühnes Selbſtvertrauen? Ich glaube — und ich hoffe auch Sie glauben es — keines von beiden. Iſt in dem unendlichen Raume, in dem die Sonne an ewigen Ketten ſchwebt, nicht Platz noch für irgend einen Stern, der ſich zu dieſer Würde, wie die Cometen nach Schellings Hypotheſe, erſt zu qualificiren ſtrebt. Dient er auch nur dazu, um wieder irgend einen kleinern Stern mit dem alles belebenden Lichte, ohne das er ein kaltes, halbkreiſes Daſeyn verſchlummern würde, zu beſtrahlen, — erfüllt er ſeine Pflicht als Glied im Univer-

um nicht eben so gut als die goldene Sonne, die uns Saatengold schenkt und Traubengluth, und vielleicht Millionen von Sternen zu frei entfalteten Welten gestaltet? Doch genug des Vorredens, denn mein Freund hat eine viel zu schmeichelhafte Meinung von mir, als daß er in mir einen Wagehals oder einen Gorgias mit seinen famensen Anerbieten befürchten sollte — und nun zur Sache. —

Ich werde in der Reihe meiner Contemplationen eine mir fest bestimmte Bahn unabweichlich wandeln, und der Grund dieser Selbstbestimmung soll sich Ihnen, dessen Scharfsinn ich nicht vorgreifen will, als Resultat des Geschlossenen darstellen. — Paarweise sollen die göttlichen Erscheinungen, in denen sich freilich die Göttlichkeit bald mehr bald weniger ausspricht — ihrem Auge vorüber wandeln, jedoch ohne ihr süßestes Interesse an der Schöpfung beider zu theilen, oder ihre Aufmerksamkeit auf gegenseitige Unkosten zu erobern. — Den Anfang machen zwei Köpfe, deren Urbild einen Nahmen trägt, der der Schönste der Erde ist, und manch freundliches Leben unter dieser irdischen Befangenheit bezeichnet. —

Zwei Madonnen-Köpfe.

Guido Reni und Carlo Dolce.

Wenn ich nicht irre, so sagt schon Göthe in seinem Propyläen — ich citire mit meinen Worten und nur aus dem Gedächtniße — die Darstellung des Göttlichen sey der plastischen Kunst der Neueren seltner gelungen als ihrer ältern Schwester; zum Beispiel führt er die Gottvaterköpfe der berühmtesten Meister an, und zieht eine Parallele zwischen diesen und den berühmtesten Jupiters-Köpfen der Alten, die wir theils durch Tradition und theils durch den herrlichen Genuß eigener Anschauung kennen. Der eigene Charakter von göttlicher Größe im Antlitz des Donnergottes, der von den ersten Künstlern der alten plastischen Schulen nie verläugnet, ins Unendliche wiederholt, und doch nie Anlaß zur Zeihung eines Kunst-Plagiats gab — der eine und dieselbe Wesenheit in hundert verschiedenen Zügen hervorstrahlte, und dennoch immer derselbe und eine blieb, wie ihn die erste Meisterhand schuf und die fünfte Generation wieder gab — diesen eigenen Charakter sucht man vergebens in der bald gutmüthigen, bald ernsten, bald, man möchte sagen, besonders bei Dreifaltigkeiten, sich selbst beschauenden — bald einem das All umfassenden Blicke. — Ich glaube im weitern Verfolge meiner Contemplationen Gelegenheit zu finden, Ihnen über denselben Gegenstand auch meine Meinung mitzutheilen, jetzt zur Vollendung der Göthe'schen Idee, so wie ich sie mir durch Hilfe der Reminiscenz zu reproduciren im Stande bin. —

Dagegen hat vielleicht das ganze Alterthum weniger göttliche Frauenköpfe so absolut schön hervorgebracht, als die italienische Malerschule unendliche Mahl aufzuweisen hat. Wie dieß wundersame Phänomen erklären? Hier, scheint es mir, ist der Punct, wo ich mich von meinem leitenden Genius trennen, und in mich selbst zurück kehren muß. — Die wesentlichste Erklärung dürfte unstreitig aus dem ganz umgekehrten Verhältnisse des Menschlichen zum Göttlichen, oder von der ganz umgekehrten Ansicht des Göttlichen, mithin von der ganzen Begründung der Religion der Neuern entspringen. Es ist wohl niemand unbekannt, wie sehr sich das innere Bedürfniß eines Gottes im Alterthume der äußeren Natur so zu sagen assimilirte und sich in dieser Assimilation in der unendlichen Kunstwelt offenbarte, wie nach dem Maasstab des Realen das gigantische Werk der Mythologie sich emporthürmte. Jedes Officium der Olympier ließ sich in den Functionen des Weltgeistes auf der äußeren Schale der Welt nachweisen. — Allegorien und Symbole, die durch ihren täuschenden Reflex auf dem Späherblick der feineren Sinnlichkeit, die Form des Wahren über dem Folium einer dunkeln, auf bloßen Traditionen beruhenden National-Geschichte erhielten, das Reich der Unsterblichen erweiterte, blühten in dem Golde der Clothie und lebten in der perspectivischen Täuschung der versteinerten Niobe an Phrygiens Strand. Bei diesem Uebergewicht — man möchte sagen — des Organischen im Göttlichen mußte sich die Bildnerei dieses beinahe bloß für sie eröffneten Spielraumes bemächtigen — und wirklich so weit die Nachrichten eines Pausanias und Plinius, die mannigfaltigsten Referenten der Maler-Producte im Alterthum — reichen — finden wir zur Begründung dieser Behauptung Motive genug. — Dieses Hinanstreben des Menschlichen zum Göttlichen — diesem, dem Wesen der Kunst so ganz entsprechenden Charakter einer Nation — war unstreitig die schönere Tugend und Natur der ältern Plastik, indessen in der Epoche der jüngeren Schwester eine begrifflose Gottheit aus ihrem Himmel herabstieg und sich in die Menschheit einbildete.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

Als Bonaparte zum ersten Mahl als Kaiser in Turin einzog, hatte man ihm zu Ehren ein Standbild errichtet, wo die Tugend voran ging, der Sieg ihn begleitete, und die Mäßigung nachfolgte. —

1805. Nr. 153.

Aurora,

(Freitags) — eine — (den 27. December.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Die Gefängnisse von Venedig.(*

Die Gefängnisse kann man als sichtliche Embleme des Charakters der Regierung und der Volkssitten betrachten.

Im Jahre 1787 war ich zu Venedig. Ich wollte in die Kerker des großen, allgemeinen Gefängnisses hinabsteigen. Ich verließ am sechzehnten September Morgens meine Wohnung; mein Diener, Dominico Zacchi, nahm Abschied von mir, überzeugt daß er mich nicht wiedersehen würde: nach dem, was er hatte sagen hören, hielt er für unmöglich, daß ich die Wirkung der pestilenzialischen Luft überlebte, die ich dort einathmen müßte. Aber ich hatte den Entschluß gefaßt das äußerste Raffinement politischer Strenge zu sehen; Menschen in einsamen Kerkern für ihr ganzes Daseyn begraben.

Paul Renier war damals Doge von Venedig. Er ist es, der als Gesandter zu Constantinopel eine venezianische Tänzerinn geheurathet hatte; dieß beraubte, Kraft der Gesetze der Republik, seine Kinder des Adels und seine Gattinn des Rechts bei den großen Staatsfeierlichkeiten öffentlich zu erscheinen. Der Doge gab mir einen seiner Diener zum Begleiter in die Gefängnisse. Wir hatten eine Fackel, mit deren Hilfe schlüpften wir durch die engen und finstern Gänge. Wir drangen in die marmornen Kerker, schwarz wie Tinte, und von großen Mauern umgeben, die kaum Luftzug gestatten. Diese Kerker haben ungefähr neun Fuß im Viereck, und sechs bis sieben Fuß Höhe, und sind gewölbt. In jedem ist ein rundes Loch von acht Zoll im Durchmesser in einer kleinen eisernen Thüre angebracht; durch dieses Loch erhält der Gefangene täglich zu seiner Nahrung zwölf Unzen Brot und einen Topf mit Wasser. Ein wenig Streh, das man von Zeit zu Zeit erneuert, und ein kleines Faß, das durch die eiserne Thüre geleert wird, machen sein Geräthe aus. Diese Nahrung ist sinnreich erfunden um die Strafe zu verlängern. Thierische Nahrung und kräftigere Kost hätten in einer solchen Lage Krankheiten erzeugen, und so die Absicht der venezianischen Justiz täuschen können. Ich sah einen Menschen, der seit dreißig Jahren in einem dieser Kerker war; ich sah zwei, welche zwölf Jahre, und mehrere die seit acht bis neun Jahren sich dort befanden.

Beim Schein meiner Fackel konnte ich die schauderhaften Gesichtszüge dieser Gefangenen beobachten. Sie waren alle nackt. Gesicht und Körper des dreißigjährigen

*) Dieses schauderhafte Gemälde der venezianischen Gefängnisse ist aus einem neuen ausländischen Tagblatte gezogen, das es aus dem Journal eines Engländers genommen haben will. Ist es wahr; und bestehen diese Gefängnisse noch? Das sind die Fragen, deren Beantwortung der Menschenfreund wünschen muß.

Gefangenen war mit langen Haaren bedeckt. Er hatte die Kraft verloren Ideen und Sprache zu ordnen. Sprach ich mit ihm, so antwortete mir ein beinahe unverständliches Geschrei. Ich sah, der Unglückliche wäre vor mir geflohen gleich jenen wilden Thieren in den Einöden, welche durch Menschenbosheit gelitten haben, oder aus Instinct die Menschen verabscheuen.

Ich sah einen andern, dessen geistige Fähigkeiten noch nicht so ganz vernichtet waren. Er erinnerte sich noch des Unterschieds des Tages und der Nacht. Augen und Ohren, so lange des Geräusches und Lichts entwöhnt, kehrten gerne zu ihren natürlichen Verrichtungen zurück. Er beschwor uns in den herzzerreißendsten Ausdrücken, seinen Kerkermeister zu stehen, daß man ihn tödte, oder ihm Gewehr geben möchte, sich selbst zu vernichten. Ich sagte ihm, ich vermöchte ihm diesen grausamen Dienst nicht zu leisten; er drang in mich, die Inquisitoren zu bewegen, ihn im Canale Orfano ertränken zu lassen; doch auch diesen Dienst konnte ich ihm nicht leisten. Selbst der Tod war eine Wohlthat, die ihm zu verschaffen ich nicht Einfluß genug besaß. Diese Wohlthat ward indeß während meines Aufenthalts zu Venedig einem Menschen gewährt, der dreizehn Jahr lang des Tageslichts beraubt gewesen war. Einige Zeit vor seiner Hinrichtung unterhielt ich mich mit ihm. Seine Freude über den nahen Tod war unaussprechlich. Mit Entzücken ersehnte er diesen glücklichen Augenblick. Kein Heiliger hat je bei dem Vorgefühl der Ewigkeit mehr glühende Andacht bewiesen, als dieser Mensch in den drei bis vier Tagen seines derischen Processes bei der Idee zeigte, des Lebens entlastet zu werden.

In dem Canale Orfano müssen die Schiffe, welche aus der Levante und der Türkei kommen, die Quarantaine halten.

Dieser Canal ist auch das nasse Grab vieler Unglücklicher, die politische Verbrechen begingen, oder auch nichts verbrachen. Man trägt sie Nachts dahin in einen Sack gebunden, an welchem große Steine befestiget sind, und wirft sie in den Canal. Den Fischern ist bei Todesstrafe verboten an diesem Orte zu fischen, und die Furcht der Pest ist der Vorwand dieses Verbots.

Was ich hier von den venezianischen Gefängnissen enthülle, ist nur wenigen bekannt. Ich habe sogar Grund zu glauben, daß kein Reisender je Zeuge ähnlicher Scenen seyn konnte. Aber diese Auszeichnung hätte mir beinahe das Leben gekostet. Hitze und Luftmangel beim Eintritte in die Kerker hatten mir eine Beklemmung zugezogen; beim Austritt aus diesem furchtbaren Orte vermochte ich kaum zu gehen und mich aufrecht zu halten. Mein Körper schwamm im Schweiß, mein ganzer Anzug war davon durchnäßt. Kaum konnte ich den Ecu de France erreichen, wo ich logirte und mehrere Tage krankte.

Dieses stolze Venedig, dieses oculus Italiae, dieses so gerühmte Gouvernement, dieses Muster menschlicher Klugheit, das nach der Meinung großer Politiker keinen Keim der Zerstörung trug, dessen Herrschaft nur mit der Welt untergehen sollte,*) Venedig ist nicht mehr! —

Kunst-Correspondenz.

(Beschluß.)

Was dem alten Künstler in dem Rausche seiner Begeisterung vor dem dürstenden Blicke erschien, den eine poetische Religion, ein herrliches Menschengeschlecht, eine reitzende Umgebung und Verschwisterung der Kunstverwandten — eine unentweihte Jugend der Phantasie bei unversiegbarer Männerkraft der Vernunft, gestärkt und gereinigt, begeistert und bewaffnet hatte, das mußte der neue aus der Quelle abstracter Ideen, ihm oft und meistens unerträthselter und unverständlicher Mysterien, schöpfen — mußte in der Tiefe seines Geistes, wo kein Raum und keine Begränzung ist, nach der Festhaltung der Idee des Göttlichen ringen, mußte den Gott von seinem Throne rauben, und in die Fesseln der physischen Gestalt schlagen, indeß der Grieche die Fesseln zertrümmert, um das befangene und verhüllte Göttliche zu befreien, und es in dem Sonnenraume seiner Kunst wie in einem neuen Olymp aufzustellen.

Um noch deutlicher zu seyn erlauben Sie mir die Menschwerdung des Göttlichen im Christenthum mit jener der hellenischen Mythologie zu vergleichen. — Wenn der ewige Bewohner der olympischen Hallen sich den Söhnen der Erde offenbarte und herabstieg von seinen strahlenden Höhen, was schmückte das irdisch gewordene Gemüth des Gottes? Liebe in dem allseitigen Begriffe dieses Gefühls. Diese Liebe hatte bei der damahligen Unverderbtheit des Menschengeschlechts — denn ein Mensch, der sich seiner Armseligkeit noch nicht bewußt ist, ist immer eine frische, sich herrlich entfaltende Blume am Busen der Natur, die nicht den giftigen Mehlthau kennt und den versengenden Hauch des Sirocco, — einen Charakter, der ihre Revolutionen in der Sinnenwelt nachweisen ließ. Zur Zeit als Hellas Götter auf Erden wandelten, war die Saat des Prometheus noch nicht erstickt vom wuchern-

*) Venitiae — sagt der berühmte de Thou — non nisi cum rerum natura et mundi machina perituras.

den Unkraut. Keimte hier und da eine Neſſel empor zwiſchen dem duftenden Blumenflor, ſo vernichtete ſie der rächende Blitz des Kroniden. Lykaon heulte ſeinen Frevel gegen den Vater der Götter und Menſchen in den öden Wäldern, die er ſonſt beherrſchte — und Marſyas bezahlte mit ſeiner Haut den kühn eingegangenen Wettkampf mit dem ſchönen Gott der Künſte. — Hier trat der vermenſchlichte Gott nicht als Sittenrichter, nicht als Reformator einer verabſcheuungswürdigen Lebensart auf, ſondern als liebender Vater, an deſſen Hand ſich dem befangenen Blicke des Kindes der ungeheure Raum der Welt eröffnete. Nicht Moral-Syſteme, nicht eine Anweiſung zum ſeligen Leben ſtrömte aus der Huld des erſchienenen Gottes, nein, die harrende Menſchheit wurde eingeweiht in die Kunſt ein heiteres, freundliches Daſeyn zu genießen, das im Olymp aus ſeinen Urquellen floß. — Die verhüllten Brüſte der Natur wurden entſchleiert, und die dürſtende Menſchheit hingeleitet zu dem Born eines reinen, organiſchen Lebens. — Dämäter gab die goldene Frucht des Feldes, und Apollon die herzzerſchmelzende Lyra — Dionyſos betauſchte mit Traubenblut den lüſternen Sinn, und Athänä ſprang gerüſtet aus Dios Gehirne, um die friedliche Frauenwelt in die ſanfte Umgebung häuslicher Verrichtungen einzuführen. Hephäſtos gab den wohlthätigen Gebrauch des Feuers, und nun zum zweiten Mahle ſchenkte der göttliche Apollon die heilige Kunſt den zerrütteten Organismus auf ſeine urſprüngliche Einheit der Kräfte zurückzuführen.

Wie ganz anders erſchien unter uns der lang verheißene Gott. — Unter ein Heer von Miſſethätern, auf denen der Fluch ſeines Vaters lag, unter ein Heer von Sclaven, deren Geiſt gefeſſelt war von Sünden und Laſtern, trat er hin um die Miſſethäter auf die Bahn des Guten zu leiten, und die Ketten an den Händen der Gefeſſelten zu zerreiſſen. — Seine Liebe hatte unſtreitig einen edlern, höheren Charakter, aber ſein Reich war nicht von dieſer Welt. — Ueber den Sternen am Thron des Vaters ſtand das Ziel ſeiner Liebe — nicht ein anmuthiges Dahinwallen der Zeit zu beflügeln, nicht eine freundliche Umgebung des Raums auszudehnen war der Zweck ſeines irdiſchen Daſeyns. — Seine Erſcheinung ſollte das wandelnde Reich der Hölle zertrümmern und die Ewigkeit mit dem abgefallenen Menſchen verſöhnen. Er mußte die Herzen öffnen und den Keim des Guten und des Wahren hineinlegen, auf daß die Wunderblume daraus erblühe, durch deren Berührung die verſchloſſenen Pforten der Himmel aufſpringen und das Reich der Seligkeit den wiedergefundenen Sohn umfangen ſollte. Dieſe Blume war das höchſte und tiefſte Moral-Princip, das je ein Ethiker aufſtellte. Liebe dich, und deinen Nächſten wie dich ſelbſt. In dieſem Brennpuncte vereinigten ſich alle Strahlen ſeines göttlichen Gemüthes, die höchſten Abſtractionen eines ſich ſelbſt beſchauenden Gemüths; das ganze Reich der Ideen über das Wahre und Gute fanden hier nur ihren Berührungs-Punct mit der Welt der Wirklichkeit.

Eine Region, wie Sie ſehn lieber Freund, in dem nur das feinſte Künſtlerleben gedeihen kann, und wie viele Salamander gibt es, die in dem reinen Elemente des Feuers ihr Daſeyn gegen die vernichtende Ankämpfung der Flammen zu behaupten wiſſen. — Es war eine förmliche Umwandlung, eine totale Revolution in dem Weſen des menſchlichen Geiſtes vor ſich gegangen. Wie jetzt in der Philoſophie ſo kehrten ſich alle Verhältniſſe damahls in der Religion um. Die Natur gab keine Götter mehr, ſie empfing den einzigen aus der tiefſten Tiefe des Geiſtes. — Das mythologiſche Leben im Objectiven vergloſte, die Vernunft unterlegte ihm ihr Folium, und ſo ſpiegelte ſich der Gott, der aus dem Subjectiven trat, darin nur ab. Selbſt nur eine ſpätere Verkehrtheit der Tendenzen konnte den Begriff eines göttlichen Daſeyns in den Werken der Natur ſuchen. Der erſte Chriſt, der reinſten, lebendigſten Urquelle nahe, fand ihn in dem Glauben ſeines Herzens und ſeiner Vernunft. — Daher die Klage des inconſequenten Dogmatismus über Neu-Platonismus und philoſophiſche Schwärmerei. — Der Natur, — dem Olymp der mythiſchen Religion — hatte man ihren poetiſchen Schleier geraubt, die Hülle, die die Religion eben ſo vor Entheiligung bewahrte wie das göttliche Bild zu Saïs — und aus dem todten Gerippe noch glaubte man den einzigen Gott heraus demonſtriren zu können. Sie ſehen daß der älteſte Dogmatiker dem Ketzerthum näher war als mancher ſpätere helle Kopf, der auf dem Scheiterhaufen ſein Schwanenlied ſang; denn das Chriſtenthum iſt ideal, wer den Gott in den myſtiſchen Tiefen ſeiner Eigenheit, freilich erleuchtet von der Fackel der Vernunft, nicht zu finden weiß, der wird ein Ketzer im reinern Sinn des Chriſtianismus, wenn gleich nicht zum Verbrennen qualificirt. — Bis hierher glaube ich dies zum Vortheile der Antike geſprochen zu haben — jetzt kehre ich zu meinem Vorwurf zurück — um dieſe Principien in ihrer Anwendung zu erproben. — Sie werden ſich theurer Freund erinnern, wie ich im Anfang meiner Unterſuchung bemerkte, das Alterthum habe aus den Feſſeln des Menſchlichen das Göttliche befreiet, und die neuere Welt ſey gezwungen in ihren Kunſtdarſtellungen den Gott aus ſeinem Him-

mel zu rauben, und ihn in die wohlbedingte Form des Menſchen zu ſchließen. —

Hier, theurer Freund, iſt, wie ich glaube, der Punct, wo das Reich des Antiken und des Neuen zuſammenfällt, und wo ſich der Reichthum der neuern Kunſt an göttlichen Madonnen-Köpfen erklären läßt. — Hier, wo ſich das Menſchliche zerſtört um das Göttliche zu erreichen, wo ſich die Erde verläugnet um würdig zu ſeyn den Himmel zu umarmen. Laſſen Sie uns die meiſten Bildniſſe der Madonna in den verſchiedenſten Situationen durch die Hilfe der Phantaſie reproduciren, und ſie werden finden, daß nur die Madonna ſich dem Charakter des Göttlichen am nächſten ſchwinge, die den irdiſchen Bedingungen der Umgebung am meiſten entbunden iſt, — das heißt, wo ſie nur Madonna iſt, nicht liebende oder ſchmerzvolle, nicht ſäugende oder tändelnde Mutter, ſondern die Gottes-Gebährerinn, wie ſie eben auf alles Irdiſche reſignirt, um von dem Sonnenglanze der Himmel verklärt zu werden. — Und unter die Zahl dieſer Kunſtvollendungen gehört unſtreitig mein

Nro. 1. Guido Reni's Madonna.

Wenn ich Sie vor dieſes Bild voll der reinſten idealſten Schönheit führe, ſo ſetze ich voraus, daß Sie ſich alles deſſen was wir eben abgehandelt haben, innig bewußt ſind. Hier ſoll [illegible] in der Erſcheinung werden, was wir jenſeits alles Seyns in dem ewigen, unerſchöpflichen Werden, in der Tiefe des menſchlichen Geiſtes aufgeſucht haben. Was ſich von dem Geſagten im Allgemeinen auf die Madonnen-Köpfe bezieht — gilt hier von Guido Reni ins beſondere. — Es iſt eine Anmuth und Zartheit wie ſie Guido's Pinſel immer zu geben gewohnt war — allein es iſt auch eine Größe und Ruhe in den herrlichen Zügen, wie man ſie im Allgemeinen an Reni's Arbeiten nicht immer findet. — Es ſcheint die Madonna zwei Minuten früher zu ſeyn, ehe ſie die Himmel in ihrem Schoße aufnahmen. — Der Ton iſt der Natur und dem Talente des Caracciſchen Kunſtjüngers gemäß hell und freundlich — die Halbtinten blaß und lichtvoll. — Die Drapperie nicht im reinſten Geſchmack, aber ſchön und entſprechend geordnet. — Die Kopfverhüllung iſt eine Miſchung von lichtem Gelb mit überwiegendem Grau. — Der Mantel lichtblau in buntgelegten Falten der Geſtalt umgegoſſen. — Das Gewand ſelbſt ein mäßiges, ruhiges Roth, — ſichtbar nur an beiden Armen, nahe ſchon an den gefalteten Händen, und mit ſchattigen Faltungen über dem Buſen. — Aus den Höhen, zu denen ſich das ſeelenvolle Auge der Madonna erhebt, fällt von der linken Seite ein freundliches Licht, das über dem griechiſchen Nacken einen ſanften Schatten gebährt; der Mund iſt geſchloſſen, und begränzt von zwei blaſſen, aber nichts deſto weniger ſchönen Lippen — als ob eben ein brünſtiges Liebeswort zu dem göttlichen Sohne aus der heiligen Bruſt entflohen wäre. Die Naſe edel. Die Wangen verbleicht aber nicht eingefallen. Die Form des Antlitzes ein ſchönes, reitzendes Oval. Der Hals nicht üppig aber mit zartem Fleiſche. Der Buſen verhüllt, von den gefalteten Händen bedeckt. Das Sinnliche des Weibes ganz verborgen, aber das Himmliſche himmliſch entfaltet. Der Pinſel unbegränzt frei, nicht verrathen auch im kleinſten Zuge. Das ganze harmoniſch, einfach und unausſprechlich edel. Göthe's Vorwurf: Guido Reni habe die aufwärts ſehenden Köpfe aus der Gruppe der Niobe in ſeine Kunſtſchöpfungen aufgenommen, trift — ſo tiefbegründet er im Allgemeinen ſeyn kann, und auch iſt — dieſe Production vielleicht am wenigſten. — Ich habe Gelegenheit gehabt, einen vortrefflichen Kupferſtich — den Kopf einer Tochter der Niobe, wahrſcheinlich den vierten, aufwärts blickend — mit dieſer Madonna zu vergleichen. Niobe's Tochter trägt die Furcht vor der Vernichtung des Irdiſchen im erſchreckenen Antlitz. Reni's Maria die Hoffnung die endlichen Schrecken bald ſinken zu ſehen. Jene Jammer um den küßlichen Mund. Dieſe fromme Liebe um die matt blühenden Lippen. Jene Angſt des Todes. Dieſe Größe der Verklärung; auch die Conſtruction des Kopfes ſelbſt — des Nackens — die Haltung — die Wendung ganz divergent und verſchieden. —

Nro. 2. Madonna von Carlo Dolce.

Ein poſitiver Gegenſatz von Guido Reni in Hinſicht auf den Ton der Farben. — Das Ganze iſt eine düſtere, dunkle Maſſe von einem matten Lichte erhellt, als ob es ſich in ein tief verborgenes Gemach geſtohlen hätte. — Die Drapperie in großen, freien Falten mit viel Geſchmack geordnet und gelegt. Eine ungezähmte Sucht nach dem Düſtern und Dunkeln hat den Pinſel oft bis zum Unnatürlichen geführt. Der Schatten von der edel geformten Naſe geworfen auf die Oberlippe, und der der Augenhöhlen geht bis in das Dunkelbraune — der Widerſchein der blauen Kopfverhüllung verſchlingt die Halbtinten mit einem bläulichten Dunkel, und gibt dem Geſicht, das viel Anmuth und Lieblichkeit hat, ein weniger gefälliges und bezauberndes Anſehen. — Der Geiſt der Phyſiognomie iſt voll Ergebung und Duldung — ein ſanftes Weib, das der Schmerz beugt, aber nicht vernichtet.

G — l.

1805. Nr. 154.

Aurora,

(Montags) — eine — (den 30. December.)

Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland.

Brief aus Prag.

Sie wissen wohl, mein theurer Freund, wenn Sie das versiegelte Vertrauen Ihres freundschaftlichen Correspondenten erhalten, daß nur ein Pol es sey, nach dem sein Sinn sich dreht, und freilich nur im verkehrten Verhältnisse mit der Tendenz des Magnets nach Norden stehe, denn er wendet sich immer gegen den warmen Süd des innern, heiligern Lebens der Menschen, und sucht sich mit der wahren Himmelskarte auf der stürmischen See eines mit sich selbst zerfallenen Zeitalters zu orientiren. So finden Sie mich denn wieder auf meiner Argonauten-Fahrt, wo mir freilich oft statt des goldenen Fließes ein irdisches Bockfell erscheint, und die Gluth meiner poetischen Tendenz in der ungesalzenen Fluth der Gegenwart sich abkühlt. Doch wer muß nicht das ungeheure Heer der Zweifel besiegen, wenn er nach der goldenen Frucht der Wahrheit strebt, wer muß nicht das höllische Ungethüm des Cerberus entwaffnen, will er die geraubte Braut aus den Schlünden des Todes zurück rufen? — So unbescheiden es auch klingen mag, sich an die Seite der Herren des Uralterthums zu stellen, so finde ich doch mit jedem Geiste, der nicht unter der Last des Zeitalters schmachtet, und wie die Altväter in der Vorhölle nach den ewigen Freuden des Himmels ringt, mit den großen Söhnen der Urzeit keine geringe Aehnlichkeiten. — Wie viele Minotauren verderen [illegible] Welt, verschlingend die goldenen Blüthen der Jugend — wie viele gigantische Räuber lauern auf den einsamen Waller nicht, der nach dem Tempel des Wahren und Schönen wandert, — welche ungeheure Augias-Ställe dehnen sich nicht in Nah und Ferne, angefüllt mit all dem Unrath, Schmutz und Unflath eines verderbten Jahrhunderts. — Eine fernere Deduction hoffe ich mir von Ihnen erlassen, genug wenn ich meine bescheidene Unbescheidenheit vor Ihren Augen rettete, und nun zu meiner Proposition. —

Die Geschichte des Schönen unter meinem Himmel behauptet noch immer den Standpunct, den es seit dem ersten Hervorbrechen eines reinern Lichtes behauptete. Das heißt eben nicht viel — hör ich meinen Freund rufen — und ich setze deh- und wehmüthig hinzu: sogar wenig heißt dieß. Man interessirt sich von außen dafür, weil es Mode ist, oder weil nun der Künstler auch leben muß, mithin aus einer Philantropie, oder weil man wirklich manche angenehme Stunde verträumen kann unter dem kühlenden Schatten von Apollo's Lorbeer. Es mag nun seyn wie es will, der Mäcen ist der Gärtner im Garten der Pieriden, mag ihn dazu stempeln was ihn wolle.

Im Innern iſt das regelloſe Drängen und Treiben des Chaos, ehe es zu freiem, ſelbſtſtändigem Leben gedieh; es fehlt nicht an Anlage und Schwerkraft, aber an Bewußtſeyn mangelt es, und ſo handelt die todte Materie wie ſie in dem Schoße der rohen Bewegung liegt. Indeſſen wo Anlage iſt, iſt auch der Grund, auf dem ſich etwas erheben kann, und aus dem raſtloſen Reiben der unedlen Kräfte kann der elektriſche Funke losbrechen, der das himmliſche Leben entzündet. Alſo ich verzweifle noch nicht an einer blühenden Kunſt-Epoche, ſo viel ehrwürdige Häupter ſich auch rechtswärts und linkswärts bewegen mögen; ich kann nur in dieſer Idee mich des Lebens freuen im Schoße meines Vaterlandes, und hoffe zu den Schutzgöttern Bohemia's. Ein Aſyl für abgelebte Künſtler iſt der erſte Moment der zum Kinderleben gewordenen Kunſtahndungen. Die Preſſe bemächtigt ſich des jungen Blutes, und ſie hat recht, denn ſie ſieht auf unendlich viel ihr ähnliches junges Blut, gibt dem Künſtler Brot und nimmt das drohende Schwert des Elends über ſeinem Haupte hinweg, dann iſt der wahre Künſtler fertig, der Körper iſt vor Hunger und Durſt geſchützt, ſo lang er zu eſſen und zu trinken vermag, jetzt kann es an Kunſt-Productionen gar nicht mangeln. So fällt der Calcül des mäcenatiſchen Publicums beinahe aus, und es hat recht, denn man kann nur vom Anfang anfangen, und ſo toll iſt man nicht vom Mittag an die Tage dem gregorianiſchen Calender zum Trotz berechnen zu wollen. Gut genug und viel genug nach der erſten Kettenabſchüttelung, Gott gebe ſeinen ferneren Segen dazu.

Man hatte, wie gewöhnlich im Leben, mit dem angefangen, was uns am nächſten liegt; es wird auch eine Zeit kommen, wo uns die Anziehungskraft zum Centrum hinabreißt. Das Plaſtiſche iſt uns der erſte Nachbar, wir mögen uns nun im Spiegel uneigentlich ſelbſt beſchauen, oder unſer Auge auf die Umgebungen werfen; wir ſind Realiſten in der erſten Epoche unſerer Geiſtes-Revolution, und hängen mit Liebe an den Wundern unſerer Blicke, das Ideale in ihrem Genuſſe kaum ahndend. So ging alſo für unſere Schaubühne ein freundlicherer Tag auf, freilich noch mit Wolken-Fragmenten reichlich beſchwert; doch nach anhaltendem Regen reinigt ſich der getrübte Aether nur langſam, und oft lockt der wärmende Strahl der ſiegenden Sonne neue Gewitter hervor. Mit drei Worten, eine Penſions-Anſtalt für die Mitglieder des National-Theaters iſt im Werden. Im Werden ſage ich, denn was es iſt, muß es durch ſich ſelbſt werden, deutlicher: der Proceß dieſes Werdens iſt folgender. Jährlich in den Frühling- und Sommermonaten Mai, Juni, Juli und Auguſt werden vier Mahl der Geſellſchaft Benefices zugeſtanden, aus dem der Penſions-Fond entſpringen ſoll. Nun hat die Geſellſchaft freilich das freundliche Bewußtſeyn ſich gewiſſer Maßen ſelbſt zu penſioniren, auch werden einzelne Matadore des böhmiſchen Adels der Anſtalt ihre Unterſtützung angedeihen laſſen; allein wäre nicht ganz gethan was nur halb gethan, wenn man alle individuellen Geſchmacke und Steckenpferde gegen einen gemeinſchaftlichen Punct geleitet hätte, und aus dem wirklich ſeynden Ueberfluſſe einen goldenen Regen herabſtrömen laſſen auf die gefangene und im Thurm irdiſcher Beſchränkung verſperrte Muſe Thalia. Wie langſam iſt das Gedeihen eines Fonds bei ſo wenig bedeutendem Publicum, und wie geſchwind oft das Menſchenleben auf dem Punct, mit Noth ſeine eigene Rollen, viel weniger furieuſe Helden und raſende Rolandos —, geſchwätzige Kammerjunker und Vonvivants der erſten Sorte ſpielen zu können. — Wenn ſich die Geſundheitszuſtände und leiblichen Verhältniſſe unſerer Schauſpieler nach dem precären Steigen des Fonds bequemen wollten, und das furchtbare Schickſal über ihren getrönten Häuptern zu toben ſich genügte — doch freundlich lächelnd ihrer Exiſtenz innerhalb den Grenzen der Wirklichkeit, — dann mag ſie vier Mahl im Jahrkreiſe die Saat ärnten unterm Schweiß ihres Angeſichts, und wenn die Ernte nicht ganz vernichtet wird von den Launen der Atmoſphäre, ſo wird am Abend ihres theatraliſchen und bürgerlichen Lebens ein ziemlich gefülltes Magazin ihrer harren. Allein wer bürgt für die Launen des Intriguen ſchwangern Chronos; hätte den unglücklichen Allarm mit ſeinem zerſchmetterten Schenkel nicht der Herr des Himmels in ſein Inſtitut für banquerote Erdenſöhne aufgenommen, er wäre penſionsfähig geworden, ehe man noch an eine Penſions-Anſtalt gedacht hätte. Das beliebe man zu bedenken, und ich wollte, mein gutes Wort fände einen guten Ort in dem Buſen meiner vaterländiſchen Primaten.

Die erſte Benefice-Vorſtellung iſt mit dem verfloſſenen Mai vorübergegangen als Epdigenie in Aulis von Herrn Conrad Lewezow in Berlin producirt. Soll ich, Ihnen meine Meinung ſagen über den Werth des Trauerſpiels, ſo ſage ich, daß es ein Beweis ſey, daß man ein braver Archäolog ſeyn kann, ohne deßhalb auch ein guter Dichter ſeyn zu müſſen. Es hat nicht die Größe und Göttlichkeit der alten Tragödie, noch die reine Menſchlichkeit und Conſequenz der neuen, was ſich auch genau betrachtet nicht thun läßt bei dem Thun und Treiben

homerischer Helden. Eine halbe Intrigue wirft es in die Kategorie der tragischen-Spätlinge, entsprossen auf bürgerlichem Boden, und ein halber Enthusiasmus für Vaterland und Nachruhm hebt es wieder auf die freie Höhe des Heroen-Alters. Um gut zu seyn ist es nicht selbstständig genug, und um groß zu seyn nicht genug frei. Die Liebe, der einzige Rest alter Tugend in jetzt blühender Generation, spielt darin ihre Rolle, feurig und trotzig genug trotz neueuropäischen Brauselöpfen. Warum das Alte so vorsetzlich mit Füßen getreten vom Herrn Verfasser, — denn dessen Unkunde kann den verdienstvollen Lewezow kein rechtliches Gemüth zeihen — kann ich nicht begreifen. Wohl hat Euripides als der dritte der griechischen Tragiker, die noch in der Gelehrten Gedenken leben, den inferioren Posten angewiesen, von dem kritischen Genius des Zeitalters, und zwar mit Recht, doch der Verachtung werth schätze ich ihn keineswegs, trotz seinem allmähligen Hinneigen zur Sentimentalität, und besser zu machen seine Iphigenie in Aulis, die zu seinen Tugenden gehört, hätte er mit den Waffen seiner Vorgänger bekämpft werden müssen. Achilles liebt wie ein Roland, und Iphigenie wie eine ehrsame Jungfrau unschuldigen Sinnes und Herzens. Agamemnon seufzt wie ein zärtlicher Vater der neuesten Comödie. Klytemnestra ist, wie viele Frauen der Gegenwart, was man aus ihnen macht. Agamemnon ist minder großherzig gehalten als Odoardo Galotti, und Achilles weniger entschlossen als Appiani. Guten Effect macht die Schluß-Scene des dritten Acts, weil sie bei guter, plastischer Behandlung ein antikes Basrelief gibt, übrigens sind die Farben mit französischer Galanterie aufgetragen, und nur hier und da ein buonarotisches Colorit, was nicht zu verkennen, und mit unparteiischem Munde zu loben ist. Wäre Agamemnon in seinen Würden geblieben, wie ihn Euripides an die Spitze der Achajer stellte, so wäre der Kothurn tapfer einhergestiegen, allein so fordert nicht er seine Tochter nach Aulis, sondern Odysseus, der die Vollmacht erhält, zu thun wie's ihm beliebe. Ueberdieß ist ein anachronischer Mord auf des Verfassers Seele, maßen Achilles Wagenlenker Automedon in der Mitte des Stückes fällt von des Laeroiten Schwert und der Faust des Diomedes, der seiner Seits auch übel weggekommen ist — als einer der dem kämpfenden Gegner das Eisen in den Rücken bohrt.

Uebrigens glaube ich, werden Sie eine genauere Recension von mir nicht fordern, weil ich mit Vorbemeldetem genug gesagt zu haben glaube, und Sie sich von dem übrigen selbst genauer unterrichten können, als dessen Urtheile ich nicht gerne vorgreife. Die theatralische Darstellung anbelangend erlauben Sie mir nun so meine Glossen noch ein Mahl hervorzulecken aus ihrer Verborgenheit.

Es ist mir wohl mehr als ein Mahl zu Ohren gekommen, daß sich das sämmtliche Schauspieler-Gremium gar sehr beklagt hatte über die Schonungslosigkeit gewisser Correspondenten einiger öffentlicher Blätter, die den Künstlerleumund mit ungezogenen Witzeleien nach Handwerksgebrauche antasteten, wie das insbesonders unsere liebenswürdige Auguste Nuth betreffen. Sie wissen wohl, das ist meine Sache nicht, und ihr Blatt hat kein Pasquill von meiner Hand aufzuweisen. Was recht und billig ist, liebt Gott und jedes humane Gemüth, also erwarte man von mir nur was wahr ist. Wenn die freundschaftliche Ermahnung wirkt, so ist mein Eifer über die Maßen belohnt, mit dem ich selbst für ihre Künstlerehre streite. Also muß ich sagen, daß die Darstellung der Iphigenie auf Aulis unter die mislungenen gehöre, nicht allein für den productiven Theil, als auch für die stummen Mitwirkungen der theatralischen Täuschung. Gut wäre es gewesen, wenn man vor den Vorstellungen die Köpfe homerischer Helden, gestochen von Tischbein, betrachtet hätte; dann wäre Ulysses nicht erschienen als hübscher, achtzehnjähriger Junge mit glatten blühenden Wangen und einem Helm voll wehender Straussedern; Achilles hätte sein Antlitz nicht verdüstert mit braunem Lockengewebe, und der etwas alte Patroklus hätte sein hellblondes Haar nicht versteckt unter einer trotzigen, braunen Perücke; auch dürfte man Homers Iliade wieder ein Mahl lesen, weil das die Welt ist, in der solche homerische Gemüther geblüht; dann wäre vielleicht Herr Polawsky zum sanften Sohn des Menätios statt zum unbärtigen Odysseus geworden. Herr Schröder hätte die Rolle des Menelaos verdorben statt die des sanften Patroklus, und und Herr Zahrt hätte mit männlichem Barte versehen den Odysseus überbekommen statt des doppelt gekrönten Menelaos. Auch Herr Borck wäre vielleicht in Automedons Gestalt besser gefahren als Herr Schmelka, der die Kilians und Peters meisterhaft gibt.

Die Frauen-Rollen gingen besser daher auf griechischem Boden. Demoiselle Nuth als Iphigenie gab ihre Rolle beinahe besser als sie sie aus den Händen des Dichters empfing; in der Scene mit Achilleus verläugnete sie ihre Liebe mehr als es der Verfasser wollte, was einen zweifelhaften schillernden Ton in das Gemälde ihres Spiels

Digitized by Google

brachte. Uebrigens kann die Schauspielerinn nichts dafür, daß man im ersten Act recht bürgerlich sentimentalisirt, und im letzten recht heroisch stirbt; um der Einheit willen durfte die Liebe nicht hervorbrechen wie ein brausender Ton, sondern in sich selbst verschwinden wie ein versiegender Quell. Madame Liebich als Klytemnestra zeigte viel Anmuth und Liebreiz, mehr Größe und Würde hätte nicht geschadet. Auch das Komische des Opferzuges, das lilliputische des griechischen Heeres wäre weggefallen, hätte man die Majestät des griechischen Drama's besser beachtet. Man kennt zwar die große Oekonomie des Theater-Unternehmers; doch einige Gulden weniger in den Pensions-Fond geflossen hätten keinem der Mitglieder seine Pension verkümmert, und ein Vorwurf hätte verstummen müssen, der leider wohl noch oft recht stentorisch brüllen und zwar gegen Himmel brüllen wird. —

Beherzigungen.

Man pflegt gewöhnlich das sechszehnte Jahrhundert oder die noch frühere Verbreitung der Buchdruckerkunst als die Epoche des Wiederauflebens der Wissenschaften in Europa zu bezeichnen. Dieser Ausdruck hat etwas sehr nachtheiliges; die meisten werden dadurch versucht zu glauben, in den vorhergehenden Zeiten müßten Künste und Wissenschaften (die freilich bald nach den Stürmen der Völkerwanderungen da, wo sie vorhin geblühet hatten, auf eine Zeitlang sich vom Schauplatze verlohren) ganz und gar ausgestorben seyn, und erst die Betriebsamkeit der Guttenberge, der flüchtigen Griechen und späterhin der Häupter der Reformation habe sie wieder zum Leben erwecken können. Wenn man bestimmt nur von dem neu belebten, oder doch nunmehr auf eine ganz andere Art betriebenen Studium der griechischen und römischen Classiker spricht, so würde man eben nicht unrecht haben; allgemein aber ist diese Annahme geschichtswidrig, und hebt den Zusammenhang in den nothwendigen Stufen der Bildungsgeschichte der Menschheit auf. In den Zeiten des Mittelalters hörten die Wissenschaften — die an jede dem Zustande der Wildheit entwachsene Nation von selbst sich anschließen — nie auf zu seyn und zu wirken, aber wie leicht einzusehen, bei der im Vergleich mit dem Alten und dem Modernen so heteregenen Cultur auch in einer veränderten Form und in ganz verschiedenen Graden der Ausdehnung und des Einflusses. Dieses wird gewöhnlich übersehen, und es ist daher leicht uns glauben zu machen, weil zum Beispiel in den gereimten Herametern jener Zeit fast alle Spuren der ehemaligen römischen Poesie verschwinden, so müße die ganze schöne Litteratur damahls zu dem leblosen Schatten einer barbarischen Gefühllosigkeit herabgesunken seyn. Als ob es nicht ein nothwendiges, natürliches Ding gewesen wäre, daß vor dem Eindringen des kämpfenden Zeitgeistes die alten Formen entweder ganz dahin schwinden, oder in Gestalt und Maß so viel möglich dem vorherrschenden Bildungstriebe des neuen Jahrhunderts sich anschmiegen mußten, wenn sie überhaupt noch auf irgend eine Art fort existiren sollten. Daß aus einer solchen eigensinnigen Verknüpfung verschiedenartiger Bestandtheile nur etwas halbes, unbefriedigendes und ungeschicktes hervorgehen konnte, liegt am Tage; wenn der Zeit ihr volles Recht hätte widerfahren sollen, so würden zum Beispiel in keinem Kloster Italiens oder Deutschlands arbeitselige Hände sich die Mühe haben nehmen dürfen, die Werke des Cicero, Virgil und Horaz nett und sauber auf kostbarem Pergament für uns immer von neuem wieder abzuschreiben. Dieses Verdienst wird von niemand den Closter-Geistlichen abgesprochen; sobald aber von der übrigen Cultur jener Zeiten die Rede ist, sieht man sich plötzlich in dürre Sandwüsten versetzt, die ein finsterer Nebel bedeckt, den keiner zu durchdringen wagt. Man geht umher und frägt nach einem Werke, welches dem gelehrten Interesse willkommen ist; von dem, was in der Mitte jeder Nation unmittelbar sich selbst erzeugte, ist gar nicht die Rede; und doch wäre dieses, sobald wir über die Cultur jener Zeiten urtheilen wollen, allein der Rede werth.

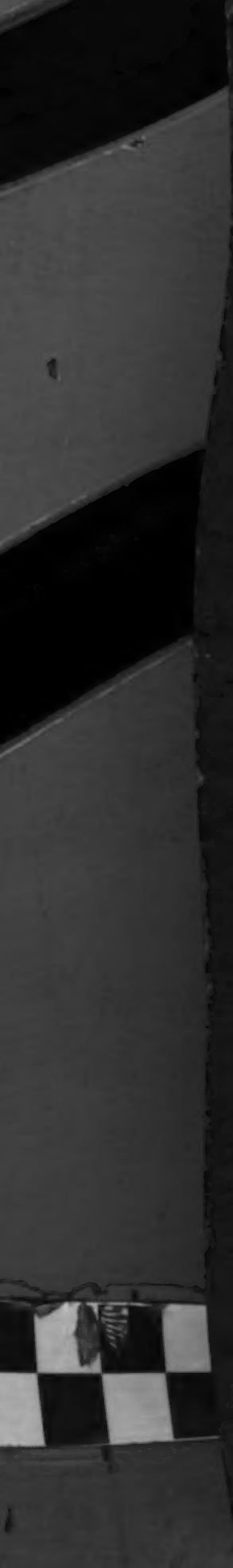
Der menschliche Geist gewinnt an freier Behandlung der äußeren Welt, und an reger Selbstständigkeit, indem er an den fremden Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Völker die eigenen Vorurtheile der Heimath bricht; und je mehr sich der vergleichende Sinn verständig übt an der Zusammenstellung des Fremdartigen, desto größeren Umfang muß er sich erringen an innerer Kenntniß seines Selbsts. Er tritt in dieser Anschauung und Erkenntniß des Fremden aus dem beschränkten Kreise seiner Selbstheit heraus, und dieß ist ja das Wesentliche der menschlichen Bildung; und hierauf begründet sich ja alle ächte Humanität: alles Wahre und Schöne, auch noch so entfernt liegend, sich anzueignen, und es in das eigene Wesen gediegen zu verwandeln.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

XXXX (1804/05 +1805) VII. 86

Digitized by Google



Digitized by Google